NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08736430 7
Digitized by Google

HEIDELBERGER
JAHRBÜCHER
DER
LITERATUR.

Sechzigster Jahrgang.

Erste Hälfte.

Januar bis Juli.

Heidelberg.
Akademische Verlagshandlung von J. C. B. Mon .
1867.

HEIDELBERGER
JAHRBÜCHER
DER
LITERATUR.

Sechzigster Jahrgang.

Zweite Hälfte.

Juli bis Dezember.

Heidelberg.
Akademische Verlagshandlung von J. C. B. Mohr.
1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Neue Jahrbücher der jüdischen Literatur in St. Petersburg. Heft I. „Aus der Krimm nach dem heiligen Lande.“ Drei Reisebeschreibungen von drei hebräischen Gelehrten: 1) Samuel ben David, aus dem Jahre 1641—1642. 2) Moses ben Elijahu Halevy, aus dem Jahre 1654—1655. 3) Benjamin ben Elijahu, aus dem Jahre 1785—1786. Nach drei Handschriften der Firkowitz'schen Sammlung auf der kaiserl. Bibliothek zu St. Petersburg, herausgegeben mit Anmerkungen und Erläuterungen v. J. Gurland. Heft II. Kurze Beschreibung der mathemat. astronom. und astrologischen hebr. Handschriften der Firkowitz'schen Sammlung. St. Petersburg. 1865—66. 8.

Von der ersten hier angeführten Reisebeschreibung ist schon ein Bruchstück in lateinischer Uebersetzung zuerst von Peringer Lilieblad herausgegeben worden, das dann in Wolf's bibliotheca hebraica und Ugolini's tesoro wieder abgedruckt, und von Carmoli in seinen »itineraires de la terre sainte« ins französische übersetzt wurde. Sie erscheint aber hier vollständig im hebräischen Urtexte, nach einer Handschrift der kostbaren Pirkowitz'schen Sammlung, welche vor einigen Jahren die russische Regierung angekauft und der kaiserlichen Bibliothek einverleibt hat, mit erläuternden Anmerkungen vom Herausgeber und von Rabi Jakob Reifmann. Diese Beisebeschreibung, so wie die beiden Andern, sind in so fern interessant, als sie von Karaiten herrühren und manche wichtige Notizen über die Zustände dieser Sekte im 17. und 18. Jahrhundert enthalten. Samuel schiffte sich, in Gesellschaft einiger andern jüdischen Gelehrten, aus Verlangen nach dem heiligen Lande zu wallfahren, in Koslow ein, und wurde durch heftige Stürme genöthigt, in Kudros (das alte Cytorus in Paphlagonien) zu landen, von wo er, nach dreitägigem Aufenthalte, nach Konstantinopel reiste, und von hier durch die Dardanellen nach Alexandrien. Obgleich etwa fünfzig grössere Schiffe beisammen waren, freuten sie sich doch als sie im griechischen Meere eine kleine Kriegsflotte fanden, unter dem Commando eines Pascha, welcher ihnen das Geleite gab, um sie gegen griechische Corsaren zu schützen, die das mitländische Meer durchstreiften. Man veranstaltete grosse Feste zu Ehren dieses Pascha und auf dem Schiffe, auf welchem Samuel sich befand, heisst es dann weiter, war auch ein türkischer Grosser, welcher Schaban Efendi hiess הם בחצוצרות והיה לשר דבול חנא ויתקעו גם. Hiezu bemerkt Herr Reifmann in einer Anmerkung: was bedeutet דבול חנא und was bedeuten die Worte גםהם.

Er glaubt daher man müsse דבו לחנא lesen und der Sinn sei חבר נוגנים. Das Wort לחנא findet sich freilich im arabischen »lahn« wieder, aber דבו im Sinne חבר kommt nirgends vor. Sonderbar wäre es auch, dass Schaban Efendi, welcher שר (Fürst, Grosser) genannt wird, an der Spitze eines Musikcorps gestanden, also etwa Capellmeister gewesen wäre. Das Wahre ist aber, dass man am Texte nichts zu ändern braucht, sondern dass hier nur gesagt wird, Schaban Efendi hatte den Rang eines »Emir tobl chaneh »d. h. eines solchen, vor dessen Thüre ihm zu Ehren mit Trommeln und Trompeten musicirt zu werden pflegte, und diese Musiker des Effendi stiessen auch in die Posaunen zu Ehren des Pascha. (S. über den Titel Emir Tobl Chaneh Quatremère zu Makrizi.) Auch die 9. Anmerkung Reifmanns scheint Ref. ungeeignet. Er wundert sich nämlich, dass der Verf. einen Vergleich zwischen Rhodus und Galata in Bezug auf die Zahl der Synagogen und Moscheen anstellt? aber der im Texte angestellte Vergleich bezieht sich nicht auf die Zahl der Bethäuser, sondern auf die Bauart der Stadt, indem hier wie dort das Baumaterial nicht aus Holz, sondern nur aus Quadersteinen besteht. Hingegen scheint uns eine andere Anmerkung, in welcher er לילות für לנדון zu lesen vorschlägt, richtig, nur ist das folgende בתוך האדא noch nicht klar, es hiesse: »wir blieben dort (שם, also in Rhodos) drei Tage und drei Nächte, in der Mitte der Insel«, was soll das heissen? Der Hafen und die Stadt liegen doch nicht in der Mitte der Insel? offenbar fehlt noch etwas vor dem Worte בתוך. Von Rhodos ging die Fahrt weiter nach Alexandrien und von hier zu Land nach Rosette. Dort wird von vielen Chanen, Herbergen und Kaffeehäusern erzählt, denn letzteres ist, wie der Herausgeber richtig bemerkt, unter קהואחנות zu verstehen, nicht Caravanserais, wie Carmoli übersetzt, was schon durch das vorhergenannte מלונלאורחים ausgedrückt ist. Unter Chanen (חנויות) sind Magazine von Kaufleuten, oder Kramladen gemeint. Von Rosette ging die Reise zu Wasser weiter nach Kahirah, wo die Reisenden bei einem ihrer Glaubensgenossen freundliche Aufnahme fanden. Hier überschüttet nun der Verf. die Karaiten von Kahirah mit Lobespreisungen, sowohl hinsichtlich ihrer Menschenfreundlichkeit und Wohlthätigkeit als ihrer strengen Beobachtung der göttlichen Vorschriften: sie zünden am Sabbat kein Licht an, essen nichts warmes, hüten sich vor Allem was unrein ist, geniessen bei Mohammedanern und rabbinischen Juden keinerlei Speisen, mit Ausnahme von Früchten, sie haben ihre eigenen Bäcker und Metzger und kaufen von Andern weder Brod noch Fleisch, »so dass sie in Wirklichkeit und zunächst wahre Juden und Israeliten genannt zu werden verdienen. Was ihr Geschäft betrifft, so sind sie grösstentheils Geldwechsler u. s. w.« (so sind die Worte בעצם (ihrem Wesen nach) und צורפים (das arabische Sarraf) zu verstehen.) Hierauf folgt dann die Beschreibung der Synagoge der Karaiten, dann die der rabbinischen Juden

in Altkahirah, in welcher sich eine Thora von der Hand Esra's befinden soll, die aber Samuel nicht zu sehen bekam. Am Schlusse bemerkt er, dass diese Synagoge einst den Karaiten gehört habe, dass sie aber in Folge ihrer Sünden Eigenthum der rabbinischen Juden geworden sei. Samuel besuchte dann auch die Citadelle, in welcher der Vorhang für den Tempel Mohammeds zu Mekka gestickt wird, bei welcher Gelegenheit er Mohammed משוגע (den Verrückten) nennt. Hierauf wird erzählt, dass in Egypten das Fell, die Knochen und das Nierenfett (man muss חלב statt חבל lesen) sämmtlicher geschlachteter Thiere dem Pascha gegeben werden musste, und dass es bei Todesstrafe verboten war, des Nachts auszugehen, dass aber einem gewissen Samuel, einem angesehenen Karaiten, der vor mehreren hundert Jahren gelebt, folgende drei Bitten vom damaligen Herrn von Egypten gewährt wurden: 1) dass die Juden des Nachts ausgehen dürften, wenn sie eine Laterne tragen, 2) dass von ihren Thieren nur das Fell, aber nicht Fett und Knochen genommen würde, 3) dass sie einen eigenen Begräbnissplatz ausserhalb dem Orte erhielten, während sie früher ihre Leichen in ihren Wohnungen bestatten mussten. Er soll, (wie einst Dido) so viel Land verlangt haben, als eine Ochsenhaut umspannen kann, diese dann in feine Riemen zerschnitten haben, so dass ein ansehnlicher Begräbnissplatz herauskam. Nach einem Aufenthalt von 48 Tagen verliess der Reisende Kahirah und wurde von einigen Freunden bis Chanka (so ist S. 8 כנכא st. בנצא zu lesen) begleitet, von hier ging es nach Bilbeis, (nicht בלכיים sondern בלביים) wo er dem Schatzmeister des Sultans empfohlen ward, der auch nach Syrien reiste. Dieser rief einen seiner Untergebenen genannt עלי צלבי והוא אמרי חוין des Schatzmeisters und befahl ihm diese Leute, aus Rücksicht für Ali Bey, der sie ihm empfohlen, ehrerbietig zu behandeln. Zu den hier angeführten hebräischen Worten bemerkt der Herausgeber: »vielleicht ist אמיר אלחאוי zu lesen, welches im Arabischen »hoher Vorgesetzter bedeutet«, wahrscheinlicher ist aber עזין zu lesen, was dem צלבי, d. h. dem türkischen Tschelebi entspricht. Für das auf der folgenden Seite (S. 9. Z. 2) vorkommende Wort מוטכרקא, zu welchem der Herausgeber ein Fragezeichen beifügt, ist vielleicht בטפנקא mit Flinten »Schützen« zu lesen. Die Stationen zwischen Elarisch und Jerusalem gibt Samuel folgenderweise an: זעקה, אסדוד ,מגדל, (גזה (oder עזה ,גבור קיו ,כאן יוניוס (wozu bemerkt wird: im hebräischen אשדוד), רמלה (wobei es heisst: d. i. גת.) In der Reisebeschreibung des Moses Halevy aber liesst man: wir reisten von El-Arisch nach Chan Junus, d. i. Askalon, von da nach זעקא d. i. Aschdod, von da nach Ramlah d. i. עזה von hier nach אלבדן und dann nach Jerusalem. Was die Stationen Samuel's angebt, so ist vielleicht statt גבור גשר (Brücke) oder כפר (Dorf) zu lesen, und der Ort gemeint, wo eine Brücke über

Wadi Scheriah führt oder einfach eine Brunnenstation. Der Bericht Moses' ist entweder entstellt, oder der Reisende hat ihn erst später aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben und sich der respectiven Lage der Orte nicht mehr genau erinnert. S. 12 wird das Thor, durch welches Samuel nach Jerusalem kam, בַּכואל כַּליל genannt, statt בַּב אל חליל d. h. Thor Abrahams, welcher der Freund Gottes heisst. Wir übergehen die Beschreibung des Tempels und anderer heiligen Alterthümer und Gräber, welche der Reisende in Jerusalem sowohl wie in Ramah, Hebron u. s. w. besuchte. Von Jerusalem ging die Reise über כירא (soll wohl בירה heissen) nach Nablus oder Schechem. Der Name נבלוש soll, wie er gehört hat, von der dort verübten Schandthat (נבלה) an der Tochter Jakobs herrühren, während er offenbar, wie der Herausgeber schon bemerkt, von Neapolis herkömmt. Von hier besuchte er das Grab Josua's und das seines Vaters Nun, das Grab Kalebs, Eliesers, Itamars, Pinhass's u. s. w. Von Nablus ging der Weg über Ain Jakub nach Djenin. Von hier bis Damask heissen die Stationen bei Samuel: עיני נייגי, חתין, מינא, גשר יעקב und סחסא. Bei Moses lauten sie: אויןטונגר, עיןמנייא, גשריעקב, קנימרא, סעסע. Was des Ersteren נייגי sein soll, ist nicht klar, vielleicht soll es auch טוגר heissen, denn wir finden einen Ort Ain Tudjar zwischen Djenin und Hitin. Das Uebrige ist klar, nur ist nicht קנימרא sondern קניטרא, das bekannte Kuneitereh, zu lesen. Bei dem Orte Sassa ist bemerkt, dass dort eine I m a r a t sei, der Herausgeber vermuthet mit Recht, dass dieses Wort mit ע statt mit א geschrieben sein sollte, die wahre Bedeutung aber »Stiftung« war ihm unbekannt. Von Damask, wo der Reisende von seinen Glaubensgenossen festlich gefeiert wurde, begab er sich über Kosseir nach Homss, Hamah, Scheichun, Maarra (nicht מעדרא) und Haleb, dann über Khakala und דיזין (?) nach Antakieh. Von hier über Beilan nach Iskanderun, Pajas, dem Hafen von Haleb, wie Tripoli (nicht טרכולוס) der Hafen von Damask ist. Von hier ging es über Mesis nach Adana. Auf dem Wege wird eine Citadelle גיחן קלעחי genannt, was קלעסי (die Citadelle am Flusse Djaihan) heissen soll. Von Adana reiste Samuel über Erekli, Kara Bunar (nicht כוינר) und Elgun nach Ak schehr, (nicht חק). Als Zwischenstationen werden אינב, דוטוס, und בוזיק genannt, während die gewöhnliche Strasse über Ismil, Konia und Ladik führt. Von Ak Schehr zog er über סקיינן (? wahrscheinlich Isaklu) nach Bulwadin, Bejad, (nicht כיט) Jeni Chan (oder Chosrew Pascha) und Seidi Ghasi. (nicht קיי, wahrscheinlich heisst es im Msc. קזי und hat nur der Verf. ק für ג geschrieben). In einer Moschee daselbst, sagt der Verf.. ist [das Grab] des Seid Battal, des bekannten arabischen Helden (nicht כמטל). Dann ging es weiter nach Eski Schehr (im Texte steht blos Eski und ist Schehr hinzuzu-

setzen). Samuel blieb nicht da, weil das Osterfest, das er in Constantinopel zubringen wollte, nahe war. Das ist wohl der Sinn des entstellten Textes, wo es wörtlich heisst: »wir übernachteten nicht daselbst, denn (obgleich?) es ist ein Ort zum Uebernachten, wir übernachteten deshalb nicht, denn wir waren in Bedrängniss, denn die Ostertage waren nahe. Von Eski Schehr ging es über Sugud (nicht צוקויר) und Isnik, (Nicea, nicht איזניב) nach Dil. Hier setzte er über den Meerbusen von Ismid und reiste dann weiter nach Scutari und Constantinopel, wo er sich nach Ostern wieder einschiffte, um in seine Heimath zurückzukehren.

Moses hingegen reiste von Adana nach Sinope und schiffte sich dort nach Kaffa ein. Er nennt nur drei Stationen, an welchen er den Sabbat zugebracht hat. Sie heissen: ברכטלי, בטרלר und צורם. Letztere ist ohne Zweifel Tschorum, Erstere Bereketlu, die Mittlere vielleicht, wenn man das ט in ein ס verwandelt, Sarlar.

Die Reisebeschreibung Benjamins ist weniger wichtig, denn er ist auf dem Hin- und Rückwege zu Wasser bis Jafa gefahren. Sehr possierlich ist seine Erzählung von seinem Besuche des Grabmahls David's und Salomo's, wo ihm ein Scheich gesagt haben soll: »wir lieben euch mehr als die rabbinischen Juden und gestatten euch diesen Ort zu betreten, denn ihr habt eine Urkunde von unserm Propheten, welche euch autorisirt in Jerusalem zu wohnen und Ländereien einräumt, um Häuser zu bauen, von dem Allem ist aber den rabbinischen Juden nichts gewährt worden, denn er (Mohammed) hat wohl euere Satzungen von den Ihrigen zu unterscheiden gewusst.« Man weiss nicht, ob hier der Reisende aufschneidet, oder ob der Scheich, um ein besseres Bachschisch zu erlangen, diese Fabel erdichtet hat. Noch bemerken wir, dass der Chan der Krim, von welchem S. 25 die Rede ist, nicht Bachadir, sondern Bahadir hiess, S. 18 heisst er gar Kahdid.

In der Einleitung gibt der Verf. eine kurze Notiz über bisher bekannte jüdische Reisebeschreibungen, welcher Herr Reifmann einige Berichtigungen und Ergänzungen beifügt. Dem Herausgeber gebührt der Dank derjenigen, die sich für diesen Zweig der Literatur interessiren, wenn auch gewünscht werden muss, dass er bei künftigen Arbeiten sich etwas mehr Mühe um die Verbesserung des Textes gebe.

Liber expugnationis regionum auctore Imamo Ahmed Ibn Jahja Ibn Djabir al-Beladsori quem e codice Leidensi et codice musei Britannici edidit M. J. de Goeje. Lugd. Bat. E. J. Brill. 1866. 4.

Maçoudi. Les prairies d'or. Texte et traduction par C. Barbier de Meynard. t. IV. Paris. imprim. royale. 1865. 8.

Durch die Herausgabe dieser beiden Werke erhält unsere Kenntniss der arabischen Geschichte und Geographie eine weitere Bereicherung. Ersteres ist besonders für die Kriegsgeschichte wichtig, denn es enthält ausführliche Berichte über die Feldzüge der Araber, von Mohammed bis zur Zeit des Verfassers, dessen Tod in das Jahr 279 d. H. (992 n. Chr.) fällt. Er war ein guter Dichter und gewissenhafter Traditionssammler und seine Sammlung über die Eroberungen der Araber in den ersten Jahrhunderten der Hidjrah hat für uns um so grössern Werth, als die Arbeiten seiner Vorgänger, Almadaini, Alwakidi, Ibn Kelbi und anderer, die er citirt, uns noch unbekannt sind. Auch in geographischer Beziehung ist dieses Werk von hoher Bedeutung, weil es über die eroberten Länder und ihren Zustand, so wie über die Gründung neuer Städte in denselben, kostbare Notizen enthält. Dieses Buch ist übrigens nur ein Compendium eines grösseren unvollendet gebliebenen Werkes, das nicht zu uns gelangt ist. Der Verf. ist in Bagdad gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts der Hidjrah geboren, zeichnete sich unter Mamun schon als Dichter aus, gehörte zu den vertrauten Freunden Mutawakkils, und stand auch unter Mustain und Almutaz in hohem Ansehen. Letzterer vertraute ihm die Erziehung seines Sohnes Abd Allah an. Er nahm gegen Ende seines Lebens aus Versehen Anacardium, ein Gift, das im Arabischen »beladsor« heisst, woher auch sein Beiname Al-beladsori kömmt, wurde wahnsinnig und starb in einem Irrenhause. Obgleich er viel am Hofe der Chalifen lebte, ist er doch unparteiisch in seinem Urtheile über die Abbasiden, wenn er auch allerdings manche ihrer Gebrechen verschweigt. Das Werk zerfällt in 88 Kapitel. Die ersten 18 handeln von Arabien, von der Flucht Mohammeds nach Medina bis zum Kriege Abu Bekrs gegen die Abtrünnigen, welcher in den drei folgenden Capiteln geschildert wird. Cap. 22—47 behandeln die Unterwerfung Syriens, darauf folgt die von Mesopotamien, Armenien, Egypten, Westafrika, Spanien, von den Inseln des Mittelmeeres, Nubien, West- und Ostpersien, Chorasan, Kabul und Sind.

Obgleich aber die Geschichte der Kriegszüge der Araber den ersten Platz in diesem Werke einnimmt, ist es doch auch für die innere Geschichte des Islams, besonders in staatswirthschaftlicher und statistischer Beziehung, so wie hinsichtlich der Verwaltung und des Finanzwesens, sehr belehrend. So enthält z. B. das 41. Cap. gelegentlich der Erzählung von der Abschaffung der griechischen Finanzbeamten, die Summe der Grundsteuer aus den verschiedenen

Provinzen Syriens und Palestina's. Das 84. Cap. behandelt die Rechte der Eroberer an die mit dem Schwerdte unterworfenen Länder und die Abgaben zu denen die Unterjochten verpflichtet sind Im folgenden Capitel wird berichtet, wie Omar die ungeheure Beute, welche in Persien gemacht wurde, vertheilte und wie er allmählich einige Ordnung in die Staatseinnahmen und Ausgaben einführte. Das 87. Cap. handelt vom arabischen Münzwesen, von den ersten geprägten Münzen im Islam, wie vom Werthe derselben zu verschiedenen Zeiten. Auch in den hier angeführten Traditionen wird Haddjadj als der erste genannt, der im Jahr 75 d. H., unter dem Chalifen Abd Al Melik arabische Münzen prägen liess, während Andere berichten, Mussab Ibn Zubeir habe auf Befehl seines Bruders Abd Allah im Jahr 70 Dirhem nach persischer Weise mit dem Worte Barakat und Allah prägen lassen. Merkwürdig sind folgende Stellen, aus denen hervorgeht, dass man zu jener Zeit schon neugeprägte Münzen für alte ausgab oder wenigstens solche fabricirt zu haben im Verdacht stand. So liesst man S. 468: »Dawud der Münzkenner berichtet: ich habe einen Dirhem gesehen, auf welchem stand: »geprägt in Kufa im Jahr 73, aber die Münzkenner waren darüber einig, dass er gefälscht war (man muss wohl Z. 7 النقاد statt انتقاد lesen). Derselbe erzählt: ich habe einen seltenen Dinar, desgleichen nie gesehen worden war, gesehen, auf welchem Obeid Allah Ibn Zijad stand, er wurde aber auch für unecht gehalten.« Das letzte Capitel endlich enthält verschiedene Berichte über die Einführung und Vervollkommnung der Schreibkunst unter den Arabern.

Dem Texte hat der Herausgeber ein Register aller in demselben vorkommenden Personen- und Stämmenamen beigefügt, ferner eine ziemlich grosse Zahl Verbesserungen, die ihm zum Theil von Fleischer und Nöldeke mitgetheilt wurden, und endlich ein Glossarium, welches die Wörter erläutert, deren Bedeutung bei Freytag fehlt oder nicht deutlich angegeben ist. Wir unterlassen es dem Fehlerverzeichnisse noch wenige Andere beizufügen und schliessen mit einigen Bemerkungen über das Glossarium.

S. 15 heisst es: die 2. Form von adsana bedeute arcuit, repulsit und es wird dabei auf p. 162 verwiesen. Hier scheint aber, da das ذ kein Teschdid hat, die vierte Form zu stehen, welche, nach dem Kamus, wie die zweite »abhalten« bedeutet. Das Citat aus Ibn Hischam über dieses Wort beweist wenig, da die Worte desselben nur eine Paraphrase, aber keine wörtliche Erklärung des Koranverses sind. Das Wort Tilliseh wird auch im chaldäischen von einem Uebertuche gebraucht. Zu dem Worte جُعل hätte Hariri citirt werden sollen, wo p. 79 (der Ausg. v. Reinaud und Derenbourg), Djaalah der Lohn bedeutet, den man einem Führer gibt, und p. 134, wo es im Commentare heisst: Djialah, Djaalah und Dju'lu sei der Lohn für jeden Dienst. Dass خلص in der fünften

Form ein transitive Bedeutung habe, sucht der Herausgeber durch mehrere Beispiele aus Beladsori zu beweisen; von den vier angeführten Stellen ist aber nur eine entscheidend, die, da diess gegen allen Sprachgebrauch und gegen den Kamuss wäre, leicht zu ändern ist. S. 185 kann man nämlich Ibnuhu und nicht Ibnahu lesen und das Verbum hat seine gewöhnliche passive Bedeutung. Dieselbe Bedeutung kann es p. 401 haben: »er glaubte es ziehe ein Heer gegen ihn um ihn zu bekriegen, und es könnten befreit werden die Gefangenen.« S. 426 ist offenbar das Wort tachallassa im Sinne »frei werden« zu nehmen. Die Stelle lautet: »Djarrah sandte Abd Allah Ibn Mi'mar nach Transoxanien, er drang tief ins feindliche Land ein, und beabsichtigte auch nach China vorzudringen, aber die Türken umzingelten ihn bis er sich loskaufte und (wieder) frei wurde. S. 444 kann man lilhakam statt Alhakam lesen und der Sinn ist: »Das Beste von dem was sie aus Feindes Hand eroberten, wurde für Hakam bestimmt.« Es bleibt nur noch die Stelle S. 108, die allerdings für die Behauptung des Herausgebers spricht, wenn man nicht entweder das ڗ oder das ه streicht. Dass das Wort Rahakun in der Stelle S. 65 die Bedeutung von »servitude« habe, ist nicht wahrscheinlich, die von »Gewaltthat« passt ganz gut und der Sinn ist: »weder eine Gewaltthat (Raub) noch eine Mordthat aus der Zeit des Alterthums soll geahnt werden.« Die zweite Form von Rawadja, hat ohne Zweifel Djauhari und der Kamuss auch durch »gangbar machen« (von einer Münze) erklärt, so hat es auch der türkische Uebersetzer des Kamuss aufgefasst, wo es heisst: »Attarwidju bir nesnehjeh rawadj wirmek maanasineh dör.« Die fünfte Form von Nakara wird durch »velavit, cucullo texit caput« erklärt und auf Beladsori p. 41, Hamasa p. 103 und Samachschari p. 673 verwiesen. In allen diesen Beispielen heisst aber tanakkara einfach »sich verkleiden, unkenntlich machen« sei es durch Tracht, falschen Bart oder gefärbte Haare, oder durch veränderten Ausdruck im Gesichte. So kommt dieses Wort auch in der 12. Makamah des Hariri von Abu Zeid vor, wo es heisst: dessen Gesicht nahm eine so zornige Miene an, dass er ganz unkenntlich ward. Die vom Herausgeber angeführte Stelle aus Samachschari, welche lautet: »und er hatte den grössten Theil seines Gesichts mit der Kopfbinde bedeckt, wie ein (Mutanakkir) sich unkenntlich machender« beweist, dass dieses Wort an und für sich nicht »sich den Kopf bedecken« bedeutet, sondern nur dass Leute die nicht erkannt werden wollen zuweilen auch sich das Gesicht verhüllen. Im Allgemeinen ist das Glossarium eine dankenswerthe Zugabe, wenn auch manche Bemerkungen ganz überflüssig sind und namentlich aus dem Commentare zu Hariri hätten erläutert werden können. Nicht minder zweckmässig sind die Register der im Werke vorkommenden Eigennamen von Männern und Stämmen sowohl als von Städten und Ländern.

Mit weniger Wohlgefallen blicken wir auf die Arbeit des Herausgebers des vorliegenden vierten Bandes von Masudi's goldnen Wiesen. Masudi ist bekanntlich der erste arabische Historiker, der nicht blos Traditionssammler, sondern auch Geschichtforscher war und der nicht nur die politischen Ereignisse aufgezeichnet, sondern auch der Religions-, Sitten-, Literatur- und Culturgeschichte den ihr gebührenden Platz eingeräumt hat. Auch beschäftigt er sich nicht ausschliesslich mit der Geschichte des Islams und der mit derselben zusammenhängenden biblischen Geschichte, sondern er behandelt auch mit Eifer und Ausführlichkeit die fremder Völker und Länder, so dass aus seinem Werke manche schätzbare Nachrichten über die alte Geschichte und Geographie geschöpft werden können. Wichtiger und zuverlässiger für uns ist indessen das was er über die Zeit des Islams berichtet, mit welcher das 70. Cap. (p. 104) beginnt. Wir finden im vorliegenden Bande eine Biographie Mohammeds und die Geschichte der vier ersten Chalifen, bei welcher jedoch mehr die Persönlichkeit der Herrscher und ihrer höchsten Beamten, als die unter ihnen vorgefallenen Begebenheiten berücksichtigt werden. Diesen Band hat, wie wir aus der Einleitung sehen, Herr Barbier de Meynard allein übersetzt, während bei den drei Vorhergehenden H. Pavet de Courteille sein Mitarbeiter war, und wir müssen uns schon beim durchlesen der Einleitung wundern, wie er, wenn er doch den ganzen Band gelesen und übersetzt hat, in seiner übersichtlichen Inhaltsangabe sagen konnte: »c'est ainsi qu'après nous avoir offert de nouveaux documents sur la conquête de Syrie et de Perse, il nous depeint en traits ineffaçables la vie austère et frugale d'Abou-Bekr« während doch nur die Eroberung von Persien ausführlich erzählt, die von Syrien aber kaum erwähnt wird. Doch gehen wir zur Uebersetzung des Textes über, da begreifen wir wohl, dass dem Uebersetzer manche Stelle unklar war, können uns aber nicht erklären, wie er, statt sich mit dem ersten besten »à peu prés« zu begnügen, sich nicht bei seinen gelehrten Collegen in Paris, bei einem Herrn Reinaud oder Caussin de Perceval, über den wahren Sinn des Textes belehren liess. Folgende Beispiele werden zeigen, dass der Uebersetzer seiner Aufgabe nicht ganz gewachsen war. S. 243 übersetzt er den Vers Z. 6.: »C'est moi, Amr, qui, en dépit de ses refus, lui ai tendu ce piège, moi et mes cavaliers; c'est moi qui posséderai désormais ses faveurs« statt: Amr hat trotz dem (drohenden) langen Tod, sie heimgesucht mit seinen Reitern, er verschont sie aber obgleich sie nichts taugt.« S. 286 wird der erste Vers übersetzt: »Fils de Hachem, une lueur d'amitié ne peut briller entre nous, tant que la fortune sera votre complice.« Die wahre Bedeutung dieses Verses ist: »Söhne Haschim's! wir und das zwischen uns Vorgefallene gleicht einem Riss in hartem Felsenstein, nie wird einer erscheinen der ihn wieder zusammenfügt (so wenn man Aldahra liest, liest man Aldahru, so heisst es: »nie wird die Zeit einen hervorbringen u. s. w.). Am

Anfang der folgenden Seite sagt Alfadhl Ibn Abbas: »Ali war zum Herrscher nach Mohammed bestimmt, Ali war überall sein (Mohammed's) treuer Gefährte, bis Gott seinem Glauben den Sieg verlieh *), während du (Welid) bei den Elenden warst, die ihn bekämpften; du bist ein Mann der reinen Menschen fern steht, du hast keinen Freund unter uns mit dem du gemeinschaftlich klagen kannst.« Dafür lautet die französische Uebersetzung: »Ali est le légitime successeur de Mohammed et le maitre du pouvoir dans tout l'empire; Ali dont Dieu a enfin manifesté les droits, alors que tu le combattais avec les hérétiques. Un homme tel que toi est exclu des gens de bien et ne compte parmi nous aucun Ami qui lui adresse d'indulgentes reproches.« S. 357 heisst es: »Wir versetzen euch Hiebe die das Haupt vom Rumpfe trennen (wörtlich: die das Haupt von dem Orte, auf welchem es sitzt, ruht,). Diess lautet aber in der französischen Uebersetzung: »Sous nos coups le hibou sortira de sa retraite (c'est à dire l'ame sortira du corps).« S. 360 ist die Rede von fünfzig Häuptern, »welche Ali schwuren, ihm bis zum Tode treu zu bleiben« (bajauhu ala-l-mauti) im französischen heisst es aber: »qui reconnurent Ali à l'article de la mort«, d. h. welche Ali in ihrer Todesstunde anerkannten. S. 374 liesst man: »Tel qu'un lion rugissant qui défend ses petits, il brise sous ses dents le trait que lui lance la mort.« statt: »er beschützte was ihm zu beschützen oblag, wie ein Löwe, aber das Geschick hat seinen Pfeil nach ihm geschleudert und er barst.« S. 377 liesst man: »nous avons tué Hauscheb; le jour en se levant a revélé sa mort.« statt: »Wir haben Hauscheb getödtet, am Morgen als er sich als tapferer Krieger gezeigt hatte.« (S. den Kamuss unter i'lâm). S. 388 beklagt eine Frau den Tod ihrer drei Söhne, welche in der Schlacht bei Siffin fielen, und zu den Besten ihres Volkes gehörten und fügt hinzu: »nichts hat ihr Verderben herbeigeführt, als die Theilnahme ihres Herzens an dem Siege des einen oder des andern Herrn von Kureisch.« Dafür hat die französische Uebersetzung: »S'ils n'avaient perdu la vie, peu leur importait auquel des chefs koreichites devait rester la victoire.« Es heisst wörtlich: »nichts schadete ihnen ausser dem Verlangen der Seelen, welcher Emir von Koreisch siegen würde«, d. h. sie hatten weder ein Verbrechen begangen noch eigennützige Zwecke verfolgt, nichts hat sie in's Grab geführt, als ihre Hinneigung für Ali, der gegen Muawia kämpfte, welcher auch ein Emir von Koreisch war. S. 428 sagt Ibn Muldjem, der Mörder Ali's, dessen Haupt seine Geliebte als Morgengabe forderte: »Keine Morgengabe ist kostbarer als das Haupt Ali's und ist es das Höchste was geboten werden kann, so gibt es keine grössere Schlechtigkeit als die Ibn Muldjem's.« Die

*) Die Worte „azhara Allahu dinahu" sind auch S. 141 falsch übersetzt durch „Dieu lui a revélé la vraie religion" was doch nicht in Medina, sondern in Mekka geschah.

französische Uebersetzung lautet: »Une dot, si précieuse qu'elle soit, vaut-elle Ali? une âme, si energique qu'elle soit, vaut-elle l'âme d'Ibn Moldjem?« Man muss nämlich wissen, dass Ibn Muldjem nur aus Leidenschaft zum Mörder Ali's ward. Er sagte zu dem Charidjiten Schebib, der ihn aufforderte, ihm zur Ermordung Ali's zu helfen:« Möge deine Mutter deinen Tod beweinen! du hast ein schlimmes Vorhaben, du weisst was er für den Islam gelitten und wie er es vor Andern mit den Propheten gehalten.« Dafür hat freilich de Maynard: »je connais la constance inébranlable d'Ali et je le place au dessus de tous, à coté du prophète.« So lässt er ihm dann Schebib erwidern: »ignores-tu qu'il juge d'aprés le livre de Dieu« was doch wohl kein Verbrechen wäre, statt: »Weisst du nicht, dass er Menschen die Entscheidung über das göttliche Buch übertragen hat?« So lässt er auch Ibn Muldjem's Geliebte sagen: »il me faut son sang« statt: »suche ihn unversehens zu überfallen« (iltamis alghirrata). Wir könnten noch viele Beispiele unrichtig übersetzter Stellen hinzufügen, aber die angeführten werden genügen um unser Urtheil zu rechtfertigen und, falls diese Anzeige dem Uebersetzer zu Gesicht kömmt, ihn, bei Bearbeitung der folgenden Bände, zu bewegen, sich über schwierigere Stellen mit andern Gelehrten zu berathen. **Weil.**

Allgemeine Weltgeschichte mit besonderer Berücksichtigung des Geistes- und Culturlebens der Völker und mit Benutzung der neueren geschichtlichen Forschungen für die gebildeten Stände bearbeitet von Dr. Georg Weber, Professor und Schuldirektor in Heidelberg. Sechster Band. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann, 1866. VIII und 866 S. 8.

Das verdienstvolle Werk des rühmlichst bekannten Herren Verfassers, dessen fünf erste Bände wir in diesen Blättern angezeigt haben, ist seinem Ziele abermals um einen bedeutenden Schritt näher gerückt. Mit dem vorliegenden Bande wird uns ein wichtiger Theil der Geschichte des Mittelalters geboten, dessen Beginn der fünfte Band enthält. Auch in dem gegenwärtigen Bande begegnen wir überall derselben zweckmässigen Auffassung der geschichtlichen Thatsachen aus den Quellen und mit Benutzung der neuesten historischen Forschungen, derselben rationellen Anordnung des riesigen Materials, derselben sich auch selbst in Behandlung kleinerer und dem Ganzen abgelegener Partien kundgebenden Sachkenntniss, demselben unbefangenen, vom politischen und religiösen einseitigen Parteistandpunkte freien Urtheile, welches nicht in der Gesinnungslosigkeit die Objectivität der historischen Forschung erkennt, sondern immerdar von einem Streben nach einem der Wahrheit, dem Licht und Rechte, dem Fortschritte des Geistes zuge-

wendeten Sinne zeugt, derselben harmonischen Verbindung des politischen und Culturlebens, derselben fliessenden, abgerundeten Darstellung, welche die Präcision des Ausdrucks dem Geklingel schwebelnder und nebelnder Phrasen vorzieht und nirgends die Wahrheit einer so genannten Schönheit opfert, wie wir sie als Vorzüge dieses für alle gebildeten Stände geschriebenen Werkes in der Anzeige der fünf ersten Bände mit gerechtem Maasse anerkannten. Während der fünfte Band die beiden Hauptabschnitte der mohammedanischen Welt und des Zeitalters der Karolinger umfasst, behandelt der vorliegende zwei uns Deutschen besonders nahe liegenden Gegenstände, die Vorherrschaft des deutschen Reiches (S. 1—460) und das Zeitalter der Kreuzzüge und der Hohenstaufen (S. 460—866). Wir empfehlen darum dem deutschen Volke, welches vor allen Völkern Europa's vorzugsweise mit Recht das gebildete genannt wird, die sorgfältige Lectüre desselben. Die Geschichte ist die Lehrerin des Menschen und aus der Vergangenheit lernen wir die Gegenwart begreifen, und, so viel es endlichen Geistern vergönnt ist, auch die Zukunft ahnen. Ausser den im fünften Bande (S. 276, 277, 488) erwähnten Quellen und literarischen Hülfsmitteln wurden in der Darstellung der Vorherrschaft des deutschen Reiches für das Zeitalter der sächsischen und fränkischen Könige die in den Jahrbüchern des deutschen Reichs und der deutschen Geschichte enthaltenen Monographien, ferner Stenzels Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern, Leipz. 1827, 1828, 2 Bde, H. Floto's Kaiser Heinrich IV. und sein Zeitalter, Stuttg. u. Hamburg 1855, 2 Bde, Gfrörers Gregor VII. und sein Zeitalter, Stuttgart, 1859, 1860, 6 Bde, Kluckhohn, Geschichte des Gottesfriedens, 1857; Knochenhauer, Geschichte Thüringens in der karol. und sächs. Zeit, Gotha, 1863; aus den Forschungen zur deutschen Geschichte, der Sybel'schen Zeitschrift und der deutschen Nationalbibliothek einzelne Abhandlungen, für die Geschichte von Ungarn Mailath und Horvath, von Böhmen Palaky, von Polen Roepell in dem Sammelwerk von Heeren und Ukert, Schafariks slavische Alterthümer und C. Dümmler über die südöstlichen Marken des fränkischen Reiches in dem Archiv für die Kunde österreichischer Geschichtsquellen u. a. m. mit vielem Fleisse zu dem historischen Zwecke des Buches verwerthet.

Der erste Abschnitt, welcher von der Vorherrschaft des deutschen Reiches handelt, umfasst Konrad von Franken und das sächsische Herrscherhaus und zwar Aufrichtung des deutschen Reichs unter Konrad I. und Heinrich I., Otto, den Grossen, die jüngeren Ottonen und Heinrich II., das römische Reich deutscher Nation und das Culturleben im Zeitalter der Ottonen, sodann das deutsche Reich unter den fränkischen Kaisern, insbesondere die Zeiten Konrads II. und Heinrichs III., Heinrich IV. und das Papstthum auf seiner Höhe, Heinrich V. nnd die Ausgleichung des Investiturstreites, das Reich und den Bildungsstand unter den fränkischen Kaisern.

Der zweite Abschnitt enthält das Zeitalter der Kreuzzüge und der Hohenstaufen. Ausser den Bd. V, S. 1 und 229 angegebenen Quellen wurden geschichtlich verwerthet für diesen Abschnitt, insbesondere für die Geschichte des byzantinischen Reiches die Forschungen von Georg Finlay, history of the Byzantine and Greek empires from 716 to 1453, London, 1854, von J. Ph. Fallmerayer, Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters, 1830, Geschichte des Kaiserthums Trapezunt, 1827, für die Geschichte der Mohammedanischen Reiche Weil's Assassinen in der Sybel'schen Zeitschrift, Bd. 9, Wüstenfelds Akademien der Araber, Göttingen 1837, Ueberwegs Grundr. der Geschichte der Philosophie II, 2. 1864, Steiners Mutaziliten, 1865, für den Kampf zwischen Morgen- und Abendland J. C. Murphy, the history of the Mahometan empire in Spain, 1816, Aschbach, Geschichte Spaniens und Portugals zur Zeit der Herrschaft der Almoraviden und Almohaden, 1833, Schäfers Geschichte von Portugal, 1836, E. Alex. Schmidts, Geschichte Aragoniens im Mittelalter, 1826, A. F. von Schack, Poësie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien, 1865, für die Kreuzzüge F. Wilken, Geschichte der Kreuzzüge, 1807—1832, Michaud, histoire des croisades, Paris, 1817—1822, Wilhelm von Tyrus, Gesch. der Kreuzzüge und des Königreichs Jerusalem übersetzt von E. und R. Kausler, 1840, Sybels Gesch. des ersten Kreuzzuges, 1841, und über das Königreich Jerusalem in Schmidts Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Bd. 3. 4, für die Ritterorden Paul Ganger, der Ritterorden der Johanniter oder Malteser, 1844, Ferd. Wilcke, Gesch der Tempelherren, 1860, J. Voigt, Gesch. des deutschen Ritterordens, Berlin 1857—1859, für die Gesch. des Abendlandes im 11—13 Jahrhundert ausser den Bd. V, S. 276 u. 277 aufgeführten Werken, W. Wachsmuths Culturgeschichte, die Gesch. des deutschen Städtewesens von Hüllmann, Guizots essais sur l'histoire de France und histoire de la civilisation en France, v. Savigny's Geschichte des röm. Rechts im Mittelalter, für die chronologische Anordnung und Feststellung Böhmers Reichsregesten, für die Zeit der Hohenstaufen als Quellen Otto Frisingensis de gestis Friderici I. mit der Fortsetzung von Radevicus bis 1160 bei Muratori tom. VI und Helmolds Chronik der Slaven aus den Monum. Germaniae, übersetzt von Laurent und die Hülfsschriften von Raumer, Wilh. Zimmermann, K. W. Nitzsch, Ph. Jaffé, E. Gervais, Kortüm, H. Reuter, Ficker, Wegele, Böttiger, H. Prutz, L. Weiland, Otto Abel, Fr. W. Schirrmacher, E. Winkelmann, F. Hurter und das Sammelwerk von J. L. A. Huillard-Bréholles, historia diplomatica Friderici II., 1859—1861, 6 Theile in 10 Bänden.

Im Zeitalter der Kreuzzüge und Hohenstaufen werden als Hauptgesichtspunkte unterschieden: 1) die Weltlage im Morgenlande, 2) das Christenthum und der Islam im Kampfe, 3) die Weltlage im Abendlande, 4) Kaiser Friedrich I. und seine Zeit, 5) das deutsche Reich unter Heinrich IV. und Heinrich's des Löwen Ausgang.

Im ersten Abschnitte der Vorherrschaft des deutschen Reichs, wird mit Recht als »die grösste, folgenreichste Begebenheit des zehnten Jahrhunderts« die »zweite Herstellung des römischen Kaiserthums durch Otto den Grossen« bezeichnet. Treffend sagt der Herr Verf. S. 168: »Es war der zweite Versuch, das christliche Abendland durch eine altehrwürdige Reichsordnung zusammenzufassen, den zerrissenen und getrennten Staaten und Stämmen durch den Glanz eines germanisch-römischen Kaiserthums einen einigenden Mittelpunkt zu schaffen, die gespaltene Menschheit durch die Macht der Idee und des Glaubens, unterstützt von der Schärfe des Schwertes, zu einem Ganzen zu verbinden, in welchem die feindlichen Kräfte versöhnt und zu einem friedlichen Zusammenwirken gebracht werden sollten. Wie Karl der Grosse nach den Stürmen der Völkerwanderung die losen Glieder in dem Frankenreiche vereinigte und aus dem alten und dem christlichen Rom die Bildungselemente herholte, um die verschiedenartigen Volksbestandtheile in eine gleichartige Form zu giessen, so war Otto I. bemüht, aus dem zertrümmerten Frankenreiche die kräftigeren Glieder unter seiner Fahne zu sammeln, die beschränkte Gewalt eines Wahl- und Stammeskönigthums durch den römischen Imperatorennamen zu stärken und die civilisatorische Mission, die mit der Begründung des Christenthums Hand in Hand ging, bei den heidnischen Völkern im Osten und Norden zu fördern, bei jenen slavischen und skandinavischen Stämmen, die in endloser Zersplitterung und Vereinzelung ihre Lebenskräfte in kriegerischer Zuchtlosigkeit, in störrischer Feindschaft gegen die christlichen Institutionen verbrauchten. Dem Herrschergeiste Otto's I. genügten nicht die Ziele und Erfolge seines Vaters Heinrich I., er mischte sich in die inneren Anliegen des westfränkischen Reiches und warf sich zum Schiedsrichter auf in den Kämpfen der Feudalherren gegen die Karolinger; er nahm das Herzogthum Burgundien unter seine vormundschaftliche Obhut; er brachte Italien an das deutsche Reich und dehnte seine oberlehnsherrlichen Rechte über die Dynasten von Tuscien und Campanien aus. Und, was er unternommen, war für seine Nachfolger Gesetz und Vorbild. Man hat dieses Ausschweifen des deutschen Herrscheramtes in die Weite vom nationalen Standpunkte aus scharf gerügt und insbesondere die Verbindung Deutschlands mit Italien und das Streben der Könige nach der römischen Kaiserwürde als die Quelle grossen Unheils für das deutsche Volk und Reich erklärt. Wir haben die daraus hervorgegangenen Nachtheile nicht verschwiegen: wir haben es beklagt, dass bei der unzulänglichen Herrscherkraft der jüngeren Ottonen über den italienischen Sorgen und Wirren die Eroberungen im Osten und Norden ins Stocken kamen und verfielen, dass in Polen, Böhmen und Ungarn sich selbständige Gewalten erhoben, dass die Bekehrung der Slaven und Magyaren zum Christenthum nicht dem deutschen Episkopat, sondern dem Papstthum zur Machtvergrösserung gereichte, dass, während sich die Bisthümer Prag

und Gnesen und das gesammte Ungarnland der Metropolitangewalt von Mainz, Magdeburg und Salzburg entzogen, der römische Stuhl im Norden der Alpen ein solches Ansehen gewann, dass er ein halbes Jahrhundert nach dem Erlöschen des sächsischen Hauses dem deutschen König die Herrschaft über die abendländische Christenheit streitig machen konnte; dass die Reichsämter und Reichslehen mehr und mehr den Charakter der Erblichkeit annahmen und die Bande der Hörigkeit und Leibeigenschaft immer weiter ausgedehnt wurden, bis der gemeinfreie Mann auf deutscher Erde eben so selten war, wie im westlichen Nachbarlande. Auch der Verlust so vieler Tapferen, die dem Schwerte, dem ungewohnten Klima, den ansteckenden Krankheiten erlagen oder durch wälsche Hinterlist und Tücke ins Grab sanken, wurde mit Recht zu allen Zeiten beklagt. Macht doch schon Thietmar von Merseburg die Bemerkung: »Viele Nachstellungen finden sich in Romanien und Lombardien; den Ankömmlingen wird dort geringe Gastlichkeit zu Theil, alles Erforderliche müssen sie schwer bezahlen und selbst dann sind sie vor Betrug nicht sicher; viele sterben durch Gift.« Aber über diesen dunkeln Schatten dürfen wir doch nicht alle Vortheile übersehen, welche im Gefolge dieses Bundes der deutschen Nation zugeführt wurden. Nur im Besitze der Kaiserwürde konnte Deutschland zu einer vorherrschenden Macht emporsteigen, welcher sich die übrigen Völker des christlichen Abendlandes völlig unterordneten, konnte die deutsche Nation den Ehrenrang gewinnen, der sie zur Gebieterin und Schiedsrichterin in Europa erhob. An der römischen Kaiserkrone haftete das überlieferte Recht der Weltherrschaft; das Römerreich galt nach christlichen Anschauungen als die göttliche Staatsordnung, welcher das Regiment auf Erden bis ans Ende der Tage beschieden sei. Wenn die deutschen Könige in diese Idee eintraten, wenn sie die Fiction von einer ununterbrochenen Fortdauer des römischen Imperiums, von einer Continuität der römischen Weltmonarchie durch ein ganzes Jahrtausend sich zu Eigen und Nutzen machten, so handelten sie nur im Geiste der Zeit und stärkten die physische Macht, die Errungenschaft des Schwertes, durch die Idee des Rechtes, der göttlichen Anordnung. War aber das römische Reich deutscher Nation in den Augen der abendländischen Menschheit eine rechtliche und göttliche Einrichtung, nicht ein Gebilde der Phantasie, nicht eine Schöpfung der Willkür und des Hochmuthes, so lag darin für die deutschen Völker und Stämme selbst die Aufforderung, sich zu einem Reichskörper zu verbinden, worin alle Glieder zu gemeinsamen Zwecken, zu harmonischem Zusammenwirken berufen und verpflichtet seien, so wurde dadurch das Bewusstsein der Nationalität, der Bluts- und Stammesverwandtschaft geweckt; der von der Volkssprache auf die Nation und auf das Land übertragene Name »deutsch«, der zunächst bei den Italienern in Gebrauch kam, nährte und belebte das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit und die Stammesfürsten, die sich

gegen einen sächsischen oder fränkischen König spröde und widerstrebend verhalten mochten, beugten sich willig vor der Majestät des römischen Kaisers deutscher Nation, fügten sich willig der Macht und Herrlichkeit des Reiches, rechneten sich den deutschen Namen zur Ehre an. So förderte und sicherte der Glanz des Kaiserthums die Einheit des Volkes, den Bestand des Reiches, die Vorherrschaft der deutschen Nation im christlichen Abendlande.« Nicht minder treffend ist, was über die Zeit der fränkischen Kaiser gesagt wird, welche »wenig erhebende und erfreuende Resultate« bietet. »Wurde auch der Umfang und die Grösse des Reiches nicht vermindert, heisst es S. 432, ja durch die Erwerbung des burgundischen Landes im südlichen Westen nicht unbedeutend gemehrt, standen auch die salischen Kaiser an persönlicher Bedeutsamkeit, an Kriegsmuth, Herrscherkraft und königlicher Würde der sächsischen Dynastie in keiner Weise nach; so sank dennoch das Ansehen und die Macht der Krone, die aristokratischen Gewalten überwucherten den Königssitz, der monarchische Einheitsstaat, das Ziel der kräftigsten Herrscher, ging mehr und mehr in die Formen des losen Lehnstaates über; die Gewalten und Bildungen des Feudalnexus entzogen sich durch die faktische oder zugestandene Erblichkeit immer mehr der Einwirkung des Königs« u. s. w. Unter der Aufschrift: »Das römische Reich deutscher Nation und das Culturleben der Ottonen« werden am Schlusse des ersten Abschnittes der Vorherrschaft des deutschen Reiches die Bedeutung des römisch-deutschen Kaiserthums, die Herrschaft über Italien, die Einwirkung des italischen Culturlebens auf Deutschland, die lateinische Literatur in diesem Lande, Widukind, Thietmar, die deutschen Dichtungen in lateinischer Bearbeitung, sodann Gerbert, Liudprand, Bernward und Meinwerk, ferner Handel und Gewerbthätigkeit und die lateinische Geschichtschreibung in Sachsen, in den Klöstern Corvey, Gandersheim, Nordhausen, Quedlinburg, in den Bisthümern Hildesheim, Magdeburg, in Lothringen, in Allemannien, Italien, die Schriften von Hroswitha, das Leben der Königin Mathilde, die Quedlinburger Annalen, die Lebensbeschreibungen Bernwards, Godehards und Adalberts, Bruno's Leben von Ruotger, die Fortsetzer des Regino, Ratherius, Burchard von Worms und seine Decrete, Richers Chronik, das Leben der Kaiserin Adelheid, die Klosterchronik von St. Gallen u. A. behandelt (S. 167—184).

(Schluss folgt.)

Nr. 2. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Weber: Allgemeine Weltgeschichte.

(Schluss.)

Ganz richtig wird Liudprand S. 184 also geschildert: »Bei allen Fehlern ist Liudprand der bedeutendste Geschichtschreiber des zehnten Jahrhunderts; seine Werke, die übrigens alle drei (die Antapodosis, die Thaten Ottos des Grossen und der Gesandtschaftsbericht) unvollendet blieben, sind anziehend und originell und trotz der Leidenschaftlichkeit und Eitelkeit des Verfassers in dem Thatsächlichen meist zuverlässig. Dass er sich unbedingt auf Ottos I. Seite stellte und die Gnadenbezeugungen, die ihm dieser zu Theil werden liess, mit Lobpreisungen vergalt, lässt sich rechtfertigen, ohne dass man dabei unwürdige Motive anzunehmen genöthigt wäre. Er erkannte in ihm den Mann, von welchem allein die Herstellung eines geordneten Zustandes in Italien, wie in der römischen Kirche zu hoffen war. Eine Vergleichung der Schriften Liudprands und der Chronik Venedigs von dem Diaconus Johannes, dem Kaplan des Dogen Urseolus II., der wiederholt als Gesandter zu den jüngeren Ottonen geschickt ward, mit der erwähnten Chronik des Mönchs vom Sorakte oder der Chronik von Salerno lässt deutlich erkennen, wie sehr die literarische Bildung und Sprachkenntniss des obern Italiens die des mittleren und unteren übertraf. Auch das Leben des heiligen Adalbert von Johannes Canaparius, dem Freunde und Klostergenossen des Märtyrers, in einer mit biblischen Ausdrücken erfüllten Sprache trägt den Hauptwerth in der Hingebung und Liebeswärme des Verfassers für den frommen Glaubenshelden.«

Unter der Aufschrift »das Reich und der Bildungsstand unter den fränkischen Kaisern« werden die Ordnungen und Zustände, die Grösse und der Umfang des Reiches, das Königthum und der Hof, die Reichsämter und Kroneinkünfte, Fürsten und Stände, insbesondere Herzoge, Mark- und Pfalzgrafen, Grafen, Dienstleute und Freie (deutsches Städtewesen), der Klerus, die Heerschilde, hierauf Cultur und Sitten, deutsche Literatur, Uebersetzungen, Notker Labeo, Williram, die Reimprosa, Merigarto, Ezzo, das Buch von der Schöpfung, Anegenge, das Lob Salomos, die Bücher Moses, das Leben Jesu von Frau Ava, der Klausnerin in Göttweih, (gest. 1127), andere religiöse Dichtungen und Lehrstücke, die literarische Thätigkeit am Niederrhein, die lateinische Literatur, Wippo (Wipo), die Annalen von Altaich (Godehard), Benno, Meinwerk,

Hermannus Contractus, Bernold, Berthold, Adam von Bremen, Saxo Grammaticus, Bruno, die metrische Geschichte vom Sachsenkrieg und das Leben Heinrichs IV., Ekkehards Weltchronik, Lambert von Hersfeld, die literarischen Zustände fremder Länder, insbesondere die böhmische Chronik des Cosmas, Martinus Gallus, Ademar und Rodulf Glaber, Hugo von Fleury, Wilhelm von Malmesbury, Hugo von Farfa, Bonizo, Bardo, Benzo, Donizo, Benno, Landulf, Arnulf, Petrus Crassus und Guido, Amatus, Wilhelm von Apulien dargestellt (S. 432—459). Besondere Aufmerksamkeit wird dem »vorzüglichsten Geschichtswerk des eilften Jahrhunderts«, den Jahrbüchern Lamberts von Hersfeld, gewidmet (S. 456 und 457).

In der Darstellung der Cultur und des Geisteslebens der Araber, Perser und Juden umfasst der Herr Verf. in kurzer treffender Kennzeichnung die Natur der Orientalen, ihre wissenschaftlichen Bestrebungen, die Schulen und Akademien, die Philosophie (Al Kendi, Alfarabi, Ibn Sina oder Avicenna, Algazel, im arabischen Spanien Avempace, Ibn Tophail, Averroës oder Ibn Roschd), die Religionswissenschaft (die Orthodoxen, die Mutazeliten, die Ssufi), die Dichtkunst bei den Arabern (Toghrai, Meidani, Mokri, Abul Kasem, Abu Madin, Zamakschari, die Makamen von Hariri, Tausend und eine Nacht, Antara, die arabische Dichtkunst in Spanien, die Dichtkunst bei den Persern (Rudeki, Keikawus, Anssari, Firdusi, Enweri, Senaji, Watwat, Nisami, Feriddedin Attar, Saadi), die jüdische Wissenschaft und Literatur (die Mischnah, die Gemara, den Talmud, Saadja, die Kabbala), die Juden in Spanien (Chasdai, Ibn Gabirol oder Avicebron, Vahja, Juda Ha-Levi, Aben Esra, Maimonides), die jüdischen Gelehrten in der Provence (S. 515—532).

Die Aufschrift: K l o s t e r w e s e n und S c h o l a s t i k enthält Suger von St. Denis, die Karthäuser, den Orden von Grammont, die Stiftung von Fontevraud, die Cistercienser, Prämonstratenser, Carmeliter, die Schulen und die Wissenschaft, die Scholastik, Anselm von Canterbury, den Nominalismus und Realismus, den Johannes Roscellinus, Wilhelm von Champeaux, Abälard, Hugo von St. Victor, Petrus Lombardus (S. 633—639). Der Hr. Verf. hat Bernhard von Clairvaux (1091—1153) sehr hoch gestellt und in der Charakteristik desselben keinen Fehler erwähnt. Bei kurzen Charakteristiken darf auch die Schattenseite nicht fehlen. Die »zersetzende Scholastik« hat offenbar der wissenschaftlichen Bildung und dem Fortschritte des Menschengeistes mehr genützt, als Bernhard's mystischer und leidenschaftlicher Eifer gegen den Rationalismns. Bernhard ist nur dadurch gross, dass er alle Vorzüge seiner Zeit an sich trägt, die Begeisterung des Glaubens, die Thatkraft des Handelns; aber er leidet auch eben so sehr an den Gebrechen seiner Zeit; er steht nicht über ihr, er eilt ihr nicht voraus, wie jene, welche auch in religiösen Dingen und über religiöse Dinge vernünftig denken wollen. Man kann Bernhard als den Mittelpunkt seiner Ztit, als das Haupt ihrer Bestrebungen bezeichnen. Er ge-

brauchte seinen Verstand und seine Kenntnisse im Sinn und Geiste seiner Zeit, für mystisch-ascetische Mönchsheiligkeit, zur Hebung des Wunderglaubens, wie er denn selbst an seine Wunder glaubte, zur Vertheidigung des Glaubens an Visionen und Offenbarungen. Wenn es sich um Verfolgung der Ketzer, um die Begeisterung für Kreuzzüge handelte, stand Bernhard an der Spitze seiner Zeit, wie im Tadel der Laster der Laien und Geistlichen. Er hatte seinen grossen Einfluss dem Umstande zu verdanken, dass er der Träger des Geistes seiner Zeit war. Der leidenschaftliche Ton, mit welchem Bernhard gegen Abälard auftritt, findet seinen Grund in der Ueberzeugung, dass dieser dem Glauben der Kirche schade; aber Bernhard führt deshalb dennoch, wie es immer bei leidenschaftlichen Verfolgungen der Fall ist, eine übertriebene und eine ungerechte Sprache, die gewiss als ein Mangel an dem grossen Manne zu bezeichnen ist, den er mit seiner Zeit theilt. Die Glaubensseligkeit ist nicht immer zu allen Dingen nütze Ist dies wohl zu loben, wenn Bernhard über Abälard an die Kardinäle schreibt (epist. 188): Irridetur simplicium fides, eviscerantur arcana dei, quaestiones de altissimis rebus temerarie ventilantur, insultatur patribus, quod eas magis sopiendas quam solvendas censuerint? Ist es wohl die Sprache der Demuth und Liebe, mit welcher Bernhard an den Papst Innocentius schreibt (epist. 189): »Man schmiedet für die Völker und Nationen ein neues Evangelium, man stellt einen neuen Glauben auf, man legt eine andere Grundlage als diejenige, welche schon gelegt ist. Ueber Tugenden und Laster streitet man nicht moralisch, über Sacramente der Kirche nicht gläubig, über das Geheimniss der heiligen Dreieinigkeit weder einfach noch nüchtern, sondern man bietet uns Alles verkehrt, anders, als gewöhnlich, als wir es empfangen haben?« Mit voller Ueberzeugung für sich, aber gewiss deshalb dennoch unter dem Einflusse eines (objectiv betrachtet) einseitigen und ungerechten Eifers schreibt (epist. 359) er über Abälard: »Jener Mensch hat die Kirche befleckt, mit seinem Rost hat er die Seele der Einfältigen angefressen, da er das auf die Vernunft gründet, was die Seele mit der Lebendigkeit des Glaubens ergreift. Wie es bei der Verurtheilung Abälards auf der Kirchenversammlung zu Sens (1140) herging, erzählt uns Abälards Schüler, Berengarius Scholasticus, in seinem apologeticus pro magistro contra Bernardum Claraevallensem (Abaelard opp. p. 302 ss Bulaeus histor. univ. Paris. tom. II. p. 182 ss.) Gieseler selbst glaubt, dass diese keineswegs für die Sittlichkeit und den Anstand der verurtheilenden Richter sprechende Erzählung »nicht ganz unwahr sei«, wenn man sie mit den Briefen Bernhard's 370 und 189 vergleiche.

Mit Bernhard beginnt die erste vollständige Trennung des Scholasticismus und Mysticismus, welche sich noch in Johannes Scotus Erigena und Andern vereinigt zeigen. Wenn auch der Mystiker, Hugo von St. Victor, ein edler und religiöser Charakter, der Wissenschaft

noch gerecht ist, so zeigt sich doch in den spätern Victorinern, wie gefährlich die von Bernhard begonnene Lostrennung des Glaubens von der Vernunft durch die maasslosen Schwärmereien der Phantasie wird. Richard v. St. Victor (gest. 1173) bezeichnet in seiner Schrift de arca mystica (l. 1, c. 6) als den sechsten und höchsten Grad der Contemplation den Zustand, in welchen die Seele das schaut, »was über die Vernunft ist und was ausser der Vernunft oder auch gegen die Vernunft zu sein scheint. In dieser höchsten und würdigsten Höhe aller Betrachtungen triumphirt und jubelt wahrhaft die Seele, wenn sie durch die göttliche Erleuchtung erkennt und betrachtet, wogegen sich die menschliche Vernunft empört. So ist beinahe Alles, was man uns über die Dreieinigkeit der Personen zu glauben befiehlt, was, wenn man die menschliche Vernunft berathet, nicht anders als ihr zu widersprechen scheint.« Walter von St. Victor (1180) endlich nannte die vier berühmtesten Scholastiker seiner Zeit die vier Labyrinthe Frankreichs und sagt, sie seien »von einem aristotelischen Geiste angeweht, indem sie das Unaussprechliche der Dreieinigkeit und der Menschwerdung Gottes mit scholastischem Leichtsinne behandelten, sie hätten einst viele Ketzereien ausgespieen (evomuisse) und ihre Irrthümer keimten noch immer (pullulare), man solle die goldenen Kälber fliehen, welche jene mit ihren Gemüthern ruchlos den Christen zum Anbeten vorsetzen, man müsse jene spitzfindigsten Wortgefechte derselben auspfeifen; ihre Streitigkeiten seien stinkende und ganz unbrauchbare Spinnengewebe, in welchen die Teufel mit den Kälbern Samaria's spielen, und nur dumme Mücken, die Söhne die Verderbens, untergingen, man müsse die Atome und Regeln jener Philosophen als lächerlich verachten und den Bann über sie aussprechen« (excommunicamus). Er spricht von dem »Geiste und von den Beweisgründen der Teufel (Daemoniorum), welche durch den Mund der Ketzer gehen, man müsse sie eher auspfeifen (exsufflanda), als lesen, weil Alles, was von Gott geboren ist, die Welt überwindet.« Sehr richtig sagt Heinrich Schmid in der »Geschichte des Mysticismus des Mittelalters in seiner Entstehungsperiode« S. 191 von Bernhard: »Dialektik, Metaphysik und überhaupt alle Philosophie war ihm verhasst und verächtlich. Er folgte lieber dem unmittelbaren Antrieb seiner Begeisterung. Seine Sprache ist blühend, edel, lebendig und fasslich. Er ist voll Witz und Bildern, schildert die zartesten und innersten Verhältnisse des Menschen wahr und ergreifend, und seine Ermahnungen und Warnungen sind ergreifend und hinreissend. Aber das überströmende Gefühl führt ihn bisweilen zur Empfindelei, Künstelei und zur Schwulst.«

Ausgezeichnet ist die Schilderung des Zeitalters der Kreuzzüge und der Hohenstaufen, treffend die Charakteristik Friedrichs I. und Heinrichs VI. Mit dem zu Palermo am 28. September 1197 erfolgten Tode Heinrichs VI. »wurde der Lebensbaum des deutschen Kaiserthums in seinem kräftigsten Wachsthum zerschlagen und ge-

fällt.« So ist die schwierigere Hälfte des für die gebildeten Stände unseres deutschen Volkes so überaus lehrreichen und anziehenden Werkes vollendet. Möge es dem Herrn Verf., der sich einer blühenden Kraft des Körpers und Geistes erfreut, ein günstiges Geschick vergönnen baldmöglichst den Schluss des Mittelalters und die Geschichte der Neuzeit hinzuzufügen! Möge der mit Heinrichs VI. Untergang »zerschlagene und gefällte Lebensbaum des deutschen Kaiserthums« in unserer einer neuen Entwicklung entgegen gehenden Zeit als Lebensbaum der Einheit und Freiheit unseres deutschen Volkes neu erstehen! **v. Reichlin-Meldegg.**

Pomponii Melae de Chorographia libri tres. Ad librorum manu scriptorum fidem edidit notisque criticis instruxit Gustavus Parthey. Berolini. In aedibus Friderici Nicolai (A. Effert et L. Lindtner). 1867. XXIX und 247 S. in gr. 8.

Es ist bereits mehr als ein halbes Jahrhundert verflossen, seit der Schriftsteller, dessen neue Ausgabe wir hier anzeigen, keiner neuen Bearbeitung sich erfreut hat, wie er sie doch wahrhaftig verdient, schon aus dem Grunde, als er eigentlich der einzige Schriftsteller auf dem Gebiete der Geographie ist, der uns noch aus der alten römischen Welt erhalten ist. Seit der grösseren und kleineren Ausgabe von Tzschucke (1807 ff. und 1816) und dem Zweibrücker Abdruck (1809), um von dem Tauchniz'schen Stereotypabdruck (1831) nicht zu reden, hat man sich kaum diesem wichtigen Schriftsteller zugewendet, bei dem er sich doch vor Allem um einen sicheren, der ältesten handschriftlichen Ueberlieferung entsprechenden Text handelt, welcher als Grundlage jeder weiteren daran geknüpften sachlichen Forschung zu dienen hat. Wenn diess bisher minder der Fall war, so hat man sich um so mehr zu freuen, diesem Mangel durch vorliegende Ausgabe jetzt abgeholfen zu sehen, und wenn Jemand zu einem solchen Unternehmen berufen war, so war es gewiss der Herausgeber, der auf dem Gebiete der alten Geographie sich durch so manche Leistungen ausgezeichnet hat, und durch die vorliegende neue Bearbeitung des Mela sich erneuerten Anspruch auf unsern Dank erworben hat. Er hat sich dabei zunächst auf den Text dieses Schriftstellers beschränkt, weil diess das erste und nothwendigste war; hoffen wir, dass er auch später es nicht an näherer Erklärung zur richtigen Auffassung und zum besseren Verständniss eines Schriftstellers werde fehlen lassen, von dem er selbst bei seinen verschiedenen Forschungen über einzelne Gebiete der alten Geographie mehrfachen Gebrauch gemacht hat, und dessen Benutzung jetzt durch seine Bemühungen ein sicheres Fundament gewonnen hat.

Bekanntlich fehlt es uns nicht an Handschriften des Pomponius Mela, und wenn wir nicht irren, zählt Tzschucke an sechzig

derselben auf neben hundert und vier gedruckten Ausgaben: es fehlt also nicht an einem reichen Apparatus criticus, wenn man auf die Masse der daraus zusammengetragenen Varianten sucht, und doch ist mit den meisten derselben nur wenig anzufangen, wenn es sich um Wiederherstellung des ursprünglich von Mela selbst ausgegangenen Textes handelt — wie es doch vor Allem unsere Aufgabe sein muss — indem die meisten Handschriften einer schon jüngeren Zeit, dem vierzehnten, ja meist dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert angehören, was ihren Werth und ihre Benutzung verringern muss, wenn nicht in ihnen Copien älteren Handschriften vorliegen und diess sich irgend wie nachweisen lässt. Eine Ausnahme daran macht die Vatikaner Handschrift Nr. 4929, über welche früher von Pressel im Rhein. Mus. N. F. II. p. 153 ff. eine kurze Mittheilung gegeben worden war. Um so mehr war es dem Herausgeber angelegen, von dieser Handschrift, wie von den übrigen zu Rom in der Vaticana befindlichen Handschriften genaue Auskunft und genaue Collation zu erhalten, und es ist ihm diess auch gelungen, indem ein anderer Gelehrter, Adolph Michaelis, diese Handschriften an Ort und Stelle verglichen, und über die Beschaffenheit derselben einen genauen Bericht erstattet hat, welchen der Herausgeber in dem Vorwort S. X ff. mittheilt. Wir ersehen daraus, so wie auch aus der weiter über die andern vom Herausgeber benutzten Handschriften gegebenen Mittheilung, dass jene Handschrift des Vaticans, welche dem neunten oder zehnten Jahrhundert, also noch dem Karolingischen Zeitalter angehört, und welche auch noch Anderes, Beachtenswerthe enthält, wohl als die letzte Quelle der handschriftlichen Ueberlieferung anzusehen ist, über welche wir bei der Kritik des Textes nicht hinauskommen; woher sie stammt, wissen wir nicht, ausser dass sie aus dem Nachlass des Cardinal Sirlet († 1681), der selbst Bibliothekar der Vaticana unter Pius IV. geworden war, erkauft, später in die Vaticana kam. In derselben findet sich unter dem Text des Mela dieselbe Unterschrift, welche auch dem unmittelbar vorausgehenden Stück der Excerpte des T. Probus (aus Valerius Maximus; siehe Halm's Ausgabe p. 487, wo auch dieselbe Subscription aus einer Berner Handschrift angeführt ist, welche in den Ausgang des neunten Jahrhunderts verlegt wird) beigefügt ist: »Fl. Rusticius Helpidius Domnulus V. C. et spc. com. consistor. emendaui Rabennae.« Hiernach haben wir also in dieser Handschrift den Text des Mela nach einer von Rusticius Helpidius gemachten Revision oder Recension vor uns, welche, wenn wir anders über das Alter dieses angesehenen Mannes nur einigermassen im Reinen sind, in das vierte christliche Jahrhundert fallen mag: über den Text dieser Recension hinauszukommen, wird nicht möglich sein: wir wollen uns zufrieden geben, wenn es gelingt, diese Recension wieder herzustellen, und diess wird bei diesem Schriftsteller, dessen Text zumal in den Namen zahlreiche Verderbnisse bietet, nur durch

diese vatikanische Handschrift möglich sein, indem ausser derselben nur noch ein aus ganz junger Zeit stammender Codex Ottobonianus 1549 in Betracht kommen kann, insofern er eine davon genommene Abschrift enthält, sowie eine andere vatikanische Handschrift aus dem vierzehnten Jahrhundert Cod. Reginae 581, in welcher dieselbe Subscription des Helpidius, etwas abgekürzt, am Ende des ersten Buches sich findet. Die übrigen hier verzeichneten Handschriften des Vatikans, darunter auch ein Palatinus (Heidelberger) 1567, welcher ursprünglich nach Mainz gehörte, bieten, da sie alle neueren Ursprungs sind, im Ganzen nur wenig Erhebliches; eben so wenig erscheinen die andern für diese Ausgabe verglichenen und benutzten Handschriften von besonderem Belang, zwei Florentiner, von Th. Heyse verglichen, eine Prager, verglichen von Professor Pauly, eine Berliner, Wolfenbüttler, Leipziger und Breslauer, deren Vergleichung der Herausgeber selbst besorgte, sie fallen sämmtlich in das vierzehnte oder fünfzehnte Jahrhundert: und wenn die Resultate ihrer Vergleichung nicht von dem Einfluss auf die Herstellung des Textes waren, so sind sie doch ein dankbar anzuerkennendes Zeichen der Umsicht und Sorgfalt, mit welcher der Herausgeber sein Werk unternommen hat. Andere Handschriften von Belang, als die hier aufgeführten oder früher von Tzschucke benutzten, sind uns auch in der That nicht bekannt; die Dictata des Peter Burmann, Ising und eines Dritten zu Pomponius Mela, welche sich handschriftlich auf der Bibliothek zu Gent befinden, enthalten keine Mittheilungen aus Handschriften, sondern sind nachgeschriebene Collegienhefte, darnach schwerlich für die Kritik des Pomponius Mela von irgend einer Bedeutung; s. Jules Saint Genois: Catalogue des Mss. de la bibliothèque de Gand. I. p. 2. Dass der Herausgeber auch nicht die gedruckten Ausgaben vernachlässigen werde, war zu erwarten, um so mehr, als es eben sein Bestreben war, einen sicheren, von den zahlreichen Veränderungen der einzelnen Herausgeber freien, also einen urkundlich beglaubigten Text, so weit als möglich herzustellen: was, wie schon bemerkt, nur mit Hülfe jener vatikaner Handschrift und der beiden daraus abgeleiteten möglich ist.

In der Praefatio hat der Herausgeber zuerst die wenigen Daten hervorgehoben, welche über das Leben des Pomponius Mela noch vorliegen, und zwar zunächst in dem hinterlassenen Werke selbst. Wenn über seine Lebenszeit kaum eine andere Stelle, als III, 6, 4 oder nach vorliegender Ausgabe §. 49*), eine Auskunft gibt, so lässt es der Verf. unentschieden, ob in dieser Stelle an den Triumph

---

*) Hier heisst es: „Britannia qualis sit qualesque progeneret mex certiora et magis explorata dicentur; quippe tamdiu clausam aperit ecce principum maximus, nec indomitarum modo ante se verum ignotarum quoque gentium victor, propriarum rerum fidem ut bello affectavit, ita triumpho declaraturus portat."

des Caligula im Jahr 40 p. Chr. oder an den des Claudius im Jahr 43 p. Chr. zu denken sei, mit allem Recht aber verwirft er die Behauptung, welche hier an Julius Cäsar denken will; sollen wir uns entscheiden, so würden wir hier mit Tzschucke unbedenklich an den Triumph des Kaiser Claudius denken, auf dessen Zeit auch noch einige andere Spuren führen (S. XII bei Tzschucke), und für dessen Feldzug und Triumph das bestimmte Zeugniss des Suetonius Vit. Claud. 17 vorliegt, während von einem Triumph des Caligula in Folge eines britannischen Feldzugs keine Spur vorhanden ist: denn was Suetonius Calig. 43 ff. berichtet, namentlich auch von dem beabsichtigten Triumph (cap. 48. 49), kann hierher in keiner Weise gezogen werden. Wenn wir also mit gutem Grunde die Abfassung dieses geographischen Abrisses unter die Regierungszeit des Claudius, um 40 p Chr. setzen, so können wir damit nicht ganz in Uebereinstimmung bringen, wenn es hier S. VIII heisst: dass Mela »non multum post Nepotis tempora« geschrieben habe, wegen der Stelle III, §. 45 wo »Cornelius Nepos, ut recentior, auctoritate sic certior« citirt werde. Allein in dieser Stelle wird Cornelius Nepos ut recentior, dem Homer entgegengesetzt*), so dass daraus wohl kein näherer Grund für die Bestimmung des Zeitalters des Pomponius Mela entnommen werden kann. Nicht anders und ganz allgemein wird daher auch die weiter unten §. 90 vorkommende Erwähnung des »Eudoxus quidam avorum nostrorum temporibus cum Lathyrum regem Alexandriae profugeret« etc. zu nehmen sein, da Ptolemäus Lathyrus zwischen 117 — 81 v. Chr. regierte. Da nun Cornelius Nepos seinen Freund Attikus, welcher 32 v. Chr. starb, zwar überlebt, aber kaum noch viele Jahre weiter gelebt hat, sondern bald nach der Schlacht bei Actium (31 v. Chr.) in den ersten Regierungsjahren des Augustus wahrscheinlich gestorben ist, so dürfte immerhin doch mehr als ein halbes Jahrhundert zwischen Mela und Cornelius Nepos in der Mitte liegen. Dass aber Mela in kein späteres Zeitalter, als das des Claudius gesetzt werden darf, erscheint durch die einfache und correcte Sprache des Mela, seine ganze Darstellungs- und Ausdrucksweise hinreichend gesichert, und unser Herausgeber sagt nicht zu viel, wenn er in dieser Hinsicht schreibt: »Commendatur Melae liber perspicuitate, concinnitate, ubertate« (p. VIII): Mela hat dabei in seiner Darstellung ungemein Vieles zusammengedrängt, und dabei doch eine gewisse Gleichmässigkeit in der Beschreibung der verschiedenen Theile der Welt beobachtet, aus der man sieht, dass das Ganze mit einer gewissen Kunst und nach einem bestimmten Plan angelegt und ausgeführt worden ist; und dass es auch, so wie

*) Die Stelle lautet III, 5, 8 oder §. 45: „Sed praeter physicos Homerumque qui universum orbem mari circumfusum esse dixerunt, Cornelius Nepos ut recentior, ita auctoritate certior, testem autem rei Q. Metellum Celerem adjicit eumque ita retulisse commemorat“ etc.

es aus der Hand des Autors gekommen, als ein in Allem wohl abgerundetes Ganze, jetzt noch uns vorliegt, dürfte eben so wenig einem Zweifel unterliegen: dass es in der Absicht des Autors gelegen, nach der Vollendung dieses kleineren Compendiums der Geographie, noch eine ausführlichere Darstellung zu geben, scheinen die Worte der Vorrede: »dicam autem alias plura et exactius, nunc ut quaeque erunt clarissime et strictim« wohl anzudeuten, so wenig wir auch über die Ausführung dieses Planes irgend Etwas wissen, und wohl mit Grund annehmen dürfen, dass der Vorsatz unausgeführt geblieben ist, was wir nur bedauern können. Was die Frage nach den Quellen des Mela betrifft, so hat sich der Herausgeber über diesen Punkt nicht weiter erklärt, zumal auch Tzschucke diesen Punkt bereits näher besprochen hatte: dass unter den griechischen Autoren vorzugsweise Herodotus benutzt worden ist, dessen Worte oft fast wörtlich wiedergegeben sind, spricht gewiss für die Glaubwürdigkeit des Mela und sein Streben, nur sichern und verlässigen Quellen zu folgen: dass er in dem Einzelnen der Beschreibung einer vor ihm liegenden Landkarte gefolgt, glaubt der Herausgeber aus der Beschreibung selbst zu erkennen, was bei der Verbreitung von Landkarten in der römischen Welt seit Augustus Zeit wohl möglich sein kann.

Den grösseren Theil der Vorrede nimmt eine genaue Beschreibung der bei dieser Ausgabe benutzten kritischen Hülfsmittel ein, welche wir schon oben genannt haben, und ist dieser Beschreibung eine Tafel beigefügt, welche übersichtlich an einigen Beispielen, welche die Lesarten sämmtlicher Handschriften enthalten, das Verhältniss derselben zu einander, aber auch die Verderbniss, die namentlich in den Eigennamen fast durchgängig herrscht, darlegt. Darauf folgt der nach diesen Hülfsmitteln hergestellte Text bis S. 86 incl. und dann die Notae criticae in Melam, welche die Zusammenstellung des aus jenen Handschriften, so wie aus der Vergleichung der Hauptausgaben hervorgegangenen kritischen Apparates enthalten und damit dem Texte selbst seine Grundlage verleihen. Hier zeigt sich nun gleich in der Aufschrift des ganzen Werkes eine Abweichung von den bisherigen Herausgebern, welche nach den Anfangsworten der Vorrede (»orbis situm dicere aggredior«) die Aufschrift De situ orbis dem Ganzen gegeben haben, welche Aufschrift auch in jüngeren Handschriften, wie die oben genannte Prager vorkommt: diese bisher gewöhnliche Aufschrift, die aber schon darum schwerlich als die von Mela selbst gesetzte anzusehen ist, hat hier der Aufschrift der ältesten vatikaner Handschrift De chorographia (wofür die andere Vatikaner De cosmographia, jedoch von neuerer Hand bietet) Platz machen müssen, und damit stimmt selbst die Berliner überein, während die Wolfenbüttler und Leipziger De cosmographia enthalten. Wir halten unbedingt De chorographia für das richtige, weil diese Aufschrift zu dem, was Mela geben wollte, und auch in diesem Abriss wirklich gegeben hat,

ganz passt, der fremde griechische Titel aber um so weniger befremden kann, als schon lange Zeit zuvor unter demselben Titel ein poetisches Werk des Varro Atacinus angeführt wird: De chorographia, was jedenfalls zeigen kann, dass eine derartige Bezeichnungsweise der römischen Welt nicht fremd war. Wenn, um ein anderes Beispiel anzuführen, schon Tzschucke die am Schluss von I, 1 (hier I, §. 8) vor »ultra quidquid est Asia est« in den Handschriften folgenden Worte: »ad Nilum Africam, ad Tanain Europen« als ein Glossem erkannte und dieses durch den Einschluss in eckige Klammern bezeichnete, so hat unser Herausgeber diese Worte jetzt, und wohl mit Recht, ganz aus dem Texte gelassen, da sie in der vatikaner Handschrift im Texte sich auch nicht finden, sondern unten am Rande beigefügt sind. Dass namentlich manche Eigennamen, zunächst Völkernamen eine andere Gestalt erhalten haben, mag an einigen Beispielen gezeigt werden. In der Beschreibung Asiens I, 2 werden §. 5 als Bewohner der inneren Landstriche genannt: »Gandari et Paricani, et Bactri, Sugdiani, Harmatotrophi, Comarae, Comani, Paropamisii, Dahae super Scythas Scytharumque deserta«, wie der von Tzschucke gegebene Text lautet. In vorliegender Ausgabe ist statt Paricani gesetzt Pariani, was alle Handschriften bieten und selbst die Codices bei Plinius Hist. Nat. VI, 48; und ist das schleppende et, das vor und nach diesem Worte folgt, gleichfalls weggefallen; ferner statt Sugdiani, was Voss und Tzschucke setzten, was aber in keiner Handschrift steht, ist gesetzt Subsiani, was fast alle Handschriften (die Prager hat Susiani) bringen; auch das gleichfalls in keiner Handschrift vorkommende Harmatotrophi ist ersetzt durch Pharmacotrophi, wie die Mehrzahl der Handschriften bringt; eben so Comarae ersetzt durch das handschriftliche Chomarae und Comani durch Choamani; ganz verschwunden sind die von Voss und Tzschucke eingefügten Paropamisii, die ebenfalls in keiner Handschrift stehen, an ihre Stelle ist getreten Ropanes, was die meisten Codd. geben, einige auch rophanes. Und lesen wir weiter, so finden wir bei Tzschucke: »Super Amazonas et Hyperboreos Cimmerii, Zygi, Heniochae, Gorgippi, Moschi, Cercetae Toretae, Arimphaei atque ubi in nostra maria tractus excedit, Medi, Armenii, Commageni, Murrani, Veneti, Cappadoces, Gallograeci« etc.; in vorliegender Ausgabe sind die Zygi mit allem Recht ganz verschwunden, und ist dafür das handschriftliche und richtige Cissi gesetzt, statt der von Tzschucke gesetzten Heniochae (die auch ohne handschriftliche Gewähr sind) stehen Anthiacae, wie die Mehrzahl der Handschriften bietet; statt der Gorgippi ist nach den Handschriften gesetzt Georgili, eben so statt Cercetae das handschriftliche Corsitae und statt Toretae, was in keiner Handschrift steht, Phoristae, wie fast alle Codd. haben; an die Stelle von Arimphaei, was ebenfalls in keiner Handschrift vorkommt, ist das handschriftliche

Rimphaces getreten. Es mag aus diesen Proben sattsam erhellen, wie es mit der handschriftlichen Beglaubigung des früheren Textes steht, namentlich in den geographischen Namen, die doch gerade in einem geographischen Handbuch besondere Bedeutung ansprechen: es wird daraus auch erhellen, dass es keine Unwahrheit ist, wenn der Herausgeber S. IX schreibt, bei der genaueren Durchsicht der gedruckten Texte habe er wahrgenommen: »Melam minus ad codicum fidem, quam ad editorum, maxime Vossii arbitrium esse emendatum«, und wenn er dann hinzufügt: »quare operae pretium duxi, auctorem istum, geographiae romanae fontem praecipuum ad librorum germanas lectiones revocare«, so wird man darin kein geringes Verdienst erkennen, zumal selbst da, wo der Name an einer Verderbniss leidet, doch nun eine sichere Grundlage gegeben ist, von welcher jede Verbesserung auszugehen hat. Denn dass selbst der Vaticanus und die ihm zunächst stehenden Handschriften von Verderbnissen verschiedener Art frei sind, wird Niemand behaupten wollen. So lassen z. B alle Handschriften III, 9 §. 5 (§. 94) in den Worten: »Ultra hunc sinum mons altus, ut Graeci vocant, *Θεῶν ὄχημα* perpetuis ignibus flagrat«, das zweite griechische Wort weg, indem sie blos theon geben, was daher auch in dieser Ausgabe allein erscheint, während nach theon in dem Original noch jedenfalls ein Wort gefolgt sein muss, was frühzeitig ausgefallen sein wird, und eben nach Strabo, Plinius u. A. nicht wohl ein anderes, als ochema (*ὄχημα*) sein kann. In demselben Abschnitt ist auf gleiche Weise die handschriftliche Lesart an mehreren Stellen hergestellt, wie §. 9 desselben Capitels oder §. 99 bei Parthey, wo wir nun lesen: »contra eosdem sunt insulae Dorcades, domus ut aiunt aliquando Gorgonum« statt Gorgades, wie Voss und Tzschucke, freilich ohne alle handschriftliche Autorität gesetzt haben; eben so III, 10 §. 3 oder §. 103, wo die Himantopodes und Pharusii dem handschriftlichen Scimantopodes und Pharusi gewichen sind; im folgenden §. 104 ist beibehalten: »hinc iam laetiores agri amoenique saltus terote berini ebore abundant« was Lesart der Vatikaner und einiger andern Codd. ist, bei Tzschucke in »citro, terebintho et ebore« verwandelt; in den unmittelbar folgenden Worten: »Zigritarum Gaetulorumque passim vagantium ne litora quidem infecunda sunt« ist ebenfalls Zigritarum nach der Vatikaner und andern Handschriften aufgenommen statt Nigritarum, was Voss und Tzschucke haben, was aber der handschriftlichen Beglaubigung entbehrt; dasselbe ist der Fall I, 4, 3 oder §. 22 wo ebenfalls Zigritae hergestellt ist statt Nigritae und Carusii statt Pharusii. Endlich, um noch einen Fall der Art anzuführen, ist in der Stelle, wo Mela seine Heimath angibt II, 6, 9 oder §. 96 Tingentera, was die meisten Codd. haben, belassen, und tum, das diese Handschriften daran hängen, dem folgenden Satz zugewiesen.

Man mag aus diesen wenigen Proben ersehen, mit welcher Gewissenhaftigkeit in der Behandlung des Textes, dem vorgesteckten Ziele gemäss, verfahren worden ist: es sind daher auch die griechischen Namen, die in der ältesten vatikaner Handschrift, so wie in andern mit lateinischen Buchstaben geschrieben sind, hier gleichfalls in diesen wiedergegeben und überhaupt in Allem möglichste Treue erstrebt; es sind desshalb auch im Texte alle Worte, die nicht auf handschriftlicher Grundlage beruhen, durch vorgesetzte Sternchen bezeichnet, und da die äusserst sorgfältige Zusammenstellung des kritischen Apparates in den notae criticae jeden Aufschluss und Nachweis über die Bildung des Textes gewährt, so ist damit jede Sicherheit für die Benutzung desselben gegeben, und somit der Zweck der ganzen Ausgabe, wie wir ihn vorher mit den eigenen Worten des Herausgebers angegeben haben, erreicht. Zur Bequemlichkeit des Gebrauchs dient der über alle in Mela's Schrift vorkommende Eigennamen, Personen- wie Orts- und Ländernamen sich verbreitende Index, und auch sonst ist in der Anordnung der notae criticae Nichts versäumt, was die Benutzung und den Gebrauch erleichtern kann. **Chr. Bähr.**

Δημοσθένης πρὸς Λεπτίνην. Demosthenis oratio adversus Leptinem cum argumentis graece et latine. Recensuit cum apparatu critico copiosissimo edidit Dr. J. Th. Voemelius. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. 1866. VIII u. 200 S. 8.

Die Einrichtung und Textesbehandlung dieser Ausgabe ist die nämliche wie in den von uns in diesen Jahrbüchern (1863. Nr. 21) angezeigten beiden Reden des Demosthenes gegen Aeschines. Mit gewohnter Umsicht und Gewissenhaftigkeit hat der Herausgeber von der ihm zu Gebote gestandenen kritischen Ausrüstung Gebrauch gemacht. Eine erhöhete diplomatische Beglaubigung verschaffte er sich durch eine nochmalige Vergleichung des cod. Σ, welche Herr Meunier und des Florentiner cod. Laurentianus, welche Herr Wilmanns, beide an Ort und Stelle, besorgt und ihm zur Verfügung gestellt haben. Bei Feststellung des Textes stützt sich Herr Voemel vornehmlich: 1) in dem argumentum Libanii auf 17, 2) in dem argumentum anonymi auf 9, 3) in der Rede des Demosthenes selbst auf 24 Handschriften. Als Vulgata ist in dieser Ausgabe diejenige Lesart anzusehen, welche in den bei einer behandelten Stelle nicht namentlich angegebenen Handschriften und Ausgaben enthalten ist.

Wie in seinen Prolegomenen zu den Contiones und den Reden gegen Aeschines, so hat der Herausgeber auch in dieser Leptinea bewiesen, dass er mit des Redners Art und Kunst, mit seiner Gedankenbewegung und Satzbildung, mit seinen Wendungen und Ueber-

gängen innig vertraut ist und dass er sich bemüht hat, in Kritik und Interpretation nach den bewährten Grundsätzen zu verfahren, welche Wyttenbach vit. Ruhnken p. 220 ausspricht: Plurimum valet et ad emendandum et ad judicandum, frequente lectione scriptoris cum eo familiaritatem contrahere, ejusque dicendi cogitandique forma et quasi sono tritas aures et sensum exercitatum afferre, ut quovis loco menti statim subjiciat, quid scriptoris consuetudo et ingenium postulet quid respuat. Schon in unserer früheren Anzeige Heidelb. Jahrb. 1863. S. 328 hatten wir bemerkt, dass Voemels Prolegomena zu den Contiones Demosth. schätzbare Beiträge zu einer Grammatik des Demosthenes und damit zugleich normative Bestimmungen über Wortformen, Orthographie, Flexion u. m. enthalten, welche theils aus den Lesarten des cod. Σ, theils aus übereinstimmenden Regeln alter Sprachgelehrten geschöpft sind und einen geeigneten Massstab für Feststellung des Textes abgeben. Demzufolge richtet sich Voemel auch hier wie in seinen früheren Bearbeitungen vorzugsweise nach dem cod. Σ und demnächst nach dem jenen controllirenden Laurentianus, mit welchen oft auch die Vulgata übereinstimmt; doch nicht unbedingt und unbeschränkt gilt die Autorität jenes codex primarius. Während er an vielen Stellen allein allen übrigen Handschriften vorgezogen ist, wird er an andern Stellen verworfen, wo er offenbar fehlerhaft ist oder den erwähnten Textnormen widerspricht. Wer den Demosthenes kennt, wird bestätigen, dass die Weglassungen des cod. Σ grossentheils wohlbegründete sind und den reineren Text wiedergeben. Wo eine Wortform vorgezogen ist, da ist Correctheit nachgewiesen. Weglassungen sind zu billigen, wo die classische Einfachheit, die Kürze und Kraft, die ernste Würde des Stils durch die ausführlichere Lesart beeinträchtigt erscheint, wo Zuthat sich verräth, welche nicht verschönert, sondern abschwächt, wie sich dann Rhetoren z. B. Hermogenes Einschiebsel erweislich erlaubt haben.

Gar oft ist die Redegewalt und Kunst nur in jenen kürzeren Lesarten erhalten. Den Hiatus hat Voemel weit öfter vermieden als Σ und als Dindorf. Vielleicht ist hier mancher Vokal nicht ausgesprochen aber doch geschrieben worden. Andererseits hat der cod. Σ auch hie und da Worte, die in anderen Texten fehlen, aber aus guten Gründen aufnahmswürdig sind, und zwar theils des Zusammenhangs theils des Stils wegen, da z. B. rhetorisch emphatische Stellen nicht für interpolirt zu halten sind. Mehrere Stellen dieser Art hat der Herausgeber in seinen Prolegomenen S. 230 vertheidigt. Wir werden dieselben an ihrem Orte besprechen. Vergleichen wir den von Voemel festgestellten Text mit dem verbreiteten Dindorf'schen, so finden wir, abgesehen von zahlreichen auch in Σ vorkommenden Hiatus, noch mehrere theilweise bedeutende Verschiedenheiten. Wir haben überhaupt zu unterscheiden: 1) Weglassungen im cod. Σ. 2) Zugaben in Σ. 3) Missbilligte Lesarten in Σ. 4) Vorgezogene Lesarten des Σ.

Wir stellen nun vorerst eine Anzahl gleichartiger Fälle, sowohl Weglassungen als Zugaben der besagten Handschrift zusammen, lassen die bedeutenderen Abweichungen von Dindorf folgen, und verbinden damit einige Bemerkungen, um deren freundliche Würdigung bittend.

1) Weglassungen (berechtigte) in Σ theilweise auch in anderen codd.

Weggelassen ist:

§. 2. ἀφείλετο nach ὅνπερ τοὺς ἔχοντας. §. 3. γ' zwischen ἐκεῖν' ἄν. §. 4. τῆς δωρεᾶς nach κυρίους ἡμᾶς εἶναι. 6. καὶ vor δι' ἐκεῖνο. Es ist schon in πρὸς δὲ τούτῳ enthalten, deshalb von Bekker ausgestossen. §. 15. νόμου nach παρόντος. ib. καὶ τῇ βεβαιότητι nach τῇ δὲ τιμῇ. Das Wort ist nicht demosthenisch und würde die Antithese schwächen. §. 18. ὅν nach ψεῦδος ἄν wie §. 20. Φανήσεται ἄξιον ohne ὅν. §. 18. καὶ Ἀριστογείτονος nach Ἁρμοδίου. Voemel folgt dem cod. Σ und beruft sich auf de f. leg. §. 230. §. 20. ἔσται nach δή τί τοῦτ'. §. 22. ἤ nach ἄνθρωποι. §. 24, ἤ nach φήσουσιν. §. 25. ὄντοιν nach ἀγαθοῖν. §. 26. ἐστὶ nach θεωμένοις ἡμῶν. §. 24. κεκτῆσθαι nach τρόπον. §. 31. καὶ nach ἀλλὰ. §. 37. ἐστέ bei πεποιηκότες. §. 43. μᾶλλον vor φανερός. §. 46. ὑμᾶς bei ποιεῖν εὖ. §. 50. αὐτὴν nach ποιεῖν. §. 54. ἡ vor εἰρήνη. §. 55. φανησόμεθα nach κακοί. §. 56. οὐ δεῖ nicht οὐχί. §. 57. κρινόμενον bei δόξῃ. §. 68. ἀνὴρ nach οὗτος γὰρ. dann τοῦ vor πειραιῶς und τοὺς vor πρότερον. §. 69. τῶν vor πάντων. §. 73. τοὺς vor σκεψομένους und das von Dindorf beibehaltene Λακεδαιμονίους nach λέγεται. §. 74. ὑμᾶς nach διδάξοντ'. §. 80. μὲν nach ἑπτακαίδεκα. §. 82. καὶ nach οὐδενὸς. §. 87. οὗτοι vor τισίν, da wie §. 116. 118. das Subject in οὓς enthalten. §. 90. δεῖν nach ᾤετο. §. 100. μὴ nach ἄν. §. 102. πρὸς Διός nach μοι. §. 106. ἐπαινεῖν ohne ἤ. §. 121. ἤ vor ἅπαντας. §. 124. fehlt ἤ vor μείζων ebend. μὲν vor πονηρὸν ἔθος. §. 135. τὴν vor ζημίαν und ἔτι vor καταλείπεται. §. 139. αὐτὰ vor τάδικήματα. §. 140. ὅσα ἐστί nach εἰπεῖν. §. 153. μὲν nach νόμῳ. §. 154. τὸν bei πονηρὸν.

2) Zugaben oder Beibehaltungen in Σ theilweise auch in anderen codd.

§. 1. ὡς vor ἄν. §. 30. das doppelte μέν. §. 35. ἄν vor ὁ νόμος, von Dindorf weggelassen. §. 93. ἐν vor τοῖς ὠμωμοκόσιν. §. 84. δ' vor ἄνδρες. §. 104. εὖ vor τετελευτηκότας. §. 111. τῆς ὀλιγαρχίας καὶ δεσποτείας nach μεγάλοι. § 125. αἱ χορηγίαι καὶ αἱ γυμνασιαρχίαι. §. 139. σκοπῶ δὲ καὶ τοῦτο. §. 141. ταφὰς ποιεῖτε. §. 155. ist ὡς χρὴ vor τίμημα zu streichen, obschon Σ u. a. diese Worte haben. §. 161. ὅς ὑπερέτης ἦν.

3) Missbilligte Lesarten in Σ.

§. 15. ἀφερεῖτε. §. 30. ἡμῖν und ἡμᾶς. §. 54. προσῆκει. §. 53. ἡμῖν. §. 87. Weggelassen τῶν vor χαβρίου. §. 99. ἡμῶν. §. 108.

Weggelassen τῶν zwischen μὲν und διά. §. 109. μηθ' ἡμᾶς. §. 128. προσέγραψεν ἀτελῆ. §. 135. fehlendes ἔχειν nach δοκούντων. §. 138. ἀθρόους statt ἀθρόους. §. 147. μείζων. §. 158. ἀποκτειννύναι und ἡμῖν. §. 163. διεξεῖναι. §. 33. Θευδασίαν.

4) Richtige Lesarten in Σ.

§. 4. διὰ τοῦ. §. 7. τοὺς und §. 8. τούτων. §. 8. ἧς. §. 10. ἀνήλωσαν. §. 25. διαμεῖναι. §. 33. εὐεργέτηκεν. §. 43. εὐεργέτητο. §. 44. αὐτὸς. §. 67. πιστοὺς nicht πλείστους. §. 69. μόνῳ ohne τῶν. §. 91. τέως — ὅτ' ἄν. §. 90. ᾤετο ohne δεῖν. §. 105. ἐμοὶ δή. §. 109. περὶ τοῦ γε. §. 115. εὐπόρει. §. 117. τό γ' αἰσχρόν. §. 138. κριθέντα. §. 139. καλῶς τῶν. §. 139. παρὰ τἀδικήματα ohne αὐτά. §. 120. ἔμελλε. §. 126. ἐνταυθοῖ.

Wir wollen nun eine Anzahl wichtigerer Stellen, namentlich solche, wo Voemel von Dindorf abweicht, näher erörtern.

§. 1. ὡμολόγησα τούτοις, ὡς ἂν οἷός τ' ὦ συνερεῖν, Mit Recht ist ὡς, welches dem Sprachgebrauche und der Bescheidenheit im Eingange der Rede angemessen ist, beibehalten.

— εὑρομένους wie §. 60. 159 f. leg. 339 besser als εὑραμένους oder εὑρημένους.

§. 2. ἐν δὲ τῷ προςγράψαι μηδὲ τὸ λοιπὸν ἐξεῖναι δοῦναι ὑμᾶς τὸ δοῦναι ὑμῖν ἐξεῖναι (ἀφείλετο) die Worte ὑμ. ἐξ. haben H. und F. A. Wolf, sowie Dindorf beseitigen wollen. Allein gute Handschriften enthalten sie, und Demetrius de elocutione 246 führt sie an. Auch §. 60 hat μηδὲ τὸ λοιπὸν ἐξεῖναι δοῦναι. Und §. 4 legt der Redner Gewicht auf die Befugniss des Demos »τὸ κυρίους ἡμᾶς εἶναι indem Leptines Gesetzvorschlag den Athenern sogar das Recht und die Befugniss der Schenkung (τὸ δοῦναι ὑμῖν ἐξεῖναι) entziehen wollte, was ihnen jedenfalls anstössig sein musste. Eher dürfte man das erste δοῦναι streichen, wenn es nicht ein integrirender Bestandtheil der Gesetzformel wäre. S. Schäfer u. Benseler z. St. Allerdings möchte man bei erstem Lesen ein Einschiebsel vermuthen, allein da die verdächtigen Worte in Σ und einigen anderen Handschriften stehen, und der Redner die Worte des Gesetzes vollständig wie sie lauteten wiederzugeben hatte, so müssen diese beibehalten werden. So stehen die einander bestimmenden Infinitiven beisammen §. 5. ἐξεῖναι τιμῆσαι. Beispiele solcher bei Dem. häufigen Zusammenstellung haben wir angemerkt aus §. 14. Λυσιτελέστερον εἶναι τὴν πόλιν πεπεικέναι Λεπτίνην ὅμοιον αὐτῇ γενέσθαι δοκεῖν ἢ — πεπεῖσθαι ὁμοίαν εἶναι τούτῳ. §. 16. ἄξιόν τινος εἶναι τιμᾶσθαι. §. 25. δοκεῖν διαμεῖναι. §. 51. εὐλαβηθῆναι ἀδικῆσαι. §. 111. ἐθέλειν ἀκούειν. §. 125. ἀφελέσθαι πεῖσαι. §. 143. ἀδικεῖν παρεσκευάσθαι. §. 2. τὸν αὐτὸν τρόπον, ὅνπερ τοὺς ἔχοντας τὴν δωρεὰν ἀναξίους ἐνόμιζεν, οὕτω καὶ τὸν δῆμον ἀνάξιον ἡγεῖτο κύριον εἶναι τοῦ δοῦναι. Nach ἔχοντας wurde früher ἀφείλετο, statt ἐνόμιζεν aber νομίζων und τὰ ἑαυτοῦ nach δοῦναι gelesen. Schon im Jahre 1861 hatte Voemel

in seinem Programm: Critica ad Demosthenis Leptineam p. 8 seine jetzige Textlesart nach Σ empfohlen. Klotz meinte, ἀφείλετο — ἐνόμιζεν sei ein in lebhaftem Unwillen gesprochenes Ayndeton, dessen Härte Andere durch ein vor ἀναξίους eingeschaltetes καὶ mildern wollten. Jedoch muss bemerkt werden, dass Dindorf bereits in seiner Ausgabe von 1855 den Text ganz so, wie er jetzt bei Voemel lautet, hergestellt hatte. §. 4. πῶς (nicht ὅπως) τοῦτο μὴ πεισόμεθα und τὸ κυρίους ἡμᾶς εἶναι lesen mit Recht Dindorf und Voemel. §. 5. διὰ τοῦ παντελῶς ἀκύρους γενέσθαι, nicht τὸ, was Dindorf vorzog; τὸ scheint aus dem §. 6 folgenden δι' ἐκεῖνο entstanden zu sein, welches aber selbst erst auf das nachstehende διά τί antwortet. Hier ist τοῦ als instrumentale besser als τὸ causale.

§. 7. καταμεμφόμενον τοὺς (Dind. τινας) ἐπὶ ταῖς ὑπαρχούσαις δωρεαῖς, τοὺς χρησίμους ὄντας τῶν τιμῶν ἀποστερεῖν· Im cod. Σ steht τοὺς. Vergl. §. 1. 2. καταμέμφ. ist s. v. a. κατηγοροῦντα (§. 2). Statt ἐπὶ ταῖς ὑπ. δωρ. hätte Demost. sagen können: τὰς δωρεὰς εὑρομένους. Der bestimmte Artikel ermöglicht die Fassung als wären alle mit Steuerbefreiung belohnte unwürdig nach §. 2 εἰ μή τινες ἀλλὰ πάντες ἦσαν ἀνάξιοι. Erst später werden τινες (einige) den χρηστοῖς entgegengesetzt. Wollte man schon an unserer Stelle τινας statt τοὺς zulassen, so würde sich der Gedanke müssig wiederholen. §. 7. ἀνάξιοι κατὰ τὸν τούτων λόγον εἰσίν. Leptines und Genossen sind zusammenbegriffen daher τούτων. So Σ Laurs. Vulg. Zwar wendet Dindorf, die Lesart τούτου vorziehend ein: »Quod in libris plerisque est τούτων etsi de Leptine ejusque sociis intelligi potest, minus tamen apte positum foret post plura alia numeri pluralis nomina quae praecedunt. Inter quae nullum est quod Leptinis sociorum significationem habeat.« Hingegen bemerkt Voemel: »At cf. f. leg. 36. 37. 150. 154. Orator digito facie toto corpore converso ad adversarios satis aperte dicebat. §. 7. μηδὲ πλέον μέλλῃ μηδὲν εἶναι ist mit Recht beibehalten. §. 8. ἃ (nicht ὃ mit Vulg.) προστεθείκαμεν αὐτοῖς, ταῦτ' (nicht τοῦτο Vulg.) ἀφελώμεθα; Dindorf und Voemel. [Denn gleich darauf folgt καὶ τοῦτ' οὐ μικρὰν ζημίαν ὀφλήσειν μέλλουσαν, was um so entscheidender ist, als hier in keiner Handschrift τοῦτο vorkommt.]

(Schluss folgt.)

Nr. 3. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Demosthenis Or. Leptin. Rec. Voemel.

(Schluss.)

§. 15. — *ᾧ μόνῳ μείζους εἰσι — καὶ τοῦτ᾽ ἀφαιρεῖται* (Dind. *ἀναιρεῖται*. Voemel beruft sich auf §. 17. *ὁ τὴν πίστιν ἀφαιρῶν τῶν δωρεῶν ᾧ μόνῳ* (ganz wie in unserer Stelle) *κρείττους εἰσὶν αἱ παρ᾽ ὑμῶν δωρεαί, τοῦτ᾽ ἀφαιρεῖται*. Den Unterschied erkennt man aus f. leg. §. 186 wo beide Verben in einem Satze vorkommen: *ὁ τοὺς χρόνους ἀναιρῶν οὐ χρόνους ἀνῄρηκεν ἀλλὰ πράγματ᾽ ἁπλῶς ἀφῄρηται*, das erstere aufheben, sistiren, das letztere gänzlich abschaffen, also stärker. §. 15. *Τῇ μὲν γὰρ χρείᾳ τῇ τῶν εὑρισκομένων τὰς δωρεὰς οἱ τύραννοι — μάλιστα δύνανται τιμᾶν*. S Voemel excurs. p. 191, wo diese Stelle gegen Markland und Bake vertheidigt ist. *τῇ χρείᾳ* heisst: dem Bedürfnisse nach. §. 15. *τῇ μὲν χρείᾳ — τῇ δὲ τιμῇ*. Dindorf setzt die Lesart der Vulgata: *καὶ τῇ βεβαιότητι*, welche Worte in Σ weggelassen, in Laur. durch *τῇ γενναιότητι* (*βεβαι* übergeschrieben) verdächtig sind, in den Text. Es sind aber nur zwei Gegensätze, *χρεία* und *τιμή*, und *βεβαιότης* ist kein demosthenischer Ausdruck.

§. 17. *ἧς ἂν τινος πολιτείας τὸ κομίζεσθαι τοὺς εὔνους τοῖς καθεστῶσιν χάριν ἂν* (Dindorf lässt *ἂν* weg) *ἐξέλῃς, οὐ μικρὰν φυλακὴν αὐτῶν ταύτην ἀφῃρηκὼς ἔσει*. Dindorf sagt: '*χάριν ἂν* recepta optimorum scriptura soloecum est'. Westermann vertheidigt es als eine Epanalepsis. Voemel vergleicht symmor. §. 27. *ὅσα γὰρ ἂν νῦν πορίσαιτ᾽ ἄν*. Aber *ἂν* ist hier = wenn und ist rhetorisch nachgesetzt, wie *εἰ* und *ἐὰν* öfter auch in unserer Rede. §. 22. *τοὺς πρότερον ποιήσαντας ἐὰν ἠδικημένους εἴδῃ*. §. 23. *τὰς ἀτελείας ἐὰν ἀφέλησθε*. §. 61. *ἐκείνως εἰ λογίσαισθε*. §. 79. *μίαν μὲν πόλιν εἰ — ἀπώλεσεν*. §. 130. *οἷς οὐκ ἀκουστεόν ἂν ἐναντία τολμᾷ λέγειν*. [L. LB.]

§. 18. *ψεῦδος ἂν φανείη*. Dind. setzt das in Vulg. nach *ἂν* folgende *ὂν* hinzu. [Aber dann müsste auch §. 13. mit Cobet *τοιοῦτον ὂν* gelesen werden [L. LB]. Vgl. Voemel prol. gr. §. 96. In Σ fehlt *ὄν*. Vgl. §. 20. *φανήσεται ἄξιον*. f. leg. 200. *τοιοῦτος φαίνεται*.

§. 18. *οὓς ἔγραψε — τοὺς ἀφ᾽ Ἁρμοδίου*. Die Vulg. setzt hinzu *καὶ Ἀριστογείτονος*, aufgenommen von Dindorf. Aber Σ u. m. lassen es weg, wofür auch f. leg. §. 280 spricht wo das nämliche Wort in Σ fehlt.

§. 20. *σκεψώμεθα, τί τοῦτο τῇ πόλει.* Dind. setzt *ἔσται* nach *πόλει* aus Vulg. Voemel vergleicht Olynth. 3, 17 Phil. 1, 36.

§. 22. *ἵν' οὖν τριάκοντ' ἄνθρωποι* [*ἢ* Dind.) *πλείους — λειτουργήσωσιν.* Da bereits 30 die höchste Zahl ist (Bake will *οὐ πλείους*, Westermann will *ἢ* getilgt) so kann sie hier dem Zusammenhange nach nicht vergrössert werden sollen. Nach Voemel steht *πλείους* fast adverbial [wie *μάλιστα*? LLB] und damit stimmt der Scholiast: *ὅταν πολλοὺς δῶμεν ἐσομένους τριάκοντα.* §. 22. *ἐὰν — εἴδῃ.* So aus *Σ* Voemel, *ἴδῃ* aus Vulg. Dind.

§. 24. *εἰ δὲ ὑφῃρημένον φήσουσίν τιν' ἄλλον.* Nach *φήσουσιν* hat Dind. *ἢ*, welches in *Σ* u. m. fehlt. Der Sinn gewinnt ohne *ἢ*, wie Voemel übersetzt: sin subtractum arguent aliquo non quo decet modo. Nicht von zwei Vergehen, sondern von einem Diebstahl ist die Rede, so dass *τιν' ἄλλον τρόπον* als Epexegese zu *ὑφῃρημένον* anzusehen. Zu denken bleibt *πόλλ' ἔχειν.*

§. 25. *χωρὶς δὲ τούτων νυνὶ τῇ πόλει δυοῖν ἀγαθοῖν* [*ὄντοιν* Dind.] *πλούτου* [*τε*] *καὶ τοῦ πρὸς ἅπαντας πιστεύεσθαι* [*μεῖζον*] *ἐστὶ τὸ τῆς πίστεως ὑπάρχον* [*ἡμῖν*]. Früher standen die eingeklammerten Worte im Texte, sind aber mit *Σ* zu streichen. Der Kürze wegen begründen wir nur die Weglassung des, von Dindorf beibehaltenen *ὄντοιν.* Wenn man nehmlich mit letzterem nach *πόλει* abtheilt, ergibt sich als Sinn: Da es überhaupt zwei Güter gibt .... (S. Voemel Critica in Dem. Lept. p. 519) während der Zusammenhang fordert: eines von zwei Stücken die als Güter anzuerkennen sind, steht der Stadt, nämlich das Vertrauen, zu Gebote.

§. 25. *καὶ βεβαίοις δοκεῖν διαμεῖναι* So Vl. aus *Σ*, Ddf. *διαμένειν.* Vl. bemerkt, dass »non tempus sed simpliciter actio significatur« wie §. 35. Vom Wechsel der Zeitformen in Demosthenes handelt Vl. Prol. grr. §. 98.

§. 28. *διείρηκεν ὁ νόμος* Vl. *διῄρηκεν* Ddf. wie Dobree und Westermann. Das erstere ist: diserte et accurate constituit, das zweite = unterscheidet. Für Voemels Lesart entscheidet §. 29. *διὰ τὸ γεγράφθαι ἐν τῷ νόμῳ αὐτοῦ διαρρήδην μηδένα εἶναι ἀτελῆ μὴ διειρῆσθαι δὲ, ὅτου ἀτελῆ* (mit *Σ*) s. v. a. *διαρρήδην λέγει.*

§. 30. *Ἔστι μὲν γὰρ γένει μὲν δήπου ὁ Λεύκων ξένος· τῇ δὲ παρ' ὑμῶν ποιήσει πολίτης.* Das erste *μὲν* ist von Dind. gestrichen. Vl. hat es beibehalten aus *Σ*. Denn durch das erste *μὲν* stehen *ξένος* und *πολίτης*, durch das zweite *γένει* und *ποιήσει* im Gegensatze. Vgl. Voemel ad f. leg. §. 42.

§. 35. *οἷς ἂν ὁ νόμος βλάψειν ὑμᾶς φαίνεται.* Vgl. Voem. ad Dem. Coron. §. 147 über *ἢν* mit dem Futur. Inf. In unsrer Stelle vermissen wir eine deutliche Bezeichnung der codd. welche *ἂν* lesen, welches Dind. weggelassen. In Bekker: anecd. p. 127 ist unsre Stelle mit *ἂν* angeführt.

§. 38. *γράψαι ποθ'* Vl. *ποτέ* Ddf. Ersterer beruft sich auf f. leg. 33. 143.

§. 48. *πῶς ἂν ἄνθρωπος φανερὸς γένοιτ' εὔνους ὢν ὑμῖν ἢ — εἰ μᾶλλον ἕλοιτο.* Vor *φανερὸς* behält Dind. *μᾶλλον*, was in Σ u. m. fehlt. Westermann vertheidigt es, weil es sich frage, wie Jemand sich mehr wohlthätig erweise. Allein mit Recht erwidert Vl., dass *ἢ* nicht nur bei einem ausgesprochenen Comparativ gebraucht werde, sondern überhaupt nach Verben der Auswahl und Trennung, und vergleicht Sallust. Catil. 30. Servire quam imperare parati estis. Die Vergleichung selbst folgt erst hier im zweiten Gliede. Vgl. Voem. Critic. D. p. 8.

§. 51. 52. 53. ist die Lesart *ἡμῖν* des Σ Laur. zu verwerfen und *ὑμῖν* vorzuziehen. Dind. hat *ἡμῖν*.

§. 54. *εἶτα ταῦτα νῦν εἰ χρὴ κύρι' εἶναι σκοποῦμεν; ἀλλ' ὁ λόγος αἰσχρὸς τοῖς σκοπουμένοις, εἴ τις ἀκούσειεν ὡς Ἀθηναῖοι σκοποῦσιν.* Die letzten Worte sind nicht mit Dobree zu beanstanden.

§. 56. *εἴ τις ἐκείνους τοὺς καιροὺς ἰδὼν ἢ παρὼν ἤ τινος εἰδότος διεξιόντος ἀκούσας.* Hier ist Nichts zu verdächtigen. *Ἰδὼν* metaphorisch »betrachtend« ist als das Generelle zu fassen, dem *παρὼν* und *ἀκούσας* als Theile unterzuordnen.

§. 61. *ἐκείνως εἰ λογίσαισθε* muss zusammen genommen nicht *ἐκείνως* zum Vorausgehenden gezogen werden.

§. 65. *τῶν αἰσχίστων ἐστὶν τὰς δωρεὰς — καὶ δὴ λελυμένας*, jetzt schon nichtig geworden. Vgl. Voem. h. l. .. §. 67. *καὶ γὰρ τἄλλ' ἀγάθ' εὐξαίμην ἂν ἔγωγε παρ' ἡμῖν εἶναι πλεῖστα, καὶ ἄνδρας ἀρίστους καὶ πιστοὺς εὐεργέτας τῆς πόλεως πολίτας εἶναι.* So aus Σ Voemel. Vulg. *πλείστους* hat Ddf. Der Begriff der Menge ist aber aus *πλεῖστα* zu wiederholen wie §. 162. *τὸν τριήρας πολλὰς καὶ ξένους καὶ πόλεις κεκτημένον.*

§. 71. *Κόνων — ἐπετιμήθη.* Nach Σ. Ausser anderen empfangenen Ehren wurde er noch dazu (*ἐπὶ*) geehrt. Den Gebrauch erhärtet Vl. aus Phorm. 19. Polyd. 6.

§. 73. *ἀκηκόατε ὃν τρόπον ἐξαπατῆσαι λέγεται* ... In Σ fehlt das von Ddf. beibehaltene *Λακεδαιμονίους.*

§. 80. *ἐπειδὴ δὲ — εἷλεν, — ἔλαβεν — ἀπέφηνεν — ἔστησεν· τηνικαῦτα δ' οὐκ ἔσται κύρια τὰ δοθέντα.* Hier ist *δ'* Bezeichnung des Nachsatzes.

§. 82. *βεβαίως πως φαίνεται φιλόπολις.* Vl. erweist die verstärkende Bedeutung von *πως*.

§. 83. *εἶθ'*. Ddf. *εἶτα* mit Hiatus Vl. nach Proleg. 95. §. 119. §. 84. *ὑμεῖς δ'* Vl. *ὦ* Ddf.

§. 91. *καὶ γὰρ τότε μέν, τέως τὸν τρόπον τοῦτον ἐνομοθέτουν, τοῖς μὲν ὑπάρχουσι νόμοις ἐχρῶντο.* So Vl. nach seiner Feststellung in Proleg. gr. §. 132. Ddf. änderte *ἕως*. [Vgl. aber f. leg. §. 326. LLB]. Gleich darauf Ddf. *αὐτοῖς*, Vl. *αὑτοῖς* nach *κατεσκεύασαν*. Gleich darauf Ddf. *ὅταν*. Vl. *ὅτ' ἂν* quandocunque dem *ὃν ἂν τρόπον* entsprechend. S. die Lesarten §. 120. Ebend.

χειροτονεῖτε — διαλέξαντας. Hier ist *ἐπὶ χρόνον* mit *χειρ.* zu verbinden.

§. 92. *ψηφισμάτων δ' οὐδ' ὁτιοῦν διαφέρουσιν οἱ νόμοι, ἀλλ' ἀλιώτερον οἱ νόμοι καθ' οὓς τὰ ψηφίσματα δεῖ γράφεσθαι, τῶν ψηφισμάτων αὐτῶν ὑμῖν εἰσιν.* Ddf. hat mit den codd. *νεώτεροι*, was man nicht ohne Verletzung der Wortbedeutung zu rechtfertigen suchte. Es liegt aber ein offener Widerspruch vor. Die Vorschrift kann nicht jünger sein als das, was nach ihr ausgeführt wird. Vorübergehende oder dauernde Geltung, woran Wolf und Benseler dachten, thut hier nichts zur Sache. Der Sinn fordert durchaus: »erfolglos, eitel, kraftlos.« Schon das Relativ *καθ' οὓς* beweisst, dass gewisse bestimmte Gesetze gemeint sind, die das Verfahren bei Gesetzvorschlägen regelten. Einen dem Zusammenhang vollkommen entsprechenden Sinn gibt das Citat in Bekkers An. p. 178 *ἀλιώτερον* i. q. *ματαιότερον*, zugleich den spöttischen Ton treffend. S. Voemel Critic. in Lept. p. 10. sqq. welcher richtig erläutert: si invitis de rogatione ferenda legibus perferuntur decreta, haec illis magis valent et irritae sunt leges illae; deinde quum et ipsa decreta nonnunquam ut Leptinea rogatione accidit, irrita fiant, his certe illae sunt magis irritae.

§. 93. *κελεύει παρ' ὑμῖν ἐν τοῖς ὀμωμοκόσιν.* Ddf. lässt *ἐν* nach dem Vorgang von Wolf und Schäfer weg, wie cod. F. Voem. weiset darauf hin, dass der Redner gerne mit Präpositionen wechselt Prol. gr. §. 100 (pac. 12. *ἐπι — εἰς.* Phil. 3, 11. *ἐπὶ — εἰς.*)

§. 95. *ἃ τούτου τοῦ νόμου γεγράμμεθα.* Ddf. u. A. ziehen die Stellung *τοῦ τ. ν.* vor, wogegen aber §. 30. 99.

§. 100. *εἰσὶ πολλοὶ τρόποι δι' ὧν, ἂν βούληται, θεῖναι τὸν νόμον αὐτὸν ἀναγκάσει.* Ddf. verbindet: *ἂν βούληται θ. τ. ν.* Es fragt sich von welchem Worte *θεῖναι* regiert wird. Zu *βούληται* ist zu denken *τὸ τεθῆναι τὸν νόμον.* Möchte der Herr Herausgeber erklärt haben, warum er wie Dind. *βούληται θεῖναι τ. ν.* verbinde, und doch hinter *βούληται* interpungirt habe.

§. 104. *ποιεῖς, οὐ λέγεις κακῶς τοὺς εὖ τετελευτηκότας.* Dind. lässt mit Laur. Vulg. *εὖ* weg, *Σ* enthält es. Obschon nämlich das Gesetz von allen Gestorbenen handelt, so war die grösste Schuld doch die, wenn man die Pietät gegen gefallene Vertheidiger des Vaterlandes verletzte. §. 80. §. 104. meint Reiske nach *φάσκων* einschalten zu müssen: *κατηγορῶν.* Wir besprechen die Stelle unten ausführlicher.

§. 105. *τις ἀπήγγελλέ μοι περὶ τοῦ μηδενὶ δεῖν μηδὲν διδόναι.* So aus *Σ* Vl. mit Anführung von Mid. 36. Con. 38. von unvollendeter Handlung, dagegen Ddf. mit Vulg. und Laur. *ἀπήγγειλε.*

§. 106. *ἃ τῇ παρ' ἐκείνοις πολιτείᾳ συμφέρει ταῦτ' ἐπαινεῖν ἀνάγκη καὶ ποιεῖν.* Die 2 letzten Worte sind nicht zu streichen. Sie enthalten eine beissende Rüge »das Rühmen (*ἐπαινεῖν*) genügt nicht, man muss es auch thun« [Man denke an obiges *ποιήσουσι,*

ποιεῖν. ἐνταυθοῖ Vl. nach codd. und prol. gr. §. 139. *ἐνταυθὶ* eigenmächtig Ddf.] §. 109. *τοῦ γε* besser als *γε τοῦ*.

§. 111. *δι' ὧν μὲν ἐκεῖνοι μεγάλοι (τῆς ὀλιγαρχίας καὶ δεσποτείας) εἰσὶ — κἂν ἀποκτεῖναι βούλεσθαι τὸν παρ' ἡμῖν τούτων τι κατασκευάσαντα.* Die eingeschlossenen Worte, von Reiske geschützt, hat Ddf. weggeworfen. Sie stehen in Σ Laur. und allen codd. und sind nicht zu entbehren um einen klaren Sinn zu erhalten, und werden von Krüger (ad Dionys. histor. p. 469) als Epexegese von *δι' ὧν* gefasst. Der Genitiv hängt ab von *ἐκεῖνοι* eine Versetzung wie §. 149 *τοῖς ἐν Πειραιεῖ τοῦ δήμου.* [Solche Versetzungen rhetorischer Art liebt bes. Lysias. S. meine Schrift: Lysias Epitaphios als echt erwiesen. S. 78 dort ist die Stelle or. XIII, 40. *ἐκείνη δὲ πυθομένη ἠμφιεσμένη τε μέλαν ἱμάτιον ἀφικνεῖται* zu ordnen, daher nicht mit Kayser *καὶ ἀποκειραμένη* einzusetzen LLB.]

§. 115. *εὐπόρει* nach prol. gr. §. 78. s. §. 43. *ἔμελλε.* Ddf. hat *ηὐπόρει.* §. 117. *τόγ' αἰσχρὸν ὁμοίως.* Man ergänzt mit Vl. *ποιῆσαι.* Ddf. *τοῦτο*, da *τὸ* sich zurückbezieht auf *ταὐτὸ τοῦτο*, deshalb ist Artikel richtig.

§. 120. *λέγω, ὅταν* (Dindf. *ὅτι ἂν*) *ἀφέλησθε.* S. z. §. 9. ebend. *τί γάρ ἐστι πιστότερον.* Vgl. §. 48. man darf nicht hinter *πιστότ.* interpungiren, denn *τι* ist = quî quatenus. § 116. 145. §. 123. *διὰ τοῦ τῶνδε* (die nach Leptines Unwürdigen) *κατηγορεῖν.* So deutet der R. mit dem Finger auf die zuvor als *φαῦλοι* bezeichneten. §. 124. *οὐκ εἰ τῶν πάντων ἀδικήσομεν τινα μείζονα ἢ ἐλάττονα δεινόν ἐστίν.* Vor *μείζονα* hat Ddf. aus einigen codd. *ἤ*, was Vl. mit Σ Laur. Vulg. weglies. Der Sinn ist nicht = quidvis sondern das Grössere oder Kleinere ist betont.

§. 125. *ἐροῦσιν ὅτι ταῦτ' ἱερῶν ἐστιν ἅπαντα τἀναλώματα (αἱ χορηγίαι καὶ αἱ γυμνασιαρχίαι).* Die eingeschlossenen Worte sind von Wolf und Dindorf verdächtiget. Man achte jedoch auf *ἱερῶν*, denn die *ἀνάλ.* sind nach §. 21. 25 dreierlei, also auch *ἑστίασις* mit, wiewohl letztere nach Vl. z. d. St. nicht durchaus hierher gehörte, und mit Recht hier übergangen ist, indem der Begriff von *ἅπαντα* beschränkt werden muss auf die Choregie und Gymnasiarchie »ne quis eum (oratorem) superlationis ac trajectionis accusaret«. Vl. versteht die verschiedenen Gattungen der Choregie. Nicht von der heiligen Steuer (*ἱερῶν*), sondern von den Auflagen *λειτουργιῶν*) gab es Befreiung.

§. 127 *τί τοῦτο μαθὼν προσέγραψεν*; Ddf. *παθών.* Aber *μαθὼν* auf das *μάθος* bezogen beschuldigt der Unbesonnenheit, *παθὼν* der Leidenschaftlichkeit. §. 128. *πλὴν ἱερῶν.* Vl. vergleicht coron. 40. dass hier kein Fragezeichen zu setzen.

Ebend. *μηδένα εἶναι ἀτελῆ, προσέγραψεν πλὴν τ. α. Ἁ.* Man darf nicht *ἀτελῆ προσέγ.* verbinden. Denn das schrieb er hinzu: ausgenommen die von Harmodios .... ebend. *εἴγε τὸ τῶν ἱερῶν τέλος ἐστὶ λειτουργεῖν = εἴγε τὰ ἱερὰ τελεῖν ταὐτόν ἐστι*

καὶ λειτουργεῖν, was §. 127 ausgedrückt ist: *εἰ ἣν ἱερῶν ἀτέλειαν ἔχειν ταὐτὸ καὶ λειτουργιῶν*, denn Heiligensteuer mussten Alle, auch Harmodios Nachkommen geben: *οὐδὲ γὰρ τούτοις ἀτέλεια τῶν ἱερῶν ἐστι δεδομένη* (§. 127).

§. 129. *τὰς λειτουργίας ὅταν εἶναι φῇς τῶν ἱερῶν* statt: *ταὐτὸν εἶναι καὶ τὰ ἱερά.* eb. *οὐδ᾽ ἔχουσιν* d. h. *ἀτέλειαν*. Die Conjecturen *οὐδὲ τούτων ἔχουσιν* oder *εἰπεῖν ἔχουσιν* sind abzuweisen. Der unterverstandene Gegensatz ist *οὐκ ἀφαιρεῖ* »du nimmst ihnen die Atelie nicht und sie haben sie ohnehin nicht.« Mit Ddf. *ἀτελεῖς εἶναι* zu *ἔχουσιν* zu ergänzen ist hart.

§. 130. — *τίνος; ἢ τοῦ μετοικίου;* so mit Dobree Vl. *τινος ἢ τ. μ.* mit den codd. Ddf. welchem wir beitreten, da von *τινος* bis *μετ.* als ein Satz zu fassen ist.

§. 131. *ἀθρόοι* nach Prol. gr. p. 91. Zu *φάσκοντες* ergänze man: *ἀτελεῖς εἶναι* vgl. f. leg. 19. §. 132 die *πρόξενοι — δοῦλος Λυκίδας κ. Διονύσιος καὶ τις ἄλλος πρ. γεγόνασιν* — gehören unter die *ἀνάξιοι* §. 101. §. 104. 112. §. 134. *οὐδ᾽ ἂν εἴ τι γένοιτο.* Markland verlangt ohne Noth ein *οὐ* vor *οὐδ.*

§. 135. *καλῶς τῶν δοκούντων* ist die bessere aus *Σ* von Vl. entlehnte Stellung. Ddf. *τῶν καλῶς.*

§. 136. *μηδὲν τοῦτο.* Des Nachdrucks wegen ein Zusatz zum Vorausgehenden. Nach *φανήσεσθε* setzt Vl. nur ein Komma statt, was vorzuziehen, ein Semikolon. §. 137 *κατ᾽ ἄνδρα κριθέντα* aus *Σ* Vl. *κριθέντας* Ddf. *ἕκαστόν τινα* als je einzeln ist betrachtet, nicht die Gesammtheit *πάντας = ἀθρόους.* §. 139. *σκοπῶ δὲ καὶ τοῦτο.* Mehre, auch Ddf. streichen diese Worte. Mit Unrecht! Das folgende *ὅτι* hängt ab von *ἀξιῶ* nicht von *λόγου.* F. A. Wolf sagt: »haec verba quam nihil huc faciant quum caecus sit qui non videat piget id pluribus verbis demonstrare.« Aber von *καὶ* bis *λόγου* ist Parenthese. Und erst mit dem Folgenden wird die Aufmerksamkeit auf Erwägung der Sache selbst gerichtet Zudem finden sich die angefochtenen Worte in allen codd. was Vl. zwar nicht hier aber in seinen Proleg. crit. p. 231 bemerkt hat·

§. 240. *ὅτου ποῤῥώτερον* (*τέρω* Ddf) *ἐστὶν ἡ πόλις.* nach *Σ* Laur. wodurch der Hiatus vermieden ist.

§. 141. *ἐπὶ τοῖς τελευτήσασι (τὰς ταφὰς ποιεῖτε καὶ) λόγους ἐπιταφίους.* Die eingeschlossenen Worte hat Ddf. entfernt. *ποιεῖν ταφάς* wird gesagt von den Behörden, welche die Begräbnissfeier berathen und veranstalten, *ποιούμενοι* sind die Begrabenden selber. *Σ* hat *ταῖς ταφαῖς ταῖς δημοσίαις.* Unsere Lesart hat Voem. einer Randverbesserung des *Σ* aus dem eilften Jahrhundert entnommen. Obschon allerdings auch andere Hellenen öffentliche Begräbnisse ihrer gefallenen Krieger hatten, so hielt man doch nur zu Athen *λόγους ἐπιταφίους.* Vgl. noch Voemel prolegg. critic. p. 233.

§. 145. *εἰ μὲν τοίνυν ἐγκαλῶν αὐτοῖς λέγεις.* Als antwortende Conjunction erklärt Voemel *τοίνυν* und vergleicht Xenoph. Cyr. 1, 4, 10.

§. 146. Ἀζηνιεύς schreibt Ddf. mit dem sp. lenis Ἀζ. und ebenso im Index Voemel zu den contiones. Warum? e b e n d. ἀκούσατε καὶ σκοπεῖτε, ersteres vom schnell vorübergehend Gehörten letzteres von längerem Nachdenken. Vgl. §. 163. 167 und überhaupt Voem. prol. 97. §. 98 über Abwechselung der Zeiten. e b e n d. τοῦτ' ἔνεστιν (τὸ τῆς ἀτελείας), τῶν ἐκείνῳ τι δοθέντων. F. A. Wolf verdächtigte das Eingeschlossene als ein Glossem, es ist aber Epexegese zu τοῦτο und τι ist von H. Wolf gut mit μέρος erklärt. §. 149 γέγραφεν Ddf. dafür Vl. auf coron. 79 sich berufend γ' ἔγραφεν.

§. 155. καὶ π α ρ α ν ο ί α ς δόξαν αἰσχίστην τῇ πόλει καταλείπει. So steht in den codd. Ddf. ändert παρανομίας nach Reiske und F. A. Wolf »stulte rusticeque oratorem loqui fecerunt librarii qui dederunt παρανοίας.« Allein mit Recht bemerkt Vl., mit welcher Bitterkeit der Redner die Verkehrtheit seiner Zuhörer rügte z. B. Phil. III, 54. §. 153. γελοῖον νόμῳ συνδικεῖν νόμον δ' αὐτοὺς παραβαίνειν. Nach νόμῳ hat Ddf. aus Vulg. μὲν, welches in Σ u. m. fehlt.

§. 158. ἀποκτεῖναι μὲν ἔν γε τοῖς παρ' ἡ μ ῖ ν νόμοις ἐξέσται. Ddf. ὑμῖν. Unsere Lesart ist in Σ Laur. Vulg. enthalten.

§. 160. μὴ καὶ τὰ μέλλοντα ἤδεις. Das vorhergehende τὰ πρὸ τοῦ κατεμέμφου i. e. δωρήματα bezieht sich auf frühere bewilligte Begünstigungen, welche dem Leptines missfielen. Vgl. §. 2.

§. 161. οὐδ' — ἤλπισαν — ὑφ' ἑνὸς γραμματέως (ὃς ὑπηρέτης ἦν) τυραννήσεσθαι. Das Eingeschlossene hielt Reiske für interpolirt und Ddf. hat es gestrichen. Aber Dionysios heisst gerade wegen seines Schreiberamtes passend ὑπηρέτης. Polyaen, V, 2, 2. Διονύσιος Συρακοσίοις ὑπηρετῶν καὶ γραμματεύων. Demosth. cor. §. 261. γραμματεύειν καὶ ὑπηρετεῖν τοῖς ἀρχιδίοις. Ebend. τυραννήσεσθαι nicht wie Vulg. τυραννηθήσεσθαι nach der Prol. gr. §. 107 begründeten Regel.

Man ersieht aus obigen Textbegründungen, dass der Herr Herausgeber auch in dieser Bearbeitung die Kenntniss des demosthenischen Sprachgebrauchs unter treuer Benutzung aller früheren Leistungen bereichert, und die in seinen Prolegomenen aufgestellten grammatischen Regeln weiter bestätigt hat. Wenn wir uns nun erlauben, auch unsrerseits einige Bemerkungen hier niederzulegen, so geschieht dieses nicht sowohl in der Absicht, das vorliegende Werk zu bemängeln als um unsere Theilnahme für die Sache zu bethätigen.

§. 1. steht zweimal εἵνεκα, ebenso §. 2. 41. 88. 98 hingegen ἕνεκα §. 110. εἵνεκα §. 117. 128. aber ἕνεκα §. 110. 123. εἵνεκα §. 145. Der §. 116 der Prolegomena gibt keinen Aufschluss, wann die starke und wann die schwache Form stehen müsse. Dindorf hat allerwärts ἕνεκα geschrieben. Die Form οἴομαι (nach Σ) wechselt mit οἶμαι erstere §. 163. 98. 109. 120 letztere §. 21. 23. 113 und scheint die vollere Form in betonterer Aussprache vorgezogen worden zu sein. §. 146. steht Ἀζηνιεὺς (Dind. mit spir. len.) da-

gegen *Ἀξηνιέα* in Prol. gr. §. 50 die Form *Γελάρχῳ* ist ohne Angabe des Grundes der von Dindorf beliebten *Ἀγελάρχῳ* §. 149 vorgezogen.

§. 58. *ἓν δὲ ἢ δύο δείξας ἔτι ψηφίσματα ἀπαλλάττομαι τοῦ περὶ τούτων λέγειν.* Hier steht Präsens statt Futurum, weil die Handlung unmittelbar bevorsteht. Vgl. Philip. 1, 28. *τοῦτο δὴ καὶ περαίνω* (nicht *περανῶ* vulg.). f. leg. §. 32 *καταβαίνω*. Demosth. symm. 22. *μετὰ ταῦτα λέγω*. Vergl. Voemel cont. p 433. §. 112. wäre *οὐδὲ δίκαιον* genau 'ne justum quidem' zu übersetzen. §. 116. scheint *προγόνοις ὑμῶν* 'majorum nostrorum' ein Druckfehler zu sein. Desgleichen scheint §. 93. (*συνίετε ὃν τρόπον ὁ Σόλων τοὺς νόμους ὡς καλῶς κελεύει*) nach *κελεύει* das Wort *τιθέναι* ausgefallen zu sein durch Druckfehler, da in den Anmerkungen nichts über eine handschriftliche Auslassung erwähnt ist. Fehlte das Wort in irgend einem cod., so wäre etwa die Stelle ähnlich wie §. 90. *ᾤετο* mit fehlendem *δεῖν* zu beurtheilen.

§. 104. *Τῶν εὐεργετῶν τῷ δεῖνι μεμφόμενος καὶ τὸν δεῖν' ἀνάξιον εἶναι φάσκων, ὧν οὐδὲν ἐκείνοις προσῆκεν.* Die vier letzten Worte scheinen von keinem Ausleger bisher richtig erklärt zu sein. Reiske meinte nach *φάσκων* einschalten zu müssen: *κατηγορῶν*. F. A. Wolf erkannte zwar, dass *ὧν* auf *μέμφεσθαι* (*μεμφόμενον*) und *ἀνάξιον εἶναι φάσκειν* sich beziehe, aber er lehrte nicht, was unter *ὧν προσῆκεν* zu verstehen. Schäfer behauptete, *ὧν* sei Masculin »qui quae deliquerunt (d. h. der und jener) eorum nihil ad illos (die Wohlthäter) pertinuit.« Unwürdige Nachkommen jener Wohlverdienten seien gemeint. Dindorf wendete ein: haec sententia obscurius enunciata foret quam ut intelligi potuerit. Dobree verbesserte und Dindorf setzte wirklich in den Text: *ὧν* (mascul.) *οὐδεὶς οὐδὲν ἐκείνοις προσῆκεν* quorum (i. e. *ἀναξίων*) nemo cum illis heroibus genere conjunctus erat. Dies wäre aber der Thatsache widersprechend. Ktesippos des unter den Wohlthätern vorzugsweise namhaften Chabrias Sohn war, wenn *προσῆκεν* von der Verwandtschaft zu verstehen wäre, ein *ἀληθῶς προσήκων*. Allein der Gegensatz ist nicht der: ob verwandt oder nicht, sondern ob der Atelie würdig oder unwürdig. Voemel erklärt wie Schäfer, nur noch umfassender: *ὧν* (mascul.) quorum reprehensorum vel e tuo judicio indignorum nihil (nulla propinquitas, nullum facinus, nulla omnino res) ad illos bene meritos pertinebat. Zugleich widerlegte er Schäfer aus f. leg. §. 183 beweisend, dass *οὐδέ* allerdings für *οὐδέτερον* stehen könne von zweien. Allein hier liesse sich ja *οὐδὲν* umfassend verstehen: Nichts von Allem dem worin sich jene als unwürdig getadelte verschuldet haben.« Keine dieser Erklärungen kann befriedigen. Der Zusammenhang fordert, dass von einem thatsächlichen den rühmlich Verstorbenen widerfahrenden Unrecht gesprochen werde. Dieses Unrecht, welches Leptines beging an Verstorbenen wie Chabrias, bestand darin, dass er behauptete, »von allen jenen Ehren und Aus-

zeichnungen gebühre ihnen keine.« Daher ist *ων* Neutrum. »Du erklärst den und jenen für unwürdig (*ἐκείνων* i. e. *τιμῶν, δωρεῶν, ἀτελείας*) jener Schenkungen, Auszeichnungen als von welchen (*ὧν* i. q. *ὡς ὧν*) deiner Ansicht nach keine ihnen gebührte.« Hingegen müssen Dobree, Schäfer, Voemel unter *ὧν οὐδὲν* ein *ἡμαρτηκένει, κακῶς ποιῆσαι*, denken. Unrichtig! Zu verstehen sind vielmehr unbestreitbar nach §. 60. *τιμαὶ, ἀτέλεια, εὐεργεσία, σιτήσεις, δωρεαὶ, μνημεῖα.* §. 60. *ἐψηφίσασθε ἅπερ φεύγουσιν εὐεργέταις δι' ὑμᾶς προσῆκε, προξενίαν, εὐεργεσίαν, ἀτέλειαν ἁπάντων.* §. 107. *στέφανοι, ἀτέλειαι, σιτήσεις.*

Vgl. §. 112. *πολλ' ἀγάθ' εἰργασμένοι τινὲς οὐδενὸς ἠξιοῦντο τοιούτου.* §. 163. *σκέψασθε παρ' ἄλληλα καὶ λογίσασθε — εἶτα φυλάττετε καὶ μέμνησθε*, Nach des Herausgebers Bemerkung zu §. 146. (*ἀκούσατε καὶ σκοπεῖτε*) würde man *λογίζεσθε* erwarten.

§. 139. *δεῖ κεκολασμένους αὐτοὺς παρὰ τἀδικήματα φαίνεσθαι.* Dindorf hat die Lesart *παρ' αὐτὰ τἀδικήματα* beibehalten. Aber Σ u. m. lassen *αὐτὰ* weg. Letzteres hiesse: ipsis recentibus injuriis, 'gleich nachdem die Vergehen verübt wurden'. Ohne *αὐτὰ* ist der Sinn: »während die Vergehen fortwirken«, für welche Bedeutung von *παρὰ* sich Vl. auf coron. §. 285 beruft, wo aber *παρ' αὐτὰ τὰ συμβάντα* steht. Hier ist der Ort, den bemerkenswerthen Gebrauch von *παρὰ* mit dem Accusativ in dieser Rede abzuhandeln. Ausser unserer Stelle kommen in Betracht §. 26. 32. 41. 44. 55. 56. 86. 110. 111. 139. 142. 159. 160. 163. Die Bedeutung, welche als allgemeine alle Besonderheiten umfasst, ist das Verhältniss einer (mathematischen) Angemessenheit, Gleichmässigkeit. Daher das nach Ort, Zeit, Länge, Breite, Grösse, Zahl, Art, Form etc. Angemessene. Auch in den Fällen, wo es mit praeter gegeben werden mag, ist es nicht = *πλὴν* Ausnahme, sondern »daneben, obendrein, auf gleicher Linie'. Wir gehen aus von §. 163: als der Normalstelle *σκέψασθε παρ' ἄλληλα*, indem zwei Stücke, die Annahme und die Verwerfung des Gesetzes neben einander gelegt und die möglichen Folgen gegenseitig abgemessen werden. Demnach §. 26 *παρὰ τ. δαπάνας καὶ ἀφθονίας* 'im Verhältniss zu den Verwendungen und reichlichen Leistungen. §. 32. *παρὰ τ. τριάκοντα μυριάδας* ratione trecentorum. §. 41. *τῷ παρὰ τοιοῦτον καιρὸν* den Zeitumständen gemäss = in solchen Zeiten. §. 55. *παρὰ τὰς χρείας* den Bedürfnissen entsprechend. §. 56. *παρὰ πάντα. τ. λόγον* die ganze Länge (Verlauf) der Rede hindurch. §. 86. *παρὰ τὰς εὐεργεσίας* die ganze Dauer der fortwirkenden Wohlthaten. §. 110. *παρὰ ταῦτα* der Zeitlänge angemessen, während welcher ihr diese Einrichtungen habet. §. 111. *παρὰ πάντα ταῦτα* neben Allem bisher Angeführten (Linie, Reihe). §. 139 die Zeitlänge der *ἀδικήματα*. Aehnlich §. 159 wie §. 44 *παρ' οὓς (καιροὺς)*. §. 142. *παρὰ πάντα τ. χρόνον.* §. 160. *παρὰ πάντα ταῦτα* wie §. 111.

§. 145. *εἰ δὲ τεκμήριον ποιεῖ τοῦ τὰ δίκαι' εἰρηκέναι λίαν εὔηθες ποιεῖς.* Eine treffliche Stelle, welche den Unterschied des

Mediums ποιεῖ, 'machst dir einen Beweis' (für deine Vertheidigung) und Activums ποιεῖς »machst es sehr einfältig«, deutlich veranschaulicht.

An Druckfehlern sind uns ausser den oben bezeichneten begegnet: p. 19. Z. 4. v. u. statt protestate l. potestate. p. 42 Z. 12 v. u. l. ponendum. p. 57. Z. 13. v. o. l. sibi. p. 59. Z. 22. v. o. l. commutatio. p. 123. Z. 14 v. u. st. libri l. liberi. Für künftige Ausgaben wären grössere Ziffern der Anmerkungen zu wünschen, um das schnellere Auffinden und den Ueberblick zu erleichtern.

L. Le Beau.

Wilhelm Scherer, Leben Willirams Abtes von Ebersberg in Baiern. Beitrag zur Geschichte des XI. Jahrhunderts. Wien, Karl Gerold's Sohn. (Abgedruckt aus dem Maihefte des Jahrgangs 1866 der Sitzungsberichte der philos.-hist. Classe der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. [LIII. Bd., S. 197—303.]

Diese Arbeit wird den Historikern und den Philologen, die sich mit dem deutschen Mittelalter beschäftigen, gleich willkommen sein. Zuerst werden die Quellen kritisch beleuchtet, die historia Eberspergensis von 1600 und die beiden Chroniken von 1250 und von 1048. Der Verfasser stellt die chronologischen Erfindungen der späteren Quellen heraus und vermuthet unter den Grundlagen der beiden Chroniken auch Lieder. Das eine, deutsche habe eine etymologische Sage über die Gründung des Klosters berichtet und vielleicht jene Verse bei Notker Der eber gât in lîtun usf. enthalten: eine Combination, welche dadurch gestützt ist, dass nach der Chronik ein famosae religionis clericus Chuonradus de Hewa, quod est oppidum juxta Potamicum lacum — also aus der Nähe von St. Gallen — das Erscheinen des mythischen Ebers der Gründungssage deutet. Das andere, mehr klösterliche als volksmässige Anschauung verrathende, lateinische Gedicht, welches noch durch die Prosa der Chronik durchzublicken scheint, handelte von zwei ungleichen Brüdern, von denen der eine die frommen Stiftungen des andern dem Kloster vorenthielt, bis er durch gewaltige Unglücksschläge erschreckt und bekehrt wurde. So ansprechend jedoch diese Vermuthungen auch sind und so sehr die dabei gestellte Frage über die Entstehung und Fortbildung der Legenden zu allgemeinerer Forschung anregt, so sind doch noch wichtiger die sicheren Ergebnisse der Untersuchungen, die sich — nach kritischer Beurtheilung des Nekrologs, des cod. traditionum und concambiorum — auf die Abfassungszeit von Willirams Paraphrase des hohen Liedes beziehn. Die in Hoffmanns Ausgabe angesetzten Zahlen erweisen sich als falsch. Weder ist die Leidner niederdeutsche Handschrift 1057 geschrieben, noch ist die Rubrik, in welcher der Verfasser Babinbergensis scholasticus, Fuldensis monachus, also nicht abbas

Eberspergensis genannt wird, von Bedeutung gegenüber der eignen Widmung Willirams an Heinrich IV., nicht den III., wie man bisher geglaubt hat. Diese Berichtigung hat allerdings kurz vor dem Erscheinen der Arbeit Scherers auch Prof. Wattenbach in der zweiten Auflage seiner Geschichtsquellen Deutschlands im Mittelalter, in den Nachträgen S. 542 gegeben. Scherer setzt die Widmung etwa in das Jahr 1068, die Vollendung des Werkes aber schon in die Mitte des 7. Jahrzehnts. Er entwirft sodann mit Benutzung des Materials der Traditionen ein geistvolles Bild von Willirams Leben und Streben, dessen literarische Seite schliesslich in Vergleich gestellt wird mit dem Leich Ezzos: dieser, derselben Zeit angehörig, eröffnet den Eintritt der mittelhochdeutschen Dichtung, während Willirams Arbeit die althochdeutsche Prosazeit abschliesst.

Ernst Martin.

Josef Haupt, Untersuchungen zur deutschen Sage. Bd. I. Untersuchungen zur Gudrun. Wien, Commissions-Verlag von Carl Gerold's Sohn. 1866. X. 157 S.

Referent hat lange geschwankt, ob er sein Urtheil über dies Buch öffentlich aussprechen sollte. Der Verfasser hat sich von vorn herein gegen die Beurtheiler seiner Schrift verschanzt. Er sagt S. VII: »Weit zurückgeblieben zu sein hinter dem Ziele, das werden mir, des ist kein Zweifel, auf's eifrigste nachzuweisen trachten diejenigen, die sich bis jetzt mit der deutschen Sage beschäftigt haben«, und S. X: »Mögen sie (seine Gegner) wie schon öfter, wüthen über mich und mein Werk!« Bei der weiteren Lectüre des Buches erkennt man jedoch bald, dass der Recensent, der sich diese herben Worte zuzieht, sein Schicksal mit fast allen Forschern theilt, die bisher den Gegenstand des Buches behandelt haben: ihre Ansichten werden entweder mit ausdrücklichem harten Tadel oder stillschweigend auf die Seite geschoben. Aber auch sie mögen sich über das abschreckende Urtheil des Verfassers trösten mit dem gemeinsamen Prädicate des deutschen Volkes S. VIII: »Gänzlich verkommene Enkel, vielmehr Bastardenkel der weltbeherrschenden Männer«; und selbst dies wird überboten durch S. 14, wo die Araber »an Leib und Seele stinkend« genannt werden!*)

So glaubt Ref. den über ihn im voraus ausgesprochenen Bann als stilistische Eigenthümlichkeit des Verfassers ausser Augen las-

*) Herr Haupt schilt a. a. O. darüber, dass man Rüdiger den vater aller tugende für einen wirklichen Araber gehalten hat. Und doch liegt ein Grund nicht zu fern, aus welchem der Verfasser des Biterolf den milden Markgrafen dorther stammen lassen konnte. Unter den Mustern der Freigebigkeit bei den mittelhochdeutschen Dichtern steht Saladin mit oben an, siehe Walther 19, 23. Wilhelm von Tyrus nennt ihn supra modum liberalem (Wilken, Gesch. der Kreuzzüge III, 2, 89).

sen zu dürfen. Auch fordert die Meinung des Verfassers über sein Werk, das er für ebenso epochemachend hält, als J. Grimm's Grammatik, s. S. VII, zu einer Prüfung auf. Zunächst also die Grundsätze dieser Untersuchungen.

Die Hauptaufgabe, die der Verfasser sich stellt, ist: die Oertlichkeiten der Heldensage zu bestimmen; ja abgesehn von der etymologischen Deutung einiger Namen ist sie die einzige. Von dem eigentlichen Inhalt der Sage, von den wunderbaren Thaten und Eigenschaften der einzelnen Helden ist so gut wie gar nicht die Rede. Auch nicht von denjenigen Anknüpfungspunkten der Sage, die noch stärker hervortreten als die geographischen, von den historischen. Der Gedanke, die Oertlichkeiten als das feststehende in der Sage anzusehn, ist aber nicht einmal neu, s. Uhland Ges. Schr. I, 131, wo er auch sehr einfach widerlegt wird. Die Namen der Völker und Länder, der Gegenden und Städte wechseln in der Sage noch viel mehr als die der Helden: eine und dieselbe Sage wird an verschiedenen Orten erzählt, wie die Eckensage am Niederrhein und in Tirol, oder der unzählige Male wiederholte Drachenkampf. Es ist aber sehr begreiflich, dass die einzelnen deutschen Stämme die alten Sagen in ihrer Heimath zu localisiren suchten. Die geographischen Beziehungen sind also gerade das alleräusserlichste und unursprünglichste Element der Sage, und sie wurden um so willkürlicher angesetzt, je weiter sich der Kreis der geographischen Kenntnisse ausdehnte, je mehr besonders in Folge der Kreuzzüge fremde, namentlich orientalische Gegenden hineingezogen wurden.

Aber schon in sehr früher Zeit lässt sich eine solche willkürliche Localisirung nachweisen. Um ein bekanntes, aber schlagendes Beispiel anzuführen, so heisst Hagen in den Nibelungen bekanntlich von Tronege. Dies ist ein Ort im Elsass s. Lachmann zu 9, 1. Aber in der späteren Thidreksaga heisst er af Troja und in dem früheren Waltharius: veniens de germine Trojae. Dass Tronege seine ursprüngliche Heimath war, dafür spricht nichts; wohl aber lässt sich Troja aus der bekannten Sage, dass die Franken von den Trojanern abstammten, erklären. Wie diese Sage selbst entstanden ist, lässt sich auch nachweisen. Ein Hauptort der Franken war Xanten am Rhein. Er hiess in römischer Zeit colonia Trajana; daraus machte die Halbgelehrsamkeit spätestens des VII. Jahrhunderts Trojana; und den Namen ad sanctos, welchen die Stadt von dem hier localisirten Märtyrertode der thebaischen Legion führte, brachte sie mit dem Xanthus bei Troja zusammen. Daher im Annolied der Bach Sante und die luzzele Troie s. P. E. Müller, Sagenbibliothek II. Bd., übersetzt von G. Lange S. 171. Dies Beispiel beweist doch wohl zur Genüge, dass die geographischen Beziehungen der Sage vielfach unursprünglich sind, selbst in sehr alten Quellen.

Noch unhaltbarer ist der zweite Grundsatz des Verf.; ja er wird jeden, der die Schule der klassischen Philologie durchgemacht hat, ungeheuerlich dünken. S. VIII: »Für mich gibt es keine falschen Lesarten (der Namen): jede hat das Recht einer Erklärung gewürdigt zu werden, da die Schreiber genau wissen konnten, warum sie so schrieben und nicht anders.« Also es hat nie Schreibfehler gegeben? Da haben wir ja mit Einführung des Druckes einen schlimmen Rückschritt gemacht, denn Druckfehler sind ja selbst bei der genauesten Sorgfalt kaum ganz zu vermeiden. Aber ein Blick auf die besten Handschriften überzeugt leicht, dass auch sie nicht frei von Fehlern sind: um wie viel mehr muss man den vielen späteren und schlechten misstrauen! Und selbst angenommen, jeder Schreiber könne in seinen Namen jeden Buchstaben vertreten, ist es denn wirklich die Aufgabe zu wissen, wie die einzelnen Schreiber sich die Heldensage vorgestellt haben? In Gedichten eines bestimmten Dichters ist es selbstverständlich, dass man seinen eignen Worten nachspüre und alles, was nachweislich davon abweicht, bei Seite werfe; aber auch in den volksthümlichen Denkmälern muss es eine älteste Lesart geben, von der die andern abstammen.

Sehen wir nun zu, wie der Verf. diese Grundsätze durchgeführt hat, so ist zunächst charakteristisch die Auswahl der Quellen. Die Schwierigkeiten der Gudrun werden erläutert aus den Ueberlieferungen der späteren und spätesten Zeit z. B. aus dem Gedichte von Dietrichs Flucht, ja aus Ayrers Dramen und aus Albinus New Stammbuch, Leipzig 1602! oder aus ganz fremden Quellen, Rittergedichten von französischer, selbst byzantinischer Grundlage und ganz willkürlicher Behandlung, aus Mai und Beaflor, aus dem Meleranz des Pleiers! Da kommt denn freilich, namentlich da alle Handschriften gleiches Recht haben, ein ungeheurer Schwall von Namen zusammen und das trübe Wasser ist da, in dem es sich so gut fischen lässt!

Und noch trüber wird es sich durch die Ungenauigkeit der Citate. So wird der Rother (den der Verf. merkwürdiger Weise Ruocher nennt, etwa einer einzelnen Lesart der ganz schlechten Pfälzer Handschrift von Dietrichs Flucht V. 1315 zu Liebe?) nach dem älteren, als ungenau bekannten Abdrucke v. d. Hagens citirt und natürlich in zwei kurzen Zeilen die Lesart der Handschrift zweimal falsch angegeben S. 28. Dieselbe Ungenauigkeit zeigt sich auch in den mhd. Texten des Verf. Auf S. 4 und 5 werden folgende Fehler wiederholt — denn die einmal vorkommenden mögen als Druckfehler gelten —: magst, wie nhd. wie auch, Rienolt.

Das weitere Verfahren kann hier natürlich nicht im einzelnen widerlegt werden: das würde ein Buch erfordern so stark wie das des Verf. Also nur einige Beispiele. In der Thidreksaga kommt ein Apollonius von Tira (Tiram, Tiro) vor. Hier hatte man bisher geglaubt ein sicheres Beispiel von Einmischung fremder, unvolks-

thümlicher Namen zu haben, da Apollonius von Tyrus bekanntlich der Held eines im späteren Mittelalter verbreiteten und vielbearbeiteten Romans ist. Aber nein. Tiro soll nach Herrn Haupt Thüringen sein, das mittelhochdeutsch wie noch heutzutage in der Aussprache seiner Bewohner mit D anlautete: so stimmt also nur das r des Namens! Das durfte Peringskiöld 1715 übersehn, aber kein heutiger Philologe. Mit gleicher Kühnheit wird Apollonius für einen von den vielen Apels erklärt, die in Thüringen vorkommen und Apolda soll mit seinem Namen zusammenhängen!

Die meisten Namen aber, wie die ganze Gudrunsage werden in das Land zwischen Elbe und Oder versetzt, ja noch weiter: Ormanie ist Ermeland in Preussen. Also Gegenden, die erst als die Gudrun entstand und zum Theil noch später von den Deutschen erobert wurden*), sind der Schauplatz der deutschen Heldensage! Und wie werden die Namen dieser Gegenden und die der Heldensage gequält bis sie endlich zu einander passen! Im Ortnit kommt ein Heide Zacharis von Cecilje vor, der den Hafen zu Messin besitzt. Dies wie überhaupt die Einzelheiten des Gedichtes stimmt zu den Zuständen des Jahres 1225, wie Müllenhoff gezeigt hat Zeitschrift für deutsche Alterthumswissenschaft Bd. XIII. Cecilje wird zudem Sicilien stets in Ottokars östreichischer Reimchronik genannt. Aber wiederum nein. S. 31: In einer einzigen Stelle in Alfreds Orosius heisst es, dass man Vinedaland Syssyle nenne: das ist nach Herrn Haupt Cecilje in der Heldensage, die über drei Jahrhunderte später im mittelhochdeutschen Ortnit erscheint.

Endlich ein Stück aus der Gudrunsage. Bisher hat man geglaubt, die Entführung Hagens durch den Greifen sei eine übel angebrachte Reminiscenz aus der Sage von Herzog Ernst und habe keine alte, echte Grundlage. Herr Haupt sieht darin die Erziehung in fremden Landen allegorisch dargestellt, wie sie die Götter ihren Lieblingen angedeihen liessen. Das Greifenland aber ist — Pommern. Aus Micrälius, einem Chronisten des XVII. Jahrhunderts wird nachgewiesen, dass der Greif das Wappen Pommerns und der meisten pommer'schen Städte ist; auch die Städtenamen, Greifenhagen, Greifswalde, Greifenberg werden angeführt. Aber ist damit auch nur bewiesen, dass Pommern dies Wappen schon 1225 hatte, in welcher Zeit etwa die Gudrun die heutige Gestalt erhielt?**) Und selbst dann wäre doch noch die heraldische Allegorie überaus bedenklich.

---

*) Oder soll die Localisirung aus der Zeit vor der Völkerwanderung stammen? Aber wir wissen von dieser Zeit so überaus wenig, und nichts, was für diese Annahme spräche. Und zweitens wurde ja die Heldensage erst während der Völkerwanderung ausgebildet.

**) Herr Prof. Wattenbach macht mich aufmerksam, dass der Greif als pommersches Wappen allerdings schon 1214 vorkommt (Hasselbach u. Kosegarten, Cod. dipl. Pomeraniae I, 232). Entstand aber die Heldensage oder wenigstens ihr Kern erst im XIII. Jahrhundert?

Das Endurtheil über Herrn Haupt's Untersuchungen wird also sein, dass sie die Kenntniss der deutschen Heldensage fast in keinem Puncte gefördert haben, dass sie nicht einmal die bisherigen von ihm so hart geschmähten Annahmen irgendwie erschüttert haben. Es möge mir gestattet sein diese hier kurz zusammenzufassen, um dann einige eigene Vermuthungen anzufügen, die freilich der zwingenden Nothwendigkeit entbehren, aber dies auch offen eingestehn.

Die Hauptsache ist die beiden Sagen, die von Hilde und die von Gudrun auf ihre Grundlagen zurückzuführen. Bei der ersteren ist dies durch ein nordisches Zeugniss in höchst willkommner Weise erleichtert. In der Snorra-Edda p. 163 Rask wird erzählt, warum die Schlacht der Hiadninge Sturm heisse. Ein König Högni habe eine Tochter Hildr gehabt, welche König Hedinn, Sohn des Hiarrandi geraubt habe. Högni sei erst nach Norwegen, dann nach den Orkneyen nachgefolgt, wo sie bei Háey zusammen trafen. Hildr habe nun ihrem Vater ein Halsband gebracht von Hedinn zur Sühne. Högni wies sie zurück: die Schaaren traten sich gegenüber. Nochmals rief Hedinn seinen Schwäher zur Versöhnung an, aber dieser antwortete: Es ist zu spät; jetzt habe ich Dáinsleif gezogen, das Schwert, das eines Mannes Mörder werden muss, ehe es in die Scheide zurückkehrt. Hedinn entgegnete: Du rühmst dich des Schwertes, aber nicht des Sieges. Der Kampf begann und währte bis zum Abend. In der Nacht aber ging Hildr und weckte die Todten auf. So kämpften sie Tag für Tag: die Gefallenen und ihre Waffen wurden zu Stein; aber wenn es tagte, standen sie von neuem sich entgegen. Und so soll der Hiadninga víg, der Kampf der Hedininge bis zur Götterdämmerung, bis ans Weltende dauern. — Noch fügt Snorri ein Citat über die Sage aus dem Skalden Bragi hinzu, der im neunten Jahrhundert gelebt haben soll.

Es ist ganz offenbar, dass die Hildesage unseres Gedichtes sich hier wiederfindet: die Entführung von Högnis Tochter Hilde durch Hedin, wovon unser Hetel Deminutivform ist, und nachher der Kampf. Selbst Hiarrandi ist in unserem Horand erhalten. Der Name bedeutet vielleicht »der Harfenschläger« Zeitschr. f. d. Alt. 12, 312. Die angelsächsiche Form ist Heorrenda und so wird einmal in Deórs Klage der Sänger der Heodeningas genannt. Dies und Hiadninga ist nur nur eine patronymische Ableitung von Hedin; unsere Hegelinge bieten dasselbe Wort in einer Entstellung. Hedins Name gibt über die ursprüngliche Bedeutung der Sage keine Auskunft: er heisst der mit dem Fell bekleidete, was vielleicht ursprünglich überhaupt einen Helden bezeichnete. Charakteristisch dagegen ist der Name Hilde. Er bedeutet Streit; es ist eine Kriegsgöttin, eine Bellona. Oft wird ihr Name unter den Walkyrien genannt und als solche gibt sich Hilde durch ihre zauberische Auferweckung der Todten zu erkennen. Dieser Zug, der auch in anderen Sagen z. B. in der von der Hunnenschlacht wiederkehrt, wird von Saxo be-

sonders hervorgehoben, welcher im V. Buch die Geschichte von Hognius (gewöhnlich Hoginus geschrieben) und Hithinus erzählt, ihren Kampf aber nach Hedinsey verlegt, der Insel des Hedin, womit er Hiddensee westlich von Rügen meint. Er lässt sie zweimal kämpfen: einmal siegt Hognius, schenkt jedoch dem Jüngling das Leben, aber nach sieben Jahren erneut sich der Kampf, in welchem beide fallen.

Allein man darf noch tiefer, in einen mythischen Ursprung hineinblicken. Simrock in seiner Mythologie 2. Aufl. S. 380 macht auf das Halsband aufmerksam, durch welches sich Hilde als Freya zu erkennen gibt. Ausdrücklich wird Freya als die Anstifterin des Kampfes genannt in einer Sage von Olaf Tryggvason, Fornaldar Sög. 1, 391. Die Hedningen, welche ewig fortkämpfen sollen, sind nach Simrock die Einheriar, die Helden in Walsall, die täglich kämpfen und täglich neu wieder erstehn.

Und selbst hier darf man nicht stehen bleiben. Wie allem Mythus eine Naturanschauung zu Grunde liegt, so auch hier. Freya ist die Göttin der schönen Jahreszeit. In den vielen Sagen von Raub oder doch wenigstens dem Gelüste, das die Riesen nach ihr haben, und dem mächtigen Zurückweisen derselben durch Thor hat man die Frühlingsstürme zu erkennen, wie Uhland im Mythus von Thor sinnig nachgewiesen hat. Der junge Held Hedin, der die Göttin der riesischen Gewalt entzieht, ist der Sohn des besten Harfenschlägers; vielleicht hat er selbst ursprünglich diese Kunst besessen und bei der Befreiung angewandt.

Im mittelhochdeutschen Gedichte stehen neben dem trefflichen Sänger noch ein Heldenpaar, die zu ihm einen doppelten Gegensatz geben: Frute und Wate. Letzterer hat freilich ausser der Fechterkunst, die er unvermuthet zeigt und durch welche er sich die Liebe Hagens gewinnt, nichts charakteristisches, und ist wohl aus der Gudrunsage, wo er als Rächer um so gewaltiger auftritt, in die Hildensage erst eingefügt und allerdings sehr gut verwendet worden.

Frute dagegen vertritt neben der Sangeskunst ein anderes Mittel zur Gewinnung der Braut, die listige Freigebigkeit, durch welche die Habgier der Gegner rege gemacht wird. Dass die Braut, welche entführt werden soll, auf's Schiff gelockt wird, kommt häufig vor. So im zweiten Theil des Rother und im Märchen vom getreuen Johannes.

(Schluss folgt.)

Nr. 4. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Haupt: Untersuchungen zur deutschen Sage.

(Schluss.)

An die Hildensage schliessen sich zunächst mehrere, wie es scheint, aus ihr abgeleitete Gestaltungen. Am fernsten zu stehen scheint die von Walther und Hildegunde. Der Held entführt seine Geliebte, deren Name aus dem der Hilde durch Zusammensetzung weiter gebildet ist, aus der Gewalt eines grimmigen alten Herrschers; auf der Heimkehr besteht er feindliche Angriffe. Hier ist nun wohl der alte Name des Verfolgers der Hilde, Hagen, die Veranlassung gewesen die Sage in einen bekannteren Kreis einzufügen. Hagen ward als der Franke-Nibelung, der Dienstmann Gunthers gefasst. Von den verfolgenden Helden aber wurde der alte Herrscher getrennt und für diesen die schon typisch gewordene Figur Etzels gewählt. Früh ging diese Umgestaltung der Hildensage vor sich: wir haben Bruchstücke eines angelsächsischen epischen Gedichtes, welches nicht später als das VIII. Jahrhundert sein kann, im X. dann die in den kleinsten Details sagenhaft ausgebildete Darstellung des Waltharius. Noch ähnlicher wird die Walthersage der von Hilde, wenn, wie man vermuthet hat, die polnische Sage (W. Grimm's Heldensage 158) in dem Gesange Walthers bei der Werbung einen echten Zug aufbewahrt hat. Allerdings ist diese Herleitung der Walthersage aus der von Hilde, welche ich nach Müllenhoff Zeitschr. 12, 274 gegeben habe, nicht in allen Punkten unbestreitbar; allein weder eine andere mythische Grundlage noch eine historische, welche bei Attila oder bei Gunther anzuknüpfen hätte, ist bis jetzt vorgebracht worden.

Ebenso scheint die Herburtsage nur eine andere Form der Hetel und Hildensage zu sein. Sie erscheint in zwei Quellen, dem Biterolf und der Thidreksaga. In der letzteren erhält erhält Herburt, der an Dietrichs von Bern Hof verweilt, von diesem den Auftrag, für ihn um Hilde, die Tochter des Königs von Bertangenland zu werben. Er wird von Artus unfreundlich aufgenommen, bleibt aber bei ihm und verschafft sich durch List Zutritt zu der strengbewachten Königstochter: er lenkt ihre Aufmerksamkeit auf sich, indem er in der Kirche eine silberne und dann eine goldene Maus vor ihr vorbeilaufen lässt. Als er seine Werbung bei ihr anbringt, heisst sie ihn Dietrichs Bild an die Wand malen. Er macht es so hässlich, dass die Königstochter ihn auffordert sie lieber für sich selbst zu werben. Er entführt sie und tödtet dabei Hermann und

andere Ritter des Königs, die ihn verfolgen. — Hier findet sich also der Name der Hilde wieder, auch die Entführung und Vertheidigung gegen die Verfolgenden. Aber die Einzelheiten sind zum Theil spät. Die List mit den Mäusen erinnert an den Morolf, der die Katzen des Königs Salomon, welche ihm die Lichter halten, durch zwei Mäuse aus der Fassung bringt und damit beweist, dass Natur über Gewohnheit gehe. König Artus von Bretagne ist natürlich der Held der ritterlichen Romane; er und ebenso sein nichtsbedeutender Ritter Hermann sind wohl an die Stelle anderer Namen getreten. Diese gibt uns der Biterolf.

Hier steht bei dem grossen Turnier vor Worms Herburt von Dänemark auf Seiten Gunthers gegen Dietrich. Er erzählt, dass er Hildeburg, die Tochter Ludwig's von Ormanie entführt und gegen ihren Vater und ihren Bruder Hartmut vertheidigt habe, dass er ferner einen Riesen in ihrem Lande und ausserdem Goltwart und Sewart erschlug. Dann habe ihm Dietrich mit Hildebrand seine Braut Hildeburg entreissen wollen, sei aber von ihm zurückgeschlagen worden. — Dies Verhältniss zu Dietrich ist wohl ursprünglicher als das in der Thidreksaga. Das Anrennen Dietrichs und Hildebrands stimmt aber überraschend zur Walthersage. Was Goltwart und Sewart bedeuten, weiss ich nicht; auch der Riese ist wohl willkürliche Zuthat. Die normännischen Könige Ludwig und Hartmut sind wahrscheinlich historische Persönlichkeiten; welche, muss wiederum dahin gestellt bleiben. Ebenso wenig lässt sich mit Bestimmtheit sagen, dass sie in der Herburtsage älter sind als in der Gudrunsage: aber dafür spricht, dass auch die Hildeburg in dieser aus jener entlehnt zu sein scheint. Bemerkenswerth ist, dass im Biterolf eine listige Entführung der Königstochter angedeutet zu sein scheint. Herbort hat zum Schildzeichen einen Hirsch mit goldenem Geweih: ein solcher wird aber im Oswald benutzt um die Wächter der Königin zu täuschen, welche entführt werden soll.

Wir kommen zur anderen Sage unseres Gedichts, der von Gudrun. Es ist klar, dass auch sie sich mit der Hildesage vergleichen lässt: auch hier findet eine Entführung Statt und ein Kampf gegen den nacheilenden Hüter der Jungfrau. Aber dadurch wird die Sache anders, dass die Braut ihrem Entführer nicht freiwillig folgt, dass die Sage dann weiter geführt wird, indem die Geraubte aus der Knechtschaft wiederbefreit und mit ihrem wahren Bräutigam wieder vereinigt wird. Hat man nun in der Hildesage eine mythische Grundlage gefunden, so sind wir auch in der Gudrunsage dazu berechtigt. Und zwar ist es dieselbe, nur vollständiger, scheinbar mit einer Fortsetzung, in Wahrheit mit einer nothwendigen Einleitung. War die Gewinnung der Braut mit ihrem Willen aus der Macht eines finsteren Wesens ein Mythus vom Frühling, so ist der Raub durch ein solches Wesen und die Befreiung ein Mythus von der Natur, die im Herbst der Kälte und

Finsterniss anheimfällt, im Frühling aber zu Licht und Wärme erlöst wird. Ein solcher Mythus ist aber im Norden wirklich überliefert: der von Idun und Thiassi s. Uhlands Thor S. 114. Idun, die Göttin der »Erneuung« wird von Loki in die Gewalt des Sturmriesen Thiassi geliefert. Schnell altern nun die Götter; Loki muss Idun zurückschaffen. In Freyas Federkleid fliegt er aus. Thiassi ist auf dem Meer, da verwandelt Loki Idun in eine Nuss und bringt sie zurück. Als Adler verfolgt ihn Thiassi; aber die Götter zünden ein Feuer an, in welches Thiassi hineinstürzt. — Es kann kein Zweifel sein, dass Idun, die nach einer andern Sage einmal von der Esche Yggdrasil ins Thal hinabgesunken ist, den Blätterschmuck, den alljährlich wiederkehrenden und die Erde verjüngenden bedeutet und dass ihre Gefangenschaft der Winter ist: in der Gudrunsage ist diese Gefangenscheft durch den erzwungenen Dienst der Jungfrau vertreten. Vielleicht ist auch Lokis Ankunft im Federkleide hier noch erhalten: in der Botschaft, welche Gudrun durch den sprechenden Vogel zugeht. Thiassis Tod läge dann im Tode des alten Ludwig, wie in der Hildensage, die nur den zweiten Theil des Mythus darstellt, Hagen fallen musste.

Die völlige Identität der Gudrunsage mit der von Idun soll nun freilich nicht behauptet werden: nur die Ableitung der ersteren aus einem der letzteren Sage ähnlichen Mythus. Dafür lässt sich auch die mehrfach starkbetonte Zeitbestimmung geltend machen, wonach Gudrun im Frühjahr befreit wird. Schon A. Schott in der Einleitung der Gudrunausgabe Vollmers bemerke dies; allein er ging an der nordischen Mythe vorüber und verglich vielmehr die Nibelungensage, ferner die von Parzival und Tristan und die griechischen von Helena und Persephone; mit Unrecht, einmal weil diese Sagen selbst zum Theil ebenso unsicher zu deuten sind wie die Gudrunsage, und zweitens, weil das etwa zutreffende durch die abweichenden Einzelheiten überwogen wird.

Auch im ersten Theil der Gudrunsage findet sich eine Schlacht, in welcher der Schützer der Jungfrau fällt. Ob dieser Kampf schon im Mythus lag und etwa die Herbststürme vertrat, ist nicht zu sagen; vielleicht ist sie erst später aus dem zweiten Theil entlehnt, so dass die Schlacht auf dem Wülpensand nichts anderes ist als die bei Hedinsey, der Hedinsinsel bei Saxo. Sagenberühmt war die Schlacht auf dem Wülpensand allerdings. Im Alexanderlied des Pfaffen Lambrecht (Strassburger Handschrift bei Massmann V. 1830. Vorauer Handschr. bei Diemer 220, 20) aus der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts wird eine Scene aus dieser Schlacht angeführt. Da sei der Vater der Hilde gefallen zwischen Hagen und Wate; auch Herwig und Wolfwin (Strassburger Handschr. gegen den Reim: Wolfram) werden gerühmt. Ob der letztgenannte Name im Ortwin zu ändern ist, steht dahin. Denn auch sonst stimmen Namen und Verhältnisse nicht ganz. Wate und Herwig allerdings; aber der in der Schlacht fallende wird der Vater der Hilde ge-

nannt, während es nach der Gudrun Hetel, der Vater der Gudrun war. Am nächsten liegt anzunehmen, dass auch in dieser, der vollständigen Form der Sage die geraubte Jungfrau Hilde geheissen habe, sei es nun dass der Name Gudrun von diesem verdrängt worden war oder erst später eingedrungen ist. Ebenso stimmt nicht mit unserem Gedichte, dass Hagen im Kampfe auf dem Wülpensand erscheint. Vielleicht ist er der Räuber oder der Vater des Räubers, und das »zwischen« so zu verstehn, das Hetel fiel, während Hagen und Wate sich gegenüberstanden.

Als nun die beiden Sagen, die von Hilde und die von Hilde-Gudrun mit einander verbunden wurden, konnten dieselben Namen nicht für verschiedene Verhältnisse gebraucht werden. Man nahm anstatt Hagens aus der Herburtsage Ludwig von der Normandie und seinen Sohn Hartmut auf, auch Hildeburg, welche jedoch neben der Gudrun nur eine zweite Rolle spielen konnte. Zweitens aber tauschten beide Sagen, die von Hilde und die von Gudrun ihre Nebenpersonen mit einander aus. Horand und Frute wurden in die zweite Sage herübergenommen, aus dieser aber Wate von Stürmen und wohl auch Irold von Friesen in die erste eingeführt. Ersteren hat Müllenhoff, Zeitschr. 6, 58 als Meerriesen nachgewiesen. Er hatte wohl auch im alten Mythus von Gudrun seine Stelle: leicht mochte in der Küstensage der Sommergewinn mit den Frühlingssturmfluthen verbunden gewesen sein. **E. Martin.**

Jahrbücher des deutschen Reichs. Kaiser Heinrich VI. von Theod. Toeche. Leipsig 1867.

Ein Historiker, welcher über das Wesen seiner Wissenschaft nachdenkt, muss erkennen, dass die Geschichte im Ganzen und Grossen einer zwiefachen Auffassung unterliegt. Der zeitliche Stoff, welcher ihr zu Grunde liegt, lässt sich entweder als Bewegung nach Zufall oder als Bewegung nach Gesetz erklären. Man kann mit Schopenhauer in der Geschichte ein dunkles Treiben und Toben des selbstsüchtigen Willens, ohne Zweck und Ziel, ohne höhere Entwickelung, oder man kann mit Hegel einen Fortschritt im Bewusstsein der Freiheit, ein geistiges Werden in dem historischen Seinerblicken Aber dem aufmerksamen Beobachter entgeht dies Eine nicht; dass mit jenem tief begründeten Gegensatz in der Anschauung aller geschichtlichen Dinge für den Geschichtsschreiber selbst auch eine wesentliche Verschiedenheit der Darstellung involvirt wird. Für Denjenigen nämlich, welcher konsequent auf dem Boden jener Anschauung weiterbauen will, welche in der Geschichte nur Bewegung nach Zufall sieht, ergibt sich gleich mit der ersten Betrachtung geschichtlicher Ereignisse ein Bedenken, ob es sich der Mühe verlohne mehr zu geben als ein einfaches Aneinander-

reihen der Fakta. Der Begriff der Geschichte löst sich ihm ja in eine unendliche Anhäufung an Einzelnheiten auf, und so erscheint es nur konsequent wenn seine Darstellung ohne Licht und Schatten gleichsam ätherisch bleich in der Vergangenheit wandelt. Die Geschichte verwandelt sich unter seinen Händen in ein Herbarium trockener Fakta. Man sieht wenigstens nicht recht ein, weshalb bei einer Auffassung, die jeden Fortschritt leugnet, das wahrhaft Grosse in den Vordergrund treten, das Erhabene sich von dem Gemeinen sondern soll, weshalb nicht ein einfacher statistischer Bericht über Geburt, Hochzeit, Krankheit und Tod der Menschen an Stelle umfassender geschichtlicher Darstellung treten soll. Anders aber ist es, wenn man in der Geschichte Bewegung nach Gesetz erkennt. Nun ist die Vergangenheit nicht mehr todt, sondern sie bietet den Keim zur Entwickelung des Lebens dar. Ueber dem Chaos von Einzelnheiten erscheint ein höherer Zusammenhang, eine weise ordnende Hand wird sichtbar, deren Walten zu erkennen für den Forscher den höchsten Reiz bietet. Die Geschichte erscheint nicht mehr als das Vergangene schlechthin, sondern als der geistige Kern des Vergangenen, als das Vergangene worin ein Werth für den Geist begründet liegt. Denn mit Recht spottete Kaiser Tiberius über seine Hofgrammatiker, indem er sie fragte wie die Mutter der Hekuba gehiessen, welchen Namen Achill unter den Mädchen von Skyros geführt habe, in welcher Tonart die Sirenen gesungen hätten. Das ist ein Spott, der die leere und fruchtlose Arbeit jener pedantischen Handlanger auf's Schärfste geisselt, die immer am Einzelnen kleben und ihren Blick nicht zum Allgemeinen erheben können. Was hilft es, wenn Jene uns auf das Genaueste angeben können, wo irgend ein Fürst an einem bestimmten Tage residirt hat, wenn sie aber nicht im Stand sind ein lebendiges Gemälde des Helden zu entwerfen, ihm seine Heldenthaten nachzuempfinden, Andere dadurch zu gleichen Gesinnungen anzufeuern? Gerade hier jedoch wo die Arbeit des fleissigen und gelehrten Sammlers aufhört, und der Blick sich vom Einzelnen auf's Allgemeine erweitern soll, erwarten wir den echten Geschichtsschreiber. Wo ein Fortschritt im Erkennen und Handeln Statt findet, wo Grösse und Schönheit individueller Charaktere sich zeigt, wo ein grosser gewaltiger Geist zu würdigen ist, der seiner Umgebung und seinem Jahrhundert neue Bahnen der Entwickelung gewiesen hat, da ist ein Beobachter mit wachem Auge für das Grosse und Schöne am Platz, da soll der Geschichtsschreiber auftreten, das flüchtig Vorüberrauschende zusammenbinden und im Tempel Mnemosyne's zur Unsterblichkeit niederlegen. So haben wir die feine Grenze berührt, welche zwischen historischer Forschung und historischer Kunst besteht; und wenn wir in pflichtgetreuer ernster Forschung die wichtige nothwendige Grundlage bei einem jeden bedeutenden geschichtlichen Werk erkennen müssen, so verdient doch der Historiker den Preis, welcher mit unbestechlicher Wahrheitsliebe

und gründlicher Beherrschung des Quellenmaterials zugleich den richtigen Blick für das Allgemeine, für den höheren im geschichtlichen Dasein waltenden gesetzlichen Zusammenhang verbindet. Das Werk von Toeche über Heinrich VI. erscheint uns gerade deshalb so werthvoll, weil es sowohl den Anforderungen der Forschung wie der Kunst entspricht. Der Verfasser hat es verstanden gründliche fachmännische Arbeit in ein gefälliges Gewand zu kleiden. Er hat über der genauen Ergründung der Einzelnheiten die Richtung auf das Allgemeine nicht verloren, so dass uns die Geschichte Heinrich VI. in letzter Instanz als eine Offenbarung des ganzen grossen staufischen Zeitalters erscheint, dass wir dieses in Jenem erfassen und uns vergegenwärtigen.

So musste die strenge Form, in welcher sich bisher die Jahrbücher des deutschen Reichs bewegten, gesprengt, die analistische Eintheilung Gesichtspunkten, welche aus der Gliederung des Stoffs selbst genommen wurden, untergeordnet werden. Und gewiss geschah dies zum Vortheil des Werkes selbst. Statt einer dürren Nomenklatur von Fakten erhalten wir nun eine kritisch räsonnirende breit angelegte und umfassende Darstellung, als deren Mittelpunkt uns das Bild des Staufenjüngling selbst entgegentritt, eine eiserne Gestalt, von gewaltsamer Thatkraft, und rauhem unerbittlichen Willen; aber gerade durch diese Eigenschaften mehr als irgend ein Anderer dazu angethan, die grossen Ideale der Staufer der Verwirklichung nahe zu bringen. Die universalstaatlichen Pläne, die man unsern deutschen Kaisern neuerdings als ein Haschen nach unklaren Träumereien auslegen will, wurden von keinem Herrscher so praktisch aufgefasst und so gewaltig durchgeführt, wie von ihm. Die Wahrheit dieser Bemerkung wird durch die Art erhärtet, wie Heinrich die ebenfalls vielfach angefochtene und als Fluch verschrieene Verbindung zwischen Deutschland und Italien erstrebt und vollzogen hat. Viel verdankte er unleugbar dem Glück der Geburt, und väterlicher Grösse. Friedrich I. hatte schon im Jahre 1169 von dem Pabst Alexander III. verlangt, dass er das dreijährige Kind zum Mitkaiser ernenne und Bischöfe seiner Wahl mit der Weihe betraue. Durch das erste Misslingen des Planes unbeirrt, hatte er Lucius III. gegenüber seine Vorschläge erneuert und in derselben Zeit aufgenommen wo er in Palermo um die Hand der normännischen Erbtochter für seinen Sohn werben liess. An demselben Tage wo Heinrich's Vermählung mit Konstanze Statt fand ernannte er ihn zum »Cäsar« und überliess ihm allein und selbstständig die Verwaltung Italiens. Friedrich I. knüpfte offenbar an die Tradition der alten römischen Kaiser an; er verband aber mit der Erneuerung des alten Brauchs den praktischen Gedanken, während sein Sohn in Italien als Statthalter schaltete, sich ausschliesslich den deutschen Angelegenheiten zu widmen. Erst so gewann er in ganz Italien die Macht zurück, da er seit den Tagen von Venedig und Konstanz eingebüsst hatte und blieb dennoch

Herr in Deutschland. Nach dem Tode des letzten Normannenkönigs Wilhelm II. am 18. Nov. 1189 war denn auch Heinrich bei allen Zeitgenossen als der rechtmässige Erbe des normannischen Reichs angesehn. Hier galt es die Ziele der normännischen Politik, die Tendenzen Roger II. wieder aufzunehmen, der die günstige Lage Siciliens umsichtig benutzt, die Insel zur Rüstkammer und zur sicheren Burg gemacht hatte, von wo aus Normannen in Italien, in Afrika und Griechenland festen Fuss zu fassen strebten. Roger's Nachfolger hatten sich, unfähig so grossartige Gedanken weiter zu verfolgen, beschieden, die eifrigen und gehorsamen Anhänger der Kurie zu sein. Die Schuld an diesem Verfall der normannischen Macht trugen die inneren Zustände des Reichs. Der König, umgeben von gewissenlosen Hofbeamten, abhängig von mächtigen Vasallen und insbesondere von den zahlreichen Bastarden der königlichen Familie liess den Ränken mit denen Jeder von ihnen Macht und Reichthum an sich zu reissen und die Gegner zu stürzen trachtete freies Spiel, erfuhr nur durch den Günstling, der zeitweilig sich in dem Parteigewoge zu behaupten wusste, von den Zuständen im Reich und verliess nur, wenn die Feindschaft der Parteien und die masslose Willkür der Günstlinge offene Empörung hervorriefen, den Pallast, um mit blutigen Strafen mit der schwunglosen Härte aber auch mit der Todesverachtung eines Despoten den Aufstand zu Boden zu schlagen. Es ist eine glückliche, höchst willkommene Fügung, dass die Geschichte dieser Zeiten die ein farbenreiches und charakteristisches Bild südlichen Volkslebens darbietet, von einem Mann dargestellt ist, der nicht nur durch den Schwung, die Anmuth und den Reichthum seiner Schreibweise durch alle Zeichen einer feinen Bildung fesselt, sondern der, einem Tacitus gleich, mit Wahrhaftigkeit und Sittenstrenge die trostlosen Zustände des Reichs enthüllt und den unaufhaltbaren Verfall seines Vaterlandes mit tiefem Schmerz begleitet. Die Chronik des Hugo Falkandus ist ein Werk, welches in allen Zeiten gelesen zu werden verdient, nicht minder um seines reichen Inhalts als um der edlen Gesinnung willen, die uns noch heute den Verfasser zum Freunde macht. Diesem trefflichen Gewährsmann ist denn auch Toeche in der Schilderung der normannischen Zustände nach dem Tode Wilhelms II. hauptsächlich gefolgt. Eine melancholische Vorahnung schwerer furchtbarer Zeiten ging durch das Volk, man fürchtete, dass die verhassten und verachteten Deutschen Herren des Landes werden möchten. »Schon glaube ich die wirren Reihen der Barbaren zu sehen, schreibt Hugo Falkandus, die einbrechen wohin sie ihre Begierde treibt, reiche Städte und Ortschaften, die durch langen Frieden blühen mit Entsetzen erfüllen, durch Mord verwüsten, durch Raub leeren, durch Schwelgereien besudeln; denn weder Vernunft, noch Mitleid, noch heilige Scheu vermag deutsche Wuth zu zügeln.« Zwar sollte die nächste Zeit noch keine Bestätigung der finstersten Besorgnisse bringen; das normannische Volk raffte sich auf um

sein Geschick einem Manne von erprobter Tüchtigkeit anzuvertrauen. Tankred von Lekke, ein natürlicher Sohn Roger's von Apulien, ein Enkel von Roger II. ward dazu auserlesen das Volk vor der verhassten Fremdherrschaft zu schützen: und durchdrungen von dieser grossen Aufgabe hat er sorgenvolle Jahre einem letzten heldenmüthigen Kampf um die nationale Freiheit und für die Heiligthümer des Vaterlandes gewidmet. Tankred erscheint als der würdigste und edelste von allen Gegnern Heinrich VI. Das Wohl des Volkes stand ihm höher als jede Verpflichtung, die ihn zur Anerkennung des Staufischen Erbrechts band, das ungeschriebene Recht galt ihm mehr als das geschriebene und so entschloss er sich nach einigem Schwanken die Wahl der zu Palermo versammelten Barsone zum König anzunehmen, obwohl er selbst zuvor zu Troja mit allen Vasallen des Reichs Konstanzen und dem deutschen König als Erben des Reiches und als künftigen Herrschern gehuldigt hatte. Die Kurie hatte diese Wendung eifrig begünstigt. In den Augen des Pabstes galt Heinrich nicht einmal als rechtmässiger Erbe: dazu hätte er erst den Lehnseid leisten und die päbstliche Anerkennung erhalten müssen. Nach diesen Anschauungen hatte vielmehr Wilhelm II. sein Leben wie eine Mitgift ohne Billigung des Pabstes vergeben, von dem Eide durch welchen seine Vasallen in Troja diesem Akte beigepflichtet hatten, konnte sie der oberste Lehensherr des Reichs ohne Weiteres entbinden. Die Kurie stand denn auch nicht an Tankred's Wahl zu bestätigten, und nach dem Auftrag des Pabstes musste ihn der Erzbischof von Palermo im Januar 1190 krönen. Wir können gerade bei der Berührung der so verwickelten Streitfragen zwischen Kirche und Staat nur den bewährten Takt und die Ruhe konstatiren, mit welcher der Verfasser den entgegengesetzten Ansprüchen gerecht wird und sich im verworrensten Parteitreiben zu Recht findet; die Veröffentlichung der rouleaux von Cluny durch Huillard-Breholles kam ihm dabei trefflich zu Statten, sie ersparte eine Reihe von Erörterungen, bestätigte die bisherigen blossen Vermuthungen und hellte die wichtigsten Vorgänge auf. Die Gunst der Kurie lieh Tankred einen mächtigen Rückhalt; er trat nun mit einer Sicherheit und Energie auf, welche schon die Zeitgenossen an ihm bewundert haben. Er zwang die Deutschen das Reich zu räumen. Er rief die nationalen Leidenschaften des italienischen Volks in Waffen. Als der kaiserliche Marschall von Kalden im Mai 1190 gegen ihn ausgeschickt ward, traten sogar die Bewohner der Abruzzen zu einem Volksbunde zusammen. Die ungedruckten Abschnitte des Gotfried von Viterbo, die dem Verf. durch die Güte des Prof. Waitz zugänglich wurden, liefern interessante Aufschlüsse über die tiefgehende Bewegung des Volks wider die Deutschen. Kalden sah sich im September 1190 durch heftige Krankheiten, die in seinem Lager ausbrachen, genöthigt das Reich zu verlassen. Diese militärischen Erfolge wusste Tankred in umsichtiger Weise diplomatisch auszu-

beuten, er wusste dem scheinbaren Misgeschick, welches in der nun folgenden Kreuzzugsepisode über das junge nationale Königthum hereinzubrechen drohte, seinen Stachel zu nehmen. Die Landung der westmächtlichen Heere die im September 1190 erfolgte, war mit Gewaltthaten aller Art verknüpft. Richard Löwenherz requirirte in unbarmherziger Weise, er plünderte griechisches Klostergut, und als es zu einem Zusammenstoss zwischen den Engländern und den Einwohnern kam, stellte er die härtesten Forderungen, die einen Beweis für seine Habgier und die schlaue Berechnung lieferten, mit welcher er aus Tankred's bedrängter Lage möglichst grossen Vortheil zu ziehen suchte. Um so merkwürdiger erscheint es, dass der am 11. Nov. 1190 zwischen Tankred und seinem Bedränger abgeschlossene Frieden keineswegs so sehr zu Ungunsten Jenes ausfiel. Der Engländer versprach ihm allerorten und allezeit Frieden und Freundschaft zu bewahren, er liess die Forderungen wegen der Mitgift seiner Schweser Johanna und alle ausserdem noch gestellten fallen, »mit dem Zusatz, dass wir, so lange wir in Eurem Reiche verweilen, zur Vertheidigung Eures Landes bereit sein und Hülfe leisten wollen gegen Jedermann der es angreifen oder Euch bekriegen würde.« In Aussicht einer Heirath zwischen Richard's Thronfolger und einer Tochter Tankred's erhielt der habsüchtige Brite 2000 Unzen Gold und die gleiche Summe zur Befriedigung aller Forderungen für sich und seine Schwester, so dass sich die ganze Summe die in Richard's Hände gelangte, die Million Tarenen eingerechnet, welche Tankred früher an Johanna zahlte, auf etwa 1,683,000 Thaler belief! Dem Vertrag gab eine Schlusswendung von Richard's Bestätigungsschreiben an Pabst Kölestin III. ein bedenkliches Relief: »Eure Heiligkeit, hiess es, weiss, dass es beiden Reichen zur Ehre gereicht, wenn durch Vermittelung der Kirche Friede und das verabredete Ehebündniss zu Stande kommt. Es wird sich mehrfacher Nutzen daraus für die Zukunft ergeben.« Aus dem dehnbaren Nebel dieser letzten Phrase tritt nur Eins unverkennbar hervor: Die Rüstung gegen den gemeinsamen Feind, den deutschen Kaiser. Wir können freilich dem Verf. nicht so weit zustimmen, dass wir die bewusste Planung eines gemeinsamen Angriffs gegen Heinrich VI. annehmen; eines Angriffs den Heinrich der Löwe vom deutschen Norden, Richard Löwenherz vom Süden, von dem eroberten Sicilien aus mit combinirten Kräften unternehmen sollten, zumal können wir die Brutalitäten, die sich der Engländer bei seiner Landung zu Messina erlaubte, damit in keinen nothwendigen Zusammenhang bringen. Die unscheinbare Notiz, dass auf dem Zuge Richard's nach Marseille, also auf der Reise nach Sicilien, am 3. Februar 1190 in La Réolle der Sohn Heinrich des Löwen bei dem englischen König verweilte, gibt dem Verfasser den ersten Anlass zum Aufbau seiner mehr glänzenden als stichhaltigen Hypothese. »Was konnte, fragt er, den Welfen, der kurz zuvor dem deutschen König in Braunschweig erfolgreich

getrotzt hatte, bewogen haben, mitten im Kriege gegen das Reich den englischen König aufzusuchen, kurz bevor derselbe das Festland verliess, den König, der von allen ausserdeutschen Fürsten der rührigste und treueste Bundesgenosse seines Geschlechts war, der Heinrich den Löwen im vergangenen Herbst selbst zum Treubruch gegen den Kaiser und zum Kriege gegen Heinrich II. angestiftet hatte? Geben etwa Richard's Thaten in Sicilien Antwort auf diese Frage?« Der Verfasser scheint geneigt eine bejahende Antwort anzunehmen. Er legt aber damit jenen einfachen, mittelalterlichen Kraftnaturen ein allzukünstliches Gewebe von Plänen unter, er deutet, mit allzufeiner psychologischer Beobachtungsgabe, was gar keiner Deutung bedurfte, und bringt in dem freudigen Gefühl des Schaffens, welches durch kühne historische Kombinationen geweckt zu werden pflegt, mühelos und leicht nach fast acht Jahrhunderten Gedanken und Vorsätze mit einander in Zusammenhang, die dieses inneren Kausalnexus wohl entbehrten. Wenigstens sind wir berechtigt an dem Vorhandensein jenes inneren Bandes solange zu zweifeln, als uns nicht die diplomatische Bestätigung urkundlich vorliegt. Der Sohn Heinrich's des Löwen mag in La Réolle den ritterlichen Freund seines Hauses begrüsst, er mag mit ihm auf die Jagd gezogen und waidlich gezecht haben, aber schwerlich denken wir uns die Beiden nach Art moderner Diplomaten über Karten gebeugt und in das Studium eines grossartigen kombinirten Feldzugsplan wider den Kaiser vertieft, bei welchem gerade Sicilien die Operationsbasis und die Eroberung der schönen reichen Insel die nothwendige Grundbedingung seines Gelingens bilden sollte. Anders freilich, wenn die Dinge sich wie von selbst entwickelten, und wenn jenen mittelalterlichen Helden die Richtung ihres Wirkens gleichsam handgreiflich vor die Augen gestellt ward. Als Richard in Sicilien gelandet war, und seinen ersten Versuch Universalstaatspolitik zu treiben etwas grob naturalistisch in's Werk gesetzt hatte, da gewann er rasch die nothwendige Einsicht in die Bedeutung der Hülfsquellen und Reichthumes des Landes. Er mochte begreifen, dass die Regierung Tankred's fest genug im Volk wurzelte, um nicht durch den ersten rauhen Wind aus Norden umgeworfen zu werden; er mochte sich klar darüber werden, dass er durch Befehdung eines solchen Mannes sich selbst den grössten Schaden zufügen und gleichsam als Volontär im Dienst von Kaiser Heinrich VI. auftreten würde. Allerdings bleibt es deshalb »unerwiesen«, dass Richard's Eroberungen in Sicilien gegen Kaiser Heinrich gerichtet waren, aber wenn wir auch die Prämisse des Verf. von uns weisen, so können wir uns doch seinen Nachsatz gern gefallen lassen: Richard erreichte durch ein Bündniss mit Tankred genau dasselbe, was er im Kriege gegen ihn hatte durchsetzen wollen; und nun erst enthüllt sich die ganze Tragweite jener Wendung in dem Schreiben an den Pabst, dass das Schutzbündniss »beider Reichen in Zukunft grossen Vortheil brin-

gen werde.« In Sicilien wurde der Keim zu dem Antagonismus zwischen Richard und Heinrich ebenso mittelbar und verborgen gelegt, wie die Feindschaft zwischen Richard und dem französischen König Philipp August damals unmittelbar und offen zu Tage trat. Tankred übergab Richard einen Brief Philipp's, welcher schwere Verläumdungen gegen den englischen König enthielt; es gelang ihm die beiden ungebetenen Gäste bitter mit einander zu entzweien. Aber auch gegen den staufischen Kaiser bewährte sich Tankred's Umsicht und Glück. Wir vermögen in den ersten Schritten Heinrich VI., in seinem Römerzug wenig Züge zu entdecken, die den Stempel eines umfassenden Genius tragen. Ohne sonderliche Nöthigung opferte er, um zur Kaiserkrönung zu gelangen, Tuskulum dem Zorn der Römer auf; er hätte den schwachen Kölestin zur Nachgiebigkeit vermögen können, auch ohne ein solches Opfer zu bedürfen, das mit seiner kaiserlichen Würde und Ehre in schlechtem Einklang stand. Wenigstens müssen wir hier der ganz verständigen Darstellung unseres Schlosser beipflichten, der im VII. Band seiner Weltgeschichte S. 95 schreibt: »Heinrich opferte eine Stadt die ohne seinen Verrath von dem elenden römischen Pöbel nie hätte besiegt werden können, der Rachgier ihrer erbittersten Feinde.« Dagegen scheint uns die kulturgeschichtliche Veduta, welche der Verf. im Anschluss an die Schilderung der römischen Zustände gibt, seine Darstellung der päbstlichen Bemühungen gegen die Sittenverderbniss der Geistlichen der höchsten Anerkennung werth zu sein; in der Würdigung dieser in historischen Werken über das Mittelalter selten genugsam hervorgehobenen allgemeinen Verhältnisse beruht die Stärke und der Glanz der Toeche'schen Arbeit; auf dem dunklen Gemälde der Sittenverderbniss, welche im Klerus allenthalben herrschte, hebt sich die grandiose Gestalt des Cisterzienser Abt Joachim von Kosenza lichtvoll ab. Von geringer Schulbildung, aber von so tiefer Frömmigkeit, von so begeisterter Beredsamkeit und von so strengem und reinen Lebenswandel, dass sein Ruf in alle Länder gedrungen war und sein Rath und seine Worte in Italien und in der ganzen Christenheit als die Offenbarungen eines gottgeweihten Geistes galten, war er zugleich von so feurigem Eifer für den Glauben und die Kirche, von so offenem Eingeständniss seiner Unvollkommenheit und so grosser Demuth vor der Hoheit des Pabstes, dass selbst von Rom ihm Achtung und Unterstützung zu Theil wurden. Gerade sein Bekenntniss, dass er sich als einen treuen Anhänger des Kirchenglaubens betrachtet, dass er mit Unterwürfigkeit dem Papste seine Schriften zur Begutachtung einsendet, macht die Straf- und Scheltreden in die er ausbricht zu Bekundungen seines edlen Gefühls. Je mehr er auf den gegenwärtigen Zustand der Kirche die Strafe des Himmels herabruft, desto mehr offenbart sich seine tiefe Sehnsucht nach ihrer Reinigung und Gottgefälligkeit. Er bedauert es geradezu, dass soviele Schriften voller Schmeichelei verfasst wurden, nur um

die Gunst der Kurie zu gewinnen. Noch heute wird, wer seine Schriften durchliest, gefesselt von dem eindringlichen Eifer und der lebendigen Wärme seiner Ueberzeugung und des sittlichen Zorns mit welchen überall dieselben schlichten Lehren und Meinungen ausgesprochen werden; auch durch eine Phantasie überrascht, die in Grossartigkeit und Tiefe zuweilen an Dante's Genius gemahnt. Am heftigsten bricht er gegen die Sittenverderbniss Rom's in seiner Auslegung des Propheten Jeremias los. Kein Weg, keine Stadt, nicht Ort noch Flecken, sagt er, wo die Kirche nicht ihre Abgaben und Einkünfte erhebe. An allen Orten und Sitzen der Erde will sie Pfründen haben und unaufhörliche Einnahmen. Wer nach Rom zur Kurie kommt, der fällt unter die Räuber, das sind die Kardinäle, die Notare und Kaplane. Alle Geistlichen fröhnen weltlicher Habsucht, die Kirchenfürsten aber sind das Haupt der Gottlosen. Das Thier der Lästerung, welches der Evangelist aus der Erde steigen sah, gürtet sie und führt sie wohin Petrus nicht will, vielleicht zur Städte des Leidens. Pabst und Kirche sollen sich nur hüten, dass sie nicht durch die Gefahren, die von den falschen Brüdern, den Kardinälen, Bischöfen und Legaten drohen, verderben. Die Kardinäle sind verschworen gegen die Würde der Kirche und des apostolischen Stuhls. Verhärtet ist das Herz der stolzen Priester. Das Volk befeinden sie, verkehren den Rath, geisseln die Kirche und fühlen doch die Wunden nicht. Einzig nach dem Golde streben sie, mischen mit dem babylonischen Weibe den Trank in goldenem Becher und stecken alle Sektirer mit ihrem Gräuel an. So lange sie und andere aufgeblasen die Kirche leiten, müssen alle frommen Männer sich abwenden. — Die weltliche Begierde der Kurie trägt die Schuld an den Ketzereien.« Man sieht, dass in Italien wie in Deutschland nicht Frivolität, sondern gerade tiefe Frömmigkeit zur Opposition gegen die Geistlichkeit trieb. Heftig und einstimmig wird überall der Verfall jeder Sitte und Zucht in ihr beklagt, und entschieden wird der Grund alles Uebels in der grenzenlosen Entsittlichung der römischen Kurie erkannt. Es ist kein Kampf der Laien gegen die Geistlichkeit, undenkbar für jene Zeiten, sondern die Entrüstung der Gläubigen gegen die Herrschaft niedriger Leidenschaften im Mittelpunkt der christlichen Welt, die Verdammung der weltlichen Politik der Kurie, durch welche alle geistliche Zucht ausser Acht gesetzt und dem Verfall preisgegeben wird: das bildet den Charakter dieser allgemeinen und starken Bewegung. Und gerade dies ist für die politische Geschichte jener Zeit das wichtige. Es mag sein, dass die grosse Menge, gewöhnt an die Leitung der Geistlichkeit, voll Achtung vor ihrer Bildung und Weihe bei aller lauten Opposition gegen das weltliche Treiben des Klerus sich doch nur zögernd, zum Theil gar nicht jenen Forderungen und Ueberzeugungen angeschlossen hat. Aber dennoch weisen so gewichtige und entschiedene Stimmen unzweifelhaft darauf hin, dass Heinrich VI. bei Allen die den Druck der unaufhör-

lich Geld einfordernden Kurie empfanden, bei allen die in Rom umsonst ihr gutes Recht gesucht hatten, und bei Allen denen das verschwenderische Leben der Geistlichkeit aus wahrer Gläubigkeit oder wegen der eigenen Bedürftigkeit verhasst war, Billigung und Unterstützung in seinem strengen und gewaltthätigen Auftreten gegen die Kurie fand. Der Verf. hätte von seiner geistvollen Schilderung der allgemeienn Bewegung, die damals Aergerniss nahm an dem sittenlosen Treiben des Klerus, hier recht gut einen Schritt weiter vorgehen und für seinen Helden eine Politik als wünschenswerth und klug hinstellen können, die sich auf jene Stimmen tiefeinschneidenden Tadels gegen die Verweltlichung der Kurie stützte, die selbst von der demokratischen Elementen Akt nahm, welche sich gegen die aristokratische Verfassung sowie gegen das monarchische Princip in der Hierarchie auflehnten. Anstatt einen Arnold von Brescia zu verbrennen, anstatt treue Anhänger wie die Bewohner von Tuskulum der Rache ihrer und der eigenen Feinde aufzuopfern, anstatt mit einem Wort eine kurzsichtige Politik zu verfolgen, die nur auf Tage und Wochen voraussah und nur für den augenblicklich scheinenden Vortheil sorgte, hätte man an die Zukunft, an die grossen Kämpfe denken können, die noch mit jener unerbittlichen herrschsüchtigen Macht der Kurie in Aussicht standen; und man hätte sich deshalb auf die vorhandenen Elemente der Unzufriedenheit in Kirche und Staat stützen können um über den gemeinschaftlichen Gegner zu triumphiren. Das wäre eine weitsichtige, wahrhaft staatsmännische Politik gewesen, wie sie freilich jenen Männern einfacher, unmittelbarer Entschlüsse und Thaten, jenen mittelalterlichen Kaisern — den einen Friedrich II. ausgenommen — fern genug liegen musste. Eine Politik, wie sie andererseits dann wohl bei den Staufen statuirt werden könnte, wenn der Verf. im Recht wäre, den Welfen, einem Richard Löwenherz jene Pläne weitgehender Tragweite zu imputiren, die er ihnen imputirt. Auf jeden Fall waren die unerquicklichen Händel, die wegen Tuskulum zwischen dem Kaiser, den Römern und dem Pabst Statt fanden ein schlechtes Omen für den weiteren Fortgang der deutschen Operationen. Zwar drangen die Truppen Heinrich's mit »deutscher Wuth« in Unter-Italien ein, eine Stadt nach der andern fiel in die Hände des Kaisers, aber das ganze Unternehmen missglückte als die Belagerung von Neapel unternommen ward. Die Deutschen erlagen, wie schon so oft im Süden erlebt war, den Einwirkungen eines giftigen Klimas. Tausende wurden in kurzer Zeit durch ansteckende Krankheiten dahingerafft, und zu gleicher Zeit kam die Verrätherei des jungen Heinrich von Braunschweig an den Tag, der, da das Glück dem Kaiser abhold wurde, in's feindliche Lager überging. Heinrich VI. musste sich zur Aufhebung der Belagerung und zur Rückkehr nach Deutschland entschliessen. Er brachte nur wenige von denen die ihn nach Italien begleitet hatten in die Heimath zurück. Seine Gemahlin Konstanze fiel in Salerno, um

das Unglück zu vollenden, in die Hände der Feinde. Die Salernitaner liessen es, da sie als alte Republikaner der Sache Heinrich's abgeneigt waren, geschehen, dass Tankred's Admiral sie in ihrer Stadt gefangen nahm. Wohl können wir dem Verf. zugeben, dass, wie er in fast romantischer Weise berichtet, Heinrich's Stimmung durch das Misslingen gegen Tankred, durch sein eigenes körperliches Leiden die dunkelste war, als er in trüben und rauhen Decembertagen über die schneebedeckten Alpen zog. Die Natur, welche ihn umgab, stimmte zu den Gedanken, die damals seinen Geist bewegten. Aber er war der Charakter nicht den Unglück beugte und in fruchtlose Melancholie zerfliessen liess. Die Rache die er an dem verrätherischen Welfen nehmen wollte, erfüllte jetzt seine ganze Seele. Er verwarf jeden Vorschlag zur Versöhnung. Zu Pfingsten 1191 auf dem Reichstag in Worms wurde Heinrich von Braunschweig öffentlich in die Acht erklärt. Es zeigte sich, dass der bestimmte Wille des Kaisers in allen Stücken durchgriff; in der Wahl eines seiner Räthe zum Bischof von Worms, in der sofortigen Zepterbelehnung des Bruno von Dassel mit dem Erzbisthum Köln, in der Entscheidung der streitigen Wahl eines Bischofs von Limburg nach seinem Ermessen. Bei eingetretener streitiger Wahl ernannte nämlich der Kaiser an die Stelle der beiden Erwählten einen Dritten, wozu er nach dem Wormser Konkordat von 1122 nicht berechtigt war; er erklärte im Jan. 1192 den Probst Lothar von Hochstaden zum Bischof. Ein lauter Aufruhr folgte seinen Worten, die ganze Lütticher Geistlichkeit legte Verwahrung ein. Die Majorität liess sich weder durch Drohung noch Gewaltthat des Kaisers einschüchtern. Und sie fussten auf gutem Recht. Das Wormser Konkordat besagte nur, dass der König den Besseren unter den Gewählten einsetzen, nicht dass er einen Dritten an die Stelle bringen könne. Von Rom erfolgte denn auch der Bescheid, dass die Ernennung Lothar's ungültig sei. Albert von Brabant ward als der rechtmässig gewählte von der Kurie anerkannt, da es ihm gelungen war unter Schwierigkeiten und Entbehrungen aller Art Rom zu erreichen. Er kehrte mit feierlichen päbstlichen Bestätigungsschreiben seiner Wahl nach Löwen zurück, von wo ihn aber der strenge Befehl des Kaisers sofort vertrieb. Da weihte ihn der entschlossene unabhängige Erzbischof von Rheims am 20. September zum Bischof von Lüttich. Jedoch zwei Monate später war Bischof Albert eine Leiche. Er ward am 24. Nov. 1192 durch drei deutsche Ritter, Lütticher Lehensmänner, die er gastlich aufgenommen hatte, ermordet, und auch Toeche will den Kaiser von dem schweren Verdacht nicht reinigen, dass er der Anstifter der Unthat gewesen sei. Er hat zwar eidlich jede Kunde abgeschworen, aber den ebenso gewichtigen Eiden des Grafen von Hochstaden haben schon die Zeitgenossen keinen Glauben geschenkt. Es wäre möglich, dass die Mörder nur von der Partei Hochstadens angestiftet waren. Aber ohne

Wissen des Kaisers unternahm sein Günstling sicherlich Nichts; im Gegentheil, die vom Kaiser geschützte Partei hätte sich gewiss am Liebsten still und von seiner Leitung abhängig gehalten. Auch ist die Annahme nicht ausgeschlossen, dass die Mörder völlig selbstständig aber in Hoffnung auf Belohnung zwar ohne Mitwissen, aber doch im Sinne des Kaisers handelten. Dass aber Heinrich VI. den Mörder wirklich nicht bestrafte, haben schon die gemässigsten Stimmen, Freunde und Anhänger des Kaisers nicht nur als Beweis, dass die That ihm wohlgefällig war, sondern als eine Bestätigung seiner Mitschuld angesehn. Heinrich hat die Verbrecher in Apulien später sogar mit Grafschaften belohnt. Und endlich widersprach es seinem Charakter nicht, sich jedweden Mittels zu bedienen, welches den Widerstand brechen und ihn zum Ziele führen konnte. In seinem Geist überstürzten sich die kühnsten Pläne. Mit Hast jagte er dem nächsten nach, nur um einen späteren desto eher in's Werk setzen zu können. Widerstand störte ihm nicht eine ruhige willkürliche Entwicklung nur für den Augenblick, sondern hemmte die ganze Reihe von Entwürfen, die ihn alle zu gleicher Zeit beschäftigten, und die zu verwirklichen ein volles Menschenalter und eine ebene rastlos durchlaufene Bahn kaum genügten. So sollte denn auch die Mordthat, weit entfernt die von Heinrich gehofften Zwecke zu erfüllen, nur dazu dienen, die feindlichen Elemente die gegen ihn im Verborgenen und offen vorhanden waren, in Fluss zu bringen, eine allgemeine Fürstenempörung hervorzurufen, die den Kaiser an den Rand des Verderbens brachte. Während der Kampf zu Ausgang der 80er Jahre von den grossen Streitfragen zwischen der geistlichen und weltlichen Macht bewegt und getragen wird, trieb jetzt eine heftige Kränkung der geistlichen Interessen die gegnerischen Fürsten in den Kampf, der aber in der Folge den ursprünglichen Absichten seiner Theilnehmer getreu, dennoch überwiegend zu Gunsten der weltlichen Fürsten geführt ward. So eng waren die Interessen der weltlichen und der geistlichen Fürsten verknüpft, dass in beiden Fällen auf den Druck den der Kaiser gegen die Einen wagte, sofort der Aufstand auch der Andern erfolgte. Sachsen, Lothringen, Zähringen, Böhmen standen nun wider den Kaiser beisammen. Von allen deutschen Landen waren nur Oestreich und Baiern von dem Einfluss der aufrührerischen Fürsten frei. Es ist ein grosses Verdienst des Verf., dass er diese bisher wenig beachteten Begebenheiten klar dargelegt, sie unter einem Gesichtspunkt entwickelt, über Ausdehnung, Macht und Ziele des Fürstenbundes und die gefahrvolle Lage des Kaisers Licht verbreitet hat. Man stand vor dem Beginn eines verderblichen Krieges den der Kaiser mit ungleichen Waffen aufzunehmen gezwungen war. In diesem bangen Augenblick geschah ein Ereigniss, welches plötzlich wie eine wunderbare Schickung den Kaiser aus seiner Bedrängniss befreite und den Arm der Fürsten lähmte: König Richard von England, der mächtige Bundesgenosse der Welfen

war von Herzog von Oestreich gefangen genommen worden. Es lässt sich nach dem Bisherigen schliessen, dass der Verf. auf die Darstellung der Gefangenschaft Richard's und seines Verhältnisses zum Kaiser neues Licht verbreiten, und die vielfach verworrenen Urtheile die sich bisher an jenes ausserordentliche Ereigniss knüpften, klären wird. Während man bisher Heinrich's Geldgier als den einzigen Grund ansah, weshalb er den berühmten englischen König, der nie sein Feind war, widerrechtlich gefangen hielt und einen unabhängigen König vor sein Tribunal forderte, ist es Dr. Toeche gelungen den tieferen Zusammenhang jener Begebenheiten mit der Politik des Kaisers zu ergründen, und den geschichtlichen und vaterländischen Gesichtspunkt für die Beurtheilung des Verhältnisses zwischen Kaiser und König an massgebende Stelle zu rücken. Otto Abel war der Einzige, der die Nichtigkeit und Unwürdigkeit des bisherigen Urtheils erkannt hat; und auf demselben Weg geht auch Toeche vorwärts ohne sich durch die sentimentale Nachrede beirren zu lassen, dass er den Schleier romantischer Dichtung zerrissen und jene Sage von dem treuen Sänger Blardel unerbittlicher Kritik unterzogen hat. Unbeirrt von dem Vorwurf, dass er das erhebende Werk der Poesie zerstöre, kann der Historiker gerade an die Untersuchung solcher Vorgänge mit besonderer Freude und Erwartung gehn: denn bis in die neueste Zeit hat die sagenbildende Kraft des Volkes immer an erhabene oder an entscheidende Momente oder an solche angeknüpft, die mit besonderer Prägnanz den Charakter einer Zeit oder eines Mannes gleichsam typisch erscheinen lassen: so hat sich die Sage von Friedrich dem Grossen, der nach der Kolliner Schlacht auf dem Brunnenrohr sitzend, im Sande mit dem Stocke zeichnet, und von den drei Monarchen, die bei der Nachricht vom Siege von Leipzig betend in die Kniee fallen, fest im Volke eingebürgert. Und doch, wenn der Forscher seinem Berufe getreu in solchen Fällen das Gewebe der Dichtung zerreisst und die reinen Formen geschichtlicher Wahrheit enthüllt, kann er sich damit getrösten, dass er an Stelle jener unwahren Schönheit jedesmal eine schöne Wahrheit setzt. Mit solchem Gewinn lohnt auch eine Untersuchung der Gefangenschaft von Richard Löwenherz streng nach geschichtlicher Ueberlieferung: der poetische Gehalt des Vorgangs kommt erst dann zu voller reiner Geltung.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Nr. 5. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Schimpf und Ernst von Johannes Pauli. Herausgegeben von Hermann Oesterley. Stuttgart, Gedruckt auf Kosten des literarischen Vereins. 1866. 559 S. Gross-Octav.

Mit nicht geringer Freude wird ein bedeutender Theil der gelehrten Welt die vorliegende neue Ausgabe eines Werkes empfangen, welches für die deutsche Sprache und Sittengeschichte, so wie für die Geschichte der romantischen Poesie einen mehr als gewöhnlichen und vielfach hervorgehobenen Werth besitzt; denn jeder Literarhistoriker, der dasselbe mehr oder minder ausführlich erwähnt, spendet ihm ein hohes Mass von Lob und Anerkennung. Gleichwohl war »Schimpf und Ernst« wie die meisten Druckerzeugnisse jener Zeit, in seiner ursprünglichen, unverfälschten Gestalt wenigstens, sehr schwer zugänglich geworden, und dies erklärt die obige beifällige Aeusserung; wir besitzen nämlich nun einen Wiederabdruck der ältesten, vollständigsten und allein zuverlässig durch Pauli selbst besorgten Ausgabe von 1522, »deren Text in der vorliegenden Bearbeitung mit möglichster Treue wiedergegeben ist«, wie Dr. Oesterley bemerkt, der, in der Einleitung die Pauli selbst betreffenden leider nur in geringem Umfange bekannten Lebensumstände voransendend, dann auf die Bibliographie von »Schimpf und Ernst« genauer eingeht. Wir ersehen daraus unter anderm auch, welch' beneidenswerthen Ruf die Münchener Bibliothek sich durch die Vorsicht erworben, womit sie ihre Schätze bewahrt; denn einige ältere Drucke von Pauli's Werk, die sie besitzt, »habe ich, bemerkt der Herausgeber, nach den Erfahrungen mehrerer Freunde, namentlich K. Gödekes, nicht versuchen können mir zugänglich zu machen.« Ein Versuch jedoch konnte immerhin nichts schaden, wenigstens hätte im Verweigerungsfalle das gleichfalls mit Bezug auf den Vorstand einer öffentlichen Bibliothek berühmt gewordene »pro singulari sua humanitate negavit« eben nur eine neue (die wievielte?) Auflage erlebt. Ausser dem sorgfältigen Wiederabdruck der Editio princeps finden wir aber auch noch andere höchst schätzenswerthe Beigaben, die der ganzen Arbeit einen um so höhern Werth verleihen. Nicht nur sind als Anhang eine Reihe von Erzählungen aus den späteren Drucken hinzugekommen, sondern ferner noch ein doppeltes Register, wovon das erste auch die Berichtigungen in der Zählung des Textes, das zweite die von Grimm in letzterer Beziehung für nothwendig erachtete Vergleichung der wichtigsten Ausgaben bietet. Demnächst folgt

ein in mehrfacher Hinsicht sehr willkommenes Verzeichniss der in den Nachweisungen häufiger und abgekürzt citirten älteren und neueren Werke und Ausgaben (unter Dialogus Creaturarum ist auf Nicolaus Pergaminus verwiesen, der jedoch nicht aufgeführt steht; s. über dens. Robert, Fables inéd. vol. I. p. CVI vgl. Grässe 2, 2, 714); ferner die Nachweisungen über den Ursprung und die Verbreitung der einzelnen Erzählungen, welche eine Hauptzierde von Oesterley's Arbeit ausmachen, und worauf ich weiter unten ausführlicher zurückkomme; die dabei gegebene kurze Inhaltsangabe jedes Stückes ist ganz besonders willkommen, wie Fachgenossen leicht erkennen werden; endlich den Schluss bildet ein Wörterverzeichniss, welches nur hin und wieder einige Lücken bietet; so fehlt »figent« Feind 373, 19, 433, 22; »bartman« 349, 4 (Gelehrter? vgl. Baretsleute in Grimm's W.-B., wo auch Bautman steht, aber in anderer Bedeutung) und so noch einzelnes. Ersteres Wort (figent) entspricht in seiner Form der von vigel d. i. Veial, Veilchen, welches 360, 12. 30 in der Verbindung bauren vigel (grumus merdae) vorkommt. Dieser Ausdruck stammt wahrscheinlich aus dem bekannten Neidhart'schen Schwank, worüber s. v. d. Hagens MS. 3, 202. »Der Vial«; vergl. Kellers Fastnachtspiele S. 393 ff. no. 53. — Verweilen wir nun einen Augenblick bei dem eigentlichen Inhalt der Erzählungen, abgesehen von ihren literarischen Beziehungen, so kann man nicht umhin, wie schon von Andern bemerkt worden, über die Offenheit zu erstaunen, womit der Barfüssermönch nicht blos die Thorheiten und Laster der Laien, von den Bauern bis zu den Fürsten, rücksichtslos geisselt (z. B. no. 453: »aber von den Fürsten glaub ich auch vnd halt, das keiner selig werd er sterb dan in der wegen [Wiege], Hec felix hemerlin etc.), sondern auch die der Geistleichen, sowohl der secularen (z. B. no. 67—80, so auch no. 454: »Die helschen Fürsten entbüten üch geistlichen fürsten vnd prelaten vnd regierer der kirchen ihren früntlichen gruss als iren liebsten fründen, wan ir zu allen ziten thün, was ihnen lieb ist«) wie der Ordensleute (s. besonders 282, 373, deren Erbschleicherei z. B 497, ihre Lüderlichkeit z. B. no. 499; die augustiner canonici regulares, die tragen weise hemder, vnd regieren alle pfarren zu Leibtzig, die machen viel kinder vnd haben kein frawen, das sein seltzame ding«); ja sogar ein Papst wird in die Hölle versetzt (no. 348, wo er nach seinem Tode dem Caplan erscheint und zu ihm sagt: »Ich bin verdampt. Der caplan sprach warumb, ir haben doch die absolutz vnd volkumen ablas erworben. Es ist war sprach der babst, aber cristus hat den ablass nit angenumen noch sigilliert. Spricht doctor Jacobus Cartusiensis der dis beschreit [beschreibt?]«). Mir ist nicht gegenwärtig, ob Pauli von Flacius Illyricus unter die testes veritatis aufgenommen ist; verdient hätte er dies jedenfalls, wäre es auch nur um folgender Stelle willen. »Es klagt sant Augustin, das

wir selber vnsern stat vnd vnsern glauben vnd gesatz zu vil beschweren, vnd sprach, es wär böss regieren, darumb wie ietz gesagt ist. Wer er erst ietzt vff erdtreich, was würd er dan sprechen, es ist wol .XI. hundert iar das er das gesagt hat. Vnd die zeither sein kumen das Decret, das Decretal, Sext, Clementin, die Extranagantes vnd so vil statuten, constitutionen, sinodalia vnd gewonheiten des chors, das aduent, vnd sein so vil nussschalen, das man kum den kernen das ist das gottes gebot, darvnder finden, vnd legen uns selber so vil strick, wo einer hinuss wil, so findet er strick, das einer nit weiss was er thun sol, doch bleib bei dem alten rechten glauben, vnd lass dich kein nüwen propheten irren.« (No. 262.) Wir sehen hier zugleich aus den letzten Worten, dass trotz dem Verderbniss der Kirche Pauli sich den »neuen Propheten« nicht anschloss, womit selbstverständlich Zwingli und Luther gemeint sind, welche eben damals ihre Wirksamkeit begannen; vielmehr gibt er mit grösster Unbefangenheit den Zweck seiner Sammlung in folgenden Worten der »Vorred« an. »Dis Büch ist getaufft vnd im der nam vff gesetzt. Schimpff vnd Ernst, wan vil schimpfflicher, kurtzweiliger vnd lecherlicher exempel darin sein, damit die geistlichen kinder in den beschlossenen klöstern etwa zů lesen haben, darin sie zů zeiten iren geist mögen erlüstigen vnd rüwen, wan man nit alwegen in einer strenckeit bleiben mag. Vnd auch die vff den schlössern vnd bergen wonen vnd geil sein, erschrockenliche vnd ernstliche ding finden, da von sie gebessert werden. Auch das die predicanten exempel haben die schlefferlichen menschen zů erwecken vnd lüstig zů hören machen, auch das sie osterspil haben zu ostern, vnd ist nichtz her gesetzt, dan das mit eren wol mag gepredigt werden.« Es erhellt hieraus also für wie unverfänglich Pauli trotz der derben Wahrheiten seine Sammlung auch in kirchlicher und theologischer Beziehung hielt; träte sie jetzt ans Licht der Welt, eine Stelle im Index wäre ihr sicher. — Gehen wir nun zu einer nähern Besprechung der von Oesterley gegebenen literarhistorischen Nachweise über, so kann man nicht umhin, denselben ein wohlverdientes Lob zu ertheilen und sich darüber zu freuen, dass wiederum ein so schätzenswerther Beitrag zur Geschichte der erzählenden Dichtung geliefert worden ist. Oesterley selbst bemerkt hierüber: »Die Nachweisungen über den Ursprung und die Verbreitung der einzelnen Erzählungen können natürlich keinen Anspruch auf irgend welchen Grad von Vollständigkeit machen: sie geben nur das, was sich bei fleissigem Suchen aus einem allerdings ungewöhnlich reichen Materiale zusammengefunden hat.« Sehr willkommen ist es namentlich, dass Oesterley die Kirchenschriftsteller des frühern und spätern Mittelalters ausgezogen und aus ihnen eine reiche Ausbeute gewonnen hat. Dass er frühere Forschungen benutzt, versteht sich von selbst, wie er selbst dies auch anführt, so dass er nichts verabsäumt hat,

seine Arbeit so erspriesslich wie möglich zu machen. Wenn sich gleichwohl mancherlei Lücken finden (und er selbst gesteht dies zu), so wird wer ähnliche Untersuchungen vorgenommen, ihm daraus ebenso wenig einen ernsten Vorwurf machen wollen, wie aus manchen andern Fehlern und Versehen, die man dabei (ich weiss dies aus eigener Erfahrung) nur zu leicht begeht. So wird zuweilen Beabsichtigtes vergessen, Naheliegendes übersehen, Ungehöriges herbeigezogen, Richtiges unrichtig angeführt u. s. w., wobei auch die lapsus calami, Druckfehler und dgl. eine unerwünschte Rolle spielen. In den nachstehenden Bemerkungen nun will ich keineswegs alles in den genannten Beziehungen bei Oesterley unvollkommen Gebliebene vervollständigen, vielmehr beabsichtige ich damit nur die Reminiscenzen und Berichtigungen mitzutheilen, die sich mir bei Lesung des Buches ungesucht darboten; so z. B. ist No. 15: »Eine schrei als man sie beroubet« eigentlich bloss eine andere Version von No. 28 des Anhangs. »Ein künigin ausz Frankreich gab ein recht urteyl«, weshalb sie auch beide in der Ideler'schen Ausgabe des Don Quijote in den Anmerkungen zu der betreffenden Stelle von P. II. c. 45 zusammengestellt werden; — No. 18. »Ein loew liesz die klawen im baum«; s. Grimm, Kindermärchen. No. 72. »Der Wolf und der Mensch«; — No. 19. Der sun biss seim vater die nasz ab.« Waldis 3, 39. »Vom ungezohen Kind vnd seiner Mutter« und dazu Kurz; — No. 26. »Ein witziger folgt eim narren.« Die angeführten Stellen aus Diocletian, Gesta Rom. und Kellers Sept Sages (Sagen ist Druckfehler) enthalten nichts Hierhergehöriges; — No. 32. »Ein nar überdisputiert ein witzigen.« Reinh. Köhler in Pfeiffer's German. 4, 482 ff. u. meine Bem. ebend. 5, 487 eine mongolische Erzählung im Ardschi Bordschi; s. oben Jahrg. 1866. S. 937; — No. 48. »Ein nar vrtheilt zu bezalen mit dem klang.« Statt »Waldis 4, 13« l. 4, 14. Zu den angeführten Stellen aus Plut. u. Ael. gehört auch Clem. Alex. Strom. p. 520. Lutet. 1629 (das Urtheil des ägyptischen Königs Bocchoris); vgl. auch Uhland's Schriften zur Gesch. der Dichtung und Sage 3, 220; — No. 53. »Ein bauer sucht CC. eyer in eim hun.« Waldis 2, 15. »Vom Antvogel« und dazu Kurz; vgl. auch Morlini c. 41 »de milite Battino etc.« — No. 57. »Ein fasant soll nur ein bein haben.« Zu Bidermanni Utopia füge hinzu »6, 18«; s. auch Contes du Sieur d'Ouville 1, 505 ff. — No. 72. »Man vergrub ein Hund an das geweiht.« In Betreff des nach Dunlop angeführten Lamai s. d'Herbelot s. v. Cadhi (2, 33[b] f. der deutschen Uebers., wo verdruckt steht Lamdi«); — No. 81. »Wie der tüfel ein stalknecht holt.« A Kuhn, Westphäl. Sag. 2, 225. No. 6. »Der Teufel und der Exekutor«; J. W. Wolf, Hessische Sagen No. 256. »Der Advokat und der Teufel«; — No. 87. »Gens und enten half der Tüfel stelen.« Lucanor 45 (verdruckt für 49), Guicciardini und Waldis passen sehr wenig her. Berichtige dem-

nach auch zu Dunlop S. 503[a] wo Ferd. Wolf's Citat aus Pauli, u. Kurz zu Waldis, wo Pauli und Lucanor zu streichen sind; — No. 94. »Der dem tüfel ein liecht vff zünt.« Vgl. Simrock, Sprüchwörter No. 10137. »Man muss dem Teufel ein Kerzchen aufstecken«; vgl. auch No. 10138—40 so wie das französ. Sprichwort »bruler une chandelle au diable«; — No. 113: »Die witfrau soll sechs hundert gulden kein on dem andern geben.« Pantschat. 1, 28. §. 104; — No. 119. »Die sach hangt noch am gericht.« Apul. Flor. p. 87 Oud.; — No. 130. »Der fürst ward geladen in das tal iosaphat und kam da.« Das Predigtmärlein in Pf. German. 3, 419 No. 9 und dazu meine Anführungen ebend. 5, 48 Anm. (wo Wolf's Deutsche Sagen gemeint sind); — No. 134. »Ein böss weib tugendhaft zu machen.« Weber, Indische Studien 3, 357; vergl. Holtzmann, Indische Sagen 2, 258 f. 2. Aufl.; — No. 135. »Böse man tugendhaft zu machen.« Zu Grimm, Mythol. 1153, s. meine Anführungen in den Heidelberger Jahrb. 1862. S. 853 f. zu No. 188; — No. 142. »Das bösz weib rückt hinter sich.« In diesem Schwank erwähnt Pauli »die verkert Adelheid«, womit die Geschichte »Von der ubeln Adelheit und ihrem Man« gemeint ist; s Keller's Altdeutsche Erzählungen S. 204 ff. (Stuttg. Verein) und dazu meine Anführungen in Pf. German. 1, 270; s. ferner das Predigtmärlein ebend. 3, 420 No. 10 und dazu meine Bem. ebend. 5, 48 Anm. so wie in Benfeys Orient u. Occ. 3, 376 zu No. 61. »Die Widerspenstige«; vgl. auch Pauli No. 595 u. Anhang No. 12; — No. 150. »Der Hafen sod, die tasch lief heim.« Apul. Metam. l. III. p. 201 sqq. Oud.; — No. 151. »Das weib segnet sich vor dem pfaffen.« Vgl. Grimm, Mythol. 1074 f. 1077 ff. (Priester als böser Angang); — No. 167. »Domitianus verfolget christen (und Mücken).« Suet. Domit. 3; — No. 172. »Ein Hasenstösser gloryert vsz eim Hasen.« Die Citate gehören nicht hierher; — No. 173. »Ein wolf liess ein kitzi tantzen.« Waldis 4, 88. »Vom Fuchss vnd dem Eichhorn«; vgl. 4, 2. »Vom Fuchss vnd dem Hanen« und dazu Kurz; — No. 174. »Der wind warff ein eichbaum umb.« Meine Anführungen in Pf. German. 7, 504 zu Waldis 1, 100; — No. 178. »Vff eim bret betten zwei vnglück.« Zu dem zweiten Theil »Die sein gleich einem Hunde vff einem hewhuffen, der isset das hew nit u. s. w.«; s. Waldis 1, 64. »Von neidigen Hundt«; — No. 184. »Vespasianus hat gemein beschlagen.« Suet. Vespas. 23; — No. 185. »Vespasianus rat mit seinem bruder.« Suet. l. c.; — No. 186. »Ler mucken stechen.« Zu Waldis 4, 52 (I). »Vom Fuchss vnd dem Igel«; — No. 187. »Vespasianus solt man in tyber werfen.« Suet. Vesp. 19; — No. 188. »Ein fraw küsset vespasianum« Suet. Vesp. 22; — No. 189. »Vespasiano sagt ein sprecher kurtz.« Suet. Vesp. 20; — No. 206. »Ein kaiserin stiess ir hand in das maul vergilii.« Pantschat. 1, 457 ff. (nicht 455); meine Anführungen zu Dunlop Anm. 383 zu Timon. nov. 4. und

in Benfey's Or. u. Occid. 1, 124 f. Pf. German. 4, 237. Du Méril Mélanges archéol. et litter. Paris 1850. p. 444 f. und oben Jahrg. 1866. S. 936 f. meine Bemerkungen zu der letzten Erzählung des Ardschi Bordschi; — No. 207. »Antonius leid ein eebrecherin.« Scr. Hist. Aug. in der Vita M. Anton. Philos. 19; — No. 223. »Von eim kaufman der ein kopf mit bart ob eim tisch hat gesehen.« Zu Pantschat. 1, 446 gehört mein Aufsatz »Rose und Cypresse« in Benfeys Or. und Occ. 2, 33 ff. Hahn, Griech. Märchen No. 114. »Die heimatsscheue Prinzessin« nebst der Anm. 2, 320 und dazu meine Anzeige in den Heidelb. Jahrb. 1864 S. 220; s. auch Simrock, Der gute Gerhard S. 89 ff. »Gedanken errathen«; — No. 224. »Von der frawen Gangolfi.« Vincent. Bellov. Spec. hist. 23, 159 und Alber. Trium Font. ad ann. 766 (1, 102 ed. Leibn.); — No. 228. »Der koler sach ein frawen.« Gervas. von Tilbury ed. Liebrecht. S. 201 ff.; — No. 241. »Ein trunken weib weisst nichtz me.« Val. Max. 6, 3, 9; — No. 243. »Ein brůder erwelt trunckenheit, ward ein eebrecher.« Meine Bem. in den Gött. Gel. Anz. 1866. S. 671; — No. 244. „Noe schütt fiererlei blut zů den reben." Meine Nachweise in den Heidelb. Jahrb. 1864. S. 218 zu Hahn No. 76; — No. 251 „Ein tracht kostet dausent gulden." Plin. H. N. 9, 58 und die Erklärer; — No. 256. „Kaiser otto was am ostertag gech." v. d. Hagen Gesammtab. No. 4. „Heinrich von Kempten." und dazu meine Bem. in Pf. German. 1, 259; — No. 257. „Umb unschuld schlůg einer den hund." Statt Benfey 1, 497 l. 479; s. ferner meine Bem. in den Gött. Gel. Anz. 1865. S. 1190 ff.; — No. 261. »Von dreyen faulen sünen, welchem das reich zů gehort.« Stan. Julien Avâd. No. 94, „Le mari entre ses deux femmes.« Ferner Journ. asiat. 6, 238 (erste série) aus Shakspeare's Hindust. Gramm.: »Un homme de la tribu de Kaïath venait de se coucher etc.« Contes du Sieur d'Ouville 2, 117 ff. (Oesterleys Citat »Straparola Samml. f. K. v. G.« bedeutet »Sammlung für Kunst und Gesch. von Rumohr.« S. Grimm, Kinderm. 3, 234. Gemeint ist Strapar. 8, 1; s. meine Bem. in Pf. Germ. 2, 246 zu No. 151); — No. 267. »Der dot schickt eim drei botten.« Vgl. auch Passow *Τραγούδια Ρωμαϊκά* No. 426—433 und dazu meine Anz. in den Gött. Gel. Anz. 1861. S. 575 f.; — No. 281 »Einer bot seiner seel viel gütz.« Statt »Lucanor 4« l. 25. Ueber diesen im Mittelalter vielfach behandelten Stoff von dem Streite zwischen der Seele und dem Körper, s. Ferd. Wolf, Studien zur Gesch. der span. und port. Nationall. S. 54 ff. 162 ff.; — No. 283. »Markolfus kunt kein baum finden, daran er hangen wolt.« Statt »Narrenbuch S. 256« l. 266; s. ferner Wolfs Bidpai 2, 269 f. »Der Bekehrte.« — No. 301. »Einer absoluiert von künftigen sünden.« Dies ist die allbekannte Geschichte von Tetzel und seiner Ausplünderung durch einen sächsischen Edelmann, was Oesterley anzumerken übersehen hat. Nach Albinus

Meissner Chronik 15. 446 und Hecht in der Vita Tezelii soll sie im Jahr 1518 vorgefallen sein. Da nun aber Oesterley als Quelle Paulis, dessen Vorrede zu Schimpf und Ernst vom Jahr 1519 datirt ist, das Rosarium des Bernardinus de Bustis anführt, welches zuerst Venet. 1498 erschien (Bernandinus starb, wie man glaubt, nach dem Jahr 1500), so würde jene Tetzelgeschichte sich als apokryph erweisen, falls die im Rosarium ihr wirklich genau entspricht; — No. 311. »Der fechtmeister schlůg seinem schůler den kopf ab.« Meine Anführungen in Pf. Germ. 7, 507 zu Waldis 4, 72. »Von zweien Fechtern.« Plut. Quaest. gr. 13 (Moralia 2, 308 ed. Tauchnitz); — No. 316. »Der künig liess einen köpfen.« Streiche Grässe Gesta Rom. [2] 262 und füge hinzu Petron. 57; — No. 334. »Von einem wolf, einem fuchsz und einem geitigen.« Pf. German. 7, 507 zu Waldis 4, 8. »Von einem hungerigen Wolffe«; No. 375. »Ein aff warf den tritten pfennig.« Heywood Hierarchie of the Blessed Angels p. 577 bei W. Scott Minstrelsy zu der Ballade »The young Tamlane.« J. W. Wolf, Hessische Sagen No. 229 »Lollus«; — No. 382. »Diogenes ass kraut, aduliert nit.« Diog. Laert. 6. 2. §. 58; — No. 388. »Die in saxen tanzten ein jar.« Grimm, Deutsche Sagen No. 231. Grässe der Tannhäuser und der ewige Jude S. 121. 2. Aufl. Auch in der Normandie heimisch; s. Du Méril, Etudes sur quelques points d'archéol. etc. p. 472; — No. 397. »Mido rex hat esels oren.« Meine Bem. zu Pantschat. in Eberts Jahrb. für roman. Litt. 3, 86 ff. Diese Sage findet sich auch in der Bretagne; s. De Nare, Contumes, mythes et traditions des provinces de France p. 219, so wie in Serbien s. Wuck Stephanowitsch Serb. Märch. No. 39; — No. 399. »Der mund und die glieder werden mit einander uneins.« Hierher gehört auch die äsopische Fabel von den Augen und dem Munde bei Dio Chrys. vol. II. p. 6 ed. Dind. (II, 7 Reiske). Irre ich nicht, so ist sie bisher in keine griech. Fabelsammlung aufgenommen; — No. 423. »Einer bracht seinen grösten feind.« Vgl. auch meine Anführungen in Pf. German. 2, 244 zu K. M. No. 94 (wo statt »seiner Frau« zu lesen ist »seiner Kebse«), in Eberts Jahrb. 1, 433 zu Cintio dé' Fabrizi No. 8, in den Heidelb. Jahrb. 1863. S. 60 zu »Dass man seiner Frau kein Geheimniss mittheilen müsse«; so wie ebend. 1866. S. 626 zu Oesterleys Ausg. von Shakespeare's Jest Book No. 49 (in welcher Anzeige statt »Wolf Kinderm. No. 135« l. 125). Die beiden Citate Oesterleys zu der in Rede stehenden Erzählung Paulis »Enxemplo 347« und »Gallensis 2, 1, 4« gehören eigentlich nicht dahin, sondern zu No. 269. »Der künig stůnd gegen nidergang« wo sie auch angeführt sind; — No. 427. »Denmarker beten ein hund zu eim künig.« Meine Bemerk. oben Jahrg. 1865. S. 1151; füge hinzu Saxo Gramm. l. VII. p. 120. Francof. 1576 (Gunnar gibt den Norwegern einen Hund zum Regenten); — No. 434. »Der Hund verriet ein mörder.« Gervas. von

Tilbury S. 113f.; — No. 436. »Zwo elen tůchs gab einer seinem vatter zů eim rock.« Dunlop-Liebrecht Anm. 354ᵇ. Stan. Julien Avâdân. 2, 144 No. 121; — No. 463. »Der man gab eim das pferd.« Ayrer No. 61. »Der Forster im Schmaltzkübel« (S. 3063 ed. Keller); — No. 471. »Socrates ward beschüt.« Zu Seneca ergänze »De constant. sap. c. 18.« S. auch Diog. Laert. 2, 5. §. 17; — No. 475. »Einer spüwet den künig in sein bart.« Diog. Laert. 2, 8. §. 75. Busone da Gubbio l. III. e. D; s. Dunlop Anm. 451 S. 511ᵃ; — No 481. „Kein tag vergat on leiden.« Ueber Erblinden durch Schwalbenkoth vgl. meine Uebers. von Basile's Pentamerone 1, 147. 2, 59. Dieser Volksglauben ist entstanden aus dem Buch Tobiae 2, 11; — No. 489. »Zwen wetteten mit einander.« Erin von K. v. K. Stuttg. 1847. Bd. 6. S. 230. »Owney und Owney-na-Peak«; — No. 494. »Der wolf verklagt den fuchs falsch.« Grimm, Reinh. Fuchs CCLXXXIII. No. 85 (aus Rabbi Berachia); Robert, Fables inéd. 2, 559 No. 21; ferner die hottentottische Fabel vom kranken löwen, No. 10. der englischen Sammlung, welche ich in Lazarus und Steinthals Zeitschrift Bd. V. Heft 1 besprochen; — No. 502. »Ein jüngling kam gen rom.« Statt Octavians tritt auch Heinrich IV. von Frankreich ein; s. L'Esprit dans l'Hist. par Ed. Fournier. Paris 1857. p. 17f.; — No. 505. »Der bůlet der grossen römer weiber.« Suet. Octav. c. 69; — No. 509. »Darius schickt Alexandro ein sack voll magsomen.« Reinhard Köhler in Pf. Germ. 4, 491f.; — No. 510. »Julius fragt sein frawen.« Macrob. Sat. 2, 5 (p. 348 Bip.); — No. 516. »Kropfecht lüt machten gesund.« Ueber diese mehren Königsgeschlechtern beigelegte Eigenschaft s. die Abhandlung von Paulus Cassel, Le roi te touche. Berlin 1864; — No. 518. »Der künig begert zu wissen.« Das bekannte Apophthegma des Kleobulos: *μέτρον ἄριστον*. Diog. Laert. 1, 6. §. 93; — No. 522. »Dem bösen geist hat sich einer ergeben, ward erlösst.« J. W. Wolf, Niederl. Sagen No. 358. »Ritter Riddert«; vgl. No. 359. »Sanct Gertruden-Minne« und Grimm, Mythol. 54f.; — No. 560. »Sibilla zögt Octaviano ein bild.« Gervas. Tilber. Otia Imper. Decis. II. c. 16. p. 927 sq. (bei Leibnitz Scr. Rer. Brunsv.). Diese Stelle habe ich in meine Auswahl nicht aufgenommen. Fast wörtlich stimmt damit überein Mirabilia Urbis Romae »De jussione Octaviani imperatoris et responsione Sibillae« (Grässe, Beiträge zur Litt. und Sage des Mittelalters, S. 6ff.). S. auch Leg. aur. c. 6. »De nativitate domini« (p. 44 ed. Grässe); vergl. Gottfried von Viterbo P. IX. p. 181. P. XV. p. 358 ed. Pistor., besonders aber August. de Civ. Dei 18, 23 der das ganze aus dem achten Buch der Pseudosibyllinen übersetzte Gedicht mittheilt, wovon Gervas. nur die drei ersten Verse anführt. Es bildet im Original und ziemlich auch in der Uebersetzung ein Akrostichon, nämlich die Worte: *Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Ὑιὸς Σωτήρ*. Da die Anfangsbuch-

staben dieser fünf griechischen Worte wiederum das Wort ἰχθύς geben, so wurde bekanntlich Christus selbst häufig mit Ἰχθύς oder durch die Abbildung eines Fisches bezeichnet. Vgl. Joh. Franz, Ein christliches Denkmal von Autun. Berlin 1841. S. 34 ff.; und über die Sibylle auch noch v. d. Hagen Gesammtab. Bd. I. p. LXX; — No. 561. »Zwei hundert jar was ein ritter aus, meint es wer nur ein stund«, und No. 562. »Ein vogel sang eim brüder CCC. iar.« Gervas. ed. Liebrecht S. 89. Maurer, Isländ. Sagen S. 198 ff. und dazu meine Anzeige in den Gött. Gel. Anz. Jahrg. 1861. S. 435. Mussafia, Ueber die Quelle des altfranz. Dolopathos. Wien 1865. S. 14 ff. (Sitzungsberichte der phil. hist. Classe der Wiener Akad. Bd. 48). Walterus Mapes Nugae Curial. 1, 11 de Herla rege; vgl. Uhland in Pf. German. 1, 6 und dazu Erin von K. v. K. 3, 163 f. Dass diese ganze Vorstellung von dem unbemerkten Verschwinden langer Zeiträume im Orient heimisch ist und wahrscheinlich von dort herstammt, erhellt aus mehreren der genannten Anführungen; auch von des parsischen Jima Garten wird gesagt, dass er sein eigenes Licht hatte und seine Bewohner für einen Tag halten was ein Jahr ist. Vgl. Braun, Naturgesch. der Sage 1, 134 (München 1864); s. ferner die Analyse einer chinesischen Feenoper. »Die Fischergrotte" in dem Journal asiat. IVme série vol. 18 p. 518 ff., welche mehreren der oben angeführten Sagen auffallend ähnlich ist; — No. 571. »Der ein hat nichts, dem andern kunt nit genug werden.« Val. Max. 6, 4, 2; — No. 595. „Lüszknücker namt eine ihren man." Vgl. oben zu No. 142; — No. 606. „Den himel hüob ein fogel." Statt „Jahrb. für rom. Litt. 5" l. 3. Füge hinzu Benfey Or. u. Occ. 1, 671 aus Kalilah und Dimnah: „Vier fürchten ohne Ursache, ein junger Vogel u. s. w."; — No. 614. „Dem thürhieter gab man. L. streich." Dunlop-Liebrecht S 257 u. Anm. 330b. Ueber das daselbst erwähnte engl. Gedicht Sir Cleges s. auch W. L. Holland Crestien de Troies. Tübingen 1854. S. 62 f.; — No. 625. „Der reich det dem armen schaden." Senec. Controv. 5, 5. „Exusta domus cum arbore"; p. 441 Bip.; — No. 635. „Polikrates hat gross Glück." Gervas. S. 77 f. Anm. J. W. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythol. 2, 459 ff. A. Kuhn, Westphäl. Sagen 1, 375 f. No. 421. Mussafia, Ueber die Quelle des altfranz. Dolopathos S. 17 ff. — No. 637. „Drü weiber hanckten sich selbs." Diog. Laert. 6, 2. §. 52; — No. 639. „Der eebrecher bessert sich." Dunlop S. 299 zu Heptam. de la Reine de Navarre No. 38; — No. 647. „Der neidig vnd geitig begerten lon." Lorenzo Segura Poema de Alexandro, copla 2196 (Sanchez, Colleccion etc. Madrid 1782 vol. 1, 307 f.); ein Meistergesang des 16. Jahrg. bei Uhland Werke zur Geschichte der Dichtung 3, 265. (Was das von Oesterley aus Kurz zu Waldis 2, 5 entnommene Citat „Liebrecht in Pf. German. 2, 240" bedeuten soll, ist mir unklar); — No. 648. „Die schlang macht den künig gesehen." S. meine Anzeige von Uhland

Bd. II. in den Gött. Gel. Anz. 1866. S. 1639 zu S. 99. „Der kaiser und die schlange“ wo Z. 19 statt „German. 2“ zu lesen „Germ. 1; — No. 662. „Cyrus bereitet den Tisch amasonibus.“ Herod. 1, 207, 211; — No. 682. „Von heimlichen urteilen gottes.“ Tausendundeintag Tag 27. 28. 29. Hammer, Rosenöl 1; 162. Hurwitz, Hebrew Tales pag. 18 ff. 2te ed. (Deutsch erschienen Leipzig 1826). „Die Geschichte des Rabbi Akiba.“ (Unter Oesterleys Citaten lies Enxemplo 161 statt 151 und Parnell statt Pornell); — No. 685. „Gregorius bewegt ein berg.“ Mit der „historia lampertica“ ist gemeint die hist. Lombardica d. i. Legenda aurea, woselbst c. 145 „de S. Michaele (p. 642 ed. Grässe) das zweite und dritte Wunder erzählt ist. — Anhang No. 12. „Von einer wizigen frawen.“ Pf. German. 3, 420 No. 10 mit welchem Predigtmärlein ganz genau übereinstimmt die versificirte Erzählung „A Aposta“ von Francisco Manuel, wiederabgedruckt in dem Parnaso Lusitano, Paris 1827 IV, 374 sqq. S. ferner meine Bem. 5, 48; vgl. zu Pauli No. 142. — No. 28. „Ein künigin ausz Frankreich gab ein recht urteil.“ S. oben zu Pauli No. 15; — No. 36. „Von eim pfaffen, der ob dem altar schreit der künig trinckt.“ Ueber letzteren Ausruf vgl. Scheible, Schaltjahr 1, 586. 3, 639. 5, 627. — So weit reichen die Nachweise, welche mir beim Durchlesen von Pauli's Sammlung beigefallen sind; andere weiss ich zur Zeit nicht näher anzugeben; so wird der Schluss von No. 345. „Das evangelium secundum pergamum“ der das niedrige Thürlein betrifft, auch von Franz I. von Frankreich erzählt, der während seiner Gefangenschaft in Madrid die spanischen Granden, die ihn zu tieferen Reverenzen nöthigen wollten, auf die nämliche Weise verhöhnt haben soll; — No. 500. „Einer sucht die Schlüssel zur Abtey“, wird ebenso von Sixtus V. berichtet, der auf dieselbe Art die Himmelsschlüssel suchte und fand; Ranke in seiner Geschichte der Päpste spricht von dieser Anekdote, wenn ich mich recht erinnere; — No. 517. „Der begert ein gab von dem künig von franckreich“ ist mir schon in irgend einer orientalischen Sammlung vorgekommen u. s. w. — In dem Vorhergehenden habe ich verschiedene Mal Gelegenheit gehabt unrichtige Citate (wahrscheinlich meist nur Schreibfehler) zu berichtigen, so weit ich deren bemerkt; dazu gehören auch noch einige andere, wie S. 513 Z. 3 v. u. wo es statt „(Gesta Rom.) lat. 124“ heissen muss „englisch 84, bei Douce 2, 410, welches Citat dagegen S. 504 Z. 13 v. u. zu streichen ist; — S. 520 Z. 1 v. o. l. „Plin. 35, 36 s. 3. 17“; — S. 525 Z. 21 v. o. statt „Justin 4, 5“ l. 2, 10 und streiche 9, 10; — S. 531 Z. 5. 6. v. o. l. „Macrob. Sat. 2, 4 p. 342 Bip.“ — Auch mehre andere Druckfehler will ich hier zugleich mit berichtigen. S. 61 Z. 21 v. o. l. „sive modis“; — S. 88 Z. 14 v. o. l. „der ein Richter“; — S. 170 Z. 14 v. o. l. „verbant“; — S. 503 Z. 3 v. u. l. „Discipl. Cler. 29, 4“; — S. 507 Z. 11 v. o. st. „Pant-

schat. 1, 127“ l.? — Wahrscheinlich aus Versehen fehlen zuweilen die nähern Citate, von denen ich einige bereits ergänzt, so auch zu No. 47. „Ein nar verbrant ein ketzer“, wo schon im Text Cäsarius angeführt ist. Indess alle diese wie ähnliche bei dergleichen Arbeiten fast unvermeidliche Versehen, Mängel und Unvollständigkeiten sind nur gering anzuschlagen im Vergleich mit dem, was Oesterley in der vorliegenden trefflichen Ausgabe eines so vielfach wichtigen Buches und in den damit verbundenen umfassenden höchst schätzbaren Nachsuchungen geleistet hat. Zugleich aber lässt uns diese Publication von neuem die so erspriessliche und dankenswerthe Thätigkeit erkennen, mit welcher der Stuttgarter Litterarische Verein nun schon lange Jahre hindurch zu Nutz und Frommen der Wissenschaft wirkt und die sein immer mehr wachsendes Gedeihen als besonders wünschenswerth erscheinen lässt.

Lüttich. **Felix Liebrecht.**

Ueber eine allgemeine Formel zur Bestimmung des Schwerpunkts von Körpern. Eine Folgerung aus der Lehre über das Wittstein'sche Prismatoid. Von V. v. Gräfe. Hamburg. Otto Meissner. 1866. (28 S. in 8.)

Dem Verf. der uns vorliegenden kleinen Schrift hat einiges Unglück mit derselben. Zunächst ist das, was er hier gibt, längst bekannt, und sodann ist in der Formel, die er doch wohl als die hauptsächlichste ansieht, ein Fehler. Das sind sicher geringe Empfehlungen für dieselbe.

Der Inhalt lässt sich sehr kurz zusammenfassen. Es handelt sich um die Berechnung des Körperinhalts des (von Wittstein so genannten) Prismatoids und dann um die Berechnung des Abstands des Schwerpunkts von der Grundfläche.

Wir müssen hier, was wir bereits früher (11. Heft 1860) gegenüber der Wittstein'schen Abhandlung gethan, anführen, dass die Formeln für das Prismatoid längst schon gefunden sind, und es also Unrecht ist, an diesen Körper den Namen Wittsteins (dessen Verdienste wir sicher von Herzen anerkennen) zu knüpfen, was Wittstein gewiss selbst nicht verlangt. Es ist dem Verf. desshalb als der beste Ausweg in solchen Fällen der zu empfehlen, keine Namen anzuführen und sich mit der Sache zu begnügen.

Was nun aber das Prismatoid selbst betrifft, so ist das ein ganz spezieller Fall eines viel allgemeinern Körpers, den der Verf., wenn er Integralrechnung vermeiden will, in der vortrefflichen Schrift von Zehme: »Die Geometrie der Körper« (vergl. diese Blätter, XII. Heft (1859) auf S. 76 elementar behandelt findet. (Eine nähere Untersuchung findet sich S. 86 des angeführten Bu-

ches noch weiter). Dort wird er ersehen, dass die von ihm gefundene Formel nur in so weit gilt, als der Inhalt eines Schnitts, parallel zu den begränzenden Grundflächen, durch die Formel $A + Bx + Cx^2 + Dx^3$ ausgedrückt ist. Dabei müssen wir noch bemerken, dass das von unserm Verf. als allgemeines Prismatoid (S. 4) angeführte entschieden das speziellere ist. Ein Paralleltrapez kann sich in ein Dreieck, aber kein Dreieck in ein Paralleltrapez verwandeln.

Wenn der Verf. (S. 9) die Prismatoide so ohne Weiteres in krummflächig begränzte Körper übergehen lässt, so ist er im Irrthum. Die eben angeführte Grundbedingung muss gewahrt bleiben.

In der Formel für die näherungsweise Berechnung eines beliebigen Körpers (Simpson'sche Näherungsformel) muss statt m stehen $\frac{m}{3}$. Das ist nun nicht etwa ein Druckfehler, denn die falsche Formel wird in dieser Gestalt später angewendet.

Der Verf. beschäftigt sich nämlich mit der Berechnung der Lage des Schwerpunkts des Prismatoids. Die von ihm gefundene Formel (S. 16) gilt nur so weit, als der Inhalt eines Schnitts im Abstand x von der Grundfläche und parallel zu dieser, durch die Formel $A + Bx + Cx^2$ gegeben ist. Wenn also der Verf. seine Formel auf krummflächige Körper anwenden will, so muss er zuerst prüfen, ob diese Bedingung erfüllt.

Da er bei seiner näherungsweisen Berechnung der Lage des Schwerpunkts (S. 28) die oben berührte falsche Formel anwendet, so erhält er eben wieder eine falsche Formel, indem m statt $\frac{m}{3}$ stehen sollte.

Die richtige Formel findet sich wohl in vielen Büchern angegeben. Wir citiren, als uns gerade zur Hand: Eytelwein: Handbuch der Statik fester Körper (1808), I. Band. S. 186; Kayser: Handbuch der Statik (1836). S. 169. Somit ist die (leider unrichtig) gefundene Formel nicht übermässig neu, abgesehen davon, dass Chapman's Buch schon 1768 erschien. Allerdings hat der Verf. auch keine neue Formel aufstellen wollen; seine (neue) Ableitung ist aber eine verfehlte, sowohl in der Grundlage als in der endgiltigen Redaktion.

Die trigonometrische Höhenmessung und die Ausgleichung ihrer Resultate nach den Grundsätzen der Wahrscheinlichkeitsrechnung an einem ausgeführten Höhennetz dargestellt von W. Jordan, Ingenieur, Assistent für prakt. Geometrie am K. Polytechnikum zu Stuttgart. Stuttgart. H. Lindemann. 1866. (54 S. in 8.)

Der etwas ausführliche Titel setzt voraus, dass man eine entweder theoretisch oder praktisch auch ziemlich ausführliche Abhandlung nicht sowohl über Höhenmessung selbst, sondern über die Ausgleichung der Beobachtungsfehler bei derselben, vor sich habe. Dem ist jedoch leider nicht so. Die Theorie ist mager und wie wir sehen werden, in der Hauptsache verfehlt und die Praxis bezieht sich auf ein »Netz« von sechs Punkten und legt die unrichtige Theorie zu Grunde.

In der „Einleitung" behandelt der Verf. kurz längst bekannte Dinge, worauf er dann den Einfluss der Endkrümmung und der Refraktion untersucht. Dabei hat er je einzelne Tabellen berechnet, die im gegebenen Falle von Werth sein können. Auch bei der Messung der „Distanz" verweilt er kurz und deutet dann die Fehlerquellen bei Höhenmessungen ebenfalls nur an.

Um die Methode der kleinsten Quadrate auf die Höhenmessuug anwenden zu können, findet sich der Verf. bewogen, die „Hauptsätze der auf Beobachtungsresultate angewendeten Wahrscheinlichkeitsrechnung" anzuführen oder zu „beweisen." Dabei begegnen ihm, gegenüber einer genauern Theorie, allerlei missliche Sachen. Schon die Erklärung des Gewichts ist nicht ganz in Ordnung; noch weniger lässt sich das vom wahrscheinlichen Fehler sagen. Der „Beweis", dass wenn $X = x + x_1$; ferner r, r_1 die wahrscheinlichen Fehler von x, x_1 sind, der wahrscheinliche Fehler von X gleich $\sqrt{r^2 + r_1^2}$ sei, ist vom Verf. selbst als unzulässig erklärt, indem er wegen eines „strengeren Beweises" auf andere Hilfe verweist. Wir gestehen offen, dass wir es für viel vernünftiger gehalten hätten, einfach auf ein gutes Buch zu verweisen, statt einen schlechten Beweis (d. h. gar keinen) zu liefern. Wir haben freilich leider vielfach schon sehen müssen, dass die Herren Praktiker sich mit solchen Dingen gerne behelfen.

Hintennach kommt der Verf. nochmals auf die »Definition« des wahrscheinlichen Fehlers, die er »nach Laplace« gibt (obwohl wir eigentlich daraus gar nicht klar geworden sind); er hätte aber nachweisen sollen, dass diese Definition (S. 30) und die frühere (S. 27) zusammenfallen. Freilich meint er, sie sei einfacher in der Theorie — ein Trost, der manche Wunde vernarben lässt.

In Bezug auf den »wahrscheinlichen Fehler der Refraktion« haben wir Nichts zu sagen, da es sich hier blos um eine (beliebige) Annahme handelt, die in der vorliegenden Schrift jeder wissenschaftlichen Begründung ermangelt. Der „wahrscheinliche Fehler

einer einfachen Höhenbestimmung" wird richtig angegeben, in so ferne als das Vorgehende zugelassen wird.

Dagegen ist nun die „Ausgleichung eines Höhennetzes" verfehlt. Der Verf. findet sich auch hier bewogen, ein Stück Theorie zu citiren. Sind, sagt er, $h_1, .., h_m$ Grössen, welche durch direkte Beobachtungen ermittelt werden, und es bestehen zwischen denselben n Bedingungsgleichungen linearer Form, so hat man an den beobachteten h Correctionen δ anzubringen, so dass die Bedingungsgleichungen erfüllt sind und zugleich $\Sigma p \delta^2$ ein Minimum ist. Das ist natürlich ganz in Ordnung und die Aufgabe ist eine der „relativen Minima", die bekanntlich nicht in der folgenreichen „unendlich kleinen" Theorie gelöst zu werden braucht. Nun wendet der Verf. aber diese Theorie auf die Ausgleichung im Höhennetz an und lässt die obigen h geradezu die Höhen sein. Sind nun aber diese „direkt beobachtet"? Nein. Darum eben darf die Theorie nicht so angewendet werden! Wir verweisen den Verf. auf Baeyers „Küstenvermessung", die er freilich (S. 11) nicht citirt, wo er die richtige Theorie finden wird. Daneben hätten wir ohnehin auch noch wegen der Bestimmung der Gewichte (S. 50) mit dem Verf. zu rechten, wenn bei der gänzlich verfehlten Anlage dies sich der Mühe lohnte.

Wir können für ähnliche Fälle ein genaues Studium der Methode der kleinsten Quadrate nur dringend empfehlen, da man eben sonst nicht weiss, ob das, was man treibt, richtig oder unrichtig ist.

Ueber Zeitmaasse und ihre Verwaltung durch die Astronomie. Vortrag gehalten im wissenschaftlichen Vereine zu Berlin am 13. Februar 1864 von Professor Dr. Förster. Berlin, 1866. C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung. (32 S. in 8.).

Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff geben eine »Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge« in der oben genannten Verlagsbuchhandlung heraus, von der die Schrift, welche wir hier besprechen wollen, das fünfte Heft bildet.

Der Verf. theilt seine Schrift, d. h. seinen Vortrag, in zwei Theile, indem er zunächst auf das Wesen der Zeitmessung eingeht und dann zeigt, »wie sich im Verlaufe der menschlichen Entwicklung das Verhältniss der Astronomie zu der Zeitmessung gestaltet hat«.

»Die Zeit, sagt Kant, ist nichts Anderes, als die Form des inneren Sinnes, d. i. des Anschauens unserer selbst und unseres inneren Zustandes.« Dagegen nun, anschliessend an die Bedenken, welche schon Lambert gegen Kant geltend gemacht, weist der Verf. darauf hin, dass es wesentlich zwei verschiedene Arten der

Zeitfolge des Geschehens in der Seele selbst gibt. Die eine — von der Aussenwelt herrührende Erscheinungen betreffend — lässt einfache Gesetze der Zeitfolge des Geschehens, Bewegens und Werdens erkennen; die andere — Erscheinungen, die aus den innersten Tiefen der Seele, in denen sie gesammelt wurden, aufsteigen — lässt ein einfaches Gesetz durchaus nicht wahrnehmen. Die Reihenfolge bei diesen Erscheinungen ist eine durchaus geheimnissvolle, so dass wir das Gesetz selbst als »menschliche Freiheit« bezeichnen.

Daraus folgt dann, dass wir nur diejenige Folgeordnung, in welcher wir einfache Gesetze zu finden und Zählung anwenden konnten, Zeit nennen, die also nur die Folge der unmittelbar durch die Sinne empfangenen Wahrnehmungen ist. Für die Wahrnehmung der Aufeinanderfolge der räumlichen Gebilde, d. i. der werdenden Dimensionen der Welt, sind die Kräfte der Seele thätig, welche das Vergangene bewahren und erst dadurch die Entstehung eines Bildes der Folge ermöglichen.

»Also eben dadurch, dass in der eigentlich innern, gewissermassen reflectirten Erscheinungs-Welt der Seele das Gesetz jener Zeitfolge aufgehoben ist, dass dort die Gebilde nicht so spurlos verwehen, wie die räumlichen, dass dort, was die Aussenwelt einmal hineingestrahlt und geströmt hat, also zeitlos im Verhältniss zur äussern Folge, wenn gleich zeitlich nach seinen eigenen Gesetzen der Folge, wieder an den Tag des Bewusstseins treten kann, dadurch und dadurch allein wird ein Zeitmaass für die Welt denkbar, dadurch eine Erkenntniss des Werdens möglich.«

Aber zur Erkenntniss des momentanen Seins bedürfen wir der Feststellung der Zeitfolge. Wie aber messen wir die Zeit? Wir haben nur die Kenntniss der Zeitfolge, die messende Erkenntniss derselben ist uns nicht unmittelbar möglich, und wir haben sie durch schwierige und grossartige Schlüsse erst zu erreichen. Dazu müssen wir irgend ein Maass zu Grunde legen und irgend ein Zählungssystem darauf gründen. Da gleiche Zeitabschnitte eine Forderung des Gedankens, nicht aber durch Wahrnehmung gegeben sind, so müssen wir ideale Zeitabschnitte als Maass aufstellen, welche durch möglichst unveränderliche Bewegungen gegeben sind. Solche liefert uns allein in genügender Annäherung die astronomische Messung der Himmelserscheinungen.

Gehen wir nun zur geschichtlichen Entwicklung über, so haben wir zunächst zu konstatiren, dass die Wahl der Zeiteinheit nicht wirklich, sondern durch die Dauer des Tages unmittelbar gegeben war. Diese Licht- und Wärmeperiode wirkt so allgewaltig auf unser äusseres und inneres Leben ein, dass „der Rhythmus des Tages ein ohne Weiteres gegebenes Zeitmaass aller Sphären unseres Lebens wird."

Dabei handelte es sich um Zählung von ganzen Tageseinheiten, und um die Herstellung gleicher Tagestheile. Die erste ist Auf-

gabe der Chronologie — ihr Instrument der Kalender; die zweite ist Aufgabe der Horologie — ihr Instrument die Uhr.

Bei der Aufzählung der Tage mussten natürlich höhere Einheiten gebildet werden, die aber auch von der Natur in den Mondswechseln und in der Dauer des Jahres gegeben sind.

Die Bedürfnisse des Verkehrs verlangen eine immer genauere Feststellung dieser Maasse, die ohnehin die grosse Unbequemlichkeit haben, dass jeweils die grössern Einheiten nicht reine Vielfache der kleinern sind.

Der Verf. zeigt nun, in welcher Weise man nach und nach durch Beobachtungen zu der Herstellung genauerer Verhältnisse gelangte; sodann in welcher Weise man die Eintheilung des Tages, bezüglich die Stundenmessung vervollkommnete, von der Stundenabschreitung in Griechenland, den Wasser- und Sanduhren des Alterthums und des Mittelalters bis zu den vervollkommneten Pendeluhren unserer Tage, bei denen man fast vergessen hat, dass die Regelung durch astronomische Zeitmessungen nothwendig wird.

„Die Maass-Einheit und die letzte Controle auch für das genaueste Pendel und den genauesten Chronometer bildet immer nur die Umdrehungszeit der Erde, denn keine Bewegung auf der Erde ist so gleichförmig wie die Bewegung der Erde selbst.“

Welche Schwierigkeiten die genaue Feststellung dieser Umdrehungszeit mittelst der Beobachtungs-Instrumente habe, erläutert der Verf. eingehend und zeigt dann, dass das vervollkommnete Pendel nicht bloss als Mittel für die Zeiteintheilung, sondern zu Untersuchungen über die Gestalt der Erde wichtig sei.

Bei der klaren Darstellung des Gegenstandes und der blühenden Ausdrucksform wird sicher jeder Leser die kleine Schrift mit Nutzen und Vergnügen lesen.

Dr. J. Dienger.

Nr. 6. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Jahrbücher des deutschen Reichs. Kaiser Heinrich VI. von Theod. Toeche. Leipzig 1867.

(Fortsetzung des Aufsatzes Nr. 4 im vorigen Hefte.)

Im Einzelnen spielen hier diplomatische Künste, wechselnde äussere Einflüsse, politische Verhältnisse manigfacher Art: aber der Gesammtcharakter dieses Ereignisses ist dadurch bestimmt, dass die beiden grossen Parteien, welche sich die Weltherrschaft streitig machten, unverhüllt und mit leidenschaftlicher Gewalt in dem Einzelkampf zweier Männer an einander gerathen; das ist das wahrhaft Dramatische und echt Bedeutsame dieser geschichtlichen Periode. Richard von England ist der Vorkämpfer der Welfen; durch eine wunderbare Fügung wird die Entscheidung über sein Schicksal seinem heftigsten Gegner anheimgegeben, der an Charakter ihm gleichartig, ebenso unbeugsam, noch ehrgeiziger als er selbst ist. Mann gegen Mann gestellt zwingt der ihn zu Verzicht und Unterwerfung. — An dem Einzelkampf dieser beiden gewaltigen Naturen wird nun ein Jeder mitbetheiligt, der damals Rang und Macht besitzt, die Interessen der ersten Fürsten sind dahinein verflochten; die Hoffnungen und Besorgnisse der Völker hangen davon ab. Aber alles was an Einzelnheiten zu berichten ist, muss nur dazu dienen die beiden Hauptgestalten um so schärfer zu zeichnen und den Grundzug geschichtlicher Poesie, der hier waltet, zu Macht und Klarheit zu bringen; ihn ausschliesslich herauszuheben und unvergänglich darzustellen, das wäre eine der schönsten Aufgaben Shakespeare's gewesen. Der Werth dieses Theils des Toeche'schen Buchs beruht also in dem Nachweis der principiellen Gegnerschaft der beiden Monarchen. Der Kaiser sah in Richard die Personifikation aller welfischen Pläne, das Haupthinderniss für seine eigene Idee der Wiedererrichtung des abendländischen Reichs. Richard's glänzende Siege im Osten erfüllten ihn mit Neid und Groll. Unter diesen Voraussetzungen begreift sich leicht, dass Philipp August's Verläumdungen wider den englischen Fürsten ein geneigtes Ohr beim Kaiser fanden; es kam zu einem ausdrücklichen Bündniss, demgemäss Heinrich versprach den englichen König festzunehmen, wenn er sein Reich auf der Rückkehr berühren sollte. Ein kaiserliches Edikt erklärte Richard zum Reichsfeind, befahl Jedermann auf ihn zu fahnden, und bedrohte die, welche seiner schonen würden, gleichfalls mit des Reiches Strafe. Nun lieferte ein unberechenbarer Glücksfall und die Vermessenheit Richard's dem Herzog von Oestreich, demselben den Richard vor Akkon tödtlich beschimpft

hatte diesen Gegner in die Hände. Richard erlitt Schiffbruch in der Nähe von Aquileja; er gelangte, vielfach bedroht und umstellt bis in die Nähe von Wien, und machte in dem Dorfe Erdberg, jetzt einer Vorstadt von Wien, Rast. Erschöpft von den Mühen der Reise überliess er sich für einige Tage der Ruhe. Er sandie einen Knaben, seinen einzigen Begleiter, nach Wien um Speise zu kaufen. Die feine Haltung desselben, die byzantiner Goldstücke die er zeigte, erregten Verdacht. Man ergriff ihn, forschte ihn aus, aber auf seine Antwort, dass er der Diener eines reichen Kaufmanns sei, der in drei Tagen selbst zur Stadt kommen werde, gab man ihn wieder frei. Vergebens drang er nun in den König eiligst aufzubrechen. Bei einem zweiten Gang fielen die feinen Handschuhe des Königs, die der Knabe im Gürtel trug, den Bürgern auf. Er wurde gefoltert und gestand die Wahrheit. Sogleich benachrichtigte man den Herzog. Die Bürger eilten vor Richard's Haus und forderten ihn auf, sich gefangen zu geben. — »Nur dem Herzog«, war die Antwort. Inzwischen kam Leopold an, der König ging seinem Feinde entgegen und übergab ihm sein Schwert. Er wurde fortan in strenger, aber durchaus ehrenvoller Haft gehalten. Selbst der officielle englische Autor Radulfus de Diceto gesteht zu, dass Richard mit grosser Achtung behandelt worden sei. Heinrich VI. war auf dem Weg zum Regensburger Reichstag, als er die Nachricht, »die köstlicher war als Gold und Edelstein«, empfing, von dem kleinen Flecken Rheinhausen aus meldete er sogleich dem König von Frankreich, dass der Reichsfeind und der Unruhestifter für Philipp's eigenes Land gefangen sei. Er verhandelte sofort über eine Auslieferung mit dem Herzog und machte, als derselbe misstrauisch seinen Gefangenen nicht herausgeben wollte, sondern ihn von Regensburg wieder nach Oestreich zurückführte, geltend, es sei ungeziemend, dass ein König in Haft eines Herzogs sei. Am 14. Febr. 1193 kam es zu dem Würzburger Vertrage, wonach Leopold für die Auslieferung die Hälfte des Lösegeldes, 50,000 Mark Silber, erhalten sollte. Der Kaiser verlangte aber noch ausser der Lösesumme von Richard einen vollkommenen Verzicht auf dessen bisherige politische Vergangenheit: Richard sollte ihm zur See und zu Lande Heerdienst leisten um das normannische Reich zu erobern. Von Anfang an sprach der Kaiser offen aus, dass es ihm auf Rache für Richard's Verrath und auf die Lehensunterthänigkeit des Königs ankomme; und gerade dieser letzte Punkt wurde, seit Richard in des Kaisers Gewalt war, von überwiegender Bedeutung, verlängerte seine Haft weit über das festgesetzte Ziel und verschlimmerte seine Lage je länger desto mehr. — In Speier erschien Richard vor Kaiser und Reich; in glänzender und reicher Fürstenversammlung erwartete der Kaiser den Gefangenen, das Volk drängte sich in den Saal, Zeuge der denkwürdigen Skene zu sein. Richard trat vor die Stufen des Thrones, er, der unbändige, in Krieg und ritterlichem Kampf bewährte Held, ein Mann von 36 Jahren, um

vor dem in Jahren kaum gereiften, aber von den ehrgeizigsten Plänen erfüllten Kaiserjüngling Rede zu stehen und Urtheil zu empfangen. Er vertheidigte sich gegen die Anklage des Kaisers (267), er sprach im Bewusstsein seines Rechts und seiner Würde, »königlich mit beredten Worten und mit Löwenmuth:« In Vielem möge er gefehlt haben; seine Leidenschaft habe ihn oft fortgerissen; aber zum Verbrechen dürfe man es ihm nicht anrechnen. Als Gefangener sei er macht- und hülfslos. Unter der Gewalt des Augenblicks beugte er das Knie vor dem Kaiser. In Heinrich's verwandtem Geist hatten die ritterlichen und kühnen Worte des unglücklichen Fürsten angeklungen, und was aufrichtige Achtung und Mitgefühl ihm nicht eingaben, das that er in der klugen Berechnung, vor aller Welt sich im Drang seiner Versöhnlichkeit und seines Edelmuths zu zeigen. Er stieg vom Thron, schloss den König in seine Arme und küsste ihn. Alle Fürsten heisst es, waren zu Thränen gerührt. Vor allem Volk nannte er Richard seinen Freund, beschwichtigte seine Besorgnisse, versprach ihn allerort zu unterstützen, seine Macht zu erweitern und insbesondere zwischen ihm und dem französischen König Eintracht zu stiften. — Das Intrigenspiel, welches die Erfüllung der kaiserlichen Verheissungen hinausschob und die Freilassung Richard's verzögerte, die sich kreuzenden Interessen Frankreichs, der Welfen, des Kaisers und der Kurie, die ebenfalls in den verdriesslichen Handel eingreifen musste, die Art wie der Kaiser trotz aller Verträge im letzten Augenblick den Einflüsterungen Frankreichs Gehör schenkt, und wie alle politische Berechnungen durch ein romantisches Zwischenspiel, durch die Liebe des jungen Welfen Heinrich und der schönen Agnes zu Schanden wurde: das alles ist von Toeche in meisterhafter Weise dargestellt worden. Er bespricht die von den englischen Chronisten nur gelegentlich und ungern erwähnte Lehenshuldigung Richard's; in der That einen tief demüthigenden Akt für den englischen Nationalstolz, den aber die im Mittelalter tief wurzelnde Anschauung von der Herrschaft des weltlichen und geistlichen Schwerts, die Annahme einer weltlichen Allgewalt und Oberherrschaft des Kaisers über alle anderen Fürsten zur Seite der Alleinherrschaft des Pabstes in der Kirche innerlich motivirt hat. Richard selbst mochte dieser Huldigung ebenso wenig Gewicht beilegen wie der Anerkennung der Lehenshoheit des französichen Königs zu der er sich in dem am 8. Juli 1193 unterzeichneten endgiltigen Vertrag bequemen musste, oder der scheinbar so grossmüthigen Belehnung mit dem arelatischen Reich die Heinrich VI. an ihm vollzog. Wohl haftete in seiner Seele vor Allem die Rückerinnerung daran, dass er schliesslich, da seine Lage sich durch die Vermählung des jungen Welfen mit der Tochter des Pfalzgrafen bei Rhein, durch ein alle politischen Pläne Heinrich's momentan kreuzendes Ereigniss verschlimmerte, — nur dem energischen Auftreten der Fürsten, zumal der Erzbischöfe von Mainz und Köln,

nicht dem guten Willen des Kaisers seine Freilassung verdankte. Dies Moment ist es denn auch, welches bei der Beurtheilung jenes Konflikts für die Meisten den Ausschlag zu Gunsten von Richard Löwenherz gibt. Es ist nicht blos Mitleid ohne Sinn und Verstand, wie es die Menge allezeit einem von Mächtigen verfolgten Unglücklichen zuwendet, sondern es ist der Antheil, dem wir einen mit Tücke und Treulosigkeit Ringenden nicht versagen können. Toeche selbst, der sich vor der herkömmlichen Lobrednerlust der Biographen in verständiger Weise auszeichnet, bemerkt, dass die Masslossigkeit, mit welcher Heinrich VI. Rache zu üben und den Glücksfall auszubeuten beflissen war, den englischen König in unserer Empfindung zum Helden des Kampfes erhebt. Dass der Kaiser trotz aller Verträge noch im letzten Augenblick den Anerbietungen Frankreichs unwürdiges Gehör schenkt, das entfärbt und verunstaltet sein Bild, das enthüllt, dass ihm die Ritterlichkeit seines grossen Vaters fehlte und er nicht nur seinen weltumfassenden und politischen Plänen, sondern auch den untergeordneten Anreizungen seiner Begierde keine Schranken zu setzen wusste. Gegenüber dieser Unersättlichkeit des Kaisers, die nichts nach Recht und Ehre fragt, erscheint der unerschütterliche Widerstand des Königs doppelt ritterlich, und seine geduldige Ergebung rührt um so tiefer. Wir gehen noch weiter als der Verf. und behaupten, dass diesem psychologischen Moment gegenüber auch das politische in unserer Empfindung zurücktritt, und dass wir die Gestalt des Kaisers auch hier keineswegs als grossartiger bezeichnen können, wie die seines Gegners. Heinrich mag planmässiger gehandelt und eine bewusstere Consequenz entfaltet haben, wie Richard; aber war denn überhaupt das Terrain ein Gleiches, Licht und Schatten zwischen den Gegnern gleich bemessen? Wenn der Verf. sich über das bewundernswerthe Spiel diplomatischer Freiheit und Klugheit erfreut, das Heinrich frei vor unsern Augen entfalte, während Richard fast machtlos den Zügen des Gegners zu folgen gezwungen sei, so gemahnt uns ein solches Urtheil an das Lob des Jägers der einen von allen Seiten durch seine kläffende Meute umstellten Eber mit grossartiger Ruhe zu überwältigen und zu erlegen weiss. Heinrich gehört zu den Naturen die im Unglück bewundernswerther erscheinen als im Glück. Und so vermag uns die Art, wie er den Glücksfall der Gefangennahme Richards benutzte ebenso wenig für ihn einzunehmen, wie sein Auftreten nach dem unerwarteten Glück, welches ihn mit dem Ableben seines gefährlichsten Gegners Tankred zu Theil ward. Tankred war am 20. Februar 1194 seinem Sohn Roger ins Grab gefolgt; ein Schicksal furchtbarer Art, wie es die antike Tragödie zu entrollen pflegt, brach über sein Geschlecht herein und vernichtete die Arbeit und Mühe seines Lebens. Dass ein schwacher Knabe wie Wilhelm III. die trotzigen Barone nicht im Zaum zu halten vermöge, war unschwer vorauszusehn. Das Reich war als völlig aufgelöst und herrenlos zu betrachten,

einem Acerra, dessen Puppe Wilhelm III. war, wollte bald Niemand sich noch fügen, die Meisten erklärten sich nun für das Erbrecht von Konstanze, es ward versichert sie und ihr Gemahl dürften nur mit kleinem Gefolge kommen, und jenseits wie diesseits des Faro werde die Gesammtbevölkerung sie ohne Weiteres freudig als angestammtes Herrscherpaar begrüssen. Heinrich VI. erhielt die günstigen Nachrichten da er schon in voller Rüstung für einen zweiten italienischen Feldzug begriffen war. Am 12. Mai brach er von seiner pfälzischen Burg Trifels nach Italien auf, ihm zur Seite Konstanze, sein Bruder Philipp, der junge Welfe. Pfingsten feierte er in Mailand, wo er von den Bürgern mit grossem Gepränge eingeholt ward. Er hatte es um die Mailänder wahrlich nicht verdient! Toeche enthüllt uns zum ersten Mal, auf Grund der reichen durch den Archivsekretär Ippolito Cereda vermittelten bisher ungedruckten Kremoneser Archivalien, das tief angelegte raffinirte Doppelspiel der kaiserlichen Politik gegenüber den Lombarden, die Ermuthigung der Feinde Mailands, die doch nicht soweit ging, dass Heinrich darum mit Mailand brach, diesen machiavellistischen Trug, der die heftigsten und verderblichsten Kriege unter den Kommunen anfachte (S. 324. 418 ff.). Ebenso gewandt wusste er die widerstreitenden Interessen der Pisaner und Genuesen an seine Fahnen zu fesseln. Siegreich zog er durch Apulien, zerstörte Salerno zur Strafe für die Auslieferung Konstanzens an Margarito, und landete Ende Oktober in Sicilien selbst. Es war der Moment, den Hugo Falkandus einst als den unglückseligsten für sein Vaterland in besorgtem Gemüth ausgemalt hatte, die Zeit »da vielleicht gar die Fussspuren der Barbaren den Boden der eldesten Stadt entweihten, die über alle Theile des Reichs strahlend emporragte.« Aber anders waren die Gefühle des jungen Kaisers als er das Ziel seiner Sehnsucht vor sich sah, als er, die Berge herabsteigend, die reiche Ebene vor sich erblickte in ihr zerstreut die dunklen Lustwälder und die weitberühmten Schlösser normännischer Könige, am Ufer der malerischen Bucht die »glückliche« Stadt, wie sie selbst sich zu nennen liebte, im Westen den majestätischen Monte Pelegrino, als all' der unvergängliche Zauber der Natur sich vor ihm entfaltete, der seit Menschengedenken des Nordländers Sinn gefesselt hält. Seiner wartete in jener Stadt die sicilische Krone. Was einer Reihe grosser Kaiser, deren Vorbild seine jugendliche Seele durchglüht und geschwellt hatte als letztes Ziel erschienen war, das gewaltige Werk welches sein edler Vater seinen Händen anvertraut hatte, das sah er in diesem Augenblick mit Jugendmuth und Geistesstärke erreicht. Am 20. Nov. 1194 zog das deutsche Heer durch die mit Palmen bestreuten Strassen in die Stadt ein. Die Häuser waren mit Teppichen, Blumen und Laubgewinden geschmückt. Die Luft duftete von Wohlgerüchen. Und als nun der prächtige Zug der Deutschen herankam, der Kaiser inmitten des Heeres, neben seinem Bruder, seinem Oheim Konrad

und umgeben von zahlreichen deutschen und italienischen Bischöfen und Grafen, wem von Allen, die da dem Kaiserjüngling in's ernste stolze Antlitz sahen und neben ihm den blonden blauäugigen Bruder erblickten den »jungen süssen Mann, schön und tadelsohne«, wem stieg wohl da die Ahnung auf, dass in wenig Jahren der Eine ein Raub des Todes sein und nach kurzer Zeit des Kampfes und der Sorge der Andere von ruchloser Hand getroffen, ihm in's Grab nachfolgen werde? — Der Freudenrausch in welchem das leicht bewegliche Volk der Sicilianer schwelgte sollte sich aber bald in Furcht und Schrecken verwandeln. Kurz nach Weihnachten wurden dem Kaiser von einem Mönche Briefe übergeben, welche eine Verschwörung enthüllten. Heinrich berief eine Versammlung der Barone, am 29. Dez. trat er unter sie, und beschuldigte die königliche Familie des Verraths. Wilhelm III., seine Mutter, seine drei Schwestern und eine grosse Zahl der Anhänger Tankred's wurden in Gewahrsam genommen. Es wäre irrig, wollte man mit Muratori hier nur ein Stratagem des Kaisers, eine erdichtete Verschwörung annehmen; noch irriger aber, wenn man, wie die meisten Neuern gethan haben, von den blutigen Weihnachten 1194 und von den unmenschlichen Grausamkeiten Heinrich's spräche. Toeche weist mit siegender Ueberzeugung nach, dass jene furchtbaren Gewaltthaten, wovon selbst unser Schlosser Haarsträubendes zu berichten weiss (Bd. VII. S. 101 ff.) nur in der blühenden Phantasie eines Geschichtsschreibers entstanden sind, den dann die Folgenden mit harmloser Urtheilslosigkeit ausgeschrieben haben. Der bisherige Mythos beruht auf einer Verwechselung der Ereignisse des Jahres 1197 kurz vor Heinrich's Tode mit jenen in Folge der Verschwörung von 1194 getroffenen zwar strengen aber verhältnissmässig milden Maassregeln der Gefangennahme der Familie Tankred's und seiner Anhänger. Heinrich hat 1194 einfach durch Verbannung gestraft, kein einziges Opfer seiner Rache ist gefallen, kein Blut in jenen Tagen geflossen. — Heinrich wusste aber auch durch den Schein nationalen Regiments und durch die Concentrirung aller Gewalt in die Hände treuer Anhänger die rasch errungenen Erfolge für die Dauer zu sichern. Und kaum war er in unbestrittenem Besitz von Italien, so zeigte sich, dass er der echte Nachkommen der bisherigen gewaltigen deutschen Cäsaren war. Italien war nur die Grundlage; die Wiederherstellung des römischen Weltreichs dieser gewaltigste Gedanke unserer Kaiser offenbarte sich sofort als die innerste und mächtigste Triebfeder seines jugendkräftigen Geistes. So fest war Heinrich VI. Entschluss das Weltreich neu zu begründen, so ernst war es ihm, den grossen Plan in weitestem Umfang auszuführen, dass die Unterwerfung oder doch die Lehensabhängigkeit von ganz Westeuropa seine Gedanken beschäftigte. Mochte es England, Frankreich, mochte es dem König von Aragon gelten: es gab im Westen kaum ein Reich zu dessen König er nicht ein Machtwort auszusprechen, in dessen

Entwickelung er nicht einzugreifen und von dessen Bedrängnissen er nicht zu Gunsten seiner Pläne Nutzen zu ziehen wagte. Und doch war die Einwirkung Heinrich's nach Westen hin von deren Umfang Stetigkeit und Nachdruck uns die zusammenhanglosen Zeugnisse von Roger Hoveden, Radulfus de Diceto, Benedict. Petroburg. u. A. nur eine schwache Ahnung geben, nicht einmal so wichtig und grossartig als die gleichzeitige Thätigkeit des Kaisers gegen Osten. Der staufische Ehrgeiz hatte schon längst darnach getrachtet eine Verbindung mit dem griechischen Kaiserhaus herzustellen, das doch immerhin als der unmittelbare Träger der altrömischen Tradition dastand. Und dennoch hatte Barbarossa, während er erst für sich, dann für seinen Sohn um eine byzantinische Prinzessin freite mit Stolz gegen die Anmassung des oströmischen Kaisers protestirt der sich als Nachfolger des Imperatoren bezeichnete und den deutschen König als Eindringling missachtete. Dieser Widerspruch zwischen dem Gefühl der Ehrfurcht und dem Bewusstsein der Ueberlegenheit hatte sich in dem Drange das morsche Reich zu unterwerfen geneigt. Dahin hatte Friedrich I. noch kurz vor seinem Tode die Politik seines Sohnes gelenkt als er ihm von Philippopolis aus schrieb: »Wenn es nicht gegen den Frieden und ein Hinderniss der Pilgerfahrt gewesen wäre, würden wir schon das ganze griechische Reich bis zu den Mauern von Konstantinopel unterworfen haben.« Die Pallastrerevolutionen in Byzanz, der Verfall des Reichs von Oben aus, die Günstlingswirthschaft, das Alles bot schlagende Analogieen zu den Zuständen der sinkenden Normannenherrschaft, und in beiden Fällen war es Heinrich VI. Bestreben die Ohnmacht Anderer für den eigenen Ehrgeiz nutzbar zu machen. Er willfahrte freudig dem Hülfsgesuch, das Isaak Angelus in seiner Hülflosigkeit an ihn richtete, er stellte es Jedem frei den Werbungen des oströmischen Kaisers, die durch reichen Sold am meisten lockten, zu folgen; eine grosse Menge deutscher Truppen fuhr nach Griechenland über. Dafür erschienen nun Heinrich's Gesandte in Byzanz und begehrten die Abtretung aller Provinzen von Epidaurus bis Thessalonich, also der ganzen hellenischen Halbinsel, denn das seien die Kriegseroberungen Wilhelm's II. aus dem Jahre 1183, die nur durch Verrath gegen die Sicilianer wieder entrissen seien, die also dem deutschen Kaiser als dem Erben des normännischen Reichs zuständen. Er forderte ferner die Ausrüstung einer griechischen Flotte zur Unterstützung seiner Kreuzfahrer und einen hohen Tribut. Nur die Bewilligung dieser Gebote würde dem Reich den Frieden sichern, ihre Abweisung den Krieg nach sich ziehen. Der Sturz und die Blendung des Isaak durch Alexius war eine günstige Botschaft für den deutscher Kaiser. Er erklärte nun für das Recht des unterdrückten Isaak, desselben den er soeben mit Unterwerfung bedroht hatte, einstehen, und die Rechte seines Bruders Philipp' und Irene's wahren zu müssen. Wurde doch von deutscher Seite behauptet, dass der unglück-

liche Isaak seine Rechte feierlich auf Irene übertragen habe. Die Belehnung des Königs Leo von Armenien, die Unterwerfung der afrikanischen Nordküste und die Huldigung der Mauren konnten als neue Beweise der gewaltigen Machtstellung gelten, die Heinrich VI. einnahm. Er nahm die orientalischen Pläne Roger's II. wieder auf. Und während er vor wenigen Jahren ohnmächtig den Erfolgen Richard's Löwenherz in Osten hatte zuschauen müssen, griff er jetzt selbst mit fester Hand in die orientalischen Wirren ein, und begann mit nachhaltiger Kraft auszuführen, woran sich sein Gegner mit launenhaftem Ungestüm, fester Ziele vielleicht kaum bewusst, gewagt hatte. Freilich stand Ein's noch aus; eine Schwierigkeit musste erst am Mittelpunkt der eigenen Macht gehoben werden, ehe die weitsichtigen Unternehmungen in der Ferne angegriffen wurden; Heinrich musste sich mit der Kurie auseinandersetzen, die ihn bisher im Flug seiner Bewegungen gehemmt und seinen gehobenen Arm gelähmt hatte. Er hatte durch sein Auftreten gegen Richard Löwenherz den äussersten Zorn der Kirche herausgefordert. Er war dadurch, was der Verf. zwar leugnen will, sogar der Exkommunikation verfallen. Denn wie wir an anderer Stelle nachgewiesen haben (De Monitione canonica 1860) scheidet die Kirche Excommunicationes ferendae sententiae bei denen das apostolische Gebot der Monitio und die Citatio erfordert wird, und Excommunicationes latae sententiae, welche im Widerspruch mit dem ursprünglichen Charakter der Censur als Besserungsstrafe stehen, und sich den Poenae vindicativae dermaassen nähern, dass sie in allen wesentlichen juristischen Voraussetzungen mit denselben übereinstimmen und nur des Namens entbehren, während die Sache dieselbe ist. Nun erklärt sich, dass die Fälle der censurae latae sententiae anfangs beschränkt allmälig immer zahlreicher wurden, da durch ein solches Institut den politischen Zwecken der Kurie gedient ward (a. a. O. p. 6 ff.). Einer Excommunicatio latae sententiae unterlag unter Anderem, wer einen Clericus thätlich beleidigte, wer einen Pilgrim in's heilige Land angriff und schädigte. Letzteres war der Fall, in dem sich Leopold von Oestreich und Heinrich VI. befanden, und dahin müssen wir denn auch die Ausführungen von Toeche (De Henrico VI. 51) und O. Abel, König Philipp p. 315 modifiziren. Unter solchen Voraussetzungen begreift man übrigens leicht, wie viel dem Kaiser an einer Aussöhnung mit dem Pabste gelegen sein musste. Seine ersten versöhnlichen Schritte erfolgten gleich nach der Unterwerfung des Normannenreichs im Dez. 1197. Er wusste, welchen Köder man auswerfen müsse, um den Pabst zu gewinnen; am 31. Mai 1195 liess er sich zu Bari ganz in der Stille das Kreuz anheften. Dieser Schritt, der offenbar die Reue über das Geschehene offenbaren sollte, stimmte denn auch den schwachen, nachgiebigen Kölestin III. zu Gunsten des Kaisers um; er vernahm, wie wir aus dem von Toeche mitgetheilten Schreiben ersehen, mit Freuden die Besserung

des vornehmsten Sohnes der Kirche, und wünschte wieder die Fülle des himmlischen Segens auf ihn herab (S. 316 ff.). Der Pabst war aber in einem grossen Irrthum befangen: er wähnte den Kaiser erfüllt von heiligem Glaubenseifer, während dieser in dem Kreuzzug nur ein Mittel zu politischen Zwecken sah. Kaum je ist ein Kreuzzug so wenig dem inneren Drang entsprungen, wie der Heinrich's. Sein Ziel war einfach: Palästina sollte dem deutschen Reich unterthan werden; dort sollte die deutsche Herrschaft festen Fuss fassen und die umliegenden oströmischen Lehnsreiche allmälig zum Anschluss nöthigen; so von Osten und Westen zugleich, sollte der Angriff auf Byzanz beginnen. Dieser Kreuzzug war nichts als der vortrefflich erwählte Weg, das Weltreich zu verwirklichen. Da die Westmächte durch gegenseitige Eifersucht zurückgehalten wurden, so musste Heinrich der unumschränkte Leiter des Kreuzzuges sein; und wie sehr dies seinen Absichten entsprach, bekundete er schon dadurch, dass er andere Fürsten zur Beihülfe nicht aufforderte, und noch deutlicher durch die eigenthümliche Organisation die er dem Zuge gab. Die Ritter die im Solde des Kaisers standen bildeten den Kern des Heeres, über die ganze Streitmacht geboten vom Kaiser ernannte Feldherrn. Diese feste organische Gliederung des Heeres gab einerseits Sicherheit gegen die Wiederkehr der zuchtlosen Skenen, welche frühere Kreuzzüge geschändet hatten, andrerseits verbürgte sie eine feste Abhängigkeit vom Willen des kaiserlichen Lehns- und Soldherrn. Derselbe koncentrirte Willen, dieselbe einheitliche Initiative, die wir als Merkmal von Heinrich's Charakter bezeichneten, treten uns auch in seinem Versuch zu einer fundamentalen Umgestaltung der Reichsverfassung entgegen. Meisterhaft hatte er den Moment gewählt um die Fürsten und die deutsche Nation für die Realisirung seines Reformplans zu gewinnen. Noch rühmte man die Erfolge der deutschen Tapferkeit in fernen Landen, die Unterwerfung Siciliens als das eigenste Werk des Kaisers, noch sprach man mit Staunen von der unermesslichen Siegesbeute, die man durch Deutschland in die kaiserlichen Schlösser hatte tragen sehn; jeder Krieger, der auf's reichlichste beschenkt, in seine Heimath zurückkehrte, war ein Lobredner für die Huld und Stärke des Kaisers. In so freudig erregter Stimmung konnte man sich am Ehesten entschliessen den kaiserlichen Plan gutzuheissen: der die Erblichkeit der Krone im staufischen Hause und die Vereinigung von Heinrich's normannischem Erbe mit dem deutschen Reich verlangte. Die Fürsten waren durch das gute Einverständniss das zwischen Kaiser und Pabst herrschte, wesentlich beeinflusst. Ob sie einer Veränderung zustimmten, welche ihre Sonderpolitik für immer zu vernichten drohte, hing freilich hauptsächlich von den Zugeständnissen ab, welche der Kaiser gewährte. Er bot den weltlichen Fürsten die Erblichkeit der Reichslehen nicht nur in männlicher, sondern auch in weiblicher Linie, mit Ausschluss der Söhne von Nichtfreien, und wenn leibliche Descen-

denten fehlten, den Uebergang des Besitzes auf Seitenverwandte, den Geistlichen die Aufhebung des Spolienrechts. Er bot ihnen also dasselbe was er für sich selbst verlangte; im Reich wie in den Lehen sollte unbeschränkte Erblichkeit herrschen. Kaiser Heinrich VI. hatte bisher das Recht seiner unmittelbaren Oberhoheit über die Lehensfolge mit äusserster Strenge gewahrt, jede Nachfolge ausser der des Sohnes als widerrechtlich und von seiner Huld abhängig gehalten, also die jedesmalige Erneuerung der Belehnung bei der Nachfolge männlicher Leibeserben oder wo dieselbe fehlte die freie Verfügung und Ausleihung des Lehens als ein wesentliches Recht des Herrn stets zu behaupten gestrebt. Von einer solchen Eventualität, wie sie sich nach dem Tode Ludwigs von Thüringen, Albert's von Meissen geboten hatte, sollten die Fürsten vermöge des Reformplanes geschützt sein. Und es musste ihnen dies um so wichtiger sein als Lehen und Allod mit der Zeit innig verschmolzen und so vermischt waren, dass sie Gefahr liefen mit dem Lehen auch ihr Allod zu verlieren. Durch die freie Erbfolge schien es also, als ob der fürstlichen Unabhängigkeit der grösste Vorschub geleistet würde. Dennoch war den Fürsten in dem Handel der ihnen zugemuthet ward, die pars leonina hinweggenommen. Sie verloren das bedeutungsvollste Recht der Königswahl, sie verloren zugleich selbst die Möglichkeit der Erhöhung, die Aussicht auf den Kaiserthron. Und wie edel und mächtig die Staufer waren, so hatte doch kein einziges der vornehmen Geschlechter die Hoffnung aufgegeben, ihnen in der Würde, die sie jetzt besassen, selbst dermaleinst zu folgen. Aber auch die kleinen Fürsten und Herren waren durch die Erblichkeit des Reichs bedroht. Niemand war sicher dass er seine Stellung gegen die Uebermacht eines erblichen Königthums würde schützen und behaupten, geschweige denn vergrössern können. Frankreich bot das beredte Beispiel, dass die volle Erblichkeit der Reichslehen nicht im Stande war, den Vasallen eine Unabhängigkeit von der Krone zu bewahren. Diesen selbstsüchtigen Motiven lieh man dann leicht den Mantel allgemeiner Interessen, man bemängelte die Nachtheile der Erblichkeit überhaupt, gegenüber dem Wahlsystem, man wies darauf hin, in welche Gefahren ein junger schwacher Nachfolger das Reich verwickeln könne. Das Zugeständniss weiblicher Erbfolge kam für die Fürsten neben diesen grossen Nachtheilen nur vorübergehend in Betracht. Ihr Eintritt liess meist den Uebergang an ein anderes angeheirathetes Geschlecht voraussehen. Und selbst die Gesammtheit der gebotenen Concessionen hob doch die königliche Gewalt über die Lehen nicht völlig auf. Nicht nur, wenn das Geschlecht des Belehnten ausstarb, sondern auch, wenn der Belehnte durch Treubruch desselben verlustig ging, stand das Lehen ebenso wie bisher der königlichen Verfügung offen. Und es war vorauszusehn, dass der König um so strenger die Gerechtsame handhaben würde, je mehr sich seine Gewalt auf diese Rechte beschränkte. Das

Lehnssystem war die für das königliche Interesse nutzbarste Form des Staatsorganismus. Aller Gehorsam, alle Abhängigkeit wurzelte in dem persönlichen Treuverhältniss, in der Lehenstreue. Eine Lockerung des Lehnsbandes, eine Verflüchtigung dieser rechtskräftigen Normen brachte das ganze Staatsgebäude in's Wanken, und vereitelte alle weitere Machtentwicklung der Krone. Dazu kam, dass den Fürsten durch den Kaiser hier nur verhiessen ward, was ihnen der sichere Instinkt der Zukunft bereits als ihr Eigen bezeichnete, dass Territorialherrschaft und Erbfolge bereits überall in Bildung begriffen waren. Der Kaiser handelte hier wie gegen Richard Löwenherz bei der Belehnung mit dem arelatischen Reich, er war erbötig das zu verschenken, was er bereits nicht mehr besass. Hatten doch die staufischen Kaiser selbst die Vererbung der fürstlichen Lehen befördert. Im 13. Jahrhundert sollten die Fürsten alle in vollem und grosstentheils verbrieften Besitz aller der Gerechtsame sich befinden, die damals noch streitig waren. Und so schien es ein Gebot der Klugheit, ein Recht, welches Heinrich VI. nur deshalb preisgab, weil er es kaum noch behaupten konnte, nicht noch um theure Zugeständnisse zu erkaufen, welche die ganze fürstliche Stellung zu verkümmern drohten. Dass die geistlichen Fürsten vollends auf den Verzicht des Spolienrechts kein sonderliches Gewicht legen durften, lag auf der Hand. Hatte doch der Klerus dies Recht niemals anerkannt, vielmehr gegen jeden Versuch der Ausübung stets auf das Energischste protestirt! Die Gefahr die den Fürsten drohte musste schliesslich durch die Vereinigung des normannischen Reichs mit Deutschland, durch die Concentrirung der gewaltigsten Hülfsmittel in einer Hand, selbst dem blödesten Auge einleuchten.

Je schwerer alle diese Gründe wogen, je überraschender musste es allenthalben wirken, dass die im April 1196 auf dem Reichstag zu Würzburg versammelten Fürsten den kaiserlichen Reformplan annahmen. Zögernd mit unverhohlener Unlust gaben sie ihre Zustimmung. Mit der von der Mehrheit der Fürsten unterzeichneten Urkunde zog der Kaiser nach Italien um dem Pabst seinen Sohn als den auf Grund des Erbrechts von den Fürsten anerkannten König vorzustellen, durch dessen Krönung die päbstliche Sanktion des Gesetzes zu gewinnen und damit dem Widerstand Adolf's von Köln und seiner Partei jeden Boden zu entziehn. Aber das Verhältniss zum römischen Stuhl hatte sich bereits wieder getrübt. Der schwache Kölestin hatte eingesehn, dass der Kreuzzug nur der Köder gewesen war, womit man ihn fing, und dazu bewog den Verlust seines Lehnreichs, des Fundaments für seine Selbstständigkeit geduldig zu ertragen. Die weltlichen Absichten, welche Heinrich VI. im Orient verfolgte, waren ihm auf die Dauer nicht verborgen geblieben. Und so gross war seine Furcht Heinrich's Macht auf eine unbezwingliche Höhe wachsen zu sehn, dass sie in seine Politik einen Zwiespalt trug mit welchem er seinen eigenen Wün-

schen entgegenwirkte: wenn er den Kreuzzug begünstigte, so unterstützte er zugleich die oströmischen Pläne des Kaisers, und wenn er diese zu hemmen suchte, entkräftete er zugleich seine eigene Thätigkeit für die heilige Sache. Diese kümmerliche Politik führte wie unter Manuel zu dem unnatürlichen Bündniss zwischen dem griechischen Kaiser und dem römischen Pabst. Alexius trat mit der Kurie in Verhandlung. Der Pabst liess sich durch die klugen, ausweichenden Antworten des Kaisers nicht mehr in die Irre führen. Eben stieg Heinrich die Alpen herab, als er ein ernstes Schreiben Kölestin's empfing, worin dieser ihm sein bisheriges Sündenregister vorhielt; und sich über die Gewaltthaten seines Bruders Philipp bitter beschwerte. Aber Heinrich's Antwort athmete die volle Entschlossenheit des seines grossen Strebens festbewussten Mannes. Er liess es an den freundlichsten Betheuerungen seiner frommen Absichten nicht fehlen, doch in der Sache selbst blieb er unnachgiebig. Und während Kölestin noch immer auf eine friedliche Verständigang hoffte, erklärte Heinrich, er wolle nicht über den Frieden verhandeln, und verlangte obenan die päbstliche Sanktion seines Reformplanes, die Taufe und die Kaiserkrönung seines Sohnes. Auf so hoch gespannte Forderungen konnte die Kurie nicht eingehn, auch das Anerbieten des Kaisers, öffentlich das Kreuz nehmen zu wollen, genügte ihr nicht, da es an unerschwingliche Forderungen geknüpft war. Kölestin bat sich Bedenkzeit bis zum Epiphanienfest des nächsten Jahres aus, die Sache zog sich in die Länge, und der Kaiser, der Alles im Sturm hatte erobern wollen, erfuhr wieder einmal, dass man den Bogen nicht allzu straff spannen dürfe, wenn er nicht reissen soll. Auch die Fürsten zeigten sich jetzt unnachgiebiger, da die Eintracht zwischen dem weltlichen und geistlichen Regiment gestört ward. Als Heinrich seine Anträge erneuerte, lehnten die Fürsten ab, der Landgraf von Thüringen auf den der Kaiser fest gehofft an ihrer Spitze. Da verliess Heinrich mit der Schnelligkeit die seinen Entschlüssen eigen war, aber auch mit der klugen Mässigung, in der sein Vater ihm ein Vorbild gegeben hatte, den bisher mit unbeugsamer Beharrlichkeit verfolgten Weg. Es war gefährlich, wo nicht unmöglich, jetzt des Widerstandes Herr zu werden. Kein Zweifel, dass er bei besserer Gelegenheit den Plan wieder aufzunehmen gedachte. Und durch diese Nachgiebigkeit erreichte er einen überraschenden Erfolg. Dem gemässigten Verlangen Heinrich's, seinen jungen Sohn zum König zu wählen, stimmten die Fürsten nunmehr zu (1197). Und bald genug bewiesen die Ereignisse, vor Allem die steigende Gährung in Italien, wie klug der Kaiser gethan, auf das Fernliegende zu verzichten und sich mit einem reellen, wenn auch scheinlosen Erfolg zu begnügen. Eine nationale Strömung ging durch ganz Italien. Auf's äusserste bedrängt nahm der Pabst endlich zu dem Mittel seine Zuflucht, von welchem ihn seit Eroberung des Normannenreichs die listigen Vorspiegelungen Heinrich's VI. über

eine gemeinsame Ketzerverfolgung, und der Schrecken vor der die Thore Rom's umlagernden staufischen Macht zurückgehalten hatten: er trat in einen Bund mit den Normannen und Lombarden. Der Beitritt der Kaiserin Konstanze charakterisirte diesen Bund. Der tiefe Unwille über die beleidigte Nationalität trieb sie von der Seite ihres Gemahls in das Lager seiner Feinde. Schon war ein Gegenkönig in Sicilien gewählt. Es hiess: Konstanze und er hätten Geschenke getauscht; er hätte sich gerühmt sie zu heirathen. Der Plan der Sicilianer war dem ähnlich, der ihnen 85 Jahre später gegen die Angiovinen gelang. Den Deutschen sollten blutige Vespern bereitet, der Kaiser sollte ermordet werden. Aber der Plan ward verrathen; mit Hülfe seiner tapferen Feldherrn Markward von Annweiler und Heinrich von Kalden schmetterte Heinrich den Aufstand zu Boden. Furchtbare Strafen wurden über die Aufständischen verhängt, Schwert und Strick waren noch milde Vollstrecker des Urtheils. Einige wurden in's Meer versenkt, andere mit Pech übergossen verbrannt, andere gepfählt. Das sind die Grausamkeiten die, wie Toeche scharfsichtig nachgewiesen hat, von der Unkunde und Confusion der meisten bisherigen Erzähler in's Jahr 1194 verlegt werden. (Damberger in seiner übrigens werthlosen Geschichte des Mittelalters hat bereits die richtige Ansicht IX. Band S. 287.) Eine andere Frage ist, ob ein solches Strafgericht darum politisch nothwendig war. Aber es ist gewiss, dass der sentimentale Massstab der Beurtheilung aus dem XIX. Jahrhundert hier nicht am Ort ist. Die Zeitgenossen fanden Heinrich's Strenge ganz in der Ordnung. Die kaiserlich gesinnten Schriftsteller, ein Ansbert, Otto von Sanct Blasien, beschrieben die Martern mit einer Ausführlichkeit, die beweist, dass sie dabei keinen Makel auf den Kaiser zu werfen gedachten. Die Grundsätze die Gotfried von Viterbo seinem kaiserlichen Zögling eingeimpft hatte, fanden jetzt nur ihre konsequente Anwendung: »Die Strafe des Königs verhütet den Frevel. Sobald die Vernunft auf's Klarste Strafe fordert ist es Pflicht o König sie zu vollstrecken. Zu späte Strafe begünstigt die Verbrechen und bewirkt Unheil.« So war eine gewaltsame Zeit gewöhnt durch gewaltsame Mittel regiert zu werden. »Der Mensch ist wie die Zeit, zartfühlend sein geziemt dem Schwerte nicht.« Im Begriff seine hochfliegenden universalstaatlichen Pläne auszuführen musste Heinrich sich den Besitz des Normannenreichs um jeden Preis sichern, die Hinrichtung, die strenge Bestrafung der Empörer war deshalb unerlässlich. Es war ihm gelungen Ostrom tributpflichtig zu machen. Kaiser Alexius musste jene drückende und schimpfliche deutsche Steuer ausschreiben, um die 5000 Pfund Gold jährlichen Zins aufzubringen, die Heinrich's Gesandte von ihm verlangten. Ein stattliches Kreuzesheer war in Apulien versammelt, Heer und Flotte landeten im September 1197 zu Akkon. So stand Kaiser Heinrich auf dem Gipfel der Macht, und gewaltig war auch der Eindruck den die kaiserliche Allgewalt auf die Zeitgenossen

machte, wie wir aus den begeisterten Worten des Abts Joachim von Kalabrien ersehn (467). Noch war es ihm beschieden die Vermählung seines Bruders Philipp mit Irene, jener Rose ohne Dorn, jener Taube ohne Galle wie sie Walter von der Vogelweide nannte, zu erleben; ein Ereigniss, an dem seine orientalischen Pläne bedeutsamen Antheil hatten. Er war von schwächlicher Gesundheit, bald nach Unterdrückung des letzten Aufstands hatte ihn eine heftige Krankheit ergriffen. Zur Zeit als die Kreuzfahrer anlangten, befand er sich in der Genesung. Im August als er im sumpfigen Thal des Nisi, zwei Tagereisen von Messina der Jagd oblag, die er leidenschaftlich liebte, in Wäldern, in denen Tags die glühendste Hitze und Nachts eine feuchte Kälte herrschte, überfiel ihn in einer Nacht, um den 6. August, von neuem das Fieber. Er liess sich in die Stadt bringen. Die Krankheit liess nach und kurz vor Michaelis fühlte er sich so wohl, dass er nach Palermo aufbrechen wollte. Schon war sein ganzes Gefolge und der Hausrath dorthin übergesetzt, als ein Rückfall eintrat. Bald war alle Hoffnung geschwunden. Am 28. September 1197, nach abgelegter Beichte, starb der Kaiser. Jammernd geleitete das Heer seinen Leichnam nach Palermo, wo er feierlich im Dom beigesetzt ward. Als 600 Jahre später das Grab zum zweiten Mal geöffnet ward, bot der Leichnam einen grausigen Anblick. Der Körper bis auf das Nasenbein war völlig erhalten; noch waren Haare auf dem Kopf, aber die Kleidung fast gänzlich zerfallen; nur die eine knöcherne auf die Brust gelegte Hand steckte noch in dem ganz erhaltenen Handschuh, der andere Unterarm war losgefallen und lag ihm zu Häupten. — So erlosch in voller Kraft des Aufschwungs, dem Höhepunkt nahe das glänzende Gestirn Heinrich's VI. Es war eine furchtbare Mahnung des Schicksals an die Unbeständigkeit und Ohnmacht alles Menschlichen, dass dieser eiserne Mann so jäh und rasch dahingerafft wurde; und wohl ist vom patriotischen Standpunkt aus die Klage über ein Ereigniss gerechtfertigt, das eine Fülle grossartiger Keime erstickte und eine glückliche Entwicklung abschnitt. Die Geschichte unseres Volkes weist keinen so erschütternden Wechselfall auf wie diesen, keinen Unglückstag der so plötzlich eine grosse zukunftssichere Zeit entrissen wie den Tod Heinrich's VI. Die Trauer in Deutschland war denn auch allgemein; man begriff welch' schweren Verlust die Macht des Reiches erlitten hatte. Ehe noch des Kaisers Tod bekannt wurde, so ging die Sage, war einigen Leuten an der Mosel eine menschliche Gestalt von Riesengrösse auf schwarzem Rosse erschienen und als die Wanderer erschreckt zurückwichen, ihnen kühn entgegengekommen. Sie sollten ohne Furcht sein, hatte der Reiter zu ihnen gesprochen; er sei Dietrich von Bern; viel Unglück und Elend verkünde er dem römischen Reich. — Vieles hatte er ihnen noch mitgetheilt, dann wer er über den Fluss geritten und ihren Augen verschwunden. Die Sage, dass der alte Volksheld selbst den Tod des jugend-

lichen Kaisers klagend verkündete, gibt das schönste Zeugniss dafür, wie hoch das deutsche Volk den früh Geschiedenen achtete und welches Unheil es bei seinem Tode voraussah. Jetzt geschah Schlimmeres als man irgend befürchtet hatte. Italien ward der deutschen Herrschaft schnell wieder entrissen. England und Frankreich, weit entfernt davon unterworfen zu werden, gewannen Macht und Einfluss in den unseligen deutschen inneren Händeln die nun folgten. Die Kurie schwang sich durch Innocenz III. wieder zur Herrschaft über den Erdkreis empor; und gewiss wäre gerade einem solchen gewaltigen geistlichen Herrscher gegenüber ein Heinrich VI. am Platz gewesen. Dem kalten Verstand und der vorsichtigen Beharrlichkeit von Innocenz gegenüber hätte sich das ungestüme Wesen Heinrich's VI. erst zu metallener Klarheit geläutert. Das schwerste Verhängniss, welches der jähe Tod des Kaisers brachte, war eben, dass die grossartigen Pläne, welche der Krone und dem Reiche die höchste Machtentfaltung verhiessen, nunmehr zu deren Verderben umschlugen. Vor allem was Heinrich als die Ziele seiner Politik enthüllt hatte und vor jeder Wiederkehr seiner unbeschränkten Macht im Reich und in Italien eilten die Feinde der kaiserlichen Gewalt sich auf ewige Zeiten zu schützen. Nun wurde, um dem Grundsatz der Erblichkeit ausdrücklich zu widersprechen, der Welfe Otto gewählt und nur durch Verzicht auf königliche Rechte emporgehoben. Im Lauf weniger Jahre war das Reich, wie es Heinrich besessen verschwunden, und ein unvergleichlich erniedrigtes an seine Stelle getreten. Man wird angesichts solcher Thatsachen irre an der rechten Beurtheilung Heinrich's. Soll man die Kraft bewundern, mit welcher er festzuhalten wusste, was ohne ihn sogleich verloren war, oder soll man glauben, dass sein stürmisches und herrisches Wesen den ohnehin brüchigen Boden nur noch mehr erschüttert hat, oder gar vermeinen, dass sein ganzes Streben irrig und verderblich gewesen ist? Wir sind dem Verf. dankbar, dass er hiermit eine gerade in den letzten Jahren lebhaft ventilirte Frage angeregt hat. Sein Gegenstand musste ihn freilich von selbst darauf führen, denn mehr als bei irgend einem andern Kaiser kann man bei dem thatkräftigen, gewaltigen Heinrich den Werth oder Unwerth der Sybel'schen Ansicht ermessen, die dahin geht, dass die deutschen Kaiser einem unerreichbaren Ideale nachgestrebt, deutsche Kräfte nutzlos vergeudet, ja geradezu die Zerrüttung des deutschen Staates verursacht haben ohne für den ungeheueren Schaden den sie der Nation zufügen irgend einen Ersatz zu gewähren. Geht doch Sybel so weit, dass er von »sittlichen Missgriffen« spricht, und Karl den Grossen, die Ottonen, Salier und Staufer für ihren folgenschweren Fehler, für ihr Streben nach Erneuerung der römischen Kaiseridee verantwortlich macht. Allein gegen eine solche Beurtheilung des Mittelalters vom Standpunkt des XIX. Jahrhunderts, gegen die Art wie man den nationalen Gedanken der Neuzeit zum Massstab bei der Beurtheilung mittelalterlicher Per-

sönlichkeiten und Bestrebungen macht, kann nicht energisch genug protestirt werden. Es kann, wie Kugler jüngsthin in seiner trefflichen Abhandlung »Zur Beurtheilung der deutschen Kaiserzeit« (Stuttgart 1867) nachgewiesen hat, dem sittenrichterlichen Massstab Sybel's gegenüber, der sich darauf beruft, dass die Gewalten und Nationen dieser Erde nicht ohne eigenes Verschulden zu Grunde gehn, nicht ernst genug auf das tragische Element in der Geschichte: darauf hingewiesen werden, dass es im Leben der Einzelnen wie der Nationen Unglück gibt, dass sich der Wille der Vorsehung auch über den Gerechten in Sturm und Ungewitter enthüllt. Vergangenheit und Gegenwart, schreibt Kugler, zeigen uns, dass unvermeidliche Irrthümer und unberechenbare Zufälle einen grossen Theil des menschlichen Schicksals ausmachen, dass Fürsten und Staaten auch unverschuldet zu Grunde gehen können. Die Grundlagen der sittlichen Weltordnung liegen an einer anderen Stelle tiefer, als dort wo Sybel sie gesucht hat. Es ist die Pflicht der Einzelnen und der Nationen den Weg zu gehn, den das Schicksal von ihnen fordert, die Lösung der Aufgaben, die das Leben ihnen stellt, freudigen Muthes zu versuchen, aber auch gefasst und entschlossen Verzicht zu leisten, wenn sich diese Aufgaben als unlösbar erweisen, oder wenn unvorgesehenes Unglück zufällig hereinbricht. Denn nicht darauf kömmt es in erster Linie an, dass das hohe Ziel erreicht, jene Aufgaben wirklich gelöst werden, sondern darauf kommt es an, dass alle Kraft geübt und der Kampf um das Dasein bis zum Ende nach dem innewohnenden Sittengesetz geführt wird. Auch derjenige, der unerreichbaren Zielen vergeblich nachringt, der einem herben Schicksal erliegt, nützt dem Menschengeschlechte, und um so mehr je muthvoller er bis zum Schlusse seiner Laufbahn seinen Platz behauptet, je tragischer mithin sein Schicksal sich gestaltet.« Aus dem bisher Angeführten schliesst man leicht, dass auch Toeche an jener idealen Anschauung der Dinge festhält. Der grossartige Plan Heinrich's, urtheilt er, würde die Reichseinheit gerettet und dem deutschen Geiste und der deutschen Kraft eine ungestörte reiche Entwickelung gesichert haben. So kann man auch hier wohl von Unglück, nicht aber von Verschuldung sprechen. Heinrich's Plan darf nicht vom nationalen Standpunkt der Gegenwart beurtheilt werden.

(Schluss folgt.)

Nr. 7. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Toeche: Kaiser Heinrich VI.

(Schluss.)

Die Staufer jagten nicht utopistischen Fantasieen nach, sie huldigten nicht, mit gewissenloser Hintansetzung ihrer nächsten und wahren Pflichten einem unberechtigten und unverständigen Idealismus, sondern sie waren die Träger grosser Ideen, die mit geschichtlicher Nothwendigkeit ihr Zeitalter beherrschten. Wohl scheint der Verbindung deutschen Volkskönigthums mit römischer Imperatorenwürde Etwas Fremdes, ein unversöhnter Widerspruch zu Grunde zu liegen. Jene antike Herrschergewalt, welche die Züge ihres Ursprungs einer soldatischen Befehlshaberschaft nie verleugnete und die fort und fort als weltlich oberste, persönlich unverantwortliche, gottähnliche Herrscherwürde auftrat, war unvereinbar mit dem ursprünglichen deutschen Königthum, welches von der Volksversammlung abhing, unvereinbar in späteren Zeiten mit der wesentlichen Einrede, welche die Fürsten durch das Wahlrecht übten. Aber darum darf man die Gewalt nicht verkennen, welche die Kaiser antrieb nach der Wiederherstellung der antiken Weltherrschaft zu streben. Es war die Macht der christlichen Lehre, welche die Einheit des Menschengeschlechts im Glauben forderte und als die Vollendung des Irdischen die Herrschaft eines Hirten und eine Herde bezeichnete. Niemand hat im Mittelalter daran gezweifelt, dass ebenso wie eine gemeinsame Kirche auch ein gemeinsamer Staat von Gott geordnet sei. Dieser Grundgedanke, der aus der christlichen Lehre entsprang, formte und steigerte nun die fortdauernde Erinnerung an das römische Weltreich, welches eben dieser Idee eines Gesammtreichs am Nächsten stand. Und so musste die Wiederherstellung des römischen Reichs im christlichen Sinne das Ideal mittelalterlicher Entwickelung werden.

Auch für die Gegenwart wäre es kurzsichtig die Macht solcher historischer Traditionen ableugnen zu wollen. Auch noch jetzt herrscht die Idee der römischen Einheit, nur in anderer Gestalt und auf anderem Gebiete, noch nennt die Kirche Rom ihren Mittelpunkt. Der Glaube Erbe der römischen Traditionen zu sein, wirkt noch jetzt bei dem Volke, welches in nationalem Stolz, in militärischem Ehrgeiz und in straffer Staatseinheit den Alten am Meisten gleicht. Er gibt den Franzosen jenes antike Mienenspiel, welches der Bonapartismus als wesentliches Mittel seiner

imperatorischen Regierung benutzt. Deshalb geziemt es uns nicht mit flachem Stolz die Macht der Vergangenheit leugnen, und ihre grössten Gestalten mit modernem Hochmuth bemängeln zu wollen.

Gegen die erwiesene weltgeschichtliche Nothwendigkeit dieser Ideen tritt jeder andere Massstab der Kritik zurück. Und darum verschlägt es wenig ob man den Segen, den die römische Mission der deutschen Kaiser für die Kultur gebracht, den Schutz, den ihr kräftiger Arm gegen Ungläubige und Barbaren geleistet hat, die Einwirkungen der Verbindung zwischen Italien und Deutschland auf Kunst, Wissenschaft, Handel und Bildung überhaupt, ob man die Förderung des deutschen Geisteslebens die dadurch bedingt war, gering anschlägt, und ob man dagegen die verderblichen politischen Folgen jener Richtung, die Verkümmerung der staatlichen Entwickelung, die Entziehung und den Verbrauch wirksamer deutscher Kräfte zu fernen Unternehmungen, die Erstarkung der fürstlichen Sonderpolitik, welche durch die Römerzüge geboten war, ob man das Alles sehr schwer in's Gewicht fallen lässt: genug, die Kaiser lebten in ihrer Zeit und athmeten den Lebenshauch der mittelalterlichen Staatsidee, dem sie sich, ohne Schwächlinge oder Philister zu werden wie Rudolph von Habsburg, nicht entziehen konnten. — Noch einmal führt uns Toeche in gedrängten raschen Zügen das Bild seines Helden vor; er rühmt seine Bildung, sein ehrenhaftes Privatleben, und seine persönliche Liebenswürdigkeit. Als Staatsmann erscheint Heinrich jedoch ebenso streng, wie er im gewöhnlichen Verkehr leutselig sein konnte, unbedenklich und unerschöpflich in der Wahl seiner Mittel; er übte Gewalt und List, Wohlwollen und Härte, wie es die Lage und das grosse Ziel seines Lebens erheischten. Die Umgebung des Kaisers und sein Hofstaat treten uns in frischen poetischen Farben vor die Augen. »Wäre es uns vergönnt den jungen Kaiser im Verkehr mit seinen Hausgeistlichen mit Dichtern und Gelehrten, im Waffenspiel und auf der Jagd mit seinen ritterlichen Freunden kennen zu lernen, könnten wir es zeichnen, wie ihm die Stunden auf der einsamen Burg Trifels vergingen, von welcher der Blick rings auf die duftigen, dunkel bewaldeten Kuppen der Vogesen schweift, oder wenn er in den einfachen und beschränkten Räumen der Gelnhausener Burg seines Lieblingsaufenthalts verweilte, wie er im fernen Süden von deutschen Rittern und Geistlichen umgeben den tiefsinnigen Gedanken des Abts Joachim zuhörte oder die Verherrlichung seiner italienischen Kriege sich aus den überschwänglichen Distichen des Petrus von Ebulo vortragen liess — das Bild Heinrich VI. würde fester in uns haften und heller uns vor der Seele stehen. Der Wunsch ihn so zu denken ist berechtigt und wenngleich nur die eigene Fantasie jene Skenen malen kann, so trifft sie doch geschichtlich Glaubwürdiges.«

Ungern scheiden wir von dem trefflichen Werk; möge es dem Verfasser vergönnt sein unsere historische Literatur auch fernerhin in gleich geistvoller und gründlicher Weise zu bereichern!

C. Mendelssohn-Bartholdy.

A Treatise on Integral Calculus and Calculus of Variations. By Bartholomew Price, Sedleian Prof. of nat. Phil., Oxford. Second Edition. Oxford, at the Clarendon Press. MDCCCLXV. (XXXVI u. 708 S. in 8. mit zwei Tafeln).

Wie schon die Seitenzahl besagt, haben wir es hier mit einem sehr ausführlichen Lehrbuche der Integralrechnung zu thun, dessen Bestimmung übrigens die eines eigentlichen Lehrbuches sein soll, indem es durch vielfache Uebungsbeispiele die allgemeinen Lehren erläutert. Das Buch, dessen besondern Titel wir in der Ueberschrift angeben, ist der zweite Band eines grössern Werkes über die gesammte höhere Mathematik, von dem der erste Band die Differentialrechnung behandelt, die folgenden Mechanik und mathematische Physik enthalten sollen. Der uns im Augenblicke allein vorliegende zweite Band, der auch als selbstständiges Werk ausgegeben ist, soll Gegenstand unserer Besprechung sein.

Der Verf. huldigt der Theorie des »Unendlichkleinen« (infinitesimals, wie er sie nennt) und ist demgemäss auch seine Ausdrucksweise eingerichtet. Wir haben in diesen Blättern schon oft wiederholt, dass wir für eine völlig klare Darstellung diese Theorie nicht für geeignet halten, ohne dass wir desshalb sagen wollen, es liessen sich die Lehrsätze nicht auch unter Zugrundelegung jener Anschauungen erweisen. Wir stehen also mit dem Verf. nicht auf gleichem Boden, werden aber seinem Werke, das wir von vorn herein im Allgemeinen als ein tüchtiges und lehrreiches bezeichnen, alle Gerechtigkeit widerfahren lassen und nur da, wo nach unserer Ueberzeugung unrichtige oder nicht gehörig erwiesene Sätze ausgesprochen wurden, Widerspruch erheben. Denn das halten wir für die Aufgabe der Kritik, durch Hinweisung auf etwa vorhandene Mängel eine Verbesserung der Methoden hervorzurufen und damit der Wissenschaft selbst einen Dienst zu erweisen. »Les progrès de la science ne sont vraiment fructueux, que quand ils amènent aussi le progrès des traités élémentaires« hat der Verf. als Motto seinem Buche vorgesetzt, und wir halten dieses Wort Dupins auch in umgekehrter Richtung für anwendbar.

Der Verf. glaubt die Integralrechnung mit der Theorie der bestimmten Integrale beginnen zu müssen, folgt also hierin den Anschauungen Moignos. Für ihn ist die Grundaufgabe dieses Zweiges der höhern Mathematik die der Summirung unendlicher Reihen, deren einzelne Glieder unendlich klein und zwei auf ein-

ander folgende um ein Unendlichkleines höherer Ordnung verschieden sind. Wir geben gerne zu, dass dies der historische Weg sei, den die Wissenschaft gegangen; allein im Beginne musste vor Allem auf die Anwendung gesehen werden, da die neue Wissenschaft darin ihre Kraft bewähren musste und für die Entdecker und Verbreiter selbst natürlich in diesen Anwendungen ein unwiderstehlicher Reiz lag. Diese Periode liegt uns aber nun ziemlich fern, und wir müssen in den Lehrbüchern von jenem Ziele zunächst absehen, ohne dass wir dasselbe aus den Augen zu verlieren haben. Darum scheint es dem Ref., dass es naturgemässer sei, die Integralrechnung als die Umkehrung der Differentialrechnung anzusehen, also mit der Theorie der unbestimmten Integrale zu beginnen. Ist doch für die Integration der Differentialgleichungen diese Anschauung sicher besser als die andern, wie sich dies u. A. auch aus dem vorliegenden Buche selbst ergibt.

Davon nun aber abgesehen, betrachtet der Verf. das bestimmte Integral in seiner allgemeinsten Form — bei ungleichen Incrementen —, setzt also dasselbe als Summe: $f(x_0)(x_1-x_0)+f(x_1)(x_2-x_1)+\ldots+f(x_{n-1})(x_n-x_{n-1})$ fest, wobei $x_1-x_0, \ldots, x_n-x_{n-1}$ unendlich klein sind. Er stellt dabei die Bedingung auf, dass $f(x)$ endlich und stetig sein solle innerhalb der Integrationsgränzen. Wir halten das Letztere für überflüssig und eben darum unnöthiger Weise einschränkend. In der Regel freilich sind beide Eigenschaften verknüpft, und für die Auswerthung mittelst unbestimmter Integration ist es nothwendig, dass das eigentliche Integral stetig sei. Es ist aber immerhin besser, nicht mehr einschränkende Bedingungen zu machen, als gerade durchaus nothwendig sind.

Bei dem Beweise des Hauptsatzes, dass das bestimmte Integral $F^1(x_1)(x_1-x_0)+\ldots+F^1(x_{n-1})(x_n-x_{n-1})=F(x_n)-F(x_0)$ setzt der Verf. die Gleichung $F(x+h)-F(x)=hF^1(x+\Theta h)$ voraus, wo Θ zwischen 0 und 1; dann lässt er h unendlich klein werden und vernachlässigt Θh. Warum? Darauf bleibt er die Antwort schuldig und wir können also den Beweis leider nicht als scharf geführt ansehen. Von demselben Geiste ist die geometrische Erläuterung getragen, die beigegeben wird, und es muss nach unserer Meinung bewiesen werden, dass $dx\,dy$ ein Element einer ebenen Fläche sei.

Der bereits besprochene Beweis des Fundamentalsatzes wird vom Verf. in etwas veränderter Gestalt wiederholt, ohne dass aber die wissenschaftliche Schärfe dabei gewonnen hat. Ist auch $F(x)$ so beschaffen, dass $F^1(x)=f(x)$, so ist desshalb doch nicht $F(x_1)-F(x_0)=f(x_0)(x_1-x_0)$, wenn immerhin x_1-x_0 unendlich klein gedacht wird.

Von der Gleichung $\int_{x_0}^{x_n} F^1(x)\,dx=F(x_n)-F(x_0)$ geht der Verf.

zur unbestimmten Integration über, indem er die obere Gränze x_n beliebig löst, sie also kurzweg mit x bezeichnet, und $F(x_0)$ »als konstant« weglässt, mithin — ohne Gränzbezeichnung schreibt: $\int F^1(x)\,dx = F(x)$. Wir gestehen offen, dass sich hierbei nicht Alles für uns als durchsichtig darstellt; es scheinen die Flecken aber so sichtbar zu sein, dass wir nicht besonders darauf hindeuten müssen.

Es ist selbstverständlich, dass die einzelnen Lehrsätze bei unserm Verf. je zunächst für bestimmte Integrale erwiesen und dann auf die unbestimmten übertragen werden. Allerdings kommt er endlich doch dazu, die unbestimmte Integration als Umkehrung der Differenzirung anzusehen. Wenn er aber sagt, dass, weil eine willkürliche Konstante bei der Differenzirung verschwinde, man eine solche bei der Integration zusetzen dürfe (»may be introduced«), so ist damit sicherlich kein klarer Grund gelegt, auf den man mit vollem Vertrauen bauen kann.

Wir übergehen natürlich die einzelnen Sätze, die sich hier, wie in jedem halbwegs ordentlichen Lehrbuche finden, und werden uns nur da aufhalten, wo wir Etwas zu erinnern haben. Dies ist zunächst bei dem (auch sonst häufig vorkommenden) Kunststück der Fall, mittelst dessen aus $\int x^n\,dx$ auch $\int \frac{dx}{x}$ abgeleitet werden soll. Für unbestimmte Integration will es eben nicht gehen und desshalb werden bestimmte Integrale zu Hilfe genommen. Darnach ist $\int_a^x \frac{dx}{x} = \frac{x^{n+1} - a^{n+1}}{n+1}$ für $n = -1$; dies wird aber dann zu $\frac{0}{0}$, folglich u. s. w. Dazu bemerken wir einfach, dass diese ganze Betrachtung entschieden unzulässig ist. Die Division mit $n+1$ ist nicht gestattet, wenn $n+1=0$, und es muss eben das Integral $\int \frac{dx}{x}$ auf andere Weise gesucht werden als $\int x^n\,dx$.

Bei der Zerfällung in Partialbrüche scheint es uns zweckmässiger, statt der imaginären Faktoren des ersten Grades die reellen des zweiten Grades einzuführen; so wie für die binomischen und trigonometrischen Integrale die bekannten Reduktionsformeln sicher aufzuführen sind.

Wenn der Verf. im Verlaufe seiner Darstellung nun zur Auswerthung bestimmter Integrale übergeht, so müssen wir ihm mehrfach ein Halt zurufen. Integrale mit unendlichen Gränzen dürfen nicht so ohne alle Umstände eingeführt werden, wie es der Verf. thut; sonst kann es sich ereignen, dass aus $\int_0^\infty \sin x\,dx$ geschlossen

wird (S. 87), dass $\cos\infty = 0$. Das hat begreiflich keinen Sinn, absonderlich wenn kurz vorher auch $\sin\infty = 0$ gefunden wurde! Eben so dürfen Integrale $\int_a^b f(x)\,dx$, für welche $f(x)$ an der obern Gränze unendlich wird, nicht ohne weitere Untersuchung zugelassen werden. Die Bemerkung, dass man nur bis zu der oberen Gränze gehe, ohne dieselbe einzuschliessen, ist entschieden Nichts sagend, da man ja dann $\int_0^1 \frac{dx}{1-x}$ eben so gelten musste, und im Falle $f(x)$ an der untern Gränze unendlich wäre, eben gar Nichts zu sagen wüsste. Auf das sicher gar sonderbare Resultat, dass $\sin\infty$ und $\cos\infty$ Null seien, kommt übrigens der Verf. (S. 95) nochmals zurück und entfaltet eine grosse Beredsamkeit, um den darin steckenden Widerspruch zu vertuschen. Ref. meint, dass, sobald man einmal auf diese wortreichen Gründe greife, das Bewusstsein der verlorenen mathematischen Klarheit den Redner drücke, wie dies ganz sicher auch unserm Verf., dem es sonst entschieden Ernst ist um Klarheit, begegnete.

Dass (S. 91) in aller Gemüthsruhe gesagt ist, man finde »by a similar process« den Werth von $\int_{-\infty}^{+\infty} \frac{x^{2m}\,dx}{x^{2n}-1}$, wie den von $\int_{-\infty}^{+\infty} \frac{x^{2m}\,dx}{x^{2n}+1}$ beruht offenbar auf einer alten Angewöhnung, das erstgenannte Integral bereits »berechnet« zu sehen. Die Angabe ist einfach zu streichen, da das fragliche Integral unzulässig ist.

Dies Letztere hängt mit der (S. 98 ff.) dargestellten Cauchyschen Theorie des Hauptwerthes zusammen, die trotz der Moigno'schen Darstellung und Zustimmung zu verwerfen ist. Unser Buch hat sie leider aufgenommen. Wenn, sagt der Verf., $f(x)$ unendlich wird für $x = \xi$, welcher Werth zwischen den Gränzen a und b liegt, so setzt man $\int_a^b f(x)\,dx = \int_a^{\xi-\mu\alpha} f(x)\,dx + \int_{\xi+\nu\alpha}^b f(x)\,dx$, wo α (unendlich) klein; μ, ν aber beliebig (positiv) sind. Diese Gleichung ist falsch. Denn es ist immer noch $\int_{\xi-\mu\alpha}^{\xi+\nu\alpha} f(x)\,dx$ zuzufügen, und die Weglassung dieser Grösse kömmt auf die stillschweigend angenommene Behauptung hinaus, dieselbe sei Null. Gerade das aber lässt sich nicht beweisen, weil eben $f(x)$ innerhalb dieser Gränzen unend-

lich wird. Wird aber die oben angeführte Gleichung nicht zugelassen, so hört auch die ganze Untersuchung von selber auf. Man kann freilich sonst gar Mancherlei damit »beweisen«, so dass wunderliche Erscheinungen zu Tage treten, wie denn der Verf. (S. 102) einer oder der andere der Art begegnet.

Die Ableitung des Werthes von $\int_0^\infty \frac{\sin x}{x} dx$ (in S. 106) ist unzulässig. Der Verf. zerlegt das Integral in eine Summe anderer, deren Gränzen nach den Vielfachen von $\frac{1}{2}\pi$ wachsen. Wir geben zu, dass man so verfahren kann; nur muss dann gezeigt werden, dass der (möglicher Weise) bleibende Rest verschwindet. Dann aber ist die Summirung der Reihe $\frac{1}{x} + \frac{1}{\pi - x} + \frac{1}{\pi + x} + \ldots$, welche welche gleich cosec x gefunden wurde, unzulässig für $x = 0$, was doch die untere Gränze des Integrals ist.

Die künstliche Art, wie der Verf. ein bestimmtes Integral (mit einem veränderlichen Parameter) differenzirt, ist eben so nicht ohne Vorwurf hinzunehmen. Er sagt nämlich, dass weil $\int_a^b f(x, \alpha)\, dx = f(a, \alpha)\ (x_1 - a) + f(x_1, \alpha)\ (x_2 - x_1) + \ldots + f(x_{n-1}, \alpha)\ (b - x_{n-1})$, so sei auch (a, b unabhängig von α): $\frac{d}{d\alpha}\int_a^b f(x, \alpha)\, dx = \frac{d f(a, \alpha)}{d\alpha}$ $(x_1 - a) + \ldots + \frac{d f(x_{n-1}, \alpha)}{d\alpha} (b - x_{n-1}) = \int_a^b \frac{d f(x, \alpha)}{d\alpha} dx$. Dabei ist nur übersehen, dass man vorher beweisen muss, dass eine unendliche Reihe differenzirt werden dürfe wie eine endliche. Natürlich macht der Verf. von diesem Satze vielfachen Gebrauch, ist aber für den Fall einer unendlichen Gränze etwas zu leicht verfahren. Wenn b (in unserm Beispiele) unendlich wird, ist dann dieser Werth als von α abhängig oder unabhängig anzusehen? Beides wäre doch wohl denkbar! Dann spricht er sich nicht immer klar aus. So hat er das Resultat: $\int_0^1 \frac{x^{m-1} - x^{-m}}{(1+x)\, l(x)} dx = l\, tg \frac{m\pi}{2}$, ohne dass er dabei angibt, dass m hier zwischen o und 1 liegen muss. Er benützt dabei die Formel $\int_0^\infty \frac{x^{m-1}\, dx}{1+x} = \frac{\pi}{\sin m\pi}$ (S. 105), bei der er allerdings

die nämliche Angabe unterlässt, wenn sie gleich in der ursprünglichen Ableitung $\int_{-\infty}^{+\infty} \frac{x^{2m} dx}{x^{2n}+1} = \frac{\pi}{n} \operatorname{cosec} \frac{2m+1}{2n} \pi$ lag (S. 91) wo $m < n$ ssin muss. Wir halten aber für unerlässlich, dass jeder Formel, die als besonders bezeichnet hervorgehoben wird, auch die Bedingungen ihrer Giltigkeit beigefügt seien, da sonst nothwendig Verwirrung entstehen muss.

Wenn bei Gelegenheit der Darstellung der Cauchy'schen Methode, bestimmte Integrale zu ermitteln (Moigno, 21. Vorlesung) der Verf. nochmals auf das oben gerügte Verfahren zurückkommt, Integrale zu behandeln, welche innerhalb der Integrationsgränzen unendlich werden, so können wir, da eben nur die frühern Dinge wiederholt sind, unsern Widerspruch ebenfalls nur wiederholen. Wenn bei Anwendung dieser Methode das Integral $\int_{-\infty}^{+\infty} \frac{\varphi(x)}{1-x^2} dx$ bestimmt wird (S. 132), so begeht der Verf. wieder den nun vielfach gerügten Grundfehler. Er findet (im Grunde mit Moigno §. 136): $\frac{\pi}{2} i\, [\varphi(-1)-\varphi(1)]$, was nun einmal nicht bewiesen ist.

Bei den zur näherungsweisen Berechnung bestimmter Integrale angegebenen Methoden fehlt eine genauere Schätzung der Fehlergränze, da das in §. 115 angeführte Verfahren nicht ganz einer solchen Forderung entspricht.

Zur Theorie der Gammafunktion (S. 155) übergehend, sollte doch mit grösserer Bestimmtheit hervorgehoben sein, dass in $\Gamma(n)$ nothwendig $n > n$ sein muss, so wie auch in der Gleichung $\int_0^\infty e^{-ax} x^{n-1} dx = \frac{\Gamma(n)}{a^n}$ die Bedingung $a > o$ zuzufügen ist. Wenn, um die Gleichung $\Gamma(n) = \frac{1.2\ldots(m-1)}{n(n+1)\ldots(n+m-1)} m^n$ (für $m = \infty$) zu finden, von dem Integrale $\int_0^1 m^{n-1} (1-x^{\frac{1}{m}})^{n-1} dx$ durch Umsetzen von x in x^m (für $m = \infty$) ausgegangen wird, so ist eine solche Darstellung sicher nicht ohne die schwersten Zweifel an ihrer Zulässigkeit aufzunehmen. Was ist denn x^m für $m = \infty$? Bei der Bestimmung von $\frac{d^2 l\Gamma(n)}{dn^2}$ kömmt die Entwicklung von $\frac{1}{1-e^y}$ zur Anwendung. Diese ist aber nicht gestattet für $y = 0$ und damit

hört, da $y=0$ die untere Gränze der Integration ist, auch die Berechtigung zu der (S. 170) angewandten Beweismethode auf. Dass $\frac{d^2 l\Gamma(n)}{dn^2}=\frac{1}{n^2}+\frac{1}{(n+1)^2}+\ldots$ lässt sich aber sehr leicht ohne diese Methode finden. Wenn (S. 187) $\Gamma(n)$ für negative n, allerdings nicht für ganze, herausgerechnet wird und zwar aus der Formel $\Gamma(n)=\frac{1.2..(m-1)}{n(n+1)\ldots(n+m-1)}m^n$ für $m=\infty$, so ist zu beachten, dass diese Formel hier aus der Legendreschen Definition gefunden wurde und also auch nicht weiter gelten kann. Stellt man sie allerdings an die Spitze, so kann man mancherlei Lehrsätze ableiten; für die bestimmten Integrale ist damit aber blutwenig gewonnen.

Die »symbolischen Formeln«, welche der Verf. (S. 194) für $\int^n uv\,dx^n$ aufgestellt, sind bei uns ausser Kurs gesetzt, spielen aber allerdings bei englischen Schriftstellern immer noch eine gewisse Rolle. Die scharfen Anforderungen hinsichtlich der Konvergenz unendlicher Reihen haben diesen allerdings ganz hübsch aussehenden Dingen unerbittlich den Garaus gemacht.

Bis hieher hat der Verf. die Theorie dargestellt, und zwar — mit Ausnahme etwa der Gamafunktionen — das, was man in vollständigern Lehrbüchern ebenfalls findet. Nunmehr wendet er sich zu den Anwendungen der Integralrechnung auf Geometrie und zunächst zur Rektifikation ebener Kurven. Die Ableitung der nöthigen Formeln geschieht einfach nach den Grundsätzen der Lehre von unendlich kleinen Grössen; die Anwendungen sind sehr zahlreich und gut gewählt. Auch andere Aufgaben der analytischen Geometrie, die man wohl ebenfalls unter dem Kapitel: Integration der Differentialgleichungen behandeln könnte, kommen in bedeutender Anzahl vor. Die weitern, sonst üblichen Anwendungen werden später vorgetragen, denn es enthält das Buch nunmehr eine Untersuchung über unendliche Reihen, deren Konvergenz und Divergenz zu beurtheilen gelehrt wird.

Der Beweis, dass $1+\frac{1}{2}+\frac{1}{3}+\ldots$ unendlich sei, ist nicht ganz zulässig, da es sich fragt, ob die verschiedene Anordnung der Glieder gestattet sei; in dem Hauptsatze $\left(\frac{u_{n+1}}{u_n}<1 \text{ bei Konvergenz}\right)$ muss scharf hervorgehoben werden, dass dieser Quotient nicht etwa 1 beliebig nahe kommen darf. Das liegt freilich in der Annahme, dass man eine Zahl ϱ wählen könne unter 1, so dass jener Quotient auch noch unter ϱ ist; immerhin ist es aber wichtig, jene Bedingung genau zu formuliren. Das Kriterium: $n\left(\frac{u_n}{u_{n+1}}-1\right)>1$

wird aus $-\frac{n}{u_n}\frac{du_n}{dn} > 1$ abgeleitet, was vielleicht nicht ganz zweckmässig ist.

Die Reihen von Taylor und Maclaurin werden in der bekannten Weise mittelst der bestimmten Integrale abgeleitet und die Theorie der Integration unendlicher Reihen benützt, um arc $(tg = x)$, arc $(\sin = x)$ u. a. m. in solche Reihen zu entwickeln. Wir vermissen dabei nur die genaue Bestimmung der Giltigkeit. Da die Entwicklung von $(1 + x^2)^{-1}$ für $x^2 = 1$ nicht zulässig ist, so gilt die Reihe für arc $(tg = x)$ zunächst nur für $x^2 < 1$ und es bleibt der Fall $x^2 = 1$ besonders zu untersuchen. Dasselbe ist für arc $(\sin = x)$ zu fordern. Diese Untersuchung ist nun aber nicht geführt und es bleibt somit zweifelhaft, ob der Verf. das Recht hatte, $x = 1$ zu setzen, wie er es thut. Dass er sich wieder damit helfen will, dass er sagt, in dem bestimmten Integrale $\int_0^1 \frac{dx}{\sqrt{1-x^2}}$ sei ja die obere Gränze nicht eigentlich erreicht, haben wir bereits oben schon tadelnd angeführt und müssen diesen Tadel hier wiederholen. Desshalb haben wir auch verlangt, dass man bei der Entscheidung über die Konvergenz von Reihen scharf ausspreche, es dürfe $\frac{u_{n+1}}{u_n}$ nicht 1 beliebig nahe kommen, da man sonst auch hier eine so Nichts sagende Ausrede zu brauchen versucht sein könnte.

An diese Untersuchungen schliesst sich die Theorie der Fourier'schen Reihen an. Dass $\int_{-\infty}^{+\infty} \frac{\sin(n+\frac{1}{2})\xi}{\xi} d\xi = \pi$ kann doch wohl für ein unendliches n bestritten werden, wenn gleich zugegeben wird, dass $\int_{-\infty}^{+\infty} \frac{\sin ax}{x} dx = \pi$ für $a > 0$; $\int_{-\alpha}^{+\alpha} \sin(n+\frac{1}{2})\xi d\xi$ ist für ein unendlich kleines α nicht desshalb Null, weil $\sin(n+\frac{1}{2})\xi = 0$, da ja endgiltig $n = \infty$ zu setzen ist. In allen Fällen sind diese Beweisformen, in denen sich das Buch bewegt, etwas schwankender Natur. Die Betrachtung der möglichen Doppelwerthigkeit (Springen der Funktion) wird nachträglich geführt. Die Anwendungen sind wieder sehr zahlreich und gut gewählt.

Für die vielfachen Integrale, die dem Geiste des Buches zufolge als bestimmte aufgefasst werden, sind trotzdem die wichtigen Umformungsformeln wie für unbestimmte gegeben, d. h. es ist auf die Bestimmung der (neuen) Gränzen keine Rücksicht genommen.

Gerade darin aber scheint uns die eigentliche theoretische und praktische Schwierigkeit zu liegen. Die Darstellung der Formel als solcher ist eine ziemlich einfache Sache; sie setzt aber die Zulässigkeit der Umkehrung der Integrationsordnung entschieden voraus. Die Differenzirung vielfacher Integrale nach darin vorkommenden Parameter wird ausführlich erörtert und dann zu den weitern Anwendungen übergegangen.

Diese betreffen zunächst ebene Flächen, wobei als »Element« dx dy angenommen wird; darauf werden Rotationsflächen quadrirt und endlich drittens krumme Oberflächen im Allgemeinen. Die Ableitung der Formel ist so ziemlich die herkömmliche, welche das Flächenelement auf die Tangentialebene legt. Wir halten diese Methode nicht dem Geiste strenger Darstellung gemäss, wollen uns aber hier nicht weiter darüber verbreiten. Auch krummlinige Koordinaten werden benützt, namentlich die Gaussischen Formeln in diesem Betreff aufgeführt. Die elliptischen Koordinaten haben wir nirgends gefunden.

Die zweite Anwendung betrifft die Berechnung von Körperinhalten. Wenn von rechtwinkligen zu Polarkoordinaten übergegangen wird (S. 362), so leitet der Verf. die betreffende Formel unmittelbar ab. Es wäre aber sicher zweckmässig gewesen, dieselbe auch durch Umformung aus der Formel für rechtwinklige Koordinaten entstehen zu lassen. Auch hätte der Fall, da der Pol ausserhalb liegt, näher erörtert werden sollen.

Als weitere Anwendungen der Integralrechnung, die uns noch in keinem Lehrbuche begegnet sind, werden eine Reihe Beispiele aus der Wahrscheinlichkeitsrechnung behandelt, denen eine kurze Auseinandersetzung der Grundbegriffe vorhergeht. Welcher Art diese Beispiele sind mag gleich aus dem ersten hervorgehen: »Eine breite ebene Platte ist mit gleich weit entfernten geraden Linien überzogen: eine dünne gerade Nadel, deren Länge kürzer ist als die Entfernung je zweier der Parallelen, fällt auf die Platte. Welches ist die Wahrscheinlichkeit, dass die Nadel auf keine der theilenden Geraden (theilweise) zu liegen kommt?« Daneben kommen dann auch die Grundbetrachtungen der Methode der kleinsten Quadrate, so wie endlich die Theorie der mittleren Werthe vor.

Zur eigentlichen Theorie zurückkehrend werden vielfache Integrale nach verschiedenen Methoden reduzirt. Wir begegnen zuerst dem von Moigno (§. 121) dargestellten Satze, der mit den dortigen Beispielen aufgenommen ist. In kaum anderer Gestalt erscheinen dann die §§. 122—124 von Moigno, denen eine oder die andere weitere Ausführung angeknüpft wird.

Der Variationsrechnung ist ein verhältnissmässig grosser Theil des Werkes (S. 411—512) gewidmet. Wir wollen gleich von vorn herein aussprechen, dass uns die Darstellung des Verf. verglichen mit der musterhaften von Moigno und Lindelöf (vergl. diese Blätter,

7. Heft 1862) verfehlt erscheint. Er ergeht sich zunächst in weitläufigen Erörterungen über die Veränderung der Form der Funktionen und was so hergebrachter Weise die Redensarten sind, mit denen man diese »neue« Rechnungsart einzuleiten gewohnt ist. Nach unserer Meinung handelt es sich eben einfach um ein Problem über Maxima und Minima und die wissenschaftlichen Regeln zur Bestimmung solcher, wie sie die Differentialrechnung aufstellt, müssen hier wieder zur Anwendung kommen, wenn freilich diese Anwendung etwas schwieriger ist, als bei den elementaren Aufgaben. Aller Rest ist überflüssiger und beschwerender Ballast.

Wenn (S. 420) aus $ds^2 = dx^2 + dy^2 + dz^2$ folgen soll: $\delta ds = \frac{dx}{ds}\delta dx + \frac{dy}{ds}\delta dy + \frac{dz}{ds}\delta dz$, so dürfen wir wohl billiger Weise fragen, warum denn die Regeln der Differentialrechnung hier angewendet werden dürfen. Und wenn nun gar bei Bedingungsgleichungen (S. 437) kurzweg die Theorie der Multiplikatoren angewendet wird, so hört ganz entschieden alles Beweisen auf und wir stehen auf dem Gebiete der unbedingten Glauben heischenden Dogmatik. Bekanntlich sind diese Bedingungsgleichungen (relative Maxima und Minima) eine etwas kitzliche Sache, die Lagrange nicht vollständig klar erledigt hat.

Nachdem der Verf. den »allgemeinen Erörterungen« Zeit und Worte in genügender Zahl gewidmet, fasst er (S. 450) das Problem der Maxima und Minima an. Wenn u ein bestimmtes Integral $\int_a^b f(x, y, \frac{dy}{dx}, \ldots) dx$ ist, so muss $\delta u = 0$ sein für ein Maximum oder Minimum, und das Zeichen von $\delta^2 u$ entscheidet. Wir stellen dazu blos die Frage: Warum? Diese Frage wiederholen wir in schärferer Weise bei den relativen Maxima und Minima (S. 455). Wir übergehen die zahlreichen Anwendungen, unter denen die geodätischen Linien ganz besonders ausführlich behandelt sind und bemerken nur noch, dass die Jacobische Methode, zu entscheiden ob ein Maximum oder Minimum erhalten sei, aufgenommen wurde. Beispiele der Anwendung derselben haben wir nicht gefunden, wenn wir nicht die besonderen Formulirungen des allgemeinen Satzes als solche rechnen wollen.

Wir gelangen nunmehr zum dritten und letzten Hauptabschnitte des Buches (S. 513—707): der Integration der Differentialgleichungen und zwar sowohl gewöhnlicher als partieller, wobei wir sofort bemerken, dass diese zweierlei Gleichungen nicht abgesondert behandelt werden, wie dies sonst wohl gebräuchlich ist.

Bei der Darstellung der Integrale als bestimmte, welche überhaupt hier vorwaltet, erscheint auch hier eine Art bestimmter In-

tegration als erstes. Ob dies nun so ganz zulässig ist, wollen wir nicht geradezu in Abrede stellen; es scheint uns aber nicht geeignet, dass wenn F (x, y) das unbestimmte Integral von $\frac{dy}{dx} = f(x, y)$ sei, man nach der Theorie der bestimmten Integrale die Gleichung $F(x, y) - F(x_0, y_0) = 0$ habe (S. 516). Der Beweis, dass das allgemeine Integral einer (gewöhnlichen) Differentialgleichung nter Ordnung n willkürliche Konstanten enthalten müsse, mittelst des Taylor'schen Satzes geführt (Seite 518), ist bekanntlich nicht genügend.

Wenn für die Differentialgleichung $P\,dx + Q\,dy = 0$ die Be- $\frac{dP}{dy} = \frac{dQ}{dx}$ erfüllt ist, so ist daraus keineswegs selbstverständlich, das $P\,dx + Q\,dy$ ein volles Differential sei, wie der Verf. sagt (S. 522). Auch ist die Bestimmung des Integrals, wie sie geführt wird, ganz ungenügend, zumal die Nothwendigkeit obiger Bedingung dabei gar nicht zum Vorschein kommt. Dasselbe gilt in stärkerem Maasse von dem Differential $P\,dx + Q\,dy + R\,dz$ (S. 525 ff.)

Bei den partiellen Differentialgleichungen erster Ordnung (S. 536 ff.) ist es freilich wahr, dass man behufs der Integration $P\frac{dz}{dx} + Q\frac{dz}{dy} = R$ auf die gleichzeitigen Differentialgleichungen $\frac{dx}{P} = \frac{dy}{Q} = \frac{dz}{R}$ greifen muss; die dx, dy, dz dieser letztern sind aber ganz andere Dinge, als die eben so bezeichneten der erstern. Das tritt hier nicht klar hervor, wobei noch zu beachten ist, dass die gleichzeitigen Differentialgleichungen viel später behandelt werden. Die hier herrschende Unklarheit ist wohl Schuld daran, dass mehrfach gar wortreiche Erläuterungen erscheinen. Dieselben Bemerkungen sind S. 544 zu wiederholen, wo es sich um Integration der Gleichung $P\frac{du}{dx} + Q\frac{du}{dy} + \ldots = S$ handelt.

Nach dieser Behandlung der partiellen Differentialgleichungen erscheint erst die Theorie des integrirenden Faktors einer gewöhnlichen Differentialgleichung. Diese Anordnung ist wohl desshalb gewählt, weil bei Aufsuchung des fraglichen Faktors eine partielle Differentialgleichung auftritt. Ob dieselbe aber nicht nothwendig sei, muss stark bezweifelt werden.

Ist $P\,dx + Q\,dy = 0$ die vorgelegte Differentialgleichung, und sind μ, μ^1 zwei (von einander verschiedene) integrirende Faktoren. so ist $\mu^1 = c\mu$ die Integralgleichung, wo c die willkürliche Konstante (S. 547). Soll dieser Satz erwiesen sein, so muss zuerst gezeigt werden, dass, wenn μ ein solcher Faktor ist, ferner $\mu(P\,dx + Q\,dy) = du$, alle andern nothwendig die Form $\mu\varphi(u)$ haben. Der

Verf. vernachlässigt überhaupt die Umkehrung seiner Sätze, und nimmt gar oft diese Umkehrung sofort als zulässig an. Der Beweis der eben aufgeführten wichtigen Behauptung kann etwa so geführt werden.

Seien μ, μ^1 zwei verschiedene integrirende Faktoren von $P + Q\frac{dy}{dx}$, so dass also $\mu\left(P + Q\frac{dy}{dx}\right) = \frac{du}{dx}$, $\mu^1\left(P + Q\frac{dy}{dx}\right) = \frac{dv}{dx}$, wo u, v (bekannte) Funktionen von x und y sind. Dann ist $\mu^1\frac{du}{dx} = \mu\frac{dv}{dx}$, d. h. wenn $\mu^1 = \varrho u$: $\frac{dv}{dx} = \varrho\frac{du}{dx}$. Hieraus folgt, dass die zweite Seite dieser Gleichung nothwendig ein vollständiger Differentialquotient ist, d. h. $\varrho\left(\frac{du}{dx} + \frac{du}{dy}\frac{dy}{dx}\right)$, wo die Differentialquotienten nur partielle sind, ist ein solcher vollständiger Differentialquotient. Dazu gehört, dass $\frac{d}{dy}\left(\varrho\frac{du}{dx}\right) = \frac{d}{dx}\left(\varrho\frac{du}{dy}\right)$, welche Gleichung auf $\frac{d\varrho}{dy}\frac{du}{dx} = \frac{d\varrho}{dx}\frac{du}{dy}$ hinauskommt, und aussagt, (vergl. meine Differential- und Integralrechnung, §. 90, IV), dass ϱ eine Funktion von u ist. Demnach $\mu^1 = \mu\varphi(u)$, womit die Behauptung erwiesen ist.

Wir übergehen die einzelnen weiteren Untersuchungen, die allerdings ziemlich vollständig sind, doch nicht über das Maass dessen hinausgehen, was man von einem etwas vollständigen Lehrbuche fordern kann, da die Bemerkungen, die wir etwa noch zu machen hätten, im Wesentlichen ähnlicher Art sind, wie die bereits bewährten. Wir fügen etwa noch bei, dass die partiellen Differentialgleichungen höherer Ordnung nur kurz berührt werden, da der Verf. es vorzieht (S. 666) bei der mathematischen Behandlung physikalischer Probleme darauf zurückzukommen.

Den Schluss des Werkes bilden die gleichzeitigen Differentialgleichungen (S. 687—698) und die Integration mittelst Reihen (S. 699—707). Die gleichzeitigen Differentialgleichungen sind hier entschieden zu kurz behandelt; vom Prinzip des letzten Multiplikators und ähnlichen allerdings etwas heiklen Dingen ist keine Rede.

Wir haben dem vorliegenden Werke, ohne gerade dessen Inhalt vollständig übersichtlich mitzutheilen, eine ausführliche Besprechung gewidmet, da wir, trotz der vielfachen Ausstellungen, die wir in wesentlichen Punkten der Theorie machen mussten, dasselbe für ein Buch halten, aus dem sich Vieles lernen lässt, und wer an der Sprache und dem leider damit verknüpften etwas hohen Preise keinen Anstand nimmt, wird die Integralrechnung von Price nicht ohne Nutzen zur Hand nehmen. So lange

wir in diesen Blättern noch neu erschienene Werke besprechen, werden wir es uns zur Pflicht machen, auf eine strenge Theorie zu dringen, und desshalb überall, wo wir einer solchen nicht begegnen, unsern Tadel aussprechen. Fehlt Ref. selbst, oder hat er gefehlt, so mag das gleiche Maass gegen ihn gehandhabt werden, und es ist bekannt, dass ihm in dieser Beziehung selten Etwas erlassen wird, im Gegentheil des Guten zuweilen zu viel zu geschehen scheint. Aus dem Widerspruch der Meinungen aber soll die Wahrheit hervorgehen, und die Methoden der höhern Mathematik sind noch durchaus nicht alle in der Lage, dass kein Widerspruch gegen sie erhoben werden kann.

Die Bedeutung moderner Gradmessungen. Vortrag in der öffentlichen Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften am 25. Juli 1866 zur Vorfeier des Geburts- und Namensfestes Sr. Majestät des Königs gehalten von Dr. C. M. Bauernfeind, Baurath und Prof., a. o. Mitglied der math.-phys. Klasse. München. 1866. Im Verlage der k. Akademie. (42 S. in 4.)

Die vorliegende Schrift des in der mathematischen und technischen Welt rühmlichst bekannten Verfassers enthält, wie ihr Titel aussagt, eine öffentliche Rede. Sie ist also ganz selbstverständlich frei von eigentlich mathematischem Apparate, und konnte sich nur zur Aufgabe stellen, in möglichst allgemein verständlicher Weise die Grundsätze darzulegen, auf denen die Methoden der Gradmessungen, wie sie im Laufe der Zeiten sich gestaltet haben, aufgebaut sind, so wie die Zwecke zu bezeichnen, welche man anfänglich verfolgen musste und die heute maassgebend sein sollen.

Diese Aufgabe hat der Verf. in vortrefflicher Weise gelöst. In klarer, fliessender Sprache entwickelt er die Geschichte der Gradmessungen, von den Zeiten des Eratosthenes (vor 2100 Jahren) bis auf den heutigen Tag, der das Unternehmen der mittel-europäischen Gradmessung unter der Leitung des Generals Baeyer begrüsst, und zeigt, welche wissenschaftliche Methoden nach und nach zur Verwendung kamen.

Die Gradmessungen, welche besprochen werden, sind die von Eratosthenes, Posidonius, die beiden arabischen unter dem Khalifen Mamun, die von Snellius, Picard, die der französischen Akademiker in Peru und Lappland, die grosse Gradmessung in Frankreich, die von Mudge und dann die grosse über ganz Grossbritannien, die von Svanberg, die ostindischen, die gaussische in Hannover; die von Schumacher bei Altona, und die von Bessel und Baeyer in Preussen, und endlich die grosse russische unter Struve. Auch der Längengradmessungen wird ausführlich gedacht.

Wir versagen uns ein näheres Eingehen auf die eigentliche Darstellung, so verführerisch nahe sie auch liegt, indem wir den Leser, der sich für solche Dinge interessirt, auffordern, sich selbst mit der Schrift bekannt zu machen, die ihn, wenn er auch nicht Mathematiker von Fach ist, ganz entschieden in den Stand setzen wird, sich ein klares Bild von den Bestrebungen und Endzielen der Männer der Wissenschaft zu machen, die an diesem Werke, wir können wohl sagen seit Jahrtausenden, gearbeitet haben. Nur eine Stelle wollen wir zum Schlusse wörtlich anführen.

„Das aus diesen mühevollen und kostspieligen Arbeiten hervorgegangene Endresultat ist, dass die geometrische Erdoberfläche, oder diejenige Fläche, welche wie das Weltmeer die Richtung der Schwere überall senkrecht durchschneidet, kein regelmässiges Umdrehungsellipsoid, sondern eine Fläche ist, welche von diesem Ellipsoid bald in stärkeren oder schwächeren, bald in längeren oder kürzeren wellenförmigen Erhöhungen und Vertiefungen abweicht; eine Fläche, welche sich, nach Bessel's Ausdruck, zum regelmässigen elliptischen Sphäroid wie die Oberfläche eines bewegten Wassers zu der eines ruhigen verhält. Die beobachteten Unregelmässigkeiten der Erdfigur sind indessen keineswegs so bedeutend, dass man nicht ein Umdrehungsellipsoid als Grundform beibehalten könnte; denn die Winkel, welche die wirkliche und die ideale Krümmung eines Parallel- oder Meridianbogens bestimmen, weichen in der Regel nur wenige Sekunden von einander ab, und wenn diese Abweichungen an einer Stelle positiv sind, so werden sie in geringer Entfernung davon schon wieder negativ, so dass sich das gedachte Umdrehungsellipsoid fortwährend über und unter den kleinen Vertiefungen und Erhöhungen der wirklichen geometrischen Erdoberfläche hinzieht. Dieses die Grundform der Erde bildende Ellipsoid hat nach Bessels und Airys Bestimmungen eine Abplattung von $\frac{1}{299}$ und einen Aequatorialhalbmesser von 3272100 Toisen."

Dr. J. Dienger.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. VIII. Bd. 1866. 8. Mit acht lithographirten Tafeln. Wiesbaden, auf Kosten des Vereins, in Commission bei W. Roth.

Unter den Publikationen der zahlreichen Alterthums- und Geschichtsvereine Deutschlands haben nicht blos die Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung seit längerer Zeit einen ehrenvollen Platz behauptet, sondern auch die übrigen Schriften desselben, wie überhaupt seine ganze Thätigktit genugsam beurkundet, dass der Nassauische Verein sich der Aufgabe klar bewusst ist, deren Erfüllung man allen historisch-antiquarischen Localvereinen recht dringend empfohlen sehen möchte. Es begreifen nämlich die literarischen Publikationen jenes Vereines einerseits die wissenschaftliche Vermittelung theils urkundlichen Materials, wie die Sammlungen der römischen Inschriften Nassaus und der Urkunden der Abtei Eberbach bezeugen, theils monumentaler Alterthümer, wie solche in den »Denkmälern aus Nassau« in reicher Ausstattung vorliegen, während zugleich andererseits in einer Reihe theils grösserer Monographien (Geschichte der Abteien Eberbach und Walsdorf, der Herrschaften Kirchheim-Boland und Westerburg), theils in den Annalen niedergelegten grösseren und kleineren Beiträge zur Geschichte der römischen oder altchristlichen Zustände am Rheine, des insbesondere nassauischen Mittelalters und der neuern Zeit, das bereits vorliegende Material nach den verschiedensten Richtungen hin mit anerkennenswerthem Erfolge mehrfach bearbeitet ist. Neben diesen beiden Hauptclassen der Vereinsschriften geben ausserdem besondere »Mittheilungen« an die Mitglieder über Funde und Ausgrabungen, Erwerbungen, Personalien u. s. w. einen unumgänglichen Bericht, für welchen leider bisweilen immer noch in den Schriften deutscher Geschichts- und Alterthumsvereine so viel Papier mit jener unerquicklichen Breite und langweiligen Weitschweifigkeit verschwendet wird, welche oft einen so grellen Gegensatz zu der Dürftigkeit des sonstigen Inhalts bildet. Auch die Sammlungen von Büchern und Münzen sind in besondern Verzeichnissen zumeist durch den thätigen Vereinssekretär Herrn Dr. Schalk für die Zwecke des Vereins in dankenswerther Weise zugänglich und nutzbar gemacht. Was nun insbesondere die »Annalen« betrifft, so schliesst sich auch der vorliegende neueste (VIII.) Band derselben seinen Vorgängern in Reichhaltigkeit und Gediegenheit des Inhalts würdig an und liefert

sowohl zur römischen und altchristlichen Alterthumskunde, als auch zu der Geschichte und den Culturzuständen des Mittelalters bis zu den Anfängen der neuern Zeit herab nahmhafte Beiträge, welche nicht allein reiche Belehrung gewähren, sondern vielfach auch ein mehr als lokales Interesse beanspruchen dürfen. In letzterer Hinsicht ist schon gleich der erste Beitrag zur rheinischen Urgeschichte hervorzuheben, in welchem Herr Pfarrer Nick einige Bemerkungen über das Baudobrica des Itinerarium Antonini niedergelegt hat (S. 100—106), indem er die in letzteren offenbar fehlerhaft überlieferten Wegdistanzen einer Route von Trier über Baudobrica (Boppard) den Rhein aufwärts bis Strassburg in einer Weise zu rektifizieren und zu ergänzen versucht, welcher man im Ganzen seinen Beifall wird nicht versagen können. Zu bedauern bleibt aber einerseits dabei, dass Herr Nick, wie es scheint, ausser Stand war die Berliner Ausgabe des Itinerars von Parthey und Pinder mit ihrem kritischen Apparate zu benutzen, wie auch den so wichtigen Meilenstein von Tongern (Orelli-Henzen 5236), den commentarius de columnis miliariis ad Rhenum repertis (p. XIII sq.) von Prof. Brambach und E. Schmidts Topographische Untersuchungen im XXXI. Bonner Jahrbuche, andererseits, dass er überhaupt nicht zu der von ihm behandelten Stelle (p. 188 der Berliner Ausgabe) auch die p. 117 u. 168 aus andern Routen theilweise wiederholten Wegdistanzen einer Anzahl derselben Rheinstationen zur Vergleichung herangezogen und zur Herstellung der ganzen Route von Baudobrica über Salisso (welchen Ort er unzweifelhaft richtig zuerst in Salzig statt Simmern oder Sulzbach wiedererkannt hat), Vosolvia, Bingium, Mogontiacum, Bauconica, Borbitomagus, Noviomagus, Tabernae, Saletio, Brocomagus nach Argentoratum unter gleichzeitiger Mitverwendung der Peutinger Tafel benutzt hat, zu welcher die jüngst erschienene »Erklärung« des unermüdeten Paulus so schätzbare Beiträge geliefert hat. Für Nick's Feststellung der Entfernung von Boppard und Bingen mit 15 gallischen Meilen, welche eine andere moderne Messung auf 17 solcher Meilen berechnet hat (S. 105—106), würde dabei der wichtige Stein von Tongern mit seinen 16 Leugen eine evidentere Bestätigung abgegeben haben, als die von ihm herbeigezogene Vergleichung der Peutinger Tafel mit ihren 18 Meilen, in welcher letztern, beiläufig bemerkt, die entstellten Namen Bontobrice und Vosavia durch das Baudobrica und Vosolvia des Steines von Tongern verbessert werden können. Ein weiteres Verdienst um die urgeschichtliche Topographie des Rheinlandes hat sich Herr Nick durch den in der Miscelle »Altes und Neues« S. 597f. aus einer handschriftlichen Aufzeichnung beigebrachten Nachweis der editio princeps (aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts) der bei Brambach a. a. O. p. XII unter No. XVI u. XVII (Codex Inscr. Rhen. 1940 sq.) mitgetheilten Bruchstücke an Meilensteinen erworben, welche oberhalb Koblenz bei Stolzenfels stehen. In dieser Aufzeichnung heisst

es: »Wohl ist anzumerken die auf einer Vor einigen Jahren gleich undter Capellen gegen der Johanns-Kirch über im weeg längs den Reihn ausgegrabener saul mit der Schrift« — — weiterhin heisst es sodann: »An den ausgegraben 2 grose stücker Vom dieser saul habe ich noch folgende Buchstaben bemerket. An dem kürzer stück:

M. I. CALICV
CAESAR GER
MAI B
HI. IM IV
COS. DES. R PP
MO

An dem länger stück stein Von dieser saulen habe folgende Buchstaben bemerket:

M
ROM
OS
O
LVI

Der Schreiber dieser Aufzeichnung hat demnach beide Bruchstücke als Theile eines Meilenzeigers, welchen er dem Kaiser Caligula zu Ehren errichtet sehen wollte, erkannt, während sie jetzt seit Schmidt's Mittheilung a. a. O. S. 165 f. als Bruchstücke zweier Meilensteine bekannt sind, im übrigen bringt auch diese editio princeps kaum neue Momente zur Aufhellung des Inhaltes und der Beziehung der Inschrift auf einen bestimmten Kaiser. Immerhin aber ist der genauere Nachweis des Fundorts und der Lesung der Aufschrift zu einer Zeit, in welcher sie jedenfalls noch weniger zerstört war, um so mehr zu verdanken, als eine befriedigende Feststellung des römischen Strassennetzes auf der linken Rheinseite noch lange durch weitere Fundaufschlüsse bedingt bleiben wird; dass aber letzteren nicht ohne Hoffnung entgegengesehen werden kann, beweist die jüngste Auffindung eines leider bruchstücklichen Meilenzeigers in Nassau, dessen Inschrift sich auf den Kaiser Decius (249—251 n. Chr.) bezieht, welchen auch eine bereits seit längerer Zeit aufgefundene leider gleichfalls bruchstückliche Meilensteinschrift im Museum zu Speier bei Brambach a. a. O. p. XI unter Nr. XXII (Codex Inscr. Rhen. 1946) betrifft. Dieses neu aufgefundene wie das vorerwähnte Fragment von Capellen bleiben an einem andern Orte weiterer Betrachtung vorbehalten, welche sich zugleich auch auf andere edirte und unedirte rheinische Inschriften erstrecken soll, die in dem Corpus Inscriptionum Rhenanarum ihre Stelle nicht finden konnten. Wiewohl nämlich die S. 565—585 des vorliegenden Annalenbandes unter der Ueberschrift: »Römische Inschriften vom Mittelrhein« zusammengestellten grösseren und kleineren, vollständigen und fragmentirten, edirten und unedirten Inschriften der Rheinlande aus den Museen zu Mainz, Wies-

baden, Mannheim, Darmstadt, Cassel in der Absicht von uns veröffentlicht wurden, ihre Verwerthung für das damals projektirte Corpus Inscriptionum Rhenanarum zu ermöglichen, so konnte bei dem bereits erfolgten Abschlusse des Werkes doch nur eine nachträgliche Berücksichtigung und Aufnahme in die »Addenda et Corrigenda« p. XXXIII sq. stattfinden. Indem es daher vorbehalten bleibt, auch auf diese Inschriften zurück zu kommen, wird sich die Gelegenheit bieten, einestheils kleinere Unrichtigkeiten, wie eine solche z. B. in den rheinischen Blättern (Beiblatt zum Mainzer Journal) 1857. N. 2. S. 7. zu S. 570 bezüglich des Fundjahres von Nr. 7 gerügt worden ist, zu verbessern, anderntheils auch Vervollständigungen in Text und Lesung, wie z. B. zu S. 573 Nr. 14 nachzutragen. Neben diesen inschriftlichen Beiträgen in lateinischer Sprache ist nun aber weiter die S. 561 ff. unter der Ueberschrift »Ein Amulet aus dem Museum zu Wiesbaden« behandelte fünfzeilige griechische Aufschrift eines als Medaillon in Silber gefassten Serpertinsteines:

PEINAΠAP
OΦΘAΛMON
ΛEYKOYOΔA
ΠEPHΣENO
.........*T*.....

von ganz besonderem Interesse, indem sie sich nach vergeblichen Deuteversuchen unter den Händen des rühmlichst bekannten Homerikers, Prof. H. Rumpf dahier, als ein Vers aus der Iliade *E*, 291:

ῥῖνα παρ᾽ ὀφθαλμόν, λευκοὺς δ᾽ ἐπέρησεν ὀδόντας

entpuppt hat, wie die lehrreiche Auseinandersetzung in Fleckeisens Jahrbüchern 93. 94. Bd. X. Heft S. 716—20 unter Erörterung der vermeintlichen Heilkraft des Serpentins und entsprechender Verwendung homerischer Verse in überraschender Weise das Nähere dargethan hat. An diese epigraphischen Mittheilungen schliessen wir weiter eine Hinweisung auf die S. 586 ff. unter der Ueberschrift »Kostheim und die Mainspitze« eingeführte Miscelle, welche die in monumentalen und urkundlichen Zeugnissen vorliegenden Spuren der einstigen Bedeutung beider Oertlichkeiten am Ausflusse des Mains in römischer Zeit und im Mittelalter näher erörtert und insbesondere für die neuerdings wieder durch den Bau der gewaltigen Eisenbahnbrücke wichtig gewordene »Mainspitze« den Nachweis eines Hafenorts für den Anfang des 14. Jahrhunderts sowie für den des 15. Jahrhunderts einer bei der Ausmündung der alten linksmainischen Frankfurter Strasse, der Ueberfahrtstelle nach dem gegenüberliegenden Orte Weisenau oberhalb Mainz, unter dem Namen »Bei dem guten Manne« vorhandenen Station, deren Ursprung, dieser Benennung nach zu schliessen, wohl auf eine ehemalige Capelle und Clause eines Einsiedlers

zurückzuführen ist, welcher nach der Sitte früherer Zeiten die einsam ihre Strasse durch Wald und Feld daher ziehenden Wanderer liebreich aufnahm und bewirthete, wie solches insbesondere aus dem Leben des hl. Goar am Rheine berichtet wird, woselbst noch jetzt Neuwied gegenüber eine Capelle zum guten Manne bekannt genug ist. Auch in der Nähe von Frankfurt in der Taunusgegend bei Oberursel ist, wie uns Herr Staatsarchivar Prof. Kriegk dahier mittheilte, diese Benennung urkundlich nachweisbar.

Dem äussern Umfange, dem gediegenen Inhalte und der Fülle schätzbarer theologisch-archäologischer Beiträge zur altchristlichen Alterthumskunde nach weit bedeutsamer als die vorerwähnten topographisch-epigraphischen Bereicherungen der heidnischen Urgeschichte der Rheinlande, führen uns die »Archäologischen Bemerkungen über das Kreuz, das Monogramm Christi, die alt-christlichen Symbole, das Crucifix« von Herrn P. J. Münz, Caplan zu St. Leonhard dahier (S. 347—558), auf das Gebiet eines Studiums, welches im Bereiche der Alterthumskunde wie in dem Gebiete der Theologie eine Zeit lang vernachlässigt, erst in dem letzten Decennium wieder mehr sowohl auf katholischer wie protestantischer Seite unter dem Vortritte des gelehrten Cavaliere de Rossi in Rom einen neuen Aufschwung und durch die fortschreitende Ausbeutung der Catakomben zugleich auch für fast alle Disciplinen der Theologie eine früher kaum geahnte Bedeutung und Wichtigkeit erhalten hat. Haben auch die Geschichts- und Alterthumsforscher am Rheine in den letzten Jahrhunderten die altchristlichen Denkmäler neben den altheidnischen nicht ganz unbeachtet gelassen, haben insbesondere die altchristlichen Inschriften des Rheinlandes zuerst auch in dem 1849 verstorbenen Dr. Lersch zu Bonn bei verschiedenen Gelegenheiten einen eifrigen Bearbeiter gefunden, dessen Bemühungen Steiner bekanntlich in seinen beiden Sammlungen fortzusetzen und zu concentriren bemüht war, so hat doch der zwischenzeitlich durch weitere Funde stets anwachsende Schatz altchristlicher beschriebener und unbeschriebener Denkmäler erst durch die preisgekrönte Sammlung aller christlichen Inschriften des alten Galliens vor dem 8. Jahrhunderte durch den Franzosen Eduard Le Blant auch für die Urgeschichte des Christenthums am Rhein die rechte Grundlage gewonnen. Im Anschlusse an dieses Sammelwerk, welches sich durch eine Fülle der schätzbarsten aus der umfangreichen Belesenheit und reichen theologischen Kenntniss des Verfassers geflossenen Forschungen auszeichnet, haben die von uns dem VII. Bande der Nassauischen Annalen einverleibten Zeugnisse über »die ältesten Spuren des Christenthums am Mittelrhein« die monumentalen Quellen zu einer Urgeschichte des Christenthums am Rheine mit zusammen zu stellen versucht, welchen eine erneuete Betrachtung der historisch überlieferten Thatsachen anzuschliessen bestimmt und vorbehalten ist. Indem nun einerseits die von Herrn Dr. F.

Kraus zu Pfalzel bei Trier angekündigte Sammlung der christlichen Inschriften der Rheinlande bis zum 11. Jahrhundert herab ein epigraphisches Urkundenbuch zur Geschichte der christlichen Kirche am Rheine zu liefern verspricht, hat die vorliegende (auch in Commission bei Hamacher dahier im Separatabdrucke erschienene) Schrift des Herrn Münz nicht blos unsere vorerwähnte Zusammenstellung vielfach vervollständigt, sondern insbesondere auch durch systematische Einreihung und archäologische Betrachtung dieser Alterthümer im wissenschaftlichen Zusammenhange der altchristlichen Symbolik in wünschenswerther Weise beleuchtet und somit den von uns in Aussicht gestellten Commentar in weit umfassenderer Weise als es von uns hätte geschehen können, herzustellen vermocht. Ausgehend von der Betrachtung des Kreuzes im Allgemeinen und dessen ältester Form, insbesondere der muthmasslichen Gestalt des Kreuzes Christi wendet sich die Untersuchung zunächst den ersten Kreuzbildern bei den Christen zu, erörtert die Bedeutung der Kreuze auf altchristlichen Funden vom Mittelrheine und geht sodann zu einigen Bemerkungen über das Thau- und Henkelkreuz über. Der VII. Abschnitt betrachtet weiter das Monogramm Christi und seine Varietäten (Seite 371—403), deren im Ganzen 76, worunter mehrere neue, bis jetzt noch gar nicht abgebildete, nachgewiesen, in einer bis jetzt, so viel uns bekannt, noch nicht erreichten Vollständigkeit zusammengestellt und im Einzelnen mehr oder weniger ausführlich besprochen werden. Während die Tafeln I und II sowie die denselben entsprechenden Erklärungen S. 374—399 eine Zusammenstellung der Monogramme der äussern Form nach bieten, gibt S. 400—403 eine chronologische Uebersicht derselben im Anschlusse an die Inschriftenwerke von de Rossi und Le Blant. Weiter schliesst sich im VIII. Abschnitte eine erörternde Aufzählung der gebräuchlichsten altchristlichen Thiersymbole, insbesondere des bedeutsamsten aller, des Fisches (S. 422—432) an; dann reihen sich die symbolischen Pflanzen, wie der Baum überhaupt, vornehmlich aber Palme, Zweig und Kranz des Oelbaumes, Lilie, weiter Anker, Ring, Lampe, Wage, Schiff, Dreieck, Sterne und endlich Alpha und Omega. Von Abschnitt IX. an wird zum erstenmale sodann eine ausführliche kritische Geschichte des Kreuzes und Crucifixes gegeben, da Kipping, Lipsius u. a. m. sämmtlich in dieser Beziehung als unkritisch erklärt werden müssen und ihr Werth zumeist nur in der Menge des gesammelten Materials besteht. Es werden dabei zunächst die verschiedenen Formen des Kreuzes, die Verzierungen desselben, die Lammesbilder, endlich das eigentliche Crucifix betrachtet, die bekannte Crucifixescarrikatur mit dem Eselskopfe besprochen, die ältere Form der Crucifixe erörtert, der Unterschied in den Crucifixdarstellungen der morgen- und abendländischen Kirche hervorgehoben und mit der Besprechung einer Anzahl alter Crucifixe vom Mittelrheine geschlossen, von welchen die beigegebenen Crucifix-

tafeln meistens die Abbildungen solcher bieten, die bis jetzt in Museen und Sakristeien unbeachtet lagen. Bei dieser reichen Fülle des Stoffes müssen wir uns auf einige Einzelbemerkungen beschränken, zu deren Mittheilung die Güte des Herrn Verfassers theilweise in den Stand gesetzt hat. Zuvörderst mag bemerkt werden, dass das schräge oder Andreaskreuz, welches als erste Kreuzesform noch aufgeführt wird, weniger wohl als eine eigentliche Form des Kreuzes, denn als ein Arcansymbol anzusehen ist, wie der Verf. selbst, in einer unter der Ueberschrift: »Zur Geschichte des Kreuzes und Crucifixes« in dem Mainzer »Katholiken« demnächst erscheinenden besondern Arbeit zu berichtigen veranlasst ist. Wenn der Verfasser S. 361 im Allgemeinen und auf den hl. Chrysostomus sich berufend, sagt, das Kreuz Christi sei h o c h gewesen, so ist dieses, da h o c h ein relativer Begriff ist, wohl dahin zu präcisiren, dass es nicht höher gewesen sein kann, als ein Mensch mit emporgerecktem Arme und einem 2—3 Fuss langen Stängel auszulangen hat, um den Mund des Gekreuzigten zu erreichen. Denn nach der Leidensgeschichte reichte ein Soldat dem Heilande den Weinessig, ὄξος, auf einem Ysopstängel: der Ysop aber wird im Morgenlande nur 2—3 Fuss hoch. — S. 363 ist gesagt, dass seit dem fast gänzlichen Untergange des Heidenthums (seit dem 5—6. Jahrhunderte) das Kreuz häufiger auf öffentlichen Denkmälern begegne. Daneben war indessen zu bemerken, dass auch auf öffentlichen Denkmälern und Grabsteinen in Afrika das Kreuz schon gegen Ende des 3. Jahrh. ziemlich häufig vorkommt. — S. 404 ist noch beizufügen, dass die Erklärung der Symbole nicht blos im Mittelalter bedeutende Männer beschäftigte, sondern dass schon Melito, Bischof von Sardes († gegen Ende des 3. Jahrhunderts), ein Werk über christliche Symbolik unter dem Titel »clavis sacrae scripturae« verfasst hat. — S. 448 ist nachzutragen, dass ein Kreuz als Lebensbaum aus dem 14. Jahrhunderte in der Marienkapelle zu Würzburg im spitzen Winkel a b w ä r t s gebogene Aeste hat, und dass über das Kreuz als Lebensbaum insbesondere auch Piper im evangelischer Kalender für 1863 gehandelt hat. — S. 455 scheint, der ganzen Zusammenstellung nach, die Lammesfigur Taf. V. Nr. 8 in's 6. Jahrhundert herabgerückt, während dieses Bild nach Garrucci und Martigny (dict. p. 626) doch dem 2. Jahrhundert angehört. Es zeigt freilich das Grabmal des 423 gestorbenen Kaisers Honorius zu Ravenna eine ganz ähnliche Darstellung auf, allein dieses ist kein Grund. auch vorerwähntes Bild ins 6. Jahrhundert herabzurücken. — S. 481 heisst es, der hl. Cyprian, welcher noch Kreuzigungen gesehen hatte, sage, dass (zwei) Nägel die hl. Füsse durchbohrt hätten. Diese Stelle wird aber diesem Heiligen fälschlich zugeschrieben, da die Schrift de passione domini, welcher sie entnommen ist, nicht von dem hl. Cyprian, sondern erst in der Zeit nach ihm verfasst ist. Ganz neu, aber schlagend ist der S. 482—485 erbrachte Nachweis, zu welcher Zeit in der abend-

ländischen Kirche die Crucifixbilder mit drei Nägel aufgekommen sind. — Unter den stehen gebliebenen Druckfehlern erscheint als am meisten den Sinn störend S. 473. Z. 1 v. u. *ααοιᾶσθαι* statt *χοιᾶσθαι* bei Ableitung des Wortes onocoëtes. Wiewohl nun insbesondere zu dem Abschnitte über die Symbole, bei welchen der Verfasser in möglichst wenigen Worten möglichst viel zu sagen sichtbar bestrebt ist, noch Manches nachzutragen wäre, so schliessen wir doch hiermit unsere Bemerkungen, da der Verfasser selbst, so viel wir wissen, eine umfassendere Separatumarbeitung besagten Abschnittes mit besonderer Berücksichtigung der altchristlichen Alterthümer in den Museen der Rheinlande beabsichtigt.

Vorerwähnten mehr antiquarischen Untersuchungen schliessen sich in würdiger Weise die speziell historischen Beiträge an, welche theilweise als Fortsetzungen einzelner in den vorhergehenden Bänden der Annalen niedergelegten Forschungen anzusehen sind. Voranzustellen ist darunter die S. 157—292 mitgetheilte Arbeit des durch anderweitige kirchengeschichtliche Beiträge, insbesondere zur Geschichte der Reformation in Nassau auf diesem Felde bereits bewährten Herrn Prof. Nebe am theologischen Seminar zu Herborn, welche unter der Ueberschrift »Die heilige Elisabeth und Egbert von Schönau« zwei Lebensbilder aus dem 12. Jahrhunderte entrollt, die einerseits einen vollen Einblick in die tiefe religiös-mystische Glaubensgluth der Zeit eines hl. Bernhard von Clairveaux und einer hl. Hildegard vom Ruppertsberg, der Freundin der Schönauer Seherin, andererseits hinwieder in die, durch eine unglaubliche Menge der mannigfachsten Ketzereien und Sekten sich beurkundende, zügelloseste und wildeste Verirrung derselben Glaubenserregtheit eröffnen. Die Arbeit des Herrn Nebe hat uns von Neuem in der Ueberzeugung bestärkt, dass die Ketzergeschichte jener Periode noch lange nicht in dem wünschenswerthen Umfange aufgehellt und namentlich die Wirksamkeit einzelner ihnen gegenüber thätigen Apologeten der Lehre der Kirche, wie Egberts von Schönau, noch bei weitem nicht allseitig genug gewürdigt ist, welcher letztere insbesondere durch innige Glaubenstreue und theologische Gelehrsamkeit uns ebensosehr imponirt, wie durch seine scharfsinnige Gewandtheit und seinen unerschrockenen Muth: welch' hohe Bedeutung seine Schriften, vor allem die S. 261 ff. ihrem Inhalte nach näher dargelegten Ketzerreden für die innere Geschichte der Kirche in jener Zeit haben, bedarf darnach keines besondern Beweises. — Wie hier zur Kirchengeschichte, so liegen auch zur politischen Geschichte Nassau's nicht minder interessante Beiträge weiter in den Arbeiten der Herrn Conrektor Colombel zu Hadamar und des Herrn Assessors Dr. Petri zu Wiesbaden vor. Ersterer, der schon bei Gelegenheit der tausendjährigen Jubelfeier des Hrabanus Maurus im Jahre 1856 in dem Osterprogramme des Hadamarer Gymnasiums das Leben dieses ersten Lehrers Deutschlands der studirenden Jugend zur Nacheiferung vorgeführt

hatte, wandte seine Studien ganz der nassauischen Geschichte zu und fasste dabei die Geschichte einerseits der vier Mainzer Erzbischöfe aus dem gräflichen Hause Nassau, andererseits der Walramischen Linie dieses Regentenhauses besonders ins Auge. Als Früchte seiner bezüglichen Forschungen erschien zuerst in dem Osterprogramm des besagten Gymnasiums von 1861 eine »Einleitung zur Geschichte der vier Grafen von Nassau auf dem Erzstuhle zu Mainz« (24 S. in 4.), deren günstige Aufnahme bei den competentesten Beurtheilern Deutscher Geschichte den Verfasser veranlasste, schon 1862 einen weiteren Beitrag in der Darstellung des »Kampfes des Erzbischofes Gerlach von Nassau mit Heinrich von Vieneburg um das Erzstift Mainz« (34 S. in 4.) folgen zu lassen. Daran reihte sich S. 73—194 des 2. Heftes des VII. Annalenbandes eine »Geschichte des Grafen Gerlach I. von Nassau« als erste Vorarbeit zu einer urkundlichen Geschichte der besagten Walramischen Linie, der sich jetzt im vorliegenden Annalenbande S. 293—346 unter der Ueberschrift »Der Sternerbund und Graf Ruprecht der Streitbare von Nassau« eine zweite derartige Vorarbeit ebenbürtig anschliesst. Mit besonderer Beziehung auf Nassau ist sodann auch S. 107—156 »Die Judenverfolgung in der Mitte des XIV. Jahrhunderts« dargestellt. Alle diese Monographien empfehlen sich, soweit wir zu prüfen vermochten, mehr oder weniger durch das allseitige Festhalten der Beziehung des Einzelnen auf den allgemein-historischen Hintergrund, durch kritische Ausnutzung der Quellen und befriedigende Verarbeitung des Stoffs bei einer unbefangenen Auffassung und ruhigen klaren Darstellung der urkundlichen Thatsachen. Möge es dem gelehrten Verfasser gelingen auch die Geschichte des für die bis 1462 freie Stadt Mainz so verhängnissvollen Streites der beiden Gegenerzbischöfe Diether von Isenburg und Adolph von Nassau um den Mainzer Erzstuhl in gleicher Weise aus den urkundlichen Quellen mehr, als bis jetzt geschehen ist, aufzuklären und darzustellen! — Auf ein ganz anderes Gebiet nassauischer Geschichte führt uns schliesslich die S. 3—99 unter der Ueberschrift »Der Auszug der Rheingauer auf den Wachholder« von Herrn Dr. Petri theilweise nach archivalischen Quellen bearbeitete Episode aus der Geschichte des Deutschen Bauernkrieges von 1525, deren Verlauf und Ausgang, wenn auch nach dem Charakter des Landes und den lokalen Verhältnissen modifizirt und nicht so blutig, wie die übrigen damaligen Bauernaufstände, doch im Ganzen dieselben Endresultate aufzeigt: ein weit härteres Loos für die Bauern und völliger Untergang der alten Freiheiten und Gerechtsame des blühenden Rheingaues.

Frankfurt a. M. **J. Becker.**

1) *Badische Vaterlandskunde. Ein Lese- und Lernbüchlein für Schulen und die Jugend überhaupt, bearbeitet von J. G. F. Pflüger, Gr. Bad. Oberschulrath. Mit einer Karte. Dritte Auflage. Lahr, Druck und Verlag von J. H. Krüger. 1867. 164 S. 12.*

2) *Geographie vom Grossherzogthum Baden, nebst einer kurzen Geschichte desselben. Von Dr. J. G. Molitor. Mit 20 Abbildungen. Lahr. J. H. Geiger 1867. 189 S. 16.*

Beide oben aufgeführte Schriften sind ein erfreulicher Beweis, dass in unsern Tagen die schriftstellerische Unterweisung in vaterländischer Topographie und Statistik selbst für die Elementarschulen nicht dem Zufalle, oder irgend welchem »Pastor minorum gentium« als Aufbesserung des unzulänglichen Gehaltes durch einen, wenn auch noch so geringen literarischen Ehrensold überlassen wird, sondern dass Männer von allgemeiner wissenschaftlicher Bildung und hervorragender Stellung ihre Beiträge darzubringen nicht verschmähen.

Eine ähnliche Erscheinung für Hessen ist in diesen Jahrbüchern jüngst schon besprochen worden; Prof. Kleins »Grossherzogthum Hessen historisch und geographisch für Schule und Haus.«

I. Die erste der beiden Schriften erscheint nun, nach einer Frist von acht Jahren in dritter Auflage, was wir als einen Beweis begrüssen, dass ihr die Theilnahme eben so entgegen kam, wie sie einem Bedürfnisse entgegenzukommen bemüht war.

Die Einrichtung der vorliegenden Auflage ist gleich geblieben; der Stoff hat sachgemässe Vermehrung erhalten.

Die Eintheilung in einen topographischen Theil (»ausführliche Beschreibung«), eine statistisch-geographische Uebersicht (»Geographisches«) und eine geschichtliche Darstellung (»Geschichtliches«) ist zweckmässig und hat namentlich für den Selbstunterricht eine sachgemässe Steigerung des Interesses. Die ausführliche Beschreibung, welche in der Richtung von Süden nach Norden, vom Bodensee zum Hegau, der Baar, dem obern Rheinthal, Werra- und Wiesenthal, Breisgau und Ortenau, Schwarzwald, Pfalz, bis zur Bergstrasse und dem Odenwald in 24 Abschnitten das ganze Land umspannt, ist anziehend, selbst anmuthig mit den Gaben der Dichtungen von Schwab, Kerner, Mathisson, Hebel, Wessenberg u. A. geschmückt und ganz geeignet, dem Gedächtnisse sich einzuprägen.

Das Wesentlichste über Land und Leute ist in dieser Abtheilung gegeben und wir haben nur Weniges, theils ergänzend theils berichtigend beizufügen, um dem Verf. das Interesse zu bethätigen, mit welcher wir seiner Arbeit gefolgt sind.

S. 4 hätte bei dem Fischreichthum des Bodensees auch der Brachsmen erwähnt werden können, von welcher — der Seezunge ähnlichen Art der Weissflosser 1858 ein Ermatinger Fischer in einem Zuge 30 Centner, also bei 5000 Stück, fing und 1867 gar

— wenn den Zeitungen zu glauben ist — zwei Thurgauer Fischer in zwei Zügen 140 und 300 Centner gefangen haben.

S. 5 hätte wohl auch der Vertheidigung der Stadt 1633 gegen die Armee des Feldmarschall Horn erwähnt werden können, bei welcher die in weniger als 100 Jahren an den Katholicismus wieder gewöhnten Bürger vom 8. September bis 2. October (n. St.) die schwache österreichische Garnison auf's Mannhafteste unterstützten.

S. 7 hätte Mersburg als ehemalige fürstbischöfliche Residenz bezeichnet werden sollen, da die grössten Häuser der Stadt das Schullehrer-Seminar und das Taubstummeninstitut, letzteres das neue Residenzschloss, ersteres das bischöfliche Priesterseminar waren, und das alte Schloss noch früher die Bischöfe beherbergte.

S. 6 bei Reichenau ist statt »liegt Karl der Dicke« begraben, leider das Imperfectum zu setzen, da die Gebeine des Kaisers von einem badischen Baupraktikanten aus dem Grabe entfernt worden sind.

S. 13 hätte wohl zur Aufklärung des sonst schwer zu erklärenden Zäringischen Besitzes angegeben werden können, dass Hohentwiel in ein Kloster zum hl. Georg umgewandelt wurde, dessen Körperschaft nachher nach Stein am Rhein verpflanzt, dessen Güter an Bamberg verschenkt wurden und schliesslich grösstentheils in die Hände der Bamberg'schen Schirmvögte, eben der Herzoge von Zäringen gerieth, nach deren Ausgang die Herrn von Klingenberg Klostervögte wurden, die den Twiel an Wirtemberg verkauften.

S. 20 begegnen wir den in einem Schulbuche störenden Druckfehlern »Zurzt« statt Zurze und »Aecke« statt »Ancke.«

Zu S. 34 hätten wir gerne hervorgehoben gesehen, dass das einfache Hebelhaus durch Beiträge aus Schopfheim und Umgegend zu einem Versorgungshause für arme Greise umgewandelt ist.

S. 44 ist wohl die Geschichte der Gefangennahme Berhtolts und Conrads von Urach zu Cöln als Pfand für die Wahlkosten ihres Oheims Berhtold V. von Zäringen mit der Gefangennehmung Berhtold III. von Zäringen vor Cöln verwechselt; — jene blieben zu Cöln, dieser wurde vom Grafen Dietrich von Are gefangen gehalten. Uebrigens bedurfte er eines Aufenthalts zu Cöln nicht, um Cölner Recht kennen zu lernen, es sorgte dafür der Verkehr und dass Muster bestehender Städte gerne zur Nachahmung jüngerer Stiftungen und Gründungen gewählt wurden, geht z. B. aus dem Briefe Otto III. für Villingen 999 hervor, welche »Villa« damals Markt und Münze Constanzer Gewäges erhielt. Auch ist durch H. Schreiber's Forschungen erwiesen, dass nicht Berhtolt III., sondern sein Sohn Konrad Freiburg mit dem Stadtrechte begabte. —

Der Erbfall der Stadt an die Freiburger Linie der Grafen von Urach und ihr Loskauf von der letztern, wegen deren Bedrückung und schlechten Wirthschaft, so wie die Unterwerfung

unter das ländergewinnende Oesterreich jener Zeit, hätte schon erwähnt werden dürfen, ohne Besorgniss, dem Gedächtniss zu viele Details aufzubürden, da der Gewinn für die Kenntniss der Culturgeschichte der damaligen Zeit uns bedeutender erscheint, als diese kleine Unbequemlichkeit.

Auch hätte wohl die Erstürmung des Schlossberges durch die Bauern und die Schlacht am Schönberg gegen Mercy einige Worte verdient, vielleicht auch bei Falkenstein die Zerstörung der Burg wegen einer unerhörten Gräuelthat gegen einen armen Hintersassen von Freiburg, welcher von den Fenstern des Herrenhauses über die Felsen in die Tiefe gestürzt wurde; eine Schauergeschichte, welche nach der einfachen und darum um so ergreifendern Sprache der Akten H. Schreiber zuerst bekannt gemacht hat.

Bei Breisach S. 55 war der Erwähnung werth, dass die Stadt erst durch Aenderung des Rheinlaufes auf das rechte Ufer kam, weil dadurch die schwankenden Verhältnisse des Flusseslaufes der Jugend zugleich wirksam dargestellt werden konnten; auch hätte bei der Lintburg (S. 57) der Tod Hartmanns, des Lieblingssohnes Rudolfs von Habsburg, erwähnt werden mögen, der erste düstere Schatten, der in das heitere Leben des alternden Kaisers fiel.

S. 64 ist die Burg Oberwolfach oder das eine Stunde weiter aufwärts liegende Valchenstein, welches jetzt kaum mehr erkennbar und kaum je der Sitz eines namengebenden Geschlechtes war, mit den mächtigen Trümmern der stattlichen Ritterburg Falckenstein, dem Sitz eines freiherrlichen Geschlechtes, im Berneckthal bei Schramberg verwechselt, wo Herzog Ernst von Schwaben im Kampfe gegen seinen Vater Aufenthalt fand, bis der Verlust der Streithengste ihn nöthigte, in die nahe Baar auszubrechen, wo er im Kampfe mit Manegold von Nellenburg seinen Tod fand.

Bei S. 71 hätten wir die Andeutung gewünscht, dass die Seenixen eben jene Mummeln (vgl. vermummen u. s. f.) seien, von denen der See den Namen hat. Ebenso hätte S. 76 die Teufels- (und Engelskanzel) klarer bezeichnet werden dürfen, als durch die Worte, »einem steilen Felsen, an den sich eine interessante Lage knüpft.«

S. 89 musste unter den Stätten der Strohflechterei Lenzkirch erwähnt werden, wo die Herren Faller Tritscheller u. Comp. seit 1824 die Fabrikation Florentinischer Strohhüte — eine Zeit lang auch aus Schwarzwälder Stroh — betreiben, eine Handelsgesellschaft, die von hier aus auch das grosse eigene Fabrikwesen zu Vallonara bei Vicenza leitet. — Dass auf derselben Seite die erste Glashütte des Schwarzwaldes in das 16. Jahrhundert gesetzt wird, ist wohl irrig, da schon im 14. Jahrhundert von einer eingegangenen Glashütte bei Gündelwangen urkundlich die Rede ist.

Dass S. 104 die 400 Pforzheimer bei Wimpfen mit ihrem Bürgermeister Berthold Deimling wieder der Geschichte vindicirt

werden, ist um so mehr auffallend, je klarer der Verfasser in seiner Geschichte von Pforzheim sich über diesen Gegenstand verbreitet hat.

S. 130 musste — nach der Jahreszahl der 3. Auflage — die Zeit, seit Mannheim als Festung — und Stadt — angelegt wurde, auf 260 Jahre — eigentlich 261 — statt 250 bestimmt werden.

Im geschichtlichen Theile haben wir nur S. 155 die Schreibung Constanzia st. Constantia zu verbessern gefunden und bei Erwähnung der Römerstädte die bedeutenden Niederlassungen bei Neuenheim-Heidelberg, deren Namen bis jetzt noch ein Räthsel ist, und Lupodunum = civitas Ulpia, das heutige Ladenburg, und etwa auch Sanctio-Säckingen, Tarodunum-Zarten und das namenlose Abnobabad Badenweiler vermisst.

Es sollen diese Bemerkungen dem Herrn Verf., wie gesagt, nur ein Beweis sein, mit welcher Aufmerksamkeit wir seiner Schrift gefolgt sind und wir hoffen, dass ihm recht bald, anlässlich einer 4. Auflage Gelegenheit werde, dieselben zu prüfen und zu berücksichtigen. Eine Karte Badens bildet eine wünschenswerthe Beigabe.

II. Die zweite der genannten Schriften hat eine strammere, schulgemässere Einrichtung und Anlage, die oft, z. B. S. 43—52 bei der Nomenclatur der Gebirgsarten und Gesteine an das Gebiet des streng Wissenschaftlichen anstreift und nur dann Früchte, dann aber auch schöne, bringen wird, wenn ein strebsamer Lehrer sich in dieselbe vertieft hat und dann durch die Anschauung und Erklärung der Vorkommnisse des Heimathsorts die Schüler und Schülerinnen in die Gebiete der Naturgeschichte einführt.

Sie beginnt mit einem Ueberblick des gesammten Grossherzogthums, seiner Lage, Grenzen, Grösse und Form, theilt dann dasselbe in der Richtung von Süden nach Norden (Oberland und Unterland) nach den Gruppen der Gebirge, Hochebenen, See- und Flussthäler ein, führt bei jeder dieser Abtheilungen die bedeutenden Wohnorte, die naturgeschichtlichen Vorkommnisse, die landwirthschaftlichen, industriellen und volksthümlichen Erscheinungen auf, gibt bei diesen Abschnitten von Zeit zu Zeit eine Erklärung der Ausdrücke der natürlichen und politischen Geographie in eben so ansprechender als nutzbringender Weise. Auf diese Beschreibung des Landes folgt sodann die Aufzählung der Landschaften (Gaue) mit besondern Namen, folgen die Namen der Gebirge und Pässe, wobei freilich einige Wiederholungen unvermeidlich sind, und schliesst dieselbe sodann mit einem geschichtlichen Ueberblick der Geschicke des Landes sowohl, als des regierenden Fürstenhauses.

Eine Karte des Landes ist beigegeben, wie bei der Pflüger'schen Schrift, und eine Anzahl von Abbildungen, bei welchen freilich manchmal das Bild der jetzigen Wirklichkeit nicht mehr ganz entspricht, z. B. Konstanz, wo noch die hölzerne Rheinbrücke, der Münsterthurm

mit drei Aufsätzen, Mainau, wo noch der hölzerne Steg zu sehen ist, der Heiligenberg u. s. f.

Haben wir dem Büchlein des Verfassers nach Inhalt und Anlage unsern Beifall nicht versagen können, so glauben auch ihn wir auf einige Unrichtigkeiten und Mängel aufmerksam machen zu sollen, weil gerade in einem Schulbuche solche Fehler doppelt gefährlich sind, da eben der Schüler sie nicht verbessern kann.

So scheint uns die Eintheilung der Linzgauer Berge in drei Gruppen (Heiligenberg, Höchsten und Göhrenberg) nicht richtig. Der letztere ist ein von dem genannten Gebirgszug völlig isolirter Berg, der Höhenzug aber bildet von Hochbodmann bis zum Höchsten eine mauergleiche zusammenhängende Höhestrasse mit darüber gebreiteter wellenförmiger Hochebene, die von tiefgefurchten Schluchten und Thälern durchzogen ist. Bei den geognostischen Bestandtheilen des Höhenzuges war die Breccie und Nagelfluhe nicht zu übersehen, aus welcher z. B. die Felsen der Freundschaftshöhle bei Heiligenberg, bei der Egge u. s. w. bestehen.

Bei der Eintheilung der Hardt (§. 10) hätte wohl die Ecke, woher Emmingen ab Egg, die Schera, woher der alte Scheragan und die Stadt Scheer den Namen führen, erwähnt werden sollen.

Die Kammerboten Erchanger und Berchtold (S. 11) wurden zu Bodmann weder gefangen genommen noch enthauptet. Ersteres geschah auf dem Concil zu Altheim im Riess, letzteres an einem — noch nicht mit Gewissheit bestimmten — Orte »Adinga.«

S. 13 hätten wir statt Schonolitberge (wohl Druckfehler statt Phonolithberge) lieber das deutsche Klingsteinb. gewünscht, — das griechische Wort hätte in eine Parenthese verwiesen werden sollen. Die Lage des Wartenbergs »bei Neidingen« ist minder richtig als bei Geisingen, welches Städtchen gerade am Fuss des Berges liegt, während jenes Dorf durch die Donau von demselben getrennt ist.

S. 14 hätte der Burgherr, dessen Ueberfälle der Katholiken die Zerstörung von Hohenhöwen veranlassten, als Graf von Pappenheim bezeichnet werden dürfen. Wie Herzog Ulrich auf dem Hohentwiel Zuflucht suchen und finden konnte, hätte durch die Geschichte des Anfalls an Wirtemberg (s. o. bei Pflüger) seine Erklärung finden können.

Undeutlich ist S. 15 die Stelle über den Bauernkrieg. Der Hegauer Haufen hatte nur Bedeutung gewonnen, als der Stülingensche sich zu Hilzingen mit ihm vereinigt hatte. »J. Müller von Bulgenbach bei Staufen« war Anführer eines Schwarzwälder, nicht Hegauer Haufens; seine Heimath Bulgenbach liegt an einem Seitenhange des Mettmathals unfern der zum Schwarzathal abfallenden Berggemeinde Staufen (natürlich von der gleichnamigen Stadt im Breisgau scharf zu sondern). —

Zu S. 19 bemerken wir, dass die Stelle »in Mittelzell ist die Grabstätte Kaiser Karls des Dicken« unverständlich ist ohne eine Vorbemerkung, dass auf der Insel 3 Pfarreien bestehen, »Unterzell« gegenüber dem Eingang in den Zeller See, »Mittelzell« oder »Münster« auf der Mitte der Insel und »Oberzell« oder »St. Peter« am südlichen Ende der Insel.

Wenn S. 20 die Stelle: »Die Felchen und Gangfische sind dem Bodensee eigenthümlich« heissen soll, dass sie nur im Bodensee vorkommen, so ist dieses irrig, denn der Ferra im Genfer See ist ganz gleich dem Felchen (Coregonus oder Salmo Wartmanni). Unter den Fischarten hätte jedenfalls der Brachsmen (Abramis) aufgezählt werden sollen; — sein Vorkommen, s. o. bei Pflüger, berechtigt ihn dazu.

Zu S. 14 bemerken wir, da wir von einer römischen Besatzung in Constanz bis jetzt keine Spur haben, so müssen wir das Cohortenzeichen des Hasen, woraus der »Seehase« sich gebildet haben soll, dem Gebiete der Fabel überlassen und zwar der von den Gelehrten erfundenen und im Volke verbreiteten.

Die Worte Henlin, statt Heuglin = Ugolino, S. 27, Salmonsweiler, statt Salmansweiler, S. 28, Neukrenklingen, S. 33, statt Neukrenkingen und Katarakt statt Katarrhakt sind Uebersehen, die wohl dem Drucker zur Last fallen, sowie Gaisingen S. 36 statt Geisingen (Gisinga), S. 36, und Kettach statt Köthach, S. 37, Roggenstein statt Rogenstein S. 42.

Bedenklicher aber ist es, wenn S. 26 die Aach bei Radolphzell in den Untersee fliesst, während es eine Stunde seeabwärts bei Ueberlingen am Riede geschieht, wie überhaupt S. 33 der Ursprung und Lauf der Aach — welche gewöhnlich die Beurener, — von Beuren unter Krähen — genannt wird, so geschildert wird: »Sie hat mehrere Quellen: die eine ist bei dem alten Schlosse Höreneck, die andere beim Dorfe Haltingen, sie vereinigen sich bei der s. g. Thalmühle und ziehen über Engen. Bei Hohentwiel [2½ Stunde von der Quelle!] erscheint die dritte Quelle, welche dem Städtchen Aach entläuft [dieses liegt ¼ Stunde oberhalb des Dorfes Aach, durch welches der jugendliche Fluss strömt] und nun ziehen sie vereint dem Untersee zu.« — Richtiger ist gleich in den nächsten Zeilen die Hauptquelle als beim Städtchen Aach befindlich angegeben; nur ist die Volkssage, dass dieselbe das bei Möringen in das Erdreich versickernde Donauwasser sei, zu kühn als Wahrheit angenommen.

Dass S. 33 die Biber bei Wolterdingen [Dorf an der Brege bei Donaueschingen] entspringe, ist vielleicht Schreib- oder Druckversehen statt Watterdingen.

S. 34 ist die Weller oder der Wels (Siluris) mit dem Stör (Sturio accipenser) verwechselt.

Wenn S. 38 die Breite des Schwarzwalds von Müllheim bis

Achdorf bemessen wird, so ist zu bemerken, dass letzterer Ort schon zum Juragebiet (Stülinger Alp) gehört.

Sehr bedenklich ist S. 56 der Lauf der Wutach angegeben, »sie nimmt die aus dem Schlüchtsee kommende Schlücht . . ., später die Steina und Schwarza auf.«

Dem Schluchsee entströmt die Schwarza und fliesst in fast unwegsamem Thale bis zur Wiznauer Mühle, wo sie sich mit der Schlücht vereinigt und ihr den Namen abgiebt. Die letztere aber entspringt bei Grafenhausen und nimmt unfern Riedern die von Amertsfeld herabfliessende Mettma auf und ergiesst sich unterhalb Thiengen in die Wutach, während oberhalb des Städtchens die ganz in der Nähe der Mettma entspringende Steina mündet. Der Verf. ist hier wohl durch einen Fehler der Karte im Emmerling'schen Schwarzwald irre geführt; Gerbert hat die richtige Zeichnung.

Verwirrend ist S. 59, wenn zuerst von Oberlenzkirch und Unterlenzkirch richtig gehandelt ist, später aber noch einmal, und zwar bei Bondorf, Lenzkirch ohne nähere Bezeichnung erscheint.

Wenn endlich bei Mannheim S. 114 gesagt ist, dass es 1605 städtische Rechte erhalten habe, so ist dies irrig; — nur die Bedingungen der Güterabtretungen des Dorfes Mannheim zum Behufe der Erbauung der Feste Friedrichsburg wurden festgestellt und zugesagt; auch wurde Frohndefreiheit gegeben, — städtische Rechte aber erst nach dem Ausbau der Stadt in Aussicht gestellt. Dass die Stadt 1644 von den Franzosen und Baiern zerstört worden sei, ist irrig. Es war während der Berennung durch Tilly 1622, dass der Commandant des Churfürsten, Horace de Veer selbst, eine Reihe Häuser nächst der Festung zusammenreissen liess; auch gingen bei Erstürmung des Neckarübergangs einige Häuser in Flammen auf; — sonst geschah die erste Zerstörung erst 1689.

Wir schliessen — um nicht die Grenze einer Anzeige zu überschreiten — diese Bemerkungen mit dem Wunsche, dass der Herr Verf. bei einer zweiten Auflage auf dergleichen Versehen aus dem obenerwähnten Grunde ein recht scharfes Augenmerk richten möge.

Mannheim, December 1866.

Fickler.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Die Kirche St. Stephan zu Mainz. Beschrieben von Karl Klein, Professor etc. Mainz, Passet 1866. 36 S. 8. Als Beilage zu desselben „Jubelheft des hochwürdigen Pfarrers Joh. Peter Merz zu St. Stephan in Mainz." Beschrieben von Karl Klein, Prof. etc. Mainz. G. Passet 1866. 16 S. 8.

Das Jubelheft fünfzigjährigen Wirkens des oben genannten Geistlichen als Pfarrer an der St. Stephanskirche zu Mainz, welches in seinem dreitägigen Verlaufe in der erwähnten Beilageschrift geschildert ist, eines Mannes, den mehr noch als die österreichischen, preussischen und hessischen Orden das Wort seines protestantischen Mitbruders ehret, »dass er bei aller Treue in seinem Glauben und bei aller Entschiedenheit für das Bekenntniss seiner Kirche, doch gegen Andersglaubende niemals der Liebe und Milde vergessen habe, an welcher der Herr die Seinen erkennen will«, gab dem Verf. Gelegenheit, im Auftrage der Schüler des Jubilars, unter welche er selbst gehört, die erstgenannte Schrift als Festgabe zu verfassen. Derselbe beschied sich, »aufzuzählen, was gegenwärtig in der Kirche und in den dazu gehörigen Gebäuden im Innern und Aeussern bemerkenswerth erscheint.«

Doch ist mehr, als das Versprochene in der Festschrift gegeben, wie gleich Anfangs die Geschichte der Kirche und des damit verbundenen Stifts.

Dieses verdankt seinen Ursprung dem grossen Erzbischofe Willigis, dem Gründer des jetzigen Domes in der Unterstadt, der in der obern Stadt 990 dem Märtyrer Stephanus die Kirche baute, bewidmete und die Kaiser Otto III. und Heinrich II. zu Mitstiftungen bewog, so dass um diese Zeit das Stift schon sechs und dreissig Geistliche zählen konnte.

Dass Willigis in dieser Kirche seine Grablege gefunden, ist durch die spätere Enthebung der Reliquien desselben bezeugt; sonstige Zeugnisse sind nicht vorhanden. Der neben dem Grabe 1714 — im Chor, der Sakristei gegenüber — gesetzte Denkstein ist zu jung dafür und auch er ist bei der letzten Restauration zu Grunde gegangen. Ein interessantes Zeugniss könnte aus der bei den Reliquien befindlichen glockenförmigen Casula des Heiligen (S. 17) hergeleitet werden, wenn wir über die Gleich- oder Vorzeitigkeit dieses Messgewandes bestimmte Nachweisung hätten.

Eine andere Frage ist, ob die Stiftung des Willigis eine ganz neue sei, oder ob nicht in früherer Zeit schon eine Kirche oder Kapelle hier bestanden.

Dass um die Mitte des vierten und zu Anfang des fünften Jahrhunderts die römische Garnison und Bürgerschaft christliche Kirchen gehabt haben müssen, ist nach den Edikten des Constantius und Jovinianus mehr als wahrscheinlich: dass oben im befestigten Lager auf dem Kästrich eine solche gefehlt habe, unglaublich. Der Name Stephanus endlich als Kirchenpatron kann den ältesten Zeiten des Christenthums angehören, wiewohl sich nicht in Abrede stellen lässt, dass gerade zu den Zeiten des Erzbischofs Willigis derselbe Heilige in Deutschland in besondere Aufnahme gekommen zu sein scheint, denn fast um die gleiche Zeit errichtet und bewidmet der hl. Konrad zu Constanz das Stift St. Stephan.

Gewiss wäre der Verf., wie kein anderer, der Mann über diese Verhältnisse, wenn überhaupt möglich, Licht zu verbreiten. Jedenfalls ist wahrscheinlich, dass Willigis' Bau nur von Holz gewesen und erst 1049, also 38 Jahre nach dem Tode und der Bestattung des Erzbischofs (!) der erste Steinbau an dessen Stelle trat, an welchem 1099 die Weberzunft im Kästrich die westliche Halle anbaute, durch welche an Bitttagen Geistliche und Laien mit der Procession eintraten.

Uns will bedünken, dass dieser Bau nicht so fast den Ausbau der genannten Kirche, sondern eine an denselben angebaute Vorhalle, Kreuzgang, Porticus, Vorzeichen und wie die mittelalterlichen Namen alle heissen, bedeute. Gewissheit freilich wird nicht mehr zu erhalten sein, denn der ganze Bau wurde nach zwei Jahrhunderten durch einen neuen ersetzt, den jetzigen, zu welchem Geistlichkeit und Bürgerschaft mit freiwilligen Gaben und Ablassbriefen auf's Freigiebigste beisteuerten.

Aus dem noch vorhandenen Verzeichnisse hat der Verf. diejenige Gerhards zur Rosen (sicher der Name des Hauses auf der Gangasse, nicht auf eine Rosengasse zu beziehen) hervorgehoben. Hätte ihm doch der Raum und der Zweck der Festschrift vergönnt, das ganze Verzeichniss abzudrucken, das sicher für die Culturgeschichte sehr bedeutsam gewesen wäre.

Es ist dieser Bau die jetzige Pfarrkirche, die im 14. Jahrhundert aufgeführt wurde, 1542 ihren hölzernen Thurm durch einen Blitzstrahl einbüsste, dessen Neubau ursprünglich ein Altan mit kleiner Thürmerwohnung krönte, die 1740 durch die jetzige Thürmerwohnung und wahrscheinlich auch die jetzige Bedachung ersetzt wurde. Als Curiosum mag erwähnt werden, dass die Laterne des Thurmes von Napoleon I. hinweggenommen und durch einen Telegraphenarm ersetzt wurde. Die Restaurationszeit verbannte natürlich schleunigst den jetzt durch ganz andere Mittel ersetzten Fernschreibeapparat.

Die letzte Restauration fällt in unsere jüngste Erinnerung. — Die furchtbare Pulverexplosion des 18. November 1857 hatte auch die Stephanskirche so zu sagen, bis auf's Mark getroffen. Die Dächer und Fenster waren zerstört, die Orgel zertrümmert, die

Mauern geborsten, die Kirche mit Schutt gefüllt. Die Summe von 28,000 Gulden, die als Entschädigung gereicht wurde, reichte kaum hin, das Nothwendigste herzustellen. Da nahm den Wiederaufbau der Kirche nach einem umfassendern Plane Baumeister Franz X. Geier in die Hand; »unentgeltlich, Gott zur Ehre und der Sache zu Liebe.« Ohne irgendwo anzufragen arbeitete er drei Wochen lang bei verschlossenen Thüren am — Aufräumen des in spätern Zeiten Eingebauten, manchmal freilich auch des Erhaltungswerthen. Dazu rechnet, von den modernen Denksteinen der Heiligen Bonifacius und Willigis abgesehen, der Verf. mit Recht die alten Chorstühle, die dem Zwecke der Erweiterung des Chors weichen mussten. Den Radicalreformer traf Misstrauen und Missbilligung der Geistlichen und Laien, und die Beiträge zur Vollendung der Restauration waren spärlich. Die Verdoppelung der Entschädigungssumme half schliesslich, und es konnte in den im Stil des XIV. Jahrh. anständig wiederhergestellten Bau die Gedenktafel gesetzt werden: »Denkstein || dem hochwürdigen || Herrn Pfarrer || J. P. Merz || welcher diese von der || Pulverexplosion vom || 18. November 1857 verwüstete Kirche || unter Assistenz des Baumeisters || Dr. Geier || wieder im ursprünglichen || Baustile herstellte errichtet || am Tage seines Pfarrjubiläums || den 17. April 1866.«

Auf den geschichtlichen Ueberblick, dem wir bisher gefolgt sind, folgt die Beschreibung nach den Abschnitten: Das Innere, die Möbel (wir hätten hier wohl nicht mit Unrecht einen bezeichnendern Ausdruck, oder eine Umschreibung gewünscht, denn unter diesen »Möbeln« zählen u. A. die Altäre). Die Reliquien, unter welchen die Monstranzen aufgeführt sind, deren eine die auffallende Inschrift: Moguntiam MDCCI haben soll; Der Taufstein, Die Emporbühnen; Grabsteine mit Inschriften; Die Sacristei, in welcher das ehrwürdigste Alterthum der Kirche, ein Weihwasserkessel romanischer Arbeit sich vorfindet, der wohl mit dem angeblichen Messer, mit welchem Bartholomäus geschunden worden sein soll (arabische Arbeit, vielleicht mit Inschrift) eine Abbildung durch Lindenschmitt verdient. Der Kreuzgang; Die Abschnitte: Kirchengebäude im Osten; Das Portal; Der Thurm; Die Glocken bilden den Schluss der Beschreibung. Im erstern ist der Grabstein Frielo's von Gensfleisch, Canonicus, von 1460, des Bruders des Erfinders der Buchdruckerkunst. In die Beschreibung hat der Verf. sehr verständige Bemerkungen über das, was bei der Restauration hätte erhalten, was beseitigt hätte werden sollen, niedergelegt.

Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit einer hier einschlägigen frühern Arbeit des Verf. »Die hessische Ludwigsbahn, oder Worms, Oppenheim und die andern an der Bahn liegenden Orte. Topographisch und historisch dargestellt nebst einer übersichtlichen Beschreibung von Mainz, von Karl Klein etc. Mainz, Seifert. 1856.*)

*) S. diese Jahrbb. 1856. S. 815ff.

Die Schrift gibt ein sehr anziehendes Bild namentlich des römischen Lebens und der mittelalterlichen Vorkommnisse in dieser Gegend; gefundene Inschriften sind in ansehnlicher Zahl aufgeführt und auf Bauten und Merkwürdigkeiten jeder Art die Reisenden aufmerksam gemacht. Wir glauben zu Oppenheim einen kleinen Beitrag geben zu können. Mit Recht schreibt der Verf. die schnelle Aufnahme der Stadt Conrad III., dem Staufer, zu. Unter diesem scheint die Burghut einem mächtigen Geschlechte übergeben worden zu sein, welches auch zu Worms in hohem Ansehen war, vielleicht Schirmvogteirechte über das Bisthum besass. Wenigstens lesen wir an dem romanischen Portal der im XII. Jahrhundert erbauten St. Martinskirche zu Worms die Inschrift: HEĪRICꝰ DE OPꝧ ADVOCATVS = Heinricus de Openheim advocatus.

Mannheim, Januar 1867. **Fickler.**

---

*I. Die Einführung des Interims im Kinzigthale, nach urkundlichen Quellen dargestellt von Dr. K. H. Freiherrn **Roth** von Schreckenstein, Vorstand des F. Fürstenb. Archivs in Donaueschingen. Mit 15 archivalischen Beilagen. 45 S. 8.*

*II. Wolfgang Graf zu Fürstenberg, Landhofmeister des Herzogthums Wirtemberg, als oberster Feldhauptmann des schwäbischen Bundes im Schweizerkriege des Jahres 1499. Mit urkundlichen Beilagen von Dr. K. H. Freiherrn **Roth** von Schreckenstein, Vorstand des F. Fürstenbergischen Hauptarchivs. Wien. Aus der K. K. Hof- und Staatsdruckerei. In Commission bei Karl Gerold's Sohn. 1866. 90 S. 8.*

Das fürstlich Fürstenberg'sche Hauptarchiv zu Donaueschingen, ein für das spätere Mittelalter — seine ältesten Urkunden reichen kaum über die Mitte des XIII. Jahrhunderts hinaus — sehr reicher Quellenschatz, erfreute sich seit dem vorigen Jahrhundert nicht nur eines stattlichen, zweckmässigen Sammlungs-Gebäudes, sondern auch bis in das erste Viertel des jetzigen einer Reihe fleissiger, wissenschaftlich gebildeter und mit den Coryphäen ihres Faches in steter Verbindung stehender Archivare, deren Verdienste um die vaterländische Geschichte Mone d. ä. in der Einleitung zu seiner »Quellensammlung« etc. hervorgehoben hat.

Dann aber erlitt, da das Archiv mehr als eine Registratur für das laufende Geschäft, zu Gutachten in Processen, kurz zu praktischen Zwecken benützt wurde, nicht nur die Bearbeitung der Archivalien für geschichtliche Zwecke eine Unterbrechung, sondern man glaubte auch bei den Archivaren die strengwissenschaftliche Vorbildung für ihr eigentliches Fach entbehren zu können.

Das ist denn jetzt durch die Vorsorge des jetzt regierenden Herren Fürsten zum Vortheile der Wissenschaft ganz anders geworden.

In der Person des Freiherrn Dr. Roth von Schreckenstein hat das fürstliche Archiv einen Vorstand gewonnen, der durch seine wissenschaftlichen Arbeiten über das Patriciat, die Reichsritterschaft u. s. f. und durch seine Wirksamkeit am Archive des germanischen Museums, dessen Vorstand er gewesen, in jeder Beziehung seine Befähigung zu dieser Stelle glänzend bewährt hatte.

Dass auch die Verwerthung desselben für die Zwecke der Wissenschaft nicht werde auf sich warten lassen, war von der Strebsamkeit des in dieser Hinsicht seinem würdigen Grossvater nacheifernden Enkels zu erwarten.

Und in der That sind auch als Aufsätze in Zeitschriften und kleine Monographien schon Arbeiten in hübscher Zahl aus seiner Feder hervorgegangenen; an sie reihen sich die beiden obigen Schriften in ehrenvoller Weise an.

I. Die erste derselben betrifft eine für die badische Landes- und Kirchengeschichte bedeutsame Angelegenheit, welche von dem Geschichtschreiber des fürstlich Fürstenberg'schen Hauses, Ernst Münch, nicht eben glücklich behandelt worden ist, »insoferne gründliche Forschung und ein auf Thatsachen ruhendes, unbefangenes Urtheil den Historiker ausmachen«. Münch hatte nemlich in seiner Weise (II, 112 ff.) das Vorgehen gegen den Protestantismus im Kinzigthale im Allgemeinen zu schwarz angestrichen und allzu oft mit einer Phrase sich begnügt, wo es galt, sein Urtheil durch die »papyrenen Schanzen« der Urkunden schuss- und sturmfrei zu machen. Dabei begegnete ihm manchmal, dass nicht bloss durch Druckversehen, sondern durch wirklich falsche Schreibung, Namen, Daten irrig angegeben sind. Dies war indessen freilich zunächst nicht seine Schuld, sondern diejenige der Vorgänger des Herrn von Schreckenstein, welche die von Münch ausgesuchten — oder freilich meistens ihm dargereichten — Schriftstücke zu copiren hatten, soweit eben ihre Kräfte dazu reichten. Deswegen hätten unserer Ansicht nach dergleichen böse Stellen, wie Vierordt gethan, auch stillschweigend verbessert werden können, wenigstens nicht mit besonderer Betonung Münch allein angerechnet werden sollen.

Vierordt hat in seiner Reformationsgeschichte I, 310 ff. nach Privatmittheilungen, die Ref., mit Erlaubniss des hochseligen Fürsten demselben aus dem F. F. Hauptarchive machte, auch diese Angelegenheit mit der Gewissenhaftigkeit und Objectivität des Urtheils behandelt, die seiner Reformationsgeschichte ganz besondern Werth gibt.

Der Verf. unserer Schrift gibt ihm mit den Worten »Ungleich besser, (als bei Münch) sind die kurzen Nachrichten, welche K. F. Vierordt in seiner Geschichte der evangelischen Kirche im Grossherzogthum Baden I, 388 ff. gegeben hat« seine Anerkennung, nur vielleicht etwas zurückhaltender, als der Verblichene verdiente.

Indessen werden auch bei Vierordt einige Ungenauigkeiten hervorgehoben, die zumeist, weil auf orthographische Varietäten

der Namenschreibung bezüglich, Ref. nicht berühren würde, wäre nicht mit Recht hervorgehoben, dass jener nach Abschriften arbeitete, und Ref. es gerade war, der diese Abschriften übermittelte.

S. 7 ist bemerkt, dass der ortenauische Amtmann und Gesandte des Grafen Wilhelm Musler nicht Musslar heisse. Letzteres ist kein Schreib-, sondern ein übersehener Druckfehler. Vierordt hatte die Schreibung Musler erhalten, aber wahrscheinlich die bei dem noch blühenden Geschlechte — welches unlängst der Hochschule zu Freiburg einen Lehrer gab — übliche Schreibung Mussler aus Vorbedacht oder Uebersehen gewählt. Wenn Ref. sich nicht täuscht, kommt auch im Contexte eines Schreibens o. O. u. Dat. von Jos Münch an Grafen Wilhelm von Fürstenberg (No. XI, S. 39 der Schrift), eines Schreibens, welches Ref. in den Anfang Decembers zu setzen geneigt wäre, während der Verf. es Ausgang Septembers 1548 ansetzt, einmal die Schreibung mit geschärftem S vor.

Dass (vg. S. 28) hingegen Pfarrer Franz Beckh zu Hausag galant statt gelehrt genannt wurde, war Vierordts eigene Wahl. Ref. hatte ihm von dem Worte ein Facsimile mitgetheilt, weil ihm die Lesung nicht ausser allem Zweifel schien, wie denn auch der Name selbst fast ebenso gut Borkh, wie Beck zu lesen war.

S. 21 berichtigt der Verf. die Datirung eines Briefes des Grafen Friedrich, den Vierordt, durch ein Schreibversehen des Ref. verführt auf den 15. Mai statt Merz ansetzt, mit gutem Fug, ebenso S. 17 die Schreibung des Pfarrers von Welschensteinach Keller statt Kälblin, welches eine Vermuthung Vierordts gegen die richtige Mittheilung war.

Mehr zur Sache gehörig ist die Stelle S. 8 wo der Verf. das s. g. Mandatum visitat. eccles. vall. Kinzig vom 25. April 1546 für die erstmalige Einsetzung einer ständigen Visitationsbehörde hält, während Vierordt I, 389 dasselbe als zweite Anordnung einer Visitation annimmt.

Beide Ansichten sind nach des Ref. Ansicht richtig, wenn man annimmt, dass auf das dringende Ansuchen der Pfarrer vom 31. Mai 1542 zwar eine Visitation vorübergehend angeordnet worden sei, dieselbe aber erst 1546 in definitiver Weise und ständig festgestellt wurde.

In einem andern Punkte, dass die beiden Brüder Friedrich und Wilhelm von Fürstenberg nicht schon seit 1538 entzweit waren, wie Vierordt annimmt, sondern sich bis zum Jahr 1542 in leidlich gutem Einvernehmen befanden, muss Ref. sich nach seiner Kenntniss der Akten ganz auf des Verf. Seite stellen, dem dazu noch ein reicher Briefwechsel der Brüder zu Gebote stand, obwohl er auch Rücksicht darauf nimmt, dass mehrere Güterabtheilungen vorübergehende Trübungen desselben veranlasst haben, oder deren Folge gewesen sein könnten, abgesehen davon, dass die euphemi-

stische, scheinbar milde Ausdrucksweise des XV. und XVI. Jahrhunderts, die sich sogar bis in die Criminalgerichtssprache erstreckt, häufig recht scharfe Schneiden und Spitzen unter dem geglätteten Wortlaute verbirgt.

Doch sei dem, wie ihm wolle, schon aus dem bisher Angedeuteten, mehr aber noch daraus, dass Vierordt dem Plane seines Werkes nach die Angelegenheit der Reformation im Kinzigthal nicht mit aller Vollständigkeit behandeln durfte, Münch sie nicht behandelt hat, wie es seine Pflicht gewesen wäre, geht die Berechtigung des Verf. zu einer Revision der Akten und einer erschöpfenden Darstellung der Thatsachen genügend hervor. — Er hat dieselbe mit der Gewissenhaftigkeit gelöst, welche seine übrigen Arbeiten auszeichnet.

Nachdem S. 1—23 eine möglichst eingehende Geschichtserzählung gegeben ist, werden (S. 24—45) XV Aktenstücke des F. F. Hauptarchivs mit archivalischer Genauigkeit abgedruckt, die bisher nur stellenweise bekannt waren. »Der getreue Abdruck der hier in Betracht kommenden Hauptstücke soll den Leser in die Lage setzen, die Richtigkeit der hier folgenden, gedrängten Darstellung selbst prüfen zu können.«

Obwohl durch beides, Darstellung und Urkunden, der Titel der Schrift genügend erschöpft ist, erlaubt sich Ref. auf Einiges aufmerksam zu machen, was ihm die Geschichte der Reformation und Gegenreformation im Kinzigthale und der Ortenau zu ergänzen geeignet scheint.

Was zunächst die reformatorische Bewegung im Fürstenberg'schen Gebiete und dessen Umgebung betrifft, so scheint im Kinzigthal dieselbe, wie Verf. auch S. 1 andeutet, schon vor ihrer Einführung durch die Herrschaft, durch den Verkehr mit Strassburg, Wirtemberg und anderen Nachbarn unter den Einwohnern sich still verbreitet zu haben. Ja sogar in Schwaben, in der Baar, fand Graf Friedrich frühe Veranlassung dagegen anzukämpfen. In einem Schreiben vom 22. Januar 1533 lud er d. d. Wartenberg die Herrn von Tierberg, Hans von Karpfen und Jakob Gut, nebst Andern — Prior und Abt von St. Peter z. B. entschuldigen das Nichterscheinen ihres Abts — zu einem Tage nach Villingen, betreffend die Vertheidigung des alten Glaubens gegen »Ufsetziger und grosser Pratikhen« der Neugläubigen. Derselbe wurde den ersten Februar gehalten. Die Versammelten haben »nach langer erzellung derselben newglaubigen seltsame hochgeschwinde Pratekhen« sich mitgetheilt und gefragt »wes sich ain Jeder zu dem Andern trosts, hilff und bystands in solcher noth zu erhaltung des Alten waren Cristenlichen glaubens versehen und getrosten sollte oder mochte.«

Es wurde schliesslich, da mehrere der Anwesenden nicht reichsunmittelbar waren, ausgemacht, dass diese bei ihren Obern deren Willensmeinung erforschen und dem Grafen Friedrich melden sollen.

Ja der Graf selbst, der hier als Haupt der antireformatorischen Strebungen erscheint, war vor und nach dieser Zeit, wenn man einer Relation des Klosters St. Georgen (von dem gelehrten Abt M. Gaisser?) in Sachen des Klosters Friedenweiler folgt, der katholischen Sache feindselig, wo es sein Vortheil mit sich brachte. »So hat doch mit der Zeit, vornemblich als der Lutheranismus ... einzureissen angefangen, erstlich Herr Graf Wilhelm, hernach auch sein Bruder Herr Graf Friedrich von Fürstenberg diser enden allerlei einträg zu erwecken angefangen, solche auch durch embsigen Antreiben Ihres Obervogts (Junker Jos Münch von Rosenberg genannt) eines vom Catholischen glauben Abgefallenen Edelmanns desto leichtlicher fortgesezt, weil die würtembergischen Empörungen und bäurische Aufruhren Beede Klöster, (St. Georgen und Friedenweiler) in Zeit und Geistlichem in merkliche Abkraft gebracht und Dero Vorsteher Anderwärts Viel zu schaffen gegeben.«

Als Oesterreich Wirtemberg besetzt hatte, ging Graf Friedrich in der Angelegenheit von Friedenweiler auf Schiedsleute ein; — der Prälat von St. Peter, Luz von Landau, Pfandherr zu Triberg, Hans von Landenberg zum Schonenberg und Jakob Luz d. ä., Bürgermeister zu Villingen, waren ausersehen. Nach der Schlacht bei Laufen aber verwarf er diese Schiedsrichter und übergab die Verhandlung mit Abt Johann seinem Bruder Wilhelm, liess auch aller Wahrscheinlichkeit nach das ihm abgetretene Kloster Friedenweiler leer stehen.

Die offizielle Einführung der Reformation im Kinzigthale geschah aber wahrscheinlich erst, als die Mutter der Grafen 1540 gestorben war. Denn dass diese nach dem Tode ihres Gemahls die Herrschaften im Kinzigthal behielt, dafür sprechen nicht nur einige Aktenstücke des Klosters Wittichen, sondern auch der Theilungsvertrag vom 29. Sept. 1540, nach welchem Hausen die Herrschaft mit allen Städten etc. sammt allem Silbergeschirr und Hausrath der Mutter an Graf Wilhelm fallen sollte (Urk. d. a. F. A. No. 295).

Anders mochte es in der Herrschaft Ortenberg bez. v. Ortenau gewesen sein, die, wie der Verfasser betont, hälftig Strasburgisches Reichspfand war. Es fehlen über deren Reformirung auch dem Ref. bündige Aktenstücke. Nur die Stadt Gengenbach, deren Pfarrsatz dem dortigen Kloster gehörte, gibt einigen Aufschluss. Denn in einer Zuschrift vom 26. August, in welcher Schultheiss, Meister und Rath der Stadt den Grafen Friedrich um Verwendung bei dem Abte (wahrscheinlich Fr. von Keppenbach) angehen, dass er ihnen neben Haltung der Messe u. A. ihnen gewohnten »predigcanten her lütyum [Lucius Kyber] Der das Rein lutter Evangelium und sust nichtzit anderst predig und verkündigt »wie bisher bleiben lassen wolle, betonen sie, insbesondere »Dieweil wir kein pfarrher noch predigkanten weder zu sezen noch zu versetzen haben, Sonder der Apt bei uns«, und betreffend die Messe und andere Ceremonien »die wir nyt abgestellt, auch denn unsern dartzu zugeen niekeinswegs

gebotten verbotten noch gewert haben.« Es scheint demnach, dass Abts Friedrichs von Keppenbach Vorgänger, Melchior von Horneck, wirklich, wie Ref. nach Kolbs Lexicon von Baden berichtet (S. 19), die Reformation angenommen, oder wenigstens ihrer Einführung sich nicht widersetzt habe. Dass dieses aber unter der Mitwirkung der Fürstenberg'schen Beamtung geschehen sei, ist richtig, denn nach einem Schreiben Jos Münch's an Grafen Friedrich (6. Juni 1548) geht hervor, dass die Schaffner zu Ortenberg (Musler?) und Wolfach (D. Ycher) den Abt Friedrich gefangen setzten und wahrscheinlich auch im Kloster selbst protestantischen Gottesdienst einführten, so dass dasselbe mit grossen Kosten wieder geweiht werden musste.

S. 11 ff. wird vom Verf. mit vollem Rechte der schwankende Stand der Reichspfandschaft in der Ortenau unter den Bestimmungsgründen des Grafen Friedrich zu seinem Verhalten gegen die Protestanten im Kinzigthal aufgeführt. So nahe aber war gesetzlich die Zeitfrage der Ablösung noch nicht gerückt. Denn wenn auch König Ferdinand 1521 das Recht der Einlösung der Ortenau, wie der Verf. nach Kolb angibt, erhalten hatte, so gab er eben so bündig 1526 (Augsburg 22. Februar S. A. F. Arch. No. 267 c) die Versicherung, dass die Pfandschaft den beiden Fürstenberg'schen Brüdern zu ihren Lebzeiten nicht durch Ablösung entfremdet werden dürfe, — freilich mit dem dehnbaren Beisatze »als wenn ein ausserordentlicher Fall es erheischen werde.«

Dringlicher war noch Carl V. vom Verf. S. 22 angeführter Befehl d. d. Brüssel 4. Juli 1549 an Graf Friedrich, dass er seinen Bruder, »welcher sich der Schmalkaldischen Kriegsunruhen und Rebellion schuldig gemacht und von Tag zu Tag je länger je mehr allerlei Unschicklichkeiten die Iro K. M., dem hl. Röm. Reich, auch ihm selbst und seinem Geschlecht zu hohen Beschwerden Schaden und Nachtheil gelangen möchten, fürnemen und ausüben thue, allenthalben nachtrachten, auffahen und bis auf weiteren allerhöchsten Befehl in Sichere Verwahrung aufbehalten solle (F. F. a. Arch. No. 298, freilich stimmt das Datum nicht ganz zu den Aufenthaltsorten bei v. Stälin, Forschungen zur D. G. V, 580 da an diesem Tage der Kaiser sich schon in Löwen befindet). Ref. ist geneigt zu glauben, dass Wilhelms Aufenthalt zu Ortenberg in den letzten Lebenstagen eine Art libera custodia gewesen sei, von welcher freilich nach wenigen Wochen der Tod ihn erlöste.

Die Stelle (S. 21) aus dem Schreiben des Grafen Friedrich an Jos Münch »das Kinzigthal habe besondere Aufseher, die dann alles was daselbst geschehen an den kaiserlichen Hof berichteten«, ist aktenmässig erhärtet durch den Auszug aus dem Warnungsbriefe — wahrscheinlich eines Insbrucker Beamten an Graf Friedrich, in welchem mit dürren Worten gesagt ist, »dass die Rom. Kün. M. Unser Allergnädigster Herr der Regierung zu Insprugk ufferlegt sie ain gewisse und guette khundschafft In die Landvogtey

Ortnaw zumachen wie Ir euch Inhalt des Reichsabschidt wider ain ordnung Im glauben fürnemen und ufrichten werden, Derhalben In vertrauen mein Rath und gnatt bedunkhen Ir vollendt In gemelter Landvogtei widerumb, wie von alterher Im glauben fürnemen und uffrichten würdt euch an Zweifel bei der Ro. Ku. Majt wol erschiessen« u. s. w.

S. 23 finden wir angegeben, dass Jos Münch 6. Aug. 1549 in Wittichen mit Schritten zur Wiederherstellung des Klosters beschäftigt gewesen sei. Dieselbe muss entweder misslungen sein, oder nur die öconomischen Angelegenheiten, etwa die Versorgung des betagten Pfarrers Jakob Gyr, oder wenn er durch den Tod schon von weiterer Verlegenheit erlöst war, die Versehung seiner Stelle betroffen haben. Denn im Jahr 1560 finden wir in den Klosterakten, dass die Priorin Margaretha Denningin von Rottweil aus dem Kloster entfliehen wollte, um sich mit dem ehmaligen Pfarrer zu Wittichen Albrecht Nopp von Hechingen zu verheirathen, um die gleiche Zeit verheirathete sich eine Laienschwester Agnes Hallerin, und waren 1569 nur noch zwei Frauen übrig, so dass durch Berufung von Nonnen aus Valduna bei Feldkirch das Kloster wieder restaurirt, dennoch aber 1577 vollständig reformirt werden musste. (Visitations-Recess des Bischofs von Ascalon von Constanz 5. Nov.). In letzterm Jahre wurde von demselben Weihbischofe auch für nothwendig erachtet, die Kirchen des Kinzigthals neu zu weihen »die weyl mein's erachtens die Kirchen im kintziger Thal in mancherley weyss durch die sectirer und ketzer dess gleychen die Altar daruff sy ire sectische nachtmäler gehalten sampt den kirchhöffen darin sy wider die Ordnung der Kirchen untageliche personen begraben sind geunehrt und entwichen worden.«

Aber schon früher (15. Mai 1563) waren die katholischen Priester (wo? zu Wolfach?) in einer Conferenz versammelt und unter ihren Beschwerdepunkten findet sich, dass »der Altar zierd, Licht, Wachs, Oel, Messgewand und Priesterliche Kleidung wie sichs gebürt über Altar ein yedem Priester zu gehen« mangle, ferner »ein Obsequial damit die Sacrament einhellig mitgetheilt werden mögen.«

Auf der andern Seite waren, besonders zu Wolfach manche Bürger dem protestantischen Bekenntniss treu geblieben. Aus ihrer Zahl beschwerten sich Schlosser Friedrich Mayer und der Sattler Hans Krausbeck, darüber, dass auf Sonntag Judica 1575 verkündet worden sei, man müsse zu den katholischen Ceremonien, namentlich bei der Communion zurückkehren; — wer sich beschwert finde, solle supplicando einkommen. Sie bitten deshalb um Empfang des Abendmals in künftiger Charwoche nach lutherischem Gebrauch für sich und ihre Weiber, »die usserhalb der Herrschaft zue der Lutherei, erzogen.« Andreas Kugler daselbst betonte, er sei in der lutherischen Confession erzogen, die eine Zeit lang allenthalben

angenommen, »dessen weiland Friedrich Graf zu F. gnedig wissens gehapt Mich und ander dabei pleiben lassen.«

Dieses zeigt, dass der Verf. mit Recht die Einführung des Interim durch Graf Friedrich als eine im Ganzen milde und rücksichtsvolle bezeichnet hat.

Ja obgleich die Vormundschaft über den Grafen Albrecht von F. dem Schreiben des Grafen Joachim an seinen Bruder Heinrich (29. Merz 1575) folgend, welches betonte, man müsse »solche eingewurzelte böse Radices zu verhütung selbiger Benamblichen Ufwachsung mit hilff des Allmächtigen ausradieren« den 9. Dec. befahl, dass man den sich allenthalben in die Herrschaft einschleichenden Prädicanten, die sich besonders in Wolfach einmischen, streng untersage, sich ferner dessen anzumassen, hatte doch noch den 5. November 1577 der Weihbischof von Askalon zu klagen, dass z. B. zu Schenkenzel in 3 Jahren zum ewigen Licht nur 1 Maass Oel verbraucht worden, dass die letzte Oelung »schier nimmer daselbst gebraucht werde, dass der Amtmann (von Wolfach, Brentz, ein Verwandter des Würtemberg'schen Reformators?) und sein Gegenschwäher heuchlerisch (Kryptoprotestanten) wären und zu wünschen sei, die Vorsteher wären alter Religion.«

Es gehören diese Verhältnisse zwar zunächst nicht zum Gegenstande und Zweck der Schrift des Verf., sie werden aber vom Ref. doch berührt, um den Wunsch zu betonen, dass es demselben gefallen möge, am Sitze der urkundlichen Quellen die ganze, so interessante, geschichtliche Entwicklung auszuarbeiten.

Auch das Verzeichniss der Pfarrer in der Herrschaft Kinzigthal gibt Aufschluss darüber, wie lange es dauerte, bis die katholischen Priester sich wieder angewöhnt hatten auch nur eines ehrbaren Lebenswandels sich zu befleissigen und so die Pfarrangehörigen zu sich heranzuziehen. Zum Schlusse nur noch die Bemerkung, dass Graf Friedrich allerdings gegen die Prädikanten hätte milder verfahren können, wenn er dem Beispiele Wirtembergs gefolgt wäre, wo man ungeachtet der gewiss noch drängendern Umstände, einen streng negativen Standpunkt dem Interim gegenüber behielt, der einerseits dem Kaiser genügen musste, andererseits die Möglichkeit gewährte, nach dem Augsburger Religionsfrieden den Protestanten ihre frühere Stellung einzuräumen, was natürlich nicht im Interesse des Grafen Friedrich lag.

Der betr. Erlass des Herzogs Ulrich von Wirtemberg (d. d. Urach 20. Juli 1548) an seinen Obervogt am Schwarzwald, Jos Münch, »auch Unsern Underthanen zu Alpirspach petter ziegler sammpt und Sonders« lautet dahin, am nächsten Sonntag nach der Predigt sei durch den »Stattschreiber« die kaiserliche Declaration zu verkündigen und sofort wenn Jemand sich des Messlesens anmasse nicht zu wehren bis ein allgemeines Concil entscheide. »Auch sonnst die Eusserlichen kirchengebreuch mit klaydung und gesangen d i e n i t m i t a b e r g l a u b e n u n d a b g o t t e r e i v e r-

mengt und Adiaphora genannt In den kirchen unseres Landes von mererer Eintrechtigkeit wegen nit zu waigern.«

Es ist darnach das S. 28 angeführte Schreiben des Jos Münch von Rosenberg, welches sich auf diese Beilage bezieht, dahin genauer zu bestimmen, dass die Stelle »das mir sollichs zu thun beswerlich und nit gebürlich (sollt ich messpfaffen uffstellen und die underthanen darzu trengen ist wider mein gewissen, kans und wills auch nit thun)« sich nicht auf dieses Schreiben Herzog Ulrichs, sondern auf das Verfahren des Grafen Friedrichs beziehe.

Auch Dietrich Ycher macht in seinem, vom Verf. nicht angeführten, Schreiben von montag vor Lucia den Grafen Friedrich aufmerksam, Herzog Ulrich habe den predigern das predigen niedergelegt und doch wiederum erlaubt die kranken zu versehen, zu taufen etc. Es muss demnach wirklich eine spätere Verordnung erlassen worden sein, auf welche sich dann auch Jos Münch in seinem Schreiben an den Grafen Wilhelm vom 15. Jäner 1542 (S. 42) bezieht, durch welche die wirtembergischen Prädikanten zwar des Predigtamts enthoben, aber doch auf ihren Pfründen belassen wurden.

II. Bei der zweiten Schrift des Verf. werden wir uns, so interessant auch ihr Inhalt ist und so manches Neue derselbe bietet, kurz fassen müssen, um den Raum dieser Blätter nicht allzusehr in Anspruch zu nehmen.

Dieselbe behandelt den für Deutschland so schmachvollen und vielleicht gerade desshalb von den Zeitgenossen und ihren Nachfolgern meistens mit seltener Kürze, Nachlässigkeit und Ungenauigkeit behandelten »Schweizer-«, oder wie die letztern ihn nennen, »Schwaben-«Krieg von 1499.

Schweizer Quellen haben seine Wechselfälle allerdings in zuverlässigerer Weise dargestellt; aber bei ihnen trübt manchmal die Ueberhebung des Siegers die historische Wahrheit, und es konnte auch gerade die Hauptursache seines unglücklichen Ausganges, die Zerrissenheit, Zerfahrenheit und die empörende Selbstsucht und kleinliche Anschauungsweise der schwäbischen kleinen Reichsstände durch sie nicht wohl eine eingehende Schilderung erhalten.

Um so mehr war es die Pflicht des Geschichtschreibers desjenigen Hauses, dessen zwei hervorragendsten Mitglieder die obersten Führerstellen in jenem unglücklichen Kriege bekleideten, die in dem Archive des Hauses vorhandenen Urkunden über diese Angelegenheit auf's Genaueste zu benützen, kritisch zu würdigen und zur Grundlage der Biographien Wolfgangs und Heinrich's von Fürstenberg zu machen.

Allein die eigene Untersuchung der betr. Aktenstücke umgehend und sich auf die ihm überlassenen Abschriften verlassend, hatte er sich mit dem bequemen Urtheile begnügt, »dass die betr. Urkunden die im F. F. Archive sich vorfinden weder genaues Datum, noch genaue Ortsangabe ent-

hielten und dass es daher äusserst schwer sei, die bekannten Ereignisse mit den bekannten Notizen, welche meist auf gegebene Avisos, Vollmachten und Geheimbriefe sich bezögen und Manches nur leise andeuteten, mit Sicherheit zusammen zu schmelzen.« — Und doch sind die von dem Verf beigebrachten sechzehn Urkunden sämmtlich datirt und geben nicht nur manche bedeutsame Einzelheiten, sondern recht tiefe Einblicke in die ganze Misère jener Kriegführung.

Wenn daher gleich der Verf. sehr bescheiden sagt, dass »Die hier folgenden Blätter, in so weit sie Selbstständigkeit beanspruchen, hauptsächlich nur die Leistungen der Grafen Wolfgang und Heinrich von Fürstenberg zum Gegenstande haben und selbst diese nur im Hinblicke auf die im fürstlichen Hauptarchive zu Donaueschingen befindlichen Urkunden und Aktenstücke«, so dürfen wir schon hiefür ihm um so mehr dankbar sein, je mehr sie »besonders die Stellung des Grafen Wolfgang, des obersten Feldhauptmannes des schwäbischen Bundes gründlich beleuchten.« (S. 5.)

Die Schrift zerfällt in zwei Abtheilungen, deren erste (S. 1—62) eine geschichtliche Darstellung des Schweizerkrieges, deren zweite die zur Grundlage dienenden Urkunden enthält.

Nach der kurzen Nachweisung der Stellung Wolfgang's von F. zu seinem Stamme und dessen Grundbesitz, zum kaiserlichen Hofe und der herzoglich wirtembergischen Regierung unter Eberhard im Bart, Eberhard d. j. und Ulrich, während dessen Minderjährigkeit er an der Spitze der verordneten Regierung stand, werden wir sogleich in die Vorbereitungen zu dem schon 1497 erwarteten Schweizerkriege eingeführt.

Unter den Ursachen desselben hebt der Verf. gewiss mit Recht das sonst weniger betonte Verhältniss der Eidgenossen zu Frankreich hervor, zu dessen gegen das Haus Habsburg gerichteten Planen es gewiss nicht passen konnte, dass seine jüngst gewonnenen Bundesgenossen durch die strammere Verbindung mit dem deutschen Reichskörper die Politik eigener Faust aufgeben mussten.

Das erste Vertheidigungsprojekt des schwäbischen Bundes d. d. Ueberlingen 8. April 1497 ist S. 12—13 angegeben und darin mit Glück bei dem einem der Sammelplätze, Stockach, als Truppen liefernde Stadt Riedlingen-Mengen, statt Riedlingen Wangen verbessert.

Bei dem Antheil, welchen die vormundschaftliche Regierung für Herzog Ulrich an der erneuerten Rüstung beim wirklichen Ausbruche des Krieges nahm, nachdem die Eidgenossen, beziehungsweise die ihnen zugewandten Engadiner und Graubündner S^a Maria in val' Mustair eingenommen hatten, tritt der Verf. der Ansicht entgegen, derselbe sei durch den Wunsch bedingt gewesen, Maxi-

milians Zustimmung zu der Absetzung Eberhards d. J. zu erhalten, indem er nachweist, dass schon 1497 der letztere Fürst 40 Reisige zu stellen versprochen und Herzog Ulrichs Räthe später noch längere Zeit zögerten, ihren Antheil zu bestimmen. Freilich belief sich, was Ulrich Anfangs 1499 zu Tuttlingen zusammenzog, auf 1000 Fussknechte und er hatte versprochen aus den Aemtern Tuttlingen und Balingen 2000 Mann mit etlicher Reiterei in den Hegau abzufertigen und ihnen weitere 1000 Mann folgen zu lassen.

Einen der gewaltigsten Gründe des Misserfolges, das Misstrauen der von ganz verschiedenen Stimmungen beseelten Bundesmitglieder, hat Verf. S. 16—19 treffend durch die urkundlichen Belege gezeichnet. Es ging so weit, dass man in und für Wirtemberg besorgte, es möchte dessen Truppenentsendung vom Pfalzgrafen beim Rhein, den Bischofen von Strassburg und Wirzburg etc. zur Wiedereinsetzung des Herzogs Eberhard d. J. benützt werden.

Auch die zweite Ursache des schlimmen Ausgangs, die Rathlosigkeit des Bundesraths, der sich zu keiner raschen Offensive entschliessen wollte und — wegen der mangelhaften Rüstungen der meisten Bundesmitglieder — auch nicht konnte, ist richtig hervorgehoben.

Für die letzte, die zögernde und mangelhafte Rüstung finden wir einen schlagenden Beweis in den angeführten Briefen des Hans Ungelter an die Stadt Esslingen, der aus übelverstandener Sparsamkeit zu beschränkterer Lieferung von Artillerie rieth und an der Präsenz der auf dem Papier stehenden Mannschaft über 80 Gulden »sparte«; ein Verfahren, welches auch von anderer Seite nur zu sehr nachgeahmt wurde (S. 24). So geschah es dann, dass die Eidgenossen plündernd den Hegau durchzogen und dem Grafen Wolfgang kaum eine andere Wahl liessen, als von den befestigten Burgen und Städtchen des Hegau's die zerstreuten, marodirenden Haufen der Feinde zu schädigen, wie den 23. Februar bei Aach geschah.

Dadurch geschah erneuerte Rüstung auf 5000 Mann und mehr — in Zeiten näher drohender Gefahr auf 10,000 Mann zu verstärken — und die Ernennung des Grafen Wolfgang zum Bundesfeldhauptmann. Dieser bereitete nun eine Offensive gegen die Schaffhausischen Ortschaften, Schleitheim, die von den Eidgenossen besetzten Orte Neukirch und Hallau vor, die nach mehrerer Verschiebung um Ostern (31. Merz) unternommen wurde. Zur Ergänzung der Angaben, die der Verf. benützt hat, fügt Ref. einige der Villinger Chronik von Haug [Hug, über dens. vg. Mone, Quellen I] bei (Vg. sein Annivers. Buch des Klosters Maria Hof bei Neidingen II. Abth. S. 31). Nach diesem zogen am Ostermontag (2. April) in Villingen (wo ausser dem Contingente dieser Stadt wohl die nördlichen Bundesgenossen z. B. der Zuzug von Mainz lagen) 1800 Mann »vast woll gerüst« aus, erreichten an selbigem

Tage Hüfingen (4 St.), warteten des andern Tags daselbst auf die weitere Anordnung der Expedition und trafen Mittwochs zum Frühstück in Neidingen (1 1/2 St.), Mittags in Fürstenberg (1 St.) ein, »Und es wurde drei oder 4 tag werren, so wüsste der gemayn man nit, wo man angreifen wollt.« In Fürstenberg traf um Mittwoch Mittags die wirtembergische Artillerie (von Engen, 4 St.) ein; von würtembergischem Fussvolk weiss der Chronist nichts zu sagen, wenn aber auch nur die nöthige Bedeckung dabei war, während die andern Truppen die Strasse von Thaingen-Schaffhausen zu vertheidigen suchten, so waren die Truppen zu Fürstenberg jedenfalls an 2200 Mann, inbegriffen 600 wohl ausgerüstete Reiter des Erzbischofs von Mainz. Es erfolgte nun noch desselben Abends der Abmarsch »und zugend die gantze Nacht Büss Morgens do es anfieng zu tagen.« Führer waren »Herr Diebolt spett ain Rütter obrister Hauptmann und Hanns Harder von Khalb«. Es scheint daher, dass Graf Wolfgang, wenn er überhaupt schon beim Heere war, vom Hegau aus gegen Schaffhausen operiren wollte. Schon der Nachtmarsch ohne angegebenes Ziel mochte Misstrauen erregen: »Do vermayndten die fuoss Knecht die haupt Leith hetten einen guotten Anschlag wass sy für die handt Namendt oder Nemen wollten do wass es Lumpen Werkh«. Insbesondere gegen den Anführer richtete sich später der Unwille. »Aber wür hatten Ain hauptmann der gar khain ahnschlag In Im hatt und verwahrlossete die Sachen yberall das sagte Mäniglich von Im«. Des Morgens zog man in zwei Abtheilungen, die zu weit von einander getrennt waren: »do zog der forder hauff (bei 400 Knecht unter Führung des Hauptmanns Chleybe Hoffmayer) undt Mayndten der hinder hauff war gleich auff oder Bey Ihnen und zogendt (nach der Recognoscirung von Schlatt am Randen, Marsch von etwa 6 St.) gehn Halaw«. Hier lagen 600 Schweizer im befestigten Kirchhoff hoch über dem Städtchen, welche, als sie die Landsknechte im vollen Laufe anspringen sahen, 100 Mann an einen Verhau (Letze) ihnen entgegen warfen. Diese zogen nach starkem Verluste — die 40 Mann, welches v. S. angibt, dürften auch nach Haug's Ausdruck »aber der Schweitzer lagendt veill darnieder« die richtige Zahl darstellen — in den Kirchhof zurück, und behaupteten denselben in tapferer Gegenwehr mit grossem und kleinem Geschütze, selbst als die bündische Artillerie eintraf. »Die schussen und wurffen so redlich das es nit zu beschreiben ist, do schon der zeig gar zu samendt kam so werthen sie sich so dapfer das khain haupt Man sy dorfft auffordern, sy behielten den kürchhoff vor Uns aber das halbe dorff verbrannten Wür und zugent ab uff den Berg S. Moritzen — wahrscheinlich die ehem. Wallfahrtskirche über Hallau 1/4 St. — das Nymands wüsste wass wür thuon wollten, da hatt Man Wein und Brott hinangefiert und gab unns zue Essen und do vermaindten wür nit Annderst dan Man Miesste wüder in das Dorff Sein zogen. Aber man zog hinweg. do kham Herr Diettrich von Bluomeckh mit

der Landschaft der lag zue thengen (Thiengen) In einem Stettlien mit 1500 knechten wollgerüst, vermayndte er hette uns da funden und Branndt Auch. Bald aber er uns nit funden zog er wüder gen Tenga.« Durch diese Darstellung ist die Niederlage der Bündischen bei Hallau und der Verlauf jenes Tages ziemlich klar. Der Aufenthalt bei Hüfingen geschah, um mit Dietrich von Blumenegg eine combinirte Action auf die Schweizer zu bereden, welche gegen 5000 Mann stark bei Hallau und Neuchilch standen (S. 34). Auf erhaltene Kunde dieser combinirten Bewegung aber hatten die Eidgenossen von ihren 5000 Mann nur etwas über ein Zehntel im festen Kirchhof von Hallau zurückgelassen, die übrigen rüsteten sich wahrscheinlich zum Einfall von Schaffhausen aus in den Hegau. So ist denn auch der abenteuerliche nächtliche Zug Diepold Späth's, des in Abwesenheit des Graten Wolfgang commandirenden obersten Hauptmanns, gegen Schlatt am Randen — etwa 3 Stunden von der geraden Richtung nach Hallau abliegend — zu erklären; — er wollte nach einer nicht mehr ganz ungewöhnlichen strategischen Anschauungsweise »Fühlung« von dem Feinde auf seinem linken Flügel und wohl auch von den wirtemberg'schen Besatzungen im Hegau haben. Seine Avantgarde, 400 Landsknechte stark, kam nach angestrengtem Nachtmarsche etwa 8—9 Uhr Morgens, wahrscheinlich über Siblingen und Gächlingen nach Oberhallau, wo sie zum Sturmlaufen befehligt zuerst die 100 Schweizer, die als verlorener Haufen sich in der Letze ihnen entgegenwerfen, schlugen und in den Kirchhof zurückwarfen. Der Sturm auf diesen wurde wohl nicht gleich Anfangs von der Vorhut (den Wirtembergern, wie Dietrich v. Blumenegg berichtete, S 34) geweigert, wohl aber wegen der unerwartet energischen Vertheidigung und der Ermüdung nicht mit der nöthigen Energie fortgesetzt. »Unnd warendt von unssern knechten von villingen abn dem khilchhoff geschedigt siben Mann ... heten sich Alle khnecht Im fordern hauffen gehalten Allss die von Villingen so hetten wir den khürchhoff gewunnen«. So geschah denn der Abzug zur Rast und Erquickung auf den S. Morizberg.

(Schluss folgt.)

Nr. 10. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Roth von Schreckenstein: Wolfgang Graf zu Fürstenberg.

(Schluss.)

In diesem Augenblicke mochte die bündische Artillerie mit ihrer Bedeckung angekommen sein, daher die Vermuthung es werde die Bestürmung des Kirchhofs Nachmittags erneuert werden. Als aber Dietrich von Blumenegg, ohnedies kein starker Held, Nichts von sich blicken liess, geschah allgemeiner Rückzug der Bündischen, der wirtemberg'schen Artillerie nach Engen (5 St.), des Haufens, welchen Georg von Freiberg anführte, der wahrscheinlich die Bedeckung der Wirtemberger gewesen war, nach Radolfzell (6 St.) und der von Villingen nach Hüfingen (5 St.). Nach dem Abzuge kam endlich Dietrich von Blumenegg an, begnügte sich aber den andern Theil von Hallau (Unterhallau?) zu verbrennen und zog sich wieder nach Thiengen (5 St.) zurück. Es mochte dies etwa Nachmittags 2 Uhr gewesen sein und der Rückzug einer Flucht ähnlich gesehen haben. Denn nachdem sie Schleitheim (2 St. vom Kampfplatz) niedergebrannt hatten, kamen noch desselben Abends die Villinger und ihre Genossen nach Hüfingen, welches zum Mindesten 6 Stunden vom Kamplatze entfernt liegt: »wür verbrannten Schlaytta das Dorff gahrr und zogen gehn hüffingen, Am donstag und warendt fast All erlegen Auch gar Miedt«.

Gerne würde Ref. dem Herrn Verf. auch auf das Schlachtfeld bei Schwaderloch (richtiger bei Triboltingen) folgen, dessen Beschreibung beim Widerspruche der Quellen auch nach desselben Sichtung immerhin noch einiger Aufklärung zu bedürfen scheint, allein er muss sich damit bescheiden, doch wenigstens Einiges der fleissigen Arbeit desselben hinzugefügt zu haben.

Mit der Wiederholung vollster Anerkennung derselben verbindet er nur den Wunsch, recht bald wieder mit einer ähnlichen Quellenforschung von ihm beschenkt zu werden.

Dass die urkundliche Seite der Schrift Nichts zu wünschen übrig lasse, glaubt Ref. bei der bekannten Gewissenhaftigkeit des Verf. nicht besonders betonen zu sollen. Der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften gereicht es mit dem Verf. zur Ehre, dass sie diese Arbeit in ihren Schriften veröffentlicht hat.

Mannheim, Februar 1867. **Fickler.**

Gedichte von Stephan Milow. Zweite vermehrte Ausgabe. Heidelberg. Verlag von Georg Weiss. 1867. IV u. 205 S. 8.

Der Unterzeichnete hat in diesen Blättern die aus der Feder des verdienten Herren Verfassers im vorigen Jahre erschienene treffliche Novelle, das verlorene Glück, angezeigt und ein nicht minder günstiges Urtheil über die 1865 herausgegebene Gedichtsammlung desselben ausgesprochen. Die günstige Aufnahme, welche die letztere bei dem gebildeten Publikum gefunden hat, ist der beste Beleg für ihren ästhetischen Werth. Schon nach kaum zwei Jahren liegt uns eine zweite vermehrte Ausgabe der Gedichte des reich begabten Herrn Verfassers zur Anzeige vor. Die Eintheilung der Gedichte ist die frühere. Sie zerfallen 1) in vermischte Gedichte (S. 3—75), 2) Liebeleben (S. 75—113), 3) Sonette (S. 113—151) und 4) Epigramme und Elegien (S. 151—180). Dazu kommen in der neuen vermehrten Auflage 15 im Kriegsjahre 1866 geschriebene Gedichte unter der Aufschrift: Mit Weib und Kind. Warmes Gefühl, Begeisterung für das Schöne, ein männlicher ernster Sinn, eine besonders glückliche Auffassung und Darstellung des Naturschönen, eine feurige reich begabte Phantasie und eine edle, den Gedanken und Empfindungen entsprechende, abgerundete Form sind Vorzüge, welche die Gedichte des Herrn Verfassers auszeichnen. Die Liebe, das »ewig Weibliche«, ist auch in der vorliegenden Sammlung, wie in so vielen unserer bedeutendsten Lyriker, der Grundton. Das tiefe innige Gefühl, das nicht gemacht oder gekünstelt, sondern, wie jedes, auch das kleinste Gedicht zeigt, selber durchlebt ist, macht die vorliegenden Gedichte so besonders anziehend. Die Dichtung dringt aus der Seele und versteht die Herzen der Leser anzuziehen, dass sie mit ihr empfinden. Nur, wer selbst durchlebt hat, was er dichtet, kann es empfinden und ähnliche Empfindungen wecken. Es ist ein reiner idealer Geist der Liebe, der in diesen erotischen Dichtungen weht und sie wesentlich von so vielen lasciven und schlüpfrigen Liebesgedichten unserer und der ausländischen Literatur unterscheidet. Nicht nur in der Liebeleben überschriebenen Sammlung, sondern auch in den vermischten Gedichten, Sonetten und Elegien herrscht der erotische Charakter vor. Es ist die Sehnsucht, die Freude und der Schmerz der Liebe, der in diesen Dichtungen wiederkehrt. Die Eintönigkeit, die durch den gleichen Gegenstand herbeigeführt werden kann, wird nicht nur durch das Einstreuen anderer Gedichte, sondern auch durch die wechselnden Stimmungen des Liebelebens und die in den Gedichten so häufig wiederkehrenden treffenden Naturschilderungen vermieden. Natur- und Liebeleben sind so in einander verschmolzen, dass wir auch aus dem engeren Kreise der Liebe den weiteren Blick in die Welt und ihre Schönheit gewinnen. Mag auch bisweilen die Anschauung des Herrn Verfassers gegenüber der menschlichen Gesellschaft eine

düstere, sich nur in sich, in die Waldeinsamkeit der Natur und in das Gefühl einer ihn beseligenden Liebe zurückziehende sein, seine Empfindung ist so naturwüchsig, dass wir in ihr wahrem Menschengefühle und echtem Naturleben begegnen. Es hat etwas Wohlthuendes und Befriedigendes, wenn man neben der Zerfahrenheit der österreichischen Zustände, wie sie sich im letzten Kriege so recht klar vor die Augen des unbefangenen Zuschauers stellte, in der Brust eines Oesterreichers, der sich mehr mit dem blutigen Geschäfte des Krieges, als mit der friedlichen Muse der Dichtkunst zu beschäftigen Gelegenheit fand, einem so edeln und reinen Gefühle und einem so glücklichen Talente dichterischer Schöpfungskraft begegnet. Für Manches, was er im äussern Leben vermisst, wird ihn gewiss der Genius der Dichtkunst und sein Gefühlsleben entschädigen, das, aus seinen Dichtungen zu schliessen, sich in reicher Weise entfaltet hat. Die neueste Geschichte des österreichischen Staates mag ihm wohl die Gewissheit gegeben haben, dass die zum Theile düstere Ansicht, die er von den ihm tadelnswerth erscheinenden Bestrebungen der grossen Volksmasse hegt, eine begründetere Berechtigung dem Adel und der Klerisei, den höheren Standeskreisen, gegenüber hat. Denn sicher wurden nicht durch das Volk, sondern durch die überall bevorzugte politische und kirchliche Aristokratie jene traurigen Zustände herbeigeführt, welche nahe daran waren, mit dem Untergange Oesterreichs zu enden. In den neu hinzugekommenen Dichtungen des Herrn Verf. findet sich in letzter Hinsicht eine leise Andeutung. Treffend schreibt er im Kriegsjahre 1866 (S. 186):

›Weichliches Träumen und Ruh'n unwürdig erscheint es des Mannes;
  Doch nicht rühm' sich der That, der wie ein Sklave gehorcht,
Wenn der verblendete Eifer, der Ehrgeiz einzelner Mächt'ger
  Fort in den Kampf ihn spornt, welcher die Welt nur befleckt.
Stritten um Licht wir oder zum Schutze des eigenen Heerdes,
  Wie es verklungener Zeit Schaaren begeistert gethan,
Jeglicher flammte empor, die heiligen Güter zu schützen,
  Welche das Leben allein füllen mit edlem Gehalt.
Aber es ist nicht so; der Willkür frommen die Besten,
  Und — o Zwiespalt! — stumm gilt es zu tragen das Joch;
Denn, wo gegen Gewalt sich Gewalt auflehnet, entspringet
  Oft nur so grösseres Leid durch den entfesselten Drang.
Desshalb schliess' ich mich zu dem wogenden Treiben des Tages,
  Weithin füllt es die Welt, doch es bedeutet ja nichts.
Was ihr verfechtet, so ruf' ich hinaus, ist klein und vergänglich,
  Hasten sich Tausende auch müde in eifriger Gluth.
Bringet Erlösung der Welt, bringt Heilung den nagenden Uebeln,
  Dann mag rasseln das Schwert, Blumen zertreten der Fuss;
Dann sei jeglicher Bau des Friedens zertrümmert, und prächtig
  Treibe das Leben verjüngt aus der Zerstörung empor.

So doch kehr' ich mich ab und schaue zum Trost in die Schöpfung,
Die in erhabener Ruh' rollet den sicheren Kreis;
Ueber die ewige Pracht hochragender säuselnder Wälder,
Ueber die Fluren, bewegt leise von fächelndem Hauch,
Folgt mein Auge der Sonne, die, schwimmend im goldenen Dufte,
Andacht weckend und gross, ferne im Westen verschwebt.«

Eine schöne, des Mannes würdige Gesinnung spricht aus den Worten (S. 191):

»Seid nur alle im Kreis stets treffliche Väter und Mütter,
Wollt ihr dem eigenen Sein Würde verleihen und Werth.
Vieles versäumten wir selbst; so lasst ein Geschlecht uns erziehen,
Welches mit stärkerer Hand stützet die wankende Welt.

Ueber das pfäffische Wesen lesen wir S. 194:

»Kennst du im Innern mich auch, doch fragst du mich zweifelnd, Geliebte,
Was einst lehren ich will unserem Kinde von Gott.
Gott! Vieldeutig erscheint dies Wort, nicht möcht' ich's erklären,
Ringsum forsch' er darnach, frage die Pfaffen nur nicht.
Machten sie d'rob zum Schurken ihn gern, nicht soll es ihn schrecken,
Ist es ihr schlauester Kniff, ist es der frechste zugleich.«

Und S. 195:

»Unseres Amtes ist nur, vor Wahn ihn immer zu schützen,
Dass er mit eigenem Blick suche den waltenden Gott;
Sucht er in Kämpfen ihn auch, nur der, den selbst er gefunden,
Wird ihm ein Tröster und wird einzig der rechte ihm sein.«

Wie wahr wird S. 196 des Fürsten hohe Bestimmung und der Missbrauch absolutistischer Willkürherrschaft geschildert:

»Arg noch ist's in der Welt, du wirst viel Schmerzliches sehen,
Das von den Sternen uns nicht, das von den Menschen uns kommt.
Oftmals blutet ein Volk, dem alles zum Glücke sich einte,
Zwäng' es ein Einzelner nicht rauh in das schimpfliche Joch.
Ach! Wer kann sie versteh'n die gewalt'gen Beherrscher der Erde,
Dass sie der Macht nicht auch dauernd vereinen den Ruhm!
Auf dem Throne geboren zu sein, viel ist es dem Edlen,
Welcher, erwählt vom Geschick, auch als ein Würd'ger sich weist.
Ohne verzehrendes Ringen vermag er zu wirken, zu schaffen,
Was er des Guten ersinnt, spiegelm ihm Tausende gleich;
Jeglicher sieht ihn und dränget ihm zu, nicht braucht er sich Liebe
Erst zu gewinnen, genug, wenn er sie nicht sich verscherzt.
Wenige fassen es aber, sie stützen zumeist auf Gewalt sich,
Statt in der sicheren Hut treuer Bewund'rung zu ru'hn.

Unrecht säen sie aus, sie hegen Verrath und Parteikampf,
Wär's unwissentlich auch, eben nur, weil sie so klein;
Denn, wo Schwächliche herrschen, zerspalten sich alle in Hader;
Nur die Grösse vereint alles in Liebe um sich.
Wer das Falsche verfolgt, braucht Helfer und schädigt die Sitten,
Niedrige findet er leicht, welche ihm dienen um Lohn.
Da giebt's rings ein Jagen, es sinkt das Verdienst in der Schätzung;
Einzelne rauben, derweil And're verschmachten in Noth.

Und S. 198:

»Wanket das Recht, so trag es mit Muth auf rüstigen Schultern
Fort durch die Schlacken der Zeit, dass es in Reine besteh'.
Blühet die Lüge, so pred'ge die Wahrheit und merk' es für immer:
Meistens geziemet dir g'rad, was du am schwersten vollbringst«:

Der elegische, speciell idyllische Ton herrscht in den 15 neuen »mit Weib und Kind« überschriebenen Gedichten vor. Von den schon in der ersten Ausgabe erschienenen Gedichten zeigt sich die schöne Verschmelzung des Natur- und Liebelebens vorzüglich in den Dichtungen: Frühling (S. 8), Vorfrühling (S. 10), stilles Lied (S. 15 u. 16), auf dem Berge (S. 27 u. 28). An frischer lebendiger Naturzeichnung reich sind die Gedichte: Der Herbst (S. 36), im Gebirge (S. 37—41), Seefahrt (S. 47 u. 48), im Herbste (S. 63 und 64, 65—67), von der Alpenwand (S. 114), im Sommer (S. 115), am Waldessaum (S. 116), Waldesstille (S. 117), Herbst (S. 118), Abend im Gebirge (S. 119). Die früher etwas pessimistische Anschauung in einzelnen Gedichten hat sich in den neu hinzugekommenen geklärt, wie die hier mitgetheilten Beispiele zeigen. Wir bezweifeln nicht, dass das besonders in Schilderungen des Natur- und Liebelebens glückliche Talent des Herrn Verfassers, welchem selbst während des letzten Krieges eine freundliche Muse lächelte, uns noch mit mehreren gelungenen dichterischen Schöpfungen beschenken wird.

v. Reichlin-Meldegg.

Faust und Nathan, ein Vortrag von Friedrich Spielhagen. Berlin. Verlag von Franz Duncker. 1867. 27 S. 8.

Der bekannte Herausgeber des Sonntagsblattes, einer Zeitschrift »für Jedermann aus dem Volke«, hat diesen Vortrag am 13. December 1866 im Saale des Berliner Handwerkervereins gehalten. Die Sprache ist edel und schön und die Durchführung der Parallele reich an Gedanken, wenn man gleich ein Bedenken hat, ob ein solcher Vortrag für das Verständniss von Handwerkern geeignet ist, und ob die aufgezählten Aehnlichkeitsmomente die

Entwicklung der Parallele rechtfertigen. Der Vortrag setzt nämlich die genaueste Kenntniss des Inhaltes der beiden Dichtungen Göthe's und Lessing's, ja selbst eine genaue Kenntniss des Charakters und Lebens dieser beiden Dichter voraus. Dies ist aber eine Voraussetzung, die kaum auf die grössere Masse der so genannten Gebildeten, geschweige denn auf einen Handwerkerverein eine Anwendung zulässt. Doch sehen wir von dieser subjectiven Beziehung des Vortrages ab und halten wir uns an den objectiven Bestand desselben. Wir erhalten jedes Jahr einen oder einige Fauste. Schon der Anfang dieses Jahres bringt uns einen neuen. »Faust ist ein Typus, sagt Leutbecher in seiner Schrift über den Faust von Göthe (1838) S. 93, wovon jeder eine mehr oder minder gelungene Kopie ist und nehmen kann, worin jeder also ein fruchtbares Thema für seine Einbildungskraft, für sein Denken, für seinen Menschenhass und für seine Menschenliebe, für seine Gläubigkeit und seine Abergläubigkeit, für seinen Schmerz und für seine Freude findet« ..... »Daher diente er den Dichtern auch von jeher zu Allem und damit wird es auch so bleiben. Er diente und dient wohl auch noch ferner als Held des Lustspiels und der Tragödie, als Held des Romans und des Epos, er konnte und kann noch heute im Melodrama, im Vaudeville, sogar im Ballet auftreten. Kurz, Faust war und ist ein Name, eine Idee, und diese Idee konnte und kann, sobald sie einmal in eine nach Ideen hungernde und lungernde Welt von Dichtern und Literaten eintrat und eintritt, einem Menschen zu Theil werden, welcher ihr die bunte Jacke eines Hanswursts anzog, oder einem andern, der sie in eine Mönchskapuze oder in einen Tartüffe versteckte, oder einem dritten, dem es gefiel, sie sogar in einen Journalisten zu verkleiden, der überall seine literarischen Fluggedanken oder seine politischen Saalbadereien auslegt; oder sie konnte endlich einem Manne von Geist zu Theil werden, der sie mit Liebe und Erbarmen empfing, von allem ihr um- und angelegten Unrath und Schmutz sie säuberte, in seiner eigenen Glorie sie verherrlichte und in der edelsten Haltung und Fassung erscheinen liess.« Die Faustidee kehrt in den verschiedensten Gestalten unter unsern Literaten immer wieder, daher die vielen Werke über die Faustsage, über den Göthe'schen Faust und nun auch die Faustparallele. Man will aus der Gährung der über die Schranken des Endlichen hinausstrebenden Faustseele Allerlei herauskochen und das Produkt in einen Parallelismus mit der Faustidee bringen. So hat im vorigen Jahre Licentiat Dr. P. Kleinert in einem Vortrag vor dem evangelischen Vereine zu Berlin zu zeigen versucht, dass aus dem rechten Faust ein Augustin werden muss, als wenn das ganze orthodoxe evangelische Glaubensbekenntniss als Embryo im Dr. Faust stäcke und zuletzt in Augustins kirchlichem Systeme zum Durchbruche zu kommen hätte. Jetzt wird uns von Friedrich Spielhagen gezeigt, dass der wahre Faust ein

Nathan werden muss. Gewiss wird jeder vorurtheilslose Denker den die Religion objectiv betrachtenden Nathan, der die religiösen Anschauungen seines Urhebers, Lessings, vertritt, dem von der Wirrniss eines zerfahrenen Lebens zur Glaubensseligkeit und zum kirchlichen Fanatismus aufsteigenden Augustin vorziehen, wenn auch der letztere heilig gesprochen worden ist. Trotzdem ist aber Faust eben so wenig ein Nathan, als ein Augustin, wenn gleich die religiösen Anschauungen Fausts gewiss mit der Anschauungsweise Nathans mehr übereinstimmen, als mit der Augustins. Die Verschiedenheit zwischen Faust und Nathan springt wohl mehr in die Augen, als die Wahlverwandtschaft, welche von dem Herrn Verf. nachgewiesen werden soll. Darum beginnt er auch mit der leichteren Arbeit, der Entwickelung der Verschiedenheit. Der erste Blick in die beiden Welten, die Welt Faust's und Nathan's, ist (S. 6) verschieden, wie »Tag und Nacht, wie Süd und Nord, Occident und Orient« (nach der Beziehung zu den vorausgehenden Gegensatzgliedern werden hier wohl besser »Orient und Occident« gesagt) »und, wie sich auch das Bild erweitert und wie auch die Scenerie wechselt, es bleibt der melancholisch mächtige Hintergrund hier, der sonnig lachende dort.« Auch in den handelnden Personen, wenn man vom Hintergrunde absieht, zeigt sich die Verschiedenheit, der Gegensatz (S. 8). Zuerst wird mit den einerseits Faust und anderseits Nathan umgebenden Personen begonnen. Für Saladin und Sittah wird keine Parallele in Faust gefunden. Sieht es mit den andern Parallelen besser aus? Zuerst Gretchen und Recha. Der Herr Verf. sagt über beide S. 9: »Nur in Jugend, Schönheit und Herzensgüte sind sich die lieben Kinder gleich; damit endet aber auch die Aehnlichkeit.« Geistvoll und anziehend ist die Entwicklung des Unterschiedes. »Ob der Dichter, heisst es S. 10, indem er Rechas Schwärmerei für den Tempelherren sich so bald abkühlen lässt, nur die Absicht gehabt hat, der glücklich-leichten Lösung des Verhältnisses zwischen den jungen Leuten, die sich hernach als Geschwister umarmen sollen, vorzuarbeiten — bleibe hier dahingestellt. Jedenfalls müssen wir ihm dafür Dank wissen und jedenfalls kann der Gegensatz zwischen dieser kühlen Rechaliebe und der heissen Leidenschaft Gretchens nicht grösser sein. Ja um so grösser ist dieser Gegensatz, als das naive unreflectirende Gretchen sich erst allmälig in diese Leidenschaft hineinsingt und sinnt und träumt, bis dann freilich ihre Seele davon erfüllt ist, wie der Thautropfen vom Sonnenschein, bis sie dann ihr Alles an diese leidenschaftliche Liebe setzt und in dieser allesverschlingenden, maasslosen Leidenschaft zu Grunde geht.« Gretchen singt sich in ihre Leidenschaft nicht hinein. Der Dichter schildert die Liebe, wie sie entsteht. Sie bedarf nicht, wie die andern Faustscenen, des Zaubers und der Magie; sie übt durch sich selbst den Zauber, die Magie. Der erste Eindruck entscheidet.

Ehe Gretchen das Lied vom Könige von Thule singt, deutet sie in einem kurzen Monologe den Eindruck an, den Faust's Begegnen auf sie machte:

Ich gäb was d'rum, wenn ich nur wüsst',
Wer heut' der Herr gewesen ist« u. s. w.

Verräth sie uns doch vor dem Absingen ihres Liedes ihren Seelenzustand, wenn sie sagt:

»Es ist so schwül und dumpfig hie
Und ist doch eben so warm nicht drauss'.
Es wird mir so, ich weiss nicht wie —
Ich wollt', die Mutter käm' nach Haus.
Mir läuft ein Schauer über'n ganzen Leib —
Bin doch ein thöricht und furchtsam Weib.«

Zeigt sie uns doch in ihrem Gespräche mit Faust in Martha's Garten durch ihr naives Geständniss, dass der erste Eindruck entscheidend war.

»Gesteh' ich's doch! ich wusste nicht, was sich
Zu eurem Vortheil hier zu regen gleich begonnte;
Allein gewiss, ich war recht bös' auf mich,
Dass ich auf euch nicht böse werden konnte.«

So ist das Lied vom Könige von Thule nicht der Grund, sondern die Folge ihrer Liebe. Sie singt allein ein Lied, dessen Grundton ist: Die Liebe nimmt das theure Andenken der Liebe mit sich in's Grab. Der Dichter lässt sie nicht singen, um sich in die Liebe hineinzusingen, sondern sie singt solche Lieder, weil sie liebt. Aehnlich verhält es sich mit dem Liede: »Meine Ruh' ist hin.« Das Lied vom Könige von Thule ist ein Lied der Sehnsucht, das andere ein Lied des Liebeskummers; beide bringen sie nicht in die Liebe hinein, sondern drücken die schon in ihr vorhandene Liebe aus. Der Herr Verf. findet selbst zwischen Gretchen und Recha keine Aehnlichkeit als »Jugend, Schönheit und Herzensgüte.« Das sind aber keine charakteristischen Uebereinstimmungspunkte, und auf diese Art könnte man noch viele andere dramatische Mädchencharaktere zusammenstellen. Haben wir nicht auch in Thekla und Klärchen »Schönheit, Jugend und Herzensgüte«? Ein Parallelismus muss andere Uebereinstimmungsmomente, als solche in so vielen Charakteren wiederkehrende, aufstellen. Von Recha und Gretchen geht der Herr Verfasser zum Tempelherren und Valentin über. Die Unterschiede springen wohl in die Augen; aber wo sind die Uebereinstimmungspunkte? »Recha und Gretchen, heisst es S. 10, ähneln sich ungefähr so weit, wie sich die Brüder: der Tempelherr und Valentin ähneln.« Wir haben gesehen, dass die Aehnlichkeit Recha's und Gretchen's sich nur in

solchen Merkmalen zeigt, welche sie noch mit einer grossen Anzahl anderer Mädchencharaktere gemein haben, dass sie also keine charakteristische Aehnlichkeit ist. Sieht es mit dem Tempelherren und Valentin anders aus? Der Herr Verf. gesteht selbst, dass sie sich ähneln wie Recha und Gretchen. Diese Aehnlichkeit ist aber so, dass es kaum zwei verschiedenere Charaktere geben kann, als diese. Die Verschiedenheiten, welche der Herr Verf. anführt, sind kennzeichnend, die Unterschiede nicht. Eben so verhält es sich mit dem Tempelherren und Valentin. »Es ist etwas Kurzangebundenes Gerades, Kriegsmännisches in Beiden". Warum? Weil sie beide Soldaten sind, weil sie beide den allgemeinen soldatischen Charakter haben. Diesen aber haben sie mit vielen andern, von Dichtern geschilderten Soldatencharakteren gemein. Charakteristisch ist nicht die Uebereinstimmung, sondern nur der Unterschied. Der Herr Verf. fürchtet selbst (S. 12), dass man über die »Zusammenstellung« von dem Derwisch Al-Hafi und dem Famulus Wagner »lächeln« möchte. Er will aber doch ein »tertium comparationis« finden. Wir können diese Merkmale nicht als charakteristische Vergleichungspunkte annehmen (denn solche müssen wir bei einer Parallele haben), dass beide »Gesellschafter, Vertraute und Freunde der beiden Helden« sind, dass Al-Hafi »viele Partien Schach mit Nathan gespielt«, was erst noch zu erweisen wäre, und Faust mit Wagner »schweinsleder gebundene Tröster gelesen hat«, was ebenfalls noch belegt werden müsste. Denn nach der Art und Weise, wie Faust den Wagner beim ersten Gespräche aufnimmt und entlässt, scheint er keine Lust zu verspüren, mit ihm Folianten durchzulesen. Taxirt er doch den Wagner nach dessen Entfernung:

»Wie doch dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schaalem Zeuge klebt,
Mit gieriger Hand nach Schätzen gräbt
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet.«

Mehr Gewicht wird darauf gelegt, dass beide »in ihrer Art Fanatiker« sind. Es mag wohl sehr bezweifelt werden, ob Wagner ein Fanatiker ist. Auch Al-Hafi's Fanatismus ist mehr als zweifelhaft. Nicht minder steht gewiss in Frage, dass beide »Pedanten« sind; denn, wenn der Pedantismus unzweifelhaft ein Kennzeichen Wagner's ist, so kann man doch Bedenken haben, ob Al-Hafi ein Pedant genannt werden kann. Zum Pedantismus gehört noch etwas Anderes, als eine blosse einseitige Anschauung der Welt.

Wir kommen zur Parallele der Daja und Martha (S. 12). Auch hier wird eine charakteristische Aehnlichkeit schwer zu finden sein, wenn sich gleich die Unterschiede von allen Seiten zeigen. Sagt doch der Herr Verf. S. 13 selbst, dass man »im Grunde der armen Daja Unrecht thue, wenn man sie in die Gesellschaft der Martha bringe.« Thut man also »der armen Daja nicht Unrecht«, wenn man eine Parallele zwischen ihr und

der Kupplerin Martha zieht? Verschiedenheiten finden wir S. 13 trefflich angedeutet, nirgends aber eine auch nur scheinbare Uebereinstimmung.

Komisch ist die Zusammenstellung des Patriarchen und des Mephistopheles. Dass zwischen einem Geistlichen vom Kaliber des Patriarchen und dem Teufel des Volksglaubens Aehnlichkeit vorhanden ist, wird nicht bezweifelt werden können. Allein auch hier wird die Aehnlichkeit wohl nicht anders sein, als wie sie sich zwischen der Personifikation des bösen Princips und schlechten Charakteren auch in anderen Stücken, wie in Franz Moor, Richard III. u. s. w. nachweisen lässt. Das Charakteristische fehlt auch hier.

Wenn es sich mit den die Helden der beiden Dramen umgebenden Personen so verhält, ist vielleicht die Uebereinstimmung zwischen den beiden Helden selbst eine mehr kennzeichnende? Auch hier ist der Herr Verf. glücklicher in der Entwicklung der Unterschiede, als der Berührungspunkte, die, wie die Unterschiede, charakteristisch d. h. wesentlich von allen andern Dichtungen unterscheidend sein müssen. Wenn der Herr Verf. »im ganzen Umfange der Poësie« nur diese zwei Gestalten, Nathan und Faust findet, welche ein »so gleicher, bestrickender Zauber umfliesst«, so ist ein aus subjectiver Stimmung, aus dem Eindruck einer Dichtung hervorgegangener Gemüthszustand unmöglich als ein charakteristischer Uebereinstimmungspunkt anzunehmen. Auch andere Dichtungen der Griechen und Römer, in neuerer Zeit Shakespeares, und selbst Dichtungen Schiller's und Göthe's (wir nennen Wallenstein, Tell, Tasso, und von Shakespeare vor Allem Hamlet) rufen in uns ähnliche Stimmungen hervor, ja, was die Ursprünglichkeit der dichterischen Schöpfungskraft betrifft, übertreffen viele dramatische Dichtungen Shakespeares die höchsten Leistungen der neueren Klassiker. Der Herr Verf. gesteht selbst zu, dass er »im ganzen Umfange der Poësie« keine zwei Gestalten finden kann, »welche in Allem, in jedem Gedanken, der durch ihre Seele zieht, in jedem Gefühl, das ihr Herz erfüllt, in jedem Wort, das aus ihrem Munde geht, in jeder Miene, in jedem Blick, in Haltung und Bewegung so verschieden wären.« Treffend wird S. 16 diese Verschiedenheit nachgewiesen. Welches ist aber das kennzeichnende Uebereinstimmungsmoment dieser beiden in Allem, in jedem Gedanken, Gefühl und Wort, in jeder Miene, Haltung und Bewegung, in jedem Blick verschiedenen Helden? In der »straffsten Spannung der Gegensätze«, sagt der Herr Verf. S. 16, »liegt genau der Berührungs- und Vereinigungspunkt.« Die Dramen »scheinen durch eine Weltweite getrennt«, sie gehören aber »in ihrem tiefsten Grunde zusammen, wie der Schmetterling zur Cchrysalide. In Faust wird »das Räthsel aufgegeben, in Nathan gelöst.« Faust kann — das ist der Gedanke des Herrn Verf. — keinen andern Weg in der Vollkraft seiner Entwickelung nehmen, als den, sich

zu einem Nathan zu gestalten. »Vom Himmel durch die Welt zur Hölle« ist das Losungszeichen der Sage. So spricht auch der Theaterdirektor im Vorspiel zum ersten Theil des Göthe'schen Faust:

»Vorwärts mit bedächt'ger Schnelle
Vom Himmel durch die Welt zur Hölle!«

Die Entwickelung Faust's als des Repräsentanten der Menschennatur in ihrem Hoffen, Ahnen, Streben und Irren, Zweifeln und Verzweifeln, in ihrem Falle und ihrer Läuterung darf aber nicht nach der Idee einer starren befangenen Dogmatik oder der dogmatischen Faustfabel mit der Höllenfahrt schliessen. Das Losungszeichen der Menschheit ist: Aus der Nacht zum Licht, aus der Hölle durch die Welt zum Himmel. Auf diesem Wege aber wird aus Faust ein Nathan. Wir müssen der »aufsteigenden Linie« folgen. Sie ist »in Wirklichkeit zwar der unendlich schwierigere mühevollere, für die rückschauende Betrachtung aber bei Weitem übersichtlichere Theil des Weges« (S. 21). Auch das »Judenthum« wird zum Berührungspunkt gemacht, wie wohl Faust von einem Juden so wenig an sich hat, als Nathan, wenn gleich letzterer wenigstens dem Namen oder der äussern Schablone nach als Jude gilt. Faust kann nämlich »nicht leben, weil er es seinem Hochmuth nicht abringen kann, nur ein Mensch unter Menschen zu sein.« Das führt den Herrn Verf. auf Ahasver, den ewigen Juden, der »nicht sterben kann, weil er des Menschen Sohn von seiner Thüre gestossen und mit des Menschen Sohn die Liebe, die nicht hoffährtig ist und Alles duldet.« »Ihre (Fausts und Ahasvers) hoffährtige, unduldsame, hochmüthige Lieblosigkeit, heisst es S. 22 weiter, das ist eben ihre Unseligkeit. Nur die Liebe kann sie retten. Das »Ewig-Weibliche«, das heisst, die Liebe ziehet den Faust hinan, hinauf in den Himmel. Nur die Liebe kann den Ahasver erlösen; Nathan ist der erlöste Ahasver, der sich selbst erlöst hat.« Das ist's ja eben. Ahasver ist nicht mehr Ahasver, sobald er Nathan ist, so wenig als Nathan jemals Ahasver sein kann. Man kann den Ahasver nicht als den Embryo des Nathan bezeichnen; denn aus einem Ahasver kann kein Nathan werden; darum ist auch jener nach der Sage »der ewige Jude.« Aus Ahasver kann so wenig Nathan werden, als aus dem thalmudistischen Judenthum eine reine Philosophie; denn letztere ist erst dann da, wenn ersteres, so wie jedes auf blinden Auctoritätsglauben gestützte Kirchensystem, vollständig negirt ist. Gerade so verhält es sich mit Faust. Wenn Faust Nathan ist, ist er eben nicht mehr Faust. Der kranke Weltschmerz des letzteren gebiert die heitere Lebensanschauung des ersten nicht. Der Herr Verf. denkt sich dabei immer nur Faust, wie er in seinem Streben in bestimmten Scenen des ersten Theiles dargestellt wird. Man muss sich aber, wenn es sich um die Faustdichtung zum Gebrauche einer Parallele handelt, nicht eine Seite Faust's, sondern den ganzen Faust, wie er im ersten und zweiten

Theile dargestellt ist, denken. Schon im Prolog im Himmel wird die Rettung Faust's angedeutet, wenn von diesem die ewige Liebe in der Gestalt des Herren sagt:

»Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient;
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen,
Weiss doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Dass Blüth' und Frucht die künft'gen Jahre zieren.«

Dahin gehören ferner die Worte des Herren in demselben Prologe:

»Es irrt der Mensch, so lang er strebt« ....
»Steh' beschämt, wenn du bekennen musst:
Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewusst« ....
»Des Menschen Thätigkeit kann allzuleicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh';
D'rum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt und muss als Teufel schaffen.«

Geben nicht Faust's Rede in der Waldhöhle, sein Religionsgespräch mit Gretchen, sein Dialog mit Mephistopheles nach der Walpurgisnacht ein Zeugniss von einer edleren Natur in Faust neben derjenigen, welche mit der Personifikation des Bösen oder Mephisto Verwandtschaft hat? Zeigt sich dieses Streben mitten unter mancherlei Verirrungen nicht auch im zweiten Theile? Welch ein schönes Zeugniss von Faust's Gesinnung und Streben legen seine Schlussworte vor dem nicht geahnten Tode ab:

»Das ist der Weisheit letzter Schluss:
Nur der verdient sich Freiheit, wie das Leben,
Der täglich sie erobern muss.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn. —
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Geniess' ich jetzt den höchsten Augenblick.«

Wir dürfen uns darum Faust nicht anders denken, als ihn Göthe sich entwickeln lässt. Wenn wir einen Nathan aus ihm machen, verwandeln wir ihn in eine andere Person. Faust wird auch im zweiten Theile kein Nathan. Immer dauert die Sehnsucht nach einem Andern, immer die Unzufriedenheit mit der Gegenwart,

das Vorwärtsstreben über die menschlichen Trieben gezogene Schranke. Aus Faust soll sich ein Nathan gestalten? Dann ist aber Faust kein Faust mehr und er bleibt Faust auch im zweiten Theile. Das Antecedens zu einem Faust liegt so wenig in Nathan, als in Faust's Charakter die Anlage zu einem Nathan ist Die Verschiedenheit ist da, aber die Aehnlichkeit nicht. Auch chronologisch geht Nathan (1779) dem Faust (1790) vor. Allerdings ist es richtig, was S. 24 gesagt wird, dass »Faust und Nathan durch die Jahrtausende gehen.« »Millionen und aber Millionen, heisst es daselbst, werden mit Faust's gramesdüstern Augen in das Dunkel des Menschenlebens starren und von Nathans leuchtender Stirn die Antwort lesen.« Aber darum werden die Fauste immer keine Nathane und diese keine Faustnaturen sein. In der Parallele wird auf die äussern Verhältnisse, in welchen die beiden Dichter lebten, bei der Würdigung des Einflusses auf die beiden Dichtungen zu viel Gewicht gelegt. Bei Göthe wird S. 26 auf Strassburg, Lili, die Schweiz und Italien, auf Göthe's »ganze Welt voll Sonnenschein« hingewiesen und doch schrieb er »die Tragödie des Weltschmerzes. Das scheint ein Räthsel und ist doch keins: Um das tiefste Weh schildern zu können, muss der Dichter die höchste Lust erfahren haben.« Nathan wird »im schönsten Sinne des Wortes das heiterste aller Gedichte« genannt. Dabei wird auf das wenig Heitere in Lessings Leben aufmerksam gemacht, auf die Wintermonate der Jahre 1778 und 1779 in Wolfenbüttel, den Schnee auf den Dächern und in den Strassen des Städtchens, den melancholischen Aufenthalt, auf die misslichen Geldverhältnisse des Dichters, auf das Dunkel in seinem Leben und daran S. 27 die Schlussreflexion geknüpft: »Um die höchste Seligkeit zu schildern, muss der Dichter das tiefste Weh erfahren haben.« — Nicht das äussere Glück hat in Göthe die Dichtung des Weltschmerzes hervorgerufen und nicht die dunkeln Wolken am Horizonte von Lessings Leben dessen heitere Dichtung. Nicht, weil die Verhältnisse so gestaltet waren, dichteten sie so; sondern, obschon die äusseren Umgebungen so beschaffen waren, dichteten sie dennoch die mit diesen contrastirenden Schöpfungen. Das Genie steht über den äussern Verhältnissen, über Sonnenschein und Schnee; es bahnt sich seinen Weg mitten durch sie hindurch. Das Glück konnte Göthe's Geist eben so unthätig machen und abstumpfen, als der Mangel desselben Lessing; aber der Genius ist stärker, als das äussere Verhältniss. Nicht von Glück oder Unglück, sondern von dem Genius stammt die dichterische Schöpfung. Ein anderes Moment dagegen sollte als Einfluss auf die Dichter und ihre Werke mehr hervorgehoben werden. Das ist die Zeit, in welcher sie lebten. Noch kein Genie hat sich ganz vom Charakter der Zeit emancipirt. Diess zeigt sich auch bei Nathan und Faust. Nathan fällt in die Zeit der deutschen Aufklärungsperiode, welche in der Geschichte der Philosophie des vorigen Jahrhunderts noch immer nicht hinreichend ge-

würdigt ist. Die deutsche Aufklärungsperiode in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ist wesentlich von der gleichzeitigen französischen Aufklärungsperiode verschieden. Jene spricht sich zwar gegen den positiven Offenbarungsglauben aus; aber sie setzt an die Stelle desselben den religiösen Vernunftglauben, sie ist wesentlich rationalistisch und hängt mit der Wolff'schen Schule, in welcher Kant seine philosophische Bildung empfing, zusammen. Die Grundideen, an welchen sie hält, sind Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. Ihre philosophische Wirksamkeit bezieht sich auf den Menschen und seine Glückseligkeit. Die Lebensanschauung ist heiter und praktisch, die Durchführungsmittel zum Lebenszwecke populär oder volksthümlich, sie wirkt dem Aberglauben entgegen und sucht gewisse vernünftig religiöse Anschauungen zum Gemeingute der Menschheit zu machen. Ihr Streben ist ein durchaus edles und achtungswerthes. Namen, wie Mendelssohn, Garve, Engel, Abbt, Sulzer, die beiden Reimarus, Basedow, Steinbart und viele andere, nach verschiedenen Richtungen hin zu einem Ziele wirkend, gehören ihr an. In vielfacher Hinsicht hängt Lessing mit ihr zusammen und sein Nathan ist der schönste dichterische Ausdruck derselben. Ein Geist heiterer und praktischer Weisheit, einer über den positiven, in einzelne dogmatische Formeln gebannten Glaubensbekenntnissen stehenden und diese vom objectiven Standpunkte aus beurtheilenden Vernunftreligion wehet durch diese ganze Dichtung. Ein neuer Geist der deutschen Literatur beginnt mit der Sturm- und Drangperiode. Die grössten deutschen Dramatiker, Göthe und Schiller, gehen aus ihr hervor. Eine Unzufriedenheit mit dem Bisherigen, ein Streben nach einem höheren Ziele, ein Ringen und Kämpfen in Kunst und Wissenschaft gegen die Selbstgenügsamkeit der Vergangenheit und gegen die dem höchsten Ziele entgegenwirkenden Schranken zeigen sich in Wissenschaft und Kunst. Ist nicht Faust der dichterische Ausdruck dieser Zeit mit seinem Weltschmerze, seinem unbefriedigten Streben? So stellen Lessing und Göthe ihr eigenstes, innerstes Wesen in Nathan und Faust dar; aber in beiden Dichtungen spiegelt sich auch der Charakter der Zeit wieder, welcher sie angehörten. Der Charakter der Zeitperiode eines Dichters aber hat einen grössern Einfluss auf ihn und seine dichterische Gestaltnng, als Sonnenschein und Schnee.

v. Reichlin-Meldegg.

Hesse, Ch. A., Dr. Justizrath und Gerichtsamtmann: **Taschenbuch des gemeinen Civilrechts.** *Jena, Druck und Verlag von Fr. Mauke. 1867. 8. S. 477. Preis: 1 Rthlr. 20 Sgr.*

Repetitorien, Taschenbücher wie tabellarische Gesammtübersichten über einzelne Fachwissenschaften verdienen wegen ihrer weiten Verbreitung und wegen des bedeutsamen Einflusses, den sie auch auf die strebsamsten und tüchtigsten Jünger der Wissenschaft in den letzten Semestern des akademischen Lebens ausüben, eine fortgesetzte kritische Beachtung. Ihr eigentlicher Vortheil und mithin ihre Hauptaufgabe besteht darin, dem Studierenden das zeitraubende und den Geist wenig anregende Excerpiren von Compendien und Collegienheften, nicht aber deren eingehendes Studium zu ersparen. Sie sollen nicht Brücken gleichen, auf denen man bequem über die Tiefen der Wissenschaft hinweggeht, sondern einen klaren und bestimmten Ueber- und Rückblick gewähren auf das ganze durchmessene Gebiet.

Für Juristen fehlte bisher ein solcher Rück- und Ueberblick über ihre wichtigste Disciplin, das heutige römische Recht. Zwar befinden sich Repetitorien, unter denselben vor allem das des »gesammten gemeinen Rechts von J. Bender« in Vieler Hand; aber theils sind sie zu knapp, theils zu breit, letzterwähntes sicher zu ungleichmässig gearbeitet, um auf die Dauer sich behaupten zu können. Wir erblicken daher in dem uns vorliegenden Taschenbuch des gemeinen Civilrechts von Hesse eine recht willkommene und dankenswerthe Gabe. Von einigen ganz selbstständigen Ausführungen des Verfassers abgesehen, ist es auf Grund der Lehrbücher von Mackeldey, Wening-Ingenheim, v. Vangerow, Puchta, Arndts, Brinz, Sintenis und Savigny's System mit in allen seinen Theilen gleichmässiger Sorgfalt gearbeitet. Auch findet man in den wesentlichen Doktrinen das preussische Landrecht, österreich. bürgerl. Gesetzbuch und das königl. sächs. bürgerl. Gesetzhuch angezogen, und noch ist die Brauchbarkeit des Werkchens durch ein zum Nachschlagen bequemes alphabetisches Register erhöht werden.

Im Texte hat der Verfasser nebenbei auch die wichtigsten Controversen berührt oder doch wenigstens durch ein (?) angedeutet. Die Darstellung ist angenehm, man möchte fast sagen, wohlthuend. Da sich zu diesem Vorzuge der einer fast durchgängig präcisen Fassung der Begriffe gesellt: so kann man ohne Bedenken das vorliegende Buch als das gelungenste Unternehmen auf dem beregten Gebiete bezeichnen.

Bei einer zweiten Ausgabe des Werkchens indessen, die voraussichtlich nicht lange ausbleiben wird, wären doch einige Aenderungen erwünscht:

Zunächst würde, schon bloss äusserlich betrachtet, der fortlaufend gedruckte Text durch Einrücken der Ausnahmen gewinnen.

Das kleine hiermit dem Verleger zugemuthete Opfer würde in völlig erreichter Ueber- und Durchsichtigkeit reichlichen Ersatz finden. Sodann wäre bei den langen Aufzählungen einzelner Fälle, wie z. B. S. 201 i. d. M., S. 264, S. 433—434, eine Gruppirung derselben, nach allgemeinen Eintheilungsgründen unschwer herzustellen, dem Lernenden gewiss aber sehr förderlich. Insbesondere würde es sich ferner als ein vorzüglich geeignetes Mittel, zur geistigen Herrschaft über den Stoff zu erheben, empfehlen, hier und da Fragen einzustreuen über den Unterschied ähnlicher Klagen, verwandter Rechtsinstitute u. dgl. Einige Beispiele aus dem Erbrecht, der gewöhnlichen crux tironum, mögen unseren Wunsch erläutern: Welches ist der Unterschied zwischen der rei vindicatio und hereditatis petitio — zwischen dem beneficium abstinendi und der Repudiation der Erbschaft — zwischen dem Erwerb durch Substitution und Accrescenz — zwischen der mortis causa donatio, dem Legat und Fideicommiss? In welchem Verhältniss steht das jus deliberandi zum beneficium inventarii?

Im Einzelnen sei noch bemerkt: Auf S. 269 ist behauptet, dass Gütergemeinschaft dem Begriff der Ehe angemessen sei — eine Auffassung, in welcher wir als Anhänger des Gütereinheitssystems nur eine petitio principii erblicken können. Ferner wäre S. 388 bei der transmissio ex capite in integrum restitutionis die Auseinanderhaltung zweier Fälle erwünscht, nämlich einmal, wenn in der Person des Delaten die Möglichkeit zur restitutio in integrum begründet war und nach seinem Tode das begründete beneficium nach allgemeinen Grundsätzen auf die Erben übergeht, und zum anderen, wenn nur dem Erwerb ein Hinderniss entgegen stand, die Erben mithin die restit. in integr. aus ihrer Person heraus verlangen. Noch wäre auf S. 415 eine anschaulichere Absetzung der Pupillarsubstitutionen hinsichtlich der Quarta Falcidia geltenden Regeln nicht zweckmässig.

Alle diese Wünsche und Ausstellungen aber, deren Berücksichtigung wir dem Verfasser anheimgeben, gründen sich im Ganzen auf so unwesentliche Mängel, dass wir zum Schluss das besprochene Werk nur mit warmer Empfehlung begleiten können. Möge es recht vielen sich heranbildenden Juristen auch in den Ferien und auf Reisen ein treuer zuverlässiger Gefährte werden!

Dr. jur. **O. Stickel.**

Nr. 11. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Brambach Guil. Corpus inscriptionum Rhenanarum consilio et auctoritate societatis antiquariorum Rhenanae ed.; praefatus est Fridr. Ritschelius. Elberfeldae. 1867. XXXIV u. 390 S. 4.

Während man die lateinischen Inschriften des Rheingebiets bis in unser Jahrhundert herein nur in zerstreuten Lokalschriften verzeichnet findet, indem Niemand daran dachte sie in einem Werke zu vereinigen, vielleicht im richtigen Gefühle, dass erst die einzelnen Museen und Sammlungen gut veröffentlicht sein müssten, ehe ein Mann das Ganze vereinigen und mit kritischem und historischem Apparat versehen könnte: fing Steiner, nachdem Hüpsch und Lehne schon weiter in lokaler Hinsicht umgegriffen hatten, zuerst an die rheinischen Inschriften in einem opus zu sammeln; seine erste editio im Jahr 1837 war dürftig und sehr mangelhaft; auch die zweite Ausgabe 1851 hat, um nicht mehr zu sagen, schon durch die eigenthümliche ganz antiquirte Einrichtung nur den Wunsch lebhafter fühlen lassen, dass endlich eine würdige Sammlung veranstaltet werde. Und allererst konnte man von den Alterthumsvereinen am Rheine eine solche Gesammtausgabe erwarten; es haben nun zwar auch einzelne Vereine, wie der Nassauer u. a. die in ihren Bereich gehörenden Inschriften veröffentlicht, und ebenso einzelne Gelehrte wie namentlich Janssen ihr betreffendes Museum bekannt gemacht. Aber an eine rheinische Sammlung dachte kein Verein, besonders da Lersch, welcher die Inschriften von Köln, Bonn, Trier u. s. w. edirte, als vorsichtiger und etwas bescheidener Mann nicht weiter ging und namentlich die Mainzer Inschriften, die auch er hier untersuchte, zu besprechen unterliess oder besser nicht wagte. Da vernahm man mit Freuden, dass Mommsen im Namen der Berliner Akademie demnächst auch die rheinischen Inschriften in sein corpus aufnehmen werde. Und wenn schon hier und da die Befürchtung entstand, dass der gelehrte und thätige Mann, da er doch nicht alles sehen und wissen kann, hie und da leicht abirren möchte, besonders wenn er nicht an den bedeutenderen Orten und Museen sich Hilfe und Unterstützung verschaffen werde: so war man doch überzeugt, dass in dem corpus aller Inschriften auch für die rheinischen das möglichste geleistet würde, und müsste um so zufriedener sein als unsere Inschriften in dem corpus inscriptionum nicht fehlen dürften. Man erwartete daher ohne grosse Besorgniss diesen rheinischen Band, und Unterzeichneter, der längst die mittelrheinischen Inschriften gesammelt hatte, dachte seitdem nicht daran sie zu veröffentlichen.

Da vernahm man nicht ohne eine Art von Befremdung, dass der Alterthumsverein in Bonn eine Gesammtausgabe der rheinischen Inschriften beschlossen habe: und wenn schon diesem Vereine, der sich ja weitumfassend den Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande benennt, solch ein Werk längst vor den andern Vereinen am Rhein wohlgestanden hätte: so war doch nunmehr die Zeit zu einer solchen Sammlung vorübergegangen — oder wollte man in aller Eile dem schon vorbereiteten Werke von Mommsen Concurrenz machen? Und noch mehr erstaunte man, dass der Verein nicht seine alten bewährten Mitglieder, z. B. den Prof. Freudenberg, um nur einen zu nennen, damit beauftragt, sondern die editio einem ganz jungen Mann überlassen hat, der kaum die Studienjahre zurückgelegt. Freilich die ältern hätten es abgelehnt, wie Lersch es unterliess. Und wenn ich sonst bei jungen Leuten den Muth lobe: so meine ich doch, dass der junge Gelehrte ausser Muth auch Umsicht haben müsse um nicht sofort ein Werk zu ediren, das lange Zeit und viele Vorarbeiten erfordert. Denn vorliegendes Werk ist nicht »seit Jahren vorbereitet« wie die Verlagshandlung eben anzeigt, indem erst anderthalb Jahre vorher der Verein den Entschluss dazu fasste und wohl nicht früher der Herausgeber Brambach, seit Kurzem Professor in Freiburg, die Vorbereitung zu diesem Werke begonnen haben wird, wenn er vielleicht auch schon als Gymnasiast die Bonner Inschriften betrachtete. Ich kenne einen berühmten Epigraphiker Norddeutschlands, der schon vor 40 Jahren die Zahlbacher Inschriften hier abschrieb; derselbe wird aber, wenn er eine Edition der Mainzer Inschriften vorlegte, nicht sagen, sie sei seit 40 Jahren vorbereitet. Doch da derselbe Brambach im August 1864 den für Bonner Studenten ausgesetzten Preis »über die der Zeit nach bestimmten und noch vorhandenen Inschriften des Rheingebiets »erlangt hat (das Accessit erhielt ein Mainzer Dr. K. Bone): so ist der Verein just nicht sehr zu tadeln, wenn er mit dem Gekrönten in Unterhandlung trat, aber er hätte die Jugend desselben zügeln und auf keinen Fall sofort, nachdem kaum mehr als ein Jahr verflossen, mit dem Drucke beginnen sollen, die Herrn in Bonn mussten die Arbeit ermessen können und nicht glauben, dass so ein opus so schnell mit Glück absolvirt werden kann. Es wundert mich nur, wie der Vorstand des Vereins im November vorigen Jahres, wo das Werk fast fertig war, noch folgendes Urtheil über es ausstellen konnte: »Bei der Bearbeitung ist auf alles das gewissenhaft Rücksicht genommen, wodurch ein solches Werk dem Geschichtsforscher wie dem Philologen brauchbar und nothwendig wird, die Quellen sind einer kritischen Untersuchung unterworfen und über ihre Benutzung ist Rechenschaft gegeben. Ferner sind die erhaltenen Monumente auf's neue untersucht und ihr jetziger Zustand sowie ihre Geschichte aktenmässig festgestellt. Endlich ist eine bis in die letzten Consequenzen verfolgte geographische Anordnung der Inschriften gewählt, wie sie sonst mit gleicher

Strenge noch nicht in epigraphischen Werken durchgeführt worden ist u. s. w.« Wir wollen sehen, ob wir dies Urtheil unterschreiben können und zu dem Behufe die Mainzer Inschriften einer kleinen Durchsicht unterwerfen, nachdem wir vorher über das was der Verfasser der Sammlung vorausschickt, nur wenige Worte gemacht haben.

Die praefatio enthält zwei Abhandlungen: die erste de legionibus quae in Germania utraque militaverunt übergehen wir hier ganz, einmal weil sie nicht gerade zum Werke gehört und dann weil wir anderwärts darauf zurückzukommen gedenken. Keinenfalls erfüllt sie aber, was der Vorstand am 1. November aussprach; »Die reichlichen Ergebnisse, welche sich für die Kunde unserer Vorzeit aus dem Studium der Inschriften gewinnen lassen, sind in einer historischen Einleitung besprochen worden.« Bei solcher Erklärung erwartet man weit mehr als nur eine Geschichte der rheinischen Legionen. Die andere Abhandlung hat die Ueberschrift de inscriptionum Rhenanarum editoribus. Nachdem hier zuerst der Umfang für diese rheinische Sammlung bestimmt ist, so beginnt der Verfasser ganz gut, die inschriftlichen Werke chronologisch anzuführen und mehr oder weniger zu beurtheilen. Zuerst gedenkt er des ersten Herausgebers rheinischer Inschriften des Mainzer Huttich; dessen zweite Ausgabe vom Jahr 1525 Apianus »puram putam transcripsit« was nicht richtig ist, indem schon die erste und zweite Inschrift bei Apianus anders als bei Huttich abgetheilt sind, und nicht wenige andere mehr Zeilen zeigen. Wir kommen darauf nochmals im Verzeichniss der Schriftsteller zurück; dort werden wir auch beifügen, welche Bücher der Verfasser weder hier noch dort anführt. Wenn auch hier bei der Beurtheilung der Schriftsteller nicht alle können besprochen werden, so waren doch die editores principes oder Sammelwerke nicht auszulassen, von denen der Verfasser viele nicht kennt. Weiterhin wird der Zeitfolge nach der holländischen Schriftsteller gedacht, wobei wir nur bemerken wollen, dass es uns unangenehm berührte, dass der treffliche Janssen hier wiederum gegen die Angriffe Fröhners aus dem Jahr 1858 in Schutz genommen wird; ich meine, wenn ein junger Mann in Uebermuth und Eile sich an ältern vergreift, so wollen wir es lieber vergessen als immer wieder auftischen und zwar beider wegen. Janssen bedurfte weder damals noch jetzt dieser Vertheidigung, besonders da Fröhners Büchlein hier gar nicht vorkommt. Nach Ueberspringung des Preussen-Landes hören wir, dass nach Huttich lange die Mainzer Inschriften vernachlässigt wurden, bis auf Fuchs, cuius studium laude magna dignum est, licet non cuncta ipse viderit sed aliorum libris schedisque plerumque usus sit — ich meine dies gilt von allen Herausgebern — oder hat Brambach alles gesehen? und wie ist es mit den nicht mehr vorhandenen Titeln? die muss man doch aus Büchern und Schriften nehmen; oder wie machte es Brambach bei solchen? Aus den Scheden,

welche Fuchs benutzte, führt er nur Gamans an; er hätte noch viele anführen können wie Mich. Schweighäuser Jesuit, Fontana Ingenieur, General Welsch, Hauptmann Kuhn, Pfarrer Severus u. a. m. Bei den Inschriften Nassaus fehlt der höchst verdienstvolle Habel, dessen unermüdlicher Thätigkeit das Museum in Wiesbaden fast die Hälfte seiner Inschriften verdankt: wenn derselbe auch nicht im Verzeichnisse der Schriftsteller steht, so mag dies daher kommen, dass er unter seinem Namen kein Buch edirte, wohl aber treffliche Aufsätze, namentlich über Inschriften in die Nassauer Annalen einrückte; diese scheint aber der Verfasser nicht alle zu kennen. Jedenfalls durfte Habel hier nicht vergessen werden. Um weiter nicht zu erwähnen, wie viele Mainzer, welche in diesem Jahrhundert über Inschriften schrieben, hier nicht angeführt werden, wie Braun, Müller, Haupt, Dahl u. a m.: wird zuletzt noch vielen jetzt lebenden Gelehrten Dank abgestattet, qui mihi inscriptionum notitiam utilissimam paraverunt. Da auch ich unter diesen aufgeführt werde, so möge man das nicht so verstehen, als ob ich zu dieser Edition irgend behilflich gewesen. Denn wenn ich den Verfasser, im Herbst 1863, als er wegen der erwähnten Preisfrage für Studenten auch das Mainzer Museum besuchte, mit Rath und That wegen der Inschriften unterstützte: so ahnte ich doch damals nicht — und er äusserte auch nichts davon — dass er irgend wann an eine Edition der rheinischen Inschriften dachte, und ich hätte auch damals und später, wenn ich angegangen worden wäre, meine Hilfe nicht versagt, aber entschieden gerathen die Herausgabe nicht so zu beeilen, um anderes nicht zu sagen.

Auf die Vorrede folget das Verzeichniss der Auctores praecipae adhibiti, (auf acht Seiten). Bei einem Werke dieser Art fragt sich eigentlich nicht, welche Schriftsteller vorzüglich adhibirt, sondern ob die vorzüglichen adhibirt sind. Zu den vorzüglichsten Schriften gehören hier aber die editiones principes, besonders bei solchen Inschriften die nicht mehr vorhanden sind, dann die *αὐτόπται* und endlich Sammelwerke. Ich muss aber gestehen, dass von diesen Werken, was die Mainzer Inschriften betrifft, sehr viele fehlen, so um nur aus früheren Jahrhunderten anzuführen: Blumberg das Druso — aufgerichtete Grabmal 1690, zweite Ausgabe 1700; Hiegell collectanea — Mog. 1697; Tenzel dialogi menstrui 1690; Lazius resp. Rom. 1598 (dieser ist mit Vorsicht zu gebrauchen); Mémoires de la soc. des antiq. de Cassel 1780; Schunk, Beiträge etc. 1787 u. a. m. nicht zu gedenken kleinerer Schriften oder der Arbeiten unseres Jahrhunderts. Unter den Mainzer Schriftstellern bespricht er hier wie billig am ersten den editor princeps Huttich, und gibt hier 14 Stellen an, wo Huttich's zweite Ausgabe von der ersten abweicht, mit Beifügung von Apianus, der nur die zweite benutzte, was, wie wir schon oben sagten, nicht richtig ist; auch bemerken wir, dass Huttich in der zweiten Ausgabe mehr Varianten hat als der Verf. hier meint und dass auch

die veränderte Zeilenabtheilung anzugeben war, indem »einer kritischen Untersuchung« nicht genügen soll anzugeben, dies sei plerumque geschehen. Wenn der Verfasser weiter beisetzt, dass Johannis, welcher sonderbarer Weise unter den Autoren nicht mit seinem Namen, sondern unter scriptores aufgeführt ist und falsch immer Johannes genannt wird, die zweite Ausgabe Huttich wiederholte, so übersah er, dass Johannis in vier Inschriften keine der beiden Ausgaben respectirte. Wir wollen noch einige Kleinigkeiten in diesem Verzeichnisse der auctores, immer nur bei Mainzer Sachen bemerken. Bei den »Abbildungen von Mainzer Alterthümern« war anzugeben, dass bereits 6 Hefte erschienen sind. Bei dem »Antiquarius vom Main 1740«, den der Verfasser, was mich wundert, nicht auffand, war auch der »Antiquarius vom Rhein« nicht zu vergessen. Fuchs Geschichte von Mainz ist nicht 4, sondern 8. Der Katalog des Mainzer Museum ist nicht 1845 erschienen. Eine meiner Schriften wird ganz mit demselben Titel doppelt angeführt, andere fehlen. Unter den Manuscripten ist kein Mainzer genannt, und dennoch gibt es solche über Inschriften dahier und in Frankfurt und in Würzburg u. a. m., wie der Verfasser aus seinen benutzten Büchern abnehmen konnte. Steiner's codex ist nicht 1852 erschienen. Endlich vermissen wir noch ungern die Anführung von Zell Inschriftenwerk hier in den Titeln, freilich ein Werk das in Bonn im Verruf ist! Ueberhaupt lag dem Verfasser, was hier im allgemeinen bemerkt wird, gar nichts daran, die hauptsächlichsten oder recht viele Werke über die vorgelegten Inschriften einzusehen; dass man manche nur schwer erlangen kann, wissen wir wohl; aber andere wie die Periodischen Blätter, die Vereinsmittheilungen, die Quartalblätter des Mainzer Kunstvereins sind fast noch immer umsonst zu erhalten; andere durch den Buchhandel, wie Walthers Darmstädter Museum, denn wie kann einer die dortigen Inschriften mit Gewissenhaftigkeit ediren wollen, wenn er den neuesten Katalog nicht einsieht! Allein Herr Brambach eilte.

Auf die Vorrede folgen 8 Seiten Addenda et corrigenda; sie enthalten einmal etwa 65 Inschriften, von denen etwa die Hälfte früher bekannt war, die andern im Jahr 1865 und 1866 veröffentlicht wurden, dann stehen hier fast 100 Verbesserungen und Zusätze zu den folgenden Inschriften, so wie noch mehrere Nachträge aus dem neuesten Nassauer Heft. Mir scheint ein Buch nicht genug vorbereitet, zu welchem der Verf. noch während des Druckes fast zweihundert Nachträge zu liefern für nöthig erachtet. Aus Mainz findet sich hier unter andern eine Inschrift, die der Verein im Jahr 1865 erhalten hat; eine andere, welche auf dem nämlichen citirten Mainzer Blatt ebenfalls steht, ist bereits im corpus; warum nicht auch jene? Lachen erregt hier, dass der Weinhändler Salm durch den Verfasser geadelt wird; auch steht die Inschrift nicht mehr in dessen Garten, wie der Verf. aus dem citirten Blatte er-

sehen konnte, das er also nicht las. Da die Dedication des Werkes von der Mitte Oktober ist: so konnten die Inschriften, die während des Sommers aufgefunden wurden, wohl auch hier nachgetragen werden, wenn man sich etwas hätte umsehen wollen, allein die Eile erlaubte solches nicht: ich will einige hier beifügen:

MARTI ET VIC
TORIAE IN HO
NOREM DOMVS
DIVINAE L BIT
TIVS PAVLINVS
ANVLAR VOTO
SVSCEPTO POSIT

In Oberolm mit noch zwei andern, deren Inschriften hier wegbleiben mögen, am 18. Juni gefunden und am 27. bereits in den Mainzer Unterhaltungsblättern mitgetheilt.

M VAL PVD . . .
L ANTO PLACIDVS
M BIRACIVS INVITVS
C SILVIVS SENECIO
PLATIODANNI
VICI NOVI SVB
CVRA SVA D S

Gefunden am 12. Juli in Mainz und am 28. ebendaselbst veröffentlicht. Was das Wort der 5. Zeile, das vollständig und ganz klar ist, bedeutet, weiss ich nicht: wahrscheinlich ist es ein collegium der vier erwähnten Männer (Strassenaufseher?) des vici novi d. i. Weisenau, das im Jahr 1253 Vitzenove hiess. Diese Inschriften theilte ich sogleich einem Vorstandsmitgliede des Bonner Vereins mit; er hat sie wohl an Brambach nicht übergeben?

Endlich komme ich an das corpus selbst; doch fürchte man nicht, dass ich es im Verhältniss zur praefatio bespreche: ich will ja auch nur besonders die Mainzer Inschriften betrachten. Vorerst wird am Buche gerühmt: »dass eine bis in die letzten Consequenzen verfolgte geographische Anordnung der Inschriften gewählt sei, wie sie sonst in epigraphischen Werken mit gleicher Strenge nicht durchgeführt worden ist.« Dies können wir nicht sagen. Das Werk beginnt zwar mit Holland, kommt dann nach Preussen, Rheinhessen u. s. w. bis in die Schweiz, aber in den einzelnen Ländern sind die Orte nicht geographisch geordnet, z. B. wer die Orte kennt, wird nicht aufeinanderfolgen lassen, Hechtsheim, Laubenheim, Weisenau, Jungenfelderau, Bretzenheim; dies wäre jedoch weniger von Gewicht, wenn es ein Ortsverzeichniss gäbe, wovon noch später. Die Mainzer Inschriften haben die Ueberschrift: »Mo-

gontiacum et Castellum Mattiacorum, Mainz, Zahlbach, Kastel.« genau genommen auch nicht consequent geographisch; auch ist noch ungewiss, ob Castell jenen Namen führte: ebenso hätte er Sicila für Zahlbach ansetzen können. Ehe die Inschriften aufgeführt werden, steht wie auch bei andern Städten ein alphabetisch geordnetes Verzeichniss der Strassen, Plätze kurz der Orte, wo die folgenden Inschriften gefunden wurden, eine Neuerung gegen die früheren Manieren, worauf wahrscheinlich die belobte »consequente geographische Anordnung« gehen soll, die auch wir loben würden, wenn sie nur mit einiger Lokalkenntniss abgefasst wäre; auch ist sie alphabetisch, was auf keinen Fall consequent geographisch sein kann. Die Stellen sind zuerst in intra moenia Mogont. und extra moenia getheilt und hier werden die Mainzer Wunderliches und ihnen ganz Unverständliches finden; es stehen nämlich die jetzigen Strassen mitten zwischen den unbekannten Wohnungen und Häusern aus dem Jahr 1520. Und wenn auch einer weiss, wo Schöffers Haus war (Schustergasse), oder glaubt, dass Eitelwolf de lapide im Hause zum Stein (Zuchthausstrasse 221) gewohnt, so weiss doch Niemand mehr, wo Gerlach, Geyer, Rosenbach u. s. w. gewohnt haben — oder weiss der Verfasser hierüber Näheres? — und dann war zu bemerken, dass die Inschriften im Jahr 1520 dort standen nicht aber dort gefunden wurden, wie die oben erwähnte Inschrift aus dem Garten von Salm ganz wo anders und viel früher ausgegraben wurde. So sind von den 32 Stellen, wo nach dem Verfasser in der Stadt Inschriften aufgefunden wurden, über 12 jetzt unbestimmt, weil ihre Benennung aus dem Jahr 1520 stammt; einige andere fehlen. Noch trauriger sieht es mit den 18 Stellen extra moenia aus; von diesen gehören 9 intra moenia, die loca in ipsis moenibus incerta gehören wohl auch intra moenia. Zahlbach, das hier steht, liegt freilich ausserhalb der Mauern, ist aber ein besonderer Ort, gehört also nicht hierher. Die Kreuzkirche steht auch hier am unrechten Orte u. s. w. Wir bedauern, dass bei dieser Eintheilung der Verfasser nicht einen Mainzer um Rath gefragt oder eine genaue Karte, die freilich nicht überall geholfen hätte, zu Rathe gezogen hat. So ist diese geographische (?) Scheidung von keinem Nutzen, weil sie weder für unsere Zeiten passt, noch genau noch vollständig ist.

Indem wir uns jetzt zu den Inschriften wenden, um zu sehen, »wie die Quellen einer kritischen Untersuchung unterworfen« und wie dieselben benutzt und die erhaltenen Steine »neu untersucht« sind; wollen wir nicht hie und da eine Inschrift ausheben und an dieser oder jener unsere Bemerkungen anknüpfen, damit man nicht meine, wir suchten nur solche, wo wir nicht einverstanden sind, oder wo wir tadeln können, sondern wir wollen mit der ersten anfangen und auch die zunächst folgenden betrachten, indem wir bei ihnen schon finden werden, was von der ganzen Sammlung oder doch von den Mainzer Steinen kann gesagt werden. In der

I
ersten Mainzer Inschrift No. 974 steht in der zweiten Zeile FESTNVS, indem ein I über dem N steht, wie Fuchs' Zeichnung gibt, während er und alle folgenden FESTINVS schreiben; der Verfasser hat die Abbildung vorgezogen, wiewohl bekanntlich Fuchs und ältere bei den Abbildungen nicht genau sind; in der folgenden Zeile steht CI̅, welchen Strich über I weder die Abbildung noch der Text von Fuchs haben; ich weiss auch nicht, was er bei Brambach bedeutet. Die editio princeps ist nicht angeführt, nämlich Hauris. hist. rom. auch nicht Ring's Preisschrift; letztere fehlt unter den auctores. Endlich steht in den Anmerkungen TABVLARIaM L. Dies soll wohl heissen »Lehne schreibt tabulariam«, er hat aber im Text tabularium und schlug nur in einer Anmerkung TABVLARIAM vor. — Die zweite Inschrift 975 zeigt GENIO und in der Anm. NO Fuchs; die lateinische editio von Fuchs, die der Verf. hier nicht citirt, wiewohl sonst gewöhnlich, hat GENIO, was doch auch anzuführen war; hier fehlt wieder Ring. — Bei 976 conjecturirt der Verf. MENENIVS, wie schon vor ihm Becker, was anzuführen war; andere Conjecturen sind eben so wenig erwähnt; unten ist einmal B statt Lersch zu schreiben. — No. 977 ist noch im Mainzer Museum, wiewohl der Verfasser ein Fragezeichen hinstellt, und doch in Anmerkung beisetzt »gegenwärtig ist noch wenig(er) lesbar«; daher hätte der Verfasser die Inschrift im Museum selbst betrachten sollen. — Bei dem nächsten steht vidi, wo kein Zweifel obliegt. — No. 979 ist mehr zu bemerken, denn es ist ein Sarg, was auch anzugeben war, vom Jahr 1520, welche Angabe auch fehlt; der Verf. gibt die editio princeps, erwähnt aber weder hier noch sonstwo, wie derselbe Huttich in der zweiten Ausgabe, oder wie andere die Zeilen abtheilen, was doch zur Geschichte der Inschriften gehört. Auch habe ich weder hier noch anderwärts herausgebracht, nach welchem Gesetz die Varianten angegeben werden; hier sind nämlich die Lesarten von Ap. Sm. Gr. angeführt, nicht aber die von Fuchs, Lehne, Steiner; endlich fehlen hier noch drei Editoren, Johannis, Lazius, Wien. — Aus diesen ersten Nummern sehen wir zur Genüge, dass der Verfasser ohne bestimmte Grundsätze die Inschriften sammelte und, »eine kritische Untersuchung« der frühern Lesarten bei den verlornen Inschriften fehlt. Bei diesen muss man die editio princeps zu Grunde legen, was der Verf. auch meistens gethan hat, aber dann nicht nach blosser Willkühr oder »in Eile« die eine Lesart eines folgenden *αὐτόπτου* oder Editors anführen, die andere nicht; eher kann man bei Conjekturen mit Auswahl verfahren; besser ist aber besonders, da »eine kritische Untersuchung und eine Rechenschaft der Benutzung« versprochen ist, bei verlorenen Inschriften alle Conjekturen vorzulegen, woran der Verfasser bei seiner Eile gar nicht denken konnte. Ebenso unbestimmt sind die vorhandenen Inschriften gegeben. Hier genügte die Lesart mitzutheilen, welche

der Verfasser abschrieb; nur bei zweifelhaften Stellen war es nothwendig, die Lesart der frühern, besonders der editio princeps anzugeben; bei solchen unbestimmten musste des Verfassers Autopsie eintreten, besonders in Museen, die er besuchte. Wir wollen sehen, ob diese Grundsätze, die sich jedem Inschriftensammler von selbst ergeben müssen, beobachtet sind. No. 983 ist eine der sehr wenigen Inschriften, die aus Huttich's Sammlung (1520) noch erhalten sind. Dieselbe hat der Verfasser im Mainzer Museum verglichen. Wir finden aber bei seiner Vergleichung und auch bei seinen Bemerkungen manches zu erinnern: Zeile 5 gibt er EVENTV . MIL. So hat schon ed. pr. Ap. Joh. was der Verf. nicht bemerkt; Fuchs EVENTVI was wieder nicht bemerkt ist (obgleich die Stellen ausser Joh. citirt sind); ihm folgen Lehne, Külb, was bemerkt ist; auf dem Steine stand ohne Zweifel eher EVENTVI als EVENTV, denn es ist ein grosser Zwischenraum zwischen V und M, der nicht nur durch einen Punkt zu ersetzen ist; also lesen richtig die *αὐτόπται* Fuchs, Lehne, Külb. In der 8 Zeile der nämlichen Inschrift lesen alle vor Lehne P . P . P . F; Lehne P R P . F; unser Verf. fand bei der Vergleichung P P F; auf dem Steine aber sind sichtbare Spuren von R zwischen den zwei P. Unten bemerkt der Verf., dass Huttich die 8 Zeilen in 10 gebe, richtig für die erste Ausgabe, die zweite gibt sie in 9 Zeilen. Wir sehen also, dass auch bei den vom Verfasser selbst verglichenen Inschriften eine nochmalige Vergleichung wohl nothwendig ist, sowie dass derselbe wie bei den verlorenen Inschriften in seinen Varianten und Bemerkungen willkürlich und ungenügend verfährt. — No. 985 ist nicht mehr vorhanden, also fehlt periit; dasselbe gilt noch von folgenden No. 1065, 1066, 1083, 1084, 1085, 1086, 1088, 1089 (hier steht periisse videtur), 1091, 1105, 1115, 1120, 1121, 1123, 1125, 1126, 1128, 1131, 1132, 1133, 1151 (in Dieburg weiss nämlich Niemand etwas von diesem Steine), 1190, 1210, 1240, 1245, 1249, 1251, 1254, 1255, 1258, 1259, 1265, 1270, 1271, 1280, 1287 (wo periisse opinor) u. s. w. bis 1309 wo Mainz und Zahlbach endet Dass diese Steine nicht mehr existiren, kann man aus den angezogenen Schriften ersehen. Bei andern fehlt die Angabe, dass sie im Mainzer Museum sind oder es steht dabei ein Fragzeichen, da der Verf. sie doch im Museum finden konnte, z. B. 977, 1042, 1043, 1045, 1106, 1252, 1282, 1285 u. s. w. Endlich sind die No. 1036, 1037, (1109, wo der Besitzer nicht angegeben ist) 1110, 1114, 1122 nicht mehr im Besitz der Personen, die bei Brambach erwähnt sind. Letzteres konnte man nicht aus Büchern ersehen, sondern man musste an Ort und Stelle sich erkundigen. Mir aber genügt eine Ausgabe nicht, in welcher bei 335 Nummern über 50 Inschriften, was Dasein und Ort betrifft, das Richtige nicht gegeben ist.

Wir haben oben gesehen, wie wir bei jeder der ersten Inschriften bald im Text, bald in den Anmerkungen eine oder die

andere Berichtigung und Verbesserung anbringen konnten und so könnte dies, wenn wir weitläufig sein wollten, beinah überall geschehen, doch genüge das Gegebene und wir wollen noch Einiges im Allgemeinen bemerken. Der Verfasser hat viele Inschriften im hiesigen Museum verglichen oder von ihnen Abdrücke erhalten, von vielen aber auch nicht, darunter von manchen, deren wiederholte Vergleichung wünschenswerth gewesen wäre; so sind No. 977, 1028, 1074, 1102—1105, 1109, 1112 b, 1113, 1114, 1130, 1171, 1175, 1267, 1297, welche in Mainz sind, und in Wiesbaden die No. 1022, 1030, 1032, 1041, 1042 u. s. w. nicht verglichen, nicht zu gedenken der Mainzer Inschriften, welche in Mannheim, Kassel und an andern Orten sind (doch in Mannheim hat Brambach einige betrachtet); auch übergehen wir hier jene Steine, von denen ihm ein Papierabdruck vorgelegen. Wir wollen einige anführen, wo seine Vergleichung nützlich gewesen wäre. No. 1104 steht Zeile 3 IV|||ENA Fuchs gab IV ENA mit kleinem Zwischenraum, ich IVENA; hätte Brambach den Stein, der schwer zu sehen ist, verglichen, ich würde seine Lesart vorziehen. No. 1130 v. 5 gibt er MOC, alle andern MOG; es ist wichtig, wie hier steht (vgl. 1067). Noch mehr hätten wir eine neue Vergleichung gewünscht bei solchen Mainzer Inschriften, die in Mannheim, Kassel, Darmstadt sind. Doch müssen wir leider weiter gestehen, dass Brambach's Vergleichung oft nicht befriedigt, d. h. das richtige nicht gibt, wohl weil sie in Eile geschehen ist. So hat, um noch einige Beispiele anzuführen No. 981, welche Brambach abschrieb, in v. 1 nicht Annaeus, sondern Annaus, daher im index Annaeus unrichtig steht, da es ohne dies kein nomen gentile, sondern ein barbarischer Name ist; v. 2 steht deutlich F nicht I, endlich v. 3 BETASI. mit Punkt, statt dessen Brambach Spuren von V schreibt, die freilich nach dem Punkte zu folgen scheinen. Unter den Herausgebern fehlt hier Kat. 122. — No. 99 b. steht v. 7 TAD nicht TAA, wie Brambach nach einem Abklatsch gibt — No. 1002 war Zeile v. 7 ET nicht wegzulassen, wenn es schon jetzt übertüncht ist; in der Ann. steht unrichtig, dass ich in der Mainzer Zeitschrift SATVRN habe, während sie SATVRNIN gibt u. s. w. um nicht das erste hundert zu überschreiten, unter denen bei 40 nicht mehr vorhanden und viele so klar sind, dass keine Abweichung oder Vergleichung nöthig war. Bei den Zahlbacher Steinen, bei denen in Wiesbaden u. s. w. könnten wir noch viel mehreres mittheilen, was unrichtig oder zweifelhaft gelesen ist. (Das Wiesbadner Museum untersuchte er nicht, wie wohl dort über 70 Nummern stehen; und das heisst »eine neue Untersuchung« !) Uebrigens gestehen wir gerne, dass die wiederholte Vergleichung mehreren Steinen zum Vortheil gereicht hat, dass der junge Mann manches richtiger gelesen hat als die frühern wie Lehne, Külb, Becker, ich. In so fern hat die neue Ausgabe einiges Verdienst. Sonst aber wüsste ich wenig an ihr zu rühmen. Namentlich lag

es nicht im Plane des Verf. zur Erklärung der Inschriften Beiträge zu liefern, was wir um so mehr bedauern, da Brambach in kleinen Schriften schon manches Brauchbare über die rheinischen Steine veröffentlicht hatte. Ebenso sind die Erklärungen anderer früheren fast nirgends erwähnt, so dass man beim Gebrauch dieses Buches die andern Ausgaben nicht entbehren kann; es gehört jedoch zur Geschichte der Steine, auch ihre früheren Deutungen zu notiren und zu wissen. Ebenso gehört zur Geschichte der Inschrift anzugeben, wenn irgend wo eine Abbildung vorliegt, was nur höchst selten bemerkt ist. Bei einigen ist nicht angegeben, dass die Inschrift metrische Theile enthält wie 1052, 1053, 1239, 1243. Dass nicht alle Editoren immer citirt sind, haben wir schon gesagt, können auch nicht erwarten, dass man immer weiss, wo jede Inschrift einmal gedruckt wurde; ich meine aber, die Herausgeber seien nach chronologischer Ordnung zu stellen, die editio princeps immer zuerst, was sehr oft nicht geschehen ist. Noch einzelne Bemerkungen, welche theilweise obenhin schon gehörten. Es gibt noch keinen dritten Band der Mainzer Zeitschrift wie No. 1034 u. S. 256 steht. No. 1052 und 1053 halten wir die Abbildung nicht für einer genius, sondern für das Kind. No. 1002 ist nicht auf dem Markte gefunden; dieser ist nicht gleich dem Höfchen wie 998 steht. Die Jahresangabe der Auffindung fehlt sehr oft, z. B. 976, 977, 978, 979 a, 981, 984 bei vorhandenen, ebenso bei verlornen die Zeit ihrer Entdeckung oder ersten Bekanntmachung, z. B. 980, 983 (um nicht die zehn ersten Inschriften zu überschreiten). Gewöhnlich ist nicht angegeben, dass die Inschrift auf einem Sarge steht wie 979, 1048, 1071, 1081, 1088, 1121, 1238 (1241 steht, ohne Deckel, hier in v. 3 steht FILIIETHE nicht FILITETHE wie der Verf. gibt) u. s. w. Auch genügt mir nicht zur Beschreibung des Bildes, wenn da steht armatus, aquilifer oder ähnlich; ich meine, das Bild wäre mit mehreren Worten zu beschreiben u. s. w.

Wir übergehen, um weiter zu kommen, vieles bei den Mainzer, und schier alles, was wir bei den Zahlbacher und Kassteler Inschriften zu bemerken hätten und finden am Ende derselben die laterculi nach den Legionen zusammengestellt, wobei also »die geographische Anordnung in letzter Consequenz« nicht beobachtet ist. Aehnliches gilt vom letzten Abschnitt, der die columnae miliariae enthält, wo sämmtliche Meilensteine des Rheingebietes aufgeführt werden, ohne dass vorn irgend angegeben ist, wo der Meilenstein nach Fundort hin gehöre, was doch zu wünschen gewesen wäre. Die Zusammenstellung war hier gerade nicht nothwendig, weil Brambach im Jahr 1865 eine besondere Abhandlung über diese Inschriften veröffentlicht hatte, die hier vollständig zu Grunde liegt. Hier können wir die Kürze und Eile eher entschulgen, daher wird nicht angegeben, warum No. 1965 dem obern Germanien abgesprochen wird; wir setzten ihn nach Niederingel-

heim, was nicht beigefügt wird, Düntzer nach Mainz, was angegeben ist. Ebenso steht bei dem folgenden nicht, dass die Mainzer Zeitschrift ihm das J. 219 anweist, was ich um so mehr angemerkt wünschte, als die Vermuthung von Brambach's oben erwähntem Mitconcurrenten Dr. Bone herrührt. Aber der Verfasser bekümmert sich wenig um die Ansichten Anderer; er gibt keine eigenen Erklärungen, die anderen lässt er hinweg.

Am Schlusse des Werkes folgen appendices, welche enthalten loca incerta (hier ist ein Würfel in Wiesbaden erwähnt, No. 2006, der ohne Zweifel nicht römisch ist; Brambach hätte ihn dort sehen sollen, allein er las daselbst nur eine Inschrift), nomina lapicidarum Augustae Trevirorum repertae (sollten bei Trier stehen), inscriptiones aliunde in terras Rhenanas inlatae (hier sind die Inschriften nicht angeführt, sondern angegeben, wo sie stehen, ausser einer); inscriptiones falso pro Rhenanis habitae (wie so eben); inscriptiones graecae litteris latinis exaratae et amuletum hebraico-latinum und endlich inscriptiones spuriae. Hier findet sich mit Recht unser berühmter Stein in memoriam Drusi Germanici, wiewohl nach Hiegell's Angabe im Jahr 1688 ein echter Stein mit derselben Inschrift dahier gewesen war, also vorn erwähnt werden musste. Warum das Bronztäfelchen Apollini Melpom. etc. unecht sein soll, sehe ich nicht ein; Brambach hätte es im Museum in Mainz ansehen müssen. Ueber No. 37 gibt es eine ganze Literatur, von der hier fast nichts steht; diese hätte man als längst für falsch anerkannt (vgl. was ich schrieb Bonn. Jahrb. XVII. S. 206), weglassen können. Bei dem folgenden No. hätte sollen bemerkt werden, dass die Punkte unten stehen, wie in der Mainzer Zeitschrift angegeben ist.

Die Indices, deren es fünfzehn sind, wurden mit Fleiss ausgearbeitet, und da wollen wir nicht kleinlich suchen, welches Wort fehlt oder ob vielleicht eines an unpassender Stelle steht. Dagegen beklagen wir sehr, dass ein index locorum fehlt, so dass man das ganze Buch oder die betreffende Gegend durchsuchen muss, um den Ort zu finden, dessen Inschriften man will kennen lernen. Durch diesen Mangel ist der Gebrauch des Buches wesentlich erschwert, und wir vermissen diesen index locorum so sehr, dass wir den Verein in Bonn bitten, einen solchen nachliefern zu lassen; er würde sich dadurch den Dank der Besitzer des Werkes in hohem Masse verdienen.

Nach dem, was wir bis hieher über die Mainzer Inschriften sagten, folgt von selbst, dass weder das, was bei der Ankündigung und Versendung versprochen worden ist, noch was man von einem corpus inscriptionum überhaupt erwarten kann, geleistet worden ist, noch vom Verfasser geleistet werden konnte: denn das Buch ist in Eile entstanden. Und da bedauern wir nicht wenig den Verfasser, dass er bei seinem grossen Fleisse und seinen schönen Kenntnissen nicht befriedigt und nicht befriedigen konnte; man

kann bei dem angestrengtesten Fleisse, den sicher der junge Verfasser anwendete, nicht in einem viertel oder halben Jahre die Inschriften von Mainz und der Umgegend nach Geschichte und Kritik erschöpfend behandeln; das hätte der Verfasser schon bei den holländischen Inschriften einsehen sollen, wiewohl dort Janssen's treffliche Vorarbeiten vorlagen. Es ist nicht genug in einigen Museen einige Inschriften zu sehen, andere nicht; von einigen sich Abdrücke zu verschaffen, von andern nicht. Viele Inschriften bedürfen keiner Autopsie, wie denn dies von vielen Mainzern gilt, die der Verfasser ganz unnöthigerweise abgeschrieben hat. Dagegen gibt es nicht wenige, wo eine Vergleichung nothwendig erscheint, und diese muss man kennen, ehe man ein Museum betritt, damit man weiss, was hier zu thun ist; diese zweifelhaften mussten alle und überall angesehen und abgeschrieben werden, wenn wahr sein soll, dass »die erhaltenen Momente auf's neue geprüft«, was von sehr vielen nicht gesagt werden kann. Da der Verfasser ein scharfes Auge hat, so beklagen wir sehr, dass er diese Inschriften nicht verglichen hat, um so mehr, da manche bessere Lesarten durch ihn gewonnen wurden. Denn wir erkennen mit Freuden an, dass der Verf sowohl bei manchen erhaltenen als auch bei einigen verlorenen das Richtige gefunden hat — nicht bei 40 unter den 400 Mainzern. Dies ist fast auch der ganze Gewinn bei dem theuern Buche. Denn für Erklärung ist äusserst wenig geschehen, dies lag nicht im Plane des Herausgebers, was nicht zu loben ist; besonders da wie schon gesagt, die frühern Erklärungen fast alle ignorirt sind, so dass die frühern Ausgaben nicht entbehrt werden können, was doch z. B. von Mommsens helvetischen Inschriften gesagt werden dürfte. Diese und andere Mängel schreiben wir der Eile zu, mit der dieses Werk ins Leben gerufen wurde: denn an Fleiss fehlte es dem Verf. nicht; und so sind wohl nur wenige Inschriften vergessen d. h. in den betreffenden Büchern nicht bemerkt worden; von hier vermissen wir fasst nur einen Ring mit D. HERCVLI (vgl. Mainzer Zeitschrift I. S. 506). Dagegen schreiben wir derselben Eile zu, dass die Töpfernamen ganz weggelassen sind, denn die Bemerkung, sie seien in Fröhners Büchlein enthalten, hätte bei dem Tadel, den dieses findet, vielmehr auffordern sollen, die Töpfernamen mit geographischer Consequenz mitzutheilen. Aus demselben Grunde fehlen wohl auch die christlichen Inschriften; und doch gehören manche dieser namentlich in Trier bis in die römische Zeit hinauf.

Schliesslich wiederholen wir, dass wir nicht gerne vorliegendes nicht gelindes Urtheil abgegeben haben; und was wir über die Mainzer Inschriften bemerkten, glauben wir ebenso über die andern mittelrheinischen, die uns näher bekannt sind, wie die Nassauischen, Ober- und Kurhessischen, Badischen, Bayerischen etc. beweisen zu können. Ob die niederrheinischen Inschriften mit mehr Sorgfalt und Genauigkeit gegeben sind, überlassen wir den dorti-

gen Gelehrten zu beurtheilen und wünschen, dass überall eine genaue Betrachtung vorliegenden Buches geschehe, schon damit Mommsens Edition, die hoffentlich durch diese Concurrenz nicht unterlassen wird, endlich ein Werk liefere, das den Anforderungen entspricht und so viel als möglich die Benutzung der vorhergehenden Ausgaben unnöthig macht. Prof. Ritschl, dessen Vorrede auf dem Titel angezeigt ist, hat eigentlich keine zu dem Buche geschrieben. Denn was als Vorwort in deutscher Sprache von ihm zum prospectus beigegeben und hier beigebunden ist, ersetzt nicht, was auf dem Titel versprochen wurde. Derselbe hat bald nach dem Erscheinen des Werkes im Leipziger Centralblatte S. 1380 (vom 15. Dec.) eine Erklärung gegeben, deren Bedeutung ich nicht ganz errathen kann; sie bezieht sich auf die Dedikation von Brambach und das Vorwort von Ritschl. Druck und Papier sind gut und schön; das Werk gerade nicht wohlfeil.

Anm. Im neuesten Monatsbericht der Berliner Akademie 1866. S. 758 steht, dass nicht Mommsen, wie ich bisher mit Grund annahm, sondern Hübner die Inschriften von Britannien, Gallien und Germanien ediren wird.

Klein.

Beiträge zur Kenntniss der Feldspath-Bildung und Anwendung auf die Entstehung von Quarztrachyt und Quarzporphyr. Von Ch. E. Weiss, Dr. ph., Lehrer an der k. Bergschule zu Saarbrücken. Eine von der holländischen Gesellschaft zu Haarlem am 19. Mai gekrönte Preisschrift. Mit zwei Tafeln (Natuurkundige Verhandelingen, Deel XXV). Haarlem, De Erven Loosjes. 1866. 4. S. 167.

Die holländische Gesellschaft der Wissenschaften zu Haarlem hatte schon seit mehreren Jahren wiederholt folgende Frage gestellt: »Beaucoup de roches laissent encore les naturalistes en doute, si elles ont été déposées d'une dissolution de l'eau, ou bien se sont solidifiées après une fusion par la chaleur. La Société désire qu'une de ces reches au choix de l'auteur soit soumise à des recherches qui menent à décider avec certitude sur son origine et qui c'est possible, jettent aussi quelque lumière sur celle d'autres roches plus ou moins analogues.« Es berührt diese Frage mithin einen Gegenstand der in den letzten Jahren Chemiker und Geologen vielfach beschäftigt hat — die Entstehung der krystallinischen Gesteine. E. Weiss bespricht in seiner gründlichen Abhandlung in der Einleitung die verschiedenen Theorien, welche zeither über die Genesis der krystallinischen Gesteine aufgestellt wurden und führt dann alle die Mittel an, deren man sich zur Lösung einer so wichtigen Frage bediente. Unter diesen sind es nun die zuerst von

Descloizeaux angestellten merkwürdigen Untersuchungen; sie gründen sich auf die Thatsache, dass die optischen Axen des rechtwinklig spaltenden Feldspathes durch Glühen gewisse Veränderungen erleiden, so dass man im Stande ist durch Beobachtung der Lage der optischen Axen zu beurtheilen, ob ein Feldspath seit seinem Festwerden geglüht habe oder nicht. Die interessanten Entdeckungen von Descloizeaux hat nun E. Weiss eben in Bezug auf die von der holländischen Gesellschaft der Wissenschaften gestellte Frage weiter verfolgt. Die Methode der Untersuchung beschreibt der Verfasser in vorliegender Schrift ausführlich; von mehr denn 200 Feldspathen aus den verschiedensten Gesteinen wurden Dünnschliffe angefertigt, um sie optisch zu prüfen.

Der erste Abschnitt der Preissschrift von Weiss enthält eine Uebersicht der optischen und geognostischen Beobachtungen (S. 34—100). Weiss nennt das Verhalten eines Minerals, wenn es der Art ist, dass während Erhöhung seiner Temperatur der (scharfe) Winkel der wahren optischen Axen zunimmt, dagegen bei Abnahme der Temperatur gleichfalls abnimmt, ein analoges, jenes Verhalten aber, dass die Axen sich nähern, während die Temperatur wächst, umgekehrt sich von einander entfernen, wenn die Temperatur sinkt, ein antiloges.

Aus seinen optischen Untersuchungen zieht nun der Verf. eine Reihe sehr wichtiger physikalischer und geologischer Folgerungen. Wir gedenken hier nur der geologischen Resultate insofern sie für die Bildungsgeschichte des Feldspath von Bedeutung sind. Wenn man die optischen Eigenschaften der Feldspathe zur Erklärung ihrer Entstehungsweise benutzen will, so muss man ein besonderes Gewicht auf drei Faktoren legen: das antiloge oder analoge Verhalten der optischen Axen beim Erwärmen; die Grösse des Axenwinkels und den Grad ihrer Empfindlichkeit. In der Natur findet sich nun eine fortlaufende Reihe von Feldspathen, welche nach Lage und Grösse des Axenwinkels alle möglichen Grade der Temperatur anzeigen würden, die bei oder seit Entstehung der Krystalle sie heimgesucht hat, von einer Temperatur noch weit vor der Glühhitze bis zu solcher, welche, etwa beim Schmelzen des Kupfers erreicht wird. Also optisch ausgedrückt: es finden sich alle möglichen Winkel von der grössten der antilogen Periode bis zu ziemlich grossen der analogen. Diese Reihe wird noch mannigfaltiger durch die Empfindlichkeit mit welcher noch jetzt die Krystalle in höherem oder geringerem Grade den Einflüssen der Wärme nachgeben. Wenn man diese mit berücksichtigt, kann man aus Grösse und Lage des Axenwinkels noch keinen Schluss auf die Höhe der erlittenen Wärme ziehen, da möglicher Weise ein mit noch grossem Winkel versehener antiloger Krystall bei sehr geringer Empfindlichkeit derselben hohen Temperatur ausgesetzt gewesen sei, als ein sehr empfindlicher analoger

Krystall, weil von zwei derselben Glühhitze gleich lange ausgesetzten Krystallen der empfindlichere die grössten Eindrücke erhalten wird. — Es sind nun die meisten Krystalle antilog; viele besitzen einen so beträchtlichen Axenwinkel, dass man an die gewaltigen Gluthen, wie die alte plutonische Theorie sie voraussetzte, gar nicht denken kann. Dahin gehören die Feldspathe aus Granit, Gneiss, Syenit, aber auch viele glasige Feldspathe aus Trachyten, Phonolithen, während hingegen andere Feldspathe aus Porphyren, Pechsteinen, Trachyten sich mit ihrem Winkel der Grenze Null sehr nähern und so entschieden Gluthspuren zu erkennen geben; merkwürdig ist, dass der bekannte künstliche Feldspath von Sangerhausen die stärksten Gluthspuren zeigt; er ist stark analog mit grossem Axenwinkel. Beachtung verdienen jene Fälle, wo ein und derselbe Krystall mit wesentlich verschiedenen Stellen versehen ist, analoge neben antilogen Stellen zeigt, oder antiloge mit sehr verschiedenen Axenwinkel. Diese Fälle haben mit Zwillingsbildung nichts gemein. Gewöhnlich zeigen dann die analogen oder vorausgeschrittenen Stellen grössere Empfindlichkeit, als die zurückgebliebenen antilogen. Dass im nämlichen Gesteine Krystalle sich ausgeschieden finden in ihren optischen Eigenschaften sehr differirend darf nicht befremden. Die Erklärung aller derartigen Erscheinungen ergibt sich aus der so verschiedenen thermischen Empfindlichkeit und es lassen Krystalle mit Recht auf Gluthen schliessen, denen sie ausgesetzt waren, mögen sie stark oder schwach gewesen sein. Man könnte vielleicht annehmen, dass die Verschiedenheit der Stellen eine begonnene — chemische oder physikalische Umwandlung — bekunden. »Bei Annahme dieser Erklärung — so bemerkt Weiss ausdrücklich — würden Schwierigkeiten entstehen, um z. B. den Kern eines analogen Krystalls in den antilogen Zustand zurückzuführen, während der Mantel seinen ersten Zustand behält. Man würde entweder damit, oder wenn man das ganze Descloizeaux'sche Gesetz oder vielmehr dessen Umkehrung — dass ein antiloger Krystall nicht oder nur schwach, ein analoger stark geglüht habe — leugnen wollte, mit diesem Widerspruche zu unerwiesenen, vielleicht unerweisbaren Annahmen seine Zuflucht nehmen müssen, während jetzt Alles aus sich selbst erklärt.«

(Schluss folgt.)

Weiss: Beiträge zur Kenntniss der Feldspathbildung.

(Schluss.)

Aus Allem geht aber unzweifelhaft hervor dass: 1) das Vorkommen der Sanidine in trachytischen Laven den Schluss widerlegt, es könnten Phonolith, Trachyt, Porphyr und Granit keiner der Gluth nur irgend genährten Temperatur ausgesetzt gewesen sein, weil ihre Feldspathe keine Glutspuren tragen. 2) Die Temperatur in der sich die Feldspathe in den genannten Gesteinen von Halle, Meissen, Zwickau, Ungarn, Siebenbürgen u. s. w. ausschieden, war keine so hohe als erforderlich ist, um diese Gesteine in trocknen Fluss zu briugen, sondern im Ganzen nur schwache Rothglühhitze, wahrscheinlich entsprechend der Rothgluth; möglich, dass diese Hitze in manchen Fällen nicht erreicht, in andern überschritten wurde. Der Schluss, es müsse der Erstarrungspunkt bedeutend unter dem Schmelzpunkt liegen ist, wie bekannt schon früher von Scheerer u. A. gezogen werden und wird bei Gegenwart von Wasser anwendbar.

Den zweiten Abschnitt der Abhandlung von Weiss bilden nun die Mittheilungen über Quarztrachyt und Quarzporphyr: es ist die Anwendung der gewonnenen optischen Resultate auf die Entstehung krystallinischer Gesteine, wofür als Beispiel die beiden genannten Felsarten gewählt wurden. Und hier liefern nun zunächst für die Quarztrachyte eben die optischen Verhältnisse der Feldspathe directe Beweise einer noch nach oder bei dem Krystallisiren stattgefundenen Gluth — mag solche noch so niedrig gewesen sein. Gegenwart und Mitwirkung von Wasser bei der krystallinischen Ausbildung ist als nothwendig anzusehen. Die Krystallisation des Quarzes ist endlich kein Beweis gegen den ehemaligen Schmelzfuss — es schwindet also auch dieser Zweifel an der Ausscheidung der Gemengtheile bei höherer Temperatur. Für den Quarzporphyr ist eine ähnliche Entstehungsweise anzunehmen, der ja in petrographischer Beziehung, in den optischen Eigenschaften der eingewachsenen Feldspathe, in Lagerungsform so mannigfache Analogien mit Quarztrachyt zeigt. Für beide Gesteine ist keine Bildung oder Ausbildung aus kalter wässeriger Lösung denkbar; es herrschte vielmehr noch hohe Temperatur, als die Eruption derselben statt fand und als sie krystallisirten, so hoch, dass alle Feldspathe Glutspuren tragen, bald stärkere, bald schwächere; aber auch so niedrig, dass

Wasserwirkungen gleichzeitig möglich waren. Die Thatsachen sprechen sogar dafür, dass bei Bildung von Quarzporphyr Hitze und Wasser, resp. Wasserdämpfe vereint wirkten.

G. Leonhard.

Canzoni Popolari Comasche. Raccolte e pubblicate colle melodie dal Dott. Gb. Bolza. Vienna. In Commissione presso il Figlio di Carlo Gerold. 1867. (Tirati a parte dai Rendiconti delle tornate dell i. r. academia delle scienze, classe filosofico-storica. Vol. LIII. p. 637—706).

Die vorliegende anziehende Sammlung von Volksliedern aus der Umgegend von Como besteht aus vier Abtheilungen, von denen die erste die Kinderlieder, die zweite die Sprichwörter und sogenannten Bauernregeln so wie die dritte und vierte die eigentlichen Volkslieder umfassen, von welchen die epischen in der letzten enthalten sind. Wir finden auch hier wieder, welch' ein allgemeines Band die europäische Kinderwelt und Volksweisheit umschlingt oder wie die nämlichen Stoffe in ganz Europa, nicht selten aber auch noch weiter hinaus, die Gefühle des Volkes an- und aussprechen. So z. B. wollen die Kinder aller Orten »die Hörer« oder die »Viere« der Schnecken sehen und geben diesem Verlangen überall einen mehr oder weniger gereimten Ausdruck, und zwar in der Gegend von Como folgendermaassen (No. 2): »Lümaga, lümaga — Cascia föra i corni — Vegnará il bobò (deutsch: der Bubu, Schreckbild der Kinder) — Te tajarà via el co (capo). — Das Liedchen No. 12 lautet so: »Messèr Tom — El m'ha dà on pom — Messèr Ambrôs — Me l'ha fà cös (cuocere) — Messèr Donà — Me l'ha pelà — E me fradèl me l'ha mangià.« Dies erinnert sehr lebendig an ein weitverbreitetes deutsches Kinderlied, wobei die Finger an der Hand des Kindes gleichfalls zu Personen werden: »Das ist der Daumen, — Der schüttelt die Pflaumen, — Der liest sie auf, — Der trägt sie heim — Und der isst sie ganz allein.« Man möchte fast glauben, dass die comaskische Version aus der deutschen herstammt und Tom aus Daumen entstanden sei; die zweite Zeile des deutschen Liedes, wo das Pron. demonstr. der auf den Zeigefinger geht, wäre demnach nur missverständlich gleichfalls auf den Daumen bezogen. Denkt man sich daher statt el einen Eigennamen, so ist die Zahl der fünf Finger vollständig, wobei die letzte Zeile des deutschen wie des italienischen Liedchens einander ganz genau entsprechen. Die Finger der Hand zu personificiren, ist übrigens eine sehr alte mythologische Idee; man erinnere sich nur der Dactyli Idaei. — Aus der zweiten Abtheilung hebe ich folgenden Spruch hervor (No. 21): »La râsada de San Giovann — La guariss tüce (tutti) i malann.« Wie weit verbreitet der Glaube an die wohlthätige und heilende Kraft des Thaues

der Johannisnacht sei, so dass derselbe sich sogar in Aegypten wiederfindet, habe ich in meiner Ausgabe des Gervasius von Tilbury S. 56f. gezeigt. — Eine eigenthümliche Gesundheitsregel ist folgende (ebend.): »Se te vö (vuoi) sta san — Bêv come i bô e pissa come i can« d. h. thue das erstere langsam, das andere oft. — In der dritten Abtheilung findet sich ein Spottlied auf einen armen Teufel von Landgendarmen, dem man nach und nach alle seine Kleidungsstücke wegnimmt, obschon man sie ihm endlich aus purem Mitleid wiedergibt (No. 40). Die erste der fünf Strophen heisst: »Al povero compagnòlo — G'han tolto la berretta, — E per amôre ghe l'han tôrnada a dà. — Desberrettâ! — E per amore ghe l'han tôrnada a dà.« Die letzte: »Al povero campagnolo — G'han tolto le calzette — E per amôre ghe i han tôrnado a dà. — Desberettâ, — Desperüccâ, — Desmarsinâ — Descalzonâ, — Descalzettâ — E per amôre ghe i han tornade a dà.« In Bujeaud's Chants et Chansons populaires de provinces de l'ouest etc. Niort 1866 findet sich vol. II. p. 263 ein Seitenstück zu dem komaskischen Spottliede, wo indess der Pfarrer Gegenstand des Spottes ist, welcher aber von seinen sieben Sachen nichts zurückbekommt. Es ist überschrieben »Margoton et son curé« und die erste Strophe lautet: »Margoton prend son panier, — S'en va-t-aux meures, — M'sieur l'curé s'en va-t-après, — Lisant ses heures: — »Margoton, attends-me, attends me, — »Margoton attends me donc.« — »M'sieur l'curé, je ne saurais — »Si n'donnez quelque chose.« — M'sieur l'curé prend son rabat — Et le lui donne. — »En vous r'merciant, Monsieur l'curé, — »D'm'avoir si bien enrabaté', — »Vous êt' un honnête homme.« Die siebente und letzte lautet: »Margoton prend son panier, — S'en va-t-aux meures, — M'sieur l'curé s'en va-t-après — Lisant ses heures: — »Margoton, attends me, attends me, — »Margoton attends me donc.« — M'sieur l'curé, je ne saurais, — »Si n'donnez quelque chose.« — M'sieur l'curé tire sa chemise — Et la lui donne. — »En vous r'merciant, Monsieur l'curé, — »D'm'avoir si bien enrabaté' — »D'm'avoir si bien encalotté', — »D'm'avoir si bien enculotté', — »D'm'avoir si bien ensocquetté', — »D'm'avoir si bien enchaussonné', — »D'm'avoir si bien enchemisé', — »Vous êt' un honnête homme.« — Die letzte (epische) Abtheilung enthält zehn Lieder, von deren meisten sich mehr oder minder übereinstimmende Versionen auch in andern italienischen Sammlungen finden, so dass sie der Vergleichung wegen sehr willkommen sind. So No. 48 »Il Pellegrino«. Ein Mädchen sucht in Gesellschaft eines Pilgers ihren Geliebten auf. Unterwegs macht ersterer seiner Gefährtin Liebesanträge, über deren Aufnahme nichts weiter verlautet. Eigenthümlich ist der Vorschlag, die Bettdecke mit lauter Glöcklein (baciocchini) besetzen zu wollen, von denen es dann heisst: »Nel voltarsi e rivoltarsi — Baciocchin faram din-din.« Bei dieser Musik denkt man an jene andere, von welcher in der letzten Strophe eines Hochzeitsliedes aus dem 16. Jahrh. die Rede ist,

welches Erlach 1, 80 mittheilt. Bolza meint übrigens eine Verwandschaft des »Pellegrino« mit dem »Corsaro« in Nigra's Sammlung zu erkennen. Zu des letztern Parallelen (Rivista Contemp. 1861. p. 166 ff.) füge noch Puymaigre, Chants populaires recueillis dans le pays messin. Metz et Paris 1865. p. 93 ff. »La fille du pâtissier.« — No. 49 »L'Avvelenato« entspricht der bekannten »Donna Lombarda«; s. Volkslieder aus Venezien herausgeg. von Widter und Adolf Wolf. Wien 1864 No. 72 nebst der Anm. — No. 50 »Cecilia«. S. hierüber Wolf l. c. S. 108 Anm. zu No. 85 »La povera Cecilia.« In vielen Versionen dieses Stoffes muss der Verräther, ehe er zur verdienten Strafe gezogen und hingerichtet wird, sich erst vorher mit der von ihm entehrten Frau vermählen. S. Ferd. Wolf Proben Portugiesischer und Catalanischer Volksromanzen S. 75 ff. und dazu Reinhold Köhler in Ebert's Jahrb. für roman. und engl. Litter. 3, 57 No. III. (Die zu Dunlop S. 493 Anm. 351 a von mir angeführten Tragica sind von H. Grosius). Es lässt sich übrigens annehmen, dass auch nach der ursprünglichen Sage, worauf die italienischen Volkslieder beruhen, der Verräther nach geschehener Vermählung mit der Entehrten sein Verbrechen mit dem Tode büsste; dies lässt sich nämlich aus dem Vorwurf schliessen, den Claude Rouillet seiner Tragödie »Philanire« zu Grunde legte (Paris 1563 und 1577) und den er selbst also angibt: »Quelques années se sont passées qu'une dame de Piedmont impetra du prevot du lieu, que son mari, lors prissonnier pour quelque concussion, et deja pret a recevoir jugement, lui serait rendu, moyennant une nuit qu'elle lui preteroit. Ce fait, son mari, le jour suivant, lui fut rendu, mais ja executé de mort. Elle est esplorée de l'une et de l'autre injure, a son recours au gouverneur, qui pour lui garantir son honneur, contrauit le prevot à l'epouser et puis le fait decapiter.« Einen ähnlichen Verfall berichtet auch der Lütticher Chronist Jean d'Outremeuse in dem noch nicht erschienenen zweiten Bande seines Myreur des Histors fol. 183, wornach im Jahr 1307 dem Ludwig von Nyvers, Sohn Roberts von Flandern, vor dem Richterstuhl Philipps von Frankreich vorgeworfen wurde, die Frau eines Ritters, die für das Leben ihres Mannes bat, auf die in Rede stehende Weise betrogen zu haben. Jedoch läugnete er und behauptete, dass er der Klägerin keineswegs jenes Versprechen gegeben. Philipp glaubte ihm und sprach ihn frei. Noch älter jedoch ist ein Vorfall, den Augustinus in seiner Schrift »De sermone domini in monte« l. I. c. 16 berichtet. Demnach wurde ein Bürger von Antiochia von dem Procurator Septimius Acindynus wegen einer dem Fiscus schuldigen Summe ins Gefängniss geworfen und mit dem Galgen bedroht, wenn er bis zu einem bestimmten Tage seine Schuld nicht entrichte. Da er sich dazu ausser Stande sah, so gestattete er seiner Frau eine Nacht bei einem reichen Manne zuzubringen, der sich in sie verliebt und ihr für diese Gunst die erforderliche Summe verheissen hatte. Ehe diesen

jedoch die Frau des Morgens verliess, schob er statt des Beutels mit Geld einen andern mit Erde unter, so dass die Betrogene sich darob alsobald bei Acindynus beklagte, der zuvörderst seine eigene Härte verdammte und die betreffende Summe aus eigenen Mitteln dem Fiscus einzahlte, der Frau aber das Landgut zusprach, aus dem jene Erde genommen worden. Die ungefähre Zeit, zu welcher dieser Vorfall soll Statt gefunden haben, ergibt sich aus dem Umstande, das Acindynus zusammen mit Valerius Procusul in demjenigen Jahre Consul gewesen war, in welchem Constantin, der Sohn Constantins des Grossen, bei Aquileja fiel, also im Jahr 340. Noch will ich bemerken, dass die Romance del rey Don Sancho de Castilla« in Wolf und Hoffmanns »Primavera y Flor« 1, 120 No. 39 gleichfalls dem in Rede stehenden Sagenkreis angehört. — No. 51 »Il Convento notturno« schildert ein ebenso gewöhnliches oder noch gewöhnlicheres Ereigniss, nämlich ein nächtliches Stelldichein zweier Liebenden, woraus ich nur Einen Zug hervorheben will. Der Vater des Mädchens nämlich belauscht das Pärchen und frägt von seinem Fenster aus das Töchterlein, wer denn bei ihr wäre, worauf sie antwortet, es wäre ihre Schwester Catherina, welche bei ihr schlafen wolle. Hier also wird die Schwester vorgeschoben, sonst tritt dafür auch ein Bruder oder Vetter oder sonstiger Verwandter ein, was schon ein sehr altes Aushülfsmittel sein muss, wie z. B. aus Tzetzes zu Lycophr. v. 403 erhellt, wo er den Beinamen der Aphrodite Kastnia, ihn von *κάσις* ableitend also erklärt: »*Τὴν Ἀφροδίτην τὴν μοιχίαν, καστνίαν δὲ ἀδελφοποιόν· τοὺς γὰρ ξένους ἀδελφοὺς καὶ φίλους τὰ ἐρωτικὰ ποιοῦσιν. Οἱ γὰρ ἐρῶντες φωραθέντες λέγουσιν: Ἀδελφός μου ἢ συγγενής μού ἐστιν.*« Der wackere Commentator hat nun zwar von dem betreffenden Epitheton sowie von dem gleich darauf folgenden *Μελιναία* eine unrichtige Erklärung gegeben, jedoch aber bei dieser Gelegenheit gezeigt, dass er nicht bloss mit Scholien und ähnlichen Dingen allein Bescheid wusste oder doch wenigstens seine praktische Lebenserfahrung für dieselben mit mehr oder minder Glück zu verwerthen suchte. No. 52 »La bella Molinara.« Ein einfaches Liebesabenteuer zwischen einer schönen Müllerin und einem jungen Ritter, wozu Bolza Puymaigre's Anmerkung zu seiner No. 40 »La belle Meunière« (1, 131 ff.) anführt, wo es heisst: »Ces rencontres de seigneurs et de meunières semblent avoir eu beaucoup de vogue dans la poésie populaire; on les trouve redites de bien de manières.« — No. 53 »Il Riconoscimento«. Ein treuliebendes Mädchen erkennt den aus dem Kriege heimkehrenden Geliebten nicht wieder und fällt bei der Nachricht von seinem vorgeblichen Tode in Ohnmacht; dann erst gibt er sich zu erkennen. Ein vielbehandelter Stoff; s. Adolf Wolf, Volkslieder aus Venezien S. 100 zu No. 81 »La Moglie fedele.« Füge hinzu Puymaigre p. 8 ff. »Germaine«. — No. 54 »La Rosettina« entspricht Nigra's »La Tomba«; vgl. Adolf Wolf a. a. O. S. 97 zu No. 75 »Rosina«. — No. 55 »La

disobbediente«. Den Rath der Mutter verschmähend, gibt ein Mädchen dem der Brüder Gehör und zieht zu dem Könige von Preussen (!), der um sie hat werben lassen, ertrinkt jedoch auf Meerfahrt. Bolza vergleicht damit »La Maladicenza materna in Marcoaldi's Canti popolari inediti Umbri, Liguri ecc. Genova 1855, Widter's »Il Marinaro e la sua amorosa« und die No. 94 in Righi's Saggio di canti popolari veronesi«. — No. 56 »Il falso Pellegrino«. S. Widter's No. 95 »Il Pellegrino«, wo jedoch der Pilger ehrlicher verfährt als in dem vorliegenden Liede, welches gleichwohl nach Bolza's Meinung die ursprüngliche Fassung bietet. — No. 57 »L'Amante deluso«. Ein Mädchen bewilligt einem Ritter auf den Rath ihrer Mutter eine Nacht für die Summe von hundert Thalern, gibt ihm jedoch einen Schlaftrunk, so dass er erst am Morgen erwacht und sich geprellt sieht. Eine gewünschte zweite Nacht wird abgeschlagen. Vgl. Adolf Wolf a. a. O. S. 95 zu No. 74 »La Contadina alla fonte.« Füge hinzu Puymaigre p. 112 ff. »L'Amant discret« und p. 113 ff. »La Rencontre«. Ferner die Cent Nouvelles Nouvelles No. 24 »La Botte a demi«; Bäckström Oefversigt af Svenska Folk-Litteraturen S, 69 No. 12 »Brudgäfvan«. Der den in Rede stehenden italienischen Volksliedern zu Grunde liegende spezielle Zug, dass der Liebhaber den mehr oder minder theuer erkauften Genuss verschläft, findet sich übrigens auch sonst noch; s. Svend Grundtvig, Danmarks Gamle Folkeviser 2, 337 No. 81 »Sövnerunerne« und dazu Nachtrag 3, 844, zu dessen Nachweisen noch hinzuzufügen ist Passow *Τραγούδια Ῥωμαϊκά* No. 480 »*Ἡ Βουργαρα.*« Vergl. auch Wolfdietrich Str. 1067—1070 (S. 165 Holtzmann). — Das soeben besprochene comaskische Volkslied ist das letzte der Sammlung, welche Bolza übrigens auch noch mit einer höchst schätzbaren Beigabe ausgestattet hat, nämlich mit den Melodien von siebzehn Nummern derselben. Er beruft sich dabei auf Léon Gautier, der im ersten Bande seines Werkes »Les Epopées françaises« bemerkt: »Qui n'entend pas chanter les paysans, ne sait pas et ne saura jamais ce que c'est que la poésie populaire,« Dies ist ganz richtig und ist auch schon oft ausgesprochen worden. Vgl. meine Anzeige von Puymaigre's und Bujeaud's Sammlungen in den Gött. Gel. Anz. 1866 S. 2015 f. Ich schliesse mit dem Wunsche, dass wir dem Dr. Bolza bald wieder auf diesem oder ähnlichem Felde begegnen mögen.

Lüttich. **Felix Liebrecht.**

Mémoires de Felix Platter, medecin bâlois. Genève. Imprimerie de Jules Gme Fick. 1866. XV. und 145 S. gr. 8.

Felix Platter, dessen Aufzeichnungen uns hier in einer meisterhaften französischen Bearbeitung vorliegen, ist der Sohn jenes armen Hirtenknaben aus dem obern Wallis (Thomas Platter), welcher, nachdem er längere Zeit herumgezogen und durch Handarbeit sein Leben gefristet, in Basel eine Heimath fand, in der er segensreich als Leiter der dort aus der Reformation hervorgegangenen höheren Schule, dem jetzigen Gymnasium, acht und dreissig Jahre lang wirkte, und hier die neue, bessere Methode in der Behandlung des Gymnasialunterrichts in Anwendung brachte: die von ihm in einem Alter von drei und siebenzig Jahren im Jahre 1572 aufgezeichnete und abgeschlossene Selbstbiographie, in welcher die merkwürdigen Schicksale seines Lebens in so anziehender Weise erzählt werden, ist nach dem deutschen, oft kaum lesbaren und verständlichen Original durch Fechter zu Basel bekannt gemacht; Herr Dr. Eduard Fick, dessen Bemühungen wir auch das vorliegende Werk verdanken, gab davon eine französische Bearbeitung, deren wir in diesen Blättern Jhrgg. 1863 S. 414 ff. mit der Anerkennung gedacht haben, die sie in jeder Hinsicht verdient. An diese im Jahr 1862 zu Genf erschienene, auch durch die typographische Ausführung (wie a. a. O. bemerkt worden) so beachtenswerthe Bearbeitung schliesst sich die vorliegende gewissermassen an, indem sie die Selbstaufzeichnungen des Sohnes in einem ähnlichen äusseren Gewande uns vorführt, und werden dieselben nicht minder unser Interesse in Anspruch nehmen, als die des Vaters, mit welchen sie auch schon der deutsche Herausgeber vereinigt hatte, in einem nach dem Autographum, das zu Basel sich noch befindet, mit aller Treue und Genauigkeit veranstalteten Abdruck.

Man hat wohl Ursache sich dieser schönen Gabe zu freuen, da sie nicht minder durch ihren Inhalt, wie durch die Form anziehend genannt werden kann, und der Uebersetzer mit aller Meisterschaft der Sprache auch eine ausgebreitete Kenntniss der literärischen und der politischen Verhältnisse, wie der Culturzustände der Zeit, in welcher das Leben Platter's fällt, verbindet und dadurch in den Stand gesetzt war, in seiner Einleitung, so wie in den S. 125—145 beigegebenen »Notes« Alles das zu geben, was zur Vervollständigung des Inhalts dieser Aufzeichnungen, wie zu dem vollen Verständniss und der richtigen Auffassung derselben dienen kann. Denn diese Aufzeichnungen Platter's befassen zwar zunächst die eigenen Erlebnisse, aber sie enthalten doch wieder auch so Manches, was im Allgemeinen auf die Verhältnisse jener Zeit, die Culturzustände des sechszehnten Jahrhunderts, die Universitätseinrichtungen und dergl. ein Licht wirft, das durch die anziehende, einfach natürliche Darstellungsweise noch mehr gewinnt.

Kaum hatte Platter das fünfzehnte Lebensjahr hinter sich, als ihn der Vater nach Montpellier schickte, um dort, wo eine in jener Zeit berühmte Schule der Medicin blühte, für dieses Studium sich auszubilden; im ein und zwanzigsten Jahre nahm er dann das Medicinische Doctorat in seiner Vaterstadt, die fortan der Schauplatz seiner Wirksamkeit und Thätigkeit wurde; denn er zeichnete sich eben so sehr als Lehrer an der dortigen Universität, wie als praktischer Arzt aus; zu dem erstern trug insbesondere die Errichtung einer Kanzel für Anatomie und Botanik und die jetzt mehr und mehr in Aufnahme gekommene Sitte der Leichensectionen bei: und dabei unterliess es Platter nicht, durch Herausgabe mehrerer Werke (De corporis humani structura et usu 1583, Praxis medica 1602 bis 1608 in drei Bänden, vielfach in der Folge wieder aufgelegt, Observationes in hominis affectibus, in hohem Alter geschrieben, die Frucht einer sieben und fünfzigjährigen Erfahrung und Beobachtung) sich einen Namen in der gelehrten Welt zu verschaffen. Was die praktische Wirksamkeit betrifft, so stand Platter drei und vierzig Jahre lang an der Spitze des Medicinalwesens der Stadt Basel, mit der obersten Leitung der Spitäler u. dgl. als Archiater betraut, und bewährte sich insbesondere, als die Pest 1563—1564 Basel verheerte, und später in den Jahren 1576. 1582. 1593. 1609 sich wiederholend, neue und grosse Verheerungen anrichtete. Am 28. Juli 1614 erreichte auch ihn der Tod, nachdem die treue Gattin und vieljährige Lebensgefährtin Magdalena Jeckelmann, ihm eilf Monate vorausgegangen war: beide starben, ohne Nachkommenschaft zu hinterlassen: aber reiche Legate für arme Kranke und deren Heilung erhalten noch jetzt ihren Namen in gutem Andenken. Denn Platter muss sich durch seine Praxis ein bedeutendes Vermögen erworben haben, zumal wenn wir die bescheidenen Verhältnisse jener Zeit und den damaligen Werth des Geldes in Anschlag bringen.

Der Verf. theilt uns in den beigefügten Bemerkungen eine von der Hand Platter's gemachte Aufzeichnung für Einnahmen während der Jahre 1558 bis 1612 mit, es belauft sich auf 120020 Livres (der Livre zu 12 Batzen) und 15 Sous. Die Einnahme seiner medicinischen Praxis bei Bürgern der Stadt beläuft sich auf 5031 Liv. 5 Sous 4 Heller, bei Fremden auf 23057 Liv. 17 S. seine Reisen ausserhalb der Stadt stiegen auf 15050 Liv. Sein Gehalt als städtischer Arzt stellt sich (während dieser ganzen Zeit) auf 1660 L., als Prüfer der Münze 371 Liv. als Professor 11139 Liv. als Rector 339 Liv.; der Ertrag der Examinations- und Promotionsgebühren und des Decanats belief sich auf 2850 Liv.; die Rente seines Landgutes betrug 10618, die Vermiethung des Hauses und anderer Appartements 29296 Livres (wir lassen die kleinern Zahlen weg) und so fort. Noch erblickt man das Grab des Mannes mit der (hier S. XIV mitgetheilten) Grabschrift, bei dem Münster, und noch bewahrt die Bibliothek vielfache Aufzeichnungen dessel-

ben, aus welchen auch diese Selbstbiographie entnommen ist. Ein 1584 von einem Basler Künstler, Hans Bock, gemaltes Porträt befindet sich in der Universitätsaula zu Basel: eine Abbildung davon ist dieser Schrift beigefügt.

Die Selbstbiographie, wie sie uns in dieser französischen Bearbeitung vorliegt, ist im Jahre 1612, also wenige Jahre vor Platter's Tod, aufgezeichnet, sie zeigt die frischen Eindrücke, die der bejahrte Greis von seiner Jugend sich bewahrt hatte, ja es scheint fast Einzelnes schon früher von ihm niedergeschrieben worden zu sein, oder doch auf frühern Aufzeichnungen zu beruhen. Es sind einzelne, mit besondern Ueberschriften versehene Abschnitte. Der erste handelt von seiner Geburt und von seiner Familie und knüpft daran die Erinnerungen aus seiner Jugendzeit: mit besonderer Vorliebe erzählt er seine Theilnahme an der Aufführung von Komödien, wie sie damals durch Schüler und Studenten zu geschehen pflegten, unter andern auch spricht er von einer Aufführung der Aulularia des Plautus, wo ihm die Rolle des Lyconides zufiel; eben so fanden im Hause des Vaters, wenn Gäste kamen, solche Aufführungen durch die Pensionäre statt, wie hier von einer solchen des Terenzischen Phormio berichtet wird: bei einer ähnlichen Veranlassung sollten im Hause des Froben, des berühmten Buchhändlers, einige Eklogen des Virgils durch Schüler, die als Hirten verkleidet waren, vorgetragen werden, dessen sich jedoch unser junger Platter weigerte. Wir übergeben Anderes von nicht geringerem Interesse, um aus den weiter folgenden Abschnitten noch Einiges anzuführen. Der nächste derselben, Projecte und Entschlüsse überschrieben, führt uns die Sorge des Vaters vor, für den heranwachsenden jungen Mann durch eine passende Ehe zu sorgen, sowie den nach dem Wunsche des Vaters getroffenen Entschluss, dem Studium der Medicin sich zu widmen, das zugleich günstige Aussichten für die Zukunft in Basel eröffnete. Und da die medicinische Facultät zu Montpellier damals in besonderm Ansehen stand, so fasste der Vater den Entschluss, den Jüngling, der kaum das Alter von fünfzehn Jahren erreicht hatte, dahin zu schicken, und, da ihm die ausdauernden Mittel dazu fehlten, durch eine Art von Tausch denselben in einer dortigen Familie unterzubringen, die ihm dafür ein Sohn in sein Haus anvertraute. Die Reise nach Montpellier, welche im nächsten Abschnitt erzählt wird, ist äusserst unterhaltend. Für sieben Kronen, die aber geborgt sind, kauft der Vater ein Pferd für die Reise, dem Sohne selbst gibt er vier Goldkronen mit, die er ihm in den Wams einnäht, und drei Kronen in Münze, lauter geborgtes Geld, auch schenkt er dem Sohne einen Wallisthaler, den Dieser aber später wieder nach Hause bringt; die Mutter gibt ihm ebenfalls eine Krone. Am 9. October wird die Reise in guter Begleitung, für die der Vater gesorgt hatte, angetreten und in zwanzig Tagen nicht ohne Gefahren vollendet; über Genf, Lyon, Avignon kommt der junge

Platter in Montpellier an, die Kosten der Reise, Alles mit eingerechnet, namentlich die Unterhaltung des Pferdes, beliefen sich auf zehn Livres 12 Schillinge und 10 Deniers. Mit Eifer verfolgt der junge Mann seine Studien, und da sein Hausherr Apotheker war, so pflegte er auch mit grossem Fleiss die Studien der Pharmacie. Auf der andern Seite aber verfehlt er auch nicht uns Nachricht zu geben von den Unterhaltungen und Festen, namentlich den nächtlichen Serenaden, wie sie besonders mit dem Eintritt des neuen Jahres sich auf einander drängten. Aber an ernsteren Vorgängen fehlte es auch nicht. Zu diesen rechnen wir die Erzählung einer nächtlichen Expedition, unternommen um Leichname, die des Tags zuvor beerdigt waren, herauszugraben zum Behuf der Vornahme von Sectionen, wozu es meist an Cadavern fehlte. Es ging übrigens Alles glücklich von Statten Am 20. Mai 1556 errang Platter die Würde eines Baccalaureus nach einer von 6—9 Uhr Morgens vorausgegangenen Disputation mit den medicinischen Professoren der Universität. Nach Ablauf derselben zog man ihm ein rothes Kleid an und stellte ihm ein Diplom zu, wofür 11 Francs und 3 Sous entrichtet wurden. Die deutschen Kameraden wurden dann in einem Banquet festlich von ihm bewirthet. Um dieselbe Zeit, erzählt er weiter, brach unter den Studirenden ein Tumult aus; der Grund war: weil die Professoren so wenig läsen. Man sammelte sich bewaffnet, durchzog die Hörsäle und forderte Jeden, den man traf, auf, mit zu ziehen; auch der junge Platter musste, obwohl er widerstrebte, mitziehen in das Parlamenthaus, und hier war es, wo der Procurator der Studenten sich über die Nachlässigkeit der »Doctores« bitter beschwerte und die Wiederherstellung der alten Ordnung verlangte, wornach zwei von den Studenten erwählte Procuratores mit dem Recht bekleidet wurden, den Professoren, die ihre Vorlesungen nicht hielten, ihre stipendia zurückzubehalten. Ungeachtet des von Seiten der Doctoren eingelegten Widerspruches war man der Bitte der Studirenden willfährig und der Tumult war gestillt. Ernsterer Art ist die Erzählung von der Hinrichtung eines zum Tode verurtheilten Geistlichen, welcher auf einen Scheiterhaufen gebracht, in dem Moment, als derselbe angezündet ward, durch einen Strick erdrosselt und so von den Flammen verzehrt wurde.

Dem Wunsche des Vaters gemäss verliess Platter Ende Februar 1557 die Universität und kehrte wieder zurück nach Basel, wo zwei Dinge alle Sorge des Vaters in Anspruch nahmen, die künftige Verheirathung und die nothwendige Erlangung des Doctorats. Zu diesem Zweck präsentirte sich der junge Mann vor dem aus drei Mitgliedern bestehenden Collegium medicum, das Anfangs den kaum ein und zwanzigjährigen Jüngling gar nicht zulassen wollte, indem der Candidat mindestens vier und zwanzig Jahre alt sein musste: doch waren sie bald andern Sinnes und ward der junge Mann sofort zu dem Tentamen zugelassen, das am 16. August im

Hause des Dekans stattfand, drei volle Stunden dauerte, nach deren Verlauf Margarethe, die Tochter des Dekans, die Anwesenden mit Kuchen und Wein regalirte, übrigens auf meine Kosten, setzt Platter hinzu. Dasselbe war auch am folgenden Tage der Fall nach dem Examen, in welchem Platter zuerst über die ihm übergebenen Themata einen Vortrag aus dem Gedächtniss zu halten hatte, worauf die drei Doctoren mit ihm disputirten, drei Stunden lang; nun fehlte noch die öffentliche Disputation, die am 2. Septbr. abgehalten wurde und von Morgens 7 Uhr bis 12 Uhr dauerte, in Anwesenheit fast aller Academici. Platter bestand die Disputation mit allen Ehren und hatte nachher in der Krone viele Gäste zu bewirthen. Daraufhin ward die Ertheilung der Doctorwürde ausgesprochen, und in Folge dessen die Promotion auf den 26. Sept. anberaumt, nachdem Platter zuvor eine Einladung dazu hatte druken lassen und persönlich die Bürgermeister, Scholarchen und andere Freunde dazu eingeladen hatte. Von dem Hause des Dekans aus, wo man dem baldigen Doctor ein schwarzes Kleid mit Sammet handbreit verbrämt, rothe Hosen und einen rothen seidenen Atlass-Wamms angelegt hatte, begab man sich in die medicinische Aula, die stattlich tapezirt und mit einem zahlreichen Publikum angefüllt war, da so lange Zeit keine Promotion stattgefunden. Platter begab sich auf den untern Katheder, der Promotor auf den oberen und Dieser begann, nachdem vier Trompeter den Akt eröffnet, seine Oration, worauf Platter erwiederte; nun empfing ihn der Dekan, führte ihn unter Vortritt des Pedellen mit dem akademischen Scepter auf den obern Katheder, setzte ihm ein Sammt-Barett auf, steckte den Ring an seine Finger und vollzog die übrigen Ceremonien. Als er ihn dann zum Doctor ausgerufen, forderte er ihn auf, öffentlich eine Probe vorzulegen durch Auslegung einer Stelle in einem Buche, das er ihm vorwies. Kaum aber hatte der junge Doctor seine Auslegung begonnen, so schlug der Dekan das Buch zu mit dem Bemerken, es sei genug, und forderte den Doctor auf, die übliche Danksagungsrede zu halten. Damit schloss der feierliche Akt, der über vier Stunden gedauert. Die vier Trompeter bliesen und gaben damit das Zeichen zum Aufbruch: ihnen folgend setzte sich der Zug in Bewegung aus der Aula zu der Krone, wo das Banquet bestellt war. Sieben Tische waren hergerichtet, das Mahl gut servirt, und kostete doch nur, wie Platter hinzufügt, vier Batzen à Person. Um drei Uhr war Alles beendet und zog man heim.

Nicht minder anziehend ist der nächste Abschnitt, welcher die Erzählung seiner Verlobung und Verheirathung mit allen darauf bezüglichen Einzelheiten enthält, namentlich die Beschreibung des Festmahls, das auf die kirchliche Einsegnung erfolgte; an fünfzehn Tischen nahmen mehr als hundert fünfzig Personen Antheil an dem Mahl, das aus vier Gängen bestand, in folgender Ordnung: gehakten Lummel (hâchis de filet), dann Suppe, Fleisch, Hühner,

gesottener Hecht, Gebratenes, Tauben, Hahnen, Gans, gekochter Reis, Leber-Gallerte, Käse und Früchte. Dabei wurden gute Weine servirt, insbesondere Wein von Rangen. Dazu ein Violinspiel, damals noch eine seltene Erscheinung, und Gesang durch die Schüler.

Die folgenden Abschnitte haben den neuen Hausstand und eine Reise nach Wallis zum Gegenstand; anderer Art ist die Erzählung über David Joris, und das Aufsehen, das derselbe, auch nach seinem Tode in Basel erregte, charakteristisch für die Beurtheilung der damaligen Zeitverhältnisse; durch die S. 138 ff. beigefügten Erörterungen des Herausgebers wird indessen das Ganze erst recht klar und verständlich. Sehr interessant ist der Abschnitt über die sieben Pestilenzen, welche Platter in Basel erlebte; bei fünf derselben war er als Arzt thätig, ohne selbst von der Pest hinweggerafft zu werden; die letzte derselben (1610) muss nach der hier gegebenen Schilderung furchtbar gewesen sein; über viertausend Menschen erlagen zu Basel der Seuche, ganze Ehen waren ausgestorben, hundert fünf und sechzig. Ganz anderer Art ist die den Schluss des Ganzen bildende Beschreibung der Festlichkeiten, welche bei der Taufe eines Sohnes des Herzogs von Würtemberg zu Stuttgart 1596 stattfanden, von welchem Platter eingeladen war.

Wir schliessen hier unsern Bericht: die mitgetheilten Proben mögen die grössere Ausdehnung desselben entschuldigen; die umfassenden literarhistorischen Erörterungen, welche der Bearbeiter beigegeben, erhöhen den Werth des Ganzen nicht wenig, da sie auch dem mit der Zeit weniger Bekannten die wünschenswerthe Aufklärung geben und in das volle Verständniss ihn einführen. Die äussere Ausstattung in Druck und Papier ist eine vorzügliche, der antiken Weise der Genfer Typographie des Reformationszeitalters nachgebildet, wie diess bei ähnlichen aus derselben Presse hervorgegangenen Werken mit seltenem Glück bereits geschehen ist.

Chr. Bähr.

Compendium der höheren Analysis von Dr. Oscar Schlömich. Zweite Auflage. Braunschweig 1862—1866.

Mit der zweiten Lieferung des zweiten Bandes liegt jetzt der Schluss des in der Ueberschrift genannten höchst schätzbaren Werkes vor, welches, obwohl nur unter dem Titel der zweiten Auflage eines älteren Werkes, doch, wie der Verfasser in der Vorrede selbst hervorhebt, wegen der gänzlichen Umgestaltung und bedeutenden Erweiterung füglich als ein ganz neues Werk betrachtet werden kann. Es kann das Werk für das Studium der höheren Analysis in ihrer heutigen Gestalt um so mehr empfohlen werden, als der Verfasser mit grosser Umsicht und Sachkenntniss überall den neuesten, seinen Gegenstand betreffenden Untersuchungen Rechnung ge-

tragen hat, ohne die älteren längst bekannten und feststehenden Resultate allzusehr hintanzusetzen, wodurch auch dem in den Elementen weniger Bewanderten das Verständniss des Werkes ermöglicht, und der Weg zu den höheren und schwierigeren Theilen der Analysis geebnet wird.

Bei dem enormen Umfang, welchen in neuerer Zeit die Analysis gewonnen hat, ist es natürlich nicht mehr möglich, in dem mässigen Raum eines Lehrbuchs alle Theile derselben mit der Ausführlichkeit und Gründlichkeit zu behandeln, die sich der Verfasser zur Aufgabe gestellt hat. Es war daher eine Auswahl nothwendig, und mancher Leser wird es dem Verfasser Dank wissen, dass er dabei sein Augenmerk hauptsächlich auf solche Gegenstände gerichtet hat, die unerachtet ihrer grossen nicht nur wissenschaftlichen, sondern auch praktischen Bedeutung in den meisten Lehrbüchern ungebührlich vernachlässigt werden.

Wir rechnen dahin namentlich die classischen Untersuchungen von Lejeune-Dirichlet über die Fourier'schen Reihen und über mehrfache Integrale, ferner die Theorie der halbconvergenten Reihen, die schönen Formeln über die höheren Differentialquotienten u. a. m.

Wir heben schliesslich noch hervor die ausführlichen Citate und Verweisungen auf die Originalabhandlungen, welche den Werth des Buches für den, der tiefer in gewisse Theorien einzudringen wünscht nicht unbeträchtlich erhöhen.

Wir werden nun im Einzelnen nachweisen, wie der Verfasser seine Aufgabe gelöst hat.

Der erste Band, welcher die Elemente der höheren Analysis enthält, zerfällt in zwei Theile, von denen der eine die Differentialrechnung, der zweite die Integralrechnung behandelt.

Hinsichtlich der ersten Capitel, welche den eigentlich theoretischen Theil der Differentialrechnung enthalten, können wir uns kurz fassen. Angesichts der vielen zum Theil vortrefflichen Bücher, welche über die Prinzipien der Differentialrechnung in alter und neuer Zeit geschrieben worden sind, dürfte es schwer sein, über diesen Gegenstand etwas wesentlich Neues zu sagen. Alles was in dieser Hinsicht in einem neuen Lehrbuch noch erstrebt werden kann, ist neben einer klaren und strengen Auseinandersetzung der Grundbegriffe eine solche Anordnung des Stoffes, dass die Sätze naturgemäss und ohne grossen Rechnungsaufwand aus einander folgen, und sich zu einem übersichtlichen Ganzen zusammenfügen. Unseres Erachtens lässt das vorliegende Werk in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig.

Das folgende dritte Capitel enthält Anwendungen der Differentialrechnung auf die Theorie der Curven und krummen Oberflächen. Die Hauptsätze dieser schönen Theorie sind von dem Verfasser in klarer und anschaulicher Weise dargestellt und durch mannigfache, gut gewählte Beispiele erläutert. Wir hätten nur

gewünscht, namentlich bei der Theorie der Krümmung der Flächen und räumlichen Curven die symmetrischen und eleganten Methoden etwas mehr berücksichtigt zu sehen, denen die Darstellung einer Fläche durch eine nicht nach z aufgelöste Gleichung oder durch drei Gleichungen mit zwei neuen unabhängigen Variablen zu Grunde liegt. Dadurch wären die ziemlich umständlichen Rechnungen in der Theorie der Krümmung der Flächen bedeutend abgekürzt worden.

Hinsichtlich der Theorie des Maxima und Minima, welche im fünften Capitel behandelt ist, haben wir eine Bemerkung zu machen, welche vielleicht unbedeutend erscheinen könnte, welche aber unseres Erachtens dennoch zum Verständniss des wahren Wesens dieser Theorie von Wichtigkeit ist.

Es ist nämlich bei der Untersuchung der zweiten Variation der Functionen mit mehreren Variablen der eine Fall ganz mit Stillschweigen übergangen, wo die Determinante $\left(\frac{d^2 F}{dx\,dy}\right)^2 - \frac{d^2 F}{dx^2}\,\frac{d^2 F}{dy^2}$ für die Werthe des Maximums oder Minimums verschwindet, ein Fall der zu denen gehört, wo man zur Entscheidung über Maximum und Minimum zu den höheren Variationen übergehen muss. Es hätte sich diese Frage von selbst erledigt, wenn der Verfasser eingegangen wäre auf den auch an sich interessanten Zusammenhang der Existenz eines Maximums oder Minimums und der Realität der Inflexionstangenten bei krummen Oberflächen.

Die folgenden beiden Capitel enthalten die Theorie der unendlichen Reihen, und zwar das erste derselben eine klare und gründliche Darstellung des Begriffes und der allgemeinen Bedingungen der Convergenz, das zweite die Anwendung der allgemeinen Grundsätze auf die Potenzreihen. Am Schlusse dieses Capitels findet sich ein kleiner Abschnitt über das Unendlichkleine, in welchem dieser schwierig zu fassende Begriff, an dem schon so Viele Anstoss genommen haben, so weit dies überhaupt mit Worten möglich ist, präcis und klar definirt ist, wodurch, wie wir glauben, ein grosser Theil der Schwierigkeiten, die für den Anfänger mit der Differentialrechnung verbunden sind, hinweggeräumt ist.

Mit den beiden folgenden Capiteln, von denen das erste die Erweiterung der früheren Resultate auf complexe Variable, die andere die Theorie der Zerlegung rationaler Brüche in Partialbrüche enthält, ist das Gebiet der elementaren Anwendungen der Differentialrechnung erschöpft, und wir wenden uns nun zum zweiten Theil des ersten Bandes, der Integralrechnung.

Gleich am Eingang ist hervorzuheben die klare und bestimmte Fassung der Aufgabe der Integralrechnung, sowie der Nachweis des Zusammenhangs der unbestimmten Integration mit den die bestimmten Integrale definirenden Summen. Es folgen hierauf die allgemeinen Methoden zur Auffindung unbestimmter Integrale, worunter auch die Integration durch unendliche Reihen. Capitel XI bis XIII enthält eine elegante und ausführliche Darstellung der-

jenigen Integrale, die sich durch die gewöhnlichen einfachen Functionen ausdrücken lassen. Wenn es erlaubt ist, hier eine Bemerkung hinzuzufügen, so hätte bei dem trigonometrischen Integral $\int F(\sin u, \cos u, \operatorname{tg} u \ldots)\, du$ der Substition $x = \operatorname{tg}\frac{u}{2}$ Erwähnung geschehen mögen, wodurch, vorausgesetzt, dass F rational ist alle Irrationalität mit einem Mal wegfällt, und alle diese Integrale unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt gebracht werden.

Im folgenden Capitel sind Anwendungen der Integralrechnung auf geometrische Probleme enthalten, wobei nicht unterlassen ist, gelegentlich bei einzelnen Beispielen auf die Vorsichtsmassregeln aufmerksam zu machen, die hinsichtlich der Convergenz der Integrale zu beobachten sind. Auch die näherungsweisen Quadraturen mit genauer Untersuchung des Grades der Annäherung haben in diesem Capitel eine Stelle gefunden.

Was die Theorie der bestimmten Integrale anlangt, so müssen wir zugeben, dass es kaum möglich ist, in dem beschränkten Raum, der in einem allgemeinen Lehrbuch diesem speciellen Theil eingeräumt werden kann, eine erschöpfende Darstellung dieses sehr subtilen Gegenstandes zu geben. Gleichwohl müssen wir hier einige Punkte hervorheben. Zunächst vermissen wir den allgemeinen analytischen Beweis, dass die Grenze, welcher sich die das Integral definirende Summe nähert, unabhängig ist von der Art der Eintheilung des Intervalles in Elemente. Es wird dieser Beweis zwar einigermassen ersetzt durch die geometrische Anschauung; indessen ist derselbe doch zu einer rein theoretischen Begründung des Begriffs des bestimmten Integrals unseres Erachtens unerlässlich. Der zweite Punkt betrifft die allgemeinen Kriterien der Convergenz bestimmter Integrale. Der Verfasser hat zwar an einzelnen Beispielen nachgewiesen, auf welche Weise eine Divergenz bestimmter Integrale zu Stande kommt. Indessen sind diese Beispiele alle der Art, dass sich die Integration unbestimmt ausführen lässt, und die Kenntniss der Kriterien der Endlichkeit von Integralen, die sich nicht unbestimmt ausführen lassen, erscheint uns als ein ebenso unabweisliches Bedürfniss wie die Kriterien der Convergenz unendlicher Reihen. Im Uebrigen bewährt sich auch in diesem Theil die Meisterschaft des Verfassers, was Klarheit der Darstellung und Gründlichkeit auch in schwierigeren Partien, wie die Differentiation und Integration bestimmter Integrale anlangt.

Die drei letzten Capitel des ersten Bandes sind den Elementen der Theorie der gewöhnlichen, d. h. nicht partiellen Differentialgleichungen gewidmet. Dieser Abschnitt enthält in einem verhältnissmässig geringen Umfang alles Wesentliche, was in einer elementaren Darstellung über diese Differentialgleichungen gesagt werden kann. Wir finden nach einer sehr anschaulichen und fasslichen Darlegung des Begriffs der Differentialgleichung und ihrer Lösung (darunter auch die singulären Lösungen), eine ausführliche

Erörterung der allgemeinen Methoden, welche zur Auffindung der Lösung führen können, erläutert durch zahlreiche, zum Theil praktischen Anwendungen entnommene Beispiele.

Der zweite Band des Werkes enthält, wie wir schon oben erwähnt haben, die Darstellung einer sehr glücklich getroffenen Auswahl von Gegenständen aus den höheren Theilen der Analysis.

Das erste Capitel dieses Bandes behandelt unter dem Titel »Die höheren Differentialquotienten« in eleganter und vollständiger Darstellung diejenigen Formeln, welche sich beziehen auf die höheren Differentialquotienten der Functionen von Functionen, und die Differentialquotienten von Functionen nach neu eingeführten Variablen genommen.

Bei der Theorie der Functionen complexer Variablen hätten wir gewünscht, dass die nach unserer Ansicht einzig richtige und auf den Grund gehende Definition der Functionen complexer Variablen, nämlich die von Riemann, die der Verfasser nur beiläufig in einer Anmerkung erwähnt, etwas mehr in den Vordergrund gerückt worden wäre, anstatt den Betrachtungen mathematische Ausdrücke in $x + iy$ zu Grunde zu legen; denn da schon im folgenden Abschnitt bei reellen Variablen der Begriff der willkürlichen Functionen eingeführt wird, so können hinsichtlich der Ausdehnung dieses Begriffs auf complexe Variable bei einem aufmerksamen Leser leicht Zweifel und Irrthümer entstehen. Dagegen ist sehr anzuerkennen der Theil dieses Abschnittes, der von den unendlichen Reihen mit complexen Variablen handelt. Es ist darin alles geleistet, sowohl was Vollständigkeit als was Genauigkeit und Strenge anlangt, was billiger Weise von einem Lehrbuch verlangt werden kann.

Der folgende Abschnitt handelt von den periodischen Reihen. Hier ist zuerst die Ableitung dieser Reihen durch eine Substitution aus den Potenzreihen mitgetheilt, eine Ableitung, welche bei stetigen periodischen Functionen, wie z. B. die elliptischen Functionen vollständig genügt, und auch unter gewissen Beschränkungen auf complexe Variable ausgedehnt werden kann.

Hierauf folgt der berühmte Beweis von Dirichlet für die Entwickelbarkeit selbst unstetiger willkürlicher Functionen reeller Variablen zwischen gegebenen Grenzen. Im Ganzen hat sich der Verfasser dabei an die Darstellung von Dirichlet selbst ziemlich genau gehalten, abgesehen von einer kleinen Abweichung, deren Nutzen uns beiläufig bemerkt nicht recht einleuchtet. Indessen lässt sich gegen die Strenge und Vollständigkeit sowohl dieses Abschnittes als des folgenden, der von den Fourier'schen Integralen handelt, nichts einwenden.

(Schluss folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Schlömich: Höhere Analysis.

(Schluss.)

Den Abschnitt, welcher von den Bernoullischen Functionen und halbconvergenten Reihen handelt, möchten wir für einen der gelungensten Theile des ganzen Werkes halten. Viele der hier mitgetheilten Entwicklungen, welche sich durch Einfachheit und Eleganz auszeichnen, sind des Verfassers Eigenthum, und sehr klar und durchsichtig tritt dabei der Begriff der halben Convergenz zu Tage. Den Schluss der ersten Lieferung des zweiten Bandes bildet die Theorie der Gammafunctionen.

Die zweite Lieferung behandelt in ihrem ersten und hauptsächlichsten Theil die Theorie der elliptischen Integrale und elliptischen Funktionen. Obwohl es keine leichte Aufgabe ist, eine Theorie, die einen solchen Umfang gewonnen hat, wie die der elliptischen Functionen, in einem beschränkten Raum, wie er in dem vorliegenden Werke derselben eingeräumt werden konnte, mit genügender Gründlichkeit zu behandeln, so dass weder etwas Wesentliches ausgelassen, noch bei weniger wichtigem allzulange verweilt wird, so können wir doch dem Verfasser die Anerkennung nicht versagen, dass er bei der Auswahl mit grosser Umsicht verfahren ist und dass ohne Zweifel durch seine Darstellung der Leser einen richtigen Begriff von dem Wesen der elliptischen Functionen erhalten wird. Auch der Weg, den der Verfasser zur Begründung der Theorie gewählt hat, scheint uns unter den verschiedenen Wegen die man schon zu gleichem Zweck betreten hat, wenigstens für das anfängliche Studium bei weitem den Vorzug zu verdienen, da er naturgemäss und fasslich ist und nicht gleich von vorn herein mit neuen schweren Begriffen und Definitionen anhebt. Es ist der Weg, welcher ausgeht von dem aus den Elementen geläufigen Begriff des elliptischen Integrals, und dann die elliptischen Functionen als obere Grenzen des Integrals, oder was auf dasselbe hinauskommt, durch Differentialgleichungen definirt.

Gleichwohl haben wir einige Punkte vermisst, die uns zur Förderung des Verständnisses und des Zusammenhangs sehr nützlich erscheinen. So hätten wir namentlich gewünscht, wenn auch nicht die allgemeine Theorie der algebraischen Transformation, doch eine genaue und systematische Discussion der Substitution der zweiten Ordnung zur Transformation auf die Normalform, haupt-

sächlich aus der Normalform in die Normalform zurück. Diese Substitutionen, von denen einige der Verfasser auch gelegentlich benutzt, besitzen die grosse Tugend, dass sie sich, einmal aufgestellt und richtig festgehalten, wie ein rother Faden durch die ganze Theorie bis zu den letzten Theilen hindurch ziehen und System und Ordnung in die ungeheure Fülle von Formeln bringen, die sonst planlos und gewissermassen zufällig aufgehäuft erscheinen.

Ferner vermissen wir bei der Einführung der Function sin am den Beweis der Eindeutigkeit dieser Function, was um so mehr auffällt, als der Beweis der Eindeutigkeit von cos am Δ am geliefert ist unter der Voraussetzung der Eindeutigkeit von sin am.

Was die Ableitung der unendlichen Entwicklungen für die elliptischen Functionen anlangt, so wird darüber wohl kaum ein Bedenken erhoben werden können. Namentlich ist die Methode der Ableitung der unendlichen Produkte aus den Reihenentwicklungen der Logarithmen interessant.

Bei den periodischen Reihen für die elliptischen Functionen hätte die Bemerkung gemacht werden sollen, dass diese Reihen auch noch für gewisse complexe Werthe der Variablen Geltung behalten, nämlich für solche, welche in einem unendlichen Streifen liegen, welcher der reellen Axe parallel läuft und sich in der Richtung der imaginären Axe von $-iK^1$ bis $+iK^1$ erstreckt.

Wenn der Verfasser angibt, dass die Reihen für sin am u cos am u für complexe Werthe des Arguments divergent werden, so beruht dies auf einem Irrthum, wie man sofort erkennt, wenn man z. B. das Argument rein imaginär und zwischen $-iK^1$ und $+iK^1$ gelegen annimmt.

Den Schluss der Betrachtungen über die Reihenentwicklungen für die elliptischen Functionen bilden einige Andeutungen über die Art und Weise, wie man den Begriff der Thetareihen als Ausgangspunkt für die Begründung der Theorie der doppelperiodischen Functionen benutzen kann, eine gewiss nicht überflüssige Zugabe, durch welche für die Theorie der elliptischen Functionen dem Leser wesentlich neue Gesichtspunkte erschlossen werden, die ihm bei eingehenderen Studien von grossem Nutzen sein können.

Das folgende Capitel enthält unter dem Titel »die vielfachen Integrale zunächst die Theorie der Transformation mehrfacher bestimmter Integrale auf neue Variable, wobei auch in möglichster Kürze der Begriff der Determinanten auseinandergesetzt ist; ferner die Darstellung der Dirichlet'schen Methode der Auswerthung vielfacher Integrale mittels des diskontinuirlichen Faktors.

Der letzte Abschnitt des Werkes endlich beschäftigt sich mit der schönen Theorie der Integration linearer Differentialgleichungen zweiter Ordnung mit veränderlichen Coefficienten.

Wir hoffen, dass es uns gelungen ist, durch diese Darlegung des Inhaltes unser am Eingang ausgesprochenes Urtheil zu bekräftigen, und wenn wir auch hin und wieder Ausstellungen zu machen

hatten, so bezogen sich diese auf Einzelheiten, welche dem Werth des ganzen Werkes in keiner Weise Abbruch thun. Wir schliessen, indem wir das Werk nochmals angelegentlich allen Denen empfehlen, die, sei es zu praktischen Zwecken, sei es Behufs wissenschaftlicher Studien mit den Grundsätzen der höheren Analysis sich vertraut zu machen veranlasst sind.

Heidelberg im März 1867. **H. Weber.**

Chronologische Entwicklung sämmtlicher Pfarren und ihrer Filialen, wie auch der Klöster in den sechs Decanaten Vorarlbergs. Mit topographisch-historisch-statistischen Anmerkungen und einem Anhange über den Namen „Vallis Drusiana." Herausgegeben von Dr. Joseph Ritter von Bergmann, wirklichem Mitgliede der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. (Vorgelegt in der Sitzung der philosophisch-historischen Classe am 4. Juli 1866.) Wien k. k. Hof- und Staatsdruckerei. In Commission bei Karl Gerold's Sohn, Buchhändler der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften 1866. 34 S. 4.

Der in diesen Blättern so vielfach anerkannte Forscherfleiss des gelehrten Verf. des oben angegebenen Werkes, hat in diesem der geschichtlichen Specialwissenschaft einen neuen Beitrag gegeben, der, an und für sich interessant, ein Muster ähnlicher Arbeiten sein kann, wie sie gerade in neuester Zeit im Grossherzogthum Baden in Angriff genommen werden sollen.

Das kleinste Kronland des österreichischen Kaiserstaates, Vorarlberg (45,22 Quadr.-Meilen mit 109,491 katholischen Einwohnern, dazu mit jetzt etwa 400 protestantischen und 700 jüdischen) war nach seiner kirchlichen Eintheilung ursprünglich unter der Pflege dreier Bisthümer, Chur, Constanz und Augsburg, wurde unter baierischer Herrschaft 1808 theilweise dem Bisthum Brixen untergeordnet und endlich 1819 dem Generalvicariat zu Feldkirch, da die Residenz Brixen von dem Ländchen denn doch allzuferne lag.

Diese verwickelten Verhältnisse, die Zerstreuung der Aktenstücke in so viele Archive musste für die Erforschung der kirchlichen Geschichte Vorarlberg's ein bedeutendes Hemmniss sein.

Prof. Franz Anton Sinnacher in Brixen hat in seinem Werke »Beiträge zur Geschichte der bischöflichen Kirche von Säben und Brixen (9 Bände 1821—1835) wenigstens kurze Notizen über einzelne vorarlberg'sche Pfarren gegeben. Vielleicht war gerade sein Werk die Veranlassung, dass 1832 das Landesgubernium in Tirol die beiden Ordinariate von Trient und Brixen aufforderte, eine kirchliche Topographie und Statistik ihrer Diöcesen auszuarbeiten. Sinnacher entwarf den Plan dazu nach 10 Rubriken:

I. Name, Ursprung und Lage des Orts. II. Weltliche Herrschaft. Seelenzahl, Nahrungszweige. III. Kirchliche Verhältnisse. IV. Kirchliche Gebäude, Stiftungen. V. Filialkirchen, Klöster. VI. Kirchliches Vermögen. VII. Reihe der Seelsorger. VIII. Schulen. IX. Wohlthätigkeitsanstalten. X. Namen ausgezeichneter Personen. Die Geistlichkeit sollte bis 1834 ihre Arbeiten hierüber einsenden. Eine Bearbeitung derselben konnte Sinnacher nicht mehr vollenden; er hinterliess die Arbeit seinem Schüler, Regens Tinkhauser, der 1855 den ersten Band erscheinen liess, vom zweiten Band bis 1860 acht Hefte herausgab. Vorarlberg ist darin noch nicht vertreten. Es war deshalb des Verf. Verdienst, dass er 1845 aus den genannten Materialien Aufzeichnungen machte und nach denselben 1849 die chronologische Genesis der Pfarren der Decanate Montavon, Sonnenberg und Bregenzerwald in Tabellenform veröffentlichte. Ihm folgte der Jesuitenpater Franz Joller mit einer »chronologischen Entwicklung der Pfarreien Vorarlberg's«, die 1862 dem Bischof Joseph Fessler (jetzt in St. Pölten) übergeben wurde, aber nur den Ort, Kirchenheiligen und das Jahr der Entstehung einer Seelsorge ohne weitere Bemerkungen enthält, also abgesehen von manchen Berichtigungen der Erweiterung bedurfte.

Beides gab der Verf. in seiner Schrift mit Hinzufügung der Curatien und Expondituren nach einem reichen Quellenschatze, der S. 5 u. 6 aufgeführt ist. Seine Arbeit ist in tabellarischer Form; die sechs Decanate des Ländchens mit Angabe ihres Flächeninhalts, der Einwohnerzahl auf je einer Tafel, gefolgt von erläuternden Anmerkungen.

Wie klar und plastisch sich in solcher Bearbeitung die Einzelverhältnisse herausstellen, mag das einzige Beispiel zeigen von Taf. IV Decanat Bregenz 4,19 Quadr.-Meilen 17 Pfarreien, 2 Fxposituren 22,295 Einw. und 36 Schulen. I. Columne: Bregenz. Capelle der hl. Aurelia; Columban u. Gallus 610—612. II. Columne: die 12 von dieser Mutterkirche nach und nach getrennten Pfarren a. Lauterach (villa Luttraha u. Lutaraha 853 u. 855; ecclesia de Lutrah 1227, 1230 u. 1249 Capella S. Georgii in Lutrache. Caplanei 1444, Pfarre zum hl. Georg 1618 mit 1324 Einw. und 2 Schulen. b. Alberschwende, c. Hard u. s. f. Die III. Columne: hinter d. Wolfurt, enthält dessen Filiale Buch, Capelle des hl. Petrus seit 1084? [Wolfurt selbst ist erst 1512 Pfarre] eigene Caplanei 1508, Pfarre zu St. Peter und Paul 1760. 485 Einw. u. 1 Schule. Bildstein, Schwarzach, Doren mit den betr. Angaben. Nicht ganz klar ist die Bezifferung a und b bei den folgenden Pfarren Hohenweiler und Riefensberg. Die letztere Pfarre ist, wie in einer Anmerkung angegeben fst, keine Tochterkirche zu Bregenz. In den folgenden Anmerkungen sind die Bestandtheile des Decanats nach der politischen Eintheilung gegeben, sodann die Entstehung einer kirchlichen Niederlassung durch die oben erwähnten Glaubensboten und die Geschichte des Klosters Mehrerau behandelt. — Schon hier

sind anziehende geschichtliche Fragen angeregt. Mit vollem Rechte zweifelt z. B. der Verf., dass die von den Alemannen zerstörte und von Gallus wiederhergestellte Aureliakapelle einer der 10,000 Jungfrauen geweiht gewesen sei. Dergleichen Sagen von zurückgebliebenen Gefährtinnen der hl. Ursula wiederholen sich auch anderwärts z. B. bei der Chrischonakirche und dem Odilienberg bei Basel und Colmar, und es wird das Wahrscheinlichste sein, dass ihr Name in einem der Catakombengräber oder einem der ältesten christlichen Dyptichen sich finden könnte. Auch das ist eine feine Bemerkung, die der Verf. bei Bregenz macht, dass damals schon, als Gallus in jene Gegend kam, die Bevölkerung aus romanischen und alemannischen Elementen gemischt war. Durch diese Annahme erklärt sich auch am natürlichsten die Verdrängung der beiden Glaubensboten durch den Alemannenherzog Gunzo, die Uebersiedlung des Columban nach Italien und das Zurückbleiben Galls, erst im romanischen Grabs, endlich vielleicht auch noch die spätern Kämpfe der rhätischen und alemannischen Gaugrafen im Rheinthal, von welchen die Petershauser Chronik weiss. Urkundlich wird sie durch die Sonderung der Zeugen in romanische und deutsche im St. Galler Cod. Traditionum und in dem alten Formelbuche des 9. Jahrhundert bestätigt, von welchem Ref. in seinen »Quellen und Forschungen« einige Bruchstücke herausgegeben hat; — denn dass Bruchstücke einem St. Galler oder Churer Formelbuch angehörten — vielleicht einem Anhang der s g. lex romana Utinensis, welche nach Hegel's scharfsinniger Ausführung ja gerade hier ihre Heimath hat — ist dem Ref. nach Autopsie jener Bruchstücke in der Klosterbibliothek zu St. Gallen zur Ueberzeugung geworden. (Vgl. Hegel Städteverf. von Italien II. S. 104 ff., mit dem Bemerken, dass S. 124 die Gerichtstätte Vinonna nicht Venonica im Lugnezthal, sondern das von unserm Verf. S. 9 genauer behandelte und scharf geschiedene Vinomna — bei dem spätern alemannischen Ranckwyl im Rheinthale — ist, die älteste Mallstätte des rhätischen Rheinthals und schon durch die Fridolinslegende bekannt.)

Ebenso richtig ist des Verf. Bemerkung gegen die Legenden über das Alter von Mehrerau (S. 19), dessen Nekrologienbuch der Verf. im V. Band der Denkwürdigkeiten der philologisch-historischen Classe der k. Akademie der Wissenschaften herausgegeben hat. Ganz sicher ist nach allen daselbst aufgeführten Merkmalen die Zeit der Gründung nicht die des Aufenthalts von Columban und Gall in jener Gegend, sondern das Jahr 1097, in welches man gewöhnlich die Restauration desselben setzt. Mehrerau übrigens ist nicht das einzige Kloster Vorarlberg's, mit dessen Schicksalen sich der Verf. beschäftigte, sondern sämmtliche Klöster, 8 Orden gehörig, sofern sie Mannsklöster sind und 6 sofern sie von Frauen bewohnt sind, im Ganzen 20, ohne die 12 Stationen barmherziger Schwestern zu rechnen, sind aufgezählt und beschrieben (S. 26—29); ebenso S. 29—32 die Besitzungen und Gefälle auswärtiger Gottes-

häuser in Vorarlberg, ein schönes Stück rhätisch alemannischer Specialgeschichte. Ein Anhang endlich S. 33—34 handelt über den Namen Vallis Drusiana. Die bisherige Annahme, dass er von Drusus, dem Stiefsohne des Augustus sich herleite, wird vom Verf. schon nach dem Umstande bezweifelt, dass durch dasselbe keine Heerstrasse zieht und dass die via Claudia, welche eine verbesserte Führung der von Drusus angelegten Strasse ist, nach den aufgefundenen Steinen bei Rabland und Cesio bei Feltre in andern Richtungen führt — durch die Val Sugana auf die Veroneserstrasse und durch das Vintschgau in das Inthal und diesem folgend in die vindelicische Ebene —. Dagegen wird der Name Druso, Drusio schon 801—803 in diesen Gegenden nachgewiesen; Drucio, Trisune — wir fügen auch Truns bei — werden unserer Ansicht nach als verwandte Stämme herbeigezogen. Wir wiederholen es, es ist ein schöner Beitrag, der auch über das Gebiet der Pastorationsangelegenheiten hinausreicht, dessen wir uns in dem augezeigten Werke erfreuen und — er erregt den Wunsch, dass bald weitere Aufklärungen über das Heimathländchen vom Verf. veröffentlicht werden möchten.

Mannheim im März 1867. **Fickler.**

Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen der Gymnasien und zum Selbststudium. Von Rudolf Dietsch. Zweite vollständig neu bearbeitete Auflage. Zweiten Bandes zweite Abtheilung: die Zeit von Karl dem Grossen bis zu den Kreuzzügen. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner 1866. VI und 415 S. gr. 8.

Die vorausgehenden Theile dieses Werkes sind in diesen Jahrbb. 1860 S. 523 ff. und 1861 p. 875 ff. nach Anlage und Ausführung näher besprochen und ist dabei Zweck und Bestimmung des Ganzen angegeben worden. Was den letzten Punkt betrifft, so kommt der Verf. in dem dieser Abtheilung vorgesetzten kurzen Vorwort darauf zurück, indem er sich gegen die (in diesen Blättern wenigstens nicht gemachte) Unterstellung verwahrt, als habe er die Absicht gehabt mit diesem Buche ein Compendium, einen Leitfaden zum Unterricht in den obern Classen zu liefern. Wer in dem Werke, wie es in den früheren Theilen, und wie es in diesem Theile vorliegt, nur einigermassen sich umgesehen hat, wird auf eine solche Behauptung nicht verfallen können, da es zu einem solchen Zweck, schon bei seiner grösseren Ausführlichkeit und nach der ganzen Darstellungs- und Behandlungsweise des Stoffs, gar nicht angelegt erscheint. »Das Buch ist lediglich bestimmt, den Resultaten der wissenschaftlichen Forschung, so weit ich dieselben an den Quellen zu prüfen vermochte, den Eingang in die Schulen zu öffnen, und

dem denkenden und eindringenden Selbststudium, welches neben dem Vortrag und der Erläuterung in den Unterrichtsstunden nothwendig ist, wenn das richtig erkannte Ziel der Gymnasialbildung auch in diesem ihrem wichtigen Theile erreicht werden soll, zu dienen. Nicht einem ausgedehnten Gedächtnisswissen, sondern der durch aufmerksame Lectüre zu verarbeitenden historischen Anschauung von bedeutenden Personen, Völkern und Zeiträumen förderlich zu werden, habe ich mit grosser Anstrengung unter vielen Störungen gearbeitet.« Von keinem andern Standpunkt aus haben auch wir das Ganze betrachtet, und halten dasselbe für eine sehr passende Lectüre eines Schülers der oberen Classen oder selbst der Universität, der sich näher und in gründlicher Weise über das belehren will, was im Unterricht selbst ihm nur in Umrissen geboten werden konnte; ja wir gehen selbst weiter und nehmen keinen Anstand, auch weiteren gebildeten Kreisen, die sich über die Vergangenheit belehren und aus ihr auch die Gegenwart kennen zu lernen wünschen, dieses Geschichtswerk zu empfehlen. Denn es weht ein frischer und wohlthuender Geist in dem Ganzen, das Herbe und Schroffe des Urtheils stosst uns nicht ab, noch wird es jugendliche Gemüther zu absprechender Anmassung verleiten, und dadurch einen Geist in ihnen anregen, den eine gute Belehrung vor Allem fern halten soll; eben darum glauben wir von der sorgfältigen Lectüre des anregenden Buches nur wohlthätige Folgen erwarten zu können.

Die vorliegende Abtheilung, die für sich einen ganz ordentlichen Band füllt, hat im ersten Abschnitt die Regierung Karls des Grossen zum Gegenstande, im zweiten den Verfall des Frankenreiches bis zu dem Tode Karls des Dicken. Wir freuen uns in diesem Abschnitte die Bedeutung Karls des Grossen nach ihrem vollen Grade gewürdigt und dargestellt zu sehen, wir verweilen gerne bei dem Bilde, das der Verf. von diesem wahrhaft grossen Regenten aufstellt, mit dem allerdings eine neue Welt beginnt, die aber die Bildungskeime der alten in sich aufgenommen, neu zu beleben und weiter fortzubilden verstanden hat. Durch Karl den Grossen ist, abgesehen von allen sonstigen Verdiensten, die Wissenschaft des classischen, zunächst römischen Alterthums erhalten und zur Grundlage der höheren Bildung für alle folgenden Zeiten gemacht worden. Der Verf. stellt zuerst die äusseren Verhältnisse dar, unter welchen Karls des Grossen Reich entstanden ist und schliesst (S. 17) mit folgender Betrachtung: »Das Kaiserthum, wie es durch Karl den Grossen aufgestellt ward, ist von dem römischen wesentlich verschieden. Denn wenn es auch als die von Gott verliehene höchste Gewalt betrachtet und geltend gemacht wurde — weshalb Karl 803 durch Sendboten von allen Bewohnern einen neuen Huldigungseid, der höhere Pflichten für ihn in Anspruch nahm, schwören liess —, so war es doch nicht despotische Allgewalt, sondern blieb auf den historisch entwickelten germanischen Verfassungs-

verhältnissen beruhen, und beaufsichtigte, lenkte, richtete nur die freie Bewegung in den engern Kreisen, um sie in Uebereinstimmung mit dem göttlichen Gesetz zu erhalten. Keine Aufhebung des Individuellen und Nationalen, sondern nur die Einigung des Verschiedenartigen durch ein höheres Band lag in seinem Wesen. Und dieses Band gibt die christliche Kirche, deren Schirmer und Bewahrer der Kaiser ist. Von ihr hat er die göttliche Majestät, von ihr empfängt er aber auch streng bindende Richtschnur und Bedingung. Noch steht er über der Spitze der Kirche, aber er ist nicht deren Oberherr, nur der Leiter und Bestätiger von deren Beschlüssen. Wie in dem übrigen ist auch hier seine Stellung abhängig von der Art, wie er sie geltend zu machen vermag. Darin dass der Papst die Krone im Namen der Kirche verleiht, liegt ein Anspruch, der in Conflicten bis zum Rechte der Wiederentziehung gesteigert werden muss, während die weltliche Unterthänigkeit jenes denselben zurückweist. Die Kaiserkrönung Karls des Grossen ist das bedeutendste Moment zur geschichtlichen Entwicklung des Mittelalters, mit ihr ist dasselbe erst vollständig ins Leben eingetreten.«

Darauf schildert der Verf. in eigenen Unterabschnitten Karls des Grossen Thätigkeit im Innern des Reichs, und seine Persönlichkeit, seine Familie, seinen Tod; er geht zuerst auf die seinem Reiche gegebene Verfassung und Verwaltung ein, dann auf die Kirche, auf Wissenschaft und Kunst, wie auf Einkünfte, Handel, Industrie und Ackerbau. Wir können es uns nicht versagen, auch daraus eine Stelle, als eine weitere Probe, mitzutheilen, und zwar diejenige, welche die Erörterung des Verhältnisses Karls des Grossen zur Kirche einleitet. »Am erhabensten und herrlichsten, so spricht sich der Verf. S. 21 aus, erscheint Karl der Grosse durch die Art, in welcher er sein Verhältniss zur Kirche auffasste und durchführte. Factisch war er der Oberherr auch dieser. Der Papst war von ihm abhängig; dessen Wahl hieng von seiner Bestätigung ab und der ihm geleistete Huldigungseid war die dazu nothwendige Bedingung Weit entfernt davon das Oberhaupt der fränkischen Kirche zu sein, bildete jener nur die Spitze des geistlichen Hirten- und Beamtenthums; er war der oberste Berather und Stimmabgeber in den kirchlichen Angelegenheiten, aber der Kaiser stand über ihm. Von diesem wurden zwar die Bischöfe und Aebte nicht selbst gewählt, aber sein Wille war doch bei der Wahl das allein massgebende, da die Weihe nur auf seinen Befehl vollzogen werden durfte. Kirchenversammlungen durften nur auf seine Berufung oder mit seiner Erlaubniss zusammentreten und von ihm hieng die Bestätigung der Beschlüsse ab; sie abzuändern und zu ergänzen lag in seiner Befugniss so unzweifelhaft, dass Karls des Grossen Gesetze in die kirchlichen Rechts- und Gesetzbücher Aufnahme fanden. Um so anerkennenswerther ist, dass er nie den Herrn der Kirche spielte, sondern sich immer als den ersten Sohn derselben bewies, wie er die Freiheit gewährend doch einen solchen

Geist hervorzurufen verstand, dass sie in sich ein frisches, kräftiges Leben entwickelte und für den Staat ein wahrhaft geistiges und sittliches Ferment ward. Das eigene Beispiel konnte hierzu allein das Beste thun und, wer den Sinn jeder Zeit zu fassen versteht, dem kann kein Zweifel darüber beigehen, dass Karl der Grosse nicht allein den kirchlichen Uebungen mit grösstem Fleiss und Eifer oblag, sondern dieselben in wahrhaft christlichem Sinn trieb, und, was noch höher, im Leben wahres Christenthum zu beweisen auf's treueste bedacht war.« Das, was über seine Sorge für die Wissenschaft und deren Wiederbelebung gesagt ist, hätte vielleicht noch Etwas weiter ausgeführt werden können, wenn anders der Umfang des Ganzen solches verstattet hätte; richtig aber wird hier auch auf die Bemühungen Karls des Grossen um die deutsche Sprache, deren Bildung und Förderung hingewiesen, worauf wir um so lieber aufmerksam machen, als oftmals die entgegengesetzte Ansicht sich breit machen, und Karl den Grossen als einen gewaltsamen Unterdrücker aller volksthümlichen Elemente, blos zum Behuf der eigenen Herrschergewalt darstellen will. Mit gleichem Interesse wird man der weiter folgenden Darstellung des geschichtlichen Verlaufes unter Ludwig dem Frommen, Karl dem Kahlen u. s. w. bis zu Karl dem Dicken folgen; eine eigene Erörterung ist am Schlusse auch hier den kirchlichen Verhältnissen gewidmet, dabei auch S. 72 auf die vielbesprochenen Pseudoisidorischen Decentralen Rücksicht genommen, deren Entstehen, wie uns scheint, ganz richtig aus dem Streben abgeleitet wird, der Kirche, bei dem äusseren Abbruch, den sie erlitten, wieder zu einer würdigeren und unabhängigeren Stellung zu verhelfen, weil man die darin festgestellten Satzungen für nothwendige Consequenzen der in der Kirche liegenden Ideen erkannte, und darum um so lieber annahm, wenn sie, wie hier, als der Kirche längst eigene und schon früher in Anwendung gebrachte Satzungen dargestellt waren.

Der dritte Abschnitt enthält das deutsche Reich bis zum Erlöschen des waiblingischen Königshauses (887—1125) in drei Abtheilungen, deren erste die beiden letzten Karolinger befasst (887—911), die zweite Deutschland nach dem Erlöschen des Karolingerstammes bis zu dem Ende des sächsischen Königshauses, also die Könige und Kaiser aus diesem Stamm, Heinrich I., die drei Ottonen und Heinrich II. bis zum Jahr 1024; in der dritten Abtheilung folgen die fränkischen (waiblingischen oder salischen) Kaiser, Konrad II., Heinrich III. IV. und V., bis zum Jahr 1125: eingeschlossen ist auch der Abschnitt, der die Gründung der päpstlichen Hierarchie unter Gregor VII. darstellt, wobei der Verf. insbesondere Floto und Giesebrecht benutzt hat, deren Auseinandersetzungen freilich in neuester Zeit mehrfach bestritten worden sind. Ein eben so interessanter Rückblick (S. 288 f.) schliesst das Ganze ab und sucht in allgemeinen Umrissen eines treues Bild der vorhergegangenen Zustände uns vorzuführen. Es reihen sich daran

noch einige kleinere Abschnitte oder Paragraphen, welche die Geschichte derjenigen Länder oder Landestheile bringen, die nicht wohl in den vorausgehenden Rahmen eingefügt werden konnten, sondern allerdings eine besondere Behandlung erheischten: zuerst Frankreich von 888 bis 1108 (die beiden letzten Karolinger und die vier ersten Capetinger), dann England von 800—1100, also Alfred der Grosse und sein Nachfolger, die dänischen Herrscher, Knud der Grosse, die Rückkehr des angelsächsischen Hauses und die normännische Eroberung, zum Schlusse noch Schottland und Irland. Dann folgen der skandinavische Norden, Dänemark, Norwegen und Schweden; darauf der europäische Osten mit Polen, Russland, Ungarn; und die pyrenäische Halbinsel, zuerst das muhamedanische, und dann das christliche Spanien. Es ist zwar bei allen diesen Abschnitten mehr oder minder auf das culturgeschichtliche Interesse Rücksicht genommen: indessen ist, was man nur billigen kann, am Schlusse noch ein besonderer Abschnitt hinzugekommen (S. 362 ff.), welcher den Stand der Wissenschaft und Bildung, so wie die einzelnen hervorragenden Leistungen auf diesem Gebiete, wie auch weiter auf dem der bildenden Kunst überhaupt darstellt. Nun erst folgen die allerdings von dem Vorausgegangenen zu trennenden Abschnitte über das oströmische (byzantinische, griechische) Reich und über die moslimische Welt, während der Zeitperiode, welche in dieser Abtheilung behandelt ist. Auch hier wird man das Culturhistorische, und die Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft, Literatur und Poesie in gebührender Weise berücksichtigt finden.

Nachdem wir auf diese Weise kurz den Inhalt so wie die Anordnung des Ganzen dargelegt, können wir nur den wiederholten Wunsch aussprechen, dass auch dieser Theil des verdienstlichen Werkes sich der gleichen günstigen Aufnahme erfreuen und damit zur Verbreitung einer richtigen und vorurtheilsfreien Erkenntniss und Würdigung der Zeit, auf welcher auch unsere ganze Bildung ruht, beitragen möge.

Ausflug nach Norwegen im Sommer 1866 von Dr. H. K. Brandes, Professor und Rector des Gymnasiums zu Lemgo. Detmold. Meyer'sche Hofbuchhandlung 1867. 112 S. 8.

Der letzte Ausflug des Verfassers, wie diess in diesen Jahrbüchern 1866. S. 156 ff. berichtet worden, führte den Leser in die so wenig bekannte Ungarisch-Galizische Gebirgswelt: der hier zu besprechende führt in ganz anderer Richtung nordwärts zu einem Land, das auch noch wenig von unserer Reisewelt durchzogen und daher auch minder bekannt, doch reich an grossartigen Naturscenen jeder Art, den um der Natur willen besuchtesten Ländern Europas sich

an die Seite stellen kann, und durch die einfacheren und natürlichen Verhältnisse der Bewohner um so anziehender geworden ist, auch wenn es in seinem Innern denjenigen Comfort vermissen lässt, der uns an manchen Orten der Alpen an das Treiben der grossen Weltstädte erinnert, das wir lieber in einer grossartigen Natur vergessen möchten. Und dieses Land, welches das Ziel des vorjährigen Ausfluges ward, ist uns jetzt durch die Dampfschifffahrt ungleich näher gerückt, indem von Hamburg aus Christiansand, nahe der südlichsten Spitze des Landes, dem Cap Lindesnäs, in 36 Stunden erreicht ward. Hier betrat unser Verfasser zuerst den Boden Norwegen's und schiffte sich dann nach kurzem Aufenthalt auf dem norwegischen Dampfer ein, der ihn zuerst in die altberühmte Handelstadt Bergen, und, nachdem dieses besichtigt war, von da nach Drontheim brachte. Wohl tauchte in der Seele unseres Reisenden der Wunsch auf, mit dem Dampfschiff noch weiter nordwärts nach Hammerfest zu fahren und von hier aus das nahe Nordkap, Europa's nördlichste Spitze unter dem ein und siebenzigsten nördlichen Breitegrad zu besuchen, eben so wie er auch früher die südlichsten und westlichsten Spitzen Europa's besichtigt hatte; allein die dem Ausfluge zugemessene Zeit erlaubte die Ausführung nicht, dagegen entschloss sich der Verf. von Drontheim aus zu Lande über das Dovregebirge nach Christiania zu reisen — eine Strecke von achtzig Meilen, die in vier Tagen nach landesüblicher Weise zurückgelegt wurde, d. h. mit einer Art von Extrapost, welche den Reisenden auf einem mit Einem Pferd bespannten Karriol von Station zu Station weiter befördert. So ergab sich allerdings eine ganz andere Gelegenheit, Land und Volk näher kennen zu lernen, und unser Reisender hat, wie seine Schilderung beweist, auch davon besten Gebrauch gemacht: gern folgen wir ihm auch in dieser Schilderung bis in alle Einzelheiten der Reise, zuletzt noch auf der Fahrt über den 36 Stunden Miösensee, bis nach Christiania, der Hauptstadt des Landes, von deren Lage der Verfasser ein äusserst anziehendes Bild S. 53 ff. entwirft. Von hier aus ward ein Abstecher, wieder landeinwärts, in der Richtung nach Westen gemacht: es galt einer Besichtigung des Rjukanfoss, des grössesten unter allen Wasserfällen Norwegens, in einer Entfernung von drei Tagereisen von Christiania. Auch diese Reise, bald mit der Diligence, bald mit der Karriolpost, bald wieder zu Wasser mit dem Dampfer oder auch selbst zu Fuss gemacht, gewährte eine reiche Abwechslung und bot vielfache Gelegenheit zu näherer Kenntniss des Landes und seiner Bewohner, in Gegenden, die im Ganzen doch von Fremden noch wenig besucht, und von der blasirten Touristenwelt noch nicht verdorben sind. Diesen Eindruck wird die lebendige Darstellung des Verf. auf Jeden machen, der ihr mit Aufmerksamkeit folgt. Drei Stunden von Dale entfernt liegt der Rjukan. Von hier aus nach dem Wasserfall am andern Morgen ziehend, vernahm der Verf. schon von Ferne das Brausen des Wasserfalls; als er dann

eine Höhe erstiegen, um ihm näher zu kommen, und nun weiter über eine Bergwiese wanderte, durch Gebüsch von Birken und Wachholder, trat mit einemmal vor seinen Blicken der Rjukan, wie er zwischen zwei schwarzen Felsen von steiler finsterer Wand, blendend weiss in einen tiefen Schlund hinabfällt. »Ich sage nicht (so schreibt der Verfasser S. 63): er siedet und brauset und tobt und zischt, auch nicht: er stürzt mit Donnergepolter in die Tiefe; nein, er gleitet und wallet und hebt sich und sinkt sanft hernieder, schmal beginnend und ganz allmälig, nicht ausfahrend, nicht auffahrend, in anmuthigster Haltung frei und gemessen sich erweiternd, gleichwie der schönsten Jungfrau weissestes Kleid, das von der schmalen Taille rund und glatt, abwärts breiter und breiter wird, bis es in langen Falten und Busen weithin über die Füsse wallt. So ist der Rjukan, welcher von der stets über ihm schwebenden Dampfwolke mit altnordischem Namen Rjukan, der Rauchende, benannt ist. Die Höhe des Falls beträgt 670 Fuss.

Dieser Wasserfall machte auf mich einen eigenthümlichen Eindruck, wie ich einen ähnlichen nicht an dem Rheinfall bei Schaffhausen, nicht an dem schauerlichen Sturz der Aar bei Handek. nicht an den Reichenbachfällen bei Meyringen, nicht an dem Staubbach bei Lauterbrunnen, auch nicht am Traunfall im Salzkammergut, auch nicht an den Fällen der wilden Ache in Gastein, auch nicht an den Wasserfällen des Clyde in Schottland, noch auch an den Kaskaden und Kaskatellen in dem römischen Tivoli, noch auch an den Fällen der Dalelf in Dalekarlien, noch bei Trolhätta an den imposanten Fällen der Göthaelf, wie ich an keinem derselben erfahren, wie überhaupt keine Gegend auf mich gemacht hat. Die alte heilige Orakelstätte des pythischen Apollo, Delphi mit den tausend Fuss hohen senkrechten Felswänden der Phädriaden und der übrigen Felsenumschliessung, versetzte mich in die gehobenste und feierlichste Stimmung, wie keines der imposantesten Alpengebirge vermocht hatte; die eisengrauen nackten himmelhohen Felsenwände der Tatra erfüllten mich mit Bangen und Grauen; die so kunstreich und fein geordneten Waldgruppen und Gärten und Baumgänge von Aranjuez entzückten mich, dass ich es innigst bedauerte, als die schönen Tage von Aranjuez vorüber waren; der Bosporus mit den sechs Stunden lang auf Asiens und Europas Küste an einander gereiheten bunten Ortschaften und Buchten und Vorgebirgen und Schlössern und dem finstern über Skutari hängenden Cypressenwalde und mit Stambul und seinen grossen Moscheen und schlanken Minarets hoch auf der Bergplatte, bezauberte mich, dass ich der Erde entrückt zu sein und in himmlischen Regionen zu schweben wähnte; die überaus freundliche Gegend der Stadt Bergen lachte mich an, und ich lachte auch und war so heiter und voll Freude über die Lieblichkeit und Anmuth auf Gottes Erde — aber vom Rjukan geschah mir, ich wusste nicht wie; denn ich wurde weich und gerührt, dass mir eine Thräne in das Auge

kam. Ich blickte hinüber, sah ihn an, betrachtete ihn, mass ihn von unten nach oben, von oben nach unten, wie er an dem schwarzen Felsen hing, nicht tobte und lärmte, nur wallend sich hob und wieder senkte. Dann betrachtete ich die zwei starren Felsrücken, welche von dieser Seite und von jener Seite gegen einander ziehend vor ihm ein Thor öffneten, dass durch dieses der Strom in der Tiefe seines Weges ziehen konnte; und diese zwei Felsrücken waren schwarz wie die Nacht, und aus dem Thore zogen die Nebel- und Dunstwolken und blieben hoch in der Luft darüber stehen, und die waren es, an welchen ich aus der Ferne den Rjukan erkannt hatte. Aber vor meine Seele trat das Bild einer unschuldigen Jungfrau in weissem Gewande, die von den schwarzen Mächten der Finsterniss an den Felsen gefesselt, sich los und frei machen will, sich regt und biegt und krümmt, aber sich nicht los und frei machen kann; sie schreiet nicht, sie tobt nicht, sie raset nicht, sie springt nicht auf, nur leise regt sie sich und rührt sich und bewegt sich; und in alle Ewigkeit bleibt sie gefesselt, und in alle Ewigkeit gelassen und geduldig hängt sie da in ihrem langen weissen Engelskleide an dem starren schwarzen Felsen. Die Unschuld in die Macht der Finsterniss hingegeben, die zarte reine Seele von den schwarzen Höllengeistern überwältigt, in Banden gelegt und ewig gefesselt, das war es, was mein Herz bewegte und rührte.«

Zur Rückreise ward ein anderer Weg eingeschlagen, und zwar südwärts nach Skien, das unfern des Meeres liegt und von hier zu Wasser zurück nach Christiania, von dessen Umgebungen wir nun nähern Bericht erhalten. Wir können nicht dem Verf. in das Detail der Beschreibung folgen und überlassen es dem Leser, bei dem zu verweilen, was in einfacher, schlichter, und doch anziehender Weise uns hier erzählt wird. Zuletzt wirft der Verf. noch im Allgemeinen einen Blick auf Land und Volk. Wir können es uns nicht versagen, Einiges daraus wenigstens mitzutheilen.

»Imposant, so schreibt der Verf. S. 94, sind die Felsenküsten mit den unzähligen so verschiedenartig gestalteten Fiorden und Schären, zumal das Westgestade, hinter welchem nicht fern eine höhere theilweise mit Schnee bedeckte zackige Felskette herzieht. Hier ist Alles nackt, dagegen im Innern hängen die Wiesen mit dem frischesten Grün von den Höhen der Berge in die Thäler hinab, und überall liegen so allerliebst die rothen, gelben und weissen Häuser über den grünen Teppich hingestreut. Ich habe kein Land gesehen, in welchem es so grünt wie in Norwegen; weder die Schweiz, noch das Salzkammergut kommt ihm darin gleich. Aber der Ackerbau ist gering, Weizenfelder sah ich gar nicht, Roggen wenig, mehr Gerste und Hafer und Kartoffeln und Kohlarten. Es steht daher in gradem Gegensatz zu Spanien, wo sich die unabsehbaren Flächen mit ihren Weizenfeldern ausbreiten, dazwischen die weisslichgrauen Oliven in Reihen oder Hainen, und die nackten

starren Felsen ohne Busch und Baum. Wie nun solche Gegenden den Reisenden ermüden, so erfrischt und belebt das nordische Land, ein schweizerisches, mit seinen brausenden Strömen und Wasserfällen, seinen schönen grössern und kleineren Seen, die bald in majestätischen Felsen sich wiegen, bald von sanft ansteigenden Wiesenufern umfasst werden, mit seinen Wäldern und grünen Matten. Doch Eins habe ich vermisst, es fehlen grüne Hecken u. s. w.«

Von den Bewohnern sagt er S. 95: »Der Norweger oder Normann ist von Charakter bieder, treu und redlich, liebt sein Vaterland innig und freut sich, wenn es dem Reisenden gefällt; er ist kühn und unternehmend, und wenn er auch nicht mehr, wie vor Zeiten die Normänner, mit Kriegsflotten alle Meere durchjagt, so macht er doch gern weite Seereisen, denn er liebt das See- und Schifferleben und schaut lustig in die Welt und kühn in's Meer hinein. Auch der Bauersmann hat Sinn für Ordnung und Reinlichkeit. In allen Stationshäusern auf dem Lande traf ich stets ein sauberes Gastzimmer, reinliche Betten und oft so feine schwere Handtücher, wie sie mir nirgends in Deutschland vorgekommen sind. Er ist höflich und grüsst freundlich den Fremden, aber wenn der Deutsche guten Tag, der Franzose bon jour, der Italiener buon giorno, der Spanier buenos dias und damit nicht guten Tag, sondern gute Tage wünscht, — der mir begegnende norwegische Bonde nahm nicht nur seine Kopfbedeckung ab, sondern verneigte sich dabei recht tief und artig, jedoch schweigend, weder guten Morgen, noch guten Tag sagend.«

Auch über die Sprache theilt der Verfasser seine Wahrnehmungen mit, wie er diess ja auch bei andern derartigen Ausflügen, wir erinnern nur an den nach Portugal, oder an den nach Griechenland, gethan hatte, ja er theilt selbst am Schlusse mehrere Kirchenlieder (wie z. B. Nun danket Alle Gott, oder Eine feste Burg ist unser Gott, Meinen Jesum lass ich nicht) und andere Lieder und Gebete in der Normännischen Sprache mit.

Die Rückkehr erfolgte über Kopenhagen; von hier fuhr er Abends um 7 Uhr ab auf der Eisenbahn nach Korsöer und von da zu Schiffe nach Lübeck, wo er Dienstag Morgens ankam, und am Mittwoch (den 8. August) befand er sich wieder in seiner Heimath, nach einer Abwesenheit von fünf Wochen, und mit einem Kostenaufwand von zweihundert Thalern. Wir wünschen dem rüstigen Verfasser noch manchen derartigen Ausflug und freuen uns jedesmal seiner anziehenden, erfrischenden Schilderung: wir wissen aber unsere Anzeige nicht besser zu schliessen, als mit den schönen Worten, mit welchen Derselbe diesmal seine Erzählung beschlossen hat:

Mit Herzenslust gedenke ich dieser Reise, auf welcher ich das schönste Wetter und in vier Wochen nur zwei Regentage hatte, und freue mich Land und Volk kennen gelernt zu haben, das schweizerische Land mit grünenden Berggehängen, den Felsenketten,

den schönen Seen, den brausenden Strömen, den Wasserfällen, den freundlichen sauberen Städten und der imposanten Felsenküsten mit den Fiorden und Schären. Aber das Schönste was mir die Natur geboten, beibt der Rjukan, der steht mir vor Augen, wo ich gehe und weile, und führt in seinem glänzend weissen Gewande an der schwarzen Felsenwand ein Spiel auf, wie ich kein zweites gesehen; und wenn er auch an Wassermenge von seinem Nachbar, dem Trolhätta in Schweden, weit übertroffen wird, so überragt er diesen doch durch seine eigenthümliche Haltung und seine wunderbar wirkende Umgebung. Möge denn Gottes allmächtige Hand das schöne Land schirmen, und sein himmlischer beglückender Segen nimmer von ihm weichen.

Segen, Segen
Für Norwegen!
Dass es sich mehre
In Jesu Namen
Immerdar an Licht und Ehre!

Faust. An exposition of Göthe's Faust, from the German of Carl Alexander von Reichlin-Meldegg, prof. phil. at the university of Heidelberg by Richard H. Chittenden, esq. New-York. James Miller (successor to C. S. Francis et. co.) 522 Broadway, 141 S. 8.

Der dritte Band der von dem Unterzeichneten verfassten, auch im eilften Bande des Scheible'schen Klosters und im Schatzgräber des Mittelalters abgedruckten deutschen Volksbücher von Johann Faust, dem Schwarzkünstler, und Christoph Wagner, dem Famulus, enthält die dichterischen Darstellungen der Faustsage. Der grösste Abschnitt dieses dritten Bandes beschäftigt sich mit der Entwickelung des ersten und zweiten Theiles des Göthe'schen Faust. In vorliegendem Buche wird uns eine wortgetreue Uebersetzung dieses Abschnittes, in wiefern er sich auf den ersten Theil bezieht, von kundiger und geübter Hand geboten. Der Uebersetzer ist Herr Richard H. Chittenden, Attorney und counseller at Law zu Newyork. Das Interesse am Göthe'schen Faust, welchen der Herr Uebersetzer »das Meisterwerk des grössten deutschen Dichters« (the chef d'ouvre of Germany's greatest poët) nennt, wurde unter den Amerikanern durch Gounods Faust aufs Neue hervorgerufen, da man sich in der neuen Welt, wie in der alten, vor Allem der Oper zuwendet. Man griff wieder auf Meister Göthe zurück, und wollte ein Verständniss für die dunkeln Stellen desselben. Die vorliegende Uebersetzung der von dem Unterzeichneten verfassten Erklärung des ersten Thei-

les der Göthe'schen Faustdichtung ist einer berühmten amerikanischen Künstlerin, Miss Clara Louise Kellogg gewidmet, welche in dem Gounod'schen Faust durch die Meisterschaft ihres Gesanges und Spieles eine allgemeine Begeisterung der amerikanischen Kunstfreunde hervorriet. Die Widmung des Uebersetzers lautet: By Permission respectfully inscribed to Clara Louise Kellogg as a tribute of admiration of her incomparably beautiful impersonation of Margarete. Auch die Anmerkungen des Unterzeichneten sind übersetzt und wurden mit einigen neuen von andern Schriftstellern oder dem Uebersetzer versehen. Die von dem Unterzeichneten angeführten Götheschen Stellen werden nach einer englischen Uebersetzung des Rev. Charles T. Brooks, der »allein den Buchstaben und Geist des Originals wiedergiebt«, mitgetheilt. S. 129 finden sich die sich auf den Gottesbegriff beziehenden Worte Faust's aus der Gartenscene, treffend in metrischer Uebersetzung von Herrn Chittenden selbst übertragen. Die schöne metrische englische Paraphrase der Göthe'schen Zueignung von Halleck ist S. 99 u. 100 abgedruckt. Eigene passende Bemerkungen des Uebersetzers mit Belegstellen aus Schubart, Mitchell, Hayward, Walter Scott, Hibbert on apparitions, Brewster letters on natural magic, Heine, Schlegel sind den übersetzten Anmerkungen des Unterzeichneten beigefügt.

Der gelehrte Herr Verf. kündigt einen zweiten Theil seiner Uebersetzung am Schlusse an, welcher den zweiten Theil des Göthe'schen Faust mit einer metrischen Uebersetzung enthalten soll. Eine gelungene Probe derselben wird S. 139—141 von dem Herrn Uebersetzer gegeben. Ueber die erste Veranlassung dieser in Amerika erschienenen, sehr gelungenen Uebersetzung äussert sich Herr Chittenden in der Vorrede also: During the winter-semester of 1859—1860 the translator, then a law-student of the university at Heidelberg, attended the course of lectures upon Goethe's Faust delivered by Dr. Carl A. F. von Reichlin-Meldegg. The idea of placing before his countrymen so much of the learned Professor's work, entitled: »die deutschen Volksbücher von Johann Faust u. s. w., as particulary pertains to Goethes tragedy, was then conceived. Das Buch wurde von der Verlagshandlung reich ausgestattet.

v. Reichlin-Meldegg.

Nr. 14. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

C. Plinii Secundi naturalis historia. D. Detlefsen recensuit. Vol. I. Libri I—VI. Berolini apud Weidmannos. MDCCCLXVI. 278 S. 8.

Verschiedene Abhandlungen des Herrn Dr. Detlefsen, worin er eine genaue Kenntniss der Handschriften und kritisches Talent an den Tag legte, liessen von seiner Ausgabe des Plinius nicht geringe Erwartungen hegen. Sie sind in der bedeutenden Arbeit, deren erster Theil mir vorliegt, zum grossen Theil erfüllt worden. Denn nicht allein gibt Detlefsen eine auf die Vergleichung theils neu, theils zuerst von ihm benutzter Handschriften gegründete neue Recension des Textes, sondern er hat auch etwa 160 Stellen durch eigene Conjecturen zu heilen versucht, Beides mit grossem Geschick, und durch seine Leistungen einen wesentlichen Fortschritt in der Kritik begründet. Wenn er aber dabei über seine Vorgänger Sillig und v. Jan in der Vorrede von Neuem geringschätzig urtheilt, so wollen wir nicht vergessen, dass der Grund zur methodischen Kritik von ihnen gelegt worden ist, und namentlich v. Jan's unermüdete und fruchtbare Thätigkeit mit unverminderter Dankbarkeit anerkennen.

Neu collationirt sind von Detl. die von Sillig und v. Jan nur theilweise verglichenen Codices Vat. D in Rom, E (a bei Sill.) in Paris, a (ω bei Sill.) in Wien, zum zweiten Male A in Leyden; ganz neu sind ausser unbedeutendern Stücken hinzugekommen F in Leyden, in welchem er den verschollenen Chiffletianus entdeckt hat, und zwei wichtige Bruchstücke, Excerpte des II. Buchs aus dem 8. oder 9. Jahrhundert in München, so wie andere aus dem II., III., IV. u. VI. in Paris, die dem 10. Jahrhundert angehören.

Gegen die Classificirung dieser und der von Sillig und v. Jan verglichenen Codices lässt sich nichts Erhebliches einwenden. Unbedingt den ersten Rang nehmen die Bruchstücke einer ältern und bessern Recension ein, welche von A, in jenen beiden Excerpten und der zweiten Hand von DEFR erhalten sind; von der zweiten Familie sind diese letztern die besten Exemplare; die übrigen, insbesondere auch die von Sillig und v. Jan verglichenen oder benutzten d in Paris und T in Toledo, gehören zu den schlechtern, welche nur in minderm Grade in Betracht kommen. Das schliesst aber nicht aus, dass auch sie hin und wieder die bessere Lesart enthalten, und wenn Detl. insbesondere d ganz bei Seite setzt, so steht diese Strenge mit seiner eigenen Behauptung p. 6 in Widerspruch, dass d aus demselben Archetypon herstammt, welches von

DERF repräsentirt wird. Denn es bleibt dann d, wenn auch in zweiter Linie, der Vertreter einer 5. Abschrift.

Die Varianten dieser Handschriften werden in verständiger Auswahl mit grosser Genauigkeit angegeben, die Conjecturen der Neueren meist nur dann, wenn sie in den Text aufgenommen sind. Hierin aber sind Detl. Angaben keineswegs so zuverlässig wie seine diplomatischen. Gleich auf der ersten Seite des Textes habe ich nicht weniger als 3 Fehler bemerkt: nicht Haupt, sondern Dalechamp hat das Citat aus Catull praef. 1 zuerst verbessert; nicht Mommsen, sondern, wie dieser selbst angibt, Hermolaus Barbarus und Rhenanus verbessern obiter emolliam, nicht Schneidewin hat exeat vermuthet, sondern es steht schon im Text der Hackiana 1669. Eben so hat VI, 97 nicht Geier, sondern Salmasius Arbim vermuthet. Ich darf mich also nicht wundern, wenn Detl. meine Aenderungen an etwa 40 Stellen nennt, an folgenden 27 aber, obgleich sie in den Text aufgenommen sind, nicht: a) verbesserte Interpunktion II, 121 (s. m. Chrestom.), 162, 168, 185. III, 2, 92. IV, 8, 12, 53. V, 27. VI, 25, 58, 157, 171, 182. b) Wortänderungen: III, 42. IV, 13, 26, 85. V, 49, 78, 79, 140 (vind. I. p. 82). VI, 14, 98, 147, 191.

Aus diesem bereicherten Material wählt Detl. mit gesundem Urtheil die bessern Lesarten aus; er wählt sie, denn zu jenem Eklekticismus, welchen er mir ehedem in einer Recension meiner Chrestomathia als unwissenschaftlich vorgeworfen hat, ist er zu meiner Genugthuung übergegangen. Da er in der jüngsten Zeit auch den sog. Appulejus, welchen er noch vor zwei Jahren mit scharfen Worten verworfen hatte, als eine vorzügliche Autorität anerkennt (vgl. N. Jahrb. f. Phil. XCV S. 75), so sehe ich nicht recht ein, wie er mich p. 1 unter seine Gegner rechnet.

Die Conjecturalkritik handhabt Detl. mit grossem Glück und noch grösserer Vorsicht, indem er sich fast nur auf Aenderungen einzelner Buchstaben und der Interpunktion beschränkt. Zum grössten Theile sind seine Aenderungen wirkliche Verbesserungen, es fehlt aber auch nicht an solchen Stellen, worin ich den v. Jan'schen oder Sillig'schen Text vorziehen möchte.

Doch genug der allgemeinen Bemerkungen. Ich wähle zur Charakteristik seines Verfahrens einige Stellen aus, um sie zunächst mit Jan's Ausgabe zu vergleichen, zuerst die **Praefatio**. In den ersten Sätzen ist Detl. mit Recht zu den früheren Lesarten zurückgekehrt. §. 3 begegnen wir der ersten Conjectur, nec quicquam in te mutavit fortunae amplitudo, nisi ut prodesse tantundem posses ut velles liest man gewöhnlich. Da aber vor nisi in den Handschr. in his steht, schiebt D. cunctis ein, dessen erster Buchstabe sehr leicht aus dem nächsten o herübergenommen wird. Die Wortstellung fordert aber dann eine Transposition nisi ut cunctis. Auch dass er Dalechamps Aenderung et velles aufnimmt, verdient Billigung, leichter würde aber ac

gewesen sein. tantundem in tantum idem zu ändern sehe ich keinen Grund. Sehr schön ist §. 5 Mommsen's Verbesserung tribunicia potestas statt des Genetivs, vortrefflich D.'s Emendation fratris famas statt fratris amas. §. 11 et ideo cura, ut quae tibi dicantur tui digna sint Da für diesen Theil der praefatio von den guten Hdschr. nur E (a Sill.) zu Gebote steht, lässt es sich nicht rechtfertigen, wenn Detl. dessen te nach der schlechtern Lesart tum in tui ändert und mit v. Jan subit vor cura auslässt. §. 13. Nicht gerade nothwendig, aber ansprechend ist D.'s Conjectur sterilis materia statt sterili, wodurch der folgende Satz, indem er mit diesen Worten anfängt, grössere Kraft erhält. §. 16 in dem Citat aus Livius schreibt D. richtig ni animus in quiete pasceretur opere statt inquies, die Hdschr. haben in quiesce oder, wie M. Dalec. und d[2], in quiete. §. 20 Ausgezeichnet hat D. die Stelle verbessert, worin Pl. von seiner Zeitgeschichte redet. Man liest gewöhnlich tam pridem peracta sancitur et alioqui statutum erat heredi mandare ohne Sinn des ersten Verbums und ohne Uebereinstimmung beider Verba. Durch eine leise Aenderung erzielt D. den schönen Satz: iam pridem per acta sancitum et u. s. w., so dass die schriftliche Bestimmung des Testaments zu der frühern Absicht hinzukommt. Den schwierigen Satz §. 24 hat D. noch nicht ganz geheilt. Er liest: Nostri grossiores Antiquitatum Exemplorum Artiumque, facetissimi Lucubrationum (so gut statt -em), puto quia Bibaculus erat et vocabatur. Aber ich vermag den Uebergang vom Plural zu einem Einzelnamen nicht zu entschuldigen und glaube, dass Pl. in diesem sorgfältig ausgearbeiteten Briefe que entweder nicht oder zweimal gebraucht hätte. Da die Attraction des Subjects für seine gesuchte Härte passt, lese ich mit einer ironischen Steigerung, als ob in dem Fortschritt von der trockenen Inhaltsangabe ein Witz läge, Nostri grossiores Antiquitatum, Exempl. Artiumque facetissimi, Lucubr. u. s. w. Billigen kann man die folgende Conjectur Sesculixe. — Einfach und schön ist endlich die Art, wie D. die verdorbenen Worte Cato's §. 30 lesbar gemacht hat, indem er aus R den Infinitiv praeterfluere beibehält und die Lesart aller Hdschr. sibi in sivi ändert. Dann erhält man den verständlichen Satz: eorum ego orationes sivi praeterfluere.

Das Bedeutendste, was D. für das **II. Buch** geleistet hat, besteht in der Benützung zweier bisher unbekannten Excerpte, welche der ältern bessern Recension des Textes, wovon für die ersten Bücher sonst nur cod. A in Leyden zu Gebote stand, entnommen sind, eines Pariser Codex aus dem 10. Jahrh. (No. 4860) und besonders eines cod. Frisingensis in München (No. 164), welcher Auszüge aus §. 12—84 enthält. Ich gehe diese Stellen um so lieber genau durch, weil mir durch die Güte des Herrn Dr. Hagen die Vergleichung eines zweiten Exemplars zu Gebote steht,

welches sich in einem Berner Codex des Nonius aus dem 10. Jahrh. (No. 347) befindet. §. 34 setzt Detl. der Vulgata inferiorem Iovis circulum et ideo motu celeriore duodenis circumagi annis. Es leuchtet ein, dass Bern. und R das Richtige geben celeriorem. Ebend. Tertium Martis (sidus) -ignea ardentis solis vicinitate liest v. Jan; Detl. wie F^2 Fris. Bern. igne ardens, das letztere gewiss richtig. Da es aber auf eine Eigenschaft der Sonne, nicht auf eine überflüssige Bestimmung der Hitze ankommt, musste die Lesart von E ignea aufgenommen werden. — §. 35. Schön ist D.'s Aenderung metas statt notas (Par. motus). — §. 43 liest D. richtig mit F^4 Fris. Bern. humilis et excelsa (et fehlt gewöhnlich). Misslungen ist dagegen seine Conjectur zu §. 59, wo es von den Planeten heisst postea radiorum eius (solis) contactu reguntur. Detl. liest regrediuntur und beruft sich u. a. auf Vitruv. IX, 1, 12. Gerade diese Stelle beweist die Richtigkeit der handschriftlichen Lesart — refrenando retinendoque — ad se cogit regredi, wie bei Pl. §. 69 retroire cogit. Auch wüsste ich den Ablativ nicht mit jener Aenderung zu vereinigen. — Gut und durch Bern. bestätigt sind ebd. die kleinen Besserungen et secundas und assecutus sol. — §. 63 haben die Hdschr. terra a verticibus duobus quos appellaverunt polos centrum caeli non et signiferi est, und die Ausgaben seit Barb. nec non et, Detl. folgt jenen. Aber nach der folgenden Darstellung (vgl. Vitruv. l. l.) ist die Erde mitten im Thierkreis, und die Uebereinstimmung der Excerpte inter vertices duos — et signiferum beweist, dass die bessere Recension nec non hatte. Den folgenden Satz omnia autem haec constant ratione circini u. s. w. zu verwerfen war gar kein Grund; nennt ja auch Vitruv. IX, I, 1 die rationes architectonicas circinique discriptiones. Eine höchst schätzbare Vervollständigung hat §. 64 erfahren, der in den Hdschr. durch die Auslassung zweier Zeilen des Archetypus von je 28 Buchstaben verstümmelt war. Es ist ein beschämendes Gefühl, womit die Vergleichung der aus Fris. Bern. ergänzten Stelle mit ihrer frühern Gestalt den kritischen Leser erfüllt: Sic fit ut tardius moveri [et minores] videantur, cum altissimo ambitu feruntur, [cum vero terrae appropinquaverint, maiores esse et celerius ferri], non quia u. s. w. — §. 69 bessert Detl. subiri. — §. 71 liest er richtig aus Fris. superveniente ab alio latere radio eademque vi rursus ad terras deprimente qua sustulerat statt quae sustulerit); aus Bern. ist vor radio einzuschieben solis, ebenso §. 70 vapore percussas statt vapor repercussas; vortrefflich liest er §. 72 aus §. 73 u. 39 XXIII (statt vg. XX; nur ist es nicht seine Verbesserung, sondern, wie er aus Sillig's Anmerkung sehen konnte, die alte Lesart. Dagegen gehört ihm §. 73 die Emendation nonnumquam statt numquam. —

§. 75 hat nur Bern. das Rechte: altitudinem subire, ein Verbum, das sonst überall fehlt. — §. 77 liest Bern. Iovis sidere in triangulo (besser triquetro) sibi posito, vielleicht mit Recht. — §. 78 gibt Detl. nicht an, woher er omnia, das auch in Bern. fehlt, aufgenommen hat; bei Sill. finde ich keine Variante, in den folgenden Zahlen gibt Bern. LVIIII und XII, letzteres wie R, §. 79 coitus solis statt sol, §. 81 wie Fris. differentiam, was wohl aufzunehmen war. — §. 84 statt dimidium et liest er vielleicht besser tantundem spatio. In diesen Stellen ist Detl. durch den bereicherten Apparat unterstützt worden; seinem Scharfsinn allein verdankt man u. a. die Heilung folgender Schäden: §. 89. specie statt suo, 90. humanae faciei statt humana dici, 95. die Streichung der Dittographie et aliam nach stellam, 100. die Angabe einer Lücke, 103. medio mundi statt mediom, 109. die Besserung der Interpunktion, 120. flatus statt elatus, 128. ita ut statt aut ut, 132. calidi statt gelidi, 134. nebulae statt beluae, 146. belli Caesariani statt bellices oder bellicis, 246. Nili Canopicum statt nihil modicum. Ich habe diese Beispiele aus mehreren ausgewählt, weil sie mir die glänzendsten zu sein scheinen. Nicht befriedigt hat mich u. a. die Behandlung folgender Stellen: 97. fit et caeli ipsius hiatus quod vocant chasma, fit et sanguinea specie et u. s. w. statt species et oder speciaes, denn die Farbe des Chasma ist roth (Arist. meteor. I, 2 de mundo 3); also ist das zweite fit et als Dittographie zu streichen. Auch §. 101 möchte ich ea als Dittographie von et tilgen, statt es in eas zu ändern, und den Satz als Parenthese fassen. — §. 104 hat Detl. den Fehler richtig bemerkt, aber die Heilung nicht gefunden: Von den Winden heisst es: itaque praecipua eorum natura ibi et ferme reliquas complexa a se (Varr. complexa se, complexasse) causas, Detl. schreibt aeris was nach ibi tautologisch ist. Vergleicht man die Schreibfehler serei und rei §. 110 statt caeli, so wird man auch hier lesen caeli causas. §. 118 ziehe ich die Vulgata et dem handschriftlichen sed vor, da der tadelnde Gegensatz erst mit den Worten sed lucro beginnt.

In den folgenden Büchern sind bei weitem die meisten Fehler in den Eigennamen und den Zahlen zu suchen. Es verdient nur Billigung, wenn Detl. die unbekannteren ganz nach den Handschriften schreibt, im Uebrigen die glaubwürdigsten Quellen, Inschriften u. a. zu Rathe zieht; auch ist es ihm an manchen Stellen gelungen, den Text wesentlich zu berichtigen. In manchen aber hätte er wohl besser gethan, sich an seine Vorgänger zu halten. Ich gehe zur Probe einige zufällig gewählte Abschnitte durch.

Buch III, §. 53—70. Einem unbegreiflichen Irrthum begegnen wir §. 53 (Tiberis) citra XVI. p. urbis Veientem agrum a Crustumino — dirimens, während das Richtige XIII in

dem vortrefflichen Codex A steht. — §. 56 Cerceios aus den Hdschr. mit Recht, da diese Form an mehreren Stellen vorkommt. — §. 57 ex fama statt et fama, schon Sill. schreibt nach Nitzsch e fama. — §. 59 Amyclae sive Amynclae aus den Hdschr. richtig. Da aber die italische Namensform Amunclae war (Solin. 2, 32), ist diese vorzuziehen. — Ebend. Pirae statt Pyrae aus Cod. A richtig, da es einen solchen Ort auch im Gebiete von Sicyon gab. — §. 60 Hinc felix illa Campania est. Das Verbum fehlt in A, ist also mit Recht von Sill. und v. Jan ausgelassen worden. — §. 64. Ilionenses, Lanivini, die Hdschr. Lavini oder Lavinii, eine sehr gute Verbesserung. — Ebd. Trebulani cognomine Ballienses aus A, Ballinienses die übrigen Hdschr. Da der Ort unbekannt ist, thut D. wohl, dem besten Codex zu folgen. — Ebd. vortrefflich Urbanates statt Urbinates nach XIV, 62. — §. 66. Urbem tres portas habentem Romulus reliquit, ut plurimas tradentibus credamus; aut ut die Hdschr., credamus IIII F² D², d. h., dia A hier abbricht, die Mehrzahl der Reste der bessern Recension. Allerdings kennen wir nur zwei Thore des Palatin mit Namen; da aber jede nach etruskischem Ritus erbaute Stadt wenigstens drei hatte, lässt sich kaum denken, dass ein alter Schriftsteller nur zwei angegeben haben sollte. Auf jeden Fall hat man sich um so mehr an die bestbeglaubigte Zahl zu halten, da sie jene willkürliche Streichung von aut unnöthig macht. — §. 69 läst D. die Mutucumenses in dem alten Verzeichnisse von 53 Völkern aus, weil es nur in den codd. Gelenii vorkam. Dann hätte er aber auch die Zahl LIII, woran schon Pint. Anstoss nimmt, in LI ändern oder eine Lücke im Verzeichnisse anmerken sollen. — §. 70 richtig Silerum, da diese Form des Namens §. 71 u. 74 wiederholt wird.

Buch IV. §. 75—84. Auf die Zahlen hat D. grosse Aufmerksamkeit verwandt. Ich billige es, wenn er mit Mart. Capella VI, 662 für den Umfang des schwarzen Meers §. 77 nach Varro nur viciens semel angibt und die Verderbnisse der Hdschr., die sich auf eine Dittographie von semel zurückführen lassen, nicht beachtet; die Varianten zu Ende des §. verstehe ich nicht und weiss nicht, warum LXII ausgelassen wird. — §. 78 ist in allen Ausgaben, auch bei D., ein Fehler stehen geblieben. Da Pl. sagt: ab ostio eius (Maeotis) ad Tanais ostium $\overline{CCCLXXV}$ esse constat, kann er der Stelle II, 245 nicht widersprechen. Dort wird der Abstand von Detl. wieder falsch zu $\overline{CCLXVI}$ angegeben; R hat die richtige Zahl $\overline{CCLXXV}$ d. h. 2200 Stadien, das Mass des Strabo und Agathemerus. Vgl. Neumann, die Hellenen im Skythenlande I. S. 535. — Histropolin statt -im richtig aus R. — §. 79 schreibt D. Abnovae statt Abnobae, allerdings nach R, aber gegen die Inschriften bei Orell. 1986, 4974. Der Fehler ist alt, da er sich auch bei Mart. (ad novem) findet,

aber gerade bei diesen Buchstaben leicht erklärlich. — Ebd. gibt D. richtig eine Lücke an alveus * appellatus; sie war nach den Geographen leicht auszufüllen: sacer. — Ebd. Pseudostomon, dein insula (et in insula EF et insula DR) Conopon diabasis, postea Borionstoma et Spireonstoma. Da die Inseln zwischen den Mündungen der Donau lagen, ist die Vulgata et insula unzweifelhaft richtig. Ebenso richtig schreiben Sill. und v. Jan Psilon stoma, vgl. Sill. Anm. und Mommsen zu Solin. p. 90. — §. 80 gut Rhoxolani. Der Fluss muss aber Parthiscum geschrieben werden, nach Ammian. Marc. XVII, 13, 4, da auch Ptolem. III, 7 eine Stadt *Πάρτισχον* anführt. — §. 81 war Niebuhr's Verbesserung transiit aufzunehmen. Falsch ist auch die Form Basternaei, da dasselbe Volk auch bei Plin. §. 100 und VII, 98 Basternae heisst; i ist aus dem folgenden I entstanden. — Die Vulgata bis ad decies, wie Detl. aus den Hdschr. herstellt, stimmt nicht mit Martian und Dicuil, ad ist aus den kurz vorhergehenden Worten ad oceanum irrig wiederholt. — §. 82 Cremniscos, Aepolium. Der Buchstabe s fehlt in den Hdschr. mit Recht; die Stadt hiess Kremniskoi (Neum. S. 354) d. h. Cremniscoe, die Pluralendung ist noch leicht erkennbar. Das folgende Wort ist schwerer verdorben, es war Neoptolemi sc. turris (vgl. Neum. a. a. O.). — Ebd. Asiacae cognomines flumini schreibt D. nach der Hdschr. unbegreiflich, da der Fluss *Ἀξιάκης* bei Ptolem. zweimal III, 5, 18 und III, 10, 14, der Fluss Axiaces und das Volk Axiacae bei Mela II, 1, 7 vorkommt. — Ebd. Crobiggi schreibt Detl. nach Hdschr. auf jeden Fall besser als die Vulg. Crobyzi, die hierher gar nicht gehören, vgl. Neum. S. 218. Da R Crobigni hat, ist wahrscheinlich Carbiani (*Καρπιανοί* bei Ptolem. III, 5, 24) zu schreiben. sinus Saggarius, lies s. Sagarius, wie VI, 4. — §. 82 rursus litore unlateinisch. R gibt rursusque litori, woraus das Nothwendige in leicht ergänzt wird. §. 83 begegnet uns der sonderbare Name der Einwohner der Hylaea Enoecadioe, welchen Detl. aus den Corruptelen der Hdschr. enoaecadioe, enoadioae, enoecadloe macht; er sieht mehr griechisch aus als er ist. Meine frühere Vermuthung Hellenoscythae halte ich nicht entschieden fest; näher an die Züge der Hdschr. kommt Neoauchatae heran. Aucheten oder Auchaten kennen Herodot IV, 5 und Plin. §. 88 in diesen Gegenden, und dass sie von Asien eingewandert waren, unterliegt keinem Zweifel (vgl. VI, 50). Es scheint, dass diese Auchaten der Hyläa Abkömmlinge der Anwohner des Hypanis waren. — Leicht verbessert man unter den scythischen Völkerschaften, die VI, 50 ff. aufgezählt werden, die Bacae aus Ptolem. VI, 12, 4 in Pascae.

Niemand wird Detl. einen Vorwurf daraus machen, dass er entschieden verdorbene Namen nach den Hdschr. schreibt, wenn sie sonst nicht vorkommen. Wo aber andere geographische Werke

verglichen werden können, sehe ich keinen Grund nahe liegende Aenderungen zu verschmähen.

Lucubrationum Pliniarum capita tria scripsit Carolus Mayhoff, phil. Dr. Neostreliliae apud Theophilum Barnewitz. MDCCCLXV. 135 S. 8.

In dieser wohlgeschriebenen Abhandlung sucht Herr Dr. Mayhoff, ein talentvoller Philolog der guten Breslauer Schule, die Gesetze der Kritik auf den Text des Pl. anzuwenden und dringt mit grossem Nachdruck auf die Beachtung der zuverlässigsten Quelle, des Mone'schen Palimpsestes. Ich kann ihm nicht beistimmen, wenn er den Cod. d dem Cod. a (E bei Detl.) gleichstellt (p. 15), bin aber ganz mit ihm einverstanden, wenn er das absolute Verwerfnissurtheil Detlefsens bestreitet. Sehr gründlich und in vielen Punkten mit gutem Erfolg beachtet er den eigenthümlichen Sprachgebrauch des Schriftstellers, wozu Grasbergers Abhandlung de usu Pliniano (1860) eine schöne und rühmliche Vorarbeit liefert. Von den in 3 Abschnitten, »de locis interpolatione suspectis«, de locis ex codicibus optimis integritati restitutis«, »de locis ex deterioribus codicibus aut coniectura restituendis« behandelten Stellen ist die Mehrzahl von Detl. eben so wie von dem Verf. geschrieben worden; V, 8 schreibt der Letztere wie Sill. richtig plerique e Graecis (statt pl. a Gr.), II, 206 scheint er richtig die Form Hercules statt Hercule zu vertheidigen. Am ausführlichsten behandelt er die in dem Mone'schen Palimpsest enthaltenen Stücke, an den er sich nach dem Vorgange von Fels meistens aus guten Gründen anschliesst. Ueberall, auch wo man ihm nicht beipflichten kann, wird man die sorgfältigen und lehrreichen sprachlichen Erörterungen mit Vergnügen lesen.

Quaestiones Plinianae. Dissertatio philologica quam — defendet Didericus Noltenius Bremanus. Bonnae MDCCCLXVI. 32 S. 8.

Der Verf. sucht in dieser scharfsinnigen und tüchtigen Abhandlung die Spuren der unvollendeten Ueberarbeitung, welche durch Plinius Tod unterbrochen wurde, nachzuweisen, was ihm wohlgelungen ist. Auch die Behauptung, dass dem Briefe an Titus nur das Verzeichniss der Schriftsteller u. s. w. (das I. Buch) beigefügt worden war, ist wenigstens beachtenswerth. Dann weist er mit Recht auf die Wichtigkeit der defloratio des Robertus hin, welche mit der zweiten Hand des Riccard. und des Paris. a (E bei Detl.), sowie dem Manuscript des Cuiacius viele Aehnlichkeit zu

haben scheint. Da er auch naturhistorische und mathematische Kenntnisse mit einer guten philologischen Methode verbindet, lässt sich von der Fortsetzung seiner Arbeiten für Plinius nur Gutes erwarten.

Würzburg im März 1867. **Urlichs.**

Die lex Maenia de dote vom Jahr DLXVIII der Stadt. Festschrift zu Gustav Hänels fünfzigjährigem Doktorjubiläum von Moritz Voigt. *Weimar. Landes-Industrie-Comptoir 1866. IV und 84 S. 4.*

Eine äusserst geistreiche, gelehrte und scharfsinnige Combination, durch welche die Existenz, das Alter und der Inhalt einer bis dahin nicht bekannten lex Maenia de dote, wenn auch nicht gerade als unumstösslich gewiss bewiesen, so doch in hohem Grade wahrscheinlich gemacht wird. Wir wollen den Inhalt der interessanten Schrift in Kurzem andeuten.

Der I. Abschnitt sucht den Namen, den Inhalt und das Alter der lex Maenia de dote sicher zu stellen.

Bei Varro satur. menipp. (S. 3—6) wird eine lex Maenia erwähnt, welche sich nach dem Inhalt der in jener Satire enthaltenen Fragmente zu schliessen mit Verhältnissen des Familienlebens beschäftigt und zwar, wie es wahrscheinlich erscheint, Vorschriften hinsichtlich der Ehescheidungsbefugniss für den Fall enthielt, dass der Ehegatte in der patria potestas seines Vaters stand. Bei Gai. I. 78 u. Ulpian V. 8 (S. 6—11) kommt eine lex Mensia vor, wie man gewöhnlich den Namen liest, welche ebenfalls in einer direkten Beziehung zu ehelichen Verhältnissen und somit auch zur eheweiblichen dos steht, und wo höchst wahrscheinlich bei Ulpian als die ältere handschriftlich gegebene Form lex Mennia und bei Gaius Maenia zu restituiren ist. Dionysius Hal. antiq. Rom. II. 25 kennt eine lex, welche de restituenda vel recuperanda dote, über die actio rei uxoriae, das judicium de moribus mulieris, wie über Verwandte handelt (S. 11—14) und in Justinians Ausspruche in l. 11 §. 2 Cod. 5. 17: »judicium de moribus mulieris in antiquis legibus positum esse«, lässt sich eine Bezugnahme auf jenes ältere Gesetz erblicken, indem das judicium de moribus älter ist, als die lex Julia et Papia Pappaea (S. 14 ff.). Aus M. Porcius Cato's oratio de dote (vgl. die 2 Fragmente bei Gellius X, 23) ist zu entnehmen, dass zu dessen Zeit ein Gesetzesvorschlag in Betreff der dos bei den gesetzgebenden Faktoren des Staates discutirt wurde (S. 15—17). Auch Polybius XXXII, 13—14, und Proculus II, Epist. (S. 17—19) gedenken einer lex, welche für die Numeration, wie für die Restitution der dos bestimmte Zahlungsfristen vorschrieb. Aus der Geschichtserzählung bei Polyb. und Proculus l. c. wird zugleich der

Schluss gezogen, dass schon im Jahr 592, jenes Gesetz über die dos in Geltung war, und Cato's Reden beginnen mit dem J. 559 und derselbe starb 605, so dass also auch in diese Zeit seine Vertheidigung des Dotalgesetzes (suasio legis Maeviae = Maeniae) fallen muss. Nach Livius XXXIX, 8, 2. 18, 1 war aber im J. 568 d. St. T. Maenius Prätor urbanus und es fällt in dieses Jahr die Entdeckung der Bacchanalien. Darin läge dann die occasio legis Maeniae, die von dem Praetor T. Maenius im J. 568 d. St. rogirt und von den Tributcomitien angenommen worden (vgl. das Resumé S. 19—21).

Der II. Abschnitt der Schrift (S. 21—40) schildert nun das Dotalrecht vor der lex Maenia de dote, das Ehescheidungsrecht des sui juris maritus oder uxor, resp. des paterfamilias des Gatten, das judicium domesticum des paterfamilias oder wenn die Frau sui juris war, das der Agnaten oder des Tutor als Ehegericht gegen die Frau, und das arbitrium rei uxoriae der gewaltfreien oder aus der manus entlassenen Frau wider den geschiedenen Mann, oder wenn dieser noch filius familias war, gegen dessen paterfamilias. In dem judicium domesticum konnte die strafweise gänzliche oder theilweise Einziehung der dos wegen Criminalverbrechens, Privatdeliktes oder Sittenwidrigkeiten über die schuldige Ehefrau verhängt werden. Sprach der Mann aber ohne Verschuldung der Frau und ohne verurtheilenden Richterspruch des judicium domesticum die Scheidung aus, so konnte die Frau mit der actio rei uxoriae Restitution der dos verlangen. Nahm die Frau oder deren Gewalthaber die Scheidung vor, so konnte sie resp. ihr paterfamilias die dos nur dann zurückfordern, wenn der Mann durch sein Verhalten Grund zur Scheidung gegeben hatte. Abgesehen also von der frivolen Scheidung von Seiten des Mannes, blieb also die dos auch nach aufgelöster Ehe bei dem Ehemanne oder seiner Familie, weil auch die onera matrimonii, die Kinder, dort verblieben.

Der III. Abschnitt (S. 41—84) legt das Dotalrecht der lex Maenia selbst dar.

Die lex Maenia setzte an die Stelle des judicium domesticum in Bezug auf die Ehescheidung ein judicium de moribus mulieris (S. 41—46), liess dem Ehemann die retentio eines Theiles der dos für den Fall nach, dass durch Verschuldung der Frau oder ihres paterfamilias die Scheidung herbeigeführt war (S. 47—52). Die lex Julia et Papia Poppaea machte an diesen retentiones dotis insofern eine Aenderung, als sie auch die mores viri besonders strafte, und damit nun die Frage dahin richtete: utrius culpa divortium factum sit, und indem sie die retentiones propter mores mulieris auf die sexta propter mores graviores und auf die octava propter mores leviores fixirte, und die retentio propter mores mulieris nicht mehr cumulativ neben der retentio propter liberos, sondern nur noch subsidiär statt jener zuliess. Ferner bestimmte die lex Maenia, dass

die in non justae nuptiae, in nuptiae juris gentium erzeugten Kinder (nothi) der ärgeren Hand folgen sollten, und die lex Maenia versagte die retentio propter liberos dem Manne dann, wenn nach jenem Principe die Mutterfolge der Kinder eintrat (S. 52—58). Das alte Princip dotis causa perpetua est, wurde durch die lex Maenia insofern geändert, als sie die dos sowohl beim Tode des Empfängers (des Mannes oder dessen Gewalthabers) an die Frau überwies, als auch beim Tode der Frau an deren Vater, falls dieser noch am Leben war und selbst die dos bestellt hatte, und zwar unter Gewährung der retentio von $^1/_5$ der dos für jedes lebende Kind (S. 58—67). Die lex Maenia bestimmte auch für die Numeration und Restitution der dos eine Frist von drei gleichen Raten mit einjährigen und zwar 10 monatlichen Terminen für res fungibiles (S. 67—69). Sie verlieh ferner auch dem filius familias maritus die Scheidungsbefugniss (S. 69—78), und machte endlich den Anspruch auf Restitution der dos und der actio rei uxoriae von Seiten des paterfamilias von der Uebereinstimmung seiner dotirten Tochter abhängig (S. 78—80).

Dieses sind in kurzen Andeutungen die Punkte, welche der Verf. ebenso gründlich und gelehrt wie scharfsinnig in seiner Schrift näher ausführt. Ohne Auffindung weiterer Quellen dürfte übrigens die Existenz der lex Maenia, und dass die angegebenen Punkte gerade durch sie eingeführt seien, wenn auch in hohem Grade wahrscheinlich, so doch immerhin eine Hypothese bleiben

Vering.

Hertzberg, G. Fr., Die Geschichte Griechenlands unter der Herrschaft der Römer. Nach den Quellen dargestellt. Halle 1866.

Von diesem Werke, welches bestimmt ist, die Geschichte Griechenlands bis zum Absterben des antiken Lebens auf der griechischen Halbinsel fortzuführen, liegt erst nur der erste Theil vor, die Zeit von Flaminius bis auf Augustus enthaltend. Mit Finlay's *Greece under the Romans* (Lond. 1857, zweite Aufl.) und Specialgeschichten anderer römischer Provinzen, z. B. von Sam. Sharpe für Aegypten u. s. w. rangirend, kann es für eine Fortsetzung der Geschichten Griechenlands von Groote, jedenfalls der Geschichte des Hellenismus von Droysen gelten.

So sehen wir in der That den Faden des Zusammenhanges ununterbrochen von der ältesten Zeit bis zum europäischen Mittelalter, wo die griechische Race von slavischen Elementen durchsetzt wird, den tüchtigsten Bearbeitern anvertraut.

Wir wollen diesen ersten Band des Hertzberg'schen Werkes nicht aus der Hand legen, ohne darüber einige Kenntniss hier zu geben, und behalten uns vor, über das ganze Werk später zusammenhängender zu urtheilen.

Uns interessirt vorzugsweise der Abschnitt über die Zustände Griechenlands unter Augustus. Der Verfasser hat den Stoff von Flaminius bis Augustus unter fünf Capitel gebracht, davon das erste die Zeit des römischen Protectorats, das zweite den Untergang des achäischen Bundes, das dritte die Geschichte von da ab bis zum Ende des ersten Mithridatischen Kriegs erzählt. Das vierte geht in seiner Erzählung bis zur Schlacht bei Aktium, und das letzte, wie gesagt, beschäftigt sich mit den Zuständen unter Augustus.

Schon seit 146 römische Provinz, wurde Griechenland erst jetzt innig mit dem römischen Wesen amalgamirt, erst nachdem der grosse Kampf zwischen Antonius und Octavian zu Gunsten des Letzteren durch die Schlacht bei Aktium entschieden worden war. Den grössten Theil der Darstellung bei dem Verfasser nimmt noch die durch den Sieger in den nächsten Jahren verfügte Organisation in Anspruch.

Wir werden ihr, der entscheidenden Abrechnung der Vergangenheit Griechenlands, besondere Aufmerksamkeit schenken müssen, weil sie einen Massstab am evidentesten bietet, um zu sondiren, wie der Verfasser sich das provinciale Verhältniss dieser von der Geschichte der Cultur zuerst berufenen Station gedacht hat.

Doch bevor wir diesen für die Geschichte Griechenlands, und für seine Organisation *(in provinciae formam redactio)*, wie sie, einem Nessusgewande gleich, ihm von Rom umgelegt wurde, gleich schätzbaren Seiten uns zuwenden, sei es uns vergönnt, die Zeit vorher an der Hand des Verfassers zu überblicken.

Es ist die Zeit nach der Zerstörung Korinth's, worauf wir zurückgehen, S. 276 ff.

In lichtvoller Uebersicht verwerthet der Verf. das Material für das Verständniss der Lage der Griechen. Die Controverse, die er auf seinem Wege antraf, ob nämlich Griechenland schon jetzt die Form einer Provinz erhalten habe, hat ihre zwei Seiten. Wenn das Verhältniss einer Provinz von dem Zeitpunkt datirt wird, wo das eroberte Land seine Selbstregierung verliert, so wurde Griechenland nicht schon nach dem J. 146 Provinz. Wenn man aber bedenkt, dass die griechischen Gemeinden der Oberhoheit des römischen Statthalters von Makedonien untergeordnet wurden, so war eigentlich die Selbstständigkeit derselben nur ein Schatten. Nach der Begründung der Verfassers wurden sie Theile der neuen makedonischen Provinz, S. 284, eine Einrichtung, die den römischen Feldherrn und die von dem Senate delegirten Zehnmännercommission längere Zeit beschäftigt.

Uebrigens hat die Geschichte der Frage wegen der Stellung Griechenlands zu Rom nach der Ueberwältigung der Achäer, der Boötier und der Chalkidier eine von gründlicher Belesenheit zeugende Erörterung erfahren. S. 284 ff. Die Unklarheit in der Frage ist dadurch hervorgerufen worden, dass der Name Achaia, unter

welchem nachmals durch Augustus Griechenland als Provinz organisirt wurde, schon seit jenem Datum den alten Namen Peloponnes zu verdrängen begann und sich regelmässig im Gegensatze zu Nordgriechenland angewendet vorfindet. Ja die Ansicht konnte das Faktum für sich anführen, dass Mummius den Siegesnamen Achaicus erhielt. Aber aus dem Namen kann man nicht auf eine Provinz Griechenland der Sache nach schliessen.

Bei dieser Gelegenheit sei nicht der Aufmerksamkeit vergessen, die der Verfasser dem Einflusse des Polybius widmet, der, durch seinen Freund und Gönner Scipio Aemilianus begünstigt, den besorgten Anwalt seiner Landsleute in jenen Tagen des Unglücks machte.

Was wird nach jener Katastrophe der scharfe Redner der Akademie, Karneades, gesagt haben, wenn es wahr ist, was Lactantius erzählt (Instit. V, 14 ff.), dass er den Muth gehabt hatte, in Rom den Römern zu sagen, die Gerechtigkeit verlange, dass die Römer ihre Eroberungen den rechtmässigen Besitzern zurückgäben, und in ihre Hütten von Früher zurückkehrten?

Der Schluss dieses Abschnittes, welcher einen Blick auf den äusseren Zustand der griechischen Halbinsel wirft, zeigt, wie zwar nicht Sparta aber Athen von den Folgen jener Katastrophe in seiner Verfassung getroffen wurde. Unter den Inseln des Archipel erwarb sich und bewahrte Rhodos die meiste Achtung unter den Zeitgenossen. Delos, das die Römer, um den Rhodiern zu schaden, zum Freihafen erklärt hatten, hatte seit dem J. 167 einen grossen Aufschwung genommen. Aber nach dem Fall von Karthago und Korinth kam auch der Sclavenhandel dort in Blüthe. Kreta, noch unberührt von der Gewalt römischer Provincialbeamten, wurde ein Hauptsitz der Seeräuberei.

Der Verf. widmet angeblich der Geschichte Griechenlands von dem Untergang des Achäischen Bundes bis zum Ausgang des Ersten Mithridatischen Krieges ein eigenes (das dritte) Kapitel, legt aber gleich Eingangs das frappirende Bekenntniss ab: Von einer Geschichte Griechenlands während der Jahre seit 146. bez. 145 bis 89 v. Chr. kann daher im strengeren Sinne gar nicht die Rede sein; kaum dass wir im Stande sind, uns von der allgemeinen Lage Griechenlands in dieser Zeit eine gewisse Vorstellung zu machen.« S. 317.

Demgemäss ist der Verfasser nur im Stande gewesen, bei der politischen Apathie, worin der Peloponnes in Folge des unglücklichen Krieges gegen die Römer versunken war, sein Augenmerk auf eine andere Frage zu richten, deren Schwerpunkt die gegenseitigen Einwirkungen von Hellenen und Römern auf einander sind. Obwohl er die Schwierigkeit ablehnt, die grossartige Culturbewegung, »die sich an die Verschmelzung des italienischen und hellenischen Wesens mit ihren glänzenden und dunkeln Seiten knüpft«, im Einzelnen zu verfolgen, hat er immerhin interessante

Bemerkungen zur Erklärung dieser der römischen Geschichte der späteren Zeit den Weg bahnenden socialen Entwicklung zu verwerthen verstanden. Wenn man die Entartung des griechischen Charakters zeitlich begrenzen will, so wird man die Unterwerfung durch Mummius als den Ausgangspunkt dafür ansehen. Die Griechen müssen vorher bei aller Vorkommenheit ihres einheimischen Verfassungslebens doch, durch das Bewusstsein der Freiheit gestärkt, eine verhältnissmässig ehrenhaftere Empfehlung haben aufweisen können, als nachmals, wo die Bildung der Jahrhunderte nur noch als Dung der römischen Civilisation passirte, über dem man die Epigonen der Phidias und Praxiteles, der Sophokles und Euripides vergass oder verwarf.

Für das römische Reich überhaupt waren die fünfzig Jahre von 145 bis 89 v. Chr. nicht so ruhig und ungestört verflossen wie speciell für Griechenland. Die Nachbarländer waren durch grosse Ereignisse in ihren Tiefen erschüttert worden, z. B. Asien durch den Krieg, den Aristonikus, ein natürlicher Sohn des zweiten Eumenes, nach dem Ableben des Attalos III. um den Besitz des pergamenischen Reiches, unterstützt von asiatischen Griechen, mehrere Jahre gegen Rom führte (132—139). Noch weniger als hiervon, wurde das europäische Griechenland von dem Cimbernkriege berührt, obwohl (nach Florus) die Thraker im Jahr 114 sehr weit nach Süden (bis nach Thessalien) vordrangen. Vergl. Mommsen, R. G. Bd. II. S. 171 ff. Endlich verhinderte der jähe Untergang des Suturninus und das Fiasko des C. Marius, dass Achaia wenigstens von Ansiedlungen römischer Bürger verschont blieb (im Jahr 100).

Die Zeit der Ruhe wurde bald darauf von einer blutigen Katastrophe unterbrochen, welche in der kurzen Zeit von fünf Jahren (88—83 v. Chr.) Griechenland ruinirten, wie in seinen schlimmsten Tagen. Es war die Zeit, wo Mithridates, der den ganzen asiatischen Orient durch den Ruf seiner Erfolge als Feldherr in Bewegung gesetzt hatte, den römischen Interessen durch seine erobernde Politik gefährlich wurde. Durch seine Energie eine Ausnahme unter seinen Ranggenossen seit der Ausartung der Seleukiden und Ptolmäer, durch seinen Hass gegen Rom das Andenken an Hannibel erneuernd, die geheime Ursache der Barbarenangriffe von Norden her auf die makedonische Provinz, veranlasste er im Jahr 89 durch seine Uebergriffe gegen kleinasiatische Völker einen Bruch mit Rom, dem im Jahre darauf der Feldzug folgte.

Den schwachen italischen Streitkräften der Römer, sowie ihren zwar zahlreichen, aber meist wenig brauchbaren Aufgeboten ihrer asiatischen Verbündeten in Kleinasien überlegen, kündigte er sich zugleich durch seine gewinnende Politik, S. 343, als einen Befreier vom römischen Joch an. Mit Jubel aufgenommen, konnte er bald von Ephesos aus jenen grausamen Blutbefehl erlassen, der hunderttausend Menschen römischer und italischer Abkunft den Tod dictirte,

sich selbst aber dadurch das Verdict vor dem Forum der Geschichte sprach. Es war kein Akt der Politik, sondern des berechnenden Hasses, der bei Mithridates unter dem Firniss der Bildung die Gemüthsart des Barbaren aufdeckte. Die Stellen, welche diese Römervesper verewigten, stehen Appian. Mithr. c. 22. 62. Flor. I, 39. Eutrop. V, 6. Aur. Vict. De vir. ill. 76.

Der Verf. zeigt, wie die militärischen Erfolge des Königs auf mehreren Punkten zum Stocken kamen. Aber den Griechen im europäischen Griechenland, die in ihm mehr kennen gelernt hatten, als einen schlaffen Antiochos, hatte er einmal das Vertrauen eingeflösst, dass er nicht sie wie einst Antiochos die Aetoler, im Stiche lassen würde. Am gewaltigsten war die Aufregung in Athen. Hier sollte der Philosoph Ariston, der die Erregtheit seiner Mitbürger benutzte, um sie in die Bahnen der mithradatischen Politik hineinzutreiben, eine kurze, aber traurige Berühmtheit erlangen. Die Darstellung des Treibens dieses politischen Abenteurers, dessen Mutter eine ägyptische Sclavin gewesen, und der selber nach dem Tode seines Vaters sich das Bürgerrecht erschlichen hatte, ist besonders gelungen zu nennen, durch die Details nicht blos, sondern auch durch die Färbung.

Kurz wie gesagt dauerte der Taumel, in den Aristion durch seine Reden die Athener versetzt hatte. Sie hatten die Wahrscheinlichkeit für Gewissheit genommen, und Rom, zwar durch Bürgerkrieg und Bundesgenossenaufstand daheim tief erschüttert, wand sich eher los, als die Hellenen dachten. Im J. 87 v. Chr. langte der Proconsul Sulla mit einem Heere in Griechenland an, und in kurzer Zeit erschien er, über Thessalien durch die Thermophylen nach Böotien marschirend, und durch Requisitionen an Geld, Proviant und Truppen unterstützt, zuletzt vor Athen, das von jenem Aristion vertheidigt wurde.

Wichtiger erschien dem römischen Feldherr der Besitz des von Archalaos stark befestigen Piräus. Daher das erste Unternehmen auf attischem Boden die Belagerung dieses Platzes, die zum ersten Male seit Karthago's und Korinth's Belagerung wieder die militärische Technik der Römer im Belagern von Städten auf verzweifelnde Weise erprobte. Aber Sulla hat Ausdauer und Kaltblütigkeit genug, um nicht zu ruhen, bis er mit dem Platze fertig geworden, hierin Scipio und Mummius nacheifernd. Ehe er aber zu seinem Zwecke gelangte, und die Festung zur Uebergabe brachte, wandte er sich gegen Athen, wo inzwischen Aristion sein Möglichstes that, die Noth zu vergrössern. Das Strafgericht, welches über die unglückliche Stadt und seine irregeleiteten Einwohner hereinbrach, die Hungersnoth während der Belagerung, die Blutscenen bei der Einnahme, die am 1. März im Jahr 86 erfolgte, haben in dem Verf., der sich nicht die geringste Notiz hat entgehen lassen, um Licht über diese Unglückstage der altehrwürdigen Stadt zu bekommen, einen ergreifenden Darsteller gefunden.

S. 365 ff. Nicht lange darauf wurde auch über Aristio, der sich nach der Erstürmung mit seiner Begleitung, mit Truppen und einigen Bürgern auf die Akropolis entkommen war, entschieden. Durch Wassermangel wurde die Besatzung genöthigt, sich zu ergeben. Nicht so gut wie der Stadt Athen, erging es der Seestadt Piräus. Während dort die Gebäude verschont blieben, ward hier Nichts nach der Einnahme geschont. Sulla liess Alles niederbrennen, um nicht genöthigt zu sein, durch eine Besatzung, die er hätte zurücklassen müssen, sich zu schwächen. Von Norden zogen bereits die pontischen Truppenmassen heran.

Ueber diese, die ihm dreifach überlegen waren (S. 372 ft.) erfocht er einen Sieg bei Chäronea vielleicht noch im März des genannten Jahres, wie der Verf. sagt Aber er hatte den Feind, der sich unter seinem Feldherrn Archelaus als ungeheuer zäh erwies, noch nicht so überwältigt, dass er schon hätte daran gehen können, jenen Sieg militärisch verwerthen zu können. Der Verfasser zeigt, dass der König selbst seine Chancen verdarb, indem er seinen Feldherrn Archeläos zu früh aus seinen Positionen zurückgehen liess; aber er gibt gleichzeitig der Energie des Letzteren die ganze Ehre, die doch wohl die Chancen der Asiaten überwog, trotzdem dass in Rom selbst der Bürgerkrieg im Flor stand. Es sollte sich zeigen, dass der Sieg Sulla's bei Chäroneia doch wichtige Folgen nach sich gezogen. Indem die Niederlage den König compromittirt hatte, trieb sie ihn besonders dadurch, dass er, um ein Heer zusammen zu bringen, gegen seine Versprechungen handelte, seinem Ruin entgegen, der für Griechenland in der zweiten Niederlage erfolgte, die sein neues Heer unter Doryläos und Archelaos dem Unbesonnenen und dem Zauderer bei Orchomenos erlitt (Frühjahr des Jahres 85).

Mithradates hatte sich die kleinasiatischen Hellenen entfremdet. Je mehr er an Terrain verlor, unter dem Nachrücken der Römer, desto mehr gewannen diese. Fimbria, der Legat des Consuls Flaccus von der marianischen Partei, und nach dem Tode des Letzteren im Besitze seines Commando, der dem Sulla hatte Concurrenz machen sollen, wurde, nachdem Sulla, im Sommer des Jahres 84 zu Dardanos den bekannten Rom günstigen Frieden geschlossen hatte, leicht beseitigt. An den orientalischen wie an den griechischen Bewohnern der Provinz Asia wurde wegen ihres Abfalls Rache genommen.

(Schluss folgt.)

Nr. 15. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Hertzberg: Geschichte Griechenlands unter den Römern.

(Schluss.)

Im Frühjahre des Jahres 83 kehrte Sulla mit seiner für den Bürgerkrieg in Italien bestimmten Armee von Ephesus nach Attika zurück, hielt sich kurze Zeit in Athen auf, wo er mit dem reichen T. Pomponius viel verkehrte, liess die Bibliothek des Apallikon, des bekannten Complicen des Aristion, verpacken, und kehrte noch im Frühlinge nach Italien zurück. Eine römische Besatzung blieb in Griechenland zurück.

Wie furchtbar der Wohlstand der Hellenen erschüttert war, beklagt der Eingang des folgenden Capitels; der Unterschied zwischen den Folgen des Feldzugs vom J. 146, und den Folgen des sullanischen, bestand darin, dass es denselben nicht einmal vergönnt war, sich auf eine ähnliche Dauer hinaus zu erholen. Denn erstens erlebte der erste Mithradatische Krieg noch Nachspiele (die Belagerung der Stadt Mitylene, S. 390; den kurzen Krieg des L. Murena, eines sullanischen Legaten, mit Mithradates von 83 bis 82, (S. 891), und ferner brach nicht allein nach einigen Jahren der dritte Mithradatische Krieg aus (74—63), sondern Griechenland wurde noch durch die Seeräuber verheert, gegen die eine eigene Expedition abging, zuerst unter Pompeius im Jahr 67, dann unter Metellus, der im Jahr 62 mit der Eroberung von Kreta der Unabhängigkeit des letzten freien griechischen Stammes in Europa ein Ende machte, und zuletzt von dem grossen Kampf, der zwischen Cäsar und Pompeius im Jahr 49 ausbrach, heimgesucht.

Bis hierher geht ein Abschnitt in dem Capitel, aus dem wir manche Stellen, die des Interesses in hohem Grade werth sind, herausheben könnten, um daran zu zeigen, wie umsichtig der Verfasser seine Materialien erforscht, und wie umsichtig er sie verwerthet hat. Er erwähnt der Erpressungen römischer Beamten, die Frevel des Verres in Lampsakos eingeschlossen, zeigt wie griechische Gegenden das Ziel von Verbannten und Touristen zu werden begannen, wie insbesondere Athen von römischen Studirenden aufgesucht wurde.

Wirksamer als oben kommt er hier, S. 427, auf die Verschlechterung des griechischen Volkscharakters zu reden, und beschliesst diesen ersten Abschnitt seines Capitels mit einer Klage über die Inhaltslosigkeit des griechischen Lebens. S. 445.

Die neuen Drangsale, welche mit dem Jahr 49 begannen, und die von den Schlachten bei Pharsalos und bei Philippi begrenzt werden, hat der Verf. anschaulich gewürdigt. Von Cäsar begünstigt, der Korinth neu gründete, und unter dem es zu neuen Hoffnungen sich hätte erholen können, wurde es zwar durch den Kampf, der zwischen den cäsarischen, von Octavian und Antonius geführten Heeren und der republicanischen Macht des Brutus und Cassius auf der Ebene bei Philippi sich entlud, nicht unmittelbar, dagegen um so mehr von den Erpressungen ausgesogen, die Antonius nachher sich erlaubte, um seine Verschwendung zu bestreiten.

Wie Antonius zu Athen es trieb, zuerst bis 36 an der Seite Octavian's, und, nach einer mehrjährigen Abwesenheit, dann (im Jahr 32) mit Kleopatra, das ist mit eingehender Gründlichkeit vom Verf. dargelegt worden.

Wie die Athener sich Cäsar unwillig gebeugt hatten, S. 465, so hielten sie jetzt, wo das römische Reich wieder einem entscheidenden Kampf entgegentrieb, gegen Octavian und Antonius. Der Verf. verschweigt nicht, dass der Letztere Griechenlands Elend und Verarmung vollendete. Bis zum Tode erschöpft, sagt er, nachdem er den Kampf bei Aktion beschrieben, lag Griechenland zu den Füssen des Siegers.

Wir konnten nicht umhin, dem bisherigen Verlaufe am Faden des Verfassers so viel Raum zu widmen. Unsere Aufmerksamkeit hatte eigentlich dem fünften Capitel gelten sollen, S. 486 ff, wo die Provinzialverfassung, welche Octavian der niedergeworfenen Bevölkerung anpasst, den Vergleich mit den Anordnungen des Mummius und der von dem Senate damals abgeordneten Commission begünstigt. Die Organisation des Octavian war einer persönlichen Initiative entsprungen.

Bevor der Verf. sich dieser Betrachtung zuwendet, widmet er der Lage des Landes oder vielmehr dem Verfall, wobei er die Schilderung Strabon's (S. 490) corrigirt, sowie den Anordnungen Octavians, die Noth der Hellenen zu lindern, einige Seiten.

Die Regelung des staatsrechtlichen Verhältnisses der Letzteren zu Rom leitet er, S. 492, mit der Gründung zweier Städte*), einer in Mittelgriechenland, und einer im Peloponnes, nämlich dort Nikopolis zum Andenken an den Sieg bei Aktion, hier Paträ, ein. Beide wurden von andern Städten aus bevölkert, erhielten Ackerland angewiesen, bekamen Wasserleitungen u. s. w. Nikopolis wurde die neue Hauptstadt von Epiros, Paträ die Metropole von Westachaia. Korinth, die junge Schöpfung seines Oheims, bestimmte Octavian zum Sitz des römischen Statthalters für die jetzt neugeordnete Provinz. Alle drei Städte erhielten Besatzung.

Die Feststellung des staatsrechtlichen Verhältnisses der europäischen Hellenen zu Rom erfolgte erst in den nächsten Jahren.

---

*) Macchiav., Il Principe, Cap. III.

Die Bereisung eines grossen Theils der östlichen Provinzen zwischen 22 und 19 v. Chr., bei welcher Gelegenheit der neue Augustus auch in Attika sich aufhielt, befestigte das bis dahin eingeführte System seiner Provincialordnung, S. 499. Wo der Verf. zusammenhängend sich hierüber aussprechen soll, S. 504 ff., hören wir leider, dass ihm im Grunde viel darüber zu sagen nach eigenem Geständnisse nicht möglich ist. Das Wichtigste ist, dass nur ein Theil der Gemeinden der neuen Provinz die alte »Autonomie« behielt: Athen, Sparta, die Städte der Eleutherolakonen, Delphi, Abä in Phokis, Elateia, Thespiä und Tanagra, Pharsalos, die Inseln Aegina, Zakynthos und Kephallenia, Korkyra, daneben natürlich die Colonien Nikopolis und Paträ.

Nach Allem, was er noch beibringt, woraus der Leser entnehmen soll, dass die Römer doch sehr die alten Formen des griechischen Lebens schonten, S. 508 ff., trotz des Gesammtlandtages (*κοινόν*) in Argos, S. 509, trotz der Reform des Bundes der Amphiktyonen, Anhaltspunkten einer Organisation, die nach der allgemeinen Verwüstung der letzten Jahrzehnte immerhin werthvoll war, bekennt der Verfasser mehrfach, S. 515, 512 ff., dass doch das frische Leben, welches die neue Provinz Afrika darstellen wollte, eigentlich nur in den neuen Städten im Westen (Nikopolis, Paträ) und am Sitze des Statthalters zu finden war.

Gestützt auf die Thatsache, dass Athen, welches wegen seiner Vergangenheit noch immer das meiste Interesse erweckte, lässt er gelten, dass die zahlreichen Besuche aus der römischen Welt zwar manche Wunde heilten. Aber er macht auch begreiflich, dass die Gunst der Kaiser, welche durch Decrete und Geschenke die alte Kraft nicht wieder beleben konnten, eigentlich dem prunkenden Sarkophag eines heimgegangenen grossen Geschlechtes galt. S. 521.

Obwohl der Verf. sich im Wesentlichen auf die Ereignisse und Zustände in Griechenland nach der festen Begründung der cäsarischen Monarchie für diesen Band beschränkt, hebt er doch noch einige Erscheinungen aus der Regierungszeit des Augustus hervor, nämlich zunächst S. 522 das Thun und Treiben des reichen Spartaners Eurykles, eines Günstlings des Augustus, der aber, von Anklagen verfolgt, in Ungnade fiel; dann, von Agrippa's Aufenthalt auf Lesbos (23 v. Chr.) und des Tiberius Aufenthalt auf Rhodos (von 6 v. Chr. bis 2 n. Chr.) zu schweigen, die er nur vorübergehend erwähnt, den (von Schriftstellern der spätesten Zeit, aber weder seinen Motiven noch seinem Verlaufe nach näher bekannten) angeblichen Aufstand der Athener in den letzten Jahren des Augustus. S. 525 ff.

Wenn dieses Ereigniss nicht ganz apokryph ist, wie der Verfasser mit K. Fr. Hermann glauben möchte, so war es jedenfalls höchst unbedeutend.

Indem der Verf. ankündigt, dass die Zahl der politischen Ereignisse bis auf Justinian nur noch gering, lässt er durchblicken, dass die Geschichte des zweiten Bandes eine Culturgeschichte werden wird.

Dem Sammelfleiss des Verf., der noch während des Drucks zahlreiche Anmerkungen nachtrug, muss alles Lob gespendet werden. Wir erwarten von dem nächsten Bande, wenn derselbe ebenso ausdauernd fortfährt, neue tiefeindringende Details über die vernachlässigte Geschichte der betreffenden Periode.

Die Details sind die Seele der Geschichte!

Heidelberg im März. **H. Doergens.**

---

1) *Scriptores Metrici Graeci. Edidit R. Westphal. Vol. I. Hephaestionis de metris enchiridion et de poemate libellus cum scholiis et Trichae Epitomis, adjecta Procli Chrestomathia Grammatica. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MDCCCLXVI. VIII u. 302 S. 8.*
2) *Nicomachi Geraseni Pythagorei Introductionis arithmeticae libri II. Recensuit Ricardus Hoche. Accedunt codicis Cisensis Problemata arithmetica. Lipsiae etc. XI und 198 S. 8.*
3) *Polybii historia. Edidit Ludovicus Dindorfius. Lipsiae etc. Vol. I. XCIII und 349 S. Vol. II. XXXVIII u. 412 S. 8.*
4) *M. Tulli Ciceronis scripta quae manserunt omnia. Recognovit Reinholdus Klotz. Partis II. Vol. II., continens Orationes etc. Editio altera emendatior. Lipsiae etc. LXXXVIII u. 460 S. 8.*

Die aufgeführten Ausgaben gehören sämmtlich der Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana an, welche, wie schon früher in diesen Blättern bemerkt ward, sich nicht blos auf diejenigen Autoren beschränkt hat, welche auf Schulen gelesen werden, sondern auch diejenigen Schriftsteller, welche ausserhalb des Kreises der Schule liegen, aber für die gelehrte Forschung wichtig und bedeutend erscheinen, herangezogen und durch erneuerte, billige Abdrücke, die aber keine blosse Abdrücke zu nennen sind, sondern zugleich, mehr oder minder, als neue Recensionen oder Recognitionen des Textes sich darstellen, dem weiteren Kreise der Gelehrten zugänglich gemacht hat. Wer die Schwierigkeit der Benutzung älterer oftmals mangelhafter Texte solcher wenig gelesenen und doch für die gelehrte Forschung nothwendigen und oft wichtigen Schriftsteller kennt und selbst dies erfahren hat, wird das Verdienstliche solcher in dieser Weise erneuerten Ausgaben um so mehr anerkennen, und der Verlagshandlung, die diess unternommen hat, um so mehr dafür zu Dank verpflichtet sein.

Der erste Band der Scriptores metrici Graeci bringt zuvörderst das wichtige, eigentlich nur in Gaisfords beiden Ausgaben — die am Ende doch nur in wenigen Orten und in wenigen Bibliotheken sich finden — zugängliche Handbuch der Metrik des Hephästion, aber in einer, was den Text betrifft, weit be-

richtigeren Fassung, indem von den bis jetzt gefundenen handschriftlichen Mitteln ein ganz anderer Gebrauch gemacht worden ist, so dass nicht wenige Stellen des immerhin vielfach verdorbenen Textes eine bessere Gestalt erhalten und lesbar geworden sind; wobei die Abweichungen unter dem Text aufgeführt werden und dadurch jede Controle ermöglicht ist. Auf den Text des Enchiridion folgen die Reste der andern Schrift *περὶ ποιήματος*, darauf des Longinus Prolegomena zu dem Enchiridion, an welche dann die alten Scholien sich anschliessen, und zwar in der Weise, dass nach den einzelnen Abschnitten des Enchiridion die betreffenden Scholien der einen wie der andern Sammlung, der ausführlicheren, die mit A, und der kürzeren, die mit B bezeichnet sind, sich zusammengestellt finden, ebenfalls mit Angabe der wichtigeren Varianten unter dem Text (S. 95—226). Nun folgt, was von des Proclus *Χρηστομαθία γραμματική* noch vorhanden ist, d. h. die Auszüge in des Photius Bibliothek, welchen das eingereiht ist, was in der Venetianer Handschrift der Ilias No. 484 und in der des Escorial noch sich findet. Den Beschluss macht das über die neun Metra sich verbreitende, bisher eigentlich nur in der Einen gedruckten Ausgabe von Fr. de Furia (hinter G. Hermann's Draco) zugängliche Büchlein des Tricha, wobei die Varietas lectionis aus der Venetianer und Florentiner Handschrift beigefügt ist.

Die arithmetische Eisagoge des Nicomachus aus Gerasa ist seit dem Jahre 1817, in welchem Ast einen Abdruck veranstaltete, nicht mehr im Druck erschienen, wenn man von den drei Capiteln des ersten Buches absieht, welche 1828 Nobbe in einem Programm herausgab. Bei den mancherlei Freiheiten, welche Ast bei der Herausgabe sich erlaubte, war ein auf die handschriftliche Ueberlieferung basirter Text um so nöthiger, als Ast meist einer sehr mangelhaften Münchner Handschrift des sechzehnten Jahrhunderts (No. 76) gefolgt war, aber eine bessere Münchner (238) des vierzehnten Jahrhunderts dabei übersehen hatte, während die Göttinger, hier zum erstenmal benutzte Handschrift des zehnten Jahrhunderts No. 266 vor dieser wie vor der Zeitzer Handschrift und den übrigen bis jetzt bekannt gewordenen, bei weitem den Vorzug verdient, daher auch vorzugsweise dem Text dieser Ausgabe zu Grunde gelegt worden ist, unter Benützung der übrigen Codices, so wie dessen, was zur Erklärung wie zur Richtigstellung des Textes in andern Erklärern des Nicomachus aus späterer Zeit sich vorfindet. Das Wenige, was über die Person des Nicomachus und seine Lebenszeit — etwa 100 p. Chr. — sich mit Sicherheit feststellen lässt, ist S. IV in einer Note angeführt.

Da unter dem Text alle Abweichungen von nur einigem Belang angeführt sind, so ist zugleich die Prüfung des kritischen Verfahrens erleichtert, durch welches allerdings an nicht wenigen Stellen ein besserer Text erzielt worden ist. Weiter ist noch hinzugekommen ein Abdruck der aus der Zeitzer Handschrift in einem

Wetzlarer Programm vom Jahr 1862 erstmals edirten, inhaltsähnlichen *Προβλήματα ἀριθμητικά*, wie die vom Verf. gesetzte Aufschrift lautet. Was indess noch besondere Erwähnung verdient, ist der hinzugekommene Index, in welchen alle bei Nicomachus vorkommenden Worte aufgenommen sind, blos mit Wegfall der gewöhnlichen Partikeln, wie *δέ*, *γάρ*, *μέν*, *ὡς*, *οὐ*, *μή* und ähnlichen: es ist diess eine sehr verdienstliche und wenn auch mühsame doch sehr nützliche Arbeit, zumal mit der grössesten Sorgfalt und Genauigkeit Alles Einzelne bearbeitet ist. Wären nur einmal von allen derartigen Schriftstellern solche Indices vorhanden, so würden auch unsere griechischen Wörterbücher, auch nach dem neuen Stephan-Dindorf'schen Thesaurus, manche wünschenswerthe Vermehrung gewinnen. Ein Catalogus Auctorum ist überdem noch beigefügt.

Auch Polybius, dieser wichtige und für jede Forschung auf dem Gebiet der römischen Geschichte und des römischen Alterthums unentbehrliche Schriftsteller ist durch den vorliegenden Abdruck allen denen zugänglicher geworden, die nicht im Besitze der grösseren Schweighäuser'schen Ausgabe sind, und selbst diejenigen, welche diese Ausgabe zu benutzen in der Lage sind, werden in allen Fällen, wo es auf die Fassung des Textes ankommt, die neue Ausgabe zu Rathe zu ziehen haben, da sie in ihr einen Text finden, der vielfach berichtigt und von mannichfachen störenden Interpolationen befreit ist. Der Herausgeber hat, wie zu erwarten, mit aller Consequenz seine kritische Aufgabe durchgeführt und in der Praefatio beider Bände näher über sein Verfahren sich ausgesprochen. Diess unterscheidet sich von seinen Vorgängern, insbesondere von Schweighäuser, darin, dass er für die fünf ersten, bekanntlich allein vollständig erhaltenen Bücher in der Vaticanischen Handschrift No. 124 aus dem eilften Jahrhundert, die letzte und in gewisser Hinsicht einzige Quelle des Textes erkennt, aus welcher die übrigen noch vorhandenen Handschriften abzuleiten sind, da sie nur als mehr oder minder verdorbene oder interpolirte Abschriften erscheinen, welchen in dem, was sie Abweichendes von von jener gemeinsamen Quelle bieten, kein eigener Werth beizulegen ist (vgl. pag. VIII). In dieser Hinsicht weicht der Herausgeber von Schweighäuser ab, der die andern Handschriften, wenn er sie auch in ihrem Werthe der Vaticaner Handschrift unterordnete, doch mit dieser auf eine Urquelle zurückführen wollte, welcher alle, also auch die Vaticaner Handschrift entstammen, dadurch aber denselben eine gewisse Beachtung oder Berechtigung zuerkannte, welche der Herausgeber nicht anzuerkennen vermag. Was derselbe zur Begründung dieser seiner Ansicht in der Vorrede angeführt hat, spricht allerdings für dieselbe, und die Anwendung, die er dann im Einzelnen gemacht, hat allerdings in Vielem dem Texte eine von dem Schweighäuser'schen Text abweichende Gestalt verliehen. Indessen ist der Herausgeber doch nicht geneigt, seine

Handschrift zu überschätzen, die, wie er vielmehr ausdrücklich bemerkt, und dann auch im Einzelnen zeigt, nicht frei von Fehlern ist, und im Verhältniss zu dem Autographum, wenn es uns noch zugänglich wäre, manche Entstellung nachweisen würde. Eine Reihe von solchen Stellen hat der Herausgeber in der Praefatio behandelt und bei dieser Veranlassung auch manche Eigenthümlichkeiten in der Sprache des Polybius erörtert, eben so wohl in Bezug auf einzelne Formen wie in Bezug auf einzelne Ausdrücke u. dgl. m. was wiederum zu manchen Verbesserungen des Textes Veranlassung gegeben hat. Auf die Präfatio folgt S. LIX: »De Vita Polybii, testimonia veterum et Polybii ipsius« entnommen aus Schweighäuser's Ausgabe; da nun seitdem das Leben und die Schicksale des Polybius Gegenstand mehrfacher Erörterung geworden ist in Verbindung mit weiteren Erörterungen über seine Behandlung der Geschichte, deren Charakter, wie über das Werk selbst, so bemerkt der Herausgeber blos: »De quibus alio mihi loco erit dicendum«; wir wünschen sehnlichst, dass diess bald geschehen möge, wiewohl wir immerhin der Ansicht sind, dass diess passender an dieser Stelle geschehen wäre, als »alio loco«, zumal da das, was hier aus Schweighäuser's Ausgabe wieder abgedruckt ist, jetzt nicht mehr genügen kann. Der Abdruck der fünf ersten Bücher nimmt den ersten Band und den zweiten bis S. 232 ein; es folgt dann noch das, was von Buch VI—IX incl. uns theils aus dem Vaticaner Palimpsest durch Angelo Mai, theils früher schon durch die in die grosse Sammlung des Constantinus Porphyrogennetus aufgenommene und dadurch erhaltene Stücke bekannt geworden ist. Auch hier hat sich der Herausgeber keineswegs mit einem blossen Wiederabdruck begnügt; da in neuester Zeit die Handschriften, aus welchen jene Bruchstücke an das Tageslicht gezogen waren, noch genauer untersucht und verglichen worden sind, so ist der Herausgeber, indem er davon Gebrauch machte, dadurch auch in den Stand gesetzt worden, in Vielem dem Text eine andere und bessere Gestalt zu geben. Auch darüber wird in der Vorrede des zweiten Bandes in eingehender Weise berichtet und damit gewissermassen ein Rechenschaftsbericht über das Ganze gegeben, indem weitergehende kritische oder exegetische Erörterungen durch den Plan und die nächste blos auf den Text und dessen Herstellung gerichtete Bestimmung dieser Ausgabe ausgeschlosseu sind. Mit Verlangen wird man jedenfalls der weiteren Fortsetzung des Ganzen entgegensehen, dem dann auch die nöthigen Indices beigefügt werden dürften.

Was den neuen Band Cicero's betrifft, so kann auf die frühere Anzeige (1864. pag. 290 ff.) der vorausgegangenen beiden Bände dieser neuen Auflage, die sich mit Recht als eine »emendatior« auf dem Titel ankündigt, verwiesen werden. Im vorliegenden Bande sind enthalten die Reden: pro M. Tullio (was davon noch vorhanden), pro Fontejo, pro A. Caecina, De imperio Cn. Pompeji, pro A. Cluentio Avito, De lege agraria tres, pro C. Rabirio

perduellionis reo, in L. Catilinam quatuor, pro L. Murena, pro L. Flacco, pro P. Sulla, pro Archia poeta, post reditum in senatu, post reditum ad Quirites, de domo sua, de Haruspicum responso, und ist das auf die Behandlung des Textes in einzelnen Stellen vielfach sich beziehende Vorwort der ersten Ausgabe auch in dieser zweiten wiederholt, was man eben so zweckmässig als selbst nothwendig finden wird. Es reiht sich daran aber p. XXVII—LXXXXII ein in demselben kleineren Druck gehaltenes Prooemium editionis secundae, in welchem der Herausgeber die einzelnen, in diesen Band aufgenommenen Reden durchgeht und die Veränderungen näher bespricht, welche in einzelnen Stellen bei diesem erneuerten Abdruck statt gefunden haben, zumal in Berücksichtigung dessen, was in einzelnen Schriften oder Ausgaben seit dem Erscheinen der ersten Ausgabe für die Kritik geleistet worden ist, und wird man sich bald bei der Durchsicht überzeugen, wie dem Herausgeber Nichts von einigem Belang entgangen ist, was für Ciceronische Texteskritik von Andern gethan worden ist, oder wo neue kritische Hülfsmittel zu Tage gefördert worden sind. So ist z. B. bei den Catilinarischen Reden besondere Rücksicht genommen auf Halm's fünfte (Berliner) Ausgabe dieser Rede vom Jahr 1863; bei den vier auf Cicero's Rückkehr aus dem Exil bezüglichen Reden insbesondere die Pariser Handschrift No. 7794 berücksichtigt, als diejenige Handschrift, welche hier entschieden den Vorzug vor den übrigen verdient, wiewohl der Herausgeber durch den Umfang dieses Proömiums sich genöthigt sah, die kritischen Bemerkungen zu der letzten Rede De haruspicum responso wie selbst zu der Rede De domo sua Etwas kürzer zu fassen; dass er sich in die Fragen über die Aechtheit dieser Reden wie anderer, die in diesem Bande sich finden und in neuer Zeit bestritten worden sind, nicht eingelassen, war zu erwarten, und mag in Anbetracht des Zweckes dieser Ausgabe, nur gebilligt werden: dass er der modernen Hyperkritik keine Zugeständnisse zu machen geneigt ist, geht aus seinen früheren Besprechungen dieses Gegenstandes hervor, zumal seine Ausführungen noch nicht widerlegt worden sind, auch nach unserer Ansicht, nicht wohl widerlegt werden können. Wir hoffen indess, dass es dem Herausgeber nicht an einer besonderen Gelegenheit fehlen werde, darüber im Ganzen und Einzelnen sich auszusprechen, wozu er ja selbst am Schlusse des Vorworts der ersten Ausgabe Aussicht eröffnet hat. Im Einzelnen in die Kritik des Textes einzugehen, kann dieses Ortes nicht sein: wir begnügen uns mit der Angabe, dass der Herausgeber den Standpunkt nicht verlassen, den er auch in der Behandlung des Textes der beiden vorausgegangenen Bände eingenommen, und den wir im Ganzen wohl als einen conservativen bezeichnen möchten, indem er nicht jeder irgend wie vorgeschlagenen Aenderung und Neuerung sich hingibt, sondern die handschriftliche Basis, welche die anerkannt ältesten und verlässigsten Handschriften geben, fest-

hält, ohne damit in verdorbenen und fehlerhaften Stellen sich der nothwendig gewordenen Abhülfe zu verschliessen, die dann wenigstens auf einer sichern Grundlage ruht.

Prolegomena critica ad P. Vergili Maronis Opera majora. Scripsit O. Ribbeck. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MDCCCLXVI. XXXII und 467 S. in gr. 8. Auch mit dem weiteren Titel: P. Vergili Maronis Opera. Recensuit Otto Ribbeck. Prolegomena critica.

Diese Prolegomena, die man auch mit dem Verf. Epilegomena nennen könnte, insofern sie erst nach Vollendung der grösseren vom Verf. besorgten Ausgabe des Virgilius erscheinen, von welcher früher bereits in diesen Blättern (Jahrgang 1860 p. 584. 1881 p. 708 ff. 1862 p. 448) Nachricht gegeben worden ist, sind, wie auch der Titel ausdrücklich besagt, kritischer Art, sie befassen sich nicht sowohl mit dem, was sonst im Prolegomenen der Art behandelt zu werden pflegt, mit Erörterungen über die Person des Autor's, seine Schriften u. dgl. m. sammt allen den dazu gehörigen literarhistorischen Notizen, sondern sie sollen gewissermassen eine Geschichte des Textes der Virgilischen Gedichte und der kritischen Behandlung derselben liefern; »Prolegomenis — so schreibt der Verfasser — comprehendere volui quidquid Vergilianis carminibus inde ab ipsius auctoris manu per decem amplius saecula accidisse novimus« und als Zweck dieser Darstellung wird hinzugefügt: »non ut ad hujus tantum poetae textum prudenter ac fortiter recensendum solidum strueretur fundamentum, sed ut luculento exemplo etiam imperitioribus appareret, quam dubia fide vel ferventissimis grammaticorum illustrissimorum studiis et magnificentissimo exemplarium venerandae vetustatis apparatu integritati scriptorum antiquorum servandae provisum sit.«

In dem Vorwort gibt der Verf. eine Reihe von Nachträgen aus zum Theil erst später bekannt gewordenen Quellen, so wie einzelne Berichtigungen und nahmhafte Nachträge zu den sogenannten testimoniis, d. h. zu den in seiner Ausgabe mit grosser Sorgfalt überall angeführten Citaten Virgilischer Verse und Worte bei späteren Schriftstellern, Grammatikern, Scholiasten u. s. w. Darauf folgt, oder vielmehr es beginnt die Schrift mit einer Erörterung über die Zeit der Abfassung und Bekanntmachung der einzelnen Dichtungen Virgils; zuerst kommen die Bucolica, deren Abfassung und Herausgabe innerhalb der Jahre 712 — 715 u. c. verlegt wird, hauptsächlich nach Asconius Pedianus, dem Probus, Servius u. A. hier folgen; insbesondere gilt diess von der zehnten Ekloge, die gewöhnlich in das Jahr 717 verlegt wird, nach Ribbeck (p. 10), aber nicht über 715 hinaus sich verlegen lässt. Was weiter die

Georgica betrifft, mit welchen der nächste Abschnitt sich beschäftigt, so führt der Verf. die Angabe von den sieben Jahren, innerhalb deren Vergilius mit der Abfassung und Vollendung dieses Gedichtes beschäftigt war, gleichfalls auf Asconius zurück, und zeigt dann weiter, wie die Georgica weder nach der Mitte des Jahres 717 u. c. noch vor dem Ende von 715 oder dem Anfang von 716 begonnen sein können, und auch in den Georgicis Nichts Sachliches vorkommt, was über das Jahr 725 hinausgeht: indessen, und diess ist im nächsten Abschnitt nachgewiesen, liegen doch Spuren vor, die uns zeigen, dass auch nach dieser Zeit der Dichter sein Werk nicht aus den Augen verloren, sondern Einzelnes geändert und nachgebessert; es knüpfen sich an diese Erörterung noch weitere Bemerkungen über einzelne Interpolationen, und über einzelne Verbesserungen in den beiden nächsten Abschnitten, zunächst mit Bezug auf Peerlkamp und dessen Kritik der Virgilischen Gedichte. Mit dem sechsten Abschnitt wendet sich der Verfasser der Aeneis zu, wobei er den Weg einschlägt, dass er aus einzelnen Versen und deren Beziehungen auf bestimmte Zeitereignisse die Zeit zu ermitteln sucht, in welcher der Dichter mit Abfassung der einzelnen Bücher beschäftigt war: denn vollendet ist das Ganze bekanntlich nicht worden, indem ein früher Tod den Dichter verhinderte, die letzte Hand an sein Werk zu legen. Aus dieser Untersuchung ergibt sich, dass das erste Buch nach 725 u. c. oder vor 727 geschrieben worden, nachher das achte, dritte, vierte, und etwas später wohl das zweite, dann das fünfte und neunte; auch das sechste muss um 731—732 geschrieben sein; im letzten Lebensjahre (734) war Virgil mit dem siebenten beschäftigt; über die drei letzten Bücher lässt sich nichts Näheres ermitteln, als dass sie überhaupt in die letzte Lebenszeit des Dichters fallen. Ueber Varius und Tucca, welchen Virgil nach dem Zeugniss des Donatus seine Gedichte sterbend hinterliess, und über ihr Verfahren verbreitet sich der siebente Abschnitt: der achte führt zu einer Besprechung über Virgils Gegner (Obtrectatores) und über die wider dieselbe zur Vertheidigung des Virgilius gerichtete Schrift des Asconius Pedianus, welcher, wie S. 89 gezeigt wird, darin die schriftlichen Notizen der nächsten Freunde des Virgils, namentlich des L. Varius benutzt hatte; der neunte (S. 114—199) bringt eine umfassende Untersuchung über die alten Erklärer Virgils, welche mit Q. Cäcilius Epirota, dem Freigelassenen des Atticus und dem Lehrer seiner Tochter beginnt, der nach dem Tode seines Freundes, des Dichters Cornelius Gallus eine Schule eröffnete, in der er zuerst die Lectüre und Erklärung der Gedichte Virgils einführte. Aber den Asinius Pollio, der in nächster Reihe unter den Auslegern Virgil's gewöhnlich genannt wird, glaubt der Verfasser nicht unter dieselbe bringen zu dürfen: er will bei den betreffenden Anführungen lieber an einen späteren Grammatiker Pollio aus Fronto's Zeit denken, was inzwischen noch nicht so aus-

gemacht zu sein scheint, zumal wenn man annimmt, dass Asinius Pollio nicht sowohl eigene Commentare zu Virgils Gedichten geschrieben, wohl aber in seinen kritischen oder grammatischen Schriften auf Virgil vielfach Rücksicht genommen, und in einzelne sprachliche oder sachliche Erörterungen sich eingelassen habe; auffallend beibt es immerhin, dass einem alten Verzeichniss der zu Corbey befindlichen Handschriften, welches A. Mai im Spicileg. Vatic. T. V. p. XIII. 212 hat abdrucken lassen, nach den Commentaren des Servius zu Virgil, noch aufgeführt wird: Pollion in Aeneidem; ob daraus ein Grund für oder gegen die Annahme des Verfassers genommen werden kann, wollen wir jetzt nicht entscheiden. Nun folgen in der Reihe der alten Erklärer Virgil's C. Julius Hyginus, Julius Modestus und L. Annäus Cornutus, über deren Betheiligung an der Erklärung des Dichters kein Zweifel obwalten kann, wenn auch gleich nur dürftige Nachrichten über ihre Leistungen vorliegen. Als der erste, der zu Virgils Gedichten einen »justus commentarius«, wie sich der Verf. ausdrückt, lieferte, wird Aemilius Asper, derselbe gelehrte Grammatiker, welcher den Terentius und Sallustius commentirte, betrachtet, und seine exegetischen wie kritischen Bemühungen, so weit wir sie noch kennen, werden im Einzelnen durchgangen und gewürdigt; auf ihn folgt M. Valerius Probus aus Beryt, »nobilissimus omnium quotquot Vergilii carminibus operam dederunt, grammaticorum« (wie es hier S. 136 heisst). Mit aller Sorgfalt werden alle die einzelnen Angaben und Notizen, welche bei Servius, Gellius u. A. sich finden, so weit sie auf die Texteskritik sich beziehen, zusammengestellt und besprochen, um so eine Vorstellung von der Behandlung des Textes der Virgilischen Gedichte durch diesen Grammatiker, welcher wenigstens bei dem ersten Buch der Georgica das von Virgils Hand selbst geschriebene Exemplar noch vor sich hatte, möglich zu machen: dann wendet sich der Verf. zu dem, was aus denselben Quellen noch über die sprachliche und sachliche Erklärung des Probus, namentlich auch in Bezug auf Grammatik zu ermitteln steht, und bespricht zuletzt die kritischen Noten (p. 150 ff.), welche Probus bei den von ihm kritisch behandelten Dichtern (Virgilius, Horatius, Lucretius) nach alten Zeugnissen in Anwendung gebracht hat. Wir können nicht in das Einzelne dieser Nachweise eingehen, wir beschränken uns, das Resultat anzugeben, welches der Verf. aus dieser ganzen in alle Einzelheiten eingehenden gründlichen Untersuchung gewinnt: dasselbe lautet nach S. 163 folgendermassen: »cognovimus igitur ex frustulis quae hinc illinc expiscati sumus, commentariorum et ex notarum elencho grammaticum talem, qui in emendandum et acerrime omnes in partes perscrutandum scriptoris textum intentus plana et facilia transierit, ambigua tamen vel obscura vel corrupta minime arido commentandi genere tractaverit, denique quibuscunque locis sive diligentissima sermonis observatione sive rerum ex philosophiae

arcanis aut historiarum thesauris repetendarum enarratione sive multiplici Graecorum Latinorumque scriptorum lectione sive ingenii acumine novae aliquid lucis adferri posse putabat, ne quaestionum quidem ambages et devia fugerit.« Wenn nun die unter dem Namen eines Probus auf uns gekommenen Scholien zu den Georgicis und Bucolicis diese Vorzüge nicht erkennen lassen, und deshalb dem Valerius Probus abgesprochen worden sind, so meint doch der Verfasser, dass in diesen allerdings verderbten und entstellten Erklärungen doch auch Manches Gute sich finde, das auf den Commentar des Probus zurückführe und diesem entnommen sei, und selbst dieses stelle nicht den reinen Commentar des Probus dar, sondern »lacinias quasdam excerptoris arbitrio hinc illinc desumptas« (S. 164). Es folgt nun Flavius Caper, der übrigens, wie auch unser Verf. mit Andern anerkennt, keinen eigentlichen Commentar zu Virgil's Gedichten geliefert hat, wohl aber in seinen grammatischen Schriften zahlreiche Stellen des Dichters behandelt haben mag: es lässt sich insofern die Frage aufwerfen, ob Derselbe überhaupt hier aufzuführen war, indem dasselbe fast bei allen gelehrten Grammatikern der nachaugusteischen Zeit der Fall war. Eher gehört hieher der demnächst §. 9 genannte Urbanus, welcher nach Cornutus und vor Velius Longus der Zeit nach zu setzen sein wird: den letzten hat der Verf. mit vollem Rechte nicht aufgegeben, nachdem man ihn unter den Erklärern Virgil's streichen wollte, im Widerspruch mit einer Reihe der bestimmtesten Zeugnisse, die hier angeführt und durchgangen werden. Eben so wird auch Terentius Scaurus nach den hier angeführten Stellen unter denen, die den Text und die Erklärung des Virgilius eigens behandelt haben, seine Stelle behalten müssen, so nahe es sonst auch läge, dasselbe anzunehmen, was von Flavius Caper gilt und auch wohl von den beiden hier weiter angereihten berühmten Grammatikern Caesellius Vindex und Helenius Acro anzunehmen sein wird. Auch bei dem, zunächst in den Veronenser Scholien genannten Haterianus wird es zweifelhaft bleiben, ob er eine eigene Erklärung des Virgil geschrieben, oder nicht vielmehr den beiden genannten in gleicher Weise beizuzählen ist. Anders verhält es sich mit dem von Servius so oft citirten Donatus, in welchem unser Verf. mit Recht den berühmten Grammatiker um die Mitte des vierten Jahrhunderts Aelius Donatus, den Erklärer des Terentius, den Lehrer des Hieronymus erkennt; über seine Leistungen ist der Verf. indess zu keinem besonders günstigen Urtheil gelangt; »functus est, so lesen wir S. 178, et emendando et distinguendo et explicando et quaestionibus solvendis omnibus fere interpretis officiis, tamen ut restent vituperatione multo saepius quam laude digna videantur. Nam antiqua, qualis Vergilii aetate floruerat, lingua et arte desuetus nec Probi optimorumque grammaticorum disciplina satis imbutus ubi ipse sapere ausus est, longius fere quaesita, saepe adeo absurda vel ne turpis

ignorantiae quidem crimine libera protulit« etc. Und dieses Urtheil sucht der Verfasser näher zu begründen, indem er die einzelnen Spuren der Kritik und Exegese dieses Donatus, so weit sie sich verfolgen lassen, näher durchgeht und bespricht. Völlig verschieden von diesem Donatus hält der Verf. (S. 185) den am Ende des vierten Jahrhunderts lebenden Tiberius Claudius Donatus, der nach der Aufschrift in späteren Lebensjahren »ad Tib. Claudium Maximum Donatianum filium suum« eine kurze Erklärung des Aeneis geschrieben hatte. Nachdem der Verfasser noch über den etwas zweifelhaften Carminius, über Rufus Festus Avienus, der Virgilische Mythen in Jamben gebracht haben soll, und über die Rhetoren, welche die Themata ihrer Declamationen aus Virgil entnahmen, Einiges bemerkt, wendet er sich zu den noch erhaltenen Quellen der Erklärung des Vergilius, aber mit folgenden Worten (§. 19. S. 189): »Jam eorum commentariorum, qui aetatem tulerunt, virtutes et vitia excutere nostrae operae non est, qui id maxime quaerimus, quid ad restituendum poetae textum auxilii ex antiquorum auctorum reliquiis redundet.« In dieser Beziehung wird nun zunächst Servius in Betracht gezogen und die bei ihm erwähnten Varianten, an welche Einiges Aehnliche aus den des Probus Namen tragenden Commentaren angereiht ist, so wie aus dem, was in den Commentaren des Junius Philargyrius, den der Verf. mit Recht für Eine Person mit dem in den Berner Scholien genannten Junilius Flagrius hält, derartiges zu den Georgicis und Bucolicis vorkommt; zuletzt kommen in ähnlicher Weise noch die Veronenser, von Mai edirten Scholien zur Besprechung. Den Beschluss dieser ganzen kritischen Erörterung macht Cap. X S. 200 ff.: »Veterum de carminibus Vergilianis praeter commentatores testium qualis fides sit quaeritur.« Da bekanntlich bei allen Schriftstellern der nachaugusteischen Zeit so viele Anführungen einzelner Worte und Verse des Virgilius vorkommen, so kommt allerdings dabei die Frage in Betracht, welcher Grad von Genauigkeit und Verlässigkeit diesen Anführungen beizulegen sei, in so fern sie als Zeugnisse für die wahre Beschaffenheit des Textes gelten sollen. Dass hier nun mit grosser Vorsicht zu verfahren ist, zeigen die im Einzelnen gegebenen Nachweisungen. Die ungemeine Verbreitung der Gedichte Virgils, insonderheit ihre Lectüre auf allen Schulen, war, wie der Verf. es ansieht (S. 203), sehr nachtheilig für die Erhaltung und Bewahrung des Textes in seiner ursprünglichen Beschaffenheit, führte Zusätze und selbst Aenderungen mannichfacher Art herbei: aber auf der andern Seite möchte doch auch zu erwägen sein, dass gerade desshalb die Sorge der Grammatiker und der Schulmänner um so mehr auf die Erhaltung des Textes gerichtet war, und fremdartige Einschiebsel in denselben, willkürliche Aenderungen um so weniger Platz finden konnten, als sie bald bemerkt und dann auch gerügt werden mussten.

Im eilften Kapitel (»Describuntur quos adhibui codices«) gibt der Verf. eine Beschreibung der für die Gestaltung des Virgilischen Textes wichtigsten Handschriften, und zwar zunächst der in Uncialen geschriebenen, unter welchen der bekannte Mediceus mit der Subscription des Apronianus (die hier auf einer S. 222 einnehmenden Tafel genau wiedergegeben ist) insbesondere besprochen wird. Auch unser Verf. setzt die Handschrift in das fünfte Jahrhundert, aber die Subscription sei im sechsten oder siebenten Jahrhundert aus dem Exemplar des Macarius, also erst später, in Folge der mit dieser Handschrift vorgenommenen Vergleichung, hinzugefügt worden. Ausserdem kommen in Betracht die Vaticaner (Nr. 3225) und St. Galler Reste, der Codex Palatinus 1631, der Vaticanus Nr. 3867, die Veronenser Palimpseste, aus welchen Mai die Scholien edirte, und die unlängst von Pertz hervorgezogenen Blätter; ihnen reihen sich an die Wolfenbüttler Handschrift des neunten Jahrhunderts Nr. 70, die Berner Nr. 172. 165. 184 des zehnten und neunten Jahrhunderts; zuletzt wird noch der Handschrift aus der Abtei Weissenau (jetzt zu Feldkirch) gedacht, die indess nach den darüber kund gewordenen Mittheilungen doch kaum mit den älteren, in Uncialen geschriebenen Handschriften in Vergleich kommen kann. Ueber diese letztern folgt nun eine eingehende Untersuchung im nächsten zwölften Capitel: »De scriptura codicum antiquissimorum«, und damit in Verbindung im dreizehnten Capitel: »Librorum manuscriptorum rationes explicantur«, wobei auch die übrigen, oben verzeichneten Handschriften in Betracht kommen. Der Raum erlaubt es nicht näher den Inhalt dieser Abschnitte zu durchgehen und alle die einzelnen Abweichungen und Veränderungen der einzelnen Buchstaben nach ihren Schriftzügen, so wie die daraus hervorgegangenen Verwechslungen anzuführen, wie diess auf das genaueste in diesen Abschnitten geschieht, um hernach das Alter der einzelnen Handschriften, namentlich jener sieben ältesten, ihr Verhältniss zu einander und ihren Werth und Bedeutung in Bezug auf die Herstellung des Textes, mit Sicherheit zu bestimmen. Durch die am Schlusse des Werkes beigefügten lithographirten Tafeln, welche die Schriftzüge der einzelnen Handschriften zur Anschauung und Vergleichung bringen, gewinnt die ganze Untersuchung eine wesentliche Unterstützung. Wir beschränken uns auf einige allgemeine Angaben, die als Resultate aus dieser überaus genauen Untersuchung sich herausstellen. Hiernach stehen sich die St. Galler Palimpsesten und die Pertz'schen Blätter ziemlich nahe und bilden gewissermassen eine erste Altersstufe, eben so auf der andern Seite des Palatinus und der Vaticanus Nr. 3867, diesen zunächst die Veronenser und Vaticaner (Nr. 3225) Reste; die letzte Stelle nimmt der Mediceus ein, dessen »species maxime exilis et rudis est« (S. 233). Wenn es nun auch schwer ist, näher und bestimmter das Alter dieser einzelnen Handschriften anzugeben, so meint doch der Verfasser — und man wird ihm darin wohl Recht zu geben

haben — dass dieselben sämmtlich eher den letztern Jahrhunderten des römischen Reichs, als der Periode des Augustus oder selbst des Hadrianus und der Antonine beizulegen sind (S. 233). Auch über die Wolfenbüttler Handschrift, die dem Codex Palatinus ganz nahe kommt und verwandten Ursprungs erscheint, verbreitet sich der Verf. des näheren S. 320 ff., eben so über die Berner Handschriften S. 329 ff. und ihren Werth, namentlich im Verhältniss zu den andern Handschriften, wenn die erste derselben (Nr. 172) im Ganzen weniger Werth besitzt, so wird den beiden andern, die einander ganz nahe stehen, mehr Werth beigelegt, wie das aus der Detailuntersuchung hervorgegangene Urtheil S. 346 ausspricht: »Sunt ergo Bernenses quoque codices b. c. vetustiorum ubi deficiunt vicarii non prorsus contemnendi, non tamen ut certi alicujus alteruter jacturam plane resarciat, sed ut archetypi potius indolem, qualem descripsimus, confirment.« In einer Schlussbetrachtung durchgeht der Verf. auch noch die übrigen bekannten Handschriften, die Wiener des zehnten und eilften Jahrhunderts, so wie eine Anzahl von andern meist neueren Handschriften, in so fern aus denselben Einiges, wenn auch im Ganzen Weniges, für die Kritik des Textes zu gewinnen steht. Eine Art von Corollarium bildet caput XIV »versus scholastici quidam« S. 369 ff., es enthält nämlich einen Abdruck der auf Virgil bezüglichen, den Inhalt (argumenta) der einzelnen Bücher gebenden Epigramme aus der Anthologia Latina, mit einigen guten Verbesserungen des Textes, worüber die unten beigefügte Adnotatio critica das Nähere besagt.

Genaue Register erhöhen die Brauchbarkeit des Werkes und erleichtern die Benützung auch für andere Zwecke als den hier zunächst vorliegenden einer möglichst genauen Untersuchung über die Schicksale des Textes der Gedichte Virgils im Laufe der Zeiten. In dem ersten Index grammaticus werden in alphabetischer Reihenfolge nach den einzelnen Buchstaben alle die einzelnen Abweichungen der Schreibweise oder der Sprachformen zusammengestellt (S. 389—454): eine Arbeit von riesenhaftem Fleiss bei gleicher Genauigkeit. Dann folgt eine Uebersicht der einzelnen Stellen, welche in den sieben oben bezeichneten Handschriften ersten Ranges stehen, dann ein Verzeichniss der Stellen, welche in den Prolegomenen überhaupt näher behandelt sind, und zuletzt ein Index nominum et rerum. Die äussere Ausstattung des Ganzen ist eine vorzügliche, völlig gleich den früher erschienenen Bänden.

Die Grafen von Freiburg i. Br. im Kampfe mit ihrer Stadt oder: Wie kam die Stadt Freiburg i. Br. an das Haus Oesterreich. Eine historische Abhandlung von Dr. Heinrich Hansjakob, geistl. Vorstand der höhern Bürgerschule in Waldshut. Zürich 1867. Verlag von Leo Wörl, Buch- und Kunsthandlung. VI und 112 S. in 8.

In dieser kleinen Schrift erhalten wir einen recht dankenswerthen Beitrag zur vaterländischen Geschichte. Der Gegenstand derselben, wie er auf dem Titel angegeben ist, war in Schreiber's Geschichte von Freiburg nur kurz berührt worden, bei der Wichtigkeit desselben war eine nähere Erörterung um so wünschenswerther, als inzwischen durch die von Dambacher veröffentlichten Urkunden zur Geschichte der Grafen von Freiburg ein neues bisher nicht benutztes Material geboten war, und der Verf. dieses durch die Benützung des Freiburger Stadtarchiv's und die daraus hervorgezogenen Urkunden zu vermehren wusste. Auf dem Grund dieser Urkunden ist die vorliegende Darstellung erwachsen, die uns die Streitigkeiten und Kämpfe der Grafen von Freiburg mit der Stadt vorführt, welche durch den Zähringischen Herzog Konrad um 1120 eine dem Stadtrecht von Kölln nachgebildete Verfassung erhalten hatte, unter welcher das städtische Gemeinwesen aufblühte und die Stadt selbst Ansehen und eine Macht gewann, die ihr das Uebergewicht über ihre Grafen verlieh. Die vielfachen Zwiste mit denselben, die blutigen, daraus hervorgegangenen Kämpfe, die mit Brand und Verwüstung, wie Raub verknüpft waren, dauerten fort bis zu dem Jahre 1386, in welchem endlich ein Vergleich zu Stande kam, und am 30. März eine Urkunde ausgefertigt ward, in welcher Graf Egon IV. für sich und seine Erben den Verzicht auf alle seine Rechte aussprach, und die Stadt dafür ihm die Burg- und Herrschaft Badenweiler abtrat. Bald darauf traten die Herzoge von Oesterreich in Unterhandlungen mit der Stadt; es erfolgte eine Vereinbarung zwischen beiden Theilen, und in Folge dessen der Uebergang der Stadt und Herrschaft an das Haus Oesterreich, unter dessen Herrschaft sie fast fünfhundert Jahre bis zu der Uebergabe an Baden geblüht hat. Damit schliesst die Schrift, der noch einige ungedruckte Urkunden von Belang beigefügt sind, welche den Werth der eben so gründlichen wie anziehenden Forschung erhöhen.

Nr. 16. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Fontes Rerum Austriacarum. Oesterreichische Geschichts-Quellen. Herausgegeben von der historischen Commission der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. Zweite Abtheilung. Diplomataria et Acta. XXV. Bd. Baumgartenberger Formelbuch. Wien. Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei. 1866.

Auch unter dem Titel:

Das Baumgartenberger Formelbuch. Eine Quelle der Geschichte des XIII. Jahrhunderts, vornehmlich der Zeiten Rudolfs von Habsburg. Zum ersten Male herausgegeben und erläutert von Hermann Baerwald. Wien 1866.

Die Formelbücher des Mittelalters sind als urkundliches Material seit alten Zeiten benutzt, aber erst seit kurzem hat man der Geschichte derselben, die Lehre des Briefstils, dem Verhältniss der Sammlungen zu einander eine grössere Aufmerksamkeit zugewandt; man hat namentlich erkannt, dass zur Prüfung einzelner Briefe oder Urkunden es oft unerlässlich sei, die ganze Sammlung zu untersuchen. Aber auch an sich bietet die Ausbildung und der Verfall dieser Kunst, welche im dreizehnten Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichte, ein nicht unbedeutendes Interesse; neben der einfachen Urkunde und dem Geschäftsbrief gehört in ihren Bereich ein grosser Theil der mittelalterlichen Publicistik, vorzüglich die merkwürdigen Manifeste, durch welche Kaiser und Päbste sich angesichts der gebildeten Welt jener Zeiten bekämpften. Deshalb hielt Dr. H. Baerwald es für wünschenswerth, als eines der vollständigsten, theoretisch und praktisch gleich reich ausgestatteten Handbücher dieser Kunst das schon seit früher Zeit bekannte und benutzte Baumgartenberger Formelbuch aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts, vollständig herauszugeben; schon 1858 gab er darüber eine vorläufige Nachricht. Bevor jedoch die Ausgabe fertig wurde, erschien in den Quellen zur bayerischen und deutschen Geschichte die grosse Sammlung der Formelbücher von Rockinger, welche nicht nur den theoretischen Theil der Baumgartenberger Sammlung enthält, sondern auch dessen Ableitung aus dem älteren Werke Ludolfs von Hildesheim nachweist. Diese Publication konnte von Baerwald leider nur nachträglich noch berücksichtigt werden; er gibt jedoch in der Vorrede darüber Auskunft, und eigenthümlich bleibt ihm die vollständige Briefsammlung. Diese Ausgabe ermöglicht zu haben, ist ein neues Verdienst der um die Pflege vaterländischer Geschichte so thätig bemühten Wiener Akademie der Wissenschaften.

Zu Grunde liegt der Ausgabe die Wiener Handschrift Phil. 61 von welcher Sickel Mon. Graph. IV, 14 eine Schriftprobe gibt, verglichen mit einer Zwettler Handschrift, aus welcher noch am Schluss Verbesserungen nachgetragen sind. Der Text ist im Ganzen correct genug, um die Vergleichung anderer unvollständiger Handschriften entbehrlich erscheinen zu lassen; doch ist für den theoretischen Theil Rockingers Ausgabe zu vergleichen, u. a. wegen der Zusätze der Aldersbacher Handschrift, über welche B. sich in der Vorrede wohl hätte äussern sollen. Auf p. 6 wird der vierte Absatz erst durch die Vergleichung mit Rock. p. 731 verständlich, das sed ist einfach zu streichen. Erwähnt hätte ferner noch werden sollen, dass die Proverbia iuris (p. XIII) bei Rockinger p. 835—837 gedruckt sind, der Ordo iudiciarius aber ib. p. 985—1026. Zu p. V hätten wir noch zu bemerken, dass die erste von Rockinger herausgegebene Anleitung, zu welcher sich hier ein Nachklang findet, sicher nicht von Albericus Casinensis ist, wie die auf Ober-Italien weisenden Beispiele deutlich zeigen. Ferner ist gewiss nicht anzunehmen (p. IX), dass die magnorum dictatorum formularii, aus denen der Verfasser seine Briefe geschöpft hat, in Klöstern entstanden sind, sondern sie stammten direct aus den Kanzleien der Päbste und Kaiser, wie das namentlich von der päbstlichen bekannt genug ist. Nur da fanden sich solche magni dictatores.

Das Hauptverdienst dieser Ausgabebesteht in der reichen Briefsammlung, die nicht wenig neues enthält, und in der auch die sonst bekannten, aber an verschiedenen Orten zerstreuten Schreiben willkommen sind, um so mehr da nicht nur das Register der Anfänge ein treffliches Hülfsmittel zur Orientirung darbietet, sondern auch alle Briefe mit grösster Sorgfalt in Hinsicht auf ihren Inhalt kritisch behandelt sind; bei einigen war es möglich, das Original mit der Formel zu vergleichen, und so das Verhältniss beider zu einander ganz klar darzulegen. Die mit grösstem Fleisse angestellten Untersuchungen werden gewiss in den meisten Fällen sich bewähren; ich bemerke nur zu p. 198, dass doch wohl nicht Nachkommen der Geistlichen gemeint sein können, welche ohnehin schon von kirchlichen Würden ausgeschlossen waren, sondern Seitenverwandte, unter welchen ja so häufig die Prälaturen gewissermassen forterbten. Ferner ist p. 440 Vatatzes verkannt, über den die von G. Wolf 1855 herausgegebenen 4 griechischen Briefe Friedrichs II. zu vergleichen sind. Endlich muss noch Ref. sich dagegen verfahren, dass (p. 466) in Rudolfinischen Urkunden nicht von einer imperialis aula die Rede sein könne, da Beispiele für diese Ausdrucksweise selbst in königlichen Urkunden gar nicht selten sind.

Uebrigens aber wollen wir dem Herausgeber für seine grosse jahrelange Bemühung unsere aufrichtige Dankbarkeit aussprechen, welche auch dadurch nicht gemindert wird, dass die 1848 vom Ref. genommenen Abschriften, welche seitdem in dem grossen

Monumentenschrank unbenutzt lagern, jetzt neben so vielen andern zu ziemlich werthloser Maculatur geworden sind. Im Gegentheil wünschen wir dieser, auf die Ergänzung des langsamen Fortschrittes der Monumenta gerichtete Thätigkeit vielfache Nachfolge und bestes Gedeihen. **W. Wattenbach.**

Apici Caeli De re coquinaria libri decem. Novem codicum ope adiutus auxit, restituit, emendavit et correxit, variarum lectionum parte potissima ornavit, strictim et interim explanavit Chr. Theophil. Schuch. Heidelbergae in libraria academica Caroli Winter. 1867. 202 S. in 8.

Der Herausgeber dieses Apicius ist bereits seit einer Reihe von Jahren aus dieser Welt geschieden: ein früher Tod raffte den strebsamen und rüstigen, unermüdet thätigen Mann hinweg, ehe er noch die Früchte seiner Bemühungen einerndten konnte. In den letzten Jahren seines Lebens war es besonders der dunkle und räthselhafte, dabei kaum lesbare und verständliche Apicius, der ihn, nach Text und Inhalt, beschäftigte; das im Jahre 1853 zu Donaueschingen, wo er an dem dortigen Gymnasium wirkte, erschienene, in Rastadt gedruckte Programm: »Gemüse und Salate der Alten in gesunden und kranken Tagen«, eine kleinere Schrift, aber von bleibendem Werth, konnte schon als Vorläufer einer künftigen Bearbeitung des Apicius gelten, von welcher noch in demselben Jahr eine Probe in den Jhrbb. d. Philolog. Suppl. Bd. XIX. S. 209 ff. erschien, mit Beigabe einer deutschen Uebersetzung der betreffenden Abschnitte. Und erwägt man, wie wenig die bisherigen Ausgaben dieses Autors befriedigen konnten — der Herausgeber hat es in seinem Vorwort näher nachgewiesen, — so musste das Bedürfniss eines neuen und lesbaren, auf handschriftlichem Grunde ruhenden Textes um so mehr hervortreten, als dann erst, wenn dieses befriedigt war, an eine Erklärung gedacht werden konnte. Dieser Gedanke war es auch, der den Herausgeber erfüllte, als er mit aller Kraft und Hingebung sich diesem Schriftsteller zuwendete: Nichts ward dann auch verabsäumt, was zu dem gewünschten Ziele führen konnte. Mit dem nun auch längst hingeschiedenen, trefflichen Wüstemann, der Gleiches früher beabsichtigt hatte, trat Schuch in nähere Verbindung: zugleich fand er aber an dem Orte seiner amtlichen Wirksamkeit einen hohen Gönner und Freund, der seine Bemühungen in jeder Weise zu fördern und zu unterstützen bedacht war. In dem Vorwort, welches an den Freiherrn von Pfaffenhofen gerichtet ist, hat der Herausgeber diesem Gönner und Freunde ein schönes und ehrendes Denkmal gesetzt, das zugleich als ein Zeugniss der Pietät gelten kann, mit welcher der Herausgeber erfüllt war. Wer den

Hingeschiedenen kannte, wird in diesem Vorwort den sprechendsten Ausdruck seiner ganzen Individualität finden, und selbst an mancher gesuchten, aber absichtlich gewählten Wendung des in seiner Art originellen Mannes keinen Anstoss nehmen: wir theilen, um eine Probe aus diesem Vorwort zu geben, die Stelle hier mit, in welcher der Herausgeber über die Veranlassung berichtet, die ihn zu Apicius und zu dem Gedanken einer Herausgabe desselben geführt; er schreibt S. 12 darüber folgendes:

»Creta notavi illum diem et unione signavi quo Te virum frugi cognovi et immensam erga studiosos quosque Tuam benignitatem quae eos permovet, fovet, tuetur perspectam habui. in noctibus atticis eruditorum virorum coenantium qui deipnosophistae audiunt mores secuti praeter seria iocos multas super diversissimis argumentis disputationes in iisque non paucas occasione capta a variis patinis subinde illatis habuimus, disseruimus tum de instrumentis coquinatoriis et escariis, tum de iuribus et impensis, tum de indice ciborum quoque ordine sint inlati quave ratione dulcibus cibis acres acutosque miscuerint ut obtusus illis et oblitus stomachus his excitaretur quotque instrumenta gulae vel ingenio cogitata sint vel studio confecta, omnino de hedypathia, gastrologia, gastronomia veterum. inter talia Tu ex me quaesisti quid ex Apicio eam in rem lucraremur sicque me medium tenuisti. rubore perfusus balbe pronuntiavi scripsisse eum de opsoniis et condimentis, sed adhuc ne unum quidem me exemplum vidisse atque illico pigneravi edulium syracusanum quod dudum illexerat oculos ad Apicium coemendum. omnium antiquariorum catalogis per plures menses perlustratis tandem sublatus manibus cepi editionem Listeri secundam quae prodiit Amstelodami 1709. in coelo fui, devoravi, somniavi coquum et culinam. at primis diebus vidi hic rarius conchas legendas et verum esse qui nucleo vesci velit ei frangendam nucem et solatus illo ardua esse quae egregia etiam vidi me non fore stultiorem quam Meletidem, si Apicio misere neglecto auxilio venirem post tot virorum remedia et tam diu oblivione sepultum resuscitarem.«

Da ihn die Ausgaben von Lister und (die neueste) von Bernhold unbefriedigt gelassen, sah er sich nach den ältesten Texten um: es gelang ihm, die Editio princeps, eine Venetianer, ohne Jahreszahl, (per Bernardinum Venetum), aus welcher die Mailänder, die gewöhnlich für die Ed. princeps genommen wird, vom Jahr 1488, die Venetianer von 1503 und die Antwerpner von 1520 als fehlervolle Abdrücke geflossen sind, sich zu verschaffen, und eben so auch die Humelbergische, die ihn freilich eben so wenig befriedigte, ja in seinen Erwartungen täuschte. So kam er bald zu der Ueberzeugung, dass ohne neue handschriftliche Hülfsmittel nicht viel zu machen und jede Bemühung vergeblich sei. Da half die freundliche Unterstützung Wüstemann's, welcher die in seinen Händen befindlichen Collationen der ältesten Vatikaner Handschrift des

zehnten Jahrhunderts, wovon schon früher Einiges bekannt geworden war, dann einer jüngeren minder wichtigen Vatikaner des vierzehnten Jahrhunderts, und einer Pariser Handschrift, welche, in Vielem abweichend von den beiden andern, einer andern Familie anzugehören scheint, mittheilte: die Collationen der beiden ersten hatte E. Braun, die der letzten Dübner zu Paris gemacht, so dass also an der Genauigkeit derselben nicht zu zweifeln ist. Damit begnügte sich jedoch der Herausgeber nicht. Durch die Verwendung des Herrn von Pfaffenhofen erhielt er eine Abschrift der in einer Pariser Handschrift des siebenten Jahrhunderts befindlichen, schon von Salmasius in seinen Exercitatt. Pliniann. mehrfach angeführten und benutzten Excerpta Apicii (Codex Salmasianus, zu Paris Suppl. Lat. 685), welche den bisherigen Text durch mehrere, bisher nicht bekannte Recepte vervollständigen, wie diess z. B. im vierten Buch der Fall ist, wo zwischen cap. I und II der frühern Ausgabe zwei grössere Recepte, hier §. 119 und 120 eingeschaltet werden, oder die Recepte §. 253—257 am Schluss des sechsten Buches. Weiter kam ihm zu die Collation einer Florentiner Handschrift (cod. 20. plut. 73), von der Hand Peter's de Furia gemacht, in Verbindung mit der Collation von drei andern, minder wichtigen Florentiner Handschriften. Aus diesem handschriftlichen Apparat, unter genauer Vergleichung der Editio princeps, der Humelberg'schen und der des Torinus ist der Text der gegenwärtigen Ausgabe hervorgegangen. Seit den Iden des December des Jahres 1856, welches Datum das Vorwort des Herausgebers trägt, ist unseres Wissens Nichts Neues für Apicius zu Tage gefördert, auch keine neue Handschrift bekannt geworden: wir erinnern uns nur einer einzigen Handschrift zu Paris (Nr. 8209), welche in der Revue de philolog. I. p. 17 erwähnt wird, und zwar als eine jüngere, aber aus einer guten alten copirte, es ist mithin durch das nun zehn Jahre spätere Erscheinen kein Nachtheil der Arbeit erwachsen, die von dem Herausgeber ziemlich fertig und abgeschlossen zurückgelassen worden ist, als ihn am 25. März des folgenden Jahres 1857 der Tod ereilte. So blieb sein zum Druck vollendetes Werk der treuen Fürsorge der Angehörigen und Freunde überlassen: bis die rühmlichst bekannte Verlagshandlung, von Interesse für die Wissenschaft bestimmt, sich entschloss, das Ganze in einer seiner würdigen Gestalt zu veröffentlichen. Und darum dürfen wir dasselbe wohl der Theilnahme und Aufmerksamkeit aller Freunde der alten Literatur empfehlen, welche dieses merkwürdige Produkt einer schon späteren römischen Zeit, das aber nicht blos in culinarischer, sondern eben so sehr in medicinischer, wie auch in sprachlicher Hinsicht unser Interesse anspricht, näher kennen lernen wollen; denn sie finden darin einen der handschriftlichen Ueberlieferung entsprechenden, lesbaren Text, dessen richtiges Verständniss durch den beigefügten sprachlich-grammatischen wie sachlichen Commentar des Herausgebers wesentlich unterstützt wird. Der Text, um diess gleich zu

bemerken, hat, wenn man die frühern Ausgaben, die ältesten, wie die jüngste von Bernhold vergleicht, eine davon wesentlich verschiedene Gestalt erhalten, die uns dieses Kochbuch in einer Form liefert, die der ursprünglichen wohl ziemlich nahe kommt, abgesehen natürlich von einzelnen Verderbnissen, von welchen die handschriftliche Ueberlieferung nicht frei ist, wo die Conjecturalkritik, wie sie auch von dem Herausgeber geübt worden ist, das herauszufinden bedacht sein muss, was dem Inhalt der Stelle entspricht und der ganzen Fassung am nächsten kommt. Dadurch ist es aber auch jetzt möglich geworden, zu einem sicheren Urtheil über die Schrift selbst, ihren Charakter und ihre Beschaffenheit zu gelangen, und wird dann auch jeder Verdacht über dieselben schwinden müssen, wie er noch unlängst von einem französischen Gelehrten ausgesprochen worden ist, welcher sich so weit verstieg zu behaupten: »tout porte à croire, que le traité en question est un ouvrage supposé.« (Douet-d'Arcq in der Biblioth. de l'ecol. des chart. V Ser. [1860] T. I. p. 209 f.). Und wenn derselbe Gelehrte dann, natürlich ohne Schuchs Bemühungen zu kennen, ebenfalls auf dieselbe Venetianer Ausgabe, in der Schuch die wahre Editio princeps erkannt hatte, zu reden kommt und über diese seltene, ihm vorliegende Ausgabe, so wie auch über die folgenden Ausgaben von Torinus und Humelberg, in ähnlicher Weise wie Schuch urtheilt, so gelangt er darauf zu einem Schluss, der uns Nichts weniger als begründet erscheint. Weil nemlich die zehn einzelnen Hauptabschnitte oder Bücher, in welche das Ganze zerfällt, mit griechischen Aufschriften versehen sind, die aber (in den Handschriften) mit lateinischen Buchstaben geschrieben sind, so wird daraus der Schluss gezogen, dass entweder das Werk zuerst griechisch geschrieben worden, oder dass es durch einen der byzantinischen Griechen, die sich bei dem Fall des orientalischen Reiches nach Italien geflüchtet, abgefasst worden und habe Derselbe mit diesen griechischen Aufschriften wenigstens eine Spur seines Vaterlandes zurücklassen wollen. Indessen bemerkt doch derselbe Gelehrte, dass, sogern er dieser Annahme sich anschliessen würde, doch die Vaticanische Handschrift im Weg stehe, deren Varianten in der Amsterdamer Ausgabe von 1709 mitgetheilt sind, und welche der berühmten Pandekten-Handschrift zu Florenz an Alter gleich komme, also bis in das siebente Jahrhundert zurückgehe. Es gehört aber, wie schon oben bemerkt worden, diese Vaticanische Handschrift in das zehnte Jahrhundert, und erscheint dieselbe allerdings wohl als die älteste Quelle der handschriftlichen Ueberlieferung eines Textes, dessen Verfasser oder Ordner aber jedenfalls einer weit früheren Zeit angehört, die sich nur in so weit wird näher bestimmen lassen, als man über das zweite oder dritte Jahrhundert christlicher Zeitrechnung nicht wird hinausgehen können, aber auch keinen Grund hat, die Abfassung in eine spätere Zeit zu verlegen. Denn wir haben in diesem Buche eine nach Materien

zusammengestellte Sammlung von Kochrecepten, die nicht einmal gleichzeitig entstanden und angelegt zu sein scheint, sondern nach und nach zu dem dermaligen Bestand erwachsen, und so auf die nachfolgenden Zeiten gekommen ist, aber, nicht einmal in der ursprünglichen, vollständigen Fassung, sondern daraus excerpirt*), bezeichnet mit dem Namen des Mannes, der in der römischen Gourmanderie eine so hervorragende Stellung früher eingenommen hatte, so gut wie man in späterer Zeit grammatische Bücher mit dem Namen des Donatus und paränetische Schriften mit dem Namen des Cato bezeichnete. Keinen andern Sinn scheint die Bezeichnung Apicius zu haben, so wenig auch an der Persönlichkeit des von Tacitus genannten Apicius sonst zu zweifeln ist. Uebrigens finden sich unter den so zusammengetragenen und geordneten Küchenrecepten auch manche medicinische, in so fern die in dem Recept angegebene Bereitung ein Produkt liefert, das selbst als Mittel, körperliche Beschwerden zu lindern oder zu heben, erscheint — wir erinnern an IX §. 443 »hoc aegrum stomachum valde reficit et digestionem facit« oder an III, 104 der Zusatz: ad digestionem et inflationem« und kurz zuvor §. 102 »adversus aegritudinem sumes si voles« oder an den öfters vorkommenden Zusatz III, §. 62, 63 ad ventrem, oder I, §. 29: »Sales conditi ad digestionem, ad ventrem movendum et omnes morbos et pestilentiam et omnia frigora probibent generari, sunt autem et suavissimi ultra quam speres.« Es mag daher das Ganze zugleich wie eine Art von Hausbuch zu betrachten sein, zum Gebrauch der auf dem Land lebenden Römer eingerichtet, denen ein Arzt und eine Apotheke minder zugänglich war. Die Mehrzahl der hier gegebenen Kochrecepte scheint freilich mehr für den Luxus der römischen Tafeln berechnet**), und wenn in diesem Kochbuch die Ueberschriften, welche die einzelnen zehn Abschnitte bekommen haben, griechisch sind, so wird man daran schon aus dem Grunde keinen Anstand nehmen, wenn man bedenkt, dass die römisch-italische Kost, die sogenannte Hausmannskost, ursprünglich sehr einfach war, und erst mit dem aus Griechenland und Asien nach der Zeit der punischen Kriege einströmenden Luxus, auch der Luxus der Tafel, die Schwelgerei und Ueppigkeit der Tafelfreuden in Aufnahme kam, daher auch griechische, technische Bezeichnungen hier eben so wenig befremden können, als heutigen Tags die französischen, wie sie ja bei allen

---

*) Diese Ansicht hat der Herausgeber in einer Note zum Eingang des zehnten Buches (zu §. 445. S. 196) ausgesprochen, und das in den Schlussworten des Ganzen („Explicit Apici alieus libatus liber decimus et ultimus") vorkommende libatus nimmt er in dem Sinn von excerptus. Vgl. auch die Note zu §. 311. p. 153.

**) Daher auch Alles aufgeboten wird, durch die Kunst der Zubereitung eine Speise zu schaffen, welche den ursprünglichen Stoff nicht erkennen lässt, „ad mensam nemo agnoscet, quid manducet" heisst es daher am Schluss eines Recepts §. 132.

feierlichen Gelegenheiten eingeführt auf den Speisezetteln erscheinen. Diese griechischen Aufschriften sind auch in vorliegender Ausgabe mit lateinischen Buchstaben gegeben, was der handschriftlichen Ueberlieferung entspricht und wohl auch ursprünglich der Fall war, da der Koch schwerlich in allen Fällen Griechisch lesen und verstehen konnte. Wenn daher das erste Buch die Aufschrift führt Epimeles (ἐπιμελής), so bemerkt unser Herausgeber ganz richtig, dass hier nicht an eine Ergänzung etwa von βίβλος zu denken sei, sondern vielmehr an ὀψοποιός, also der sorgsame und fleissige Koch gemeint ist, und darauf weisen auch alle die in diesem Buche enthaltenen Recepte, die auf die Bereitung und Aufbewahrung von Speisen sich beziehen. Man wird demnach in der griechischen Aufschrift Nichts Befremdliches finden, und nicht einmal nöthig haben, die in der lateinischen Poesie vielfach üblichen, griechischen Titel hierher zu ziehen, von welchen die Heduphagetica des Ennius am ersten hier zu nennen sind, weil sie die erste Erscheinung der Art sind und uns zeigen können, wie schon im sechsten Jahrhundert der Stadt Rom die Freuden griechischer Tafelgenüsse in Rom Eingang und Verbreitung fanden (s. Meine Gesch. d. röm. Liter. §. 87 not. 35 der vierten Ausg.). Das zweite Buch des Apicius trägt die Aufschrift Sarcoptes (σαρκόπτης, der das Fleisch verhackt = Wurstler) und kommen in diesem Buche lauter Küchenrecepte vor, welche auf die Bereitung von gehaktem Fleisch, Füllsel, Würste u. dgl. sich beziehen. Das dritte Buch heisst cepuros κεπουρός, weil in ihm Vorschriften enthalten sind, die auf die Küchenkräuter u. dgl., deren Anwendung zu Speisen, Bereitung und Aufbewahrung sich beziehen, und wird diese Bezeichnung um so weniger auffallen, als ja auch von Sabinus Tiro eine Schrift über die Gartengewächse unter diesem Titel (cepuricon sc. liber) angeführt wird. In der Aufschrift des vierten Buches haben alle Codd. und auch alle Edd. pandecter, was der Herausgeber gewiss mit vollem Recht in pandectes verwandelt hat, wobei er an ähnliche Titel, die in der römischen Literatur vorkommen, wie Tiro's Pandectes erinnert; eben so hat er auch den Titel des fünften Buches, den fünf Handschriften ostreo, die Ed. princ. ostreon, Humelberg und die folgenden Ausg. osprios geben, in ospreos verwandelt, insofern ὄσπρεος so viel sein soll als ὀσπρεοδέκτης oder ὀσπρεοδόχος, leguminarius, weil die Bereitung und das Einmachen der Speisen aus Hülsenfrüchten, Bohnen u. dgl. darin gelehrt wird; wobei nur zu bemerken ist, dass die Form ὄσπρεον von den griechischen Grammatikern, welche ὄσπριον vorziehen, verworfen wird. Bei dem sechsten Buch ist die Aufschrift tropetes (τροπέτης i. q. ἐρέτης) aus der Mailänder Ausgabe und den Handschriften zurückgeführt, die Edit. princ. hat trophetes, woraus Humelberg, dem die Andern folgten, aeropetes (ἀεροπέτης) machte, weil er die Bedeutung von τροπέτης als eines mit dem Räderwerk der Flügel sich bewegenden, fliegen-

den, also eines Vogels, nicht erkannte: denn es ist hier allerdings von der Bereitung der Speisen aus verschiedenen Vögeln und deren Theilen die Rede. Die Aufschrift des siebenten Buches lautet in allen Codd. und Edd. gleich: Politeles (πολυτελὴς = der viel Kosten aufwendende), »ab impensarum et opsoniorum, quae in eo (libro) traduntur, copia et multitudine exposita, suillo potissimum e pecore ut quo ganeae nullum plus praebuerit materiae et cujus condiendae studiosa semper fuerit gula«, wie der Herausgeber erklärt. Auch die Aufschrift des achten Buches unterliegt keinem Zweifel tetrapus (τετράπους), weil Recepte zu Speisen aus dem Fleische der vierfüssigen Thiere, wie Eber, Hirsch, Ziegen u. dgl. hier gegeben werden; dasselbe ist der Fall mit der Aufschrift des neunten Buches talassa (θάλασσα), weil hier lauter Recepte über die Bereitung von Seefischen u. dgl. gegeben werden, und des zehnten alieus (ἁλιεύς), weil hier die Recepte über die Bereitung von verschiedenen Fischen, namentlich solchen, die in Flüssen vom Fischer gefangen werden, enthalten sind.

Nach diesen Aufschriften der einzelnen Abschnitten dürfte man wohl auch nach der Aufschrift des ganzen Werkes fragen. Wie sich die vom Herausgeber benutzten Handschriften dazu verhalten, finden wir nicht angegeben: der von ihm genommene Titel Apici Caeli de re coquinaria libri decem ist der in der Editio princeps enthaltene, während wir bei Torinus De re culinaria, bei Humelberg, dem die späteren folgen, einen erweiterten Titel: Caelii Apicii de opsoniis et condimentis sive arte coquinaria libri X finden; aus welchem aber die Worte De opsoniis et condimentis, nach unserer Ansicht wegzufallen haben, und eben so auch das von ihm zugesetzte sive: sonach halten wir den vom Herausgeber gelieferten Titel für jedenfalls richtiger, zumal da in der Ed. princeps, wie wir aus dem oben erwähnten Artikel eines französischen Gelehrten ersehen, auf dem ersten Blatt der Inhalt der Schrift weiter in folgender Weise angegeben ist: »Coquinaria capita Graeca ab Apicio posita haec sunt: Epimeles etc.« Uebrigens wissen wir nicht, welche Handschrift dieser Ed. princ. zu Grunde liegt, unser Herausgeber, der die seltene Ausgabe sich verschafft hatte, sagt blos von ihr: »est enim vicaria codicis nescio cujus quamquam non admodum boni.« Sollte übrigens in den Handschriften sich keine weitere Aufschrift des Ganzen finden, so würden wir uns mit dem einfachen Titel Apicius oder Caelius Apicius begnügen können. Auf einen bestimmten Verfasser würde I, 2 führen: »sed suaserim nonnihil vini melizomo mittas« wenn suaserim in der ersten Person wirklich Lesart der Handschriften wäre, die sämmtlich suaserit haben, wozu allerdings das Subject fehlt, das durch Barth's Verbesserung suasum erit vermieden würde, wiewohl wir diese Verbesserung nicht für nöthig halten, da suaserit wohl eben so gut zu erklären sein wird, wie das bekannte inquit, ait scl. ali-

quis; suaserim ist Verbesserung des Torinus und des Conrad Gesner, die der Herausgeber aufgenommen hat, die indess durch keine ähnliche Stelle des Büchleins bestätigt wird, da in allen Vorschriften der Art die zweite Person, oder der Imperativ angewendet wird, und der Charakter dieser Recepte stets ganz allgemein und ohne alle persönliche Beziehungen gehalten ist; die dritte Person (suaserit) aber in der bemerkten Weise aufgefasst, zu keiner Aenderung drängt. Wenn wir also hier auch anderer Ansicht sind, so können wir doch nicht verschweigen, wie es allerdings dem Herausgeber gelungen ist, zahlreiche Verderbnisse des Textes zu beseitigen und denselben lesbar gemacht zu haben; selbst da, wo keine völlige Sicherheit über die aufgenommene oder vorgeschlagene Verbesserung zu gewinnen steht, wird dieselbe doch dem Sinne angemessen erscheinen und überhaupt in die Stelle einen annehmbaren Sinn bringen. Wer versteht z. B. I, 12 das Recept, das nach der gewöhnlichen Lesart also lautet: »Ostrea (unser Herausgeber schreibt Hostrea, eben so Holus, Jocur für Jecur, Fex statt Faex u. dgl. m.) ut diu durent: vas ab aceto aut ex aceto vasculum picatum (And. picitum) lava et ostrea compone«? Der Herausgeber hat durch folgende Aenderung einen Sinn in das Recept gebracht: vasa bacato, ante ex aceto obbas, callo pisito lava, und er gibt dazu auch die nöthige Erklärung, indem bacare so viel ist als vesca bacalia consternere, obbare aber obba seu vase capaciore humectare et imbuere; callum sc. salis marini ist so viel als sal densatum und pisitum so viel wie contusum, tritum. An den hier gebildeten Verbis bacare und obbare wird man um so weniger Anstoss zu nehmen haben, als in diesen Recepten überhaupt gar manche Wörter und Ausdrücke vorkommen, welche in der uns bekannten, gebildeten Schriftsprache sich nicht finden, die, zum Theil wenigstens, der uns so wenig näher bekannten lingua rustica angehören, für welche überhaupt dieses Koch- und Hausbuch Manches bietet, was in den diesem dunkeln Gegenstand gewidmeten Untersuchungen der neuesten Zeit noch nicht gehörig benutzt und verwerthet worden ist. Dahin gehört, um von vielen nur Ein Beispiel anzuführen, auch das §. 148 vorkommende und gut erklärte battuere, das französische battre. Dasselbe gilt auch von so manchen hier vorkommenden Formen, welche in der Schriftsprache sich nicht finden; so haben z. B. sechs Codices I, 18 »ipsam aquam pro idromelli aegrui dabis«, eine Pariser aegro, Humelberg gab aegris; unser Herausgeber schreibt, der Mehrzahl der Handschriften folgend, aegri (als Dativ), indem er ein Adjectiv zweier Endungen wie celebris, salubris u. dgl. annimmt. Wie in ähnlicher Weise das Genus der Substantive wechselt, wird in der Note zu I, 27 nachgewiesen, oder wie manche Verba der zweiten Conjugation nach der dritten flectirt werden (z. B. miscis u. dgl. m.) zu I, 51. Ein anderer Fall I, 25: »tubera quae aqua non vexaverint, componis« etc. So schreibt

unser Herausg. statt der Vulgata vexaverit, indem vexaverint, analog einer Stelle bei Pelagonius, so viel ist als vexata fuerint, und führt noch einige Fälle aus Apicius an. Soll in diesem Sinne auch das oben erwähnte suaserit passivisch genommen werden, es mag gerathen sein? — §. 197 und 201 ist in dem Lemma: »Pisam vitellinam sive fabam« vom Herausgeber gesetzt worden vitellianam, eben so wie §. 377 porcellum vitellianum, weil diese Benennung nicht »a vitellis ovorum« herzuleiten, sondern auf den üppigen und luxuriösen Kaiser Vitellius zurückzuführen ist, von Vitellius aber wohl Vitellianus abzuleiten ist, so gut wie von Fronto, Frontonianus u. dgl. m., daher auch §. 378 und 380 Porcellum Frontonianum, §. 230 pullum Frontonianum, und als analoge Fälle §. 145 patina Lucretiana, §. 134 und 117 patina Apiciana und sala cottabia Apiciana. Wir werden an diesen Bezeichnungen um so weniger Anstoss nehmen, als ja auch heutigen Tags Derartiges vorkommt, wie z. B. die Cotelettes à la Soubise oder die abricots à la Condé, an welche der oben genannte französische Gelehrte erinnert. Eine andere Stelle, in der uns Bedenken über die vorgenommene Aenderung aufgekommen sind, ist §. 215 (im sechsten Buch cap. II), wo die gewöhnliche Lesart lautet: »gruem dum coquis, caput eius aquam non contingat, sed sit foris ab aqua; quum cocta fuerit, de savano valido involves gruem etc. Hier schreibt der Herausgeber: caput ejus aqua quam non tingat, sed sit foris. ad aequam cum cocta fuerit« etc. quam haben allerdings sechs Handschriften, und der Herausgeber, welcher es aufgenommen, erklärt es quantum fieri potest, quam minime und führt dann eine Reihe von Stellen aus Cicero an, in welchen quam diese Bedeutung haben soll. Wir haben diese Stellen nachgesehen, aber gefunden, dass in allen diesen quam seine relativische Bedeutung als Partikel (wie sehr) mit folgendem Verbum finitum im Conjunctiv beibehalten hat, diese Stellen mithin gar nicht in Betracht kommen können für den Gebrauch von quam in der bemerkten Bedeutung in dieser Stelle, in der wir es wirklich nicht zu erklären wissen, sondern für ein Verderbniss aus aquam halten, was wir daher lieber beibehalten würden. Auch selbst bei ad aequam haben wir Bedenken, nicht so wohl an der Redensart selbst, die, wie in aequam sc. rationem oder ex aequa an andern Stellen (s. die Note zu §. 54) zu fassen ist, als an deren Anwendung in vorliegender Stelle, wo erst das Kochen beginnt, und ad aequam doch auf ein vorhergegangenes Kochen, dem dieses Kochen gleich sein soll, verweist. Der Herausgeber war zu der Aenderung veranlasst durch die Vatikaner Handschrift, welche für ab aqua bietet ab aquam, ein Fehler, wie deren ähnliche in nicht geringer Zahl auch in dieser, wenn gleich ältesten Handschrift vorkommen. Derselben Handschrift schloss sich der Herausgeber mehr an in der offenbar verdorbenen Stelle zu Anfang von §. 252, welche jetzt lautet: »pullum sicut

alicam coque. caminatum a cervice expedies«, wobei eine wesentliche Schwierigkeit in der Erklärung von caminatum liegt, welches der Verfasser lieber fassen will carinatam, d. i. carinam, alveum. Auch die Dulcia domestica in dem Lemma §. 300 boten der Erklärung Schwierigkeiten, die selbst anfangs zu Aenderungen reizten, was jedoch bei dem Widerspruch der Handschriften wieder aufgegeben wurde. Und wir glauben, dass die nun versuchte Erklärung befriedigen wird, nach welcher Dulcia im Sinne der Griechischen μελίπηκτα genommen und domestica erklärt wird »per coquos domesticos, domesticatim apparata, domestice confecta, privata, vernacula, hausgebackenes«; dieser Erklärung glauben wir den Vorzug geben zu müssen vor der andern, auf die der Verf. später verfiel: hiernach sollen die domestica hier so viel sein als »οἰκητήρια, οἰκοδιαιτητικά, quibus medico non advocato domi, pro medicamento usui domestico destinato uterentur, also Hausmittel.« So wenig, wie oben bemerkt, medicinische Recepte von dieser Zusammenstellung ausgeschlossen sind, so würde doch dieses Hausmittel hier gar nicht an seinem Platze sein mitten unter den andern kostspieligeren Deserts und Speisen des siebenten Buches, des Politeles. — Als eine glückliche Verbesserung wird in dem Lemma §. 309 Tripatinam (sc. placentam) d. i. ein aus drei Dingen (Milch, Eier, Honig) bereitetes Gericht oder Kuchen zu betrachten sein, statt des früheren, in dieser Beziehung sinnlosen Tiropatinam oder gar Tyropatina, wie bei Bernhold steht. Wir wollen die schwierige Stelle §. 359 (wo es im Text cum faseolis faratariis heissen muss statt sum f. f.) nicht weiter betrachten, da wir das nach der Pariser Handschrift aufgenommene faratariis eben so wenig befriedigend zu erklären wissen als das von Humelberg gesetzte paratariis, und nur noch an das Lemma von §. 386 erinnern, in welchem statt der Vulgata: Porcellum traganum, was keine Erklärung zulässt, vom Herausgeber unter verschiedenen Aenderungen, die ihm in den Sinn kamen, zuletzt P. taricanum gesetzt ward, »seu taricarum i. e. ταριχηρόν«, von dem §. 440 ein Substantiv taricus vorkommt.

Wir wollen diese Nachlese nicht weiter fortsetzen, in der wir nur Einzelnes von den vielen Veränderungen berührt haben, durch welche der Text eine ganz andere Gestalt erhalten und vielfach erst lesbar geworden ist: wir haben nur noch mit Einem Worte auch der gelehrten Erklärung zu gedenken, mit welcher diese Ausgabe bedacht ist. Der Herausgeber zeigt eine reiche Belesenheit auf einem sonst wenig bekannten, für die Erklärung und das Verständniss dieser Schrift aber wichtigen Gebiete, wir meinen die verschiedenen griechischen und römischen Schriftsteller, zumal der späteren Zeit, über Botanik, Landbau, Medicin, Hippiatrik u. dgl., dadurch ist er in den Stand gesetzt worden, nicht Weniges aufzuklären über die verschiedenen Gegenstände der Pflanzen- und Thierwelt, welche hier zu Bereitung einzelner Speisen und Gerichte

angewendet werden, und damit auch das ganze Recept verständlich zu machen.

Die äussere Ausstattung, die dem Büchlein zu Theil geworden, ist eine sehr nette und ansprechende; durch die fortlaufenden Paragraphen wird der Gebrauch und die Benützung erleichtert, die wir Jedem empfehlen, der zu irgend einem Zwecke dieser zur Kenntniss des alten römischen Privatlebens so wichtigen Schrift sich zuwendet; und vielleicht gelingt es jetzt besser als früher, nach den hier gegebenen Recepten, Gerichte zu fertigen und Diner's zu veranstalten, die vielleicht dann eher, als die früher angestellten Versuche der Art, dem Gaumen der modernen Welt zusagen.

Chr. Bähr.

Kritische Nachträge zur Lateinischen Formenlehre von W. Corssen. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1866. 314 S. in gr. 8.

Wir haben in diesen Jahrbüchern (Jhrgg. 1865. Nr. 5 S. 65 ff.) der »Kritischen Beiträge zur lateinischen Formenlehre« gedacht und werden daher auch der jetzt erschienenen Nachträge dazu um so mehr zu gedenken haben, als sie zur Vervollständigung der in jener Schrift vorgetragenen Lehre nicht Weniges beitragen und die Grundanschauung des Verfassers noch mehr in Licht setzen, insbesondere auch durch das Vorwort, das zugleich die Aufschrift führt: Abwehr, in so fern dasselbe gewissermassen eine Vertheidigung oder Rechtfertigung der in jenem früheren Werke ausgesprochenen, und nach unserer Ueberzeugung auch wohl begründeten Lehre wider die dagegen erhobenen Angriffe enthält. Wir haben die Tendenz dieses Werkes, so wie den Zweck, den der Verf. mit der ganzen Ausführung verband, seiner Zeit an dem a. a. O. hervorgehoben, und dem Bestreben des Verfassers: »der lateinischen Sprache ihren besonderen Entwicklungsgang zu wahren, ihre eigenthümliche Ausprägung in Lautgestaltung, Wortbildung und Wortbeugung sorgsam zu beobachten, soweit diess auf dem Grunde der grossen Hauptergebnisse der vergleichenden Sprachforschung möglich ist«, unsere Anerkennung nicht versagen können, auch sein ganzes aus der mühevollsten und schwierigen Detailforschung hervorgegangenes Verfahren näher und im Einzelnen dargelegt. Es war diess aber zunächst dahin gerichtet, die Gränzen der mit Sicherheit auf dem Gebiete der lateinischen Sprache erkennbaren Lautwandlungen und Lautwechsel festzustellen, und damit zugleich einen Damm aufzurichten gegen das Eindringen willkührlicher Behauptungen, welche, indem sie Lauteigenthümlichkeiten der einen Sprache auf die andere geradezu übertragen, die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Sprachen verwischen und durch eine solche Vermengerei nur Verwirrung jeder Art anrichten. Der Verf. geht in

dem Vorwort näher auf die wider ihn erhobenen Vorwürfe ein, namentlich auf den wider ihn geltend gemachten Grundsatz, dass die Etymologie der Kernpunkt aller sprachlichen Forschung sei: er zeigt vielmehr — und man wird diess nur billigen können — wie eine strenge Handhabung der Lautlehre für den Sprachforscher unentbehrlich ist, die Etymologie aber nicht als der Kernpunkt aller Sprachforschung zu betrachten ist und daher keineswegs als das einzige Mittel erscheint, die Lautlehre zu fördern, sondern nur als eines unter mehreren, und auch das nur, wenn sie mit Methode und Behutsamkeit geübt werde (S. 16f.). So wahr und richtig diess ist, wird man doch leider diese Forderung oftmals wenig berücksichtigt finden, und daraus dann auch es sich zu erklären haben, warum diese ganze Sprachforschung vielfach in Misskredit gekommen ist, zumal durch das oft gar nicht motivirte Heranziehen sanskritischer und anderer Elemente zur Erklärung der in der lateinischen Sprache hervortretenden Erscheinungen. Darum will der Verf. nur derjenigen Sprachforschung die Zukunft zuweisen, »welche die Laute der Sprachen nicht als ein winziges Gesindel ansieht, mit dem man zur Erzielung etymologischer Fruchtbarkeit nach Belieben schalten und walten könne, sondern als edle Sprachwesen, höchst merkwürdige Naturerzeugnisse, geboren aus Leib und Seele des Menschen, die der Sprachforscher mit mikroskopischer Genauigkeit untersuchen muss, wie Ehrenberg das unendlich Kleine in der Welt der sinnfälligen Dinge durchforscht hat.« (S. 24).

Demselben Zweck, den die »Kritischen Beiträge« zu erreichen gesucht hatten, sollen nun auch diese Nachträge dienen, in welchen unter Anwendung derselben Methode und im engen Anschluss an die früher gegebenen Erörterungen eine Anzahl von Fragen der lateinischen Lautlehre behandelt wird, insonderheit sind es solche, die seit dem Erscheinen jenes Werkes wieder besprochen oder auch zuerst aufgeworfen worden sind; »sie suchen also, wie der Verf. ausdrücklich bemerkt, eigene Ansichten zu begründen oder zu berichtigen, entgegengesetzte zu bekämpfen und Erweiterungen, Nachträge und Zusätze zu früheren Arbeiten auf diesem Felde zu liefern.«

Wir haben damit die Bestimmung wie die Tendenz des Ganzen angegeben, das eben so gut auch als eine Fortsetzung des früheren, gleichen Zwecken bestimmten Werkes angesehen werden kann und daher die gleiche Beachtung, aber auch die gleiche Anerkennung verdient. Zuerst werden die Gutturale (c. g. h), dann die Dentale (t. d), Labiale (p. b. f.), Nasale (m. n), Liquide (l), Sibilanten (s), und zuletzt die Halbvokale (j. v) behandelt. Es kann hier, wo wir einen kurzen Bericht über diese neue Erscheinung vorzulegen haben, nicht der Ort sein, näher in das Einzelne der hier über einzelne Buchstaben und deren Veränderung gegebenen Erörterungen uns einzulassen; Alle, welche ein näheres Interesse an dem zur richtigen Erkenntniss der lateinischen Sprache und

deren Bildung so wichtigen Gegenstande nehmen, werden, auch ohne unsere bestimmte Aufforderung, sich mit dem Inhalt dieser Forschungen und den Ergebnissen derselben bekannt machen; nur möchten wir hier noch aufmerksam machen auf Vieles, was weiter über verwandte, mit dem Hauptgegenstande mehr oder minder im Zusammenhang stehende Gegenstände (wie z. B., um nur Eins anzuführen S. 152 ff. über das lateinische Gerundium) bemerkt wird, oder was die richtige Ableitung so vieler einzelnen Worte betrifft und die Beziehungen zum Umbrischen oder Oskischen und andern Dialekten u. dgl. m. Man braucht nur einen Blick in den beigefügten Index, in welchen alle einzelnen Worte, die in diesen Nachträgen behandelt werden, aufgenommen sind, zu werfen, um sich von der Fülle der hier gegebenen Erörterungen zu überzeugen, die, da Alles auf sicherm Grund und Boden ruht, auch in ihren Ergebnissen als gesichert zu betrachten sind. — Die äussere Ausstattung ist eben so vorzüglich ausgefallen, wie die des früheren Werkes.

Cicero's Rede gegen C. Verres. Viertes Buch. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Fr. Richter. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1866. VI und 142 S. gr. 8.

Diese Ausgabe einer der Verrinischen Reden schliesst sich in der ganzen Art der Behandlung an die ähnlichen Bearbeitungen der Rede für Roscius und der Rede für Milo an, welche seiner Zeit in diesen Jahrbüchern (1864 p. 476 ff. 830) näher angezeigt worden sind. Auch diese Bearbeitung ist für die Zwecke der Schule bestimmt, wie diess der Titel besagt, zunächst für die Privatlektüre, dann aber auch selbst zum Gebrauch in der Klasse, obwohl, wie der Herausgeber sich nicht verhehlt, manche Einsprache dagegen sich erheben werde, indess habe er doch theils von Andern, theils auch durch eigene Erfahrung belehrt, eingesehen, dass auch für den letztern Zweck derartige Ausgaben zweckmässig verwerthet werden könnten. Denn, setzt er hinzu, abusus non tollit usum. Wir gestehen, dass wir uns lieber denen anschliessen, welche eine Ausgabe, die so wie die vorliegende eingerichtet ist, für die Privatlektüre mehr geeignet halten, weil wir überzeugt sind, dass sie jedenfalls hier mit allem Nutzen und Erfolg gebraucht werden kann, ja die ganze Anlage derselben auch mehr darauf berechnet erscheint. Denn der Herausgeber hat ganz gut für diesen Zweck gesorgt, indem er eine Einleitung vorausgeschickt hat, in welcher alle die historischen Punkte, die zum Verständniss der Rede nothwendig sind, in ganz befriedigender Weise klar und deutlich entwickelt werden; er hat dann weiter dem Texte eine Fülle von Anmerkungen gegeben, welche eben so sehr die sachlichen Punkte, die einer Erörterung bedürfen, ins Licht setzten, als namentlich

das Sprachliche berücksichtigen und in Erklärung aller irgend bemerkenswerthen grammatischen Gegenstände, Constructionen, so wie einzelner schwieriger Ausdrücke die Auffassung und das Verständniss erleichtern, hier auch wohl — nach unserer Ansicht wenigstens weiter gehen, als wir in einer auch für die Lectüre in der Schule bestimmte Ausgabe erwartet hätten. So scheint es in dieser Beziehung doch zu Viel, wenn z. B. bemerkt wird §. 21 »quod, insofern«, §. 25 »homini der Person«, §. 26 »quo ore mit welcher Stimme«, §. 21 »integra unberührt«, §. 28 »nunc nun aber«, »a ceteris von anderen«, §. 33 »otiose mit Musse«, credo vermuthlich«, §. 34 »conventu Gesellschaft«, §. 37 »quum indem, dadurch dass«, §. 48 »expers unbetroffen«, §. 61 »sine controversia unbestritten«, §. 64 »vulgo öffentlich«, §. 103 »satis ziemlich« mari Meeresarm«, §. 66 »mirum sonderbar, auffällig« und was von dergleichen Bemerkungen mehr sich vorfindet, was wir hier nicht Alles anführen können. Sonst hat man alle Ursache, mit den gegebenen auf Sprachgebrauch oder Grammatik bezüglichen Erörterungen zufrieden zu sein, denn sie sind klar und präcis gefasst und werden dem, welcher diese Rede sich zur Privatlektüre wählt, nicht blos das Verständniss und die richtige Auffassung erleichtern, sondern ihn überhaupt in der Kenntniss der lateinischen Sprache weiter fördern. Es liest sich überhaupt diese Ciceronische Rede recht gut, und sie erscheint deshalb für die Privatlektüre fast geeigneter, als für die Schule selbst. Auf die Kritik des Textes konnte der Herausgeber dem Zwecke seiner Ausgabe gemäss, sich nicht weiter einlassen, er hat darum den Text der Ausgabe von Klotz und zwar der Opera Ciceronis in der zweiten (Teubner'schen) Ausgabe, zu Grunde gelegt und ist so wenig wie möglich von derselben abgewichen; was von ihm in dieser Beziehung geschehen ist, darüber gibt der kritische Anhang am Schlusse des Ganzen (S. 137—142) befriedigende Auskunft, indem darin alle die im Texte vorgenommenen Aenderungen näher besprochen und begründet werden. Ein näheres Eingehen in diese kritischen Erörterungen liegt ausserhalb des Zweckes dieser Anzeige, wir glauben aber, dass jeder Herausgeber des Cicero dieselben zu berücksichtigen hat, und wollen deshalb darauf insbesondere aufmerksam machen.

Nr. 17. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Le cerveau et la pensée par **Paul Janet**, *membre de l'institut, professeur de philosophie à la faculté des lettres. Paris, Germer Baillière. 1867. 179. 8.*

Ein für die französische Philosophie höchst verdienstvolles Unternehmen geht vom Verlage Germer Baillières in Paris aus. Wir meinen die philosophische Bibliothek der Gegenwart (bibliothèque de philosophie contemporaine). Sie umfasst Forschungen aus dem Gebiete nicht nur der französischen, sondern auch der deutschen und englischen Philosophie und von entgegengesetzten Richtungen. Das Sammelwerk will das Exclusive in der einseitigen Richtung einer philosophischen Schule vermeiden, und wir finden darum in ihm nicht minder Schriften von Materialisten, als von den Gegnern derselben. So enthält diese Bibliothek Moleschotts Kreislauf des Lebens, übersetzt von Dr. Gazelles und Büchners Wissenschaft und Natur, übersetzt von August Delondre neben den Schriften des oben genannten Herren Verfassers, der sich eine vorurtheilslose kritische Untersuchung des Materialismus zu einer Lebensaufgabe gesetzt hat.

Von dem um die philosophischen Wissenschaften durch eine Reihe von ausgezeichneten Werken hoch verdienten Herren Verfasser erschien in dieser Bibliothek im Jahre 1864 der Materialismus unserer Zeit in Deutschland (Le matérialisme contemporain en Allemagne). Von demselben Geiste unbefangener Prüfung, welcher sich in diesem Werke zeigt, ist auch das oben genannte Buch getragen. Es ist aus zwei in dem Juni- und Julihefte (1865) der revue des deux mondes erschienenen Artikeln hervorgegangen und als Ergänzung der Kritik des Materialismus anzusehen. Auch hier werden die Gegner desselben ohne Hass oder Eingenommenheit behandelt, während sich diese für eine wahre wissenschaftliche Forschung wenig geeigneten Eigenschaften nur zu häufig bei den Vertretern des Materialismus ihren Gegnern gegenüber geltend machen. Man beruft sich von materialistischer Seite immer wieder auf die Erfahrung der Abhängigkeit des Gedankens vom Gehirne. Der Herr Verf. bemerkt dagegen in der Vorrede zu seinem Buche: Das Hirn und der Gedanke, dass nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft nichts weniger erwiesen ist, als die absolute Abhängigkeit des Gedankens vom Gehirne. »Was wird die Wissenschaft, sagt der Herr Verf. S. 5, später über diesen Gegenstand sagen? Wir wissen nichts über ihn, und unsere Enkel werden auf Thatsachen, welche sie kennen, ihre Schlüsse bauen, wie

auch wir nur auf die uns zu Gebote stehenden Thatsachen bauen können. Wir können dem Materialismus nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft jene Abhängigkeit, die sein einziger Beweisgrund ist, nicht als einen bewiesenen Satz zugestehen. Man wird uns einwenden: Ist es denn wahr, dass die Wissenschaft über diese Wechselbeziehungen des Gehirnes und des Gedankens nichts festgestellt hat? Wer kann behaupten, dass das Hirn als Organ des Gedankens nicht erwiesen ist? Wenn man sich auf die Widersprüche beruft, welche aus den wissenschaftlichen Beobachtungen hervorgehen, so sind diese lediglich nach den Materialisten daraus zu erklären, dass man einer im Gehirne liegenden Bedingung des Gedankens für sich allein, getrennt von den übrigen Bedingungen, das den Gedanken bildende Element zuschreibt. Nicht von einer ausschliesslichen Bedingung, sagen die Materialisten, hängt der Gedanke ab, nicht allein von der Hirnmasse, der Hirnstructur, der chemischen Zusammensetzung, nicht allein von der Elektricität, dem Phosphor u. s. w., sondern von der Vereinigung aller dieser Bedingungen. Er ist eine Resultante. Durch die Annahme einer einzelnen Bedingung verwickelt man sich immer in unauflösliche Widersprüche. Aber, wenn man auch diese Einwendung der Materialisten zugibt, wer sagt uns, dass nicht eine dieser Bedingungen die Denkkraft selbst ist, welche wir die Seele nennen? Kennt man denn alle Bedingungen der Seelenthätigkeit? Da man nicht alle kennt, kann nicht eine ein unsichtbares Princip sein, das ausser unserer Berechnung liegt? Alle tüchtigen Beobachter stimmen darin überein, dass unter den physiologischen Bedingungen der Seelenthätigkeit auch solche sind, welche uns entgehen und sich immer etwas Unbekanntes findet. Warum kann dieses Unbekannte nicht die Seele sein?« Wenn man die Seele mit der Musik einer Lyra verglichen hat, welche, so schön sie ist, mit dem Instrumente zu Grunde geht, so darf man nicht vergessen, dass die Lyra die Töne nicht aus sich selbst hervorbringt, nicht durch ihre eigene Kraft, dass sie als Werkzeug zur Hervorbringung des Tones den Tonkünstler voraussetzt. Dem Herren Verfasser ist die Seele dieser Tonkünstler und das Gehirn das Werkzeug (S. 7). Wenn sich Broussart über den »kleinen Musikus im Gehirne« lustig gemacht hat, ist nicht die Annahme eines immer von selbst spielenden Instrumentes noch sonderbarer? Immerhin bleibt das Ganze ein Gleichniss, aber ein für das Verhältniss von Seele und Hirn durchaus zutreffendes Gleichniss. Aber nicht die Beschaffenheit des Instruments allein macht den Künstler. Ein Genie kann auch mit einem mittelmässigen Instrumente eine wunderbare Wirkung hervorbringen. Das Genie wird nicht allein mit dem stofflichen Werkzeuge gemessen. Der Geist ist das Unbekannte, das über aller Berechnung steht. Auch mit der Seele und dem Gehirne verhält es sich so. Nicht immer findet man in dem letztern, wenn es auch das Werkzeug des Geistes ist, einen ganz genauen Maassstab

zur Beurtheilung des innern, in ihm thätigen Künstlers. »Paganini, sagt der Herr Verf., konnte auf einer einzigen Violinsaite Wirkungen hervorbringen, die der gewöhnliche Künstler auf einem vollständigen Instrumente vergebens erstrebte« (S. 9). Immer stossen die Naturforscher auf Ausnahmen, wenn sie das Verhältniss des Hirnes und Gedankens strengen Gesetzen unterwerfen wollen. »Die innere, verborgene, ursprüngliche Kraft entgeht ihnen und sie bleiben bei plumpen und unvollkommenen Symbolen stehen.«

Nach der Vorrede, in welcher der Charakter der vorstehenden Untersuchung angedeutet ist, folgt die Entwickelung der Aufgabe in neun Kapiteln. Die Ueberschriften derselben sind 1) die Arbeiten der Zeitgenossen (S. 11—22), 2) das Gehirn bei den Thieren (S. 22—44), 3) das menschliche Hirn (S. 44—67), 4) die Narrheit und die Hirnverletzungen (S. 67—84), 5) das Genie und die Narrheit (S 84—110), 6) die einzelnen Stellen im Gehirne (S. 110 —131), 7) die Sprache und das Hirn (S. 131—148), 8) der Hirnmechanismus (S. 148—159), 9) Ist der Gedanke selbst eine Bewegung? (S. 159—179).

Man sieht, dass in diesen Ueberschriften die zur Bestimmung des Seelen- und Hirnverhältnisses wichtigsten Aufgaben angedeutet sind. Ueberall sind die Forschungen der neuesten, vorzugsweise französischen Naturforscher zu Grunde gelegt und die Untersuchung auf dem Gebiete, auf welchem sie, wenn es sich um den angedeuteten Zustand handelt, allein geführt werden kann, auf dem physiologischen Boden geführt.

Der gelehrte Herr Verf. geht in dem ersten Hauptstücke (Arbeiten der Zeitgenossen) auf den Vorwurf des Mangels an Unparteilichkeit ein, welchen die Physiologen den Philosophen in Betreff der Seelenfrage machen. Man wirft den Philosophen vorgefasste Meinungen vor, metaphysische Hypothesen, Umänderung der Thatsachen nach ihren Stimmungen. Mit Recht wird hervorgehoben, dass die Materialisten selbst in die der antimaterialistischen Ansicht vorgeworfenen Fehler fallen, dass sie von einer vorgefassten Meinung gegen die Existenz der Seele ausgehen, dass sie die Erfahrungen ihrer Lieblingshypothese anbequemen, dass sie alles, was sie nicht mit Fingern greifen können, sogleich für unwissenschaftlich erklären. Man muss auf beiden Seiten in der Prüfung von Thatsachen von keinen vorgefassten Ansichten ausgehn. Der Materialist, der nur an die Existenz der Materie glaubt, soll nicht allein das Vorrecht der wissenschaftlichen Wahrheit für sich in Anspruch nehmen und denjenigen nicht ins Land der Einbildungen verweisen, der die Wirklichkeit des Geistes festhält. Man kann die Entscheidung der Seelenfrage aufschieben, aber nicht zu Gunsten des einen oder andern Theiles. Das, was der Materialismus als Errungenschaft der Wissenschaft aufstellt, ist noch kein von ihm erobertes Gebiet, das er für sich allein beanspruchen kann. Die Forschungen und Methoden Flourens', Léluts, Longets,

Leurets, Gratiolets, Brocas, M. Ch. Darestes, von den Deutschen M. Ch. Vogts in Genf, in der für die Seelenfrage wichtigen Lehre von den Geisteskrankheiten ausser den Werken Pinels, Esquirols, Georgets die Untersuchungen von Leuret, Brierre de Boismont, Trélat, Moreau von Tours, Castle werden in dem uns vorliegenden Buche angeführt und beurtheilt. Diesen werden die Werke der französischen Philosophen Adolph Garnier, Albert Lemoine und die Arbeiten der société medico-psychologique gegenübergestellt. Als das wichtigste physiologische Werk wird das Buch Claude Bernards über das Nervensystem bezeichnet. »Dieser grosse Physiologe, heisst es S. 20, der gegenwärtig mit so vielem Glanze die französische Wissenschaft vertritt, der mit der Gesundheit des Denkens eine eben so grosse Tiefe verbindet, ist von neuem der Meister und Leiter für alle diejenigen, welche in die Gänge des dunkeln Labyrinths eindringen wollen, welche man das Nervensystem nennt. Er hat sich mit der uns vorliegenden Frage nicht besonders beschäftigt. Nach seiner Ansicht ist sie nicht reif für die Wissenschaft.« »Aber die Philosophen, fügt der Herr Verf. bei, haben die Schwäche, sich auch mit dunkeln Fragen, mit Controversfragen, zu beschäftigen.« Schon der Nachweis der Unerkennbarkeit des Sitzes und der organischen Bedingungen der Intelligenz ist ein Gewinn für diejenigen, welche sich mit dem Materialismus nicht befreunden können.

Im zweiten Kapitel wird das thierische Gehirn beschrieben und gezeigt, wie die Intelligenz des Thieres mit dem Vorhandensein und der Ausbildung des Gehirnes zusammenhängt und im Allgemeinen wohl die Gehirnausbildung als Maassstab der thierischen Intelligenzausbildung gelten kann, dass auch die Vergleichung der thierischen Gehirne diesen Grundsatz bestätigt. Ganz anders aber verhält es sich mit diesem Maassstab des Gehirnes für die Geistesausbildung, wenn man nach einzelnen Bestimmungen forscht. Das Gewicht des Hirnes ist für die höhere oder geistige Thierthätigkeit kein befriedigender Maassstab, weil er sich nicht regelmässig durchführen lässt. Das Hirn des Elephanten ist 3mal schwerer, als das menschliche. Auch das Hirn des Wallfisches steht in dieser Hinsicht über dem menschlischen. Nach diesem Maassstabe wäre der Hund nicht intelligenter, als das Schaaf und dümmer, als der Ochse (S. 29). Aber bei dem Gewichte des Gehirnes muss man auch auf dessen Verhältniss zum ganzen Körpergewicht des Thieres Rücksicht nehmen. Es handelt sich also nicht um das absolut, sondern um das relativ grössere Gewicht. Hier erscheint das Thier als das intelligenteste, bei welchem die grösste Hirnmasse im Verhältniss zur ganzen Körpermasse vorhanden ist. Allein auch hier lässt sich eine Regel noch weniger, als beim absoluten Gewicht durchführen. Denn nach diesem Maassstabe würde der Mensch unter mehreren Affenarten und Singvögeln, der Hund

unter der Fledermaus, das Pferd unter dem Kaninchen stehen (S. 32). Man vergleicht auch die Grösse des grossen Gehirnes mit der des kleinen und des verlängerten Markes. Auch hier stösst man auf gleiche Widersprüche. Der Mensch würde darnach kaum über dem Fuchs, der Krähe, dem Eber, dem Pferd oder Hund, auf der Stufe des Ochsen und unter dem Sapaju (eine kleine Affenart) stehen. Man denkt sich endlich das Verhältniss des Gehirnes zum ganzen Nervensystem. Auch dieses lässt sich nicht annehmen, da die Nerven verschiedene Bedeutung für das Leben und verschiedene Grösse und Stellung haben und diese sich im Verhältniss zum Gehirne nicht bestimmen lassen, da die einzelnen Organe nicht überall gleich sind. Andere halten sich darum mehr an die Gestalt, den Typus des Gehirnes, welche eben so zu unauflösbaren Schwierigkeiten führt. Die Untersuchung schliesst S. 43 mit dem Resultate, dass es in der Bemessung der Intelligenz nach einzelnen, regelrecht durchzuführenden Bedingungen keine Thatsache gibt, welcher man einen entscheidenden und absoluten Werth beilegen kann.

Das dritte Kapitel handelt vom menschlichen Gehirne. Auch hier wird die Unsicherheit in der Beurtheilung der Intelligenz durch den Maassstab des Gehirnes nachgewiesen. Besonders anziehend ist die Untersuchung der Darwin'schen Hypothese, welche, wenn es auch von ihrem Urheber nicht ausdrücklich gesagt worden ist, doch durch die Consequenz des Princips den Menschen zum vervollkommneten Affen macht. Was Darwin versteckt andeutet, haben Lyell und Vogt offen bekannt. Man suchte das Affen- und Menschenhirn anatomisch zu unterscheiden. Owen in England fand deutliche Unterschiede, welche Gratiolet in Frankreich nicht fand. Dem Herrn Verf. scheinen jene mehr im Rechte zu sein, welche die Aehnlichkeit des Affen- und Menschenhirns vertheidigen, als die, welche darin zwei absolut verschiedene Typen erkennen wollen (S. 60). Aber da bleibt immer die schwer aufzuklärende Frage: Wie können zwei so ähnliche Gehirne so ungleiche Geistesvermögen haben? Man will bald mit dem Gewichte, bald mit der Form, bald mit dem absoluten, bald mit dem relativen Gewicht sich aushelfen. Aber einzeln lässt sich dieses, ohne auf Widersprüche zu stossen, nicht durchführen. Man will die stufenweise Entwicklung in den Rassen nachweisen und macht die Negerrasse zur Uebergangsstufe vom Affen zum höheren menschlichen Typus. Der Unterschied des physischen Charakters in jedem Menschheitsstamme von dem geistigen Typus wird entwickelt und hervorgehoben, dass, um über den wesentlich niederen Typus des Negers zu urtheilen, Civilisationsversuche gemacht werden müssten, wie sie bis jetzt noch nie gemacht worden sind, dass, sobald sich einzelne über den niederen Typus erheben, dieser nicht als wesentliches Unterscheidungsmerkmal des Geistigen in der Negerrasse bestimmt werden kann. »Vogt sagt uns, heisst es S. 64, mit einem für einen Gelehrten wenig geziemenden Tone der Ver-

achtung: »Das Philosophenvolk, das nur Affen in den Thierbehältern und zoologischen Gärten gesehen hat, steigt auf das grosse Ross und beruft sich auf den Geist, die Seele, das Gewissen, die Vernunft.« Ohne auf das grosse Ross zu steigen, sagen wir Herrn Vogt: Die Negerrasse hat dem Institut Frankreichs einen Correspondenten geliefert (den Geometer Lislet Geoffroy von Haïti). Kennen Sie Affen, von denen man das sagen kann«? Der Abschnitt über das menschliche Gehirn schliesst mit den Worten: »Die Hauptsache liegt in dem gemeinschaftlichen Bande, das alle Zweige der Menschheit umfasst, in dem unermesslichen Unterschiede zwischen den niedersten Menschen und den höchst stehenden Affen, einem Unterschiede, welcher sich durchaus nicht aus der Verschiedenheit der Gehirnbildung erklären lässt« (S. 66).

Im vierten Kapitel (die Narrheit und die Gehirnverletzungen), werden die verschiedenen Ursachen hervorgehoben, aus welchen die Geisteskrankheit entsteht. Nicht in der Verletzung des Gehirns oder eines bestimmten Gehirnorgans, nicht im Gewichte oder der Gestalt des Gehirnes, oder seiner chemischen Zusammensetzung, auch nicht in irgend einem andern körperlichen Organe, auch nicht im Körper allein ist der Grund der Geisteskrankheit ausschliessend zu suchen. Verschiedene physische und psychische Momente können sie veranlassen. Auch kann man nicht sagen, ob eine gewisse Missbildung die Ursache oder die Folge der Störung ist, da sich solche Missbildungen häufig nur in den letzten Stadien des gestörten Seelenzustandes zeigen. Auch im normalen Zustande rufen physische und psychische Momente in der Seele Erregungen hervor. Die physiologischen Bedingungen der Geistesstörung sind so wenig bekannt, als die physischen für die Entstehung des Gedankens und die Untersuchung der Bedingungen der Geisteskrankheiten löst die Aufgabe einer Nachweisung der physischen Bedingungen des Gedankens nicht (S. 83).

Im fünften Kapitel kommen das Genie und die Narrheit zur Sprache. Hier wird die Lehre des Moreau von Tours geprüft, welcher die Narrheit und das Genie auf die gleichen organischen Bedingungen zurückführt und auf die Verwandtschaft und Aehnlichkeit der Erscheinungen im Genie und der Narrheit hinweist. Nicht im Enthusiasmus, in der Extravaganz und Maasslosigkeit, sondern in der Ursprünglichkeit schöpferischer Denkkraft, im Wesen der Vernunft beruht das Genie. Niemals wird man die Geistesstörung auf solche geistige Vorzüge zurückführen können. Der Unterschied der Narrheit und des Genies ist ein wesentlicher, während sich gewiss der Unterschied in der Gehirnbildung nicht als ein wesentlicher, ja nicht einmal als ein irgendwie auffälliger bei anatomischen Untersuchungen oder Betrachtungen des Schädelbaues herausstellt. Die pathologische Anatomie hat keinen Haltpunkt zur Aufklärung der Frage nach der physiologischen Identität des Genies und der Narrheit. Man müsste also zur Analogie

und Biographie seine Zuflucht nehmen. Aber weder Analogie noch Biographie lassen eine Identität des genialen und verrückten Zustandes zu.

Das sechste Kapitel (die Gehirnbegrenzungen in bestimmten Stellen (les localisations cérébrales) giebt dem Herrn Verf. Veranlassung zur Prüfung der phrenologischen, mit Dr. Gall beginnenden Lehre. Scharfsinnige Gründe werden in demselben gegen die Haltbarkeit der in der Neuzeit vervollkommneten phrenologischen Lehrsätze aufgestellt und als Fehler die rohe empirische Methode (S. 117 u. 118), die Vermischung der Gehirnorganenlehre, welche die Geistesvermögen in bestimmten einzelnen Gehirntheilen nachweisen will, und der Schädellehre im engern Sinne, welche aus den Erhabenheiten und Vertiefungen der äussern Schädelplatte auf die Beschaffenheit der Hirnorgane und der ihnen entsprechen sollenden Geistesvermögen schliesst und mit dem Kriterium der äussern Schädelplatte den anatomischen Erfahrungen widerspricht, die Unhaltbarkeit und der Widerspruch in dem bisherigen Nachweise bestimmter Hirntheile als der Sitze bestimmter Geistesvermögen und der Widerspruch dieser Annahme mit den durch die Erfahrung selbst gewonnenen Thatsachen angedeutet. Immerhin aber betrachtet der Herr Verf. dieses als feststehend, dass das Hirn ein zusammengesetztes Organ ist, in welchem die einzelnen Theile eine besondere Rolle spielen, über welche der Erfahrung, bestimmte untrügliche Resultate zu geben, viele Schwierigkeiten im Wege stehen. Das verlängerte Mark scheint das Princip der Athmungsbewegungen zu enthalten. Das kleine Gehirn ist nach Flourens das Organ des Gleichgewichts, der Harmonie, der Ordnung der Bewegungen. Die Vierhügel haben eine grosse Bedeutung für das Sehen und ihre Entfernung hat Blindheit zur Folge. Auch für die Sprache nimmt man einen besonderen Sitz im Gehirne an.

Der Zusammenhang des Hirnes mit der Sprache wird im siebenten Kapitel untersucht. Auch hier, wie in der Untersuchung einzelner bestimmter Hirntheile, als Organe einzelner Geistesvermögen, wird das Resultat einer in die neuesten Theorien eingehenden Prüfung S. 147 dahin bezeichnet: »Wenn es auch billig ist, anzuerkennen, dass die Lehre von den einzelnen Gehirnstellen für bestimmte einzelne Geistesanlagen noch nicht das letzte Wort sprach, so ist uns doch auch die Behauptung gestattet, dass sie noch kein demonstrirendes, zu wissenschaftlichen Schlüssen berechtigendes Resultat gewonnen hat. Man konnte wohl der Bewegung, der Empfindungsfähigkeit, der Inlelligenz verschiedene Sitze im Gehirne anweisen; aber es ist nicht gelungen, die Intelligenz selbst und die übrigen Vermögen ganz getrennt auseinander zu halten. Die Frage bleibt immer noch offen, oder, um uns besser auszudrücken, die Einheit des Gehirns, als des Organes der Intelligenz und des Gefühles, kann vielleicht als die wahrscheinlichste

Thatsache auf dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft angesehen werden.

Das achte Kapitel handelt von der Mechanik des Gehirnes. Die Ansicht von der mechanischen Thätigkeit des Gehirnes soll auch einen Mechanismus der Geistesthätigkeit begründen. Aber gerade hier zeigt sich der grosse Unterschied zwischen Hirn und Gedanke. Man kann das Geistesleben nicht auf dem physiologischen Wege erklären. Gesetzt auch, dass man dieses durch im Hirn zurückbleibende Spuren bei dem Gedächtniss könnte, so würde dieses immer noch nicht auf die Intelligenz angewendet werden können. Zwischen dem Gedächtnisse und der Intelligenz ist ein grosser Unterschied. Der Mechanismus des Gedächtnisses kann uns die wissenschaftliche Erfindung, die Schöpfungen des Dichters und Künstlers, die Selbstständigkeit des Genies, den eigentlichen Gedanken nicht erklären (S. 157). Unsere Unwissenheit in Beziehung auf die einzelnen Hirnfunctionen gibt die Physiologie selbst zu. Der berühmte Cuvier sagt: »Die Verrichtungen des Gehirnes setzen eine für immer unbegreifliche Wechselwirkung zwischen der theilbaren Materie und dem untheilbaren Ich voraus, ein unausfüllbarer Sprung im Systeme unserer Ideen, ein ewiger Stein des Anstosses für alle Systeme der Philosophie. Wir begreifen nicht nur nicht und werden nie begreifen, wie einige unserm Gehirn eingedrückte Spuren von unserm Geiste wahrgenommen werden oder in ihm Bilder hervorbringen können, sondern, so genau auch unsere Untersuchungen sein mögen, stellen sich diese Spuren auf keine Art unsern Augen dar und wir sind in gänzlicher Unkenntniss ihrer Natur.« In gleicher Weise spricht sich auch der deutsche Physiolog Müller aus (S. 158 u. 159). Der Herr Verf. schliesst seine Untersuchung mit den Worten: »Ich glaube nicht, dass der Schluss zu kühn ist, dass wir nichts, durchaus nichts von den Thätigkeiten des Gehirnes, von den Erscheinungen wissen, deren Schauplatz das Hirn ist, wenn der Gedanke im Geiste entsteht. Noch weniger wissen wir, welchem besonderen Zustande des Gehirnes irgend ein besonderer Zustand des Geistes entspricht. Welch ein Unterschied ist zwischen einer Erinnerung und einem Bilde, zwischen der Hoffnung und dem Verlangen, zwischen der Liebe und dem Hasse, dem Egoismus und der Uneigennützigkeit? Die Physiologie hat keine Antworten auf diese Fragen, und, ohne der Zukunft vorgreifen zu wollen, darf man wohl den Glauben aussprechen, dass sie noch lange zum gleichen Stillschweigen verdammt sein wird« (S. 159 und 160).

Das neunte Kapitel wirft endlich die Frage auf: Ist der Gedanke selbst eine Bewegung? Immerhin sind Bewegungen des Gehirnes und Gedanken nur Wechselwirkungen. Sie sind nicht auf einander zurückzuführen, nicht mit einander zu vergleichen. Der Gedanke ist an eine Bewegung gebunden; aber man kann deshalb doch nicht sagen, dass der Gedanke eine Bewegung sei.

Diese Formel ist in einigen Schulen volksthümlich geworden und doch ist die Bewegung eben eine Bewegung, und der Gedanke ein Gedanke. Das Eine ist nicht das Andere. Die Bewegung ist Etwas Aeusseres, Objectives, die Modifikation eines ausgedehnten, gestalteten, räumlichen Dinges. Den Gedanken kann ich unmöglich als ein Aeusseres denken; er ist wesentlich ein innerer Zustand. Das Bewusstsein findet im Ich weder Gestalt noch Bewegung und auch die Sinne, welche uns Gestalt und Bewegung darstellen, können den Gedanken nicht erfassen. Eine Bewegung kann gerad- oder kreis- oder spiralförmig sein. Was ist ein spiraler, kreisförmiger, gerader Gedanke? Der Gedanke ist klar oder dunkel, wahr oder falsch. Was soll eine klare oder dunkle, wahre oder falsche Bewegung bedeuten? In einer denkenden Bewegung liegt ein Widerspruch. Man muss Moleschotts Satz: Der Gedanke ist eine Bewegung umkehren und kann mit grösserem Rechte sagen: Die Bewegung ist ein Gedanke. Man muss nicht den Gedanken durch die Mechanik, sondern die Mechanik durch den Gedanken erklären. Wenn auch die Bewegung mehr als ein Gedanke ist, so hat doch eine solche Behauptung einen Sinn. Man beruft sich für den Satz: Der Gedanke ist eine Bewegung auf zwei Entdeckungen der Wissenschaft, dass sich die Aetherschwingungen in Licht, die Wärme in Bewegung und die Bewegung in Wärme verwandeln (S. 163). Die gleiche Kraft, sagt man, kann sich unter zwei verschiedenen Gestalten offenbaren und dann ist kein Widerspruch vorhanden, wenn sich die Gehirnbewegungen in Gedanken umgestalten. Aber die Schwingungen des Aethers wirken auf's Auge und durch den Sehnerv rufen sie eine unbekannte Thätigkeit hervor, in Folge deren die Empfindung des Lichtes entsteht. Zu dem, was wir Licht nennen, gehört nothwendig das Zusammentreffen eines empfindbaren Objectes und eines empfindenden Subjectes. Vor dem ersten sehenden Thiere gab es kein Licht, und erst da konnte man sagen, dass das Licht wurde (S. 165). So ist dieses empfundene Licht allein subjectiv; es existirt nur durch das empfindende Subject und in ihm. Es ist schon eine bewusste Empfindung und auf einer gewissen Stufe ein Gedanke. Dass die subjective Lichtempfindung eine Gehirnerscheinung ist, steht noch immer in Frage. Das, was im Gehirne dabei vorgeht, kann den äussern Aetherschwingungen entsprechen, aber dieser Vorgang ist noch nicht das Licht. Wie dieser Uebergang vom Vorgang im Hirne zur Lichtempfindung stattfindet, wissen wir nicht. Das Licht wird erst mit der Erscheinung des Ichs; denn mit ihm wird die bewusste Empfindung (S. 166). Auch bei der wechselseitigen Umwandlung der Bewegung und Wärme verhält es sich so: Immer bleibt das Aeussere und Innere, das Objective und Subjective unterschieden, und man verwechselt den Gegenstand mit der bewussten Empfindung desselben.

Diejenigen, welche eine denkende Materie annehmen, gerathen auf denselben Stein des Anstosses, wie die Spiritualisten; denn sie

müssen ganz, wie diese, den Uebergang vom Materiellen zum Immateriellen, von der Ausdehnung zum Gedanken erklären. Indem der Spiritualismus Geist und Materie vollkommen trennt, hat er die Schwierigkeit zu lösen, wie der Körper auf den Geist und dieser auf jenen wirken könne. Aber die Gegner des Spiritualismus haben eine noch viel schwierigere Frage zu beantworten, wie der Körper Geist werde. Mag man, wie man will, den Gedanken erklären, er ist eine geistige, unter keiner sinnlichen Gestalt vorstellbare Erscheinung. Ein denkender Körper ist ein sich in Geist umwandelnder Körper. Man will sich damit helfen, dass man das Was und das Wie unterscheidet. Aber es handelt sich ja nicht um die Frage, wie man denkt, sondern darum, was das ist, welches denkt. Wir wissen das Wie des Gedankens nicht, aber wir wissen gewiss, dass zwischen dem Gedanken und seinem Subject kein Widerspruch stattfinden kann. Der Gedanke hat zum Grundcharakter die Einheit und kann darum nicht das Attribut eines zusammengesetzten Subjectes sein, so wenig ein Cirkel ein Viereck ist. Wir wollen von den Materialisten nicht wissen, wie das Hirn denkt; denn wir können auch nicht erklären, wie die Seele denkt. Aber, da die Einheit des Gedankens mit der Annahme eines organischen Substrates unvereinbar ist, sagen wir, dass er das Attribut eines nicht organischen Subjectes sei, dessen wesentlicher Charakter die Einheit ist (S. 170). Man kann mit geringerer Schwierigkeit begreifen, dass ein wesentlich einheitliches Subject ein Bewusstsein von seiner Einheit hat. Es ist die Natur des einheitlichen Subjectes zu denken, ohne dass man das Wie erklären kann. Wie kann aber, wendet man ein, ein nicht ausgedehntes Wesen die Ausdehnung denken? Wenn die Seele, wird S. 172 weiter entwickelt, ausgedehnt und zusammengesetzt wäre, dann wäre die Wahrnehmung der Ausdehnung unmöglich. Die Wahrnehmung der Ausdehnung ist nicht ausgedehnt. Die Wahrnehmung des Vierecks ist kein Viereck, noch die eines Dreiecks ein Dreieck. So bald die Vorstellung der Ausdehnung selbst ausgedehnt ist, fällt sie ins Gebiet des Objectiven, und ist nicht mehr Wahrnehmung. Das Bild auf der Netzhaut ist auch in seiner grössten Kleinheit keine Wahrnehmung, so lange die Ausdehnung nicht verschwunden ist. Die Ausdehnung ist nur Object und nicht Subject. Die Wahrnehmung »setzt ein einfaches Subject und ein zusammengesetztes Object voraus.« Wenn aber der Gedanke, wendet man ein, sein Princip ausser der Materie hat, warum hat er zu seinem Entstehen und Entwickeln unbedingt die Materie nöthig? Allerdings giebt es keinen denkenden Geist ohne Werkzeug, keine Seele ohne Stoff. Nur der »traurigste Aberglaube« vermeint, in dieser Welt mit solchen Geistern zu verkehren (S. 179). Um auf äussere Dinge zu wirken, muss man Werkzeuge haben, selbst zum äussern Ausdruck des Gedankens. Aber der Gedanke ist eine innere Thätigkeit, die nicht Aeusseres nothwendig zu haben scheint. Begreift man, dass

man mit Etwas denken kann, was nicht wir selbst sind? Das Denkende, sagt man, und das, womit es denkt, muss Ein und Dasselbe sein. Entweder kann das Hirn nicht zum Denken dienen, oder es ist selbst ein Denkendes. Man kann ein Instrument einer Thätigkeit, aber nicht ein Instrument des Gedankens begreifen. Aber, wenn dieses so wäre, wie könnte dieser reine Gedanke von einem Wellenschlage des Blutes oder von einem Falle abhängen? Immerhin muss man, selbst, wenn man angeborene Ideen annähme oder mit Kant ursprüngliche subjective Stammformen des Denkens, zugeben, dass ein grosser Theil unserer Ideen durch eine äussere Einwirkung entsteht. Die äussere Welt muss auf die Seele wirken, damit sie denke (S. 176). Eine Vermittlung zwischen der äussern Welt und der Seele ist nothwendig. Diese Vermittlung ist das Nervensystem, und da alle Empfindungen, die uns auf verschiedenen Wegen zukommen, sich zur Ermöglichung des Gedankens vereinigen müssen, so ist ein Mittelpunkt des Nervensystems, das Gehirn, nothwendig. Es ist der Mittelpunkt für die Wirkungen der äussern Dinge auf die Seele und dieser auf jene. Die Gesetze der empirischen und sensualistischen Schule bleiben im Allgemeinen wahr, dass die Seele nicht ohne Bilder oder Zeichen denkt. Die Bilder oder Zeichen sind die Bedingungen für die wirkliche Seelenthätigkeit. Die Wirkungen der äussern Dinge auf das Gehirn müssen in diesem auf irgend eine Weise aufbewahrt werden, um in der Seele empfindbare Bilder zu erwecken, ohne welche der Gedanke unmöglich ist. Daraus folgt, dass das Hirn das Organ der Einbildungskraft und des Gedächtnisses ist, welche unerlässliche Hülfsmittel für die Intelligenz sind. Der Mensch kann darum in dem wirklichen Zustande, in welchem er sich befindet, nicht ohne Hirn denken. Der Gedanke geht hervor aus dem Zusammentreffen der Kräfte des Gehirnes, welche die äussern Einwirkungen festhalten, und der innern oder Denkkraft, dem Einheitsprincip, dem einzig möglichen Mittelpunkt des Einzelbewusstseins. In diesem Sinne kann man den Gedanken eine Resultante nennen; denn er existirt nur unter der Bedingung, dass sich das Gehirnsystem in einem gewissen Zustande des Gleichgewichts und der Harmonie befindet. Da wirft sich von selbst die Frage auf (S. 177), was einst aus der Seele wird, »wenn der Tod nicht nur die Organe des vegetativen Lebens, sondern auch die der Beziehung zu andern Dingen, der Empfindungsfähigkeit, des Willens, Gedächtnisses, jene für jedes Bewusstsein und jeden Gedanken unerlässlichen Bedingungen, auflöst.« »Ohne Zweifel, sagt der Herr Verf. S. 178, damit ist die Seele selbst noch nicht zerstört, sie behält immer noch die Kraft oder das Vermögen zu denken; aber was wird aus dem Einzelgedanken, aus dem von Bewusstsein und Erinnerung begleiteten Gedanken, aus dem Gedanken des Ichs, der allein die menschliche Persönlichkeit ausmacht, an welchem unser Egoismus haftet, als wäre das Ich das einzige Wesen, an dessen Unsterblichkeit uns

liegt, was wird aus diesem Wesen in dem schrecklichen und geheimnissvollen Augenblicke, wo es scheint, als wenn die Seele, indem sie die sie an ihre Organe fesselnden Bande zersprengt, auch mit diesem Leben brechen und auf einmal alle Freuden und Leiden, Liebe und Hass, Irrthum und Erinnerung, mit einem Worte ihre ganze Individualität ablegen wollte? Die Wissenschaft, sagen wir es immerhin, kennt für diese Zweifel und Fragen keine Antwort. Hier beginnt der Stützpunkt des Glaubens; denn der Mensch will nicht ganz sterben; wenig liegt ihm daran, dass sein metaphysisches Wesen fortexistirt, wenn er nicht fortlebt, mit seiner Existenz, seiner Erinnerung und Liebe. Sagen wir wenigstens dieses, dass, wenn die Beschlüsse der göttlichen Gerechtigkeit die persönliche Unsterblichkeit der Seele fordern, eine solche Fortdauer keinen Widerspruch in sich schliesst, wenn wir uns auch keine Vorstellung von den Bedingungen machen können, unter denen sie möglich sein würde. Der Embryo im Schoosse der Mutter weiss von den Bedingungen der Existenz nichts, unter denen er einst geboren wird und er könnte glauben, dass seine Geburtsstunde für ihn die Todesstunde ist. Vielleicht ist für uns der Tod nur eine Geburt, und vielleicht ist das, was wir für eine Vernichtung des Gedankens halten, die Befreiung des Gedankens von seinen Fesseln. So ungeheuer auch das Gebiet der Wissenschaft ist, so kann sie doch sich die Behauptung nicht anmaassen, sie habe den Abgrund der Möglichkeit ergründet und die Grenzen derselben erreicht. Das Seiende ist nicht das Maass für das Seinkönnende. Hier kommt die Moral der Metaphysik zu Hülfe. Was diese einfach für möglich erklärt, bestimmt jene als nothwendig.«

Der gelehrte Herr Verf. hat den Unterschied des Gedankens und des Hirnes, aber auch die Zusammengehörigkeit beider zum Acte des Denkens in dieser Wirklichkeit erwiesen. Alles Andere gehört ins Gebiet des Glaubens, der, auf moralische und metaphysische Grundlage gestützt, als Vernunftglaube von der Wissenschaft, wie von dem Aberglauben, wohl unterschieden werden muss. Shakespeare nennt das Hirn die Mutter, den Geist den Vater in der geistigen Thätigkeit, die Gedanken die Kinder dieser Eltern.

v. Reichlin-Meldegg.

Zur Geschichte des Nominalismus vor Roscellin. Nach bisher unbenützten handschriftlichen Quellen der Wiener kaiserlichen Hofbibliothek von Dr. C. S. Barach, Docent der Philosophie an der Wiener Universität. Wien, 1866. Wilhelm Braumüller, K. K. Hof- und Universitätsbuchhändler. 25 S. gr. 8.

Es ist durch Prantl's grosses Werk (Geschichte der Logik im Abendlande) zur Genüge nachgewiesen, dass die Keime zu den Gegensätzen des Realismus und Nominalismus, wenn auch in unbefangener Einheit und ohne Bewusstsein ihrer später entwickelten Parteistellung, in der Uebersetzung der Porphyrius'schen Schrift (Einleitung zu den zehn Kategorien des Aristoteles) durch Boëthius und in Johannes Scotus Erigena, so wie in dem Commentare des Pseudo-Hrabanus Maurus zur Isagoge des Porphyrius liegen. In der Zeit des Mittelalters, welche auf die Werke der genannten Schriftsteller folgte, prägte sich bis zur Zeit des Roscellin der Nominalismus immer schärfer aus, bis er endlich durch jenen Denker, einen entschieden in allen Theilen der Seins- und Erkenntnisslehre scharf hervortretenden Nominalisten, und den Kampf mit Anselm von Canterbury, dem Realisten, eine völlig ausgebildete Parteistellung erhielt, die unter verschiedenen Formen bis zum Abschlusse des Mittelalters fortdauerte. Johannes Scotus Erigena ist noch als Ontolog Realist, als Logiker Nominalist, ohne sich des Gegensatzes klar bewusst zu sein. Unter den vorroscellinischen Philosophen des Mittelalters ist es besonders Eric (Heiric, Ericus, Heiricus) von Auxerre (blühend um 870 n. Chr.), welcher in seinen commentirenden Glossen zur pseudoaugustinischen Schrift: Categoriae den nominalistischen Standpunkt in einem erhöhten Grade einnimmt. So heisst es in dieser Schrift bei Barth. Hauréau de la philosophie scolastique, Paris. 1850, vol. II, S. 141: Sciendum autem, quia propria nomina primum sunt innumerabilia, ad quae cognoscenda nullus intellectus seu memoria sufficit, haec ergo omnia coartata species comprehendit et facit primum gradum, qui latissimus est, scilicet hominem, equum, leonem et species hujusmodi omnes continet; sed quia haec rursus erant innumerabilia et incomprehensibilia, alter factus est gradus angustior, ita constat in genere, quod est animal, surculus et lapis; iterum haec genera, in unum coacta nomen, tertium fecerunt gradum arctissimum jam et angustissimum utpote qui uno nomine solummodo constet, quod est usia (οὐσία). So wenig die allgemeinen Begriffe die Dinge sind, so wenig bezeichnen die Qualitäten die Dinge. Ebend. S. 139: Si quis dixerit album et nigrum absolute sine propria et certa substantia, in qua continetur, per hoc non poterit certam rem ostendere, nisi dicat albus homo vel equus aut niger.

In dem von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Katalog der lateinischen Handschriften der kaiserlichen Bibliothek (Wien, Carl Gerold, 1864), S. 142 ist eine latei-

nische Handschrift, Nr. 843 der lateinischen Handschriften, 36 Seiten in 4to enthaltend, beschrieben, welche aus dem zehnten Jahrhundert stammt, die Categoriae decem ex Aristotele decerptae des Pseudo-Augustinus mit einer commentirenden Marginalglosse eines anonymen Verfassers. Dem Texte geht der metrische Prolog des Alcuin an Karl den Grossen (abgedruckt in Alcuins Werken, Ratisb. 1777, II, S. 334) voraus. Der Charakter der Marginalglosse ist nominalistisch und scheint, da sie in mehreren Stellen mit dem Commentar des Heiric gleich lautet, mit letzterm identisch zu sein. Allein die wörtlich in Heiric enthaltenen Stellen sind fast sämmtlich solche, welche Heiric aus Boëthius und Johannes Scotus Erigena aufgenommen hat, und der Nominalismus ist viel ausgeprägter, als in dem Heiric'schen Commentar. Wenn die Handschrift nicht von dem Heiric'schen Commentare stammt, so gehört sie wohl jedenfalls seiner Schule an.

Diese handschriftliche Quelle wird von dem gelehrten Herren Verf. in der vorliegenden Schrift nach den einzelnen, den Nominalismus betreffenden Randglossen zum Erstenmale mitgetheilt und benutzt. Die Arten und Gattungen werden in denselben als Begriffe, als Producte des Denkens bezeichnet, die sich in immer höhern Stufen bis zum Begriff des Seins erheben, welches ein blosser Name ist (nomen capacissimum omnium rerum, S. 8). Die Dinge werden, wie es in dieser handschriftlichen Glosse des zehnten Jahrhunderts heisst, nur gedacht, begriffen (hujusmodi species comprehenduntur); das Allgemeine ist Gedankending. Die Gattung ist die Zusammenfassung vieler Formen durch einen Namen (genus est multarum formarum per unum nomen complexio, S. 9). Name und Substanz, Denken und Sein werden unterschieden (aliud est ipsum nomen, aliud substantia, de qua dicitur, S. 9). Die Worte haben die höhere Bedeutung des adäquaten Ausdrucks der Gedanken (Verbum proprie est in mente, quamdiu concipitur, quod dum foras profertur, jam vox est. Vox vehiculum verbi et ministerium, per quod verbum, id est, mentis conceptio declaratur, S. 9). Dieses ist der Uebergang zur spätern Behauptung, dass die Universalien Worte seien. Die Worte müssen von der Seele aufgefasst werden, um Zeichen der Dinge zu sein. Die eigentliche Substanz ist das sinnlich Wahrnehmbare. Nur das Einzelwesen hat Wirklichkeit (Licet multa uno eodemque nomine vocentur, tamen singulis illud proprium est, et singuli suam habent substantiam singularem ad nullum aliud pertinentem. Sicut ergo substantia singulis propria est, ita nomen etiam licet pluribus aptitur, singulis tamen proprium est, S. 11). Mit dem Individualismus tritt der Nominalismus dem Realismus entgegen. Mit dem Individualismus verbindet der Glossator den Empirismus (Sentiuntur ea, quae quinque corporis sensibus cognoscuntur, percipiuntur, quae animo et mente colliguntur. .. Intellectus generalium rerum ex particularibus sumtus est, S. 12). In Beziehung auf die Unterscheidung der par-

titio, welche das Ganze in Theile zerlegt, und der divisio, welche das genus in species sondert, scheint die von dem Herrn Verf. S. 15 ausgesprochene Ansicht nach den in der vorliegenden Schrift mitgetheilten Stellen die richtige, der Glossator wolle behaupten, dass der Theilbegriff, der auf die incorporalia zu übertragen sei, auf die corporalia keine Anwendung finde.

Der Realismus erklärt die körperlichen Dinge für theilbar, die unkörperlichen als Gattungen für bloss in species zerlegbar. Der Nominalismus kehrt es um. Die körperlichen Dinge sind ihm als körperlich oder real untheilbar; nur, inwiefern sie als Begriffe aufgefasst werden, sind sie in Theilbegriffe zerlegbar. Von dem Realismus wird der Körperlichkeit alle Substantialität ab- und nur der Unkörperlichkeit zugesprochen. Dem Nominalismus dagegen ist das Körperliche allein das Substantielle, das Unkörperliche das Abstracte (S. 16). Von unserem Glossator wird nicht nur die Substantialität und die Untheilbarkeit des Körperlichen behauptet, sondern auch zu begründen versucht. Quantitative Bestimmungen sind ihm dem menschlichen Wortausdruck gleich zu setzende Bestimmungen des Subjects. Die unkörperlichen geometrischen Bestimmungen gehören nicht zur *οὐσία*, sondern zum Subjecte. Sie sind das geometrische Quantum, der empirisch gegebene Körper ist allein das natürliche Quantum. Das geometrische Quantum ist etwas Gedachtes, das sich in Wirklichkeit nirgends vorfindet (Non de naturali quantitate dico, quae in ipsa usia videtur, sed de ea, quae in figuris geometricis cognoscitur. In geometrica enim de corporibus incorporaliter disputamus et, ut ita dicam, ipsum corpus geometricum incorporale est, ideoque longitudo, altitudo, latitudo ejus incorporalia sunt. Incorporaliter corpus perficiunt et incorporaliter tractantur, cum divisio fit in his, S. 18). Messen und Theilen geschieht nur in Gedanken (S. 19). Worte und mathematische Verhältnisse sind nur Zeichen der Sachen, beziehungsweise körperlicher Verhältnisse (S. 20). Der Körper ist in Wirklichkeit nicht in seine mathematischen Elemente auflösbar, da jede Theilung eine gedachte ist. Die mechanische Zertheilbarkeit des Körperlichen, welche der Glossator zugibt, soll nach ihm die Unauflösbarkeit des Körperlichen und damit seine eigentliche und wahre Substantialität beweisen. Man kann den Körper nur deshalb mechanisch ins Unendliche theilen, weil man ihn nicht in seine mathematischen Theile auflösen kann, da diese unkörperlich aufzufassen sind, also der Körper aufhören müsste, Körper zu sein (Nullus autem potest ita dividere corpus, ut corpus, non sit, S. 20). Treffend wird S. 16 u. 21 nachgewiesen, wie Johannes Scotus Erigena hiezu dem Glossator die Veranlassung gab, nur dass dieser zum Vortheile des Nominalismus ausbeutete, was jener realistisch erklärte. Das subjective Element ist ontologisch und logisch durchweg in der Glosse das entscheidende. Mit Recht erklärt der Herr Verf. nach dem, was wir von beiden wissen, den Nominalismus

des Glossators für entschiedener und entwickelter, als den Heirics. Der Nominalismus der handschriftlichen Glosse nähert sich dem des Roscellin, ja erscheint, wenn man die »Uebertreibungen« in Anselms und Abälards Berichten und die Anwendung auf die Trinitätslehre ausnimmt, so ausgebildet, dass Roscellin's Standpunkt als »kein wesentlich neuer« (S. 22) bezeichnet wird. Durch vorliegenden wichtigen Beitrag zur Geschichte des Nominalismus und Realismus wird gezeigt, dass in der Entwickelung des Nominalismus im zehnten Jahrhundert kein Stillstand eingetreten ist, und dass die Lehre des Johannes Scotus Erigena in der Erkenntnisstheorie auf dem ontologischen und logischen Standpunkt des Nominalismus in dieser Zeit »fördernd« und »befruchtend« eingewirkt hat.

In einem Codex des 11. Jahrhunderts, des Priscianus institut. grammat. vol. maj., unter den lateinischen Handschriften der kaiserlichen Bibliothek Nr. 220 fand der Herr Verf. eine S. 23 u. 24 mitgetheilte Randglosse, nach welcher bewiesen wird, dass die Stimme oder das Wort kein Körper sei, da sie von der Luft, dem »feinsten Körper«, und der »Zunge«, verschieden ist. Es wird die Vermuthung ausgesprochen, dass diese Ansicht nominalistisch sei. Die vox erscheint hier als ein dem idealen Denken nahe gerücktes unkörperliches Wesen.

Die neue, für eine freiere Entwickelung der Philosophie so überaus wichtige Periode der Auflösung der Scholastik beginnt im 13. Jahrhunderte mit dem Erneuerer des Nominalismus, dem englischen Franciskaner Wilhelm Occam, der auch durch seine Schriften über die Rechte des Staates der Kirche gegenüber seine kirchenrechtliche Bedeutung hat. Mit Recht findet der Herr Verf. im Nominalismus das skeptische und kritische Princip des Mittelalters. Der Geist befreit sich in und mit ihm allmählig von den Fesseln der als unbedingt und unfehlbar geltenden Kirchenautorität. Der Nominalismus führt aus dem Gebiete phantastischer Träume, in welchen sich der einseitige Realismus verloren hatte, auf das Gebiet der besonnenen Erfahrung zurück. Die vorliegende Schrift enthält einen auf handschriftlicher Grundlage entstandenen neuen, scharfsinnig entwickelten Beitrag zur bedeutungsvollen Geschichte dieser Lehre. **v. Reichlin-Meldegg.**

Nr. 18. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde in den Jahren 1857, 1858, 1859 unter den Befehlen des Commodore B. von Wüllerstorf-Urbair. — Linguistischer Theil von Prof. Dr. Friedrich Müller. 4. (VI, 357 S.). Wien 1867.

Der Verfasser, durch eine Reihe der gründlichsten und scharfsinnigsten sprachwissenschaftlichen Untersuchungen, die meist in den Sitzungsberichten der historisch-philosophischen Classe der Wiener Akademie der Wissenschaften niedergelegt sind, als einer der gediegensten Sprachforscher wohlbekannt, erscheint hier als Bearbeiter des von der Fregatte Novara auf ihrer in den Jahren 1857—1859 unternommenen Rundfahrt um die Erde heimgebrachten sprachlichen Materials. Wir haben in der Bearbeitung dieses auf den verschiedenen Punkten, wo die Novara anhielt, von Karl v. Scherzer gesammelten Materials eine der verdienstlichsten neueren Leistungen auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft zu begrüssen, und zwar um so mehr, als die Arbeit nicht nur dem Sprachforscher selbst eine Fülle interessanten Stoffes zuführt, sondern diesen auch in ein ansprechendes Gewand kleidet, das ihn auch dem gebildeten Publikum, welches am Menschen und seiner Sprache Antheil nimmt, vollkommen zugänglich und verständlich macht. Dies letztere ist jedenfalls ein Hauptverdienst des Werkes; denn es hat nicht jedermann Zeit und Lust, sich um das in einer Menge von Einzelschriften über die ganze Erde zerstreute Material zu kümmern; hier dagegen findet man eine Reihe der Haupttypen menschlicher Sprache auf der Höhe der Wissenschaft und doch allgemein verständlich dargestellt. Das ganze Werk zerfällt in vier grössere Abtheilungen und behandelt eine Reihe afrikanischer und australischer, dann die indischen und malayo-polynesischen Sprachen. Es wurde von der jedesmaligen Haltestation der Novara und dem allenfalls zufliessenden Material Anlass genommen, die an diesem Punkte herrschende Sprache einer näheren Prüfung zu unterwerfen und die etwaigen Verwandten derselben bis in die entferntesten Ausläufer in den Kreis der Betrachtung zu ziehen. Die Sprachen, welche besondere Alphabete haben, sind mit den ihnen eigenthümlichen Typen gedruckt nebst beigefügter Transcription, so dass auch ohne Kenntniss der fremden Buchstaben jedes Wort lesbar erscheint; der allbekannte Typenreichthum der Wiener Hof- und Staatsdruckerei bewährt sich auch hier wieder, wie denn die typographische Ausstattung des Werkes eine prachtvolle genannt wer-

den muss. Versuchen wir nun, einen allgemeinen Ueberblick über den reichen Inhalt des Werkes zu geben.

Der Aufenthalt der Novara in der Capstadt bietet zunächst Anlass zur Behandlung der in Südafrika herrschenden Sprachstämme. Es ist eine Errungenschaft der letzten Decennien auf sprachwissenschaftlichem Gebiete, zu wissen, dass südlich vom Erdgleicher, mit Ausnahme der Hottentoten, es nur eine einzige, zwar in sich vielfach getheilte, allein gleichartige Völker- und Sprachenbildung gibt, die man die kongo-kafrige nennen könnte, oder, wie sie der Verfasser nennt, das Gebiet der Bantu-Sprachen. Dieses letztere Gebiet begreift ein gut Vierttheil der gesammten Bevölkerung Afrikas in sich. Auf S. 7—19 haben wir eine kurze Charakteristik nebst Laut- und Formenlehre der Hottentoten-Sprache, die in vier Dialekte zerfällt: den Nama-, Kora-, Capdialekt und den der östlichen Stämme; auch die Sprache der sogenannten Buschman, jener zahlreichen Stämme, welche über die Wüste und die Gebirge des Innern sich verbreiten, gehört hieher. — In ausführlicher Behandlung werden uns S. 20—50 die Bantu-Sprachen vorgeführt. Es erstreckt sich dieser ungeheure Sprachstamm vom Gebiete der Hottentoten an auf der östlichen Seite bis zu den Stämmen der Galla, auf der Westküste bis zur Insel Fernando Po, und im Innern wahrscheinlich bis etwa zum 8° nördl. Br. Es ist von ungeheurer Tragweite, dass man mit der Kenntniss einer dieser Sprachen vom Aequator bis Port Natal und vom Gabun bis Zanzibar ausreichen kann. Sie zerfallen in eine östliche, mittlere und westliche Abtheilung mit mehreren Gruppen und einzelnen Sprachen. Die östliche Abtheilung zerfällt in die drei Gruppen der Kafir-, Zambesi- und Zanzibar-Sprachen, zur Kafir-Gruppe gehört das eigentliche Kafir und die Sprachen der Ama-zulu und Ma-swazi, zu den Zambesi-Sprachen die Idiome der Ma-schona, Ba-yeye u. a., zu denen von Zanzibar das Ki-suahili, Ki-nika, Ki-kamba, Ki-hiau, Ki-pokomo u. s. w. Die mittlere Abtheilung umfasst die beiden Gruppen Se-tschuana und Tekeza, wovon das Se-tschuana in eine östliche Sprache Se-suto und in die beiden westlichen Se-rolong und Se-chlapi zerfällt, das Tekeza die Sprachen der Ma-molosi, Ma-tonga, Ma-bloenga umfasst. Die westliche Abtheilung enthält zwei grosse Gruppen, die sogenannte Bunda- und Kongo-Gruppe; zur ersteren gehören die Sprachen Herero, Bunda und Londa, zur letzteren die Sprachen von Kongo, Mpongwe, Kele, Isubu, Fernando Po. Alle diese Sprachen sind derart mit einander verwandt, wie etwa die semitischen oder indoeuropäischen unter einander, was sich nicht nur in der vollkommensten Uebereinstimmung der Formen und der dazu verwendeten Elemente, sondern auch in wichtigen lexikalischen Erscheinungen offenbart. Diese Verwandtschaft wird in einer ausführlichen vergleichenden Laut- und Formenlehre an vier räumlich so ziemlich entfernten und aus jeder der drei Abtheilungen ausgewählten Sprachen, am Kafir-Idiom im engeren Sinn, Ki-suahili, Herero und Se-tschuana, einleuchtend

durchgeführt. — In einem dritten Abschnitt, der des Instructiven viel enthält, wird S. 51—70 eine dritte Gruppe afrikanischer Sprachen behandelt, vom Verfasser nach dem Vorgange von Lepsius die »hamitischen« genannt; doch weicht der Verf. von der von Lepsius im Standart-Alphabet S. 303 gegebenen Uebersicht wesentlich ab, indem natürlich das Hottentotische wegfallen muss, und das Ha-usa durchaus zurückgewiesen wird. Müllers Eintheilung der hamitischen Sprachen ist folgende: I. Aegyptische Gruppe. Altägyptisch Koptisch. II. Lybische Gruppe. Ta-mascheq. III. Aethiopische Gruppe. 1. Bedscha. 2. Saho. 3. Galla. 4. Dankali. 5. Somali. Der innige Zusammenhang des Saho, Galla, Ta-mascheq und Altägyptischen ist bereits von Lottner in den Transactions of the philological society 1860—1861. S. 20—27 und S. 112—132 nachgewiesen worden. Es ist von grosser Wichtigkeit, dass die Sprache des berühmtesten Culturvolkes Afrikas, der Aegypter, bereits mit völliger Sicherheit hier eingereiht werden kann. Man hat nun zwar schon seit einiger Zeit eine Verwandschaft dieses Sprachstammes mit dem semitischen wahrscheinlich machen wollen, aber man wird gut thun, trotz mancher Anklänge, wohin namentlich die von Lottner betonte Uebereinstimmung des Pronomens und der bei der Bildung der Verbalformen zur Anwendung kommenden aus Pronominalelementen ableitbaren Prä- und Suffixe gehört, noch zurückzuhalten. So viel ist gewiss, dass diese Völkergruppe mit den andern Völkern des nördlichen Mittelafrika, den eigentlichen Negern, nicht zusammenhängt, sondern sich vielmehr an die über den anstossenden Theil Asiens verbreiteten kaukasischen Stämme anschliesst. Indem sie sich vom Aequator her längs der Küste — wie weit sie sich ins Innere erstrecken, wissen wir noch nicht — durch das Nilthal über den Küstenstrich des nördlichen Afrika herziehen, erweisen sie sich deutlich als in diesem Welttheile nicht einheimisch, sondern sind wahrscheinlich in grauer Vorzeit aus den Tigris- und Euphratländern eingewandert. Es ist zu erwarten, dass von dem Fortschreiten in der Entzifferung der Keilschriften noch manches unerwartete Licht auf diese Frage fallen wird. Die Einsicht in die Zusammengehörigkeit und Verwandtschaft der hamitischen Sprachen bedeutend gefördert zu haben, ist ein besonderes Verdienst Müllers, der nach Darlegung der Uebereinstimmung der Pronominalstämme die nähere Verwandtschaft dieser Sprachen unter einander durch eine vergleichende Formenlehre des Nomens und Verbums zur Anschauung bringt.

Die in der afrikanischen Abtheilung behandelten Sprachen umfassen die Sprachen aller jener afrikanischen Völker, welche körperlich und sprachlich nicht zu den Negern gehören. Es geht aber hieraus für die afrikanische Linguistik die wahrscheinliche Thatsache hervor, dass die Verbreitung der einzelnen Stämme längs der Küste stattgefunden habe, und zwar zunächst an der Ostküste von Norden nach Süden; erst später scheint eine zweite Wande-

rung an der Westküste von Süden nach Norden gefolgt zu sein. Die am äussersten Ende der Wanderungsrichtung sesshaften Stämme haben wir als die ersten Auswanderer und die ältesten Bewohner anzusehen. Unzweifelhaft gehören daher z. B. die auf die äusserste Südspitze zurückgedrängten Hottentoten zu den Urbewohnern; zwischen sie und die eigentlichen Negerrassen in Mittelafrika schoben sich die Kafir-Kongostämme ein; und diese Wanderungen sind wahrscheinlich durch die an der Küste des rothen Meeres und über den nordafrikanischen Küstenstrich erfolgte Ausbreitung der hamitischen Völker veranlasst worden.

Die zweite Abtheilung des Werkes schliesst sich an den Aufenthalt der Novara in den Häfen von Point de Galle auf Ceylon und in Madras an und bietet in vier Abschnitten eine Reihe der schönsten und anziehendsten Untersuchungen und Ergebnisse. Wir haben auf der vorderindischen Halbinsel bekanntlich eine ähnliche Erscheinung, wie wir sie eben bei Afrika berührten. Als die Arier vom Hindukusch herab durch das Fünfströmeland über die indischen Ebenen sich ergossen, wurden die eingebornen Völker, die Dravidas, von den Siegern zurückgedrängt, bis sie sich schliesslich auf den südlichen Theil des Landes, das sogenannte Dekan, beschränkt sahen. Ein grosser Theil der Dravidas ging sicherlich in den Siegern auf, indem er Sprache und Sitten derselben annahm, und wiederum manchen Einfluss auf Bildung und Sprache der Sieger ausübte (wie z. B. die Lautgruppe der Cerebralen oder Lingualen diesem Einflusse zugeschrieben wird). Einzelne Dravida-Stämme zogen sich im Innern in die höheren Gebirge zurück, wo sie noch jetzt unter den Namen der Todavar, Gonda, Kotar, Ku u. a. sich erhalten haben; die nördlichsten scheinen nach Westen ausgewichen zu sein, wo sie noch heute in den Gebirgen Beludschistans als Brahui fortleben. Die früher ziemlich stiefmütterlich behandelten Dravida-Sprachen haben in R. Caldwell (A comparative grammar of the Dravidian or South-Indian family of languages. London 1856) eine vorzügliche Bearbeitung gefunden. Das gegenwärtige Gebiet der Dravida-Sprachen erstreckt sich vom Vindhja und der Nerbudda bis zum Cap Komorin. Es sind deren vorzüglich fünf: 1) das wegen der Einfachheit seines Lautsystems und der Durchsichtigkeit seiner Formen allen voranstehende Tamil im sogenannten Karnatik, an der Ostküste unterhalb der Ghats von Palikat bis Cap Komorin und von den Ghats bis zur Bai von Bengalen, auch an der westlichen Seite der Ghats von Cap Komorin bis Trivandram, endlich in den nördlichen Theilen Ceylons, es wird von etwa 10 Millionen gesprochen. 2) Telugu, von Chicacole an der östlichen Küste bis Palikat und von der Ostküste bis gegen Mysore, von 14 Millionen gesprochen. 3) Das Kanaresische, in Mysore und den östlichen Districten des Nizam bis Beder, und im Districte Kanara an der Malabarküste, von ungefähr 5 Millionen gesprochen. 4) Malayalam, an der Küste Malabar, an der west-

lichen Seite der Ghats von Mangalore bis Trivandram, etwa 2½ Millionen umfassend. 5) Tulu oder Tuluva, ursprünglich im Districte Kanara verbreitet, heute fast nur noch in der Umgebung von Mangalore, kaum mehr von 150,000 gesprochen. Als sechste Abtheilung könnte man die Sprache der Bergvölker im Innern annehmen. Somit kann man die Anzahl der Dravidas auf ungefähr 33 Millionen veranschlagen, also fast ⅕ der Gesammtbevölkerung Indiens.

Auf S. 76—104 gibt nun der Verfasser eine klare und übersichtliche Darstellung der Laut- und Formenlehre aller dieser Sprachen. Caldwell und Max Müller sind geneigt, die Dravida-Sprachen für Verwandte des grossen ural-altaischen Sprachstammes anzusehen. Mit Recht ist ihnen der Verfasser nicht gefolgt. Jene basiren ihren Beweis auf die Aehnlichkeit des Typus der beiden Sprachstämme, die Uebereinstimmung mancher Flexionselemente und besonders auf die Uebereinstimmung der Zahlenausdrücke; es lässt sich manches davon nicht in Abrede stellen; die Suffixbildungen beim Nomen und Verbum, eine Art von Vocalharmonie, Postpositionen, Reichhaltigkeit des Verbums an Participial- und Gerundivformen, die Anordnung der Satzglieder erinnern vielfach an die ural-altaischen Sprachen. Allein dasselbe liesse sich noch von manchen andern Sprachstämmen fast ebenso gut sagen; und eine nur einigermassen genügende Uebereinstimmung im Wortschatze dürfte schwer nachweisbar sein. Wir sehen daher mit dem Verfasser in den Dravida-Sprachen einen besondern, urthümlichen Sprachstamm.

Den Glanzpunkt des Werkes bildet die im zweiten Abschnitt dieser Abtheilung S. 105—202 folgende meisterhafte Darstellung der neuindischen Sanskritsprachen, die in solcher Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit noch nirgends gegeben wurde. Nach einigen Bemerkungen über die Entwicklung des Sanskrit, Prakrit und Pali ordnet der Verfasser die modernen Sanskritsprachen, deren Gebiet vom Hindukusch und Himalaja bis ins Dekan zum Dravida-Sprachgebiet und vom Indus bis über den Brahmaputra hinaus reicht und die von über 140 Millionen Menschen gesprochen werden, in sechs Gruppen. I. Oestliche Gruppe mit Bengalisch, das am meisten vom Sanskrit influenzirt ist, Assamesisch, das von dem es umgebenden Tibetischen und Barmanischen manches angezogen, und Orija mit arabischen Elementen. II. Nördliche Gruppe: Nepalesisch, untermischt mit tibetischen Elementen, Kaschmirisch und Pendschabisch mit manchen arabischen und persischen Elementen. III. Westliche Gruppe: die Sprachen von Sindh, Multan u. a. IV. Mittlere Gruppe: Hindi, die Sprache der eingebornen Hindu-Bevölkerung in dem mittleren Theile des nördlichen Indiens. Aus ihm entwickelte sich seit dem 11. Jahrhundert n. Chr. das sogenannte Urdu oder Hindustani, stark mit arabischen und persischen Elementen untermischt; als Sprache der muhammedanischen Bevölkerung Indiens hat sich das Urdu über ganz

Indien verbreitet und kann als Universalsprache der Gebildeten von ganz Indien betrachtet werden. V. Südwestliche Gruppe: die Sprache von Gudscharat mit den verwandten Dialekten. VI. Südliche Gruppe: das Marathi. Von allen diesen Sprachen wird dann unter steter Bezugnahme auf Sanskrit und Prakrit eine bis in das Einzelnste gehende vergleichende Laut- und Formenlehre mit wahrer Meisterschaft entworfen.

Hieran schliesst sich in einem dritten Abschnitt S. 203—218 eine besondere Darstellung der singhalesischen Sprache, des Elu, der Sprache der Löweninsel (Sinhala-dvipa) Ceylon, wie sie besonders im südlichen Theile der Insel gesprochen wird. Sie weicht nach Laut und grammatischem Bau ganz von den Sanskritsprachen ab, und erinnert in manchen Punkten an die Dravida-Idiome und dürfte mit diesen vielleicht in entfernter verwandtschaftlicher Beziehung stehen, in einem innigen Verhältnisse keineswegs; der Verfasser möchte das Elu am liebsten für eine unter den Sprachen Indiens allein dastehende selbständige Sprache erklären.

Eine wahre Zierde des Buches ist der Abschnitt »über Ursprung, Entwicklung und Verbreitung der indischen Schrift« (S. 219—238). Der Verfasser hat sich bereits in mehreren Untersuchungen mit Vorliebe der Schriftfrage zugewendet: über den Ursprung der armenischen Sprache (Sitz.-Ber. der kais. Akad. der Wissensch. 1864), über den Ursprung der himjarisch-äthiopischen Schrift (1865), über den Ursprung der Schrift der malayischen Völker (1865). Seit den scharfsinnigen Untersuchungen Albr. Webers (Zeitschr. d. deutschen morgenl. Gesell. 1856. X. 389—406) war kein Zweifel mehr vorhanden, dass der Ursprung der indischen Schrift kein anderer als derselbe ist, welcher den Schriftarten der Semiten und der abendländischen Völker zu Grunde liegt, nämlich der phönikische oder richtiger der babylonische. Diese Einsicht war erst möglich, seit es dem genialen James Prinsep gelungen war, auf den Felseninschriften der buddhistischen Könige (Piyadesi) die älteste Form der indischen Schrift zu entziffern (Journal of the Asiatic Society of Bengal 1837. VI. S. 461 ff. 1838. VII); nur durch Zugrundelegung der ältesten Schriftform, deren Alter in die Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. zurückreicht, konnte die Schriftfrage zu der Evidenz gebracht werden, mit der wir jetzt darüber urtheilen können. Müller führt in diesem Abschnitt die Sache systematisch weiter und bringt sie zum Abschluss mit einer Klarheit und Uebersichtlichkeit, die nichts zu wünschen übrig lässt; alles ist durch beigefügte Schrifttafeln veranschaulicht. Wir können darnach die Entwicklung des altindischen aus dem altsemitischen Alphabet genau verfolgen, ein interessanter Anklang an die semitische Schrift zeigt sich in den indischen Alphabeten noch darin, dass der Vocal a als jedem Consonanten inhärent aufgefasst und in der Schrift gar nicht ausgedrückt wird. Aus dem altindischen Alphabete sind dann nach und

nach alle Schriftarten hervorgegangen, welche heutzutage in den verschiedenen Provinzen Indiens im Gebrauch sind, deren Anzahl sehr gross ist (äusserst belehrend ist hiezu die Taf. III. S. 230). Aber auch die nichtarischen Völker Indiens haben ihre Schriften von den Indern überkommen; so zunächst die Dravidas, bei denen vier Alphabete in zwei Gruppen im Gebrauch sind, Tamil- und Malaya-Schrift einerseits, und Telugu und Kanaresisch andrerseits, und an diese wiederum schliesst sich die singhalesische Schrift (Hodiya) an, als deren Tochter weiter die alte Schrift der Bewohner der Malediven zu betrachten ist. Allein der indische Einfluss reichte noch weit über diese Grenzen hinaus; er brachte auch den Tibetanern, den hinterindischen und malayischen Völkern ihre Alphabete. Die tibetanische Schrift ist im 7. Jahrhundert aus der altindischen hervorgegangen; an sie schliesst sich die alte Lapidarschrift der Mongolen, deren eckige Gestalt aber bald (seit Tschinggis-Chan) durch die unter den Mongolen verbreitete uigurische Schrift, eine Tochter der syrischen, verdrängt wurde; unbedeutend abweichend von der mongolischen ist die kalmükische. Die Schrift der hinterindischen Völker, Barmanen und Siamesen, ist auf ein Pali-Alphabet zurückzuführen. Bei den malayischen Völkern können wir (von den eigentlichen Malayen abgesehen, die seit der Annahme des Islam sich der arabischen Schrift bedienen) zwei Gruppen von auf das altindische Alphabet zurückzuführenden Schriften unterscheiden; die eine ist die Schrift der Javanen, die entschieden auf das Pali zurückweist; die andere umfasst die Schriften der Völker auf Sumatra (Battak, Redschang, Lampung), Celebes (Mankasar, Bugis) und den Philippinen (Tagala), welche insgesammt einem altindischen Alphabet entstammen. Sämmtliche Alphabete aller dieser Völker sind auf 9 Tafeln mit den nöthigen Erläuterungen beigegeben. Niemand wird diesen Abschnitt ohne reiche Belehrung aus der Hand legen. Wir übersehen hier mit einem Blick eine der merkwürdigsten Thatsachen in der Culturgeschichte des östlichen Asiens.

Die dritte Abtheilung des Werkes behandelt die australischen Sprachen (S. 241—266). Leider ist hier das Material ziemlich dürftig; nur einigermassen näher bekannt sind die Sprachen in der Nähe der von den Europäern bewohnten Küstenstriche. In Westaustralien kennen wir die Sprache am Schwanfluss in der Umgegend von Perth und die Sprache am König Georgs Sund, die beide mit einander verwandt sind. In Südaustralien herrscht die Parnkalla-Sprache auf Port Lincoln und der Westseite von Spencer's Golf, dann die Sprache in der Umgebung von Adelaide; dazu gehören auch die Stämme am Murray-Flusse, an der Encounter Bay und um Melbourne; alle diese tragen Spuren gemeinsamer Abstammung an sich. In Neusüdwales endlich kennen wir die Sprachen in der Umgegend von Sydney, am Lake Maquarie, der Moreton Bay, und die mehr im Innern gesprochenen Dialekte der

Kamilarai und Wiraturai; auch diese sind mit einander verwandt. Wie weit die Verwandtschaft der andern Sprachen auf dem australischen Festlande geht, sind wir zu beurtheilen ausser Stande; eine gewisse gleichartige Anlage, einen einheitlichen Bau können wir zwar nicht verkennen, desshalb dürfte aber ebenso wenig, wie bei den Sprachen Amerikas, auf eine Wurzelverwandtschaft zu schliessen sein. Der allgemeine Charakter, Laut- und Formenlehre dieser Sprachen ist von Müller S. 244—264 ziemlich ausführlich dargestellt. Erst nach Schluss der Arbeit ist ihm durch Scherzer noch neues Material zugekommen, was ihm Anlass geben wird, wie er S. 358 bemerkt, demnächst die Abtheilung über australische Sprachen in einer mehr umfassenden und genaueren Bearbeitung wiederzugeben. Es ist aber auch höchste Zeit dazu, wenn nicht die Eingebornen vollends verschwinden sollen, sie werden vielleicht noch vor Ablauf des gegenwärtigen Jahrhunderts vom Erdboden vertilgt sein; in diesem Falle müssten wir wahrscheinlich für immer auf die Lösung eines linguistischen Problems von höchster Wichtigkeit verzichten. Denn Australien hat, wie die neueren Forschungen lehren*), seinen Zusammenhang mit Asien und Europa erst in der tertiären Zeit verloren, seine Geschöpfe haben noch die Trachten der geologischen Vorzeit nicht abgelegt, und so haben wir in dessen Bewohnern aller Wahrscheinlichkeit nach einen der urältesten Menschenstämme zu suchen.

Wir kommen zur vierten und letzten Abtheilung: Malayo-polynesische Sprachen (S. 269—357), deren Behandlung der Verfasser mit besonderer Vorliebe eine grosse Sorgfalt gewidmet hat. Der malayo-polynesische Sprachstamm ist, was räumliche Ausdehnung betrifft, unstreitig der grossartigste; man denke sich die unabsehbaren Entfernungen von Madagaskar an der Ostküste Afrikas und den Andamanischen Inseln im Westen von Siam bis hinüber zur Osterinsel nicht so gar weit von Chile, und von Formosa oder Taiwan an der chinesischen Küste und den Sandwich-Inseln im Norden bis herab nach Neuseeland: so weit reicht dieser fast unübersehbare Sprachstamm. Dabei hat man aber wohl zu unterscheiden, dass diese zahllosen Inseln und Inselgruppen von zwei verschiedenen Rassen bewohnt werden. Die eine, von dunkler Farbe mit wolligem Haar, an die afrikanischen Neger erinnernd, bewohnt mehr die Inseln nördlich vom australischen Continent, entweder ausschliesslich, oder im Verein mit der zweiten Rasse, doch so, dass sie ins Innere der Inseln zurückgedrängt erscheint, während diese sich auf den Küsten angesiedelt hat. Die zweite Rasse, von lichter Olivenfarbe mit glattem Haar, ist mehr über die Inseln östlich vom australischen Festland verbreitet, in deren Alleinbesitz sie steht, dann aber auch auf den nordwestlich von

*) Siehe den instructiven Aufsatz von O. Peschel, Ausland 1867. Nr. 8 S. 173—177.

Australien gelegenen Inseln, besonders an den Küstenrändern angesiedelt; ferner am asiatischen Festlande auf der Halbinsel Malaka. Die schwarze Rasse nennt man gewöhnlich Papuas oder Negritos, die helle fasst man unter der Benennung der Malayo-Polynesen zusammen. Die schwarze Rasse ist offenbar die unterlegene, von der andern zurückgedrängte, wie sich aus ihren Wohnsitzen im Innern der Inseln ergibt. Weil da, wo eine Mischung der beiden Rassen stattgefunden hat, die Sprache durch den Einfluss der schwarzen Bevölkerung bedeutende Veränderungen erfahren und sich von dem ursprünglichen Typus mehr entfernt hat, als dort, wo die helle Rasse sich unvermischt erhielt, so ist schon aus diesem Umstande auf die Grundverschiedenheit der Sprachen der beiderseitigen Völker zu schliessen. Auch von der Sprache der Neger auf dem australischen Continent ist die Sprache der Papuas verschieden, wie dies auch physisch der Fall ist. Müller vergleicht das Verhältniss der Papuas und Malayo-Polynesier treffend mit dem zwischen Dravidas und Ariern. Mit grossem Scharfsinn führt der Verfasser die Ansicht aus, dass die Malayo-Polynesier zu einer Zeit, die jenseits aller Geschichte liegt, vom Westen her, wahrscheinlich dem südlichen Theile des asiatischen Festlandes, gegen Osten zogen, sich zunächst auf den grössern Inseln wie Sumatra, Java, Borneo, Celebes niederliessen und die vorgefundene schwarze Bevölkerung theils vertilgten, theils sich assimilirten; von da verbreiteten sie sich gegen Norden über die Philippinen, Formosa, die Marianen und andere benachbarte Inseln; ebenso dehnten sie auf ihren raschen Prahu's ihre Wanderungen über die zahllosen Inseln des stillen Meeres aus. Der Annahme einer umgekehrten Wanderungsrichtung von Osten nach Westen, wozu man sich einestheils durch Meeresströmungen und Windrichtungen, wie sie in diesen Gegenden herrschen, anderntheils durch die primitive Natur der über die polynesischen Inselgruppen verbreiteten Völker berechtigt glaubt, steht der Umstand entgegen, dass es kaum denkbar erscheint, dass die armen, dürftigen Eilande, die meistens nur vulkanischen Thätigkeiten oder massenhaft aufgehäuften Cadavern kleiner Thierchen ihre Entstehung verdanken, die Wiege einer Menschenrasse gewesen wären, die an Zahl mancher andern gleichkommt, an Ausdehnung fast alle andern überragt. Wenn aber auch der südliche Theil des asiatischen Festlandes sammt den umliegenden Inseln als Ausgangspunkt der malayischen Wanderungen und als die relativ älteste Heimath derselben anzusehen sein mag, so hängen doch die Malayo-Polynesier mit keinem Volk Asiens zusammen. Dies führt den Verfasser auf die von Bopp aufgestellte Ansicht »über die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen« (Berlin 1841), die nie sonderlich viele Anhänger gefunden hat; Müller führt den Beweis dagegen durch die Hervorhebung der Hauptunterschiede in den beiden Sprachstämmen, die kaum greller gedacht werden können. Noch weniger Wahr-

scheinlichkeit hat die Ansicht von Max Müller, der die malayischen Sprachen für Verwandte seines allumfassenden turanischen Sprachstammes, und insonderheit der Tai-Sprachen ausgibt. Nach einigen kurzen Bemerkungen über den allgemeinen Charakter der malayopolynesischen Sprachen und die Art ihres Zusammenhanges unter einander, und nach einem Ueberblick über ihre geographische Verbreitung nebst Angabe der bemerkbarsten Literaturwerke in den ausgebildetsten derselben, gibt der Verfasser eine Classification, in welcher er drei grosse Abtheilungen macht, nämlich malayische, polynesische und melanesische, welche wiederum in mehrere Gruppen zerfallen. Seine Uebersicht ist folgende: I. Malayische Sprachen. A. Tagalische Gruppe. 1. Tagala, Bisaya, Pampanga, Ilaca, Bicol, Ybanag, lengua Zebuana (auf den Philippinen). 2. Formosa. 3. Marianen. 4. Madagaskar. B. Malayo-javanische Gruppe. Malayisch, Javanisch, Sundaisch, Battak, Mankasarisch, Bugis, Dajak. II. Polynesische Sprachen. Samoa, Tonga, Maori (Neuseeland), Rarotonga, Tahiti, Hawai-(Sandwich-)Inseln, Marquesas-Inseln u. s. w. III. Melanesische Sprachen. Fidschi, Annatom, Erromango, Tana, Mallikolo, Mare, Lifu, Baladea, Bauro, Guadalcanar (Neue Hebriden, Neu Caledonien) u. s. w. Die Classification stellt eine Stufenleiter dar, auf deren oberster Stufe sich die formenreichsten, auf deren unterster sich die einfachsten Sprachen befinden. Wollte man, meint der Verfasser, die auf andern Sprachgebieten gewonnenen Ueberzeugungen hieher übertragen, so müsste man, wie z. B. unter den indoeuropäischen Sprachen das Sanskrit oder unter den semitischen das Arabische den ursprünglichen Sprachzustand dieser Familien am reinsten bewahrt hat und die andern durch Zertrümmerung der Formen nach und nach von diesem Zustand abgekommen sind, hier zu der Ansicht verleitet werden, dass die tagalische Gruppe den ursprünglichen Sprachzustand am getreuesten repräsentire, die malayo-javanischen und die polynesisch-melanesischen Sprachen dagegen successive eine Degeneration des alten Sprachtypus darstellen. Gegen diese Ansicht verweist der Verfasser auf eine Erscheinung bei den ural-altaischen Sprachen, bei welchen, entgegengesetzt der absteigenden Entwicklung bei Indoeuropäern und Semiten, nach den Ansichten der bedeutendsten Forscher ein aufsteigender Entwicklungsgang stattgefunden hat. So stellen die polynesischen Sprachen mit ihrem einfachen Baue den ursprünglicheren Zustand der malayo-polynesischen Sprachclasse dar, während die malayo-javanischen und Tagala-Sprachen dagegen als Weiterentwicklungen erscheinen, eine Ansicht, die auch W. v. Humboldt theilt; und zwar scheinen die beiden letzteren ursprünglich einen gemeinsamen Entwicklungsgang durchgemacht und sich zu der in den Tagala-Sprachen hervortretenden Fülle erhoben zu haben; von dieser Fülle büssten die malayo-javanischen nach und nach vieles wieder ein, während die tagalischen dieselbe ungeschmälert beibehielten. Die Zeit, in welcher die Malayo-Polynesier in die

einzelnen Gruppen und Sprachgenossenschaften sich schieden, möchte der Verfasser bis etwa in das Jahr 1000 v. Chr. zurückverlegen.

Lehrreich ist auf S. 291—295 ein Verzeichniss altindischer Ausdrücke, die sich schon früh ins Malayische und Javanische eingebürgert haben. Die nun folgende ausführliche Laut- und Formenlehre der polynesischen (S. 296—316) und der malayischen Sprachen (S. 317—357) ist ein Muster von gründlicher und lichtvoller Darstellung und lässt uns von der S. IV verheissenen »Vergleichenden Grammatik der malayo-polynesischen Sprachen« ein Werk erwarten, das sich W. v. Humboldts Kawi-Sprache würdig an die Seite stellen wird.

In einem besondern Bande, unabhängig von den Publicationen der Novara-Expedition, wird der Verfasser eine Grammatik und ein Lexikon der Sprache der Marianen, so wie Vocabulare mehrerer malayischen und Papua-Sprachen, sammt einer sprachwissenschaftlichen Untersuchung der letztern, zusammen mit einer mehr umfassenden und genaueren Bearbeitung der australischen Sprachen erscheinen lassen.

Wir haben das vorstehende Werk ausführlicher besprochen, weil es, eine durch Methode und Gründlichkeit der Forschung hervorragende Leistung, zu den bedeutendsten Erscheinungen auf dem sprachwissenschaftlichen Gebiet seit langer Zeit gehört. Wir wollten die Aufmerksamkeit hauptsächlich auch desshalb darauf lenken, weil wir ein Hauptverdienst desselben auch darin sehen, dass, wie der Verfasser treffend sagt, dasselbe in einer Weise abgefasst ist, dass dadurch nicht nur dem Sprachforscher, sondern auch dem Philosophen und Naturforscher, der sich mit dem Menschen und seiner Sprache beschäftigt, ein nützliches Rüstzeug geboten wird.

Innsbruck im April 1867. **Bernhard Jülg.**

Friderici Ritschelii Opuscula Philologica. Volumen I: ad literas Graecas spectantia. Fasciculus I. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXVI. XII und 448 S. in gr. 8.

In ähnlicher Art und in einer gleichen äussern Ausstattung wie die unlängst in diesen Blättern (1866. S. 878 ff.) besprochenen Akademischen Schriften von Boekh erscheinen hier gesammelt die in früheren Jahren theils in Akademischen Programmen, theils in grösseren Sammelwerken befindlichen Abhandlungen von Ritschl, und zwar in dem vorliegenden ersten Fascikel des ersten Bandes diejenigen, welche auf die griechische Literatur sich beziehen, und mit einem zweiten demnächst erscheinenden Fasciculus ihren Abschluss erhalten sollen; ein zweiter Band soll dann die in einzelnen Programmen zerstreuten Forschungen aus dem Gebiete der Plautinischen, Terenzischen und Varronischen Studien, so wie was

sonst in die lateinische Literatur oder das römische Alterthum überhaupt einschlägt, bringen, ein dritter ausschliesslich das enthalten, was auf das Gebiet der Epigraphik sich bezieht. Wir haben also hier diejenige Abtheilung vor uns, in welcher lauter, auf das Gebiet der griechischen Literatur, und zwar der Poesie, bezügliche Schriften vereinigt sind, indem die andere Abtheilung das befassen soll, was auf die Prosaiker sich bezieht. Dass der Abdruck mit aller Sorgfalt und Genauigkeit veranstaltet ist, bedarf wohl kaum einer besondern Bemerkung, und dass derselbe auch treu und ohne Veränderung die frühere Schrift oder Abhandlung wiedergibt, lag schon in dem Zweck und der Bestimmung des ganzen Unternehmens, das wie eine Urkundensammlung erscheint, »welche gleichsam Aktenstücke zur Geschichte einzelner Fragen der Wissenschaft vorführt, und gewisse Entwickelungsstufen der letztern schlicht und anspruchslos aufzeigt, ohne auf den gegenwärtigen Standpunkt berichtigend, umgestaltend, weiterführend unmittelbar einwirken zu wollen und zu sollen. Damit ist nicht ausgeschlossen, dass literarische Hinweisungen auf diesen neuesten Standpunkt nützliche Verbindungsfäden ziehen zwischen dem älteren Stadium der Forschung und den späteren Fortschritten, um den Zusammenhang der wissenschaftlichen Bestrebungen festzuhalten und in ihm zweckmässig zu orientiren. Aber erschöpfender Ausführungen, mögen sie auch gelegentlich nach Neigung und Umständen gestattet sein, bedarf es principiell für diesen Zweck nicht; Andeutungen in gewählten Citaten werden meist genügen, ohne doch darum die jetzige Meinung des Autors nothwendig zu verstecken. Selbstverständlich wird diesem ausserdem freistehen, einzelne Versehen und Irrthümer im Kleinen stillschweigend zu beseitigen, auch unbeschadet einer im Wesentlichen treuen Wiedergabe auf eine gewisse Gleichförmigkeit in Aeusserlichkeiten Bedacht zu nehmen« (p. VIII).

Wir haben diese dem Vorwort des Verfassers entnommene Stelle hier darum mitgetheilt, weil sie die Grundsätze darlegt, nach welchen das ganze Unternehmen veranstaltet und ausgeführt worden ist, Grundsätze, die, wenn von derartiger Zusammenstellung früherer meist Akademischer Gelegenheitsschriften überhaupt die Rede ist, als die allein massgebenden und richtigen anzuerkennen sind. Und nach diesen Grundsätzen ist auch durchweg bei diesem erneuerten Abdruck früherer Schriftstücke verfahren worden. Sie sind, kleine mehr äusserliche Aenderungen abgerechnet, wortgetreu hier wiedergegeben, aber der Verfasser hat es nicht fehlen lassen, da wo sich eine nähere Veranlassung bot, in kürzeren oder längeren Bemerkungen oder Zusätzen hinzuweisen auf die neuere, diesem Gegenstand gewidmete Forschung, um auf diese Weise es Jedem möglich zu machen, den Gegenstand weiter zu verfolgen: alle diese Bemerkungen, es sei unter dem Text oder am Schlusse der betreffenden Abhandlung angereiht, sind durch eckige Klammern kenntlich, eben so wie auch die Seitenzahlen des früheren Ab-

drucks an der Seite des neuen beigefügt sind, um den Gebrauch und die Benützung zu erleichtern, was gewiss zweckmässig war.

Die Anordnung der einzelnen hier wiederabgedruckten Schriften ist keine chronologische, d. h. nach der Zeit des Erscheinens bestimmte, sondern sie ist mehr durch sachliche Rücksichten bestimmt. An erster Stelle erscheint die erstmals zu Breslau 1838 als eine besondere Schrift erschienene Untersuchung über »die Alexandrinischen Bibliotheken unter den ersten Ptolemäern und die Sammlung der Homerischen Gedichte durch Pisistratus, nach Anleitung eines Plautinischen Scholion's«; unter den Zusätzen erinnern wir nur an das, was S. 59f. über die Periode der Bildung der homerischen Lieder bemerkt ist. Darauf folgt S. 123ff. das in einem Bonner Programm des Jahres 1840 gegebene »Corollarium disputationis de bibliothecis Alexandrinis deque Pisistrati curis Homericis«, das allerdings hier angereiht werden musste, und ebenfalls mit einigen weiteren Verweisungen und einem beachtenswerthen Epimetrum versehen ist. An dritter Stelle S. 173ff. folgt aus einem Bonner Programm 1840—41: »Disputationis de stichometria deque Heliodoro supplementum« bei dem wir ebenfalls mehrfache Zusätze und Verweisungen nahmhaft zu machen haben. Dann folgt: IV. Stichometrisches bei Diogenes Laertius, aus dem Rheinischen Museum N. F. XIII p. 309ff. (1858); V. »Joannis Tzetzae scholiorum in Aristophanem prolegomena edita et enarrata ab Henrico Keilio« aus dem Rhein. Mus. N. F. VI. p. 108ff. 243ff. (1847). Die drei nächstfolgenden Nummern sind aus Ersch und Gruber's Encyclopädie entnommen, und zwar VI. Onomakritus von Athen, VII. Ode (Volkslied) der Griechen, VIII. Olympus der Aulet; ihnen reiht sich an IX. zur Geschichte der griechischen Metrik, aus dem Rhein. Mus. N. F. I. p. 277ff. (1841). X. Der Parallelismus der sieben Redenpaare in den Sieben gegen Theben des Aeschylus, aus den Jahrbb. f. Philolog. Bd. LXXVII. p. 761ff. (1858), mit einem Nachtrag ausgestattet. XI. De Aeschyli in Septem adversus Thebas versibus 254—261 Disputatio, aus dem Bonner Programm 1857. XII. Caroli Reisigii emendationes in Aeschyli Prometheum, aus dem Vorwort zu den zu Halle 1832 erschienenen Apparatus critici et exegetici in Aeschyli tragoedias, bekanntlich einem Sammelwerke, zu welchem der Verf. aus den von ihm besuchten Vorlesungen Reisig's über den Aeschyleischen Prometheus einzelne Bemerkungen und Erklärungen dieses Gelehrten geliefert, und ins Lateinische übertragen, dem ersten Bande jenes Werkes p. XIXff. beigegeben hatte. Auf diese drei den Aeschylus betreffenden Abhandlungen folgt unter XIII. eine den Sophocles betreffende Abhandlung: De cantico Sophocleo Oedipi Colonei aus dem Bonner Sommerprogramm 1862, und dann folgt die im Jahre 1829 zu Halle erschienene Habilitationsschrift des Verfassers: De Agathonis tragici aetate mit den angeschlossenen Thesen. Den Beschluss des Ganzen macht eine dem Rhein. Mus. N. F. XIII p. 136ff. (1858) entnom-

mene Erörterung über »zwei Rechnungsfehler in Xenophon's Anabasis«; sie vermittelt gewissermassen den Uebergang zu dem andern Fasciculus dieses ersten Bandes, in welchem, wie schon oben bemerkt worden, das kommen soll, was auf die griechischen Prosaiker sich bezieht, und zwar, wie wir aus dem auf dem Umschlag befindlichen Verzeichniss ersehen, die Abhandlung De Marsyis rerum scriptoribus, drei auf die Texteskritik des Dionysius von Halicarnass bezügliche Abhandlungen, zu Herodian's Kaisergeschichte, Ariston der Peripatetiker, Gnomologium Vindobonense, De Oro et Orione, Etymologici Angelicani Descriptio, De Meletio physiologo narratio, Schedae criticae, Kritische Miscellen, Onomatologus Plautino-comicus, Moderne Adjective auf ides, ideus, Griechische Inschriften aus Sicilien, De amphora litterata Galassiana, Pelopsvase von Ruvo, Pelops und Oenomaus, römisches Relief: lauter im Laufe der Jahre 1819 bis 1866 erschienene Aufsätze von grösserem oder geringerem Umfang, die vereinzelt nur Wenigen zugänglich, in dieser Zusammenstellung weiteren Kreisen zugeführt werden. Sorgfältige Register, wie sie versprochen sind, werden dann auch nicht ausbleiben, und die Benutzung des Ganzen fördern. Die vorzügliche äussere Ausstattung dieses ersten Fasciculus bedarf kaum einer besondern Erwähnung.

Geschichte und Genealogie der Dynasten von Westerburg aus Urkunden und anderen archivalischen Quellen. Im Auftrage des Vereins für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung von J. G. Lehmann, prot. Pfarrer zu Nussdorf in der Pfalz. Mitglied d. k. Akademie der Wissenschaften zu München u. s. w. Wiesbaden. In Commission bei W. Roth. 1866. 251 S. in 8. Mit einer genealogischen Tafel.

In dieser Schrift liegt ein werthvoller Beitrag zur geschichtlichen Kunde unserer rheinischen Gegenden vor, indem darin eine unmittelbar aus urkundlichen Quellen hervorgegangene Geschichte eines Geschlechtes gegeben ist, das mit dem Nassauischen Fürstenhause in vielfacher Berührung stand, in Nassau seinen Sitz hatte, und um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts (1423) durch die Verbindung des Grafen Reinhart III. mit Margaretha, einer Tochter des Grafen Friedrich VIII. von Leiningen, die Grafschaft Leiningen gewann, um fortan als gräflich-leiningen'sches Geschlecht, begründet durch Cuno I., den Sohn jenes Reinhart, zu blühen. Bis zu diesem Zeitpunkt ist die Geschichte des Geschlechtes in vorliegender Schrift geführt, die auf diese Weise auch als eine Ergänzung der von dem Verfasser früher gelieferten Geschichte der Grafen von Leiningen angesehen werden kann, indem in dieser die weiteren Schicksale dieses Geschlechtes besprochen sind bis auf die

neuesten Zeiten herab. So hatte der Verein für nassauische Geschichtsforschung allen Grund, die Ausarbeitung der früheren Geschichte dieses Geschlechtes in die Hände des Verfassers zu legen, der dieses Vertrauen auch gerechtfertigt hat.

Was über den Ursprung des Geschlechtes mit Sicherheit sich herausstellt, ist in der Einleitung angegeben. Hiernach unterliegt es kaum einem Zweifel, dass die Herrn von Westerburg ursprünglich mit den Herrn von Runkel zusammen fallen und Eine Familie bilden. Ein Herr von Runkel kommt zuerst im Jahre eilfhundert vor, der Name Westerburg hundert Jahre später, obwohl, wie es hier sehr wahrscheinlich gemacht wird, die Familie viel älter erscheint, und, wie die meisten alten Geschlechter der Lahngegend, von den uralten Grafen des Lahngau's ihren Ursprung ableiten kann: jener Gebhart, Graf des Lahngau's, welcher 878 das Stift Gemünden gründete, wird dann auch als einer der Urahnen des Geschlechtes betrachtet, dem über dieses Stift die Schutz und Schirmgerechtigkeit, so wie auch das Patronatrecht zustand. Eine halbe Stunde von dem Stift entfernt liegt im Lahngau, in welchem auch auf einem Felsen an der Lahn die Burg Runkel lag, die Burg Westerburg, deren Namen allerdings auf den nahen Westerwald hinweist. Die eigentlich geschichtliche Darstellung beginnt mit Siegfried I., dem ersten aus einer Stiftungsurkunde vom Jahre 1100 bekannten Herrn von Runkel, und ist dieselbe fortgeführt bis zu dem vierten dieses Namens, welcher, als der Stifter der Westerburg'schen Linie anzusehen ist, und um 1266 oder 1267 starb: denn unter seinem Vater fand zur Beseitigung der Familienstreitigkeiten eine Theilung der Güter statt im Jahre 1226 — die Urkunde selbst wird mitgetheilt — unter die beiden Söhne Siegfried und Dietrich (Theodoricus), in Folge dessen jener als Stifter der besonderen Westerburger, und dieser der Runkel'schen Linie anzusehen ist, obwohl er den Namen von Runkel erst später (1288) annahm, in Folge einer zweiten Theilung, die zur Beilegung der fortwährenden Streitigkeiten im Jahre 1288 stattgefunden. Heinrich I., der Sohn Siegfrieds IV., nahm nun seinen festen Wohnsitz in der Westerburg, von deren Lage und Beschaffenheit der Verf. S. 27 ff. ein freundliches Bild entwirft. Seinem Bruder Siegfried, welcher den erzbischöflichen Stuhl von Köln in den Jahren 1275 bis 1297 inne hatte, wird ein eigener Abschnitt (S. 29—43) gewidmet, wie diess auch dieser in seiner Art ausgezeichnete Mann, der besser das Schwert als den Hirtenstab in seiner Hand geführt hätte, verdient. Die wechselvollen Schicksale dieses Kirchenfürsten »der sich als Regent, als Held und teutscher Patriot so vortheilhaft auszeichnete und auch nicht wenig zum Glanze und zum Wohl des westenburger Geschlechtes beitrug«, werden in diesem Abschnitt erzählt. Im vierten Abschnitt (S. 43—108) verfolgt der Verfasser die weiteren Geschicke des Geschlechts, von Heinrich I. an bis zu Reinhart III., und der Verbindung mit Leiningen durch

die Leiningen'sche Erbschaft, wie wir oben bemerkt haben; Alles an der Hand der Urkunden und durch diese belegt. Es war daher gewiss zweckmässig in dem beigefügten »Urkundenbuch der Dynasten von Westerburg« vier und achtzig der wichtigsten, sämmtlich bisher ungedruckten Urkunden in lateinischer wie in deutscher Sprache mitzutheilen und zwar getreu nach den noch vorhandenen Originalen oder alten Copien derselben. Es ist diess um so verdienstlicher, als diese Urkunden noch Manches Andere enthalten, was für andere Geschlechter oder für die Zeitverhältnisse überhaupt und deren nähere Kunde von Belang ist. Nur auf der Grundlage solcher mit den nöthigen urkundlichen Belegen ausgestatteten Monographien wird eine gründliche Landesgeschichte erwachsen können, und darum wird man den Gelehrten, der die gründliche Arbeit unternommen und dem Verein, der dieselbe ins Leben gerufen hat, die volle Anerkennung nicht versagen können.

Statistische Tafel von Deutschland seit der Bildung des norddeutschen Bundesstaates von Dr. A. Stark. Enthält: Land-Eintheilung, Grösse, Landwirthschaft, Bergbau und Hüttenwesen, Gewerbthätigkeit, Handel, Bildungswesen, Finanzen, Armee, Verkehrsanstalten, Mineralquellen und Bäder, Hauptstädte und wichtigste Orte. Gera und Leipzig, Verlag von Hermann Kautz, 1866. Preis 5 Gr. oder 18 Kr.

Auf dieser Tafel, die eine Länge von circa vier und eine Breite von fast drei Fuss hat, findet man nach den auf dem Titel genannten Gegenständen in zehn Rubriken alle die Notizen zusammengestellt, welche über den betreffenden Gegenstand sich geben lassen; es wird der Leser auf diese Weise ganz leicht einen statistischen Ueberblick über alle grössere oder kleinere Länder erhalten, die man bisher unter Deutschland begriff, jedoch mit Ausschluss von Oesterreisch und von den zu Holland gehörigen Landestheilen. Die einzelnen Angaben, namentlich die Zahlen der Bevölkerung u. dgl. m. sind genau und auf die neuesten officiellen Erhebungen basirt, daher für den Leser verlässig, der um geringen Preis sich diese umfassende Statistik verschaffen kann. Insbesondere umfangreich im Verhältniss sind Notizen über Gewerbthätigkeit und Handel; die über Finanzen uud Armee, die in Eine Rubrik geworfen sind, werden aber wohl bei den gegenwärtigen Zeitverhältnissen bald grössere Ausdehnung gewinnen und auseinander zu halten sein.

Nr. 19. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

---

1) *Die Deposition und Degradation nach den Grundsätzen des kirchlichen Rechts, historisch-dogmatisch dargestellt von Dr. F. Kober, o. ö. Professor an der kathol. theolog. Fakultät in Tübingen. Tübingen 1867.*

2) *Geschichte der populären Literatur des römisch-kanonischen Rechts in Deutschland am Ende des fünfzehnten und am Anfang des sechszehnten Jahrhunderts von Dr. Roderich Stintzing, ordentl. Professor der Rechte in Erlangen. Leipzig bei Hirzel. 1867.*

Wir gedenken über zwei bedeutende Werke der neuesten Zeit eine kurze Anzeige zu geben.

Zu 1. Der Verfasser des ersten Werkes gehört zu den gelehrtesten Canonisten Deutschlands. Er selbst wird nicht leugnen, dass die innere Ordnung des katholischen Kirchensytems auf zwei Richtungen ruht: die Disciplin der Kirche in den Kirchenstrafen, die Disciplin der Kirche in den Bussinstituten — de poenis et poenitentiis, wenn ich diese Worte im weitern und engern Sinn gebrauchen darf. Der Verfasser hat in seinem dreibändigen Werke gezeigt, dass die katholische Kirche dem Bildungsgange der Welt, gemäss der Culturbildung entsprechen kann, ohne von seinem historischen Rechte Etwas aufzugeben, welches derselbe vortrefflich erklärt: der Verfasser wird aber auch zugeben, dass die katholische Kirche in ihren Bussinstituten durch das Busssacrament und den Ablass nichts, auch gar nichts in Form und Sache, besonders bei dem Sacrament durch die Ohrenbeichte aufgeben darf, weil es in das Wesen der kirchlichen Ordnung gehört. Von dem letztern Punkte haben wir hier nicht zu sprechen; wir benützen aber diese Gelegenheit, um ein anderes von einem protestantischen Gelehrten geschriebenes gelehrtes Werk in Betracht zu nehmen, der auch das katholische Bussinstitut in seine Geschichte aufgenommen hat, namentlich hinsichtlich der Casuistik des Beichtstuhls, dessen Geschichte und Bedeutung er, wie uns scheint, nicht vollkommen begriffen hat.

Was nun den Herrn Professor Kober angeht, so hat er seine Meisterschaft bewiesen: 1) indem er seinen Gegenstand nach allen Seiten hervorgehoben hat, der bis auf diesen Tag Monographien nicht aufzuweisen hat, 2) indem er die Lehre von den Censuren und Strafmitteln der früheren Zeiten, wie sie noch bei Reiffenstuel und Andern vorgetragen ist, ganz zur Seite liegen lässt, weil Manches hier verändert werden musste. Besser ist freilich die Dar-

stellung von Schmalzgrueber in der Gesammtverbindung der Strafen und Bussen bis zur Casuistik. 3) Dass er aber das Charakterfeste in dieser Lehre, der poenae medicinales und vindicativae an die Spitze stellt. 4) Dass er die Bedeutung dieser Lehren für unsere Zeit durch ein vor kurzer Zeit eingetretenes Experiment in Deutschland hervorhebt und praktisch macht. 5) Dass er statt in dieser Lehre Terrorismus und Unfreiheit zu beurkunden umgekehrt Auctorität und Liberalität zugleich findet, und die Disciplin durch das geordnete Gerichtsverfahren als höchst ungefährlich darstellt. 6) Dass er die Gelegenheit benutzt, die interessantesten Lehren der katholischen Kirche gelegentlich hervorzuheben.

Sehr ruhig eröffnete er seinen Kreislauf durch die Excommunication, die der Recensent No. 48 der Jahrbücher von 1857 anzeigt hat, und wo Herr Prof. Kober aufgemuntert wurde, Indices anzuhängen, die jetzt in den drei Bänden vortrefflich sind.

Eben so wichtig war die Lehre von der Suspension, wo ebenfalls sehr bedeutende Verhältnisse berührt sind, z. B. die Disciplin in Beziehung auf das Recht zu predigen. Das Recht zu predigen ist aber nur das Recht zu unterrichten, und nicht das Recht, das Entscheidungsrecht in der Lehre zu üben (magisterium).

Aber den grössten Anlauf hat der Schriftsteller in der Lehre von der Deposition und Degradation genommen, wo das ganze System der Kirche gerade bei der Darstellung einer Detaillehre seine Vollendung gefunden, und dasjenige wahr geworden ist, was er vorausgesetzt hat, dass man sich jetzt nicht mehr um Systeme des Kirchenrechts als um die Darstellung von Detaillehren kümmern muss (S. die Vorrede zum I. Bande oder dem Kirchenbann).

Es handelt sich hier blos davon, eine kurze Uebersicht des Gesammtwerks, seines Systems, die Art der Durchführung des Einzelnen, und der Bestrebung zu geben, wo jeder Streitpunkt in die Geschichte des Systems verwickelt ist. Eine Dogmengeschichte hat der Verfasser überall vorausgesetzt, er bedurfte sie aber in der Literatur nicht nachzuweisen, weil schon in der Consequenz der Begriffe und Eintheilungen und Kirchengeschichte das wesentliche Moment des kirchlichen Instituts liegt, und dabei von dem Gedankengange des Ungehorsamen, wie z. B. bei andern weltlichen Delicten des Rechts nichts abhängt. Es sind hier lauter delicta propria der zu Bestrafenden, d. h. Vergehen, die aus dem Standpunkte der Unbotmässigkeit erscheinen. Dem Recensenten wird es vielleicht gelingen, die Dogmengeschichte des kirchlichen Systems in Beziehung auf Simonie, Wucher, Tödtung u. s. w. mit dem Thatbestand und der Schuld, dann über die Einheit der Kirche, Hierarchie, dann des kirchlichen Gesetzes auch des Verfahrens, namentlich der denunciatio und inquisitio in einer eigenen Darstellung hervorzuheben. Zur Uebersicht des Systems unseres Verfassers diene Folgendes: Bekanntlich war die Behandlung des Kirchenrechts in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts in Deutschland so-

wohl von den Lehrern wie von den Zuhörern ganz zur Seite gestellt, und erst die neueste Zeit hat neue Kräfte gesammelt: ein gefährlicher Punkt war eine Ineinandermischung katholischer und protestantischer Ansichten und Begriffe; aber auch darauf wurde man aufmerksam. Die drei Werke unseres Verfassers hatten fast allein den katholischen Standpunkt. S. jedoch III. Band. S. 175. Ueber den ersten Band ist als in diesen Blättern schon angezeigt weniges anzuführen: vorzüglich gut behandelt ist der formelle Punkt der Begründung der Excommunicatio in der Person des Excommunicirten durch die Publication des Excommunicationsbescheides in der Benennung der Person entweder durch den Namen, oder durch eine Bezeichnung, die ohne allen Zweifel der Namensbezeichnung gleich ist, wie z. B. bei Napoleon I. — Sowohl bei der Begründung der Excommunication wie bei der Absolution sind so zu sagen die römischen Rechtsformen im Privatrecht zur Grundlage genommen z. B. bei der Exheredatio, wo die sui männlichen Geschlechts eben so formell enterbt werden mussten: bei der Entlassung aus der väterlichen Gewalt oder resp. der Entlassung der Sklaven die manumissio per vindictam, wo eine Flagellatio stattfand, die im canonischen Rechte sogar auf die Absolution der Todten angewendet wurde. Aber dieses waren Nebensachen: die Excommunication an sich war nicht von so schweren Folgen begleitet, wie man sich vorstellt — und wurde überhaupt durch die neuesten Constitutionen der vitandi und tolerati sehr erleichtert: aber wieder hinsichtlich der Wirkungen der excommunicatio tritt ein römisches Verhältniss hervor, d. h. der Excommunicirte verliert sein suffragium — und dieses Wort ist canonisch technisch (S. Ferraris s. v. suffragium) — im Einzelnen kommen dann die Heilmittel, aber ohne Hoffnung bleibt der Excommunicirte auch für den Fall des Todes und im Tode nicht — doch genug.

Was nun die suspensio angeht, so ist der zweite in diesen Jahrbüchern noch nicht angezeigte Band ebenfalls von grosser Bedeutung. Die suspensio bezieht sich blos auf die clerici und mit Recht hat der Verfasser unterschieden das Verhältniss der Individuen nach den clericis im Allgemeinen und der Bischöfe insbesondere, dann das Verhältniss der Corporationen d. i. der Capitel, Klosterconvente mit den Angehörigen derselben: dann ist ausgeführt die suspensio ab officio und a beneficio, wo bei der letzteren dasjenige hervortritt, was sich auf die Benutzung des Beneficialvermögens und die Privation desselben gleichsam im Sinne des Privatrechts bezieht: dann wird vortrefflich hervorgehoben, der Unterschied der suspensio als Censur — und ausnahmsweise als poena vindicativa, wohin auch die Absolution bei der Censur und als poena vind. unterschieden wird, endlich das Verfahren, welches allerdings das gewöhnliche ist, wobei aber auch das Verfahren ex informata conscientia vorkommen kann.

Um nun zum dritten Bande überzugehen, der nicht blos den Hauptgegenstand bis in das kleinste Detail darstellt, sondern zugleich die wesentlichsten Beziehungen des Gesammtkirchenrechts darstellt, z. B. die Bischöfe sind nicht Diener des Staats und von ihm bestellt, sondern sie empfangen Amt und Mission aus den Händen der Kirche u. s. w. — das Concilium von Sardica, den Standpunkt der africanischen Kirche (ad transmarina), die pseudoisidorischen Decretalen, die Einsetzung und Absetzung in allen Kirchenämtern bis zum Papste hinauf. Vor Allem wird daher nöthig sein, den Inhalt des Buches darzustellen. Erstes Capitel: Die Deposition in der älteren Kirche. Zweites Capitel: Die Deposition und Degradation in der spätern Zeit. Schon im ersten Capitel wird dargestellt, dass der Cleriker für immer deponirt bleibe, und in seine frühere Stellung nie wieder zurückversetzt werde (S. 29). Es blieb ihnen nur die communio laica (S. 60 ff.), oft aber trat auch die öffentliche Kirchenbusse dazu (S. 69). Von der traditio curiae oder Degradation durch kaiserliche Constitutionen (S. 90). In kirchlicher Hinsicht aber besteht die Deposition als diejenige Kirchenstrafe, vermöge welcher die Cleriker aller Amts- und Standesrechte, sowie der kirchlichen Einkünfte auf immer verlustig gingen, aus dem Clericalstande verstossen und unter die Laien zurückversetzt (Laiisiren). Kober behauptet »bis gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts wurden die Ausdrücke depositio und degradatio durchaus als Synonym gebraucht und bezeichneten eine und dieselbe Strafe« — allerdings möchten wir hier einigen Zweifel erheben, weil auch bürgerliche Gesetze, wie schon oben angeführt, in der ersten Zeit Bedeutung haben. Ebendesshalb richtet der Verfasser in der zweiten Abhandlung eine eigene Abhandlung für seine eben angegebene Meinung ein. Zugeben können wir dem Verfasser nur zweierlei: 1) dass die Todesstrafe den Cleriker niemals traf. Es war dieses im Geiste des Kirchenrechts, und wenn unsere Laien Missethäter der grassesten Art, Meuchelmörder, Raubmörder, Elternmörder die höhere Bildung der Cleriker oder nur die Besserungsfähigkeit würden erlangen können, so könnte man auch die jetzt so oft behandelte Frage über die Aufhebung der Todesstrafe in Hinsicht auf das Staatskriminalrecht in Betracht nehmen. 2) Dass die Degradation selbst nicht in den ersten Jahrhunderten, sondern später erst die begriffliche und Unterscheidungsrichtung bis zur formellsten Natur annahm, die wir jetzt finden.

Von nun an hat die Darstellung in vier andern Capiteln die gegenwärtige Gestalt der Lehre und zwar in dem dritten Capitel die Lehre von der depositio und degradatio verbalis und actualis (bei dieser letzteren Doppelrichtung eine bedeutende Controverse) — dann in dem vierten Capitel von den Behörden, welche die Cleriker aller Art absetzen können, im fünften Capitel von den Verbrechen, auf welche die Deposition gesetzt ist und im sechsten

Capitel von den mit der Degradation bedrohten Verbrechen. Dabei müssen wir im Kurzen anführen; 1) die schöne Ausführung des Princips, Christus habe die Strafgewalt den Aposteln und ihren Nachfolgern, und nicht der Gemeinde überlassen (S. 396). Somit die Handhabung der ganzen Kirchenordnung. 2) Die Bischöfe waren ursprünglich an ihre Presbyter als ihre natürlichen Rathgeber gebunden: der Verfasser stellt hier den Zustand der Zeit des Decrets Gratians dar, und zwar mit Recht nach dem Standpunkt der orientalischen, afrikanischen, occidentalen Disciplinarordnungen, besonders der sehr ausgebildeten afrikanischen Kirchendisciplin, er führt die afrikanischen Concilien an und den bekannten c. 6 Causa XV. qu. 7: er entwickelt die Anerkennung des päpstlichen Primats von allen Seiten, namentlich auch für die afrikanische Provinz mit Rücksicht auf Cyprian, er stellt die spätere Ausbildung unter Gregor IX. im c. 1 X. 1, 31 und c. 13 X. 2, 2 dar (S. 310) und gerade hier sieht man, wie unentbehrlich das Studium der Kirchengeschichte ist. (Der berühmte Hirscher berief sich vor vielen Jahren in einer eigenen Schrift auf die c. 6 Causa XV. qu. 7 und dabei mit einer falschen Lesart, gedachte nicht der Stellen in den Decretalen: der Recensent erliess damals eine Schrift gegen ihn (Antwort eines Laien): wo er die Bedeutung der Stelle in eben der Art, wie unser gelehrter Verfasser zeigte.) — Doch genug. 3) Nunmehr hat Herr Prof. Kober bei Gelegenheit der Absetzung der Aebte sich in die Natur und Geschichte des Mönchswesens eingelassen, und den Hauptpunkt hervorgehoben, dass die Mönche den Clericis entgegengesetzt wurden, bis allmählig durch das Verschwinden des rohen Laienwesens und der Erhebung zur Wissenschaft und zum Clericat eine neue Ordnung der Mönchsverbindungen eintrat, wobei der Verfasser mit Recht bemerkt, dass auch der Jesuitenorden zu den Mendicanten gehört: — 4) In Hinsicht der Bestrafung der Bischöfe geht der Verfasser wieder an der Hand der Geschichte, untersucht die Einwirkung der Provincialconcilien, und die Appellation an den Papst, wieder nach den einzelnen Provinzen, Orient (Concil von Sardica): Afrika, wo man ursprünglich das Concil von Sardica nicht kannte, sondern erst durch Nachforschung kennen lernte, so dass dann später der Pseudoisidor keine Neuerung in der Sache gab (von Hadrian S. 430). Dadurch kam er auf das fränkische Reich, auf die causae majores, und wieder hier zeigt sich, was vor vielen Jahren der Recensent dem Prof. Richter nachgewiesen hat, dass es keine eigenthümliche fränkische Kirche gab, was Richter selbst dann zurücknahm (S. 453. 456). Endlich kommt unser Verf. auf das Recht der Decretalen zurück (S. 464). Zuletzt geht derselbe auch auf das Verhältniss der möglichen Fehler des Papstes ein, und rechtfertigt den Cardinalsatz der Hierarchie »prima sedes a nemine judicatur«, denn die Lehre von den kirchlichen Strafen ist der Punkt, von welchem aus der Satz selbst seine Bedeutung hat. Dabei gibt der Verfasser zuletzt

die Stufenfolge der Kirchenstrafen (S. 588). Es geschieht dieses im Standpunkte der vollen Ausbildung des Kirchensystems, wo bei der Cultur der Völker andere nicht geistliche Strafen, die man einst in den Pönitentialbüchern anwenden liess, wegfallen. Es zeigt sich dann auch, wie diese Bücher jetzt nur eine Bedeutung haben für das Busssystem und zur Casuistik des Beichtrechts gleichsam als eine Fühlung des christlichen Gewissens. — Wir wollen hier des Raumes unserer Heidelberger Blätter wegen abbrechen, und nur noch auf die schönen Ausführungen uns beziehen, die sich auf das objective Verhältniss der Verbrechen der Deposition und Degradation beziehen. Es war für Deutschland eine Zeit, wo sich auch Laien an der Erhebung und Darstellung des Kirchenrechts interessirten, und so sagte dem Recensenten ein sehr gelehrter und grosser Cardinal der Kirche, dass dieses gut sei, aber es müsse dahin kommen, dass deutsche Cleriker dieses Feld bearbeiteten, im Ueberblick der Kirchengeschichte. Dieses ist in Erfüllung gegangen durch das vortreffliche Werk, welches unser Verfasser geschrieben und seine Vollkenntniss des Kirchenrechts gezeigt hat.

Zu 2. Es ist der Zweck dieser Recension nicht, die eignen Ansichten und Urtheile des Verf. hervorzuheben oder anzugreifen: in der Zeit, welche der Verfasser darstellt, war, wie er selbst sagt, von den doctores legum nicht die Rede, aber vom canonischen Recht, weshalb man nur die Geschichte der Universitäten von Prag und Heidelberg in Berücksichtigung nehmen darf, und keineswegs durch die Coryphäen der Reformation, sondern durch das canonische Recht, welches von jeher ein christlich einheimisches auch in Deutschland war, und durch die Einleitungsschrift in Gratians Decret ist auch das römische Recht ein einheimisches für Deutschland und für das deutsche Volk geworden. Man hätte niemals von der Reception des römischen und canonischen Rechts sprechen sollen, wie man etwa von der Reception des französischen Civilrechts für Baden spricht. Aber das erkennen wir bei Stintzing an, was er S. XXVI spricht:

»Nicht nur die Sprache der Bildung allgemein, sondern das Reich, die Kirche, die Sprache der Andacht war römisch, und wie man die Lehren der Religion aus fremden Urkunden schöpfen musste, so auch bei dem Rechte« — »das römische Recht, sagt derselbe Verfasser, war dem Bewusstsein jener Zeiten für keine Nation ein Fremdes, sondern es erschien als das Allgemeinere, Höhere, Allumfassende.«

Den Sinn für Nationalität hätte also der Verfasser ebenso wie die spätere kirchliche Entwickelung und Wissenschaft für seine Arbeit bei Seite lassen sollen. Auch war früher Sebastian Brant kein Vorkämpfer des jetzt so benannten Humanismus. Das wichtigste in der von Stintzing geschilderten Zeit ist der Einfluss der vorgebrachten Werke auf den Prozess, wovon wir bei einer andern Gelegenheit, sowie überhaupt von diesem mit grossem

Fleisse und Ausdauer geschriebenen Buche Stintzing's sprechen werden: das römische Recht ist allerdings die Grundlage auch unseres Rechts, aber es ist nicht das römische Recht nach seiner Wesenheit, am wenigsten in Beziehung auf das Kirchenrecht. Das canonische Recht hebt germanische Ansichten hervor, und mit Recht bemerkt auch Richter in seinem Schwanengesang, dass man im preuss. Landrecht das Compendium von G. L. Böhmer zum Grunde genommen habe. Hier sei es uns gestattet, zu dem zehnten Capitel, der geistlichen Jurisprudenz, einige Worte zu machen.

Mit Recht wird angeführt, dass, weil nach canonischer Ansicht der Mensch nicht sein eigener Sittenrichter sei, sondern sich einem von der Kirche bestellten Sittenrichter und zwar durch die Ohrenbeicht unterwerfen müsse, — dieser Sittenrichter einen Maassstab seines Urtheils haben müsse, auf rein juristische Weise, und dass so eine Casuistik und Entscheidungsregel entstanden sei. Um nun dieses erklärlich zu finden, kann man nicht annehmen, dass das Bussinstitut erst durch diesen oder jenen Papst — durch diese oder jene Gewohnheit entstanden sei, und muss sich daher der Ausführungen enthalten, die Herr Stintzing zur Grundlage seiner Darstellung gemacht hat, und wornach derselbe sich nur auf protestantische Ansichten und Schriftsteller bezieht. Wir hätten gewünscht, dass er das Lehrbuch von Devoti sect. IV. de poenitentia §. 70. Note 2 gelesen und seine einseitige Darstellung unterlassen hätte. Was aber die Schriften, welche er angeführt hat, betrifft, so schätzen wir, wie überall seinen Fleiss, obgleich ihm Manches fehlt, wie z. B. die summa Pacifica, die er schon bei Ligorio theol. moralis hätte kennen lernen können. Mehr noch hätten wir gewünscht, dass er das System der katholischen Kirche von forum poli oder internum zum externum aufgefasst hätte, wie es sogar in des Recensenten Lehrbuch des Kirchenrechts mit der Richtung auf die Casuistik steht. Vieles ist von Stintzing gut ausgeführt, z. B. Alles, was er über die bona fides bei der Verjährung nach canonischen Ansichten darstellt, und was eben unsere Romanisten als gemeines deutsches Recht nicht anerkennen wollen. Die Lehre von den Zinsen ist durchaus ungenügend behandelt, und was sollen hier die uncanonischen Schriften bei Hillebrand S. 540 für eine Bedeutung haben. Es hängt hier alles von den usurae lucratoriae und compensatoriae ab, woran weder Endemann noch Neumann in Dove's Zeitschrift V. Band gedacht haben. Auch finden wir etwas sonderbar die unrichtige und selbst als zweifelhaft aufgestellte Ansicht S. 505. Note x — wobei Stintzing die Darstellung von Perrone in der Rechtfertigung der unbeflekten Empfängniss, auch wegen der Ansicht des Thomas von Aquino hätte nachsehen können. Ganz speziell hat sich darauf und zur Rettung des heil. Thomas bezogen Speil die Lehre der katholischen Kirche gegenüber der protestantischen Polemik S. 163 ff. Doch lassen wir dieses Alles

— sind wir dem Verfasser Dank schuldig, dass er in seiner protestantischen Gesinnung hat Rücksicht nehmen wollen auf dieses wichtige Capitel, welches er nennt geistliche Jurisprudenz.

Rosshirt.

Poetae lyrici Graeci. Tertiis curis recensuit Theodorus Bergk. Pars I. Pindari Carmina continens. Pars II, poetas elegiacos et jambographos continens. Lipsiae in aedibus B. G. Teubner. MDCCCLXVI. 804 S. in gr. 8.

Wir glauben, auch ohne die Vollendung des Ganzen abzuwarten, doch über die beiden hier vorliegenden Theile einer neuen, der dritten, Ausgabe der griechischen Lyriker einen Bericht abstatten zu müssen, um in der Kürze auf das wenigstens hinzuweisen, was diese neue Ausgabe vor ihren beiden, hinreichend bekannten und verbreiteten Vorgängern auszeichnet. Zwar ist in der äusseren Einrichtung des Ganzen keine Aenderung eingetreten, die äussere Ausstattung selbst vorzüglicher ausgefallen, als diess in den beiden vorausgegangenen Ausgaben der Fall war: in der Behandlung des Textes, und der demselben unterstellten Anmerkungen tritt jedoch die Verschiedenheit von den früheren Ausgaben in einer Weise hervor, die in Manchem wie eine völlige Umarbeitung erscheint. Die kritischen Noten, welche das Wesentlichste der Abweichung in demTexte enthalten sollen, haben eine bedeutende Erweiterung erhalten, namentlich auch dadurch, dass die mit der Kritik in so vielen Stellen zusammenhängende Erklärung berücksichtigt worden ist, und hier überhaupt nicht Wenig Neues und Beachtenswerthes zur besseren Auffassung und zum Verständniss des Textes, daher auch mancher Beitrag zur näheren Kunde des Sprachgebrauchs, selbst mit Beifügung weiterer Belege, gegeben ist. Dass auf Alles das, was für die lyrischen Dichter, seit dem Erscheinen der zweiten Ausgabe (1853) in einzelnen Ausgaben, Abhandlungen oder gelegentlich geleistet worden, Rücksicht genommen worden ist, war von der Sorge, welcher der Herausgeber dieser erneuerten Ausgabe zuwendete, zu erwarten, und es wird kaum gelingen, Nachträge von Belang hier zu geben. Dass zu Pindar die Ausgabe von Tycho Mommsen, dessen Leistungen der Verfasser alle Gerechtigkeit angedeihen lässt, noch nicht benutzt werden konnte, lag in den Verhältnissen der Zeit, da die Arbeit des Herausgebers bei dem Erscheinen dieser Ausgabe bereits zu Ende geführt war, also nur von früheren Aufsätzen jenes Gelehrten über Pindar Notiz genommen werden konnte. Auch zog sich der allerdings schwierige Druck des Ganzen etwas hin, da die Vorrede das Datum des December des Jahres 1864 mit einer Nachschrift vom December des Jahres 1865 trägt. Aber ausser dem, was von anderer Seite zur Besserung des Textes beigesteuert oder bekannt geworden, hat der Herausgeber selbst das Ganze von neuem

sorgfältig durchgesehen, und ist in Folge wiederholter Durchsicht zu manchen Aenderungen gekommen, theilweise auch zu weiterer Ausführung früherer Ansichten und Behauptungen. Bei den vorgenommenen Aenderungen ist jedoch der Herausgeber mit aller Vorsicht und Umsicht zu Werke gegangen; eine direkte Polemik hat er meistens sorgsam zu vermeiden gesucht. »Nostra studia, schreibt er in dem Vorwort, verecunde, aliena juste aestimavisse mihil videor, cavens, ne quid in alios acerbius dicerem, quamvis insignem levitatem, quâ hac nostra aetate permulti criticam artem factitant, prudenti homini fastidium movere par sit.« Möchten diese Worte nur allgemeine Beherzigung finden!

Der erste Theil enthält die noch erhaltenen Pindarischen Gedichte, die Siegeslieder wie die Reste der verlorenen Dichtungen; dem Texte der Siegeslieder geht ein Index Carminum und ein zweiter Index Temporum, die chronologische Folge der einzelnen Hymnen betreffend, voraus, nebst einer kurzen Notiz über die Codices und Editiones; dann folgen die einzelnen Lieder, mit vorausgeschickter Angabe des Metrum's. Dass in der Behandlung des Textes der Herausgeber nicht in Allem auf unbestimmte Zustimmung wird rechnen können, liegt in der Natur der Sache, ohne das oben im Allgemeinen ausgesprochene Urtheil zu ändern. So z. B. gleich in der ersten Olympischen Hymne hat Derselbe Vers 10 beibehalten: *Κρόνου παῖδ' ἐς ἀφνεὰν ἱκομένοις μάκαιραν Ἱέρωνος ἑστιάν*, wo die besseren Handschriften *ἱκομένους* haben, was man vorziehen dürfte, wenn man den Accusativ hier für nothwendig hält, den auch der Herausgeber hier bei *ἱκομένοις* annehmen zu wollen scheint, da er hinzusetzt: »nam fort. Pindarus hic aeolica accusativi forma usus est, vid. ad Olymp. V, 6.« Hier nämlich soll *πεμπαμέροις ἁμίλλαις* nicht als Dativ genommen werden, in dessen Erklärung sich die Herausgeber vergeblich abgemüht, sondern als äolische Form des Accusativ's, die an manchen Stellen durch die Abschreiber verwischt, doch an einigen Stellen sich noch erhalten: »neque tamen credo (setzt der Verfasser jedoch hinzu) Pindarum ubique his Aeolicis formis usum esse, sed tantum in certo carminum genere, cum in aliis carminibus vulgares formas usurparet: atque fortasse etiam in illo carminum genere aeolicas clausulas non perpetuo, sed promiscue adhibuit: nam aurium potissimum judicio haec temperaverunt graeci poetae.« Ob indess dieser letzte Grund zu derartigen Annahmen überhaupt genügen könne, mag immerhin noch einigem Zweifel unterliegen. In derselben ersten Olympischen Hymne ist Vs. 28 ff. also gegeben: *ἦ θαύματα πολλὰ καί πού τι καὶ βροτῶν φάτις ὑπὲρ τὸν ἀλαθῆ λόγον δεδαιδαλμένοι ψεύδεσι ποικίλοις ἐξαπατῶντι μῦθοι.* Hier geben die meisten und besten Handschriften *φάτις*, was jedenfalls beizubehalten war; es fragt sich nur, ob als Accusativ (für *φάτιας*) oder als Nominativ aufzufassen: beides hat seine Schwierigkeiten, im ersteren Fall, auch abgesehen von der metrischen Schwierigkeit,

sagen wir mit dem Verfasser: »neque enim figmenta suavia hominum famam decipiunt, sed ipsos homines vel hominum mentes«; will man es aber als Nominativ nehmen, so widerstrebt das bald nachfolgende *μῦθοι*, indem dann eines von beiden als überflüssig erscheint. So kommt der Herausgeber auf folgenden Vorschlag, den er indess noch nicht in den Text aufgenommen hat: *καί πού τι καὶ βροτῶν λόγον ὕπερ τὸν ἀλαθῆ φάτις δεδαιδαλμένῳ ψεύδεσι ποικίλοις ἐξαπατῶντι μύθῳ*, d. i. saepe etiam hominum fama (sive fabulae) sermone speciosis mendaciis supra veritatem exornato fallit: poetas enim culpat, qui antiquam famam non ut populi ore fertur memoriae produnt, sed suopte ingenio figmentis exornant et amplificant.« Auf diese Weise scheint allerdings durch leichte Aenderung der Stelle geholfen. Die Form *φάτις* als Nominativ Pluralis, die ja auch jetzt bei Herodot allgemein hergestellt ist, hat der Herausgeber mit gutem Grunde in Schutz genommen. — In der für die Erklärung schwierigen Stelle derselben Hymne Vs. 50: *τραπέζαισί τ' ἀμφὶ δεύτατα κρεῶν σέθεν διεδάσαντο καὶ φάγον* war es gewiss am gerathensten, die Lesart der meisten Handschriften *ἀμφὶ δεύτατα* beizubehalten. In dem Schlussvers der neunten Olympischen Hymne auf Epharmostos, wo die auf denselben bezüglichen und sein Lob verkündenden Worte: *ὄρθιον ὤρυσαι θαρσέων, τόνδ' ἀνέρα δαιμονίᾳ γεγάμεν εὔχειρα, δεξιόγυιον, ὁρῶντ' ἀλκάν* vorausgehen, schreibt nun der Herausgeber: *Αἰάντεόν τε δαίθ' ὅσ' Ἰλιάδα νικῶν ἐπεστεφάνωσε βωμόν*, wo allerdings die meisten ὅς *Οἰλιάδα* geben, und für ὅς die meisten Codd. sogar ὅστ' bringen, oder das Wort ganz weglassen; es weicht daher auch seine Erklärung von der von Heyne und Böckh gegebenen ab, und wird der von ihm gegebene Text zu rechtfertigen gesucht durch die Erklärung: »poetam cum virtutes et mores Epharmosti illustrare vult, non quod semel, sed quod saepissime fecit, hic significare oportebat; — poeta insignem Epharmosti liberalitatem laudat, qui solebat, cum victoriam consecutus esset, non solum sacra facere Aiaci, sed etiam solemnibus his epulis adhibere cognatos et familiares« etc. Wir theilen diese Erklärung mit, ohne weiter die Frage nach dem grammatischen Zusammenhang dieses Verses mit dem Vorhergehenden, welcher ὅς zu erfordern scheint, weiter untersuchen zu wollen. In der zweiten Ausgabe war von dem Herausgeber dafür *ὡς* gesetzt worden.

Wir wollen diese aufs Geradewohl ausgewählten Proben nicht weiter fortsetzen, da wir hier überhaupt nur einen Bericht über die neue Erscheinung zu geben beabsichtigen, aber doch das Gesagte auch für die, welche zu dem Werke selbst nicht greifen, mit einigen Proben belegen wollten; wir haben nur noch zu bemerken, dass auch den Fragmenten Pindars, welche von S. 280—382 folgen, eine gleiche wiederholte Durchsicht zu Theil geworden ist, die, wenn auch die Zahl der Fragmente im Ganzen nicht vermehrt worden ist, da in dieser Beziehung überhaupt Nichts Neues zu

Tage gefördert worden ist, desto mehr das Einzelne beachtet und hier der Kritik wie der Erklärung die gleiche Sorgfalt hat angedeihen lassen. Neu hinzugekommen ist die den einzelnen Fragmenten vorausgeschickte Besprechung über die verschiedenen aus dem Alterthum auf uns gekommenen Nachrichten über die poetische Thätigkeit Pindars und über die einzelnen Poesien desselben, deren Arten, deren Reihenfolge und Anordnung. Die vom Herausgeber in der früheren Ausgabe befolgte Anordnung der einzelnen Fragmente erscheint auch in der neuen Ausgabe nicht verlassen, in welcher zuerst die Fragmente der Isthmioniken, dann die Hymnen, Päanen, Dithyramben, Prosodien, Parthenien, Hyporchemata, Enkomia, Skolia, Threnoi, und die fragmenta incerta folgen. Den Beschluss macht, wie in der frühern Ausgabe, das durch Proclus oder vielmehr Tzetzes erhaltene Epigramm auf Hesiodus, das aber hier eine ausführlichere Besprechung erhalten hat.

Wenden wir uns zu dem andern Theile, welcher die elegischen Dichtungen so wie das, was aus dem Gebiete der Jambendichtung sich noch erhalten hat, befasst, so wird man auch bei diesem bald die gleiche Wahrnehmung der sorgfältigen, über das Ganze, wie über Alles Einzelne sich erstreckenden Durchsicht zu machen im Stande sein, indem auch hier Alles, was für diese Dichtungen, die zum grossen Theil nur aus Bruchstücken bestehen, irgendwie seit dem Erscheinen der zweiten Ausgabe, geleistet worden, beachtet worden ist, übrigens nicht ohne die nöthige Vorsicht, wie es denn, um ein Beispiel anzuführen, in Bezug auf die jetzt so beliebte symmetrische Anordnung gelegentlich heisst, »quo artificio nunc homines inertes plerumque satis intempestive abutuntur.« Es mag diess auch auf so Manches Anwendung finden, was jetzt selbst auf dem Gebiete der lateinischen Poesie in dieser Beziehung versucht wird. An vielfachen kritischen und exegetischen Erörterungen fehlt es auch hier nicht, und zwar nicht blos sprachlichen, sondern auch sachlichen, wie z. B. über die Rhetren der Lacedämonier zu Tyrtäus IV (2) Vs. 10 und Manches Andere der Art, was der aufmerksame Leser leicht selbst finden wird, zumal da den einzelnen Autoren und der Frage nach der Aechtheit einzelner, bestrittener Fragmente alle Aufmerksamkeit gewidmet ist; so kann die verhältnissmässig bedeutende Erweiterung, die auch dieser Theil erhalten hat, nicht befremden: wenn die elegische Poesie in der zweiten Ausgabe von S. 313—532 reichte, so erstreckt sie sich hier von S. 389—680; die Jambographen, die in der zweiten Ausgabe S. 535—628 einnahmen, gehen hier von S. 683—804, haben also allein eine Vermehrung von beinahe dreissig Seiten erhalten. Es kann auch hier die Absicht dieser Anzeige nicht sein, in alle die Einzelheiten eingehen, welche die neue Ausgabe von der vorhergehenden unterscheiden, auch, wo man, wie es in der Natur der Sache liegt, bisweilen anderer Meinung als der Herausgeber sein kann; um indessen auch aus diesem Theile einige wenige Proben anzuführen, erinnern wir

nur an die dem Demodocus beigelegten Reste, von welchen das Fragment der Jamben (wie auch bei Xenophanes) an diesem Orte beibehalten und nicht dem Jambographischen Theil einverleibt ist, unter den ihm beigelegten Epigrammen aber nur das erste und fünfte letzte als ächt anerkannt, die drei andern aber ihm abgesprochen und einer weit späteren Zeit beigelegt werden. Darauf weist auch nach unserer Ueberzeugung der Inhalt wie die ganze Fassung. Eine eingehende, einleitende Erörterung ist jetzt auch den unter Phocylides Namen gehenden Sprüchen zu Theil geworden. Der Herausgeber schliesst sich hinsichtlich des Verfassers im Ganzen der von Bernays aufgestellten Ansicht an, welche einen jüdischen Verfasser annimmt, der zunächst an das alte Testament sich gehalten, und für Griechen sein Gedicht zunächst bestimmt habe, in einzelnen Punkten der Kritik aber weicht er mehrfach von demselben ab, wie z. B. gleich bei den beiden von Bernays verworfenen Versen am Eingang, die nicht blos auf handschriftliche Autorität sich stützen, sondern auch als nothwendig in dem Gedicht erscheinen, das sonst als *ἀκέφαλον* erscheinen würde. Dass die Reste, die des Theognis Namen tragen, mit gleicher Sorgfalt behandelt sind, liess sich erwarten; es gilt diess namentlich auch in Bezug auf manche, diesen Dichtungen eingereihte Verse, die einem andern Dichter anzugehören scheinen, wie z. B. die Verse 467—496, in welchen der Herausgeber eine selbständige Elegie erkennt, die er in einer näheren Ausführung dem Euenus beizulegen geneigt ist, aber nicht dem Sophisten, der des Sokrates Zeitgenosse war, sondern einem älteren, dessen Zeit sich nur in so weit bestimmen lässt, als in dem in dieser Elegie angeredeten Simonides, der Jambograph dieses Namens aus Amorgos, wie der Herausgeber vermuthet, zu verstehen ist. Denselben ältern Euenus werden auch Vs. 667—682 als eine eigene Elegie beigelegt, desgleichen Vs. 1345—1370; eben so soll Vers 508 ff. wo Onomacritus angeredet ist, insofern Onomacritus von Locri gemeint ist, nach des Verfassers Vermuthung auch hier ein Gedicht des Theletas angenommen werden. Was Euenus betrifft, so hat der Verfasser in dem bald darauf folgenden Abschnitt (XXIX), in welchem die unter diesem Namen auf uns gekommenen elegischen Reste zusammengestellt sind, die beigefügte Erörterung über die Person dieses Dichters einer gänzlichen Umarbeitung unterzogen, nach welcher dem eben bemerkten älteren Dichter dieses Namens die Fragmente 6—9 und vielleicht auch 10 zufallen würden, die übrigen Fragmente 1—5 dem jüngeren Sophisten dieses Namens, dem Zeitgenossen des Socrates (um Olymp. XC) beizulegen sind; er nimmt dann weiter noch vier Dichter dieses Namens in späterer Zeit an: I. Euenus Philippi mit sechs, Euenus Ascalonita mit zwei, Euenus Atheniensis und Euenus Grammaticus mit je einem Epigramm, sämmtlich in der griechischen Anthologie; die Vertheilung der einzelnen Gedichte weicht von der in der früheren

Ausgabe ab. Das weiter folgende Epigramm auf das Grab des Sophocles, welches unter dem Namen des J o p h o n gegeben ist, hat eine nähere Erörterung über den Verfasser jetzt veranlasst, für welchen der Herausgeber Lobon zu halten geneigt ist, aus dessen Schrift *περὶ ποιητῶν* Diogenes von Laerte Manches mittheilt: indessen der bestimmte Ausspruch des Valerius Maximus (VIII, 7, 12), steht hier im Wege und hielt den Herausgeber von einer weiteren Aenderung ab. Den drei Fragmenten des Socrates (Nr. XXXII) wird jetzt ein grösseres angereiht, insofern ihm die von Athenäus V, p. 219 C aus Herodicus mitgetheilten Verse beigelegt werden. Bei Plato (Nr. XXXIV) und der Erörterung über die ihm beigelegten Epigramme sind auch die drei einem jüngeren Plato beizulegenden Epigramme aus der griechischen Anthologie hinzugekommen, und werden ihrem Charakter wie ihrer Fassung nach näher besprochen. Hinsichtlich der beiden Epigramme, (Nr. XXXV) welche gewöhnlich dem Simmias von Theben beigelegt werden und in der Anthologia Palatina erhalten sind, ist der Herausgeber jetzt anderer Ansicht, indem, wozu auch Meineke rieth, dieselben nicht dem Philosophen Simmias, sondern dem später lebenden Simmias von Rhodus und somit dem Alexandrinischen Zeitalter zufallen sollen, dem auch, wo nicht alle, so doch die meisten der unter dem Namen des Simmias in der griechischen Anthologie befindlichen Gedichte dann zufallen würden, wenn auch einige derselben älter erscheinen, so namentlich die Inschrift auf Plato's Grab in der Anthol. Pal. VII, 60 und bei Diogenes von Laerte III, 43. Auch die nun folgenden geringen Reste der Poesien des Zeuxis (Nr. XXXVI) und Parrhasius (Nr. XXXVII) haben in dieser neuen Ausgabe Veranlassung gegeben zu einer ausführlicheren, einleitenden Erörterung, in welcher die Aechtheit dieser Reste, welche man zu einem Werke des Nicomachus hat machen wollen, nachgewiesen werden soll. Dass auch das, was von Aristoteles angeführt wird, namentlich dessen Peplos, in der neuen Ausgabe Gegenstand erneuerter Durchsicht und Prüfung geworden, bedarf wohl kaum noch einer besondern Bemerkung. Und dasselbe gilt auch in jeder Hinsicht von der dritten, die Jambographen befassenden Abtheilung, deren erweiterten Umfang wir schon oben angegeben haben. Auch hier fehlt es nicht an Zusätzen oder Aenderungen jeder Art: es kann nur an Archilochus und die Reste seiner Poesie erinnert werden, oder, um noch ein anderes Beispiel anzuführen, an S c y t h i n u s, dem jedoch nur das eine Bruchstück bei Plutarch De Pyth. orac. 16 zuerkannt wird, während die beiden unter diesem selben Namen in der griechischen Anthologie (Anth. Palat. XII, 22 und 232) befindlichen Gedichte ihm abgesprochen werden, als Dichtungen weit späteren Ursprungs. — Es fehlt nun noch zur Vervollständigung des ganzen Werkes ein dritter Theil, der die Poetae melici, die Scolia, und die Carmina popularia zu bringen hat.

Beschreibender Katalog der schweizerischen Baumaterialien-Ausstellung in Olten. Von Albrecht Müller. Basel. Schweighausersche Buchdruckerei. 1866. 8. S. 112.

Die Anregung und finanzielle Unterstützung für die Ausstellung in Olten ist vorzugsweise den schweizerischen Eisenbahn-Verwaltungen zu verdanken. Die Eidgenossenschaft förderte das Unternehmen durch Bewilligung eines Credits für Anschaffung einer Maschine zur Bestimmung der Festigkeit der Baumaterialien, die vorerst in Olten aufgestellt, später dem eidgenössischen Polytechnikum übergeben werden soll.

Bekanntlich ist die Schweiz arm an Metallschätzen. Der Bergbau auf Erze ist einzig auf Eisen beschränkt, welcher im Jura auf Bohnerz mit Erfolg betrieben wird. Dagegen besitzt die Schweiz in ihren Gebirgen einen grossen Reichthum an vortrefflichen Baumaterialien, geeignet zu den verschiedensten Zwecken der Architectur und bildenden Kunst. Ein Blick in vorliegenden Katalog zeigt, welch lebhafter Verkehr bereits auf diesem Gebiete herrscht und wie, bei Billigkeit der Eisenbahntarife, es sich lohnt, Baumaterialien von dem einen Ende der Schweiz nach dem andern zu senden.

Die Abfassung des Katalogs geschah durch Albr. Müller, den mit den geologischen Verhältnissen der Schweiz wohl vertrauten Forscher. Die verschiedenen Gesteine der Ausstellung sind in vier grosse Abtheilungen gebracht worden, nämlich:

I. Granitartige Gesteine, mit Einschluss der Syenite, Diorite, Porphyr, Gabbros und Topfsteine.

II. Sandsteine, mit Einschluss der Breccien, der Nagelfluhgesteine und der Schiefer.

III. Kalksteine, nebst den Marmorarten und Tufsteinen.

IV. Künstliche Steine und Mörtel, mit Einschluss der Waaren von Gyps, Cement, Asphalt, Thon und Glas.

Unter den besonders ausgezeichneten oder der Schweiz eigenthümlichen Vorkommnissen verdienen namentlich folgende Erwähnung.

Unter den Felsarten der ersten Abtheilung nennen wir zumal die Topfsteine, wie sie unter andern am südlichen Abhange des Scaleglia, gegenüber Dissentis getroffen werden. Sie dienen zu Feuersteinen und Herden, auch zu Monumenten. Leicht zu verarbeiten, halten sie die grösste Glühhitze aus und sind daher selbst bei Schmelzöfen brauchbar. Dient im Tavetscher Thal, bei Dissentis zu Oefen die bereits 500 bis 600 Jahre alt sind. Die Verwendung ist in den Gemeinden des Vorder- und Hinterrheins und des Albula-Gebietes eine ausschliessliche, im Churer Rheinthale eine bevorzugte geworden und erstreckt sich seit Eröffnung der Eisenbahn auch in andere Kantone.

Unter den Sandsteinen findet besonders grauer und rother Keupersandstein von Schleitheim, Canton Schaffhausen eine vielfache Anwendung zu Statuen, Monumenten, zu feineren Steinmetzarbeiten an Kirchen, zu Bauten verschiedenster Art. Noch ausgedehnter ist die Verwendung des Molasse-Sandsteins vom Rooter Berg bei Disikon, Canton Luzern zu Bildhauer-Arbeit, feinen Gesimsen, vorzüglich aber zu Platten und Bauten; er hat z. B. das Material für die meisten Häuser in Luzern und Umgegend geliefert. — Von Schiefern sind es ganz besonders die dem Geologen wegen ihres Reichthums an fossilen Fischen wohlbekannten Gesteine vom Plattenberg in Engi, Canton Glarus, die zu Dach-, Tisch- und Ofenplatten dienen, die Rechnentafeln für die ganze civilisirte Welt liefern.

Den bedeutendsten Reichthum an werthvollem Gesteins-Material besitzt aber die Schweiz in ihren Kalksteinen. Sie sind auf der Oltener Ausstellung in grossartiger Weise vertreten, spielen unter den vorhandenen Gegenständen die Hauptrolle. Albr. Müller stellt zwei Hauptabtheilungen, nicht nach dem geologischen Alter, sondern nach der Herkunft, auf, nämlich: 1) Alpine Kalksteine, d. h. Kalksteine die aus den Alpen stammen. Sie sind vorwaltend dunkelgrau, dicht mit Adern, Flecken oder Streifen weissen Kalkspathes. Ihrem geologischen Alter nach entsprechen sie der oberen Jura- oder der Kreideformation. 2) Jurassische Kalksteine, aus dem Jura-Gebirge; meist hellgelbe oder gelblichgraue dichte Kalksteine der oberen Jura-Formation. Unter ihnen sind die vorzüglichsten die Kalksteine aus den Steinbrüchen von Solothurn, die das weithin bekannte Material zu Platten, Gesimsen, Denkmälern, zu Kunstarbeiten der verschiedensten Art liefern, und den Einflüssen der Witterung sehr dauernden Widerstand leisten. Es wurden schon Steinmassen an einem Stück von 12,000 Cubikfuss und 18,000 Centnern Gewicht abgelöst.

G. Leonhard.

Jakob Friedrich Fries. Aus seinem handschriftlichen Nachlasse dargestellt von Ernst Ludwig Theodor Henke. Leipzig. F. A. Brockhaus 1867. X und 383 S. in gr. 8.

Dass ein Mann, wie Fries, der auf den Entwicklungsgang der Philosophie in Deutschland einen so bedeutenden Einfluss übte, auch wohl verdiente, durch eine biographische Darstellung uns in seinem Leben und Wirken näher gerückt zu werden, bedarf wohl kaum einer besonderen Erinnerung. Sein Schwiegersohn hat es in vorliegender Schrift unternommen, eine solche uns zu geben, zumal er durch hinreichende Quellen dazu auch in den Stand gesetzt war. Umfangreiche selbstbiographische Aufzeichnungen, im Jahr

1837 niedergeschrieben, lagen ihm zur Benutzung vor, ausserdem zwei andere Aufsätze, vielfache andere Mittheilungen und zahlreiche Briefe von Fries an seine nächsten Freunde und Schüler, und eben so viele Briefe derselben an Fries. Von diesem reichen Apparat hat der Verfasser einen sehr zweckmässigen Gebrauch gemacht, und es durchweg vorgezogen, da, wo es nur anging, Fries selbst reden zu lassen, seine eigenen Worte und Briefe oder die der Correspondenten mitzutheilen, und damit eine Art von Selbstbiographie zu geben, welche den Charakter des Mannes, dessen Lebensbild hier geliefert, dessen Wirken und Schaffen hier gezeichnet werden soll, am treuesten wiedergibt, wie denn auch der Herausgeber sorgfältig bedacht war, seiner eigenen Darstellung, die durchaus ruhig und besonnen gehalten ist, den Charakter der Wahrheit und Treue zu verleihen. So wird man nicht ohne mannichfache Belehrung diese Lebensschilderung aus der Hand legen. Das erste Buch führt uns die Jugendzeit vor, die Kind- und Schuljahre in der Brudergemeine, in welcher Fries am 23. Aug. 1773 zu Barby geboren war, so wie die Studienjahre im theologischen Seminar zu Niesty, während das zweite Buch die Lehr- und Wanderjahre von 1796—1805 befasst. Das dritte Buch führt uns nach Heidelberg, wo Fries in den Jahren 1805—1816 an der Universität wirkte; seine Freundschaft mit Martin zog ihn mit diesem in Unannehmlichkeiten, denen er durch eine Berufung nach Jena entzogen ward, wo er nun vom Jahr 1816 bis zu seinem Tod verblieb. In diese Zeit seines akademischen Wirksamkeit fallen die politischen Untersuchungen, die in unsern Tagen fast unglaublich erscheinen würden, und hier mit Ruhe und Unbefangenheit dargestellt werden. Sie trübten allerdings seine Stellung, ohne seine geistige Thätigkeit zu brechen oder zu lähmen. Gerade hier, um jeden Schein von Bitterkeit zu vermeiden, ist die Darstellung meist nach den eigenen Worten von Fries oder nach den Untersuchungsakten gegeben, ohne Bitterkeit, einfach und wahr. Die Beilagen enthalten die von De Wette zum Andenken an Fries im September 1843 niedergeschriebenen Worte, eine herrliche Schilderung, die man nicht ohne Theilnahme durchgehen wird, dann eine Reihe von Briefen, welche an Fries gerichtet sind, von v. Savigny, Karl Benedikt Hase, Clemens Brentano, Friedrich Heinrich Jacobi, Reinhold, De Wette u. A. so wie die von Fries gefasste Selbstvertheidigung vom Jahre 1819 gegen die wider ihn erhobenen politischen Anschuldigungen. Den Schluss bildet ein mit aller Genauigkeit zusammengestelltes Verzeichniss aller im Druck erschienenen Schriften und Aufsätze von Fries.

Nr. 20. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Die Juden in Deutschland während des Mittelalters in politischer, socialer und rechtlicher Beziehung. Von Otto Stobbe. Braunschweig. Schwetschke und Sohn. 1866. X u. 312. 8.

Geschichte der Juden in Köln am Rhein von den Römerzeiten bis auf die Gegenwart. Nebst Noten und Urkunden. Von Ernst Weyden Köln. Du Mont-Schauberg 1867. VI u. 396. 8.

Geschichte der Juden in Portugal von Dr. M. Kayserling. Berlin. Springer 1867. XI u. 307. 8.

Obgleich wir schon vortreffliche Arbeiten über die allgemeine Geschichte der Juden besitzen, unter denen die von Jost und Grätz die erste Stelle einnehmen, so bleiben doch Forschungen über ihre Verhältnisse in einzelnen Ländern und Städten stets willkommen, theils weil durch solche Monographien das Ganze mehr Leben gewinnt, theils weil sie in weitere, auch nichtjüdische Kreise dringen, als allgemeine händereiche Geschichtswerke, besonders wenn sie, wie bei Stobbe, in so volksthümlicher Form und gut gruppirter Ordnung geboten werden. Erfreulich ist es auch, dass in den drei genannten Werken der Gegenstand vom rein objectiven Standpunkte aus bearbeitet worden ist, und dass Kayserling, der israelitische Verfasser der Geschichte der Juden in Portugal, mit demselben Freimuth die Fehler der Juden rügt, als die beiden Andern christlichen Autoren über das unmenschliche Verfahren ihrer Glaubensgenossen gegen die Juden den Stab brechen und Letztere gegen die ihnen angedichteten Verbrechen, wie Hostienschändung, Kindermord, Brunnenvergiftung und dergleichen mehr in Schutz nehmen. Man sollte freilich glauben, solche Apologien seien in unsrer Zeit der Humanität und Aufklärung überflüssig geworden, aber ist nicht vor wenigen Jahren noch in Freiburg im Breisgau ein Werk von Constantin Ritter Cholewa v. Pawlikowski erschienen, das an Verhöhnung und Verdächtigung der Juden und ihrer Religion dem alten bekannten Eisenmenger'schen entdeckten Judenthum würdig zur Seite steht? Oder ist etwa das Volk überall in unsern Tagen von Judenhass und Lust zur Judenverfolgung geheilt? Wer denkt nicht an das Hep Hep das an vielen Orten Deutschlands im Jahr 1819 ertönte? Hat nicht im Jahr 1848 in verschiedenen Ländern der Pöbel seine Freiheitsliebe dadurch bethätigt, dass er seinem Nationalhass und Neid gegen Juden freien Lauf liess? Haben wir nicht im verflossenen Jahre vielfache Vorgänge erlebt, die an die Judenverfolgungen im Mittelalter erinnern? Und ist die bekannte Mortarageschichte nicht den

Zwangstaufen des vierzehnten Jahrhunderts vollkommen ähnlich? Oder findet sich etwa solcher verjährter Fanatismus und verrostete Unduldsamkeit nur unter dem niedern Volke? War nicht ein französischer Consul zur Zeit des Ministerium Thiers der Hauptanstifter der Gräuel und Schandthaten, welche gegen die Juden in Damask verübt wurden? Schüren nicht fortwährend politische und kirchliche Blätter, da religiöser Fanatismus nicht mehr ziehen will, den Hass und den Neid des Volkes, durch Hinweisung auf die Reichthümer und den Einfluss der Juden an? In einem der Letzteren lesen wir, nachdem von den colossalen Reichthümern der Juden die Rede ist: »Der Zweckmässigkeitsstaat wird erst recht seine kaiserlichen Kammerknechte (so werden die Juden im Mittelalter genannt) haben und den Schwamm sich nur vollsaugen lassen, um ihn zu gelegener Zeit auszudrücken, zugleich aber vollends zu zerzausen. Das Naturrecht der socialen Revolution wird als seine ersten Opfer die jüdischen Geldfürsten schlachten.« In Einem der Ersteren aber heisst es: »Die Einsicht hat sich verbreitet, dass nicht Christen und Juden einander gegenüber stehen, sondern dass Letztere in ihrem religiös-nationalen Verband einen Staat im Staate bilden. Wem es in Deutschland nicht gefällt dessen Wegziehen stehen ja keine Hindernisse im Wege: patet exitus. Ganze Städte und Provinzen in denen die Cananiter bereits die Aristokratie abgegeben, würden bei dieser Eventualität aufjauchzen, obgleich ihr Eintritt sehr unwahrscheinlich ist, da es einem in Deutschland gar wohl geht. Trotz dem dürfte es heutzutage, bei der ziemlich allgemeinen Stimmung in Betreff Israels, zweckdienlich sein, wenn man möglichst wenig von sich reden machte.« Wie wenig aber der Verfasser dieser im Jahr 1858 geschriebenen Zeilen die Stimmung kannte, beweisen die inzwischen in allen deutschen Gauen von den Volkskammern votirten Judengesetze, wo theils eine vollständige Emancipation ausgesprochen, wenn auch nicht ganz verwirklicht, theils wenigstens angebahnt ist. Man ist allmählig zur Einsicht gelangt, dass nur auf diesem Wege ihre Verschmelzung mit den Christen erreichbar ist, während fortgesetzter Druck nur Hass und Absonderung erzeugt. Wir sehen schon im Mittelalter in Spanien und Portugal, dass, sobald die Regierung die Juden nicht durch Ausnahmsgesetze an das Exil erinnert, auch sie nicht nur keine Sehnsucht nach Jerusalem haben, sondern in der Beobachtung der jüdischen Gesetze immer laxer werden und in Folge dessen sich ihren christlichen Brüdern immer mehr anschliessen. So lesen wir bei Kayserling, dass unter Alfonso V., unter welchem die Stellung der Juden in Portugal eine überaus günstige war, sich viele dem Studium der Philosophie hingaben und über alle religiösen Ceremonien hinwegsetzten. Die Sabbat- und Festtage wurden nicht gefeiert, man arbeitete öffentlich und liess es an der Zubereitung frischer Speisen am Sabbat nicht fehlen. In den Synagogen wurden profane Bücher gelesen, und so oft aus der Gotteslehre vor-

vorgelesen wurde entfernten sich die Meisten. Die Juden wurden aber auch — der jüdische Verfasser macht gar kein Hehl daraus — übermüthig. Sie baueten sich Paläste, ritten auf reichgeschmückten Mauleseln, fuhren in prächtigen Carossen, kleideten sich in Prachtgewänder und schmückten ihre Frauen und Töchter wie Fürstinnen und Edeldamen mit silbernen und goldenen Geschmeiden, mit Perlen und Edelsteinen, und dieser Luxus, diese Vornehmthuerei erregten den Volkshass in hohem Maasse. Und so mögen auch wohl — warum es läugnen? — manche Juden unsrer Zeit, die übermässigen Luxus treiben, und bei denen die Frivolität immer mehr Spielraum gewinnt, den alten Hass gegen das Judenthum nähren. Manche dürften etwas bescheidener, wenn auch mit voller Würde auftreten, alles Vordrängen und Prunken eben so sehr vermeiden als Andere jede Kriecherei und Zudringlichkeit. Die Klugheit und die Rücksicht auf einmal vorhandene Vorurtheile sollte es ihnen gebieten, wenn sie sich auch für vollkommen berechtigt halten, es vielen Christen nachzumachen.

Kehren wir nun zum Mittelalter und den vorliegenden Werken zurück, so zeichnet sich das von Stobbe vortheilhaft dadurch aus, dass es nicht blos wie die beiden Andern chronologisch, sondern auch nach Materien geordnet ist, was die Uebersicht des Ganzen sehr erleichtert und dem Leser, der sich nur über einzelne Gegenstände unterrichten will, viele Mühe erspart. Die Ueberschrift der Capitel lautet: »Die Juden im römischen Reich. Die Juden im fränkischen Reich. Die deutschen Juden und ihre Kammerknechtschaft. Der Uebergang des Judenschutzes auf Landesherrn und Städte. Die Steuern der Juden. Geleitsgeld und Zoll. Die Bedeutung des Judenschutzes. Die besondere Schutzherrlichkeit des Erzbischofs von Mainz und einiger anderen Herrn. Die Juden zu Nürnberg. Die Juden Regenburgs. Die Juden Augsburgs. Die Juden Cölns. Die Juden von Frankfurt am Main. Der Handel und die Geldgeschäfte der Juden. Aufhebung oder Reduction der Forderungen jüdischer Gläubiger durch Kaiser und Landesherren. Die Gemeinde- und Gerichtsverhältnisse. Der Beweis und der Eid der Juden. Strafrechtliches. Die sociale Lage der Juden und ihre Beschränkungen in religiöser und socialer Beziehung. Die Judenverfolgungen. Die Judenprivilegien.«

In den beiden ersten Abschnitten wird in Kürze angedeutet, wie die Juden im römischen Reiche, welche besonders seit ihrer Empörung unter Titus massenhaft nach dem Abendlande auswanderten, in den ersten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung das römische Bürgerrecht erwerben konnten, im Genusse voller Gewissensfreiheit waren, und an sämmtlichen staatsbürgerlichen Rechten Theil nahmen. Erst unter Konstantin dem Grossen, als die christliche Religion Staatsreligion wurde, hörte auch die bürgerliche Gleichberechtigung auf. Die Christen vergassen bald alle in den ersten drei Jahrhunderten vom Staate erlittenen Verfolgungen

und traten als Verfolger der Bekenner des mosaischen Glaubens auf. Constantin selbst setzte harte Strafen auf den Uebertritt vom Christenthum zum Judenthum, so wie auf Ehen zwischen Juden und Christen und verbot den Juden ihre christlichen Sklaven zu beschneiden. Die folgenden Kaiser gingen immer weiter in ihren Beschränkungen, denn schon traten mehrere Kirchenväter, besonders Cyrillus, Ambrosius und Chrysostomus feindselig gegen die Juden auf. Sie wurden bald von allen Aemtern ausgeschlossen, durften keine neuen Synagogen bauen, konnten nur gegen Juden als Zeugen auftreten, durften keine christlichen Arbeiter halten und dergl. mehr. Unter den fränkischen Kaisern wird von verschiedenen Concilien die Kluft zwischen Juden und Christen immer mehr erweitert: die Christen sollen sich jeder Gemeinschaft mit den Juden enthalten. Auch kommen bei den Franken schon einzelne Judenverfolgungen vor. Chilperich von Soissons zwang viele Juden zur Taufe und König Dagobert gebot, dass die Juden sich entweder taufen lassen oder auswandern sollten. Das Loos der Juden besserte sich wieder unter den Carolingern, besonders unter Carl dem Grossen und Ludwig dem Frommen, trotz allen Remonstrationen des Bischofs Agobert von Lion. Frühere Beschränkungen werden aufgehoben und neue Privilegien und Schutzbriefe verliehen. Schlimmer war schon die Stellung der Juden unter den Fürsten aus dem sächsischen Hause, die ihre Macht auf die Hierarchie stützten und den Juden gegenüber das canonische Recht zur Geltung brachten. Besonders judenfeindlich waren die Bestimmungen Kaiser Heinrichs II., der unter Anderm auch alle Juden, welche die Taufe nicht annahmen, aus Mainz verbannte. Allgemeine blutige Verfolgung brachten die Kreuzzüge mit sich. Blinder Religionshass, missverstandener Bekehrungseifer, Rohheit und Grausamkeit, Habgier und Neid trieb die Kreuzfahrer zu den blutigsten Gräueln. Während Pabst Gregor I. sich dahin ausgesprochen hatte, dass die Juden nur durch Ueberredung und Sanftmuth, nicht durch Gewalt, dem Christenthum zugeführt werden sollten, wurde überall, wo die Kreuzfahrer durchzogen, mit Feuer und Schwerdt Propaganda gemacht. Indessen darf nicht unerwähnt bleiben, dass, mit wenigen Ausnahmen, beim ersten Kreuzzuge nur die Hefe des Volks sich an den verübten Gräuelthaten betheiligte. Heinrich IV. that sein mögliches um den verschont gebliebenen Juden Recht zu verschaffen und gestattete sogar, trotz aller Vorwürfe des Pabstes Clemens III., den aus Todesfurcht zum Christenthum Uebergetretenen wieder zum Judenthum zurückzukehren. Beim zweiten Kreuzzug waren schon Geistliche und vornehme Bürger an der Spitze der Judenfeinde, und hier mochte wohl weniger religiöser Fanatismus als der Wunsch sich von lästigen Gläubigern zu befreien das Hauptmotiv der Verfolgungen gewesen sein, denen der heilige Bernhard nach Kräften zu steuern suchte, und welchen Friedrich I. der Rothbart, ein Ende setzte. Auch die localen Judenhatzen, welche

im 12. und 13. Jahrhundert statt fanden, bezweckten mehr ihre Beraubung als ihre Bekehrung. Die verschiedensten Verbrechen wurden ihnen aufgebürdet, um nicht blos Einzelne, sondern ganze Gemeinden, ganze Landstriche mit Confiscation und Todesstrafe heimzusuchen. Allgemein wurde von Judenfeinden der Glaube verbreitet, dass die Juden Christenkinder tödteten und ihr Blut beim Osterfeste verwendeten. Vergebens erklärte Pabst Innocenz IV. in einer Bulle vom Jahr 1247, dass derartige Mährchen nur erdichtet werden, um Anlass zu finden, sich des Besitzes der Juden zu bemächtigen, dass die heilige Schrift den Juden wie den Christen jeden Mord verbietet, dass die Juden an Festtagen nichts Unreines berühren dürfen, geschweige denn das Blut gemordeter Christen geniessen. Der tief eingewurzelte Aberglaube war damit nicht ausgerottet und ist es ja auch in unsern Tagen noch nicht vollständig, wie die Vorfälle in Russland im Jahr 1823, am Unterrhein im Jahr 1834 und in Damaskus im Jahr 1842 beweisen. Schreibt doch Ghillany: »Allerdings mögen die Juden auch öfters an dem Verschwinden eines Kindes unschuldig gewesen sein, aber die Mehrzahl der angeführten Fälle fällt ihnen zur Last« und nimmt auch Paulikowski als historische Thatsache an, dass viele Christenkinder von Juden ermordet worden seien. Waren übrigens auch Juden vom Verbrechen des Kindermords einigermassen freigesprochen, so fehlte es nie an andern Vorwänden sie zu berauben und zu verbannen. Bald wurde die Hostienschändung Veranlassung zu neuen Verfolgungen, die sich gegen Ende des 13. Jahrhunderts, unter Anführung eines fränkischen Edelmanns, von Ort zu Ort wälzten. Die Juden, so wurde die Sage verbreitet, welcher viele Tausend zum Opfer fielen, hätten eine Hostie in einem Mörser gestossen; aus ihr sei Blut in so grosser Menge geflossen, dass sie es nicht mehr verbergen konnten. Aehnliche Klagen wiederholten sich im Jahr 1338. Albrecht von Oesterreich sprach es in einem Schreiben an den Pabst Benedict unverhohlen aus, man schlachte die Juden angeblich wegen Hostienschändung, Hauptzweck sei aber sie zu berauben, und der Pabst ordnete eine Untersuchung an, während andere weltliche Fürsten den Räubern und Mördern Straflosigkeit ertheilten und ihre Unterthanen von allen Judenschulden befreiten. Gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts wurden die Verfolgungen verheerender und allgemeiner. Der sogenannte schwarze Tod, die furchtbare Pest, welche aus Asien nach Europa herüberzog und unzählige Menschen hinwegraffte, sollte von Juden erzeugt worden sein, die aus Christenhass alle Brunnen vergiftet hätten. Obgleich auch viele Juden der Seuche erlagen, und obgleich sie in vielen Provinzen wüthete, die kein Jude betreten hatte, wurde das Mährchen doch geglaubt und mit der Pest verbreitete sich auch die Judenschlächterei von Ort zu Ort, trotz allen Ermahnungen des Pabstes Clemens VI. und trotz allen Verordnungen mancher weltlichen Fürsten, die durch die Vertilgung der Juden ihre Einkünfte

geschmälert sahen. Die Wuth des Volkes wurde durch die Predigten der Flagellanten und einige unter der Folter erpressten Geständnisse immer mehr gesteigert, und eine Judengemeinde nach der andern wurde hingeschlachtet oder gab sich selbst den Tod, zuletzt auch die von Strassburg und Cöln, welche der Rath längere Zeit gegen den raub- und mordlustigen Pöbel geschützt hatte. An Bestrafung der Schuldigen dachte man kaum. Fast überall wurden von dem Kaiser und den Landesherrn Amnestien ertheilt. An manchen Orten hatte der Kaiser schon zum voraus für alle Verbrechen die gegen Juden begangen würden, Straflosigkeit verkündet, oder hatte er Dispositionen getroffen, wie es mit dem Nachlass und dem herrenlos gewordenen Gemeindegut der Juden gehalten werden sollte. Von nun an bis zur Zeit der Reformation dauern die Judenverfolgungen in Deutschland fort, wenn auch nicht mehr so allgemein und nicht mehr in so cannibalischer Weise. Sie werden bald hier bald dort des Landes verwiesen und ihrer Güter beraubt. Fast überall wurde ihnen das Recht der Heimath und Wohnung genommen, an vielen Orten durften sie sich gar nicht mehr niederlassen, an andern wurden sie nur für wenige Jahre gegen hohe Steuern aufgenommen. Viele wanderten daher nach Polen, Litthauen und Russland aus, wo sie freilich unter vielen Beschränkungen sesshaft werden konnten.

Wir sind bisher Stobbe gefolgt und haben nur hie und da Einzelnheiten aus Weyden hinzugefügt, nach dem wir nun, da Stobbe nur die Geschichte des Mittelalters bearbeitet hat, in Kürze die weitern Zustände der Juden in Deutschland schildern wollen.

Mit der Reformation kam anfänglich eine Zeit der Ruhe, man war zu sehr mit der neuen Lehre beschäftigt, um sich viel um das Schicksal der Juden kümmern zu können. Luther selbst trat im Beginne seiner reformatorischen Thätigkeit für die Juden in die Schranken und seinem Beispiele folgten andere einzelne christliche Stimmen. Im Jahr 1523 schrieb er: »Es wäre meine Bitte und mein Rath, dass man säuberlich mit den Juden umginge und aus der Schrift sie unterrichtete; so möchten mehr etliche herbeikommen. Aber nun wir sie mit Gewalt treiben und gehen mit Lügenentscheidungen um, geben ihnen Schuld, sie müssten Christenblut haben, damit sie nicht stinken, und was des Narrenwerks noch mehr ist, dass man sie gleich den Hunden hält, dass man ihnen verbeut zu arbeiten und zu hantiren und andere menschliche Gemeinschaft zu haben, da man sie zu wuchern treibt, was soll sie da bessern? Will man ihnen helfen, so muss man nicht des Pabstes, sondern der christlichen Liebe Gesetz an ihnen üben und sie freundlich annehmen, mit lassen werben und arbeiten, damit sie Ursache und Raum gewinnen, bei uns und um uns zu sein, unsere christliche Lehre und Leben zu hören und zu sehen. Ob etliche halsstarrig sind, was liegt daran? sind wir doch auch nicht alle gute Christen.« Später änderte aber der grosse Reformator

seine Ansicht und überbot in seiner 1543 erschienenen Schrift: »Von den Juden und ihren Lügen« alle seine Vorgänger an Gehässigkeit gegen die Juden und so wucherte fortan auch in protestantischen Ländern der Judenhass und die fanatische Bedrückung derselben eben so schrecklich als in den Katholischen. Die Juden blieben rechtlos, fortwährend Gegenstand der Bedrückung, der willkürlichsten ihnen auferlegten Abgaben, ausgeschlossen von aller Gewerbsthätigkeit, selbst von vielen Handelszweigen, nur auf den niedrigsten Wucher, Klein- und Hausirhandel angewiesen. Grundbesitz konnten sie gar nicht erwerben, was noch in Schleswig-Holstein bis zur Eroberung durch Preussen der Fall war. Auffallen muss es, dass, während manche Päbste für die Juden eine Lanze brachen, Männer wie Luther in seinen späteren Jahren, Voltaire und in unsern Tagen Paulus und v. Rotteck als ihre Gegner auftraten. Doch fanden sich auch zu allen Zeiten wackere Männer, die sich der Verfolgten annahmen, wie Hosiander, Mirabeau, der Bischof Grégoire von Blois, Maskow, Lessing und Andere, so dass endlich gegen Ende des 18. Jahrhunderts ihre allmählige Emancipation begann. Schon 1787 wurde der Leibzoll in Preussen und 1803 im übrigen Deutschland, ausser in Heldburg in Meiningen, aufgehoben. Den französischen Juden wurde das Bürgerrecht im Jahr 1791 von der Revolution zuerkannt, auch in Deutschland gestand man ihnen in Folge der französischen Invasion und der Freiheitskriege manche Rechte zu, die ihnen aber theilweise im Jahr 1814 wieder entzogen wurden. Angebahnt wurde in Deutschland ihre Emancipation in den zwanziger und dreissiger Jahren unseres Jahrhunderts, ihre völlige im Jahr 1848 ausgesprochene Gleichstellung aber auch nicht überall durchgeführt, und noch jetzt ist in manchen deutschen Ländern die Gleichheit der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte der Juden, wenn auch principiell anerkannt, noch keineswegs zur vollen Wahrheit geworden.

Wir haben, an Stobbe anknüpfend, die allgemeinen Zustände und die grossen Catastrophen der Juden bis auf die neuere Zeit geschildert, werfen wir nun noch einige Blicke auf ihre Stellung in gewöhnlichen ruhigen Zeiten, so finden wir auch ihr Loos nicht beneidenswerth und sehen wir, dass ihre Absonderung nicht von ihnen, sondern von ihren Feinden ausging. Es ist schon oben erwähnt worden, wie die Concilien Christen jeden Umgang mit Juden verboten, wie diese von allen Aemtern ausgeschlossen waren und keine christlichen Dienstboten halten sollten. Hiezu kam noch, dass man ihnen an vielen Orten abgesonderte Judenviertel oder Strassen anwiess, vor Allem aber, dass man sie nöthigte, besondere Erkennungszeichen zu tragen. Diese, wahrscheinlich von den Mohammedanern entliehene Bestimmung, welche, sobald der Islam zur Macht gelangte, allen Nichtmohammedanern verboten, sich wie die Gläubigen zu kleiden, rührt von Pabst Innocenz III. her, und wurde von folgenden Päbsten und Concilien noch weiter ausgebil-

det. Das allgemeine Abzeichen der Männer war ein auf der Brust getragener Ring oder Rad von gelber Farbe, nebst einem gelben Spitzhute auf dem Haupte statt der üblichen breiten Kappen. Frauen und Mädchen mussten blaugestreifte Schleier und ein Glöcklein am Gürtel tragen. Das Judenzeichen war, wie Stobbe nach Grätz richtig bemerkt, eine Aufforderung für die Gassenbuben die Träger zu verhöhnen, es war ein Wink für den Pöbel sie zu misshandeln, und selbst für höhere Stände eine Gelegenheit sie als Auswürflinge der Menschheit zu betrachten und nach Willkür mit ihnen zu verfahren. Schlimmer als diese Entehrung nach Aussen war die Wirkung des Abzeichens auf die Juden selbst. Sie verloren nach und nach alles Selbstgefühl und jede Selbstachtung. Da sie doch einmal eine demüthige abgesonderte Stellung hatten, vernachlässigten sie ihr äusseres und verwahrlosten ihre Sprache, sie wurden, da sie doch keinen Zutritt zu gebildeten Kreisen erlangen konnten, theilweise so verächtlich, wie es ihre Gegner wünschten, verloren männliche Haltung und Muth, jeder christliche Bube konnte sie in Angst setzen.

Auch in den Abgaben, die die Juden als solche zu entrichten hatten, lag viel Demüthigendes und Kränkendes. Neben den ordentlichen und ausserordentlichen Steuern der Juden, welche im Verhältniss zu denen der Christen übermässig hoch waren, wurde von Ludwig dem Baier der sogenannte goldene Opferpfenning eingeführt. Alle Juden und Jüdinnen über 12 Jahre, welche 20 Gulden Vermögen besitzen, sollen jährlich dem König einen Leibzins von einem Gulden zahlen. Auch diese Bestimmung wurde wahrscheinlich aus dem Islam entlehnt, der allen Nichtmohammedanern eine Art Kopfsteuer vorschreibt. Hiezu kam der sogenannte Leibzoll, welchen jeder Jude entrichten musste, sobald er sein Domicil verliess. Ausser dem Weg- und Brückenzoll mussten die Juden ferner den sogenannten Würfelzoll entrichten, das heisst, dem Zollaufseher oder Zollknechte einen Pasch Würfel überreichen. Sie waren daher genöthigt, auf ihren Reisen immer mehrere Pasche Würfel mit sich zu führen. Es war eine der vielen vexatorischen Quälereien, eine nichtssagende Verhöhnung.

Sehr belehrend ist bei Stobbe der Abschnitt über den Handel und die Geldgeschäfte der Juden. Obgleich ursprünglich in Palästina ein Ackerbau treibendes Volk, gaben sich doch die Juden nach ihrer Auswanderung, als sie keinen Grundbesitz mehr hatten, dem Handel hin und vermittelten den Verkehr des Ostens mit dem Westen. Bis zu den Kreuzzügen wurde ihnen in Deutschland als Kaufleute fast gar keine Concurrenz gemacht. Durch die Verfolgungen, welche sie zur Zeit der Kreuzzüge erlitten und durch die Verbindungen, welche die Christen selbst auf ihren Kreuzfahrten mit dem Orient anknüpften, wurden die Juden nach und nach vom grossen Welthandel verdrängt und auf den Schacher und Wucher beschränkt. Die verachteten Juden hatten zu den sich

bildenden Kaufmannsgilden und Gewerbszünften keinen Zutritt, sie durften nicht mehr auf Messen und Jahrmärkten erscheinen und kein Handwerk treiben. Darlehen gegen Zinsen, der Ein- und Verkauf gebrauchter Sachen, das Hausiren auf dem Lande waren jetzt ihre Hauptgeschäfte. »Dem Wucher« sagt Stobbe »verdankte es der Jude im Mittelalter, dass ihm trotz allen nationalen Hasses und religiöser Unduldsamkeit fast überall der Aufenthalt gestattet wurde, ihm hatte er es aber auch zuzuschreiben, wenn von Zeit zu Zeit sich jener Hass und jene Unduldsamkeit in Grauen erregender Weise Luft machte. Das Bedürfniss, Geld in Zeiten der Bedrängniss geliehen zu erhalten, liess die Juden als willkommene Mitbewohner erscheinen; aber die drückende Last der Schulden, die Höhe der schnell auflaufenden Zinsen und der Neid, mit welchem die Christen auf die von den Juden zusammengehäuften Reichthümer sahen, fachte auch wieder die Lust an, sich der verachteten und verhassten Gläubiger zu entledigen, sie zu berauben und zu morden.« Die Juden waren übrigens nicht die einzigen Gelddarleiher, an manchen Orten machten ihnen die sogenannten Lombarden oder Gawart'schen Concurrenz. Diese privilegirten christlichen Wucherer überboten aber häufig die Juden an Härte, weshalb es auch nicht selten vorkommt, dass sie vertrieben und an ihrer Stelle Juden aufgenommen wurden. So lesen wir bei Weyden, dass der Erzbischof Engelbert im Jahre 1266 die Cauwercinen aus Köln ausweisst, um die Juden zu schützen, und im Jahre 1420 forderte die Stadt Florenz wegen des übermässigen Zinsfusses der christlichen Wechselhäuser Juden auf, sich in ihrer Stadt niederzulassen. Die Zinsen der Juden waren zwar auch zuweilen sehr hoch, aber wie wurden sie selbst von den Machthabern ausgesogen, wie wenig Sicherheit hatten sie für Capital und Zinsen? Fürsten, Privatleute und Gemeinden hetzen das Volk gegen die Judengläubiger und die Schulden sind auf einmal gelöscht. Päbste, Kaiser und manche Landesherrn konnten übrigens auch ohne Hülfe eines Volksauflaufes, nach damaligen Rechtsbegriffen, nach Gefallen über Leben und Gut der Juden verfügen und Eingriffe in die Vermögensverhältnisse der Juden, um den Schuldnern Erleichterung zu verschaffen, kamen nicht selten vor. Bald wurden alle Forderungen der Juden für null und nichtig erklärt, bald auf eine bestimmte Quote reducirt, zuweilen wurde auch verordnet, dass nur das Capital aber nicht die Zinsen zu bezahlen sei. Letztere gewissermassen noch humane Verordnung wurde namentlich von Päbsten zur Zeit der Kreuzzüge erlassen, während Könige von Frankreich und später auch von Deutschland noch weiter gingen und Letztere die Kammerknechtschaft dahin auslegten, dass die Juden mit ihrem Gut und Blut dem Kaiser gehörten und seiner Willkür unbedingt unterworfen seien. Als durch solche Schuldentilgungen, die namentlich unter König Wenzel häufig vorkamen, der Credit erschüttert wurde, erhielten die Juden hie und da das Privileg, dass ihre Forderun-

gen eine bestimmte Anzahl Jahre durch keinen Erlass getilgt werden sollten. Solche Schuldenerlasse kommen noch bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts vor, und die Lage der Juden blieb immer eine precäre. Wie man eine Spaarbüchse leert, wenn sie voll geworden ist, so beraubte man die Juden ihres Guts, wenn es sich der Mühe zu verlohnen schien. Die eigentlichen Schuldner fanden wohl auch einige Erleichterung, den Hauptnutzen solcher Beraubungen theilten die Städte und der Kaiser.

Sind letztgenannte Verordnungen aus gemeiner Habsucht entsprungen, so lag den in Bezug auf den Judeneid erschienenen, wie beim Würfelzoll, die Absicht zu Grund, den Juden zu verhöhnen und zu kränken, ihn moralisch mit Füssen zu treten. Schon in den Gesetzen, welche Karl dem Grossen und Ludwig dem Frommen zugeschrieben werden, heisst es: »Streue Sauerampfer zweimal vom Kopf aus im Umkreise seiner Füsse.« Aus dem 11. Jahrhundert findet sich folgende Vorschrift: »Ein Dornenkranz soll ihm auf seinen Hals gesetzt, seine Knie umgürtet werden, und ein Dornenzweig von fünf Ellen Länge, voll Stacheln, soll ihm, bis er den Eid vollendet, zwischen den Hüften durchgezogen werden.« Der Schwabenspiegel bestimmt, dass der schwörende Jude auf einer Sauhaut stehe. Sächsisch-Thüringischen Verordnungen zufolge sollte er auf nacktem Körper einen grauen Rock und Hosen ohne Vorfüsse an haben, einen spitzen Hut auf dem Kopfe tragen und auf einer in Lammblut getauchten Haut stehen. In Schlesien musste er auf einem dreibeinigen Stuhle stehen, so oft er herunter fiel eine Busse zahlen, fiel er aber zum viertenmal herunter, so hatte er seine Sache verloren. Was die Worte des Schwures betrifft, so genügte es nicht, dass er die Hand auf der Bibel bei dem Gotte schwur, welcher Moses das Gesetz gab, er musste hinzufügen, dass der Aussatz von Naaman und Siro seinen Leib erfassen, dass die Erde ihn lebendig wie Dathan und Abiron verschlingen, ein höllisches Feuer ihn wie Sodom und Ghomora verzehren möge, dass ihn die fallende Sucht heimsuche, dass er wie Loth's Frau in eine Salzsäule verwandelt werde, von der Auferstehung ausgeschlossen sei u. dgl. m., wenn er falsch schwöre. Die Formel wechselte nach Zeit und Land oder Stadt, wie überhaupt in Deutschland, als der Reichsverband immer lockerer wurde, jeder Fürst, jede freie Stadt die Judenordnungen nach Belieben verschärfte oder milderte, so dass unter 500 bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts bekannten Judenordnungen bei Weitem die Mehrzahl auf Deutschland kommt, daher auch eine Judengeschichte Deutschlands ihre grossen Schwierigkeiten hat, und beschränkt man sie nicht auf das Wesentliche, wie es H. Stobbe gethan, so schreibt man nicht mehr ein Buch für grössere Kreise. Leichter war die Aufgabe, die sich die Verf. der beiden andern vorliegenden Werke gestellt hatten, obschon Weyden sich auch nicht damit begnügt hat die Geschichte der Juden in Köln zu schreiben, sondern sehr häufig auf die Zustände

der Juden in ganz Deutschland umherblickt. In Köln, wo seit der Römerzeit Juden wohnten, war ihr Loos, im Vergleich zu andern Orten, ein Leidliches, obgleich auch hier die canonischen Rechtsbestimmungen Geltung hatten und die Geistlichkeit den Volkshass gegen sie nach Kräften anfachte. Sie standen, wie anderwärts, zuerst unter dem Schutze des Kaisers, wurden dann den Erzbischöfen gewissermassen zu Lehen gegeben, die später auch einen Theil ihrer Rechte der Stadt abtraten. Gegen die blutigen Verfolgungen zur Zeit des ersten Kreuzzugs vermochte auch der damalige Erzbischof Heinrich III., mit dem besten Willen nicht die Juden Kölns zu schützen, es gelang aber dem Erzbischof Arnold I. sie im Jahr 1146, als in Folge der Predigten des Mönchs Rudolf neue Judenverfolgungen stattfanden, in Sicherheit zu bringen. Die Juden lebten mit den Bürgern in bestem Einverständniss, hatten ihre eigene Gerichtsbarkeit und durften im Judenviertel Häusser besitzen, und es kamen Fälle vor, in welchen die Stadt sich der Juden gegen die Willkür der Erzbischöfe annahm. Natürlich waren sie hier nicht weniger als an andern Orten eine reine Geldquelle, aus der man so viel als möglich zu schöpfen suchte. Zu dem doppelten Schutzgelde, an den Erzbischof und die Stadt, und dem Grundzins, zu den Heirathsgeldern, dem Zungengeld für das geschlachtete Vieh, dem zehnten Theil des Erwerbs, kamen noch Huldigungsgebühre, Bettsteuer, Küchensteuer, Pergamentsteuer, Krönungsteuer u. dgl. m. Trotz allem nahm doch die Judengemeinde Kölns immer zu und ihre Geldgeschäfte verschafften ihnen Reichthum und Ansehen, weil der damals blühende Handel der Stadt sie nicht entbehren konnte. Zur Zeit des schwarzen Todes beschloss der Rath die Juden auf's Kräftigste zu schützen, konnte aber, als die zunehmende Seuche die Gewalt und das Ansehen der Gesetze vernichtete, und als die Wuth des Pöbels immer drohender wurde, nicht hindern, dass das Judenviertel gestürmt und dessen Bewohner allen Gräueln des Fanatismus und des Hasses preisgegeben wurden. Tage lang währte das Rauben, Morden, Sengen und Brennen. Nur wenige Juden entgingen dem Blutbade, die Geretteten wurden aus der Stadt verwiesen und ihre liegende Habe wurde eingezogen. Der Ausfall in den Einkünften und der Wucher der Lombarden, die noch höhere Zinse als die Juden nahmen, veranlasste den Erzbischof und die Stadt im Jahr 1372, nach 23 Jahren der Verbannung, wieder die Juden aufzunehmen. In Folge von Differenzen zwischen dem Erzbischof und der Stadt, die Rechte der Juden und ihr Schutzgeld betreffend, welche der Kaiser zu Gunsten des Erzbischofs entschied, wurden die Juden abermals im Jahr 1424 auf ewige Zeiten mit grösster Härte der Stadt verwiesen und genöthigt, sich in verschiedenen andern Orten des Erzstiftes niederzulassen. Erst im Jahr 1798, als Köln mit der französischen Republik vereinigt war, liess sich wieder ein Jude daselbst häuslich nieder und ihm folgten bis zum Jahr 1814 etwa

zwanzig andere Familien. Im Jahr 1827 zählte die Judengemeinde dreissig Familien, im Jahr 1851 bereits 1500 Seelen und sie besteht heut zu Tage aus 400 Familien, welche nicht nur in allen Zweigen des Gross- und Kleinhandels thätig sind, sondern auch Gewerbe aller Art betreiben.

Werfen wir nun noch zum Schluss einen Blick auf die Juden in Portugal, wenn auch ihre Geschichte mit der ihrer Glaubensgenossen in Deutschland grosse Aehnlichkeit hat. Auch hier erregten sie durch ihren Besitz den Neid des Volkes und durch ihre freie Religionsübung den Fanatismus der Geistlichkeit, und verdankten ihre Ruhe nur den sie schützenden Fürsten. Es wurde selbst gegen Ende des 14. Jahrhunderts nicht nur Judenschlächtereien, wie sie in Spanien vorkamen, vorgebeugt, sondern die Flüchtlinge aus diesem Lande durften sich sogar in Portugal niederlassen. Joao I. liess päbstliche Bullen ins Portugiesische übersetzen und veröffentlichen, welche jede Gewaltthat gegen Juden aufs Strengste verboten, musste aber anderseits auch, von der Geistlichkeit gedrängt, die alten canonischen Gesetze, wie das Tragen der Erkennungszeichen, das Verbot des Umgangs mit Christen, und der Verleihung von Staatsämtern an Juden, aufs Neue einschärfen, was ihn jedoch nicht hinderte, jüdische Aerzte in seinem Palaste zu halten und Juden als Steuereinnehmer zu gebrauchen, während sein Nachfolger Duarte mit grösserer Strenge jene Gesetze aufrecht hielt und ihnen noch Neue hinzufügte. Eine überaus günstige Stellung hatten die Juden in Portugal unter Alfonso V. Sie hielten sich ausserhalb des Judenviertels auf, trugen keine Erkennungszeichen und bekleideten allerlei Aemter, worüber die Cortes sich häufig beklagten und das Volk von Neid und Hass erfüllt wurde, so dass es mehreremale zu Aufläufen kam, die nur mit grösster Strenge unterdrückt werden konnten. Mit dem Tode Alfonso's (1481) traten zwar wieder manche Beschränkungen für die Juden ein, doch verwandte auch sein Nachfolger Joao II. gelehrte Juden in seinem Dienste. So befanden sich Juden in dem von ihm veranstalteten Congresse zur Verbesserung des nautischen Astrolabiums, andere leisteten bei den Entdeckungsfahrten nach Ostindien wesentliche Dienste, wieder Andere machten sich durch Einführung der Buchdruckerkunst um das Land verdient. Später wurde Joao immer bigotter und habsüchtiger. Er misshandelte zuerst die aus Spanien herüber geflüchteten Juden, obgleich er ihnen gegen ein bedeutendes Eintrittsgeld Schutz versprochen hatte, und versuchte es zuletzt auch die seit Jahrhunderten in Portugal wohnenden Juden zur Taufe zu zwingen. Zum Glück für die Juden endete Joao II. sein Leben (1495), ehe sein Vorhaben zur Ausführung kam und sein Neffe und Nachfolger Manuel dehnte in den ersten Jahren seiner Regierung seine Menschenliebe auch auf seine jüdischen Unterthanen aus und ernannte sogar den Juden Cacuto zu seinem Astrologen und Chronisten. Später unterdrückte er aber

seine Toleranz und Humanität aus politischen Rücksichten. Er wollte eine spanische Prinzessin heirathen, die Königin Isabella machte ihm zur Bedingung, dass er alle Juden in kurzer Frist aus dem Lande jage, und die Prinzessin selbst wollte den portugiesischen Boden nicht betreten, bis das ganze Land von den verhassten Juden gesäubert wäre. Vergebens erhoben sich im Staatsrath viele Stimmen gegen die Vertreibung der Juden, indem sie hervorhoben, dass ja selbst der Pabst solche in seinem Lande dulde, und dass es gegen jede Staatsklugheit sei, so viele fleissige, tüchtige und gewinnbringende Menschen zu vertreiben. Der Heirathsvertrag wurde von Manuel (1496) geschlossen und über das Schicksal der Juden war entschieden. Es erschien eine Ordonnanz, dass bei Todesstrafe und Confiscation des Vermögens alle Juden innerhalb zehn Monate Portugal zu verlassen hätten, und dass nach Ablauf dieser Frist kein Jude sich mehr im Lande aufhalten sollte. Aber auch diese gewissermassen noch milde Ordonnanz, da sie doch den Unglücklichen freien Abzug gewährte, wurde einige Monate nach ihrer Veröffentlichung widerrufen. Manuel ertheilte den schauderregenden Befehl, dass den Juden alle Söhne und Töchter unter vierzehn Jahren gewaltsam entrissen und in verschiedene Städte vertheilt werden sollten, um im christlichen Glauben erzogen zu werden. Viele Eltern zogen vor, sich und ihre Kinder mit eigener Hand zu tödten und der Jammer war so gross, dass viele sonst judenfeindliche Christen, aus Erbarmen, die Verfolgten in ihren Häusern verbargen, damit man ihnen ihre Kinder nicht entreisse. Damit war aber der zum Unmenschen gewordene König Manuel noch nicht zufrieden. Er wollte unter keiner Bedingung die Juden mit ihrem Besitze abziehen lassen, sondern sie als Christen im Lande behalten. Er hatte versprochen, ihnen drei Hafenplätze zur Einschiffung anzuweisen, zögerte aber mit der Bezeichnung dieser Plätze bis die bestimmte Frist abgelaufen war. Dann liess er sie nach Lissabon kommen, angeblich um sie insgesammt einschiffen zu lassen, aber dort angekommen wurden auch sie mit Gewalt zur Taufe gezwungen. Auch damit war aber ihr Unglück noch nicht zu Ende. Sie waren in ihrem Herzen Juden und galten als solche in den Augen des Volkes, wurden daher auch als Ketzer gehasst und angefeindet. Vielen gelang es, trotz allen Massregeln Manuels sie daran zu verhindern, nach Italien, Flandern und dem Orient auszuwandern. Die Zurückgebliebenen wurden theils vom Volke in verschiedenen Emeuten ermordet, theils später, trotz mehrerer päbstlicher Breves, von den Häschern der Inquisition auf Scheiterhaufen verbrannt. Auch ihre Nachkommen, welche immer Neuchristen genannt wurden und im Geruch des Unglaubens und der Anhänglichkeit an das Judenthum standen, wurden bis ins 18. Jahrhundert herein von der Inquisition verfolgt, so dass auch die Auswanderung derselben fortdauerte und das Land immer mehr verödete und verarmte. Eines der letzten Opfer der

Inquisition war der berühmte Dramatiker Antonio Jose da Silva, welcher im Jahr 1739 des Judaismus angeklagt und zum Feuertode verurtheilt wurde. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als die Inquisition ihre Macht verloren hatte, verschwand allmählich der Unterschied zwischen Alt- und Neuchristen, und seit Anfang dieses Jahrhunderts wurden auch wieder wirkliche Juden in Portugal geduldet. Die Cortes vom Jahr 1821 hoben die Inquisition ganz auf und erneuerten alle frühern Freiheiten und Privilegien der Juden. Wie in den frühern Jahrhunderten beweisen sich die Könige der Gegenwart huldreich. Ein englischer Jude wurde im Jahr 1845 zum Baron da Palmeira und ein Deutscher vor wenigen Jahren zum Commandeur des Ordens der unbefleckten Empfängniss der heiligen Jungfrau ernannt.

Schliessen wir, wie Weyden, mit dem Wunsche, dass der Tag nicht mehr fern sein möchte, wo aller und jeder confessionelle Unterschied in Bezug auf bürgerliche Rechte schwindet.

Weil.

Der Albert Nyanza, das grosse Becken des Nil und die Erforschung der Nilquellen von Samuel White Baker. Autorisirte vollständige Ausgabe für Deutschland. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin, Custos der Universitäts-Bibliothek zu Jena. Nebst 33 Illustrationen in Holzschnitt, 1 Chromolithographie und 2 Karten. Erster Band. Jena, Hermann Costenoble. 1867. 388 S. gr. 8.

Das englische Werk, das nicht ohne Grund, ein so grosses Aufsehen erregt hat, und jetzt sogar in einer neuen wohlfeileren Ausgabe (zu 16 Schill.) in England erscheint, liegt hier in einer wohlgelungenen Uebersetzung vor uns, welche für Deutschland zunächst bestimmt ist, und das englische Original, das seiner Natur nach doch nur Wenigen unter uns zugänglich ist, auch weiteren Kreisen zuführt. Es ist dasselbe aber ein nicht blos vielfach belehrendes Werk, welches das Interesse des Geographen und Ethnologen nicht minder wie das des Naturforschers in Anspruch nimmt, sondern auch ein sehr unterhaltendes, das durch eine lebendige Darstellung anzieht und dabei vielfache Abwechslung gewährt. Es war im März des Jahres 1861, als die Expedition unternommen ward, deren Ziel »die Entdeckung des grossen Behälters der Aequatorialwasser, des Albert Nyanza war, aus welchen der Fluss als ganzer weisser Nil entspringt.« Nach fünfjährigem Aufenthalt in Afrika kehrte der Verfasser zurück, und wendete seine Muse der Aufzeichnung der Begebnisse zu, welche die mit unsäglichen Schwierigkeiten jeder Art verbundene Wanderung in das Innere Africa's begleiteten, und zu einem glücklichen Endziel führten. Zwar gelangen wir in diesem ersten Bande noch nicht zu diesem Ziel, aber

die neun Abschnitte, in welche der Reisebericht, so weit er in diesem Bande enthalten ist, zerfällt, führen uns doch so ziemlich in die Nähe desselben. Am fünfzehnten April 1861 segelte der Verfasser, begleitet von seiner treuen Lebensgefährtin von Cairo ab, am 11. Juni ward Berber erreicht, das von Khartum noch acht Kameeltagereisen entfernt ist; schon am 13. gelangte er an die Stelle, wo mit dem Nil der Atbara sich vereinigt, der den ganzen Wasserabfluss des östlichen Abyssiniens dem Nil zuführt, der, wie der Verf. ausdrücklich bemerkt, an keiner Stelle eine so grosse Wassermasse enthält, wie bei dieser Verbindung mit dem Atbara, selbst im Durchschnitt eine Breite von 1350 im Durchschnitt hat, bei einer Tiefe von 25—30 Fuss während der Regenzeit. Da der Nil von hier bis zu seiner Mündung in das mittelländische Meer durch Sandwüsten und das Delta hindurch eine eilfhundert (englische) Meilen, d. h. sechstehalbhundert Stunden lange Einsaugung und Verdunstung auszuhalten hat, also einen ungeheuern Wasserverlust erleidet, so erklärt sich daraus zur Genüge, warum die grösseste Breite des Nils unterhalb der Atbara-Mündung sich findet. Von diesem Strom gibt der Verf. folgende Schilderung, die wir als Probe der Darstellung hier beifügen:

»Der Atbara, obgleich in der Regenzeit Abyssiniens ein so bedeutender Strom, ist mehrere Monate des Jahres hindurch vollkommen trocken, und damals, als ich ihn zum ersten Male sah, am 15. Juni 1861, war er eine blosse Fläche funkelnden Sandes, thatsächlich ein Theil der Wüste, durch welche er floss. Von seiner Vereinigung mit dem Nil an ist er über einhundert und fünfzig englische Meilen weit von Anfang März bis Juni vollkommen trocken. In Zwischenräumen von wenigen Meilen gibt es Pfuhle oder Teiche von Wasser, das in den tiefen Löchern zurückgeblieben ist, die unter dem allgemeinen durchschnittlichen Niveau des Flussbettes liegen. In diesen Pfuhlen, von denen manche eine englische Meile lang sein mögen, versammeln sich alle Bewohner des Flusses, die, sowie der Strom verschwindet, sich genöthigt sehen, in diesen engen Zufluchtsstätten dicht aneinander zu rücken. So drängen sich Krokodile, Flusspferde, Fische und grosse Schildkröten in ausserordentlicher Anzahl zusammen, bis der Anfang der Regen in Abyssinien sie wieder in Freiheit setzt, indem er eine frische Wassermasse zu dem Flusse herabsendet. Die Regenzeit beginnt in Abyssinien in der Mitte des Mai, da aber das Land durch die Sommerhitze versenkt ist, so werden die ersten Regen vom Boden eingesaugt, und die Giessbäche füllen sich nicht vor Mitte des Juni. Vom Juni bis zur Mitte Septembers sind die Gewitter furchtbar; jede Schlucht wird ein tobender Giessbach; Bäume werden von den über ihre Ufer geschwollenen Bergströmen entwurzelt, und der Atbara wird ein ungeheurer Fluss, der mit einer Alles überwältigenden Strömung den ganzen Abfluss von fünf grossen Flüssen — dem Settite, Royân, Salaam und Angrab, nebst seiner eigenen ur-

sprünglichen Wassermasse — herabbringt. Seine Wasser sind dick von Erdreich, das von den fruchtbarsten Ländereien weit von seinem Vereinigspunkte mit dem Nil abgewaschen wurde; Massen von Bambus und Treibholz, nebst grossen Bäumen, und häufig die Leichen von Elephanten und Büffeln, werden längs seinen schlammigen Wassern in wilder Verwirrung fortgeschleudert und bringen den an seinen Ufern wohnenden Arabern, die immer nach des Flusses Schätzen an Brenn- und Nutzholz auf der Lauer stehen, eine reiche Ernte.

Der blaue Nil und der Atbara, die den ganzen Wasserabfluss Abyssiniens aufnehmen, ergiessen ihre Hochwasser in der Mitte des Juni gleichzeitig in den Hauptnil. In dieser Zeit hat auch der weisse Nil einen beträchtlich hohen, obwohl nicht seinen höchsten Stand, und der plötzliche Wassersturz, der von Abyssinien in den Hauptkanal herabkommt, welcher schon durch den weissen Nil auf einen hübschen Stand gebracht worden ist, verursacht die jährliche Ueberschwemmung in Unterägypten.«

Es folgt nun die weitere Reise bis Khartum, die Beschreibung dieses Ortes, bei welcher Gelegenheit eine abschreckende Schilderung des Sclavenhandels, wie er dort getrieben wird, gemacht wird. Nachdem die Vorbereitungen zur weiteren Reise beendigt waren — eine Begleitung von fünf und vierzig Bewaffneten zur Bedeckung, vierzig Matrosen, so dass mit Inbegriff der Dienerschaft die Reisegesellschaft beinahe hundert Mann (96 Mann) zählte, dabei Proviant auf vier Monate, ausserdem ein und zwanzig Esel, vier Kameele und eben so viele Pferde — erfolgte der Aufbruch nach Gondokoro: die schlechte Aufnahme daselbst und die Schwierigkeiten bis zu dem endlich erfolgten Abmarsch bilden den Inhalt des zweiten und dritten Kapitels, während die folgenden Abschnitte über die Fortsetzung der Reise berichten, die mit Schwierigkeiten und Gefahren jeder Art verknüpft, dem Endziel immer näher rückte. Allerdings müssen wir den Muth und die Ausdauer des Reisenden, wie seiner Gattin bewundern, die in allen diesen Gefahren ihm treu zur Seite stand. In diesem Reisebericht ist insbesondere auch die Thierwelt jener Gegenden berücksichtigt, wie z. B. das siebente Kapitel fast ganz mit den Elephanten und deren Jagd sich beschäftigt; aber eben so werden auch die Bewohner geschildert und so ein vielfache Abwechslung gewährendes Bild uns vorgeführt. Zahlreiche dem Werke eingedruckte Holzschnitte stellen meistens Bewohner der durchwanderten Gegenden in den verschiedensten Situationen, Jagdscenen u. dgl., oder Waffen, Geräthschaften dar; der See selbst, dessen Erreichung das Ziel der ganzen Reise war, ist dem Titelblatte in einem schönen Bilde beigegeben.

Nr. 21. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg.

1. Vortrag des Herrn Prof. O. Weber: »Ueber eine Nervengeschwulst«, am 26. Oktober und 21. Dezember 1866.

(Das Manuscript wurde am 1. Mai 1867 eingereicht.)

Prof. O. Weber bespricht einen kürzlich von ihm operirten Fall von sog. Neurom des Nervus cruralis. Der Patient, ein 27jähriger schmächtiger junger Mann, hatte zuerst im März 1866 eine Geschwulst an der innern Seite des rechten Oberschenkels bemerkt; sie hatte anfangs die Grösse einer Wallnuss und veranlasste sehr bald heftige, von ihr ausstrahlende Schmerzen, welche die ganze innere Seite des Beines einnahmen und blitzartig zeitweise besonders in der Bettwärme oder nach stärkeren Anstrengungen auftraten. Die Geschwulst wuchs rasch an und die Schmerzen wurden zuletzt so heftig, dass der Kranke sehr abmagerte und seiner Beschäftigung nicht mehr nachgehen konnte. Bei der Aufnahme in das Krankenhaus (am 29. Sept.) fanden wir eine Gänseeigrosse Geschwulst in der Mitte des Oberschenkels die offenbar den Nervus cruralis umgab und die bei ihrem raschem Wachsthum und der pseudofluctuirenden Consistenz für ein Sarkom des Nerven angesprochen werden musste. Nach der Meinung des Vortragenden ist es nämlich nöthig, auch die Nervengeschwülste oder sog. Neurome wieder ihrer anatomischen Natur nach zu classificiren und wo möglich diese auch schon am Lebenden zu diagnosticiren. Die Geschwulst war oval, 6 centim. breit 5 centim. lang und liess sich nach den Seiten hin ziemlich verschieben, von oben nach unten war keine Beweglichkeit möglich. Der untere Theil war vom m. sartorius bedeckt und zeigt eine pulsirende Hebung und Senkung durch die, wie es schien, auch durch die Geschwulst hindurchlaufende Arterie. Die Untersuchung der Geschwulst rief nur dann Schmerz hervor, wenn man sie zu umgreifen suchte und stark hin und her schob. Dann entstanden auch die bereits erwähnten bis zum Fusse ausstrahlenden Schmerzen. Für gewöhnlich hatte der Kranke nur ein Gefühl von Pelzigsein, welches besonders längs der vordern Innenseite des Unterschenkels sich bemerkbar machte und genau bis zur crista tibiae reichte. Die Sensibilität war an den entsprechenden Stellen etwas vermindert. Die Beweglichkeit war ungestört, nur hatte der Kranke zuweilen leichte Zuckungen, besonders

im unteren Ende des vastus internus. Man konnte daraus schliessen, dass hauptsächlich der nervus saphenus major und einige Muskeläste des cruralis von der Geschwulst ergriffen waren.

Obwohl in der Ruhe die lancirenden Schmerzen aufhörten, kehrten sie doch sofort wieder, wenn der Kranke sich viel Bewegung machte, und da die Geschwulst zusehends wuchs, so verlangte er dringend die Operation. Dieselbe wurde am 11. October ausgeführt. Nachdem die Geschwulst durch einen 5 Zoll langen Schnitt durch Haut und Fascie blossgelegt war, ergab sich, dass sie mit dem m. sartorius theilweise verwachsen war und es wurde nothwendig ein Stück aus der Länge desselben hinwegzunehmen, die grössere Hälfte der Muskelbündel blieb unversehrt. Ein Herauspräpariren der Nerven war ganz unmöglich, da die Nervenfasern sich ganz in der weichen Geschwulstmasse verloren. Auch die Arteria und Vena femoralis verliefen mitten durch die Geschwulst hindurch. Es wurde der Versuch gemacht, die Arterie herauszulösen, allein die Geschwulst hatte bereits die Wände derselben ergriffen, so dass das Blut durch die mürbe Gefässwand hindurchschwitzte und nichts anderes übrig blieb als ein drei Zoll langes Stück der Arterie mit hinwegzunehmen, nachdem dieselbe oben und unten unterbunden war. Noch schlimmer war das Verhalten der Vene, indem die Geschwulst in das Venenlumen bereits eingedrungen war. So musste auch die Vene doppelt unterbunden und resecirt werden.

Die herausgenommene knotig höckerige weiche Geschwulst von grauröthlichem markigem Ansehn erwies sich als ein Gliosarkom mit runden blassen eiterähnlichen Zellen, welches sich vom Bindegewebe der Nervenscheide entwickelt hatte und diffus sowohl in die benachbarten Muskeln als auch in die Gefässhäute der Arterie und der Vene vordrang. Die Vene war an ihrem unteren Ende stark verdickt und zusammengezogen. In der Mitte des herausgenommenen Stückes hatte die Geschwulst auch die Intima auf eine zolllange Strecke bereits durchbrochen und ragte als ein markiger mit weichem Blutcoagulum durchwachsener Zapfen frei in das Lumen der Vene hinein. Daneben war aber noch ein Canal für den Rückfluss des Blutes frei geblieben. Ohne Zweifel würde die Geschwulst bei weiterem Wachsthume — wenn dies nicht schon geschehen — zu secundären Geschwulstbildungen auf dem Wege embolischer Verschleppungen Anlass gegeben haben, so dass also in dieser Hinsicht die Exstirpation der Gefässstücke als ein Glück angesehen werden durfte.

Sehr interessant war nun der weitere Verlauf des Falles. Nach den Anschauungen der ältern Chirurgie hätte die gleichzeitige Unterbrechung des arteriellen und des venösen Stromes in den Hauptgefässen der Extremität und eines so wichtigen Nerven die Fortexistenz des Gliedes in hohem Grade bedrohen müssen. Indessen durfte man auf eine baldige Herstellung des Collateralkreislaufes

rechnen, da der vorangegangene Druck der Geschwulst auf die Gefässe nothwendig schon eine stärkere Entwicklung der Collateralen hatte zu Wege bringen müssen. In der That konnte man sich schon bei der Operation von der Herstellung des Collateralkreislaufes überzeugen. Nachdem das obere Ende der Arterie unterbunden war, legte ich den Faden um das untere Ende, wo die Arterie wieder aus der Geschwulst heraustrat, zunächst nur so um, dass derselbe die Arterie nicht verschloss und schnitt des Versuchs wegen die Arterie mit der Scheere ab. Der hervorspritzende Strahl war fast so kräftig wie der aus der nicht unterbundenen Arterie gewesen sein würde. Es gerieth nun auch das Glied keinen Augenblick in irgend welche Gefahr. Gleich nach der Operation blieb zwar der Unterschenkel bis zum fünften Tage hin sowohl subjectiv als objectiv etwas kühler, und erschien etwas venös hyperämisch, allein schon vom sechsten Tage an war die Temperatur ganz gleich mit dem andern Beine und liess sich kein Unterschied mehr in Bezug auf die Circulationsverhältnisse wahrnehmen. Das Gefühl war anfangs vom untern Drittheil des Oberschenkels an der Innenseite des Knies bis zum einen Knöchel und längs der crista tibiae erloschen. Indess schon 7 Tage nach der Operation ergab sich, dass sich die unempfindliche Stelle erheblich verkleinert hatte und von da an immer beschränkter wurde. Die Wunde heilte durch Granulationen in erfreulicher Weise zu. Die Beweglichkeit des Beines war ganz ungestört.

Als der Kranke in einer späteren Sitzung der Gesellschaft geheilt vorgestellt wurde, konnte er sein Bein ohne alle Beschwerden gebrauchen, so dass er schon einen Weg von drei Stunden ohne Hinderniss zurückzulegen vermochte. Das Gefühl war bis auf eine Stelle an dem oberen Drittel der Schienbeinkante im Umfange von zwei Quadratzoll vollständig wieder hergestellt. Einige Monate später war die Anästhesie nur noch auf eine $^1/_2$ Quadratzoll grosse Stelle beschränkt. Darnach unterliegt es also keinem Zweifel, dass sich die Nervenleitung zum grossen Theil wieder hergestellt hat. Entweder muss sich das excidirte 3 Zoll lange Stück des nervus saphenus major regenerirt haben, oder die Leitung muss durch Anastomosen übernommen worden sein. Die erstere Ansicht hat nach den vorliegenden Erfahrungen die grössere Wahrscheinlichkeit für sich, da man auch am nervus ischiadicus nach Excision eines $1^1/_2$ Zoll langen Stücks die Leitung sich wieder herstellen sah und da die Beobachtungen von Hjelt, Lent u. A. die Regeneration grösserer excidirter Nervenstücke dargethan haben.

2. Vortrag des Herrn Dr. Heine: »Ueber Uranoplastik bei Oberkieferresektionen«, am 9. November 1866.

3. Vortrag des Herrn Dr. Bernstein; »Ueber den Nervenstrom«, am 9. November 1866.

4. Vortrag des Herrn Dr. C. W. C. Fuchs: »Ueber das Maderanerthal«, am 23. November 1866.

(Das Manuscript wurde am 28. April 1867 eingereiht.)

Das Maderanerthal, eines der herrlichsten Hochalpen-Thäler, voll Wasserfälle und Gletscher, ist ein Seitenthal des Reussthales. Es erstreckt sich von Ost nach West etwa sieben Stunden lang; doch sind nur etwa 4½ Stunden Weges mit Vegetation bedeckt, der hintere Theil des Thales ist von dem grossen Hüfigletscher ausgefüllt. Berge, welche sich sowohl durch ihre schöne Form, als auch durch ihre bedeutende Höhe auszeichnen, begrenzen das Thal; auf der Nordseite der zackige Felskamm der Windgälle, der grosse und kleine Ruchi, auf der Südseite der Bristenstock, Weidenalp —, Oberalpstock und Düssistock; den Hintergrund bildet das zweizackige Scheerhorn. Zwischen dem Bristenstock und Weidenalpstock mündet das Etzlithal, das grösste Seitenthal des Maderanerthales, indem dasselbe von Süden kommend, nahezu parallel mit dem Reussthale bis zum Maderanerthale sich erstreckt.

Indem das Maderanerthal einen tiefen Einschnitt in eine sonst compakte und wenig gegliederte Gebirgsmasse bildet, ist es der Ausgangspunkt zahlreicher Pässe, die aber ziemlich schwierig und grösstentheils mit langen Gletscherübergängen verbunden sind, z. B. der Kreuzlipass, Brunnipass und Gletscherpass, die nach Dissentis führen, der Claridenpass und Scheerjochpass, welche in das Linth-Thal münden.

Der Hüfigletscher, welcher den Thalboden im oberen Theile des Maderanerthales bedeckt, ist auf seiner Oberfläche am unteren Ende ziemlich eben und ohne viele Spalten, also leicht gangbar; da, wo er an das Scheerhorn stösst, fällt er steil ab und besteht aus scharf zugespitzten Eiszacken, welche durch tiefe Spalten getrennt sind — eine Eismasse, die in ihrer Zerrissenheit an den steilen Abfall des Rhonegletschers neben dem Galenstock erinnert. An dem Scheerhorn spaltet sich der Gletscher in zwei grosse Arme, die sich weiter oben, vom Thalboden aus nicht mehr sichtbar, noch vielfach theilen und von allen Gipfeln jenes Gebirgsstockes Zufluss erhalten, einerseits noch von den Clariden, andererseits auch von dem Tödi.

Die hohen, mit ewigem Schnee und zahlreichen Gletschern bedeckten Berge, welche das Maderanerthal umgeben und steil von der Thalsohle ansteigen, erklären hinreichend den ausserordentlichen Wasserreichthum des Thales. Von allen Seiten stürzt das Wasser in den prächtigsten Fällen von den steilen Abhängen herab, jeder Wasserfall malerisch und schön und jeder doch in seiner eigenen Art, verschieden von allen andern und alle, als Gletscherbäche, stets wasserreich. Auf der Südseite zeichnet sich der Etzlibach aus, welcher das Etzlithal bildet und am Ende desselben über die hohe Thalstufe, welche dasselbe vom Maderanerthal trennt,

herabstürzt; weiter oberhalb der Stäubibach, der überhaupt zu den schöneren Wasserfällen der Schweiz gezählt werden kann. Auf der Nordseite übertrifft der Golzernbach und der Seidenbach die übrigen an Schönheit und Wasserreichthum.

Das Maderanerthal ist ein Hochthal, d. h. es steht mit dem Thalsystem, zu welchem es gehört, nicht in unmittelbarer Verbindung, sondern ist von dem Reussthal, in welches sich der Kärstelenbach aus dem Maderanerthal ergiesst, durch eine hohe Thalstufe getrennt; man muss eine steile Bergwand zwischen Windgälle und Bristenstock hinansteigen um von Amstäg im Reussthal auf den Thalboden des Maderanerthales zu gelangen. Ebenso ist das Etzlithal ein Hochthal in Bezug auf das Wassersystem des Maderanerthales und von diesem gleichfalls durch einen steilen Absturz getrennt, so dass der Etzlibach nur als Wasserfall in das Maderanerthal gelangen kann. Die Natur arbeitet jedoch noch auf das lebhafteste an der Umformung des Maderanerthales, ein Umstand, der sich gerade aus seinem Charakter als Hochthal erklärt.

Das Maderanerthal ist für den Geognosten von höchstem Interesse und in der letzten Zeit auch ist hrfach besucht und beschrieben worden, z. B. von G. v. Rath, A. Müller etc. Das Maderanerthal gehört zu denjenigen Gegenden, in welchen man sich von der Umwandlung der Gesteine verhältnissmässig leicht überzeugen kann. Diese Gelegenheit bietet sich überhaupt in den Alpen vielfach dar. Die grosse Schwierigkeit sich von den Veränderungen im Gesteinsreich zu überzeugen und dieselben zu verfolgen, beruht in ihrer scheinbaren Geringfügigkeit und in der Langsamkeit mit der sie sich vollziehen. Da, wo der Umwandlungsprozess mit grösster Energie von statten geht, und ein solcher Ort sind die Alpen, da ist auch seine Wirkung am grössten und in kürzester Zeit von Bedeutung, so dass derselbe leichter auffällt.

Die Centralmasse der Alpen, besteht aus einzelnen Knoten von krystallinischem Silikatgestein, besonders Granit, Gneiss und Glimmerschiefer. An dieselben legen sich dann zu beiden Seiten sedimentäre Gesteine, vorherrschend Kalksteine an, welche nur geringere Höhe erreichen. Ein solcher Knoten bildet den Kern des Berner-Oberlandes, erstreckt sich aber nach Westen bis in die Gegend von Leuk, nach Osten hin bis zum Tödi. Die eigenthümliche Lagerung der Schichten hat schon längst das Interesse der Geognosten auf diesen Gebirgsstock gelenkt. Die Schichten desselben sind nämlich sehr steil aufgerichtet und bilden einen riesigen Fächer. Auf der ganzen Nordseite des Gebirgsstockes fallen die Schichten nach Süden und um so steiler, je näher dem Mittelpunkte. Auf der Südseite desselben neigen sich die Schichten im Gegentheil nach Norden und gleichfalls in der Nähe des Mittelpunktes am steilsten.

Das Maderanerthal und seine Umgebung gehört der nordöstlichen Seite des Gebirgsknotens an. Da es sich von Ost nach West

erstreckt, so folgt dasselbe dem Streichen der Schichten und ist also wenig geeignet den Fächerbau der Schichten klar zu machen. Dafür durchschneidet das Etzithal den Gebirgsstock und legt den Fächer blos. Das Maderanerthal liegt aber auch gerade auf dem nördlichen Rande jenes Gebirgsknotens, wo die krystallinischen Silikatgesteine von den Kalksteinen berührt werden. Darum wird in demselben auch hauptsächlich nur die südliche Thalwand von den krystallinischen Silikatgesteinen gebildet, die nördliche dagegen besteht aus dichten grauen Kalksteinen. Dieselben gehören einer ganz anderen Bildungsperiode an, wie die Silikatgesteine, denn ihre Schichten fallen in entgegengesetzter Richtung und viel weniger steil.

Besonders merkwürdig sind die krystallinischen Silikatgesteine. Man kann dieselben im Allgemeinen als Thonschiefer, Talk- und Glimmerschiefer bezeichnen, neben denen Granit, Syenit und Diorit untergeordnet auftreten. Allein diese Namen passen nur für einzelne Stücke, für gewisse Extreme; das Interesse beruht gerade darauf, dass für die Mehrzahl der Gesteine keiner dieser Namen passt, dass überhaupt kein Namen passt und nur die seltneren Extreme bestimmte Species vorstellen, welche durch zahllose Uebergänge mit einander verbunden sind. Das Maderanerthal ist eben ein Gebiet, in welchem die Umwandlung der Gesteine, mitten in dem Prozess begriffen, alle möglichen Zwischenstufen und Uebergänge wahrnehmen lässt. Aus Allem geht jedoch hervor, dass der Thonschiefer das ursprüngliche Gestein war, welches durch chemische Einwirkung eine allmählige Umwandlung erlitt und darum in den weniger veränderten Gesteinen noch immer erkennbar ist, an einzelnen Stellen sogar fast ganz unverändert erscheint. Die Umwandlung folgt zwei verschiedenen Richtungen. Die eine derselben besteht in der Ausscheidung von Quarz zwischen den Thonschiefer-Lamellen und Umwandlung der Thonschiefer-Substanz in Talk, Chlorit und Glimmer, so dass das Endresultat ein ächter Glimmerschiefer ist. Man sieht bei dieser Umwandlung zuerst sehr feine Talkschuppen an den Thonschiefer sich anlegen, deren chemische Zusammensetzung jedoch, nach Müller, noch nicht mit der des Talkes übereinstimmt, indem viel Thonerde und Eisenoxyd, wenig Magnesia und Kalk darin sich findet. Der Quarz nimmt ebenfalls von kaum merkbaren Adern bis zu Zwischenlagen von beträchtlicher Dicke und einzelnen rundlichen Knoten, immer mehr zu. In derselben Art, wie sich der Talk entwickelt und vermehrt, lässt sich auch die Bildung des Glimmers nachweisen.

Die andere Richtung der Umwandlung besteht darin, dass die ganze Masse des Thonschiefers in eine grünliche oder graue, an den Kanten durchscheinende Substanz allmählig übergeht, die ihrer chemischen Zusammensetzung nach immer mehr mit der des Feldspathes oder des Kieselsäure reicheren Felsites übereinstimmt, je abweichender die äussere Beschaffenheit von der des Thonschiefers wird.

Der ganze Umwandlungsprozess bestand besonders darin, dass als neue Substanz eine grössere Menge von Alkalien und Magnesia hinzutrat, die Thonerde sich verminderte. Wahrscheinlich waren die zugeführten Substanzen in der Lösung theils an Kohlensäure, theils an Kieselsäure gebunden. Der nähere Gang der Umwandlung würde sich nur durch sehr eingehende und zahlreiche Gesteinsanalysen entziffern lassen.

Schon längst, ehe man auf die geognostischen Merkwürdigkeiten des Maderanerthales aufmerksam geworden war, war dasselbe schon wegen der Menge und Schönheit der darin vorkommenden Mineralien berühmt. Hauptsächlich Bergkrystall, Chlorit, Adular, Anatas und Borokit kommen vielfach in den Klüften der krystallinischen Silikatgesteine vor.

Müller glaubt, dass das atmosphärische Wasser, welches auf jene Gesteine niederfällt den Verwitterungsprozess derselben einleite und dass die durch Verwitterung im Wasser gelösten Stoffe, in den Spalten als krystallisirte Mineralien sich wieder ausscheiden, dass z. B. der Albit aus der Zerstörung des Feldspathes sich bilde. Allein aus denjenigen Gewässern, welche ihre gelösten Stoffe aus der Verwitterung anderer Silikatgesteine erhalten haben, krystallisiren nur sehr selten die complicirt zusammengesetzten Silikate direkt aus und fast nie kann dasselbe Mineral entstehen, welches durch seine Verwitterung die betreffenden Stoffe lieferte. Denn die durch Verwitterung im Wasser sich lösenden Stoffe haben nicht die Zusammensetzung des zerstörten Minerals; es kann sich aus Feldspath nicht wieder Feldspath bilden. Der gemeine Feldspath $K^2 Al^2 Si^6 O^{16}$ geht durch Verwitterung in Kaolin $H^4 Al^2 Si^2 O^9$ über und nur der Rest $K^2 Si^4 O^9$ kann sich lösen, aber nicht wieder als Feldspath auskrystallisiren. Auch die ganze Anschauung, als wenn die Mineralbildung daselbst der Neuzeit angehöre und wohl auch noch gegenwärtig stattfinde, kann ich nicht theilen. Die Mineralien des Maderanerthales sind vielmehr grösstentheils gleichzeitig mit den Gesteinen entstanden, in welchen sie sich finden und die Gesteinsumwandlung sowohl, wie die Mineralbildung hat daselbst ihr Ende erreicht, sie unterliegen gegenwärtig nur der Zerstörung durch Verwitterung. Man hat also nicht zu hoffen, dass die Gesteine des Maderanerthales, welche einen unfertigen Charakter an sich tragen, in späteren Zeiten als ausgebildete Species erscheinen werden.

Man muss nämlich streng zwischen dem Verwitterungsprozess und dem Umwandlungsprozess unterscheiden. Die Wirkung beider ist ganz verschieden. Der Verwitterungsprozess ist ein Zerstörungsprozess, eine Vernichtung in dem Sinne, wie die Verwesung im organischen Reiche; der Umwandlungsprozess dagegen ist ein Neubildungsprozess, eine Entwicklung, welche mit dem Stoffwechsel während des Lebens im organischen Reiche verglichen werden kann. Durch Verwitterung werden complicirt zusammengesetzte chemi-

sche Verbindungen in einfachere gespalten, von denen die einen gewöhnlich löslich, die andern unlöslich sind. Indem das die Verwitterung verursachende Wasser die neu gebildeten chemischen Verbindungen auflöst, wird der Zusammenhang solcher verwitternden Gesteine gelöst und dieselbe zerfallen allmählig. Der unlöslich zurückbleibende Bestandtheil wird dann in diesem zertheilten Zustande gewöhnlich mechanisch fortgeführt, er bildet den Schlamm der Flüsse.

Die Umwandlung besteht dagegen darin, dass das Gestein seinen Zusammenhang nicht verliert, sondern dass ein Austausch der Bestandtheile zwischen den im Wasser, welches das Gestein durchdringt, gelösten und den im Gestein selbst enthaltenen Stoffen eintritt, so dass nach und nach die Eigenschaften des Gesteins sich ändern.

Der Verwitterungsprozess wird hauptsächlich von dem atmosphärischen Wasser eingeleitet, denn die Verwitterung besteht vorzugsweise darin, dass aus den Silikaten diejenigen Basen, welche leicht kohlensaure Salze bilden, mit Kohlensäure verbunden werden, besonders wenn dieselben als doppelt kohlensauere Salze in Wasser löslich sind, und dass die der Oxydation fähigen Körper Sauerstoff aufnehmen. Die dazu nöthigen Stoffe, Kohlensäure und Sauerstoff, enthält das atmosphärische Wasser in höherem Grade noch als die Luft. Die atmosphärischen Niederschläge und das auf der Erdoberfläche circulirende Wasser sind es darum hauptsächlich, welche die Verwitterung der Gesteine veranlassen. — Die Umwandlung der Gesteine wird dagegen durch die im Innern der Erde circulirenden Wasser herbeigeführt. Nachdem das Wasser der atmosphärischen Niederschläge die Gesteine mit denen es zuerst in Berührung kommt, zersetzt hat, ist dasselbe, wenn es tiefer in die Erde eindringt freier von Sauerstoff und zum Theil von Kohlensäure, indem dieselben verbraucht sind, dagegen enthält es alle die löslichen Salze der Verwitterung und darum ist dasselbe, indem der oben erwähnte Austausch eintritt, zur Umwandlung geeignet. Daraus folgt, dass die Verwitterung besonders an der Erdoberfläche, die Umwandlung in der Tiefe vorherrscht. Lokale Umstände können Umwandlungen an der Erdoberfläche veranlassen, der Regel nach beschränken sich dieselben jedoch auf das Erdinnere und sind dort ebenso häufig und allgemein, wie die Verwitterung in den der Erdoberfläche nahen Gesteinsmassen.

5. Bericht des Herrn Prof. Knapp: »Ueber 100 nach der neuen Gräfe'schen Methode ausgeführte Staarextraktionen«, am 23. November 1866.

(Das Manuscript wurde am 26 April 1867 eingereiht.)

Redner beschreibt kurz die Technik dieser Operationsweise mit Vorzeigung der dazu nöthigen Instrumente und einiger mittels der-

selben geheilten Kranken. Er spricht sich sehr befriedigt darüber aus und gibt an, dass Hornhauteiterung dabei kaum vorkomme. Nur ein Auge von jenen 100 sei ganz zu Grunde gegangen durch Verallgemeinerung primärer Glaskörpereiterung. Auch die erzielte Sehschärfe erweise sich als günstig. Die Methode habe den Vortheil, dass Panophthalmitis nur noch in Ausnahmsfällen, dagegen iritische Prozesse etwa in derselben Häufigkeit wie früher dabei vorkommen. Die Statistik habe sich gegen früher also gerade um die 10% der übelsten Misserfolge — Hornhautvereiterung — verbessert. Das wesentlichste Verdienst dabei schreibt Redner dem Skleralschnitt zu, weil dieser keine eitrigen Hornhautentzündungen in seinem Gefolge habe, was zuerst Jacobson in Königsberg richtig erkannt und ausgesprochen habe. Er gibt aber der Gräfe'schen Operationsweise vor der Jacobson'schen, die er früher vielfach, aber nicht mit gleichem Glücke, geübt, den Vorzug.

6. Demonstration der Holtz'schen Electrisirmaschine durch Herrn Professor Kirchhoff, am 7. Dezember 1866.

7. Vortrag des Herrn Prof. Moos: »Ueber das subjective Hören wirklicher musikalischer Töne«, am 7. Dezember 1866.

(Das Manuscript wurde am 4. Januar 1867 eingereicht.)

Nach einleitenden Bemerkungen über subjective Gehörempfindungen überhaupt wird die Seltenheit des subjectiven Hörens wirklicher musikalischer Töne bei Ohrenkranken erörtert. In der otiatrischen Literatur finden sich gar keine Angaben über diesen Gegenstand. Dagegen in der Biographie von Robert Schumann, herausgegeben von Wasielewski. Schumann hörte eine Zeit lang immer a. Aber diese Thatsache ist nicht zu verwerthen, weil es sich um eine wirkliche Hallucination handelte. Diese ist bei den beobachteten Kranken des Vortragenden auszuschliessen. Beide Kranke waren zur Zeit des betreffenden Leidens und auch später psychisch gesund.

Der erste Fall betraf eine 26jährige Dame. Dieselbe litt an einem seit 8 Jahre bestehenden doppelseitigen chronischen Catarrh der Tuba Eust. und der Trommelhöhle mit lebhaftem fortwährendem Sausen rechts und beträchtlicher Schwerhörigkeit. Im achten Jahre des Leidens wurde P., nach Anhören eines Vocal- und Instrumentalconcerts 14 Tage lang vom subjectiven Hören zweier musikalischen Töne geplagt; es war ihr als würden fortwährend auf dem Klavier c und e angeschlagen. Nach 14 Tagen ohngefähr war sie des Morgens beim Erwachen von dieser Erscheinung frei und blieb es auch. Dagegen litt sie von da an, wie früher,

an dem gleichen rechtseitigen continuirlichen Sausen, das von dem Hören der genannten Töne theilweise übertäubt war und der Patientin weit erträglicher erschien, als das Hören jener Töne, welches sie, sonst durchaus nicht nervös, in hohem Grad afficirt und namentlich für geselligen Umgang zeitweise gänzlich unfähig gemacht hatte.

Der zweite Fall betraf einen 45jährigen Stadtschullehrer, der sich viel mit Gesang und Klavierunterricht beschäftigte. Auf der linken Seite will Patient 10—12 Jahre Ohrenfluss gehabt haben, der erst seit etwa 1 Jahr sistirt hat. Das Leiden entwickelte sich allmählig, ohne irgendwelche dem Kranken bekannte Ursachen. Patient gibt an, zuweilen, besonders nach Klavier- und Gesangunterricht, wirkliche musikalische Töne zu hören, eine Erscheinung, die aber nach mehreren Stunden in der Regel wieder verschwinde. Die musikalischen Töne seien immer dieselben, nämlich g und h. Die Untersuchung ergab:

Starker Rachencatarrh, äusserer Gehörgang links ganz trocken. Drei von der untern, der vordern und der hintern Wand des knöchernen Gehörgangs ausgehende, weisse, gegen Berührung sehr empfindliche und in der Mitte des Meatus ext. derart zusammenstossende Exostosen, dass man nur den obersten Theil des Trommelfells, nämlich den kurzen Fortsatz und die über ihn hinausgehende obere Ausbuchtung des Trommelfells, welche ohne alle anomale Injection und ohne eitrige Absonderung waren, sehen konnte. Eine Perforation des Trommelfells bestand nicht, vielmehr ein Catarrh des mittleren Ohres mit freiem beweglichem Secret.

Indem der Vortragende für den letzten Fall die Möglichkeit einer lebhaften Nachempfindung in's Auge fasst, glaubt derselbe, dass man beide Fälle am Besten mit Zugrundlegung der Helmholtz'schen Theorie der Tonempfindungen erklären könne und behält sich die ausführliche Mittheilung der Beobachtungen in einer Zeitschrift vor.

8. Vortrag des Herrn Prof. H. Alex. Pagenstecher: »Ueber die Muskeln des Drill und über die Unterschiede der hintern und vordern Extremitäten der Säuger«, am 21. Dezember 1866.

(Das sofort vorgelegte Manuscript wurde in der Zeitschrift „der Zoologische Garten" April und Mai 1867 unter dem Titel „Mensch und Affe" vollständig abgedruckt.)

Es soll aus diesem Vortrage hier nur das Wichtigste in abgekürzter Zusammenfassung hervorgehoben werden:

Die Hautmuskulatur des Rumpfes setzte sich bei Mandrilla leucophaea von der jackenförmigen fascia lumbo-dorsalis ausgehend an den falschen Rippen in Verbindung mit der obersten Schicht der Rückenmuskeln, seitlich bildete sie ein starkes Bündel zur Achselhöhle, er-

reichte aber den Oberarm nicht. Es waren dreizehn Rippen vorhanden. Die Ursprünge des pectoralis major gingen bis zur neunten Rippe, der Ansatz verlief, die spina tuberculi majoris des humerus überschreitend, in der Fascie bis gegen die Ellenbeuge. Die vena cephalica trennte nicht den deltoideus vom pectoralis major, sondern lag nach Innen von der klavikularen Portion des letztern. Die klavikulare Portion des deltoideus fehlte.

Man erlangt ein besseres Verständniss zunächst der Muskeln der Schulter, wenn man den Oberarm in Abduktion vom Rumpf erhebt, den Ellenbogen nach Kopf und Rücken zu wendet und die Hand hyperextendirt und so eine Normalstellung bildet, welche man mit der hintern Extremität genau nachahmen kann. Durch diese Parallelisirung gewinnt man dann weiter für die später folgenden Vergleiche der beiden Gliederpaare und für das Verständniss der Beziehungen derselben zu Bauch und Rücken die richtige Grundlage.

In der Muskulatur wird durch diese Lagerung die Unterschlagung am Ansatze des pectoralis major ausgeglichen. Die Feststellung des gegensätzlichen Verhaltens des pectoralis minor als eines dorsalen Muskels (im Gegensatze der Rippenkörper zu Rippenknorpeln, Brustbein und Schlüsselbein) und die Untersuchung der übrigen Muskeln an Schulter und Oberarm auf ihren dorsal- und ventral-epaxonischen und vielleicht hypaxonischen Charakter scheinen die Annahme zweier parallelen Elemente im Oberarm zu verlangen, die den claviculae acromialis und coracoidea entsprechen würden und in den zwei Kernen des Kopfes, tuberculum majus und minus, wirklich vertreten sind. Es stehen dann dorsale und ventrale Oberarmmuskeln nicht einfach opponirt, sondern sind durch zweimaligen Wechsel getrennt. Das korakoideale Element erweist sich dabei in der gedachten Normalstellung als das hintere.

Ein darmsaitenartiges Band vertrat bei diesem Mandrill die clavicula coracoidea. Der latissimus dorsi, mit Ursprung schon vom ersten Rückenwirbel an, sandte ein starkes Bündel zur Ellenbogensehne des triceps. Der cucullaris berührte kaum die clavicula. Ein m. acromiobasilaris war vorhanden; mit dem processus styloideus fehlten dessen Muskeln.

Ein Bündel des caput externum tricipitis kombinirte sich mit dem supinator longus. Durch Erhebung der supinatorischen Wirkung am brachialis internus, Verminderung derselben am supinator brevis, in Folge der Verlagerung der Ansätze dieser Muskeln im Vergleich zum Menschen, verliert die Supination, anderen Bewegungen ohne Weiteres gesellt, als selbstständige Bewegung an Bedeutung.

So kombinirt sich auch durch Verbindung der flexores carpi radialis und ulnaris, des palmaris longus und des flexor digitorum profundus mit dem flexor digitorum sublimis, des flexor radialis weiter mit dem pronator teres und Entwicklung des flexor pollicis

longus als einer radialen Portion des flexor digitorum profundus die Beugung der Finger bis zu den letzten Phalangen und mit Einschluss des Daumens sowie die Einfaltung des letztern in die Hand, somit das festeste Zugreifen, ohne Weiteres der Beugung des Handgelenkes.

Die Stelle der extensores d. indicis proprius, d. minimi und carpi ulnaris nimmt ein Muskel ein, der, von der äussern Kante und dorsalen Fläche der ulna bis zum condylus externus humeri Ursprung nehmend, alle vier Finger versorgt und mit der Extension die Hand nach aussen zieht und wendet, während die Gruppe des extensor communis und der radiales, longus und brevis, die Hand zugleich nach Innen zieht und wendet.

Der Ursprung vom lig. volare macht alle interossei zu modifizirten Beugern in der Hand, die dorsales entfalten dabei dieselbe, die volares legen sie zusammen. Im Ganzen verbinden sich durch die Muskeleinrichtungen am Arm leicht gewissen Beugungen und Streckungen gewisse Drehungen des Vorderarms und setzen sich auf die Hand fort.

Die Beweglichkeit der Handwurzel wird durch den neunten Handwurzelknochen vermehrt. Dieser erscheint als ein vom os naviculare abgelöstes und theilweise in Platz und Funktionen des capitatum getretenes Stück.

Mit ihren Ursprüngen weiter an den Lendenwirbeln und Rückenwirbeln vorrückend und auch die Schwanzwirbel in Anspruch nehmend finden die von den Wirbeln zum Becken und weiter an die hintern Extremitäten sich begebenden Muskeln eine ausgedehntere Basis als beim Menschen. Ausser dem m. coccygeus ist ein dem levator ani entsprechender depressor caudae vorhanden. Die Muskeln gracilis, semitendinosus und sartorius inseriren sich tiefer, dem m. biceps fehlt der kurze Kopf. Er und der adductor magnus drehen zugleich den Unterschenkel nach Aussen. Von den glutaei ist der medius der stärkste.

Der flexor hallucis longus, mit Sehnen auch für die dritte und vierte Sehne, gleicht in seiner Anordnung dem flexor digitum magnus profundus mit arrogirtem flexor pollicis longus. Seine Combination mit dem flexor communis longus digitorum pedis, welcher die zweite und fünfte Zehe versorgt, gibt bei gemeinsamer Wirkung ein Zusammenlegen des Fusses, bei Einzelgebrauch eine Begünstigung der Wendung der Sohle nach Innen und Aussen.

Vom flexor communis brevis digitorum pedis sondert sich ein flexor digiti indicis pedis proprius. Die interossei nehmen den Ursprung ähnlich wie an der Hand, das Zusammenwirken der interossei dorsales mit den langen Streckern breitet die extendirte Hand aus.

Das Genauere und die Mittheilungen über weitere Muskeln sehe man an der oben genannten Stelle nach.

Behufs des Vergleichs der Glieder des Menschen und der Affen

muss man zunächst die Beziehungen zwischen vorderer und hinterer Extremität der Säuger von Schulter und Becken herab zu Hand und Fuss feststellen, was auf verschiedene Weise zu lösen versucht worden ist.

Den besten Ausgangspunkt für diese Untersuchung gibt die oben bezeichnete Normalstellung: Alle Theile beider Glieder befinden sich dann in geeigneter Lage für den Beweis der Analogie in der Reihenfolge. Am supinirten Arm entspricht namentlich der radius der tibia des Beines, die ulna der gleich gelagerten fibula; die Hyperextension der Hand entspricht der gewöhnlichen Stellung des Fusses.

Gegenüber vollkommener Parallelisirung im Verlaufe bleibt Opposition der Gelenkflächen, welche aus Entwicklung dieser für humerus und femur in verschiedener Richtung erklärt werden muss.

Die ungleiche Anlage dieser Flächen verbindet sich mit entsprechender Verschiebung der Trochanteren und Tuberkel und der Richtungsanpassung der Gelenkgruben des Schulterblattes und des Beckens.

Zum Vergleiche dieser beiden Gürtel müssen wir die aus den Eigenthümlichkeiten der an sie eingelenkten Glieder resultirenden Besonderheiten wegschaffen, wir müssen die Schulter und das Becken zur Vertikalen aufrichten und erhalten dann auch hier eine vollkommene Analogie in der Reihenfolge. Die fossa subscapularis entspricht der innern Hüftbeinfläche, die kleine Fläche zwischen der äussern und innern Fläche des Axillarrandes dem Abschnitte für das kleine Becken, der axillare Rand selbst der incisura ischiadica major, der obere Skapularrand dem Vorderrand des ilium, der hintere untere Winkel der superficies auricularis.

Dass das vordere, akromiale, Schlüsselbein der Vögel, als das mehr nach vorn gelegene seine Analogie in dem Akromialfortsatz und dem etwa daran befestigten Schlüsselbeine der Säuger finde, dass also dieser akromiale Fortsatz prinzipiell als mehr nach vorn gelegen und im Vergleiche nach der Reihenfolge dem os pubis entsprechend erachtet werden muss, erweist sich aus der Betrachtung der Schulterblätter von Walen. Erhebt sich hier in gänzlicher Ermanglung einer spina scapulae, wie bei Beluga leucas, das acromion gar nicht über das Niveau der Fläche des Blattes, so ist bei vertikaler Normalstellung das acromion, erkennbar aus dem Vergleiche mit andern Walen, Phocaena communis, Tursiops Tursio, einfach vordrer Fortsatz des Schulterblattes, das coracoideum hintrer. Das letztere muss also das Analogon des os ischii sein. Die Einlenkung der claviculae coracoideae am sternum der Vögel findet auch einige Analogie an der Einschiebung eines dreieckigen Knochens zwischen die Sitzbeine im Schambogen gewisser Säuger, besonders solcher Beutler, deren hintere Extremitäten in ähnlicher Weise die Hauptarbeit zu thun haben, wie die vordern Gliedmassen der Vögel.

Wo wie bei Monotremen das Knie und der Ellenbogen mehr nach Aussen als nach vorn und hinten gerichtet sind, verringert sich die Opposition der Schulter- und Beckeneinlenkung schon in der Klasse der Säuger, mehr bei einem Theil der Reptilien und Amphibien. Für Affen und Menschen ist diese Verschiedenheit der vordern und hintern Glieder ziemlich gleich gross. Vorderarm und Unterschenkel sind bei den Affen etwas gleichartiger durch die ziemlich gleiche Stärke der sie zusammensetzenden Knochen, dagegen ist der Unterschied zwischen Handwurzel und Fusswurzel grösser. Die Aufsuchung handähnlicher Eigenschaften kann am Fusse erst jenseits der Ferse beginnen; noch bis zur zweiten Wurzelknochenreihe ist die Aehnlichkeit zwischen Hand und Fuss geringer als beim Menschen. Diese eingeschlossen und von da an ist beim Mandrill das Knochengerüst von Hand und Fuss fast identisch. Auch über diesen Vergleich der Gliedmassen sehe man das Genauere an der in der Ueberschrift angeführten Stelle.

9. Vortrag des Herrn Prof. O. Weber: »Ueber Muskelregeneration und Betheiligung der Muskeln bei Neubildung«, am 4. Januar 1867.

10. Vortrag des Herrn Dr. Erb: »Ueber die Möglichkeit, das Gehirn und das Rückenmark des Menschen zu galvanisiren«, am 4. Januar 1867.

(Das Manuscript wurde am 27. April eingereicht.)

Unter den Vorfragen, welche vor einer methodischen Anwendung des constanten galvanischen Stroms zu therapeutischen Zwecken erledigt werden müssen, ist ohne Zweifel eine der wichtigsten die Frage nach der Möglichkeit, den Strom nach den einzelnen Körpertheilen hin zu dirigiren.

Es muss festgestellt werden, bis zu welchen Organen der Strom in genügender Stärke hingeleitet werden kann, um therapeutische Effecte zu erzielen. Die Möglichkeit, den Strom in die Centralorgane des Nervensystems einzuführen, ist noch nicht über jeden Zweifel festgestellt: während Remak, Benedikt, Brenner u. A. dieselbe als vollkommen selbstverständlich betrachten, spricht sich u. A. Ziemssen in der neuesten Auflage seines Buches über Electricität mit Entschiedenheit dahin aus, dass Gehirn und Rückenmark von den therapeutisch anwendbaren inducirten sowohl wie constanter Strömen nicht erreicht werden könne. Da eine Entscheidung dieser Frage von hoher therapeutischer Wichtigkeit ist, unterzog ich dieselbe einer näheren Untersuchung.

Schon eine aprioristische Erwägung zeigt jedoch, dass die Möglichkeit, zunächst das Gehirn mit electrischen Strömen zu erreichen, gar nicht so weit abliegt. Von einer Umhüllung des Schädels

mit Massen von gutleitenden Geweben kann nicht die Rede sein und auch der vermeintlich so grosse Leitungswiderstand der Knochen ist lange nicht so bedeutend, wie viele Autoren angeben. Eine Berücksichtigung der bessern chemischen Analysen des Knochengewebes, so wie noch mehr der anatomischen Anordnung desselben (besonders der zahlreichen Blutgefässe in demselben), sowie endlich der verschiedenen Nähte und Löcher am Schädel lässt es vielmehr im höchsten Grade wahrscheinlich erscheinen, dass bei passend aufgesetzten Electroden jedenfalls ein grosser Theil des Stromes den Schädel und somit das Gehirn durchdringt.

Zur Prüfung dieses Satzes wurden verschiedene Experimente an der Leiche angestellt und dieselben ergaben übereinstimmend das Resultat, dass bei Application selbst schwacher constanter und inducirter Ströme auf den Schädel sich Stromschleifen in solcher Dichtigkeit auf das Gehirn verbreiten, dass der zur Stromprüfung mit dem Gehirn in Berührung gebrachte Froschnerv dadurch erregt wird.

Eine Besprechung der Unterschiede in den Leitungswiderständen an der Leiche und am Lebenden, sowie der Erregbarkeitsverhältnisse des Gehirns und des Froschnerven führt zu dem Schlusse, dass man mit den gewöhnlich am Kopfe zu therapeutischen Zwecken verwendeten galvanischen Strömen sehr wohl das Gehirn erregen kann. Die beim Galvanisiren des Kopfs eintretenden Erscheinungen: Schwindel, Betäubung, Uebligkeit, Ohnmacht sind als Erscheinungen von directer Erregung des Gehirns zu betrachten.

Die vergleichenden Versuche mit dem inducirten Strom haben ergeben, dass auch dieser mit Leichtigkeit in das Gehirn eindringt. Dasselbe scheint jedoch dieselbe geringe Erregbarkeit gegen den inducirten Strom zu besitzen, wie die Retina und die übrigen höheren Sinnesnerven. Daraus erklärt sich, dass beim Faradisiren des Kopfs gewöhnlich keinerlei Erscheinungen von Seiten des Gehirns eintreten.

Am Rückenmark sind die Verhältnisse in Bezug auf das Eindringen des Stroms etwas anders als am Schädel: es sind grössere Massen von Weichtheilen, dafür aber auch spongiösere Knochen und grössere Lücken zwischen diesen vorhanden. Auf der andern Seite kann man aber auch viel grössere Stromstärken anwenden.

Versuche an der Leiche haben ebenfalls gezeigt, dass constante Ströme bei der gewöhnlichen Applicationsweise der Electroden auf dem Rücken in das Rückenmark selbst eindringen. Ich habe es ferner durch Versuche an Lebenden im höchsten Grade wahrscheinlich gemacht, dass, bei Anwendung starker Ströme auf den Rücken, Stromschleifen in solcher Menge und Dichtigkeit in den Rückgratscanal eindringen, dass Stromeswendungen und Stromesunterbrechungen im Stande sind, lebhafte Erregung der im Rückgrats-

canal verlaufenden Nerven zu erzeugen. Es kann somit kaum einem Zweifel unterliegen, dass man galvanische Ströme in hinreichender Stärke in das Rückenmark einführen kann, um damit therapeutische Effecte zu erzielen.

Es ist sonach eine Einwirkung des constanten Stroms auf die Centralorgane des Nervensystems möglich und es verdient derselbe bei Erkrankungen des Gehirns und Rückenmarks versuchsweise angewendet zu werden.

Ausführliche Mittheilung und Beweisführung über diesen Gegenstand wird im »Deutschen Archiv für klin. Medicin« erscheinen.

11. Vorstellung des mikrocephalen Töchterchens des Georg Becker aus Offenbach, am 18. Januar.

12. Vorstellung eines Falles von Facialparalyse und Demonstration der dabei in den gelähmten Muskeln vorhandenen eigenthümlichen Veränderungen der Erregbarkeit gegen constante und inducirte Ströme, durch Herrn Dr. Erb am 18. Januar und 1. März 1867.

(Das Manuscript wurde am 29. April eingereiht.)

Bekanntlich sind in den letzten Jahren einige Beobachtungen von peripherischen Facialparalysen veröffentlicht worden (durch Baierlacher, Schulz, Ziemssen, Neumann, Brückner, M. Meyer, Eulenburg u. A.), welche sich durch ein höchst eigenthümliches Verhalten der gelähmten Muskeln gegen electrische Ströme auszeichneten. Während nämlich die Erregbarkeit der gelähmten Muskeln gegen den inducirten Strom vollständig erloschen war, zeigte sich eine ganz normale oder selbst bedeutend gesteigerte Erregbarkeit gegen den constanten Strom. Dasselbe merkwürdige Verhalten findet sich auch in dem vorliegenden Falle. Derselbe betrifft eine 44jährige, sonst gesunde Frau, welche vor 9 Wochen plötzlich und ohne nachweisbare Ursache an linksseitiger Facialparalyse erkrankte. Diese Affection ist in der ganzen Zeit bis jetzt vollkommen stationär geblieben.

Patientin bietet jetzt alle Erscheinungen einer vollständigen peripherischen Paralyse des linken Nervus Facialis: vollständig aufgehobene Motilität der vom linken facialis versorgten Muskeln; Verstreichung der Stirn- und Augenfalten, der Nasolabialfalte; normale Beweglichkeit des Gaumensegels bei gerade stehender Uvula; Erhaltung der Sensibilität der linken Gesichtshälfte, besonders auch der Conjunctiva; Fehlen jeder Reflexbewegung auf Reize der Conjunctiva; keine Gehörstörungen, keine Kopferscheinungen.

(Schluss folgt.)

Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg.

(Schluss.)

Das electrische Verhalten der gelähmten Muskeln ist ein sehr eigenthümliches und lässt sich in folgende Sätze näher präcisiren.

Die Erregbarkeit der gelähmten Muskeln gegen den inducirten Strom ist vollständig erloschen; auf der gesunden Seite ist dieselbe in normaler Weise vorhanden.

Die Erregbarkeit der gelähmten Muskeln gegen den constanten Strom ist bedeutend gesteigert, und zwar in so hohem Grade, dass schon mit einem einzigen Elemente des Stöhrer'schen Apparates eine schwache Oeffnungszuckung des aufsteigenden Stromes in den Kinnmuskeln erhalten werden kann; bei 2 El. ist diese Zuckung deutlicher; bei 4 El. tritt die Schliessungszuckung bei beiden Stromesrichtungen hinzu; bei wachsender Elementenzahl wächst dann die Stärke der Schliessungszuckung rascher als die der Oeffnungszuckung; doch ist bei 12—14 El. immer deutliche Schliessungs- und Oeffnungszuckung bei beiden Stromesrichtungen vorhanden.

Auf der gesunden Seite treten erst bei 8—10 Elementen, bei Reizung mit der Kathode, schwache Schliessungszuckungen ein, die Oeffnungszuckung fehlt bei diesen Stromstärken durchaus.

Besonders auffallend ist in diesem Falle die Geneigtheit der Muskeln zur Oeffnuugsreaction und überhaupt die grössere Erregbarkeit derselben gegen die Anode. Die erste überhaupt erscheinende Zuckung ist die Oeffnungszuckung, wenn die Anode auf dem Muskel sitzt; und auch bei der ganzen weitern Untersuchung zeigt sich constant, dass Schliessungs- und Oeffnungsreaction deutlicher und stärker sind, wenn die Reizung des Muskels mit der Anode, als wenn sie mit der Kathode ausgeführt wird.

Die gelähmten Muskeln sind nur durch intramusculäre Reizung in Contraction zu versetzen; von den Nervenästen aus ist dies nicht möglich; dies ist besonders deutlich am Musc. frontalis zu constatiren. Auf der gesunden Seite zeigt sich das normale Verhalten auch in dieser Beziehung.

Sehr prägnant sind endlich die Unterschiede im Vonstattengehen der Contraction zwischen den gesunden und den gelähmten Muskeln: bei den gesunden Mus-

keln eine rasche, blitzähnliche Zuckung, bei den gelähmten eine überaus träge und langsame Contraction. Man scheint es hier mit einer reinen Muskelcontraction, d. h. einer durch directe Reizung der Muskelfasern erzeugten Zusammenziehung zu thun zu haben und man wird dabei lebhaft an das von Fick näher beschriebene Verhalten des Muschelschliessmuskels erinnert. — Endlich lässt sich constant mit grosser Leichtigkeit beobachten, dass die Oeffnungszuckung erst ein deutlich unterscheidbares Zeitintervall nach der Entfernung der Electrode eintritt — ein Verhalten, was mit den von Pflüger und Bezold gemachten Angaben über Verzögerung der Oeffnungszuckung in Zusammenhang zu bringen ist.

Soweit reicht das Gebiet der Thatsachen in diesem Falle; eine Erklärung derselben ist nach dem jetzigen Stande unserer Kenntnisse noch nicht möglich, obgleich sich für dieses Verhalten eine Reihe der interessantesten Anknüpfungspunkte aus der Electrophysiologie ergeben. Die Erklärungen, welche Neumann, Eulenburg, M. Meyer, Ziemssen u. A. gegeben haben, sind durchaus unbefriedigend. Es können nur weitere Beobachtungen Licht über diese merkwürdigen Verhältnisse verbreiten.

Die Prognose dieser Fälle scheint nach den bisherigen Beobachtungen eine günstige zu sein — wenn der constante Strom angewendet wird. — Der inducirte Strom ist nach allen bisherigen Erfahrungen von sehr geringer Wirkung gegen diese Formen der Lähmung. Dagegen hat der constante Strom auf diesem Gebiete gerade eine Reihe glänzender Heilerfolge aufzuweisen und hat auch hier seine therapeutische Ueberlegenheit gegenüber dem inducirten Strome zur Geltung gebracht. Die Kranke wird desshalb einer methodischen Behandlung mittels des constanten Stromes unterworfen werden.

Nachtrag. Ich muss hier einen Irrthum berichtigen, der sich in vorstehender Mittheilung findet, der aber wohl verzeihlich ist, da er auf einem weiteren merkwürdigen Verhalten der gelähmten Muskeln beruht. Die gelähmten Muskeln reagiren noch nicht auf ein einziges Element; es entsteht allerdings beim Abheben der Anode vom Muskel jedesmal eine deutliche Zuckung, die ich anfangs als Oeffnungszuckung auffasste. Dieselbe Zuckung entsteht aber auch, wenn man die gar nicht mit der Batterie in Verbindung befindliche Electrode, oder irgend einen Körper, den aufgesetzten Finger oder einen Bleistift, von den Muskeln abhebt. Es besteht nämlich in den gelähmten Muskeln eine beträchtlich gesteigerte Erregbarkeit gegen mechanische Reize, die sich dahin äussert, dass schon das Wegnehmen eines leicht auf die Muskeln drückenden Körpers Zuckung in denselben auslöst. Dies ist besonders deutlich in den Muskeln der Lippen und den Zygomaticis zu constatiren. Auch durch kurzes Aufklopfen mit dem Finger lässt sich deutliche Contraction erzeugen, wie dies besonders deutlich im Musc. frontalis ist. Auf der gesunden Seite lässt sich in keiner Weise solche Zuckung erzeugen.

Die Erregbarkeit gegen den constanten Strom gestaltet sich nun bei genauerer Untersuchung (mit festsitzenden Electroden, Schliessung und Oeffnung durch metallische Nebenschliessung) so, dass bei 2 Elementen eine ganz schwache Zuckung nur beim metallischen Stromwenden eintritt. Bei 4 Elementen dagegen treten beim einfachen Schliessen und Oeffnen des Stroms schon deutliche Zuckungen auf. Es gestalten sich dann die Verhältnisse so wie oben beschrieben: Schliessungs- und Oeffnungszuckung treten gleichzeitig auf; die Erregbarkeit gegen die Anode ist grösser als gegen die Kathode.

13. Vortrag des Herrn Prof. Knapp: »Ueber metastatische Aderhautentzündung im Puerperalfieber«, am 18. Januar 1867.

(Das Manuscript wurde am 26. April eingereicht.)

Eine kräftige Erstgebärende bekam am 16. Tage nach regelmässigem Geburtsverlauf pyämische Erscheinungen: Schüttelfröste, Fieber, grosse Abgeschlagenheit, Eingenommenheit des Kopfes, Anschwellungen verschiedener Gelenke, namentlich des linken Knie- und rechten Schultergelenkes. Schon im Anfang dieser Erscheinungen klagte sie über Schmerzen im rechten Auge und rasche Abnahme der Sehkraft desselben. Ich untersuchte sie 2 Tage nach Beginn der Augenaffection und fand bei gelinder Injektion und Schwellung der Bindehaut die Pupille leicht erweitert, jedoch beweglich; das Innere des Auges rauchig getrübt, doch so, dass man den Augengrund noch schwach erkennen konnte, ausgenommen den innern vorderen Abschnitt desselben, welcher unbeleuchtbar war und intensiv grau schwarz erschien. In den nächsten Tagen trübte sich in dieser Weise der ganze Augengrund. 8 Tage später trat unter stärkerer Schwellung und Röthung der Bindehaut leichter Exophthalmus ein. Die durch Atropin bis dahin weit erhaltene Pupille verengerte sich, und wurde in ihrem unteren Abschnitt durch eine graue Trübung verlegt, während der temporale Irisabschnitt sich mit einer gelbweissen, eiterig aussehenden Schichte bedeckte. Diese verdeckte mehre Tage lang den Schläfenabschnitt der Iris der Art, dass man nicht wusste, ob sie blos aufgelagert war, oder die Iris selbst zur eitrigen Schmelzung mit fortgerissen hatte. Darauf trat Hypopion ein. Wieder 8 Tage später wurden sämmtliche Entzündungserscheinungen am Auge geringer, nachdem an einem Morgen ein reichlicher Eitererguss über dem nasalen Skleraltheile vom behandelnden Arzte (Dr. Vietz) bemerkt und als eine Perforation gedeutet worden war. Die Besserung der Entzündung dieses Auges ging fort bis zu dem 7 Wochen nach der Geburt — 5 Wochen nach Eintritt der pyämischen Erscheinungen — erfolgten Tode der Wöchnerin. Der Eiter in der vorderen

Kammer hatte sich bis auf ein dünnes, auf der Iris liegen gebliebenes Häutchen aufgesogen. Die Pupille war ziemlich eng, unklar, der Augengrund nicht zu beleuchten. Der Augapfel kleiner und weicher als normal und nicht mehr vorgetrieben. Das Gesicht schon in den ersten 4 Tagen erloschen. Das andere Auge erschien wenige Tage vor dem Tode, als ich es untersuchte, nicht verändert. Die Patientin gab an, damit gut zu sehen.

Die von Herrn Prof. J. Arnold vorgenommene Sektion ergab sehr umfangreiche Abscedirung im Zellgewebe an der innern vordern Beckenwand, ausgezeichnete knotenförmige Blasendiphtheritis, sehr weit gehende eitrige Zerstörung des rechten Schulter- und linken Kniegelenkes, sowie einige zarte wärzchenförmige Auflagerungen an den Aortenklappen. Beide Augen wurden von mir herausgenommen, sogleich geöffnet und übersichtlich untersucht.

Das rechte, oben beschriebene, enthüllte merkwürdige Veränderungen. Ein Meridionalschnitt zeigte, dass eine vollständige Eiterkapsel sich an die Innenseite der Choroides und die Hinterfläche der Krystalllinse anlegte. Diese war nach innen scharf begrenzt und umschloss einen trichterförmigen Raum, in welchem sich noch ein durchsichtiger, nur leicht getrübter Glaskörper befand. Die Netzhaut war abgelöst und umschloss den choroidealen Theil der Eiterkapsel vollständig, indem sie am Sehnerven und der Ora serrata ihre Befestigungen bewahrt hatte. Ringsum vom Ciliarkörper aber schob sich der vordere Theil der Eiterkapsel in einer Tiefe von 2 bis 5 Mm. an der Hinterfläche der Zonula und Hinterkapsel hin. Die Zweitheilung der Eiterkapsel durch die Netzhaut in einen choroidealen und ciliaren Abschnitt war das Eigenthümliche dieses Falles, wobei ausserdem noch die leicht wellige innere Oberfläche derselben, welche einen ziemlich durchsichtigen Glaskörperraum umschliesst, besondere Beachtung verdient. Die genauere Untersuchung ergab eine Perforation des der Nase zugewanden Choroideal- und Skleraltheiles, welche durch die Tenon'sche Kapsel wieder verschlossen war. Tenon'sche Kapsel und Sklera waren beträchtlich verdickt. Erstere zeigte Bindegewebswucherung, letztere ausserdem noch zahlreiche in ihr Gewebe eingebettete Nester von Eiterzellen. Die Iris war auf dem Querschnitt gelblich mit anliegender normaler Pigmentschicht. Ihr Gewebe bot eine üppige Produktion von Kernen und jungen Zellen, welche dicht gedrängt das Stroma der Iris durchsetzten und nur spärlich Gefässe zur Beobachtung kommen liessen. Die pigmentirten Stromazellen waren in Gestalt und Grösse nicht verändert. Zwischen Hinterfläche der Pigmentschicht und Linsenkapsel lagerte sich eine durchscheinende leicht streifige viele kleine Zellen und Eiterkörperchen enthaltende Substanz, welche beide Flächen aneinander löthete.

Die Linsenkapsel und Fasern waren normal, dagegen schob

sich von den Aequatorialtheilen der Linse aus eine Menge von Kernen und Eiterkörperchen zwischen die Linsenfasern ein, indem sie theils vereinzelt lagen, theils aber auch reihen- und nesterweise die Fasern auseinander drängten. Nach dem, was wir sonst Entzündung heissen, muss man diese Veränderung eitrige Entzündung der Krystalllinse nennen.

Der Glaskörper enthielt reichliche Eiterzellen in einem Filz von feinen Fäden (Fibrin) eingebettet.

Die Eiterkapsel bestand in ihren beiden Theilen aus reinen, dicht aneinanderliegenden, grösstentheils verfetteten Eiterzellen, molekularem Fett und Körnchenhaufen.

Die Choroides zeigte in ihrem ganzen Umfange eine üppige Wucherung von Kernen und runden kleinen Zellen, hervorgegangen aus der Kerntheilung der pigmentlosen Stromazellen. Die grösseren Gefässstämme waren erhalten und zeigten verdickte Wände durch Wucherung der Adventitialzellen. Nirgends habe ich ihr Lumen gefüllt gesehen, es sei denn durch Blutkörperchen. Von der Choriocapillaris bekam ich nicht viel mehr zu Gesicht; ihre Stelle war eingenommen, und zwar in 3- und 4facher Tiefe, von dicht gedrängten Eiterzellen, welche nach innen durch die gut erhaltene und ganz rein darstellbare Glashaut der Choroides abgeschlossen war. In der That war diese Eiterschicht nichts anderes als das feine, der Choroides innen innig aufliegende Häutchen, die sogenannte pyogene Membran der Abscesse. Sie ging unmittelbar hervor aus der Kernwucherung der pigmentlosen Choroidealzellen, mit der sie auch ununterbrochen zusammenhing. Die pigmentirten Stromazellen waren in ihrer Form grösstentheils normal, die innersten derselben aber in die Schichte der Eiterzellen mit fortgerissen. An einigen Stellen hatten übrigens auch die pigmentirten Stromazellen mehrere Kerne und waren zerstückelt, so dass Zellkörper und Ausläufer von einander getrennt zwischen den Eiterkörperchen lagen. Wieder an andern Stellen zeigten diese fortgerissenen Stücke eine rundliche Gestalt, sowie doppelte Kerne und lagen so zahlreich und nesterweiss in der Eitermasse zerstreut, dass eine Wucherung derselben unzweifelhaft erschien. Dieses wurde noch dadurch bestätigt, dass ganz ähnliche pigmentlose Zellen mit mehreren Kernen daneben lagen. Aehnlich verhielt sich das Stroma des Ciliarkörpers und der Iris, doch mit dem Unterschied, dass die epitheliale Pigmentlage derselben erhalten war, nur im Ciliarkörper etwas gelockert. Ausserdem war die Bindegewebswucherung, obzwar sehr üppig, doch nicht so fortgeschritten, wie in der eigentlichen Aderhaut, worin massenhafte Eiterzellen gebildet wurden. Die Hinterfläche der Iris war mit einer zarten, dünnen Schicht von streifigem Aussehen mit vielen eingestreuten Kernen und Eiterkörperchen bedeckt, welche die Iris an die Vorderkapsel anlöthete.

Sehr merkwürdig war die Bildung des vorderen Theiles der Eiterkapsel. Von dem glatten und gefalteten Theile des Ciliar-

körpers ging nämlich eine radiär streifige, mit vielen Kernen und kleinen Zellen durchsetzte Substanz aus, welche unmittelbar in die sich hinter der Linse hinziehende Eitermasse überging. Nach aussen war sie vom Pigment der Ciliarfortsätze und des Orbiculus ciliaris begrenzt, während das spärliche Gewebe peripherisch davon sich in den normalen Ciliarmuskel fortsetzte. Abwärts fügte sich daran ein an beiden Seiten scharf begrenztes, von grauen Fasern durchzogenes und ganz mit Eiterzellen gefülltes Häutchen: die an die Ora serrata sich anheftende Netzhaut. Sie ging unmittelbar über in die streifige, kleinzellige, den Ciliarkörper deckende und den vordern Eiterheerd bildende Masse und war in ihrer Grundlage zuverlässig nichts anderes als die Pars ciliaris retinae. Diese rein bindegewebige Haut halte ich für die Erzeugerin der vorderen Eitermasse, indem die in die Radiärfasern vielfach eingestreuten Kerne wuchern und verfetten. Neben den Kernen, jungen Zellen und Eiterkörperchen zeigte sich daselbst eine beträchtliche Zahl Fettkörnchenkugeln.

Die Netzhaut bot ein vortreffliches Bild einer eitrigen Retinitis. An einzelnen Stellen bestand sie fast nur aus Eiterzellen oder Kernen und Körnern, die davon kaum zu unterscheiden waren; an andern Stellen aber liessen sich die einzelnen Schichten, ausgenommen die Stäbchen und Zapfen, auf's unzweideutigste nachweisen. Die äussere Körnerschicht hatte 3 bis 4 Mal die gewöhnliche Dicke und zeigte die Körner an manchen Stellen ungeordnet nebeneinander, an andern aber reihenweise übereinander liegend. Die Zwischenkörnerschicht war schmal, wenig radiär gestreift, in der Mitte fein punktirt und überall mit Körnern oder kleinen Zellen dicht besetzt. Die innere Körnerschicht sah dem Normalzustande am ähnlichsten. Die graue Schicht war radiär gestreift und dicht mit kleinen Zellen durchsetzt. Diese drangen auch in die Ganglienschicht, in welcher ich die besterhaltenen uni- und bipolaren Nervenzellen mit ihren grossen Kernen reichlich beobachtete. Die Nervenfaserschicht war stark verbreitert, ihre gut erhaltenen Fasern auseinander gedrängt, indem sich einzeln, reihen- und gruppenweise kleine Zellen und Eiterkörperchen dazwischen drängten. Daneben fand ich aber auch grössere, spindelförmige und runde Zellen mit zwei, in mehreren bis zu sechs Kernen.

Die dem bindegewebigen Stützapparat der Netzhaut angehörigen Kerne zeigten sich also in allen Schichten üppig wuchernd, selbst in der Nervenfaserschicht, wo man im Normalzustand Mühe hat sie nachzuweisen.

Der Sehnervenstamm war schon vom Skleralloch an normal.

In dem linken, während des Lebens bei der letzten Untersuchung scheinbar noch normalen Auge fand ich in der Gegend des Gleichers einen umschriebenen, runden pyämischen Heerd der Choroides. Er war schon mit blossem Auge an seiner gelben Färbung kenntlich. Unter dem Miskroskope zeigte sich darin das

Choroidesstroma, namentlich die Haargefässschicht dicht mit Eiterkörperchen gefüllt. Daneben waren massenweise aus den Gefässen ausgetretene Blutkörperchen und viele stark überfüllte Blutgefässe, aber nirgends Thromben. Die übrige Choroides war in diffuser eitriger Entzündung begriffen. Die Netzhaut gleichfalls im Anfang eitriger Entzündung. Der Glaskörper führte viele wuchernde Zellen. Die übrigen Theile waren normal.

Ein drittes von mir während des Lebens gemeinschaftlich mit Herrn Prof. v. Dusch beobachtetes und später untersuchtes Auge, war einer Frau entnommen, die einige Tage nach der Niederkunft pyämische Erscheinungen, unter denen auch Choroiditis metastatica, bekam und im Beginn der dritten Woche starb. Der Befund hielt die Mitte zwischen jenen beiden oben beschriebenen Augen: ein umschriebener choroidealer Eiterheerd mit partieller Netzhautablösung, eitriger Choroiditis, Kyklitis, Iritis, Hyalitis und Retinitis.

Die drei Augenerkrankungsfälle sind so zu deuten, dass Capillarembolien der Choroides den Anstoss zu den hämorrhagisch-eitrigen Infarkten gaben und von da aus sich die zerstörende Entzündung auf die übrigen Membranen fortsetzte.

14. Vortrag des Herrn Prof. Moos: »Ueber seltenere Arterienverstopfungen«, am 1. Februar 1867.

(Das Manuscript wurde sofort eingereicht.)

Die seltenen Arterienverstopfungen, über welche ich Ihnen heute berichten will, hatte ich Gelegenheit bei einem Kranken zu beobachten, den ich schon vor längerer Zeit in Gemeinschaft mit Herrn Professor Friedrich, welcher als consultirender Arzt hinzugezogen war, behandelt habe. Der Kranke war ein 19jähriger Student. Die vollständige Diagnose der Krankheit lautet:

Rheumatismus articulorum acutus. Icterus mit vorübergehender Vergrösserung der Leber. Recidivirende Pericarditis. Endocarditis mit embolischen Gefässverstopfungen in verschiedenen Körperregionen. Linkseitige Pleuritis. Nephritis. Hydrops. Genesung.

Nur über die Endocarditis und die in ihrem Gefolge aufgetretenen Strörungen im Bereich verschiedener arterieller Stromgebiete will ich Ihnen Mittheilung machen.

Vermittelst der Auskultation des Herzens konnte die Endocarditis erst am 15. Tage der Krankheit diagnosticirt werden; es zeigte sich nämlich zu dieser Zeit ein dem Mitralisostium entsprechendes systolisches endocarditisches Blasen, über dessen Natur bei der weiteren Beobachtung des Kranken nicht der geringste Zweifel sein konnte, es gesellte sich auch bald noch zu

dem Blasen ein Pfeifen und eine deutliche Accentuirung des zweiten Pulmonaltons. Aber schon vorher waren Erscheinungen aufgetreten, welche mit hoher Wahrscheinlichkeit auf das Auftreten resp. das Vorhandensein einer Endocarditis hindeuteten. Der Kranke behauptete in der Nacht vom 13—14. Krankheitstage auf dem rechten Auge erblindet gewesen zu sein. Bei dem Besuch am Morgen des 14. Tages gab Patient an, er sei in der Nacht aufgewacht und habe bei verschlossenem linken Auge nicht einmal das brennende Licht mit dem rechten gesehen. Diess habe etwa eine Stunde gedauert, da sei es wieder gut geworden.

Einen Tag bevor die Endocarditis vermittelst der Auskultation diagnosticirt werden konnte, zeigten sich als weiteres auffallendes Symptom in der Herzgegend, namentlich einwärts von der linken Brustwarze und von da nach abwärts etwas spärlicher, zahlreiche capilläre Ekchymosen, die in der Gegend der Papille sehr dicht standen, und zusammen einen Raum etwa von der Grösse eines Kronenthalers einnahmen. Bei dem Besuch am 15. Tage gab Patient an, dass er in der Nacht ohngefähr eine Stunde lang auf dem linken Auge Doppeltsehen gehabt. Im Laufe des Nachmittags vom 18. hatte Patient eine Gesichtsfeldverdunklung, als wäre Alles beschattet, etwa während einer halben Stunde; die Störung verschwand nach dieser Zeit, kehrte aber gleichartig in der Nacht vom 18—19. und ohngefähr gleich lange wieder. Von jetzt ab blieb Patient für immer von Sehstörungen befreit.

In der Kniekehle und in der Wade, besonders links, spontan und auf Druck, traten am Abend des 15. Schmerzen ein und waren, bald mehr, bald weniger lebhaft, 4—5 Tage zugegen, nämlich bis zum Morgen.

Im weitern Verlaufe stellten sich anderweitige Symptome ein, welche, wie die Schilderung derselben und ihre Deutung zeigen wird, ebenfalls als mit der Endocarditis im Zusammenhang stehend betrachtet werden mussten.

Am 19. Krankheitstag Abends zuerst Leibschmerzen, insbesondere oberhalb des Nabels, dann Erbrechen, Tympanitis, und in der Nacht vom 19—20. 5 blutige Stuhlgänge, Erbrechen mit vorhergehendem Schmerz im Epigastrium, dann kurze Pause. In der Nacht vom 20—21. abermals Erbrechen. Profuse Darmblutung. Vor und während derselben Schmerzen über den ganzen Unterleib, besonders im Epigastrium, auch Kreuzschmerzen aber nicht constant, Sistirung des Schmerzes nach jeder Entleerung. Mangel von Dämpfung und Mangel von Empfindlichkeit gegen Druck, ausser im Epigastrium. Die Blutungen pausirten vom Morgen bis zum Abend vom 21. Dagegen existirten periodische Leibschmerzen zwischen Nabel und Symphyse und in beiden Hypochondrien. Zwölf Stunden später liess sich der Schmerz nicht mehr genau lokalisiren.

Vom 21—22. erfolgte von Nachts 12 Uhr bis Mittags 12 nur eine Darmblutung, vorher und nachher 6 Stunden Pause. Dann

kamen 2 Blutungen und heftiger Schmerzanfall um $^1/_2$12 Uhr am 22. Bis jetzt war das entleerte Blut schwarz und theils flüssig, theils geronnen.

Am Nachmittag des 22. um 4 und dann um 5 Uhr kamen nach erneuerten Schmerzen, aber ohne Erbrechen, die ersten hellbimbeerfarbenen geronnenen Blutabgänge. Dann 8 Stunden Pause. Während dieser Zeit spontane Unterleibs- und Kreuzschmerzen, gegen Druck nur in den Hypochondrien.

Im Laufe des 23. drei hellhimbeerfarbene Blutabgänge, heftige Leibschmerzen, aber nur Uebelkeit und Würgen, kein Erbrechen. In der Nacht vom 23—24. waren die beiden flüssigen, blutigen Entleerungen wieder dunkel gefärbt, nicht geronnen, am 24. wieder hellhimbeerfarbig. Nun pausiren die Darmblutungen, bis zur Nacht vom 25—26., in welcher, wie in der folgenden Nacht zusammen wieder 4 dunkelgefärbte Blutabgänge kommen, um am 27. und 28. wieder mit hellrothblutigen Dejectionen, unter heftigen Leibschmerzen abermals abzuwechseln. Vom 28. Krankheitstage an sind die subjectiven Unterleibsbeschwerden wegen der hinzugetretenen Nierenentzündung gemischt. Die Darmblutungen jedoch sistiren 4 volle Tage und da am 30. Tage der Krankheit normaler Stuhlgang erfolgte, so wurde am folgenden Tage Fleischnahrung gereicht. In der Nacht vom 31—32. Tag um 1 Uhr erfolgte noch normaler Stuhlgang. Um $^1/_2$5 Uhr Morgens, also nachdem die Darmblutungen 4 volle Tage sistirt hatten und nach einstündigen fürchterlichen Schmerzen in der Oberbauchgegend, die sich auf Druck, ohngefähr 4 Querfinger unter der Spitze des Schwertfortsatzes vermehren und nur kurze Pausen machen, kommen innerhalb einer Stunde 6, und in den nächsten Stunden noch 2, grösstentheils himbeerfarbige aber auch dunkle Gerinsel enthaltende, Entleerungen.

An der vorhin bezeichneten schmerzhaften Stelle hatte der Kranke auch das Gefühl als sässe dort ein fremder Körper. Nach einer 12stündigen Pause kommt dann in der folgenden Nacht normaler Stuhlgang und bleibt dieser auch weiterhin normal.

Bei der Beurtheilung der beschriebenen Zufälle wollen wir vorzüglich die Sehstörungen und Darmerscheinungen ins Auge fassen.

Was die Sehstörungen betrifft, so handelte es sich bei ihrer vorübergehenden Natur wahrscheinlich um beschränkte Embolien im Gehirne, an den Ursprungsstellen eines, später beider Nervi optici, auch am Ursprung des Nervus oculomotorius (vorübergehendes Doppeltsehen). Man kann sich bei dieser Erklärungsweise vorstellen, dass die gestörte Ernährung jener Hirnbezirke durch das Blut der collateralen Bahnen sehr schnell wieder hergestellt werden konnte und desswegen die Functionsstörungen nur vorübergehend sein mussten.

Die Darmerscheinungen lassen sich am Besten erklären durch die Annahme einer Embolie der beiden Arteriae mesentericae, wenigstens mit Rücksicht auf die vorhandene Literatur der Embolie dieser Gefässgebiete, insbesondere unter Zugrundlegung der von Gerhardt und Kussmaul über diese Embolie aufgestellten charakteristischen Merkmale.

Die ausführliche Mittheilung des Falls in einer Zeitschrift wird vorbehalten.

15. Vortrag des Herrn Prof. Friedreich: »Ueber Androgynie« mit Vorstellung von Katharina Homeyer aus Melrichstadt.

16. Vortrag des Herrn Prof. O. Weber: »Ueber einen geheilten Blasendefekt«, am 15. Februar 1867.

(Das Manuscript wurde am 1. Mai 1867 eingereicht.)

Prof. O. Weber stellt der Gesellschaft einen 7jährigen Knaben vor, welchem er einen angeborenen Defect des Blasenhalses mit glücklichem Erfolge durch eine plastische Operation geschlossen hatte. Es handelte sich um den höchsten Grad der Epispadie. Der Hodensack war gut entwickelt; links lag der Hode im Leistenkanale; rechts war er vollkommen herabgestiegen. Der Penis, dessen Schwellkörper und Eichel kräftig und dem Alter des Knaben entsprechend entwickelt sind, zeigte eine von der Eichel nach aufwärts ziehende lange flache Rinne. Diese ist mit Schleimhaut, welche den Charakter von Oberhaut angenommen hat, ausgekleidet, und geht in die zu beiden Seiten des Gliedes herabhängenden Hautfalten über; diese vereinigen sich unter der Eichel zu der schürzenförmig herabhängenden Vorhaut. Im gewöhnlichen Zustande erscheint der Penis ganz zurückgezogen und deckt die Eichel das in die Blase führende Loch. Zieht man aber den Penis hervor, so erblickt man eine trichterförmige vor der Symphyse gelegene Vertiefung, welche von blasser Schleimhaut ähnlicher Haut ausgekleidet ist, etwa den Umfang eines halben Taubeneis hat und von derbern Hautfalten umgeben wird. Diese Vertiefung führt in ein Loch, welches dem kleinen Finger Eingang gestattet, und man kann sich überzeugen, dass dieses Loch dem vorn offenen Blasenhalse entspricht; durch dasselbe gelangt man in die stark contrahirte und keinen Urin enthaltende Harnblase. Die Symphyse ist zwar vorhanden aber sehr niedrig und dünn. Der Harn wird nicht zurückgehalten, sondern träufelt ab, so dass sowohl die Umgebung der Genitalien als die Beine stark excoriirt sind.

Es handelte sich darum diesen sehr traurigen Uebelstand wo möglich durch eine Operation zu beseitigen. Man hat in der neueren Zeit verschiedentlich versucht hochgradige Defecte der Epis-

padie und der sg. Extroversion der Blase auf plastischem Wege zu beseitigen. Diese sowohl von englischen als von französischen Chirurgen ausgeführten Versuche hatten indess meistens keinen erheblichen Nutzen für die Patienten erzielt, indem gewöhnlich noch fistulöse Oeffnungen zurückblieben. In einigen gelang es zwar nachträglich auch diese zu schliessen, gewöhnlich aber träufelte der Harn nach wie vor ab, und der einzige Vortheil, welchen die Patienten erlangten, war der, dass sich ein Urinbehälter leichter anbringen liess. Eine vollständige Heilung des Urinträufelns wird in keinem Falle erwähnt. Die zweckmässigsten der bisher angewendeten Methoden sind ohne Zweifel die von Nélaton und von Holmes. Das Nélatonische Verfahren ist im wesentlichen die Transplantation eines viereckigen aus der Bauchhaut entnommenen Lappens der seine Basis an der Blase behält und so nach abwärts geschlagen wird, dass seine wunde Fläche nach aussen sieht. Durch ihn wird der Blasendefect gedeckt und der Penis bekleidet. Um diesen Lappen zu fixiren wird eine breite von beiden Seiten in Verbindung mit der Haut bleibende Hautbrücke vom Hodensacke abpräparirt, und so nach aufwärts gezogen, dass der Penis unter ihr hindurchgesteckt wird. Nach dem Verfahren von Holmes wird ein von einer Seite her entnommener viereckiger Lappen über den Defect herübergeschlagen und seitlich angenäht, während die blutige Fläche nach aussen sieht. Darüber wird ein zweiter Lappen aus der vordern Seite vom Hodensacke befestigt, so dass die beiden wunden Flächen einander decken. Zeis, welcher diese Methoden bespricht, bezweifelt ihre Brauchbarkeit, besonders da die Hautlappen nicht überall anheilen würden.

Der Vortragende schlug folgenden Weg zur Heilung des Defects ein: In der Chloroformnarkose wurde von der Vorhaut nach aufwärts die Haut an der Seite des Penis so eingeschnitten, dass sie am Penis abgelöst in der Form zweier Seitenlappen sich über die rinnenförmige Urethra herüber legen liess und dieselbe bequem deckte. In den beiden Lappen lag jederseits eine Arteria dorsalis penis, welche unversehrt blieb. Nach aufwärts von der Wurzel des Penis liefen beide Schnitte indem sie den Trichter umgingen oben am Bauche in eine Spitze zusammen. So wurde die schleimhautartige Bekleidung des Trichters, ebenso wie die Haut der Urethra nach einwärts umgeschlagen und der natürliche Verschluss von oben bis zur Eichel hergestellt, indem von der Spitze ab die beiden Lappen durch eine fortlaufende Lembert'sche Naht mittelst eines einzigen Fadens zusammengenäht wurden. Der Faden blieb ohne Knoten und hing oben und unten heraus. Die wunde Fläche sah nach aussen. Zur Bedeckung der Wunde und zur grösseren Sicherung des Resultates wurde nunmehr ein grosser rhombischer Lappen von der rechten Seite des Scrotum und der rechten Leistenfalte abgelöst. Die Basis blieb rechts von der Wunde und hatte eine Breite von $1^1/_2$ Zoll. Damit der Lappen sich ohne

Wulstbildung anlegen liess wurde auf dem mons pubis seitwärts am Rande des Trichters ein kleines Dreieck ausgeschnitten. Der Lappen bedeckte den ganzen früheren Trichter, der nunmehr durch die umgeschlagene Haut und den Lappen, also doppelt, gedeckt war; ausserdem reichte der Skrotallappen noch hin um den Penis grösstentheils mit Haut zu bekleiden, nur ganz nahe an der Eichel blieb ein Theil des Penis nackt. So wurde der Lappen mit Seiden- und Drahtnähten befestigt. Als nach der Operation der Catheter eingelegt wurde, ergab sich das erfreuliche Resultat, dass der Urin in der Blase zurückgehalten war. Freilich war die Menge des Urins, der in der Blase Platz fand nur sehr gering und betrug kaum einige Esslöffel. Der Kranke wurde nach der Operation mehrere Tage hintereinander in ein Wasserbad gesetzt; die beiden übereinander gelegten Lappen heilten vollständig an und der Kranke konnte den Urin wenigstens theilweise zurückhalten. Durch eine methodische Uebung unter männlicher Aufsicht wurde er allmählig dahin gebracht, dass er bis zu einem halben Schoppen Urin in der Blase zurückhalten kann. Nachts muss er zweimal geweckt werden, dann bleibt das Bett aber vollkommen trocken, während es früher regelmässig stark durchnässt war; am Tage hält der Kranke den Urin 2 bis 3 Stunden und kann ihn im Strahle schön entleeren. Nur die Form des Penis hat sich nicht verbessern lassen, indem derselbe ziemlich weit zurückgezogen liegt. Jedenfalls ist das Resultat der Operation ein höchst erfreuliches, indem die Anheilung beider Lappen nach einer Operation in einem Schlage gelang, und indem das fortwährende Harnträufeln ganz aufgehört hat. Offenbar hat der gespaltene Sphincter durch die Operation einen andern Ansatzpunkt in der Narbe gefunden und kann dadurch den Blasenhals abschliessen.

17. Vortrag des Herrn Dr. Knauff: »Zur Anatomie der serösen Häute«, am 15. Februar 1867.

(Das Manuscript wurde sofort eingereiht.)

Dringen fein zertheilte Fremdkörper von der innern Oberfläche des Respirationstractus in die Lymphgefässe ein, wie diess bei Einathmung von Kohle als Lampendunst regelmässig geschieht, so lagern sie sich unter Anderm auch auf der Pleura ab. Diese Ablagerungen erfolgen zumeist in den Wandungen der Lymphgefässe und präsentiren sich dann als zwei parallele schwarze Linien, welche das Lumen des Lymphgefässes einsäumen. Ausser diesen Linien bemerkt man aber auch — namentlich im vordern Mediastinum des Hundes, das hier zunächst ins Auge gefasst ist — schwarze rundliche und ovale Knötchen, welche die Grösse eines Hirsekorns erreichen. Diese Knötchen liegen theils in der Pleura, theils sind sie gestielt. Sie bestehn — abgesehn von der Kohle — aus einem

Convolut von Gefässen und einer Aufhäufung zelliger Elemente. In derselben Zusammensetzung finden sie sich auch präexistirend bei jedem Hunde.

Das Gefässconvolut stellt wohlcaracterisirte Glomeruli dar: eine kleine Arterie tritt in das Knötchen ein, löst sich rasch in Capillaren auf, diese bilden ein sehr dichtes Gewirre, vereinigen sich dann wieder zu einer kleinen Vene, welche in der Nähe der Eintrittstelle der Arterie das Knötchen verlässt. In den kleinsten Knötchen werden die Glomeruli nur von einer mehrfachen Verschlingung einer Capillare repräsentirt. Diese Gefässknäuel bilden der Masse nach den bedeutendsten Bestandtheil der Knötchen, und deren centralen Theil fast ausschliesslich.

Die Peripherie besteht aus einem Zellenlager, welches gewöhnlich frei an der Pleuraoberfläche, manchmal aber noch von dem gewöhnlichen Pflasterepithel der Pleura zum Theil bedeckt liegt. Seiner Form nach ist es dem lymphatischen Gewebe zuzutheilen.

Die regelmässige Ablagerung von Fremdkörpern in den Knötchen beweist hinlänglich deren Zusammenhang mit dem Lymphkanalsystem. So unzweifelhaft die Existenz von Lymphkanälen in den Knötchen ist, so unsicher bleibt eine Deutung ihres Verlaufs, solange eine Injection nicht gelingt. In Ermanglung dieser kann aus der unvollkommenen Füllung derselben mit Kohle während des Lebens vermuthet werden, dass sie die Blutgefässe in ihrem ganzen Verlauf durch die Knötchen begleiten. Da aber im Centrum derselben die Gefässe der Glomeruli sehr dicht an einander liegen, so dass zwischen denselben nur sehr wenig Raum bleibt, so muss sich ihre Ausbreitung hauptsächlich auf den mehr peripherischen Theil des Glomerulus beschränken. Dem entsprechend finden wir das Centrum des Knötchens verhältnissmässig licht, in der Nähe der Peripherie aber dichte Kohlenhäufchen zu einem Ring gruppirt, und in der äussersten Peripherie die Schicht lymphatischen Gewebes, welches fast kohlenfrei bleibt.

An den grössern Gefässen der Serosa — Arterien und Venen von $^1/_6$—$^1/_{10}$ Linie — liegen ganz ähnliche Bildungen dicht an. Sie sind nur sehr gestreckt und desshalb im nicht injicirten Zustand nicht leicht erkennbar, scheinen vielmehr nur eine einfache Anhäufung zelliger und kernartiger Gebilde in der Tunica adventitia der Blutgefässe zu sein.

In dieser letztern Modification lassen sich nun auch diese Knötchen oder Glomeruli gewöhnlich auf dem Peritoneum nachweisen, nur dass daselbst der Reichthum an Blutgefässen, sowie an Kernen des lymphatischen Gewebes ein noch geringerer ist. Ihre Deutung wäre ohne die Kenntniss der markirteren Formen oft eine schwierige. Unter Umständen nehmen sie jedoch auf dem Peritoneum ganz denselben ausgesprochenen Habitus an, wie auf der Pleura des Hundes: so fand ich sie bei einem rhachitischen Kinde in entwickelster Form. Die gleichzeitig vorhandene Schwellung der

mesenterialen Lymphdrüsen, und der Milz weisen aber auf einen pathologischen Reizzustand hin.

Aber gerade darin liegt auch andererseits wieder ein Beweis für die Auffassung dieser Knötchen als Lymphapparate — wenn man will: isolirter Lymphfollikel —, eine Annahme die übrigens durch das eigenthümliche Verhalten der Blutgefässe, den nachgewiesenen Zusammenhang mit dem übrigen Lymphkanalsystem, sowie die Anwesenheit von lymphatischem Gewebe hinlänglich gestützt wird.

18. Vortrag des Herrn Prof. Knapp: »Ueber Plastik des unteren Augenlides«, am 1. März 1867.

(Das Manuscript wurde sofort eingereicht.)

Redner stellt einen Patienten vor, bei welchem er, eingehend auf den Vorschlag eines seiner klinischen Zuhörer, des Dr. F. Pagenstecher von Heidelberg, ein Epitheliom entfernt und den $^3/_4$ des unteren Lides sammt innern Winkel betragenden Defekt dadurch plastisch deckte, dass er zwei horizontale Lappen, einen nasalen und einen temporalen, bildete, diese durch Dehnung einander näherte und mit einander und ihrer Umgebung mit Knopfnäthen vereinigte. Die Heilung erfolgte prima intentione. Die Lidspalte ist etwas verkürzt, wird aber gut geöffnet und geschlossen und das neue untere Lid liegt vortrefflich an.

19. Bericht des Herrn Dr. C. W. C. Fuchs: »Ueber die vulkanischen Erscheinungen im Jahr 1866«, am 1. März 1867.

(Das Manuscript wurde am 28. April eingereiht.)

Unter den Eruptionen nimmt im Jahre 1866 diejenige der Insel Santorin das vorwiegende Interesse in Anspruch, indem eine genau beobachtete Inselbildung damit verbunden war. Solche Inselbildungen sind daselbst in historischer Zeit mehrere vorgekommen. Palaeokammeni entstand nach Plutarch und Plinius im Jahre 184 oder 107 vor Christus. Die kleine Insel Mikrakammeni im Jahre 1573 und Neokammeni von 1707—1711.

Die ersten Anzeichen der neuen Eruption im Jahre 1866 bestanden in schwachen Erdbeben am 28. und 29. Januar. Bald darauf brachen, am Südende von Neokammeni, Flammen und Dämpfe aus dem Meere und zwischen denselben erschien am 3. Februar eine Insel, welche den Namen »Georgios« erhielt. Die neue Insel nahm beständig an Ausdehnung und Höhe zu, jedoch ohne gewaltsame Erscheinungen, ja die Erdbeben und die Dampfentwicklung

liessen sogar seit ihrem Erscheinen nach; es war ein langsames Anschwellen der Inselmasse. Schon am 6. Februar ward »Georgios« durch zunehmende Ausdehnung mit Neokammeni verbunden und bildet seitdem ein nach Süden gerichtetes Vorgebirge dieser Insel. Später kamen auch wirkliche Eruptionserscheinungen vor, besonders zahlreich Explosionen, durch welche Lavablöcke, oft von bedeutender Grösse umhergeschleudert wurden. Besonders heftig war eine Explosion am 18. Juli; auch entstand erst in Folge dieser Explosion ein Krater auf der Insel. Bis jetzt hat Georgios seine Thätigkeit stets fortgesetzt.

Am 13. Februar bildete sich in dem Kanale zwischen Palaeokammeni und Neokammeni eine neue Insel, welche Aphroessa genannt wurde. Auch diese schwoll allmählig zu immer bedeutenderer Höhe und immer grösserem Umfang an. Wie auf Georgios erfolgten auch hier nach einiger Zeit Explosionen, begleitet von Flammenerscheinungen, wodurch sich besonders der 18. Mai auszeichnete. Doch hatte die Insel schon im August soweit ihre Thätigkeit eingestellt, dass nur noch Fumarolen auf ihr vorkamen. — Aphroessa ganz nahe entstand am 10. März eine dritte Insel »Reka«, welche sich am 13. März mit ihr vereinigte. Am 19. März ward Aphroessa durch seine zunehmende Ausdehnung mit Neokammeni verbunden Im Monat Mai entstandtn noch acht kleine Inseln die sich jedoch allmählig zu zwei vereinigten.

Merkwürdig bei der Eruption von Santorin ist es, dass diejenigen Gase und Dämpfe, welche bei andern Eruptionen entweder räumlich oder zeitlich getrennt vorzukommen pflegen, einander ganz nahe sich entwickelten, dass Gase, welche sich in Berührung mit der glühenden Lava entzündeten, in grosser Menge sogar aus dem Krater aufstiegen und eine prachtvolle Flammenerscheinung gaben. Ueberhaupt ist das Phänomen der Flammen noch nie so sicher constatirt worden, und bei keiner bis jetzt beobachteten Eruption waren die Flammen so gross und so zahlreich.

Unter den gut beobachteten Inselbildungen von vulkanischer Beschaffenheit nimmt die Eruption von 1866 gleichfalls einen hohen Rang ein. Aus allen Beschreibungen des Ereignisses geht deutlich hervor, dass die Eruption hauptsächlich in einem submarinen Lavaerguss bestand. Zuerst bahnten die der Lava beigemengten Gase und Dämpfe eine Oeffnung auf dem Boden des Meeres unter leichten Erderschütterungen. Darauf quoll die Lava hervor, kam jedoch sogleich in Conflikt mit der über der Ausbruchsöffnung befindlichen Wassermasse, erhitzte dieselbe bedeutend, ward aber selbst an der Oberfläche so weit abgekühlt, dass sich eine starre Rinde bildete. Die immer neu hervorquellende Lava hob die erstarrte Decke höher und höher und breitete sich auch immer weiter aus. Endlich erschien die Lavamasse über der Wasserfläche und bildete eine Insel. Die Lava, aus welcher die neue Insel bestand, hatte daher das Ansehen eines Haufens glühender Kohlen und durch

die Spalten, welche bei stets zunehmender Vergrösserung sich in der festen Decke bilden mussten, erblickte man die im Innern glühende Masse. Die verhältnissmässig so ruhige und wenig gewaltsame Vergrösserung erklärt sich eben auch dadurch, dass immer neue Lava nachschob. Als die Insel sich gebildet hatte, trat eine lebhafte Fumarolenbildung ein und es folgten bald rascher, bald langsamer Explosionen auf einander, durch welche grosse Lavablöcke umhergeschleudert wurden. Dieselbe Erscheinung wird sehr häufig auf der Oberfläche grosser Lavaströme beobachtet, um wie viel mehr musste sie hier eintreten, wo kein Krater vorhanden war, aus welchem der grösste Theil der Dämpfe mit geringerem Hinderniss hätte entweichen können. Durch die grosse Explosion am 18. Juli, wurde der Gipfel der Insel zersprengt und ein Krater gebildet, und aus ihm erfolgten nun die gewöhnlichen Eruptionserscheinungen, so dass auf dem Rücken des Lavastromes, dessen höchster Theil als Georgsinsel erschien, sich bald ein wirklicher Eruptionskegel erhob und dadurch die Höhe der neuen Insel beträchtlich vermehrte. Die andern neuen Inseln sind auf dieselbe Weise entstanden und als kleinere seitlich hervorgebrochene Arme des grossen Lavastroms zu betrachten.

Viel grossartiger wie die Eruption von Santorin, aber leider nur sehr ungenügend beobachtet, war der Ausbruch des Mauna Loa auf Hawai, einer der Sandwichinseln. Im Anfang des Jahres hatte dieser gewaltige, 12,000 Fuss hohe Vulkan eine Eruption, die fast Alles übertrifft, was die Geschichte dieser Naturereignisse berichtet. In einer Höhe von 10,000 Fuss öffnete sich zuerst ein Krater, welcher Lava ergoss. Nach drei Tagen trat kurze Ruhe ein, bis sich auf halber Bergeshöhe ein Krater bildete, aus dem die Lava mit so ungeheurer Gewalt hervorgepresst wurde, dass eine Säule glühender Lava, von 100 Fuss Durchmesser, wie ein Springbrunnen tausend Fuss hoch aufgestiegen sein soll. Ist diese Angabe auch etwas übertrieben, so muss doch das Schauspiel ein überwältigendes gewesen sein. Der Ausbruch dauerte 20 Tage und war von heftigen Erdbeben begleitet. Das unterirdische Getöse verbreitete sich 40 engliche Meilen weit. Der ganze Osten von Hawai schien in Feuer zu stehen und Seeleute sahen den hellen Schein davon in einer Entfernung von 200 englischen Meilen.

(Schluss folgt.)

Nr. 23. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg.

(Schluss.)

Am 30. Januar 1865 gerieth der Vulkan Turrialva, der südlichste in der Vulkanreihe Mittel-Amerika's in Eruption. Zuerst fand ein dichter Aschenregen statt, welcher die ganze Hochebene von Costarica mit Asche bedeckte. Später erhob sich eine ungeheure Feuersäule über den Gipfel des Berges. Die Eruption dauerte während des ganzen Jahres und hielt bis gegen die Mitte des Jahres 1866 an, wo der Vulkan in den früheren Grad seiner Thätigkeit, also in eine gemässigte Thätigkeit, überging. Es war dies die längste und heftigste Eruption, welche seit der Entdeckung Amerikas an diesem Vulkane je vorgekommen.

Auch die Eruption eines Schlammvulkans ist aus dem Jahre 1866 zu verzeichnen. In der Nähe von Paterno auf Sizilien liegt ein Schlammvulkan »Salinella de Paterno« genannt, welcher in letzter Zeit vollkommen ruhig war, so dass seine Umgebung zu einem harten, spröden Thone erstarrte. Am 9. Januar spürte man ein Erdbeben zu Paterno und darauf begann dann am 22. von neuem die Thätigkeit des Schlammvulkans. Flüssiger Schlamm, dessen Temperatur bis zu 46^0 C. erhöht war, brach unter dem Boden hervor und verwandelte die Salinella in einen grossen rauchenden Schlammpfuhl. An mehreren Orten spritzte der Schlamm Springbrunnartig hervor. Die Schlammsäulen hatten 40—50 Centimeter im Durchmesser und erreichten in den beiden ersten Tagen der Eruption eine Höhe von 6—7 Fuss, später stiegen sie weniger hoch. Die Schlammstrahlen und die aus denselben mit grosser Gewalt entweichenden Gase verursachten ein lebhaftes Geräusch. Die Eruption erfolgte aus sechs Krateren von 1,5—2 Meter im Durchmesser; ausserdem gab es jedoch noch viele weniger thätige Kratere, deren Temperatur nicht höher war als die der Atmosphäre. Einzelne der Kratere verschwanden fortwährend und neue entstanden an andern Stellen. Die Gase zeigten schon durch ihren Geruch die Gegenwart von Schwefelwasserstoff und Bitumen an; das letztere brannte mit lebhafter Flamme. Das Wasser, welches dem Schlamm beigemengt war, schmeckte sehr salzig. Es enthielt 6,5$^0/_0$ Stickstoff und ausserdem noch Brom-, Jod- und Schwefel-Verbindungen, kohlensaure, phosphorsaure und salpetersaure Salze.

Von Erdbeben wurden aus dem Jahre 1866 zusammen 65 bekannt. Dieselben kamen an 76 verschiedenen Tagen und an 39 verschiedenen Orten vor. An 12 Tagen des Jahres fanden mehrere Erdbeben statt. Folgende Orte wurden mehrmals im Laufe des Jahres von Erdbeben betroffen.

Orizaba und Cordona in Mexiko am 2. Januar und am 16. Mai.
Spoleto am 1. Februar, 21. Februar und am 17. März.
Patras am 6. und 10. Februar und am 10. März.
Füzitö in Ungarn am 27. Februar und 20. März.
Nizza am 8. April, 19. Mai und 22. September.
Fiume am 5. März und 9. Dezember.
Chios am 19., 20., 21. Januar, 2., 20. Februar, 20. März.
Avlona 2. März, 4—16. März.
Rhodus 20. Februar, 20. März, 20. Mai, 21- 25. Mai.
Santorin häufig seit Eintritt der Eruption.
Monte Baldo seit den 2. Mai andauernd bis zum Ende des Jahres.

Am heftigsten waren die Erdbeben am 2. März und 7. Juli. Am 2. März zwischen 11 und 12 Uhr Vormittags erfolgten zu Avlona in Albanien zwanzig heftige Stösse; in Folge der dadurch verursachten Zerstörungen kamen 60 Menschen um. Am 7. Juli suchte ein Erdbeben Nepal in Indien heim. Die Hauptstadt Khatmandu ward gänzlich zerstört und viele Menschen wurden getödtet. In demselben Monat erschütterte ein Erdbeben das Land zwischen Euphrat und Tigris. Spalten zerschnitten den Boden in allen Richtungen und in einem Umkreis von 30 Stunden versanken 16 Dörfer sammt der ganzen Bevölkerung.

Selten besteht ein Erdbeben aus einem einzelnen Stosse. Es folgen der Regel nach mehrere Stösse von verschiedener Heftigkeit auf einander; zuweilen dauert ein Erdbeben mehrere Tage, auch Wochen und Monate lang und während dieses ganzen Zeitraumes wiederholen sich die Stösse, mehr oder weniger zahlreich. Unter den 65 gesammelten Erdbeben ist nur bei der kleinen Zahl von 17 die Summe der einzelnen Stösse angegeben und beträgt 109. Die Zahl von 65 Erdbeben im Laufe eines Jahres könnte sehr beträchtlich erscheinen, allein je mehr man sich mit diesen Naturerscheinungen beschäftigt, desto mehr gewöhnt man sich daran die Erdbeben nicht als aussergewöhnliche, sondern als alltägliche Ereignisse zu betrachten. Wirklich fanden jene 65 Erdbeben nur in Europa, dem Westen Asiens, dem Nordrande Afrikas und eines in Mexiko statt. Aus ganz Amerika, ganz Australien, ganz Inner-Asien und China und dem grössten Theile Afrikas ist keine Nachricht gekommen. Wir dürfen nicht annehmen, dass in diesen Ländern, welche die erstern mindestens um das zehnfache an Ausdehnung übertreffen, Erdbeben weniger häufig seien. Von den weiten Flächen des atlantischen, grossen und indischen Oceans wird gleichfalls höchst selten ein derartiges Ereigniss gemeldet. Man kann

daher aus der Summe des Bekannten schliessen, dass die Menge der wirklich vorgekommenen Erdbeben ungleich viel grösser ist, ja dass wohl in jedem Augenblicke die sonst starre Erdmasse irgendwo in Bewegung sich befindet und ein Erdbeben veranlasst.

Die Erdbeben sind entweder vulkanische, sie stehen im Zusammenhang mit der Thätigkeit der Vulkane, oder nicht vulkanische, deren Grund verschiedenen Ursachen zugeschrieben werden muss. Im Jahre 1866 waren vulkanische Erdbeben die auf der Insel Hawai und die auf Santorin. Die Nähe dieser Erdbeben an dem Punkte der Eruption und die Abhängigkeit ihres Eintrittes von der Thätigkeit des Vulkans beweisen den Zusammenhang zwischen beiden. Die vulkanischen Erdbeben werden der Regel nach durch explosionsartige Erscheinungen zu erklären sein. Wenn Wasser zu der glühenden Lava hinzutritt, so ist die Expansionskraft der dadurch entstehenden Dämpfe im Stande eine Erderschütterung zu veranlassen. Mehrere Ereignisse im Jahre 1866 zeigten ganz deutlich, dass Explosionen Erdbeben erzeugen. Am 8. April fand zu Aspinwall eine Explosion von Nitroglycerin im Hintertheile eines im Ausladen begriffenen Schiffes statt. Die Einwohner, welche von der Explosion nichts wussten, glaubten ein heftiges Erdbeben zu spüren; auch war die durch die Explosion bewirkte Zerstörung der Wirkung eines Erdbebens gleich. — Als am 15. Dezember die schrecklichen Explosionen in den Kohlengruben von Barnsley stattfanden, spürte man auf der Erdoberfläche auf dem Umkreis einer Meile ein Erdbeben und hörte dabei unterirdisches Getöse. Auch hier stimmten die Wirkungen der Explosion mit den Folgen eines Erdbebens überein.

Die nicht vulkanischen Erdbeben haben verschiedene Ursache. Am häufigsten besteht dieselbe in einer Senkung der festen Erdmasse, einer einzelnen Schicht oder eines ganzen Schichtensystems. Sobald eine Senkung, selbst die aller geringfügigste, nicht allmählig, sondern plötzlich eintritt, verursacht dieselbe ein Erdbeben und je nach dem geognostischen Bau, wenn z. B. lockere Massen auf einer festen Unterlage ruhen, Erdbeben von sehr beträchtlicher Kraft. Liegt die Ursache der Senkung, in deren Folge ein Erdbeben eintritt, nicht tief unter der Erdoberfläche, dann kann dieselbe oft leicht erkannt werden. Am 29. Januar 1866 erschütterte ein heftiges Erdbeben, begleitet von unterirdischem Getöse das Darf Rekow in Pommern; dabei versank ein Stück Land von zwei Morgen in den dicht beim Dorfe gelegenen See. Der Boden, auf welchem das Dorf stand ward von zahlreichen Spalten durchschnitten und mehrere Häuser litten so, dass sie abgerissen werden mussten. Hier war offenbar das Wasser des See's in eine Schicht eingedrungen, hatte dieselbe erweicht und darauf sank das darauf lastende Schichtensystem in die Tiefe. — Die Erderschütterungen, welche von Mai bis Dezember die Ufer des Gardasee's heimsuchten und vom Monte Baldo ausgingen, müssen gleichfalls dadurch

erklärt werden, dass eine in den See ausgehende Schicht des Berges von dem Wasser erweicht wurde, so dass der Berg niedersinken musste. — Liegt die Ursache der Senkung in grosser Tiefe, dann ist sie schwer zu erkennen. Der Bergbau macht uns jedoch mit den Folgen bekannt. Die Verwerfungen deuten uns die Stellen an, wo Senkungen und Erdbeben einst vorgekommen.

Geschäftliche Mittheilungen.

Herr Dr. Horstmann und Herr Dr. Rud. Louis wurden als ordentliche Mitglieder in den Verein aufgenommen.

Indem der Verein für die ihm freundlich übersandten und nachstehend verzeichneten Schriften seinen besten Dank sagt, wird für den Schriftenwechsel dringend auf die in den Umschlägen abgedruckte Bemerkung aufmerksam gemacht.

Verzeichniss

der vom 1. Dezember 1866 bis 31 Mai 1867 an den Verein eingegangenen Druckschriften.

Abhandlungen der Senckenbergischen Naturforsch. Gesellschaft zu Frankfurt a. M. VI. 1 u. 2.

Dr. W. F. R. Suringar: de Sarcine nebst extrait.
Ein Wort über den Zellenbau von Sarcine.
La sarcine de l'estomac.

Sitzungsberichte der kaiserl. Akad. der Wissenschaften zu Wien. 1866. 26—28. 1867. 1—13.

Rendi Conti del Reale istituto Lombardo, classe di scienze matematiche e naturali II. 3—8. Solenni adunanze I. 2.

Von der königl. Akademie der Wissenschaften zu München:
Bauernfeld: Bedeutung moderner Gradmessungen.
Liebig: Entwicklung der Ideen.
Meissner: Geograph. Verhältnisse der Lorbeergewächse.
Bischof: Neue Beobachtungen zur Entwicklungsgeschichte des Meerschweinchens.

Von der königl. Universität in Christiania:
Forhandlinger i Videnskabs Selskabet i Christiania. aar 1864.
Norges officielle Statistik, nro 4: Beretning om Sundhedstilstanden og Medicinalforholdene i aaret 1863.
Maerker efter en Jistid i omegenen af Hardangerfjorden af S. A. Sexe.
Medizinal-Taxten for Norge 1855; 1861; 1865.
Tillaegen til Medicizinal-Taxten 1862; 1863; 1864.

Veterinaer Medizinal-Taxten 1861; 1865.
Tillaegen til Veterinaer Medizinal-Taxten 1862; 1863.
Generalberetning for Gaustad Sindsygeasyl for aaret 1865.
Forslag til Forandring i den bestaande Kvaksalverlovgigning.
Von der königl. baier. Akademie der Wissenschaften in München:
Bischoff: Schädelbildung des Gorilla, Schimpanse und Orang mit 22 Tafeln.
Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Meklenburg. 1866.
Verhandlungen der naturf. Gesellschaft in Basel. IV. 3. Heft.
Von der königl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften:
Berichte der math.-phys. Classe 1865. XVII. Bd.
1866. 1. 2. 3. Heft.
Verhandlungen des naturf. Vereins in Brünn 1865. IV. nebst Desideratenverzeichniss.
Abhandlungen der naturf. Gesellschaft zu Nürnberg III. 2. H. 1866.
Nachrichten d. kgl. Gesellschaft d. Wissensch. zu Göttingen. 1866.
Festschrift u. Jahresber. d. naturf. Gesellschaft zu Emden. 1865.
XV. Jahresbericht des Werner Verein in Brünn 1865, nebst zwei Blättern Karte von Mähren.
Verhandl. des Vereins f. Naturkunde zu Pressburg VIII. u. IX. Bd. 1864—66.
Schriften der naturf. Gesellschatt in Danzig. Neue Folge I. 3 u. 4.
Mémoires de l'Académie des sciences et lettres de Montpellier:
Section des sciences VI. f. 1. 1864.
Section de médecine IV. f. 1 u. 2. 1863—64.
Jahresbericht über die Verwaltung des Medizinalwesens der freien Stadt Frankfurt. VII.
Abhandlungen des naturw. Vereins in Hamburg:
IV. 4; Klatt: Die Gattung Lysimachia.
V, 1; Möbius: Bau der Nesselkapseln der Polypen und Quallen.
Uebersicht der Verhandlungen im Jahr 1865.
Bericht über die Thätigkeit der St. Gallischen Naturw. Gesellschaft. 1864—66.
Mémoires de la société des sciences physiques et naturelles de Bordeaux. T. I—IV.
Zwölfter Bericht der oberh. Gesellsch. f. Natur u. Heilkunde. 1867.
Jenaische Zeitschrift f. Medizin u. Naturwiss. III. 1—3. H. 1866.
Jahresbericht XXI—XXIV der Pollichia u. Bibliotheks-Verzeichniss.
Bericht der naturf. Gesellsch. zu Halle 1866.
Verhandl. d. naturh. Vereins d. preuss. Rheinlande u. Westphalens XXIII. nebst geol. Karte der Rheinprovinz u. Westphalens.
Correspondenzblatt des zool. mineral. Vereins in Regensburg. XX.
Sitzungsber. d. k. b. Akad. d. Wiss. zu München 1866. II. H. 2—4.
1867. I. H. 1—3.
Würzburger Medizin. Zeitschrift. VII. 3.
Abhandlungen des naturw. Vereins zu Bremen. I. 2. H. 1867.

Nouvelle biographie générale depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours avec les renseignements bibliographiques et l'indication des sources à consulter, publiée par MM. Firmin Didot frères sous la direction de M. le Dr. Hoefer. Paris. Firmin Didot frères, fils et Cie. Editeurs etc. rue Jacob 56. Tome quarante troisième 1864 (von Saint-Ange bis Simiane) 1024 S. in doppelten Columnen. gr. 8. Tome quarante quatrième 1865 (von Simler bis Testa) 1040 S. Tome quarante cinquième 1866 (von Teste bis Vermond) 1138 S. Tome quarante sixième 1866. (Von Verne bis Zyll). 1040 S. gr. 8.

Mit diesen vier Bänden hat das grossartige Unternehmen, dem wir in diesen Blättern seit seinem Erscheinen mit gebührender Aufmerksamkeit gefolgt sind, noch zuletzt Jhrgg. 1864 S. 373 ff., seinen Abschluss gefunden und die Unternehmer wie der Herausgeber können sich glücklich schätzen, in der verhältnissmässig kurzen Zeit von vierzehn Jahren, seit dem Jahre 1852, wo der erste Band erschien, freilich unter nicht gewöhnlichen Mühen und Anstrengungen das Endziel erreicht zu haben. Wie viele, und selbst nicht geringe Schwierigkeiten dabei zu überwinden waren, kann selbst Denen, die nur mit einzelnen Theilen des grossen Werkes sich bekannt gemacht haben, nicht entgangen sein: wir haben selbst in diesen Blättern mehr als einmal darauf hingewiesen. Ausdauernde und angestrengte, aber nicht minder sorgsam auf Alles Einzelne bedachte Thätigkeit hat die Beendigung schneller als man erwarten mochte, herbeigeführt; was am Anfang versprochen war, ist getreulich eingehalten, kein Leser in seinen Erwartungen getäuscht worden: die Reichhaltigkeit dieses biographischen Wörterbuchs wie die Genauigkeit und Verlässigkeit der mitgetheilten Notizen gewährt alle Befriedigung.

Nach diesem allgemeinen Urtheil mag es erlaubt sein, wie bei den Anzeigen der früheren Bände, so auch hier bei dem Schluss des Ganzen nochmals einen gleichen Nachweis in der Anführung einer Reihe von einzelnen Artikeln zu geben, welche mehr oder minder zeigen, wie auch diese vier letzten Bände gleichförmig den früheren gehalten und bearbeitet sind, und wie die ersten Gelehrten Frankreichs, jeder in seinem Fach, sich betheiligt und manchen Artikeln sogar einen eigenen und selbständigen Werth verliehen haben. Es gilt dies eben so von Persönlichkeiten der alten, wie der neuen Welt bis auf unsere Tage herab, und eben so auch des Mittelalters, und zwar bedeutenden Fürsten, wie Gelehrten und Künstlern, Diplomaten und Staatsmännern wie Feldherrn.

Beginnen wir mit der alten Welt, so finden wir, wie sogar auf die alte assyrische Monarchie Rücksicht genommen, und Herrscher, die erst jetzt aus den wieder aufgedeckten Palästen Ninive's uns näher bekannt zu werden anfangen, mit eigenen Artikeln be-

dacht sind, wie Sargon und die Sardanapale von E. Grégoire, Sanherib, oder, wie er hier genannt ist, Sennacherib, eben so wie der persische Xerxes, und der phönicische Sanchuniathon von E. Renan. Dass die bedeutenderen Persönlichkeiten der hellenischen und römischen Welt, namentlich der gelehrten Welt oder der Künstlerwelt, nicht minder bedacht sind, zeigen nicht wenige Artikel, die zu den besten des Werkes gezählt werden können, so z. B. Sappho, Sophocles, Theocrit, Theophrast, Sophocles, Zeno, Simplicius, Tzetzes oder Tiberius (mit Rücksicht auf die in neuester Zeit angeregte Controverse über die Vorzüge dieses Herrschers), Vitellius von Leo Joubert, der auch zahlreiche andere Artikel selbst neuerer Zeit bearbeitet hat; ferner der ausführliche Artikel über Socrates von B. Aubé, dem wir auch die Artikel über Synesius, Tertullianus u. a. verdanken; ein vorzüglicher Artikel über Thucydides von Ambroise Firmin Didot, zum Theil seiner Uebersetzung dieses Schriftstellers und der dieselbe begleitenden Einleitung entnommen; Theophylact verdanken wir noch dem seeligen Hase, Strabo, Tyrtäus und Xenophon lieferte Guignault; die römischen Kaiser Titus und Trajanus der nicht minder bekannte Noel des Vergers. Von römischen Schriftstellern erinnern wir nur an den Artikel Tite Live von Fustel de Coulanges oder Varro von Ed. Tournier, Sallustius, Terentius, Tacitus, Virgil von Naudet, Seneca, den Rhetor wie den Philosophen von B. Aubé; bei ersterem vermisst man bei der Angabe der Ausgaben — denn auch darauf erstreckt sich bei diesen Schriftstellern die Fürsorge der Verfasser — die Ausgabe von Bursian; ferner gehört hierher Suetonius von J. P. Charpentier, Vitruvius von Dehèque. Von bedeutenden Persönlichkeiten des Mittelalters mag an Gerbert, (hier unter Sylvester) von B. Haureau erinnert werden, an Thomas von Aquinum von J. Morel, der noch manche andere Artikel auch aus der neuern Zeit geliefert hat, wie z. B. über Saint Simon, den Stifter der sogenannten Simonisten, an Savonarola von Louis Grégoire, an Tancred von Henri Feuilleret, der übrigens auch über die unter dem Namen Sand gefeierte und bekannte Schriftstellerin einen interessanten Artikel beigesteuert hat; ebenso an die Artikel über verschiedene französische, englische und andere Schriftsteller des Mittelalter, über Tauler, um noch ein weiteres Beispiel anzuführen, von E. Grégoire; über Zwingli, den schweizerischen Reformator (etwas kurz) von Michel Nicolas, über Tasso von E. J. B. Rathéry, Tournefort von A. Fée, über Sully von L. Grégoire; oder, um der neueren Zeit näher zu rücken, Struensee, Torstensohn, Thugut von Ch. de Gagern, Spinoza von Artaud, die zahlreichen Sturm, Saint Simon, Saint Just, Saint Pierre, über die Familie der Visconti's von L. Grégoire, über den berühmten Archäologen dieses Namens in neuerer Zeit von S. Rolland u. A. Ueber die beiden Scaliger, den Vater Julius Cäsar und den Sohn Joseph Justus, »le plus grand philologue françois, wie er hier genannt

wird, hat E. Grégoire gut gehandelt, die Schriften dieser Gelehrten und die dieselben betreffende Literatur verzeichnet, bei letzteren unter Benützung des Werkes von Bernays, welches mit dem Zusatz angeführt wird: »quoique un peu trop louangeuse, cette notice très complète est plus près de la verité que celle de M. Ch. Nisard dans son Triumvirat litéraire.« Ueber Shakespeare hat Léo Joubert ausführlich gehandelt; über den für die Geschichte der Buchdruckerkunst so wichtigen Schöffer gibt ein vorzüglicher Artikel von A. Firmin Didot nähere und sichere Auskunft, über Suedenborg P. Louisy. Wenden wir uns den nächstverflossenen Zeiten zu, so sind die meisten bedeutenden Männer mit grösseren Artikeln gut bedacht worden, und um vorerst an Deutsche zu erinnern, so mögen zunächst die Artikel über Schiller und Wieland von L. Spach, über die beiden Schlegel, August Wilhelm und Friedrich von G. Rathéry genannt werden, dann die Artikel über berühmte Rechtsgelehrte Deutschlands, wie v. Savigny, Mohl, Thibaut und Zachariä; was bei dem letzten, der gleich den vor ihm genannten der Heidelberger Universität angehörte, über dessen, zweimal bekanntlich in das französische übersetzte »Handbuch des französischen Civilrechts« bemerkt wird, mag, als Zeugniss der Unparteilichkeit, die in der Beurtheilung durchweg sich kund gibt, auch hier eine Stelle finden: »Cet ouvrage, lesen wir S. 927f. T. 46 dans lequel l'auteur a suivi l'ordre methodique est le plus fortement conçu et le plus rigoureusement deduit, qui ait peut-être été écrit sur le nouveau droit civil français, d'une concision qu'on pourrait appeler algébrique; il a le grand avantage de montrer le developpement logique de la science du droit et de faire penser, au lieu de fournir des solutions toutes faites.« Adam Smith, der grosse Nationalökonom ist von E. Mallet geschildert, mehrere andere desselben Namens von Eugen Asse, Washington von Leo Joubert, Volta von Höfer, Volney von M. Avenel, Walter Scott von E. F. B. Rathéry, Frau von Stael-Holstein von Philarète Chasles, Lady Stanhope von A. F. Didot; von Staatsmännern neuester Zeit Talleyrand von A. Boullée, Villèle von Artaud, Alex. Stourdza (nach besondern Mittheilungen) Walewski u. A. Dass über Voltaire ein äusserst umfassender Artikel, der von S. 363—448 T. 46 reicht, gegeben ist von Eug. Asse, der auch Alex. de Toqueville, Tugut, Thiers u. A. behandelt hat, mag die Bedeutung Voltaire's und sein Einfluss auf die ganze Zeitrichtung, zumal in Frankreich, hinreichend erklären. Von fürstlichen Personen nennen wir Soulouque, den Negerfürsten zu Haiti von Melvil-Bloncourt und Victor Emanuel, dem ein eingehender Artikel von L. Collas gewidmet ist; selbst Schamyl, von Demselben bearbeitet, fehlt nicht. Dass die in den Kreis der französischen Revolution fallenden Persönlichkeiten mit nicht geringerer Aufmerksamkeit wie in den frühern Bänden behandelt sind, ersieht man aus Artikeln wie Eulogius Schneider, Sieyes von Taillandier, Vergniaud von Ch. Emmanuel u. A.; die

Kriegshelden sind mit gleicher Aufmerksamkeit behandelt, wie die Artikel Turenne von L. Grégoire, der Marschall von Sachsen von M. de Lescure, Vandoncourt, Vandamme, Victor Duc de Belluno, Valée, sämmtlich von Du Casse, Soult und Wellington, beide von Baron Ernouf, Souvorof von J. H. Schnitzler, der auch Sparanski bearbeitet hat, zur Genüge zeigen können, und um zuletzt noch das Gebiet der Kunst zu berühren, machen wir auf die beiden Artikel aufmerksam, in welchen Tizian (Vecellio) von E. Breton und Leonardo da Vinci von Georg Duplessis behandelt sind.

Wir wollen diese Anführungen, die vielleicht Manchem schon das in solchen Dingen übliche Maass zu überschreiten scheinen, nicht weiter fortsetzen, weil wir glauben, dass sie genügen werden, um das Urtheil, das über dieses umfassende Werk in diesen Blättern mehrfach ausgesprochen worden, und hier bei dem Schlusse des Ganzen nur wiederholt werden kann, zu bestätigen: die Anerkennung, die dasselbe mit allem Recht verdient, wird ihm auch gewiss nicht ausbleiben, die deutsche Literatur, sonst so ausgedehnt auf diesem Gebiete hat Nichts Aehnliches aufzuweisen, was nach seinem Umfang und nach seiner Ausdehnung, so wie selbst in der Ausführung, dem vorliegenden französischen an die Seite sich stellen lässt. Noch ist zu bemerken, dass am Schlusse des 46. Bandes eine alphabetisch geordnete Liste der Gelehrten, welche an dem Werke Theil genommen und dessen einzelne Artikel bearbeitet haben, beigefügt ist. Sonst ist die äussere Ausstattung sich durchaus gleich geblieben von dem ersten Bande an bis zu dem letzten: dass diese bei aller Oekonomie des Druckes, welche aus natürlichen Ursachen erstrebt ward, durchaus befriedigend ausgefallen, ist ebenfalls schon früher bemerkt worden.

Pseudocallisthenes. Forschungen zur Kritik und Geschichte der ältesten Aufzeichnung der Alexandersage, von Julius Zacher. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1867. VIII und 193 S. gr. 8.

Wenn man bedenkt, wie frühzeitig schon an die Geschichte der Züge Alexander's des Grossen sich sagenhafte Darstellungen jeder Art geknüpft haben, die von Alexandria zunächst ausgegangen schon in den vorchristlichen Jahrhunderten in der alten Welt verbreitet, später aber durch Uebertragung in andere Sprachen, zu den europäischen Völkern des Westens gedrungen und das ganze Mittelalter hindurch hier eine reiche Entwicklung in der Alexandersage erhalten haben, so wird man bei solcher Ausdehnung und Verbreitung der Sage, gewiss mit aller Anerkennung eine Untersuchung aufzunehmen haben, die es sich angelegen sein lässt, vor Allem dem Grund der Sage nachzugehen, ihre weitere Entwicklung und Aus-

bildung zu verfolgen und damit die verschiedenen Wandelungen zu erkennen, welche diese Sage im Laufe der Zeiten erlitten, bis mit dem Wiedererwachen der Wissenschaft, nach Ablauf des Mittelalters, dieselbe wieder zurücktreten und der historisch beglaubigten Erzählung des Thatsächlichen Platz machen musste.

Die Untersuchung, wie sie in dieser Schrift vorliegt, befasst keineswegs das ganze weite Gebiet der Alexandersage, wohl aber legt sie zu einer solchen, wie wir sie wohl von dem Verfasser noch hoffen dürfen, den Grund, indem sie zunächst der letzten Quelle sich zuwendet, aus welcher die Sage des Mittelalters hervorgegangen ist. Es ist diess die unlängst erst im Druck bekannt gewordene, mit dem Namen des bekannten Geschichtschreiber's Alexanders, des Callisthenes bezeichnete Schilderung des Lebens Alexanders von seiner Geburt an bis zu seinem Tode, jetzt gewöhnlich unter dem Namen des Pseudocallisthenes bekannt, da jener Geschichtschreiber Alexanders des Grossen der wahre Verfasser nicht sein kann. Diese Schrift sammt der davon schon im Alterthum veranstalteten lateinischen Uebersetzung oder Bearbeitung, um von andern in die Sprachen des Orients übergegangenen nicht zu reden, bildet nun den eigentlichen Gegenstand der Untersuchung, die zunächst mit dem griechischen Texte, dem sogenannten Pseudocallisthenes beginnt, wie wir ihn durch C. Müller's Bemühungen seit dem Jahre 1846 gedruckt vor uns haben. Vor allem wird der handschriftlichen Ueberlieferung eine eingehende Untersuchung gewidmet: alle die bis jetzt bekannt gewordenen Handschriften werden der Reihe nach aufgeführt und beschrieben, vor Allem die drei Pariser, welche dem von Müller gelieferten Text zu Grunde liegen, auch dadurch genauer bekannt geworden sind, was bei den übrigen Handschriften, welche uns meist nur aus den Notizen von Berger de Xivrey u. A. bekannt sind, nicht in gleichem Grade der Fall ist. Jene drei Pariser Handschriften repräsentiren aber gewissermassen drei verschiedene Recensionen, von welchen die älteste in der Pariser Handschrift des eilften Jahrhunderts Nr. 1711 (A) vorliegt und ist es um so mehr zu beklagen, dass die Handschrift so überaus nachlässig und fehlerhaft geschrieben ist, dadurch aber der Text an manchen Stellen ganz unverständlich ist; die andere, aus jener hervorgegangene Recension, wie sie in einer andern Pariser Handschrift aus dem Jahre 1469 vorliegt, Nr. 1685 (B) ist die jüngere, die manche Veränderung und Erweiterung erhalten, überhaupt eine jüngere Färbung erkennen lässt; ihr nahe stehend und in Manchem geschmacklos und ungeschickt erweitert ist der Text der dritten ganz jungen Handschrift vom Jahre 1567 Suppl. Nr. 113 (C), die in so fern kaum weitere Beachtung verdient. Die übrigen Handschriften zeigen im Einzelnen mehr oder minder bedeutende Abweichungen, die meisten derselben schliessen sich der zweiten jüngeren Recension an, welche die verbreitetste gewesen zu sein scheint,

und darum von unserm Verfasser S. 13 als die Vulgata bezeichnet wird, daher auch Müller wohl Recht hatte, vorzugsweise diese in seinem Drucke wiederzugeben. In Manchen noch näher stehend der älteren, von Alexandria ausgegangenen Ueberlieferung erscheinen aber die ältern Uebersetzungen, zuvörderst die Lateinische, wie sie durch Mai erstmals bekannt geworden und nach einer andern theilweise davon abweichenden Handschrift auch von Müller dem griechischen Text beigegeben ist; wenn auch der in der Aufschrift als Verfasser genannte Julius Valerius uns durchaus unbekannt ist, so lässt sich doch kaum bezweifeln, dass sein Werk gegen die Mitte des vierten christlichen Jahrhunderts, um 340, fällt, und in Manchem sogar die ältere Fassung treuer bewahrt hat, als diess in der eben erwähnten griechischen Vulgata, wenn wir dieselbe so nennen wollen, der Fall ist. Zu diesem Resultat gelangt der Verf. insbesondere durch die nicht minder genaue Untersuchung, welche an dritter Stelle über das sogenannte Itinerarium Alexandri sich verbreitet, dessen Veröffentlichung wir ja auch den Bemühungen Mai's verdanken. Die Untersuchung geht genau in alle Einzelheiten des Inhalts ein, welcher in dem bei weitem grösseren Theile (bis cap. 109) auf Arrianus beruht, wiewohl auch in diesem Theile Einiges von Arrian Abweichende, mithin aus einer andern Quelle stammende vorkommt: auf dieses, so wie auf den Inhalt des andern kleinern Theiles von cap. 110—120 geht nun insbesondere der Verf. prüfend ein, und ist es ihm gelungen, nachzuweisen, dass Einzelnes in diesem Theile auf den Angaben des Julius Valerius beruht und dessen Werk entnommen ist: damit ist dann auch zugleich der Beweis geliefert, dass das Itinerarium in der Zeit seiner Abfassung nach Julius Valerius zu setzen ist, und da nun aus dem Eingang des Itinerarium sich ergibt, dass dasselbe um 340, oder richtiger nach Letronne, um 345 n. Chr. abgefasst worden, so wird das Werk des Julius Valerius jedenfalls noch vor diese Zeit gesetzt werden müssen. Mit dieser Annahme lässt sich auch, wie wir glauben, am ersten die Beschaffenheit des Stils, der Sprache und des Ausdrucks vereinigen, denn dieser ist bei weitem reiner und einfacher bei Valerius gehalten, als bei dem sonst jedenfalls ganz unbekannten Verfasser des Itinerarium, dessen gesuchte und gedrechselte Ausdrucksweise und Anderes der Art uns allerdings auf eine schon spätere Zeit, die Mitte des vierten Jahrhunderts, verweist. Ueber die an vierter Stelle S. 85 ff. besprochene armenische Uebersetzung des Pseudocallisthenes, welche von den Armeniern zu S. Lazaro im Jahr 1842 im Druck herausgegeben ward, fehlen allerdings nähere Nachrichten, zumal keine Uebersetzung in andere, alte oder neuere Sprachen dem armenischen, nur Wenigen verständlichen Texte beigegeben ist, indessen hat der Verf. (S. 10) doch so viel eruirt, dass diese Uebersetzung, die von den Herausgebern in das fünfte Jahrhundert verlegt wird, getreu einen griechischen Text wiedergibt, welcher

noch zur ältesten alexandrinischen Recension gehörte. Und dasselbe, setzen wir hinzu, ist auch bei der syrischen Uebersetzung der Fall, über welche jetzt eine ausführliche Erörterung von Woolsey im Journal of the American Oriental. Society. Vol. IV. p. 357 ff. sich findet, wodurch die von unserm Verf. S. 192 gegebene Notiz vervollständigt wird.

Was nun hiernach der Verf. S. 102 ff. als das Gesammtergebniss seiner Untersuchung über den Pseudocallisthenes vorführt, erscheint um so mehr begründet, als auch im Ganzen Müllers Untersuchung zu einem ähnlichen Ergebniss gelangt. Denn es wird sich nicht bestreiten lassen, dass diese mythische Geschichte Alexanders des Grossen in ihrem Ursprung auf Alexandria zurückführt und von dort ausgegangen ist; schon der Eingang weist darauf hin und so Manches Andere, was im Verlauf der Schrift vorkommt; was aber die Bestimmung der Zeit betrifft, in welche die Abfassung zu verlegen ist, so finden sich in dem griechischen Texte kaum bestimmte Anhaltspunkte, welche uns leiten könnten: in dem lateinischen Texte des Valerius, und zwar in dem der Pariser Handschrift (nicht in dem von Mai veröffentlichen Texte) kommt eine Berufung auf die *παντοδαπὴ ἱστορία* des Favorinus vor, so dass also die Aufzeichnung jedenfalls nach der Lebenszeit dieses unter Hadrian blühenden Gelehrten stattgefunden haben muss, und hiernach werden wir es, in Erwägung, dass ja die lateinische Bearbeitung des Valerius noch vor die Mitte des vierten Jahrhundert fällt, für begründet halten dürfen, wenn der Verf. die Zeit der Abfassung um das Jahr 200 p. Chr. anzusetzen geneigt ist.

Im sechsten Abschnitt S. 108 ff. bespricht der Verf. noch eine spätere lateinische Bearbeitung des Archipresbyter Leo gegen die Mitte des zehnten Jahrhunderts, welche nach einem von demselben aus Konstantinopel mitgebrachten griechisehen Text in ziemlich freier Weise veranstaltet worden ist, und auch im Mittelalter grosses Ansehen und Beifall wie Verbreitung fand, daher auch in zahlreichen Handschriften, wie selbst in mehrmaligen Drucken vorliegt. Der griechische Text, den Leo vor sich hatte, gehört zwar noch der ältern alexandrinischen Recension an, hat aber auch Vieles aus der jüngeren Recension aufgenommen. Im nächsten siebenten Abschnitt (S. 112—176) gibt der Verfasser eine genaue Inhaltsübersicht des Pseudocallisthenes, indem er Buch um Buch, Capitel um Capitel durchgeht, und dabei genau angibt, was der älteren oder jüngeren Recension, was dieser oder jener Handschrift, was dem griechischen Text und was der lateinischen Bearbeitung angehört. Es ist diess ein eben so genauer als verdienstlicher Nachweis, der zur Würdigung und Beurtheilung der ganzen Composition von wesentlichem Belang ist. Der letzte Abschnitt S. 177 ff. betrifft die Quelle der Trostbriefe Alexanders an Olympias und der spanischen Alexandreis des Juan Lorenzo Segura di Astorga, und die (schon oben erwähnte) syrische Uebersetzung des Pseudocallisthenes.

Man wird nach dem, was hier für die älteste Aufzeichnung der Alexander betreffenden Sage, geleistet ist, nur wünschen können, dass die Forschung auch weiter fortgesetzt und auf das Mittelalter ausgedehnt werde, in welchem diese Sage eine so vielfache Entwicklung und Verbreitung erlangt hat, bei den romanischen Völkern, wie bei den germanischen, was die noch vorhandenen Werke der Art zur Genüge zeigen. **Chr. Bähr.**

Beiträge zur geognostischen Kenntniss des Erzgebirges. Auf Anordnung des königl. sächs. Oberbergamtes aus dem Ganguntersuchungsarchiv, herausgegeben durch die hierzu bestellte Commission. II. Heft. Geognostische Verhältnisse und Geschichte des Bergbaues der Gegend von Schmiedeberg, Niederpöbel, Naundorf und Sadisdorf in der Altenberger Bergamtsrevier von Carl Hermann Müller, königl. Obereinfahrer. Mit einer colorirten Karte und zwei Holzschnitten. Freiberg. In Commission bei Craz und Gerlach. 1867. 8. S. 72.

Die Umgebungen von Schmiedeberg, Niederpöbel, Naundorf und Sadisdorf umfassen auf dem kleinen Raum einer Viertelquadratmeile ein Gebiet, das seiner geologischen Verhältnisse wegen von besonderem Interesse ist und ehedem, zumal im 16. Jahrhundert durch einen ergiebigen Bergbau noch grössere Bedeutung besass.

Ein Blick auf die schöne und sehr detaillirte geognostische Karte zeigt, dass Gesteine der jüngern Gneiss-Formation vorherrschen. Es sind zunächst amphotere Gneisse, die in verschiedenen Abänderungen auftreten. Unter diesen erscheinen in der Gegend zwischen Obercarsdorf, Naundorf und Sadisdorf kleinkörnig-schuppige amphotere Gneisse, bestehend aus einem weissen oder gelben plagioklastischen Feldspath, aus weissem oder röthlichweissem Orthoklas, graulichweissem Quarz, kleinen Schuppen von braunem oder schwarzen Magnesiaglimmer und weisslichem bis braunen Kaliglimmer, welche Schuppen, zwischen dem körnigen Gemenge aus Feldspath und Quarz angeordnet, hauptsächlich die Schieferung des Gesteins bedingen. Diese Varietät geht in eine andere über, in mittelkörnigen, feldspatreichen amphoteren Gneiss, indem der Magnesiaglimmer sich nur in vereinzelten Schuppen einstellt. Eine dritte Varietät ist der langgestreckt flaserige und schmalstreitige amphotere Gneiss, in welchem der Magnesiaglimmer in linearen, höchstens eine Linie breiten, aber oft 2 bis 3 Zoll langen parallelen Flasern angeordnet ist. Endlich kommt noch eine eigenthümliche Varietät vor, der grobflaserige amphotere Augengneiss. In einem, aus plagio- und orthoklastischem Feldspath und grauen Quarz bestehenden Gemenge liegen erbsen- bis haselnussgrosse Knoten (sog. Augen) von, nicht selten in Zwillings-Individuen

ausgebildeten Orthoklas, um welche sich die Flasern von Magnesiaglimmer in der Art anschmiegen, dass auf dem Hauptbruch des Gesteins vorwalten diese unebenen Glimmer-Partien, auf dem Querbruch aber die Feldspath-Knoten zum Vorschein kommen. — Ausser diesen verschiedenen amphoteren Gneissen treten nun noch und zwar in ansehnlicher Verbreitung rothe Gneisse auf, bestehend aus plagio- und orthoklastischem Feldspath, aus Quarz und Kaliglimmer. Der Verf. unterscheidet zwei Abänderungen. Quarz- und feldspathreicher rother Gneiss; der weisse Kaliglimmer ist in das faldspathig-quarzige Hauptgemenge nur in einzelnen kleinen Schuppen eingestreut und verleiht durch seine parallele Anordnung dem ganzen nur eine unvollkommen schieferige Textur. Glimmerreicher rother Gneiss; auf seinem Hauptbruch ist fast nur weisser Kaliglimmer in kleinschuppigen Aggregaten sichtbar, während auf dem Querbruch noch Feldspath und Quarz vorwalten. — Die verschiedenen Varietäten des amphoteren und rothen Gneisses sind selten scharf geschieden, vielmehr durch allmählige Uebergänge mit einander verbunden. Wenn sie auch sämmtlich, als entschieden eruptive Gesteine eine eigentliche Schichtung nicht besitzen, so lassen sie doch deutlich eine lagenförmige Absonderung und Gliederung erkennen und machen es hiedurch möglich, sich ein ungefähres Bild von der inneren Architectur der Massen zu entwerfen.

Im Gebiete der Gneiss-Formation erscheinen verschiedene untergeordnete Gebirgsglieder. Es sind dies Glimmerschiefer, Thonschiefer, Wetzschiefer und Grauwacke, die an mehreren Orten inmitten der amphoteren und rothen Gneisse auftreten. Es ist nicht zu bezweifeln, dass dieselben als insularische Schollen oder bruchstückeartige Einschlüsse von Resten der einst in dieser Gegend verbreitet gewesenen, bei dem eruptiven Auftreten der jüngeren Gneisse aber grösstentheils zerstörten oder zerstückelten älteren Schiefer- und Grauwacke-Formation anzusehen seien. Dafür spricht auch der Umstand, dass man nicht selten Bruchstücke der älteren Gesteine, von Gneiss umschlossen beobachtet hat.

Auch eruptive Massen erscheinen im Gebiete der Gneiss-Formation. So tritt Grünstein (Diorit) in mehreren Felsparthien zu Tage. Noch häufiger ist aber Felsitporphyr, der in zwei, petrographisch und auch wohl geologisch verschiedenen Varietäten getroffen wird. Die eine bezeichnet der Verf. als Gangporphyr; in fleisch- oder gelblich-rother Felsitmasse liegen Krystalle und Körner von Quarz nebst Krystallen (oft Zwillinge) von Orthoklas, denen sich noch kleinere von Oligoklas beigesellen, die meist zu Kaolin umgewandelt sind. Man kennt in dem geschilderten Gebiete drei Züge von solchen Porphyr-Gängen. Die einzelnen Gänge sind 1 bis 4, selten bis zu 10 Lachter mächtig und verfolgen meist die Streichrichtung von N. O. gegen S. W. — In der Form mächtiger Decken auf den Höhen des Gebirges ö. und s. von Schmiede-

berg und bei Niederpöbel erscheint ein jüngerer Felsitporphyr, den der Verf. als Deckenporphyr bezeichnet. In einer braunrothen oder grauen Felsitmasse liegen sparsam Körner von Quarz und kleine Krystalle von Orthoklas, so wie Blättchen schwarzen Glimmers. Dieser Porphyr zeigt häufig eine bank- oder plattenförmige Absonderung. Er ist wohl jüngeren Alters als der Gangporphyr; denn man kann nie die Gänge des letzteren in das Gebiet des deckenartig verbreiteten Porphyrs verfolgen und hat ausserdem an einer Stelle (beim Schmiedeberger Eisenhüttenwerk) Gelegenheit viele bis kopfgrosse Bruchstücke eines mit dem Gangporphyr übereinstimmenden Gesteins in dem Deckenporphyr zu beobachten.

Die Erzgänge, welche in früheren Zeiten einen so bedeutenden Bergbau ins Leben gerufen hatten, gehören theils der kiesigen Kupfer- und Bleiformation, theils der Zinnformation an.

Die Gänge der kiesigen Kupfer- und Bleiformation trifft man hauptsächlich im Gebiete des amphoteren Gneisses bauwürdig ausgebildet. Eine Ausnahme hievon machen die Kupfer- und Bleigänge im Eulen- und Löwenberge bei Niederpöbel, die im Bereiche des rothen Gneisses liegen, in dem aber auch hier die oben erwähnten Schollen von Glimmer- und Thonschiefer auftreten, deren Anwesenheit durch die hiebei obwaltenden Contact-Verhältnisse wohl nicht ohne günstigen Einfluss auf die bauwürdige Entwickelung der Erzgänge war. Die Gänge der kiesigen Kupfer- und Bleiformation enthalten als wesentliche Bestandtheile: Quarz, krystallinisch oder hornsteinartig; Flussspath, meist violett. Chlorit, feinschuppig oder erdig; Kupferkies, Arsenkies und Eisenkies, sämmtlich silberarm; Blende von schwarzer Farbe; kleinblätterigen Bleiglanz, gewöhnlich mit 3 bis 5, selten bis 12 Pfundtheilen (zu 5 Gramm) Silbergehalt im Centner. Als mechanisch beigemengte Bestandtheile enthalten die Gänge in reichlicher Menge thonigen Letten und zersetzten, oft chloritischen Gneiss. Baryt, Braun- und Kalkspath treten theils in Nestern, theils als selbstständige Trümer neben oder in der anderen Gangmasse auf. Gewöhnlich kommen die Erze, namentlich Kupferkies und Bleiglanz, gemengt mit den übrigen Gangbestandtheilen oder darin eingesprengt war; seltener finden sie sich, zumal auf Schaarkreuzen mit Trümern oder anderen Gängen, in derben Massen. Die Mächtigkeit der Kupfer- und Bleigänge ist gering, zwischen 6 und 24 Zoll schwankend, selten wächst sie bis zu $^3/_4$ Lachter an.

Die Gänge der Zinnformation sind auf das Gebiet des rothen Gneisses beschränkt. Sie enthalten als wichtigste Bestandtheile: Quarz, krystallinisch oder hornsteinartig; Flussspath von violetter oder pflaumenbrauner Farbe; Chlorit, feinschuppig bis erdig; Glimmer in kleinen Blättchen von graulichweisser Farbe; Zinnerz, gewöhnlich fein eingesprengt in Quarz, selten in derben Nestern und Graupen; Kupferkies, Arsenkies und Eisenkies stellen sich gewöhnlich eingesprengt, selten derb ein;

endlich zersetzter Gneiss und Letten. Die Mehrzahl dieser Gänge besitzen eine geringe Mächtigkeit von 2 bis 5 Zollen die nur bei einigen zu 1 bis 3 Lachter ansteigt. Im Allgemeinen verfolgen sie dieselben Streich-Richtungen, wie die Gänge der Kupfer- und Bleiformation; d. h. einestheils und in der Mehrzahl das Streichen in Stunde 1,4 bis 3,0 bei Fallen nach S. O. oder S.; anderntheils bei Streichen in Stunde 9,0 bis 12,0 mit Fallen nach N. O. Die Gänge der Zinnformation lassen in ihrer Ausfüllung den charakteristischen Typus der Zinngänge anderer Districte des Erzgebirges vermissen, indem sie fast nie ohne Beimengung von Kiesen getroffen werden. Zuweilen stellt sich aber auf denselben Kupferkies so häufig und überwiegend ein, dass sie richtiger als Kupfergänge, denn als Zinngänge zu bezeichnen sein würden. Da nun in derartigen Gangregionen noch Arsen- und Eisenkies, selbst Blende und Bleiglanz mit einbrechen, so kann man darin einen wirklichen Uebergang des mineralogischen Typus der Zinnformation in den der kiesigen Kupfer- und Bleiformation erkennen. Solches ist namentlich der Fall bei den Gängen des Zinn- und Kupferstockwerkes der Kupfergrube bei Sadisdorf. Dasselbe erscheint als ein Knotenpunkt vieler unter verschiedenen Richtungen sich kreuzender Gänge, denen sich noch einige erzführende Lager und Flötze beigesellen. — Zwischen den Gängen der kiesigen Kupfer- und Bleiformation und denen der Zinnformation findet im Allgemeinen, weder in ihrer Ausfüllungsmasse noch in ihrer räumlichen Verbreitung eine scharfe Grenze statt. Beide dürften daher nur als verschiedene Entwickelungs-Typen einer und derselben Gangbildung zu betrachten sein.

Den Schluss vorliegender Schrift bilden geschichtliche Nachrichten über den Bergbau bei Schmiedeberg, Niederpöbel, Naundorf und Sadisdorf, den Acten der Bergämter von Freiberg und Altenberg entnommen. Wie oben bereits bemerkt war die Glanzepoche des Bergbaues im sechszehnten Jahrhundert; durch den dreissigjährigen Krieg kam er zum Erliegen und es wurden seitdem nur wenige, meist erfolglose Versuche der Wiederaufnahme gemacht.

G. Leonhard.

Nr. 24. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Deutsches Heldenbuch. Theil I. Biterolf und Dietleib herausgegeben von Oskar Jänicke. Laurin und Walberan mit Benutzung der von Franz Roth gesammelten Abschriften und Vergleichungen. Berlin 1867. LVIII. 308 S. 2 Thlr. 20 Sgr.

Obschon Referent an dem hier zu besprechenden Unternehmen betheiligt ist, indem er den II. Band dieses Heldenbuchs herausgegeben hat, so glaubt er doch dasselbe anzeigen und empfehlen zu dürfen.

Dies Heldenbuch soll die Dichtungen aus dem Kreise der deutschen Heldensage, von welchen bisher meist nur Abdrücke einzelner Handschriften, zuweilen gerade nicht der besten, vorhanden waren, in gleichmässiger kritischer Bearbeitung zusammenstellen, durch die beigegebenen Einleitungen die Stellung der einzelnen Gedichte innerhalb der altdeutschen Literaturgeschichte angeben, und durch die Anmerkungen den etwaigen Gewinn für die Kenntnis des mittelhochdeutschen Sprachgebrauchs, namentlich des epischen zusammenfassen. Ausgeschlossen wurden die bereits in mustergültigen Ausgaben vorliegenden Werke: die Nibelungen und die Klage, sowie das Gedicht von der Kudrun, welches eine eigentlich ekkyklische Sage behandelt und wegen seines poetischen Wertes schon öfters besonders herausgegeben worden ist und vielleicht noch herausgegeben werden mag. Mit diesen Gedichten bildet das neue Heldenbuch eine vollständige Bibliothek des Volksepos, welche die Entwicklung dieser Gattung, soweit es die auf uns gekommenen Denkmäler gestatten, nach jeder Richtung hin übersehen lässt und — verstärkt durch die nordische Thidreksaga — die deutsche Heldensage des XII.—XIV. Jahrhunderts, der eigentlich mittelhochdeutschen Zeit enthält.

Der nun vorliegende I. Band enthält zwei Gedichte, welche durch das gemeinsame Versmass, die kurzen Reimpaare sowie durch die nicht sehr verschiedene Zeit der Abfassung einander nahe stehn. Beide können, wenn auch aus verschiedenen Gründen höchst wichtig genannt werden. Der Biterolf stammt aus der Heimat und aus der Schule des echten Volksepos, aus der auch die Nibelungen und die Kudrun hervorgingen. Der Dichter hat aber, was sein Werk von jenen scharf unterscheidet, die Grundzüge seines Stoffes erfunden und dabei die höfischen Erzählungen nachgeahmt, trotzdem jedoch die Einzelheiten der echten, noch unverfälschten und unverwirrten Volkssage entlehnt. Indem er bei einem willkürlich angenommenen Anlasse fast sämmtliche Helden der Sage versam-

melt, und dabei doch ihre Verhältnisse zu einander unverändert aus der echten Ueberlieferung entnimmt, bietet er eine wahrhafte Fundgrube für den Forscher, der die Spuren der Sage sonst oft nur dunkel und zerstreut findet. Zu diesem Interesse des Inhalts kommt noch eines der Form. Stil und Verskunst verbinden die gegen Ende des XII. Jahrhunderts aufgekommene glatte feine Form der höfischen Erzählung mit Reminiscenzen aus der älteren und schlichteren Volksdichtung. Ich erinnere nur einerseits an die vielen Fremdwörter, welche der Herausgeber S. XXV. gesammelt hat, andererseits an die S. XXIV. zusammengestellten epischen Ausdrücke, an die Reime degene: Rabene u. a. S. X, die alten Formen âbunt, versêrôt, minnist u. s. w. (ebenda).

Diese Sammlungen, welche durch die zahlreichen in den Anmerkungen nachgewiesenen Parallelstellen fortgesetzt werden, sind ein besonderes Verdienst des Herausgebers. Jähnicke hat schon früher den Sprachgebrauch Wolframs in höchst nutzbringender Weise behandelt, wobei namentlich die ausdrückliche Hervorhebung der Hauptschriftwerke, in welchen ein Ausdruck sich nicht findet, lehrreich war. An diese früheren Arbeiten schliessen sich die Anmerkungen zum Biterolf würdig an.

Zur Kennzeichnung des Stiles und Tons dient besonders die Vergleichung mit zwei anderen Gedichten, einmal mit der formell verwandten Klage, zweitens mit dem im Inhalt merkwürdig an den Biterolf erinnernden Rosengarten. Jene Uebereinstimmung des Biterolf mit der Klage ist so bedeutend, dass W. Grimm in seiner deutschen Heldensage beide Gedichte einem Verfasser zuschreiben wollte und Lachmann in den Anmerkungen zur Klage ihm darin beistimmte. Jähnicke führt die gemeinsamen Punkte genau und übersichtlich vor. Aber er weist auch nicht wenig abweichendes nach, und entscheidet sich zuletzt gegen die Annahme des gemeinsamen Ursprungs, weil der Biterolf eine viel ausgedehntere Sagenkenntnis und eine viel geschicktere Darstellung zeigt. In Bezug auf den Rosengarten aber meint er, dass dieser die Züge, die ihm mit dem Biterolf gemeinsam sind, namentlich Dietrichs Weigerung mit Siegfried zu kämpfen und seine Ueberredung durch Hildebrand, wahrscheinlich aus dem Biterolf entlehnt hat, so dass der Rosengarten nur eine derbe, volksthümliche Wiederholung der Kämpfe zwischen Burgunden und Amelungen wäre.

Auch für die innere Kritik des Biterolf bietet die Ausgabe Jähnickes einige neue Resultate. Vollkommen sicher scheint der Nachweis, dass der Eingang des Gedichts bis v. 1988 erst später zugesetzt worden ist: die darin erzählte Fahrt Biterolfs ist der im Hauptgedichte beginnenden seines Sohnes Dietleib nachgebildet.

Als Heimat des Gedichts ward Steiermark festgehalten und als Entstehungszeit das erste Jahrzehnt des XIII. Jahrhunderts. Als Beweis wird unter anderem auch die Beziehung des Berhtolt von Swâben (grâve von Elsâzen) auf Berthold von Zaeringen 1186

bis 1218 geltend gemacht. Mag dies auch richtig sein, so glaube ich doch eine daran geknüpfte Bemerkung anfechten zu müssen. S. XXVII: »Sodann muss Kudr. 744, 2 daz man dâ ze Swâben solhez nie gewan auf Berthold V. von Zaeringen bezogen werden, s. Wack. Litt. §. 43, Anm. 61.« Ich will dagegen nicht geltend machen, dass Berthold vom Abt Burkhard von Ursperg avarissimus et omni iniquitate plenus genannt wird (Stälin, Wirtemb. Gesch. 2, 298); denn Berthold konnte recht gut Habsucht und Uebermuth gegen die Geistlichkeit, namentlich die ihm feindliche staufische mit Freigebigkeit gegen Dichter, ritterliche und fahrende, verbinden. Aber der Ausdruck ze Swâben scheint mir zu allgemein, als dass er auf Berthold bezogen werden m ü s t e; ja er dürfte überhaupt nur durch den gesuchten Cäsurreim auf gâbe veranlasst sein. Will man aber an ein bestimmtes Factum denken, so könnte auch etwa ein Fest gemeint sein, wie z. B. auf dem Günzenlê bei Augsburg (dem auch Bit. 5745 erwähnten und als ze Swâben bezeichneten) mehrere gefeiert wurden. So namentlich die Schwertleite und Vermählung des späteren Königs Philipp 1197, deren Pracht noch lange in der Erinnerung der Dichter blieb, s. Titurel 1505 (Hahn). Auch Reichstage, bei denen die Fahrenden ebenfalls anwesend zu sein pflegten, s. Walther 84, 18, fanden mehrfach dort statt: 1209. 1236 (s. Pfeiffer, Germ. 1, 83). Es wird also der Ausdruck ze Swâben nicht als Zeitbestimmung für die Abfassung der Kudrun verwandt werden können.

Der Text des Gedichts von Biterolf ist zum ersten Mal aus der handschriftlichen Ueberlieferung in das reine Mittelhochdeutsch übertragen. Dabei sind Verbesserungen in grosser Anzahl vorgenommen worden, die fast durchaus überzeugend sind. 9982 scheint jedoch nicht richtig emendirt zu sein: und bite daz niht zürnen mich mîn neve und ouch der vater sîn; zürnen regiert nur den Accusativ der Sache, nicht den der Person. Das an der Handschrift ist beizubehalten und mit Umstellung des niht zu schreiben: und bite daz zürnen niht an mich u. s. w. Auch 2127: wâ von? ez dûhte si ze fruo ist anstössig. Die an sich ungewöhnliche Frage als Einleitung zur Begründung tritt hier mit einem ganz unnöthigen Nachdruck ein. Vielleicht ist zu lesen: w a n ez dûhte si ze fruo.

Während nun der Text des Biterolf auf einer einzigen, aber guten Handschrift beruht, die Textesherstellung also auf einfache Grundsätze angewiesen ist, ist das andere Gedicht, der L a u r i n in einer Weise überliefert, welche der Kritik eine der allerschwierigsten Aufgaben stellt und die Lösung der Aufgabe als eine ausserordentliche Leistung erscheinen lässt. Hier sind über 10 Handschriften und dazu mehrere Drucke zu berücksichtigen; aber keine dieser Handschriften kann als eine irgend sorgfältige und zuverlässige Quelle bezeichnet werden. In ihnen allen ist in hohem Grade die lebendige Weiterbildung des Textes zu erkennen, wie sie

die im späteren Mittelalter beliebten Werke mehr oder weniger durchgängig erfahren haben. Während nun bisher einzelne Handschriften abgedruckt worden waren, ist jetzt auf Grundlage des ganzen, von Franz Roth gesammelten und mit rühmenswerter Bereitwilligkeit zur Bearbeitung überlassenen Apparates nach Aufstellung bestimmter kritischer Grundsätze ein Text hergestellt, der zum ersten mal ein wirkliches Verständnis, einen wirklichen Genuss des Gedichts erlaubt. Die Ueberlieferung ist nunmehr in folgender Weise zu übersehn. Wir haben zwei Handschriftenclassen, die einen aus Baiern und Oestreich stammend, die andren aus Mitteldeutschland. Erstere Classe wird durch eine Kopenhagener Handschrift, die andere durch eine Pommersfelder am besten vertreten. Charakteristisch für die Verschiedenheit beider Classen ist der Anfang, der in der ersteren lautet: Ez was ze Berne gesezzen, in der anderen: Ze Berne was gesezzen. Aber selbst unter den Handschriften der ersteren Classe hat die Kopenhagener ganz allein den vollständigen Schluss des Gedichts, welchem noch eine Fortsetzung, das Gedicht von Walberan angehängt ist. In den übrigen Handschriften sind die von 1601 ab folgenden Verse deutlich als abgekürzter, mangelhafter Ersatz für den ursprünglichen Ausgang zu erkennen. Das Gedicht von Walberan gibt sich durch Reim, Ausdruck, Erfindung als ein Werk etwa von 1300 kund; auch das vorhergehende von Laurin geht aus allen Handschriften mit einer Reihe von Freiheiten hervor, welche dieser Zeit anzugehören scheinen. Andere Eigenthümlichkeiten des Laurin weisen dagegen auf eine weit frühere Zeit, auf die Spielmannspoesie, welche in der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts mehrfache Bearbeitungen der Heldensage geliefert hat. Das Resultat ist also, dass das Gedicht schon vor 1200 gedichtet, dann das ganze XIII. Jahrhundert hindurch durch einzelne Handschriften überliefert ward und um 1300 eine neue Umarbeitung und zugleich die Fortsetzung durch den Walberan erfuhr. Die meisten Abschriften — alle bis auf die Vorlage der Kopenhagener — liessen diese schlechte Fortsetzung weg, verstümmelten aber auch zugleich den Schluss.

Dass unter diesen Verhältnissen der Laurin nicht durchaus auf die älteste Gestalt zurückgeführt werden konnte, ist selbstverständlich. Es sind bei der Umarbeitung des Gedichtes um 1300 unzweifelhaft manche alte Formen und Reime unwiderbringlich verloren gegangen. Aber das Gedicht liest sich jetzt doch ganz anders als es früher aus den fehlerhaften Einzelhandschriften herausstudirt werden konnte.

Ebenso wie die Ueberlieferung und Verbreitung des Gedichts liegt nun auch die der Sage offen. Es ergibt sich, dass eine Tiroler Zwergensage wahrscheinlich von dem Dichter des Laurin zuerst mit der Sage von König Dietrich von Bern verbunden worden ist; dass »diese anmutigste und glücklichste Schöpfung der freieren Spielmannsdichtung« auf das Epos aus dem zweiten Viertel des

XIII. Jahrhunderts, den Ortnit, den Wolfdietrich, die Gedichte Albrechts von Kemenaten eingewirkt hat; vor allem aber auf den Rosengarten, in welchem z. B. eine Hauptfigur, der Mönch Ilsan auf eine Person des Laurin zurückzuführen ist; ja die Idee des abgegrenzten Rosengartens überhaupt stammt aus diesem Gedicht. Später, im Gedicht vom Wartburgkriege, wird Laurin selbst in die Sage von Dietrich's Verschwinden verflochten.

Die auf den Text des Laurin folgenden Anmerkungen betreffen hauptsächlich das Verhältnis der mehrfach umgearbeiteten Drucke zu den Handschriften, sowie die Uebereinstimmungen des Stiles mit verwandten Gedichten. **Ernst Martin.**

Rubins Gedichte kritisch bearbeitet von Jul. Zupitza. Oppeln 1867. S. XII. 36.

Es ist eine recht dankbare Aufgabe, die kritischen Grundsätze, welche die Meister der altdeutschen Philologie an den wichtigern Lyrikern, an Walther, Neidhard, an den Liederdichtern des XII. Jahrhunderts gefunden und geübt haben, nun auch auf die minder hervorragenden Dichter anzuwenden. Dies ist in der vorliegenden Sonderausgabe Rubins mit Sorgfalt und Liebe geschehen und mit dem besten Erfolg. Rubin verdiente diese Arbeit durchaus. Zwar bewegt auch er sich fast ausschliesslich auf dem etwas einförmigen Gebiete des Minnesangs; allein zwei Lieder vom Kreuzzuge 8,1 und 22,12 erwecken noch ein weitergehendes Interesse; und ebenso ist das Tagelied 19,28 ein ganz hübscher Beitrag zu dieser Art der Lyrik, welche durch ihren mehr erzählenden Inhalt uns mehr anspricht als die übrige blos Gedanken und Gefühle aussprechende Minnedichtung. Einen besonderen Werth hat Rubin als Nachahmer Walthers: wir können an ihm wie an einigen anderen Dichtern den Einfluss beobachten, den Walther wie jeder bedeutende Dichter auf die Nachfolger in seinem Fache geübt hat. Der Herausgeber hat eine Reihe von fast wörtlich entlehnten Versen nachgewiesen. Vielleicht hätte er hier noch etwas weiter gehen und auch einige Gedanken Rubins als entlehnt bezeichnen dürfen. Wenigstens kommt Rubin 23,1—4 das Geständnis einen Menschen mehr zu lieben als den andern und die Anforderung, dass Gott diese Sünde vergeben möge, nahe heran an Walther 26,10—12. Auch Rubin 22,10: das beste Mittel gegen Traurigkeit sei schöne Frauen zu sehen und ihre Schönheit zu loben, erinnert stark an Walther 42,15 fg. Doch sind diese Verhältnisse der Nachahmung überhaupt schwer mit Sicherheit zu begränzen.

Sehr angemessen hat Zupitza das kleine, an Inhalt und Form gleich zierliche Buch als eine Gelegenheitsschrift erscheinen lassen, als Glückwunsch zu dem fünfundzwanzigjährigen Doctorjubiläum des Prof. Müllenhoff in Berlin. **Ernst Martin.**

Die Seelenfortdauer und die Weltstellung des Menschen. Eine anthropologische Untersuchung und ein Beitrag zur Religionsphilosophie wie zu einer Philosophie der Geschichte. Von Immanuel Hermann Fichte. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1867. L und 466 S. gr. 8.

Kant hatte in seiner Kritik der reinen Vernunft gezeigt, dass die hergebrachte rationale Psychologie nur durch Paralogismen oder Fehlschlüsse der reinen Vernunft auf eine für sich bestehende Seelensubstanz komme, dass sie nur durch Paralogismen die so genannte Seele zu einem Seelendinge mache mit dem Attribut der Immaterialität, zu einer einfachen Substanz mit dem Attribut der Incorruptibilität, zu einer numerisch identischen intellectuellen Substanz mit dem Attribut der Personalität, zu einem raumlos denkenden Wesen mit der Eigenschaft der Unsterblichkeit. Die Seelenfrage wurde im vorigen Jahrhunderte durch die deutsche Aufklärungsperiode ein wichtiger Gegenstand einer freilich sehr oberflächlichen Untersuchung, da der subjective Charakter dieser Philosophie sich nur in der beschränkt praktischen Beziehung auf die menschliche Persönlichkeit, ihren Nutzen oder Vortheil geltend machte. Die neuere Philosophie verhielt sich in der Form der Hegel'schen Dialektik und im Systeme des Materialismus der Seelenfrage gegenüber rein negativ. Nach dem Systeme der absoluten Idee ist das wahre Sein allein das reine, allgemeine Sein, alles Einzelsein ist ein nichtiges, entstehendes und verschwindendes, in das Nichtsein immer wieder übergehendes Sein. In dieser Psychologie erscheint nur der allgemeine Geist, der Menschheits-, Rassen-, Volks-, Gemeinde- Familiengeist als der wesenhafte, der Einzelgeist als der nichtige Durchgangspunkt, als das vorübergehende, auf- und niedertauchende Element des allgemeinen Geistes, welcher allein das Wesenhafte, Dauernde, Unsterbliche in den vorübergehenden Einzelgeistern ist. Bei Schopenhauer ist uns die Welt als vorstellenden Subjecten Vorstellung. Das An sich ist der Wille. Die Abtödtung desselben im Einzelleben führt zur Seligkeit, dem reinen Nichts. Das Aufhören unseres Bewusstseins ist ihm das grösste Glück; denn das Bewusstsein giebt uns den Schein einer trügerischen Welt und kettet uns an die erbärmliche Objectivation des Willens, in welchem der baroke Denker eher den Teufel als Gott erblickt. Nicht im Einzelgeiste, sondern in der Negation desselben besteht das Wesenhafte, Dauernde. Auch der Materialismus hat einen ähnlichen negativen Zug der Seelenfrage gegenüber. Die Seelenthätigkeit ist die mechanische Hirn- und Nervenbewegung. Die Seele ist ebenso wenig als der Geist ein besonderes, für sich bestehendes Wesen. Da es zur Modekrankheit geworden ist, im Allgemeinen, also im Abstracten, nirgends als in unserm denkenden Intellect oder in unserer Phantasie Existirenden das Wesenhafte zu sehen und das Einzelne als eine im Ocean des Lebens auf- und

abtauchende, verschwimmende und verschwebende Welle zu betrachten, da es, wie gesagt, zur Mode geworden ist, eine gegentheilige Ansicht für eine Art von theologischer Beschränktheit zu halten, so ist es wohl immerhin eine schwierige Arbeit, in einer Zeit, in welcher man vom idealistischen und realistischen Standpunkte zu demselben negativen Resultate gelangt, welche ungeachtet aller sonstigen Vorzüge, zumal in der Erforschung der Natur und Mechanik, vorzugsweise nur dem Greifbaren und dem Genusse zugewendet ist, wo ein ursprünglicher Idealist (L. A. Feuerbach) endlich zu dem Schlusssatze kommt: Der Mensch ist, was er isst, gegen den Strom zu schwimmen und durch sorgfältige und mühsame Forschungen zu einem der Modephilosophie entgegengesetzten Ergebnisse, der Seelenfortdauer, zu gelangen.

Das Zerstören ist leichter, als das Aufbauen, und darf nie des blossen Zerstörens wegen statt finden, sondern lediglich und allein zu dem Zwecke, an der Stelle des Zerstörten ein dauerhafteres und besseres Gebäude zu gründen. Freilich ist ein solches nicht leicht zu errichten. Nur langsam und mit Mühe baut man auf. Man hat die Wahrheit nicht; man strebt nach ihr. Kant hat die Fortdauer der Seele mit persönlichem Bewusstsein als ein Postulat der praktischen Vernunft oder als eine unbedingte Forderung unseres sittlichen Vernunftglaubens betrachtet. Die Nachfolger wollen sich dadurch über ihn stellen, dass sie den Schluss für folgerichtig halten: »Ich weiss nicht, ob die Seele sterblich oder unsterblich ist, also weiss ich, dass sie nicht unsterblich ist.« Die Seelenfortdauer-Frage ist für die Wissenschaft immer noch eine offene Frage. Die Behauptungen der Negation sind keineswegs überzeugend und haben es über das Bereich des Zweifelns oder Bedenkens nicht gebracht. Mit Freuden wird darum der Unbefangene die Forschungen derjenigen begrüssen, welche die bisher von der Wissenschaft vorgebrachten Zweifel zu zerstreuen und neue Ueberzeugungsgründe für den Unsterblichkeitsglauben aufzustellen versuchen. Zu diesen Werken gehört das vorliegende, die Frage der Seelenfortdauer allseitig vom Standpunkte der Anthropologie, Psychologie, Ethik, Religionsphilosophie, Naturwissenschaft und Geschichte beleuchtende, in schöner, edler Diction geschriebene und vielfach durch sinnvolle und geistreiche Bemerkungen die Zweifel der Unsterblichkeitsgegner widerlegende Buch des auch in den weitesten Kreisen unseres Vaterlandes rühmlichst bekannten Herrn Verfassers.

Der Herr Verfasser, welcher, wie einst sein grosser Vater, mit einer patriotischen und politisch freien Weltanschauung einen tiefen religiösen und von jedem blinden Auctoritätsglauben des Kirchenthums freien Sinn verbindet, lehnt sich in seinen Untersuchungen an die von ihm früher erschienenen Werke über Anthropologie (2. vermehrte Auflage), über Psychologie und Ethik an und beruft sich darum häufig in der weiteren Ausführung auf dieselben. Doch ist das vorstehende Werk, auch davon abgesehen, ein für sich be-

stehendes, durch sich allein verständliches, nicht nur mit wissenschaftlichem Ernste, sondern selbst mit Begeisterung geschriebenes, den gebildeten unbefangenen Leser vielfach anregendes Buch.

In der Einleitung wird auf die Spannung in den Gegensätzen der Zeit hingewiesen. Es sind Extreme, die sich gegenüber stehen, mit denen man sich nicht befreunden kann. »Was die Kirche uns zu glauben gebietet, heisst es S. V, kann nicht mehr geglaubt werden in dieser Form und Fassung; denn es steht im Widerstreit mit der Verstandesbildung unserer Zeit, die sich eben nicht mehr gefangen nehmen lässt im Glauben. .... Soll durch Glaubensauctorität die Kirche gerettet werden, so ist ihre Macht für immer dahin.« Aber auch »in der landläufigen Wissenschaft auf den literarischen Märkten« findet der Herr Verf. die »Weisheit« nicht, sondern viel »Hohles« und »Leeres«, von dem »oberflächlichsten Anschein der Dinge obenhin Abgeschöpftes.« Die durch die Negation der Wissenschaft hervorgerufene »Repristination der Gläubigkeit«, wie sie häufig jetzt zu Tage tritt, führt noch weniger zu einem befriedigenden Resultate. Sie ist »ein vorübergehender, künstlich herbeigeführter Zwischenzustand«, ein »ungenügendes Surrogat für eine tiefer befriedigende, alle Conflicte lösende Erkenntniss, welche dem Glauben seine wissenschaftliche Erprobung, ohne Zweifel dadurch auch Läuterung hinzufügt.« Auch die »geheiligten Auctoritäten ziehen den kürzeren vor der ewig regen, von allen Seiten anstürmenden Macht des freien Gedankens.« Die jetzt von gewissen Seiten beliebte »Vermittlung zwischen einer gewissen dogmatischen Auffassung der Religion und einer eben so zeitweisen philosophischen Bildung« ist nur eine »halbe und darum ungenügende Auskunft«. Die Theologie ist »wesentlich historische Wissenschaft«. Sie tritt von diesem Standpunkte aus mit der Philosophie in »keinen unmittelbaren Conflict«. Die Aufgabe der Philosophie ist, auf »dem Gebiete, welches sie mit der Theologie gemeinsam besitzt, das religiöse Bewusstsein in seiner Allgemeinheit zu erforschen, in seinem psychologischen Inhalt zu erschöpfen, die verschiedenen Stufen desselben und die innere Entwickelung, welche es durchläuft, genetisch zu verzeichnen« (S. VII). Nur theologische Bekenntnisse können in Conflict kommen. Die Philosophie lässt sich weder beeinflussen noch beschränken »durch eigenthümliche dogmatische Voraussetzungen irgend einer Theologie«; sie beschäftigt sich lediglich mit dem »allgemein Menschlichen der Religion«. Sie bringt kritisch das »ewig und gemeinsam Wahre alles religiösen Bewusstseins« an's Licht. Durch die Religion wird der Mensch mit der unvergänglichen Welt verbunden, welcher »sein Wesen angehört.« Der Gehalt des Glaubens ist aber kein »starrer«, für alle Zeiten »fixirter«, er ist ein »ewig heutiger, stets frisch sich erzeugender«, in »immer neuen Gestalten dem Menschen sich einbildend«. Zu diesen »erweckenden Anregungen« wirkt das »Wissen«, das »Leben«. Nicht von der Theologie des Bekenntnisses, sondern von »den Ergebnissen allgemeiner Wissenschaft und

Bildung« ist die Befreiung des Glaubens von den Störungen wahrer und echter religiöser Gesinnung zu erwarten. Die Wissenschaft begründet den »Wesensgehalt« des Glaubens (S. XI). Der Glaube wird auf diesem Wege Gesinnung, »feste Welt- und Lebensansicht«. Den Grund zu dieser wahrhaft vorurtheilsfreien religiösen Weltanschauung kann nur die Wissenschaft legen, »frei, nichts voraussetzend«, die sich von »jeder Beziehung zu einer bestimmten Theologie ablösen muss« (S. XII). Die theologische Dogmatik, »ein Gemisch von Glaubensvoraussetzungen und einer ungeläuterten Metaphysik«, ist nur ein »hindernder Gefährte« für die Wissenschaft. Der »Wiederaufbau« ruht nur auf der »Grundlage universaler, zugleich unbestreitbarer Weltthatsachen« sicher und fest (S. XIII).

Der Herr Verf. versucht, sich auf Kant berufend, eine philosophische Begründung der christlich religiösen Weltanschauung. Er geht zu diesem Zweck von der »rein psychologischen, von allen metaphysisch theologischen Beziehungen freigehaltenen Erforschung des religiösen Gefühles« nach seinem praktischen und theoretischen Charakter aus (S. XV). Das Religionsgefühl darf mit der Theologie nicht verwechselt werden. Die Vermischung beider Elemente hat »unzählige Verwirrungen« bis zur Stunde hervorgerufen. Nachdem der Herr Verf. die Stellung seiner Aufgabe zu den Bestrebungen der Gegenwart entwickelt hat, geht er zum Nachweise des »Charakters und der Quelle des Religionsgefühls« über. Es ist ein aus dem Innersten des Menschen stammendes Gefühl der Abhängigkeit »von einer höheren sittlichen Macht, dessen letzte Quelle nicht in dem Schein oder dem Phänomenalen der Aussenwelt, sondern im letzten Grunde alles Seins und Denkens, Gott allein aufgefunden werden kann. Er deutet auf Schleiermachers Anschauung hin, welcher der Religion wieder ihre »menschlichen Quellen eröffnete« (S. XXXIII), indem er »Religion und Philosophie« von der alten Dogmatik befreite. Die »bisherige Theologie« kann nicht mehr als die »rechte, vollgenügende Verwalterin des grossen Schatzes lebendiger Gotteserkenntniss erachtet werden«, Philosophie und »allgemeine Erfahrungsforschung« müssen jetzt dieses Amt übernehmen (S. XXXIV). Die eigentlichen »Offenbarungswahrheiten« enthalten nichts, dem Geiste der reinen Gotteserkenntniss und ihren Ergebnissen Fremdes. Sie sind vom »Menschengemüth« »ewig bestätigt«. Am »Menschen muss sich zeigen lassen«, was »glaubenswerth« und »glaubensnöthig« sei. Was man in neuerer Zeit zu diesem Zwecke versucht hat, zielt auf die »Verbesserung« der »hinfällig gewordenen theologischen Dogmatik«, auf die »Fülle und Tiefe des rein religiösen Gehaltes« (S. XXXVII). Nicht das historische Zeugniss, Psychologie und Ethik haben die Heilswahrheiten in »ihrer allgemein menschlichen Bedeutung« zu untersuchen. Der Herr Verfasser wollte zunächst in seinen Werken über diese beiden Wissenschaften die Phänomenologie und innere Stufenfolge des religiösen Bewusstseins aufzeigen und darin ein

»immer tieferes Eingehen des göttlichen Geistes in den menschlichen« nachweisen.

Das gegenwärtige Werk soll mit diesen beiden Werken ein abgeschlossenes Ganzes bilden. Die Frage nach der Seelenfortdauer soll auf anthropologischem Wege untersucht werden und greift zur Erringung eines befriedigenden Ergebnisses, von ethischer Grundlage ausgehend, eben so in das Gebiet der Religionsphilosophie, wie der Philosophie der Geschichte.

Auf diese, die Stellung der Frage zur Gegenwart und ihre Behandlungsart auseinandersetzende Einleitung folgt die Durchführung der Aufgabe in dem vorliegenden Werke. Das erste Buch behandelt die allgemeinen Vorfragen, das zweite die metaphysische, anthropologische und ethische Begründung.

Das erste Buch (S. 1—91) zerfällt in drei Kapitel. Sie haben die Ueberschriften: 1) Unser Standpunkt, 2) der natürliche (anthropologische) Glaube an die Fortdauer, 3) die bisherigen Vernunftbeweise für die Seelenfortdauer. Das zweite Buch (S. 91—442) hat vier Kapitel. Sie sind überschrieben: 1) die reale und die phänomenale Welt, 2) der allgemeine Begriff der Präformation (Präexistenz), 3) die allgemeine Weltstellung des Menschengeschlechts und die Bedeutung des Individualgeistes, 4) allgemeiner Rückblick. Der (ethische) Unsterblichkeitsbeweis aus dem Begriffe der Menschengeschichte. Philosophie derselben. Beiden Büchern folgt die Schlussanmerkung (S. 443—466).

Der Standpunkt ist ein anthropologischer, er knüpft an begreifliche Analogien an und erblickt die Spuren des künftigen Daseins im gegenwärtigen vorgebildet. Der Herr Verf. sucht den Unsterblichkeitsglauben von seiner innern Unbestimmtheit und abstracten Unbegreiflichkeit zu befreien. Man muss das ethische und natürliche Element in diesem Glauben unterscheiden. Diese Elemente werden auf einen verschiedenen Ursprung, den immanenten und transcendenten, zurückgeführt. Das innere Verhältniss dieses Gegensatzes zeigt sich in dem, was von dem Herren Verf. productiver und receptiver Genius genannt wird. Der ethische Unsterblichkeitsglaube wird zugleich als der religiöse im echten Sinne bezeichnet. Die höchste Aufgabe der Religionsphilosophie ist, jenen Glauben umfassend zu begründen. Dieser Glaube hat eine universale Bedeutung für die Wissenschaft vom Menschen. Im Menschen ist ein transcendentales Wesen innerhalb seines sinnlichen, in ihm liegt, von ihm geht aus das geschichtbildende Princip. Die Natur ist blosser Kreislauf. Auch nach seinem praktischen Charakter ist der Mensch ein trancendentales Wesen, daher die unwillkürliche Zuversicht seiner innern Ewigkeit der vergänglichen Erscheinung der Natur gegenüber. Hierin liegt die erste rein anthropologische Quelle des Unsterblichkeitsglaubens, sie ist

die natürliche, welche durch die historische der Offenbarung ihre Bestätigung erhält.

Im zweiten Kapitel wird der natürliche (anthropologische) Glaube an die Fortdauer entwickelt. Der Mensch kann sich nur als ein Thätiges denken. Der Begriff des höchsten Gutes, nach welchem der Mensch strebt, kann, psychologisch aufgefasst, nur in einer absolut befriedigenden Thätigkeit bestehen. Eine solche Thätigkeit wird als höchstes Gut empfunden. Ihr Ziel ist kein für das menschliche Einzelleben — und der Mensch ist Einzelgeist, das Wesen des Geistes ist Persönlichkeit — in diesem kurzen, vielfach beschränkten Dasein erreichbares; es ist ein ideales, jenseitiges Ziel. Darin liegt als »unabtrennliche Nebenbedingung« die Ueberzeitlichkeit« des menschlichen Wesens. Nur unter dieser Bedingung ist der Begriff des Menschengeistes widerspruchsfrei. Die Grundgefühle der natürlichen Todesscheu und der Schaam bezeugen die überzeitliche Menschenbestimmung. Die beiden Gefühle sind rein menschlich und fehlen dem Thiere gänzlich. Auch die ethische Todesfreudigkeit hängt mit dem natürlichen Glauben an die Fortdauer zusammen. Das praktische Verhalten des Menschen setzt im Todesmuthe und in der Lebensverschwendung einen ähnlichen Glauben voraus oder deutet unbewusst auf ihn hin. Die natürliche Vorstellung vom künftigen Leben ist die auf die Analogie gestützte Vorstellung von einer Fortsetzung des gegenwärtigen Lebens. Man setzt dabei unwillkürlich einen fortdauernden Zusammenhang des Lebens im Diess- und Jenseits voraus. So erhält auch der Aberglaube in dieser Hinsicht einen psychologischen Erklärungsgrund. Im Naturglauben an die Fortdauer zeigen sich drei Grundbestandtheile, die Vorstellung einer Schattenwelt, der Glaube an einen innern Zusammenhang zwischen dem diess- und jenseitigen Leben und an die Uebermacht des Geistes über die Natur (Zaubereiglaube). Für den menschlich natürlichen Glauben spricht auch der wohl verstandene consensus gentium. Der philosophische Beweis der Anthropologie hat nur die im Menschen vorhandenen Grundgefühle der innern Ewigkeit seines Geistes zum Bewusstsein zu bringen.

Das dritte Kapitel enthält die bisherigen Vernunftbeweise für die Seelenfortdauer. Spiritualismus und Materialismus sind gleich einseitig und kommen zu gleich einseitigen, ungenügenden Resultaten. Ihr gemeinschaftlicher Grundmangel besteht in dem bloss abstracten und darum undurchforschten Begriffe von Geist, Materie, Seele und Leib. Schon Kant wies die unhaltbare Scholastik der früheren psychologischen Methode nach. Die Empirie ist durch ihn und die Nachfolger in ihre Rechte eingesetzt worden. Der Herr Verf. weist auf Schellings Verdienste und auf eine Abhandlung desselben in den nachgelassenen Werken »über den Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt« hin (neunter Band sämmtlicher Werke, 1. Abtheilung, auch unter dem Titel »Clara«

besonders herausgegeben). Schelling nimmt die Einheit von Geist, Seele und Leib an, hat jedoch in der Begriffsbestimmung, vorzüglich des Leibes, etwas Schwankendes. Mit Recht spricht sich der Herr Verfasser gegen Schellings mythologisirende Hypothese vom Sündenfalle und von der Entstehung einer kosmischen Welt des Lichtes und der Finsterniss und einer geistigen Trennung der Ober- und Unterwelt aus. Wahrhaft philosophisch sind die Anschauungen des Herrn Verf. von der Natur und treffend seine Bemerkungen gegen ein Verderbniss derselben. So sagt er eben so schön, als richtig S. 23: »Die Natur ist gross und herrlich, gesund und wahr, mackellos und unsündhaft, das eindringlichste Zeugniss der unbegrenzten Vollmacht und der unergründlichen Weisheit eines schöpferischen Geistes, so weit sie in sich und für sich selbst lebt und wirkt. Sie ist in ihrem unüberschreitbaren Kreis ein vollendetes Kunstwerk; oder, wenn nach einer hier zulässigen Abgrenzung die Natur als ein für sich bestehendes, relativ (dem Menschen gegenüber) Selbstständiges betrachtet wird, können wir sagen: sie sei selbst vollendete Künstlerin«. In gleicher Weise S. 71: »Mit nichten gedenken wir dabei unsere Zuflucht zu nehmen zu jener »später in der Geisterwelt eingetretenen Verderbniss«, deren Schelling gedenkt (S. 96). Dies beruht auf der wohl bekannten, für tiefsinnig geltenden, aber unerweislichen Lehre eines uranfänglichen Sündenfalls im Geisterreiche und von der »verfinsternden« Rückwirkung dieses Sündenfalls auf den Menschen und die gesammte ihm untergebene Natur. Dergleichen Hypothesen bleiben begrifflich eben so unklar und unbestimmt, als sie vom Standpunkt menschlicher Erkenntniss aus für transcendent und unerforschlich gelten müssen.« Der Herr Verf. spricht sich mit Entschiedenheit gegen die dogmatische Auffassung des Teufels, der Hölle und der Wunder aus. Er will nicht auf dogmatischem, sondern auf anthropologischem, speciell psychologischem Wege seine Aufgabe lösen. Das Problem hat seine metaphysische, ethische und religiöse Seite.

Im zweiten Buche geht nun der Herr Verf. zur Lösung seiner Aufgabe, der metaphysischen, anthropologischen und ethischen Begründung des Unsterblichkeitsglaubens.

Das erste Kapitel behandelt die reale und die phänomenale Welt. Dem Naturglauben tritt der reflectirende Zweifel entgegen. Die letzte Quelle des Zweifels ist »die Thatsache, dass während des Lebens die Seele in vollständiger und, wie es scheint, ausnahmsloser Abhängigkeit vom Leibe und seinen Veränderungen sich befindet«, und der »Schein eines völligen Verschwindens« der Seele im Tode, da man gerade hierin »das letzte und entscheidende Zeugniss jener unbedingten Abhängigkeit« erkennt (S. 96) Es ist nicht das Was der Fortdauer, welches angezweifelt wird, es ist das Wie, von welchem man sich keine Vorstellung machen kann. Die Bedenken gegen die Fortdauer sind am

»schärfsten, kürzesten und erschöpfendsten« in David Humes Schrift »über die Unsterblichkeit der Seele« in den additional essays, hinter seinem grössern Werke: The natural history of religion ausgesprochen (Man vergleiche the philosophical works of D. Hume, Boston and Edinburgh, 1854, vol. IV, p. 547—555). Humes Zweifelsgründe werden aufgestellt (S. 98 ff.), und eine vorläufige Kritik derselben damit verbunden. Zuerst wird mit Recht der Satz bestritten, dass Alles im Laufe der Zeit entstehe und vergehe. Nur der »phänomenale Anschein« zeigt uns ein solches Entstehen und Vergehen. Es ist nur ein Wechsel der Beschaffenheiten, nicht ein Entstehen und Vergehen der Substanzen. Um den endlosen, aber doch zugleich gesetzmässigen Wechsel vergänglicher Erscheinungen zu erklären, muss eine geschlossene Zahl unvergänglicher Weltsubstanzen angenommen werden. Diese bringen durch ihre wechselnden Verbindungen und Trennungen in unserm Bewusstsein das Phänomen der Vergänglichkeit hervor, während sie selbst unvergänglich und unzerstörbar sind. Man könnte hier an die alten Principien der Griechenphilosophie erinnern: Aus Nichts wird Nichts und Etwas wird nie zu nichts. Mit dieser Anschauung treten wir aus dem Gebiete des Scheins in die Welt des wahrhaft Seienden. Das Sichtbare, Palpable ist selbst nur die Wirkung eines an sich Unsichtbaren, Nichtpalpabeln. Der Stoff und die Stoffmischung ist noch nicht das wahrhaft Reale. Auch das Reale am Leibe ist darum unsichtbarer, unpalpabler Natur. Der Mensch ist ein Einheitswesen, nicht aus Leib und Seele zusammengeflickt; der Leib ist seine phänomenale Erscheinung, der Geist der Grund derselben, das eigentlich Wesenhafte. Der Geist ist das Bleibende, Dauernde in den wechselnden Erscheinungen der leiblichen Formen und Beschaffenheiten. Der Geist ist aber kein von den Einzelgeistern abstrahirter, nur im Verstande existirender, allgemeiner, sondern Einzelgeist; sein Wesen liegt darum im Einzelbewusstsein, in der Persönlichkeit. Das Bewusstsein entsteht nicht etwa nur durch einen äusseren Factor. Durch diesen erhält es wohl seine Anregung; allein, zum Wesen des Geistes gehörig, liegt es dem Keime nach schon ursprünglich in ihm. Der Menschengeist ist dem Wesen nach der leiblichen Erscheinung zu Grunde liegend, die präformirte, die präexistirende Substanz, welche zuletzt auf Gott, den absoluten Geist, zurückzuführen ist. Jeder Menschengeist ist Genius und zwar in unendlichen Abstufungen productiv oder receptiv.

Das zweite Kapitel handelt von dem allgemeinen Begriffe der Präformation (Präexistenz).

Dieser Begriff wird als ein unabweislicher aufgestellt und gezeigt, wie er sich auf das Verschiedenste im Glauben des Menschen ausspricht. Das »Personificirende«, zugleich »frei Machende im Menschen« ist der Geist. Nicht der abstracte Universalgeist, sondern der Einzelgeist macht dabei das Wesen des Menschen aus, womit die Lehre des biblischen Christenthums übereinstimmt. Der

Begriff der Präexistenz oder Präformation vor dem Phänomenalen der leiblichen Erscheinung wird als untrennbar von der Wesenheit der Geistespersönlichkeit bezeichnet. Damit wird dem Pantheismus, welcher die Einzelgeister in einem abstracten Verstandesbegriff verschwimmen lässt, entgegengetreten. Der Begriff der Präformation ist, mit dem Schöpfungsbegriff zusammenhängend, ein universaler. Die Bedeutung desselben für Religion und tiefere Menschenbildung wird nachgewiesen und damit die kritische Geschichte der Lehre von der Präexistenz verbunden. Genau werden die Ansichten Leibnitzens, Wolffs, Bonnets, Kants über diesen Gegenstand entwickelt und kritisch beleuchtet. Kant's Lehre von der »generischen Präformation« nähert sich schon mehr einer richtigen Ansicht, aber sie ist noch in der falschen Meinung vom Gegensatze zwischen »Naturmechanismus« und »hyperphysischer Einwirkung befangen.« Dieser Gegensatz wird dadurch aufgehoben, dass die »mechanische« Causalverkettung die allgemeine Form alles Geschehens« ist, in welcher als allgemeiner Inhalt das »Zweckmässige« sich verwirklicht. Die Weltthatsache bestätigt die metaphysische Speculation. Das System der Zwecke ist, tiefer erfasst, ein System von präformirten Anlagen. Es ist eine Stufenfolge in diesen Präformationen, mit dem höchsten Weltzwecke, den Weltwesen, abschliessend. Ebenso unhaltbar erscheint nach dieser Auffassung der Pantheismus, wie der fatalistische Materialismus. Auch die Naturwissenschaften gehen von der Idee einer »Entwicklungsgeschichte der Schöpfung« aus. Hier stehen sich die Präformationstheorie und Permutationstheorie gegenüber. Dieser Gegensatz drückt sich gegenwärtig in Darwin, dem Vertreter des Permutationssystems, und Agassiz, dem Vertreter der Präformation, am schärfsten aus. Darwins Umwandlungstheorie wird kritisch geprüft und als höchster Widerspruch derselben, wie jeder blos naturalistischen Theorie, bezeichnet, dass hier das Vernunftlose, der Zufall, als der letzte Grund des vernunftvollen Weltzusammenhanges angesehen wird. Dieser Widerspruch dringt uns als Nothwendigkeit die Wahrheit des allgemeinen Gedankens einer Präformation auf. Die Erfahrungswissenschaften bestätigen den Begriff der inneren Zweckmässigkeit. Er ist im astronomischen Kosmos und in der unorganischen Natur aufzuzeigen. In der Welt der beseelten Wesen aber äussert sich deutlich die Präformation und der Zweck im eigentlichen Sinn. Agassiz hat die Präformation neu begründet. Cuvier und Geoffroy St. Hilaire waren seine Vorgänger. Der erste hat die Unveränderlichkeit des Gattungs- und Arttypus erwiesen, was für die geologischen Forschungen wichtig ist. Die vier Hauptgruppen der Thierwelt sind Strahl-, Weich-, Glieder- und Wirbelthiere, von einander unabhängig; nur bis zu einem gewissen Punkte der Varietät kann der äussere physikalische Einfluss auf ihre Modificabilität zugelassen werden. Die Urzeit hat ihre embryonischen und prophetischen Typen. In der Thier- und Pflanzenwelt zeigt sich

eine teleologische Wechselbeziehung, welche wieder auf die Präformation zurückweist. Der Herr Verf. sieht im Weltplan (S. 246) »das Vorhandensein eines Systems urbildlicher, in allem Wechsel der Erscheinungen beharrlicher Gestaltungsformen der Schöpfung.« In dem naturwissenschaftlichen Nachweise der Präformation folgt er beinahe durchgehend Agassiz' Forschungen. Zwischen den Naturgesetzen und der göttlichen Schöpfungs- und Erhaltungsthätigkeit, wenn die letztere richtig aufgefasst wird, existirt kein Gegensatz. Die präformirten Typen dürfen nicht etwa nur als etwas Ideales angesehen werden, sie sind das Reale, das einzig sich Realisirende in den erscheinenden Dingen. Damit verschwindet der Dualismus. Doch könnte man nach des Referenten Dafürhalten immer noch ein Bedenken dagegen erheben, dass unsinnliche Substanzen das Wesen, der Grund der sinnlichen Erscheinungswelt sind. Die sinnliche Welt ist mehr, als ein blosser Schein; sie ist sichtbar, tastbar, sie stellt sich uns als ein Stoffliches, als ein Raum Einnehmendes nach den drei Dimensionen der Länge, Breite und Tiefe dar. Der Geist percipirt sie wohl; aber sie ist etwas Anderes, als der percipirende Geist. Wir erhalten hier lauter unsinnliche Substanzen in unendlichen Abstufnngen, präformirte Kraftwesen; aber wo bleibt der Stoff, die Materie? Wir kommen dann zum einseitigen Idealismus, wenn wir auch das Ideale das Reale, das sich einzig Realisirende nennen, gerade se wie der Materialist oder Sensualist, nur von einer andern Seite, zu einem einseitigen Resultate führt, indem ihm der Stoff das Reale, das einzig sich Realisirende ist. Der Materialist kann die Thatsache des Geistes nicht aus der Materie, der Idealist die Thatsache der Materie, welche mehr als Schein oder blosse Wirkung, welche Etwas, Realität ist, nicht aus dem Geiste erklären. Darum nimmt auch der Herr Verf., weil er dies wohl fühlt, einen unsinnlichen Leib an der unsinnlichen Substanz an. Wie kann aber eine unsinnliche Substanz eine sinnliche Wirkung haben? Die Welt müsste nur in Berkeleys Weise zur blossen Vorstellung herabsinken. Hier bleibt immer ein zu überwindender Rest des Bedenkens. Die Immanenz macht, wie der Herr Verf. mit Recht behauptet, allein die Entwicklungsgeschichte der Schöpfung begreiflich. Schöpfungsstadien und Schöpfungsanfänge erscheinen als Standpunkte der richtig aufgefassten Präformation begreiflich. In dem Geschaffenen wird ein doppelter Factor unterschieden, der der allgemeinen Gesetzlichkeit oder des Typischen und der der individuellen Selbstständigkeit. Präformation ist nicht Prädetermination; die letztere wird zurückgewiesen. Der Abschluss des allgemeinen Weltplanes und der theistischen Weltanschauung und das Ziel dieses Planes ist »die Hervorbildung des Geistes.« Das blosse gegenwärtige Erddasein macht das Auftreten des Menschengeistes in der Entwicklung der Natur zu einer »problematischen« Erscheinung.

Das dritte Kapitel umfasst die allgemeine Weltstellung des Menschengeschlechts und die Bedeutung des Individualgeistes.

Die Stellung des Menschen in der Welt kann nur dann richtig aufgefasst werden, wenn man ihn im Zusammenhange mit dem Weltganzen betrachtet. Die Erscheinung des Menschengeistes in der Natur ist ein neues Schöpfungsstadium. Der Geist des Menschen hat die Aufgabe, geschichtbildendes Princip zu werden und ist darum das höchste der Erdenwesen und folgerichtig das letzte in der Schöpfung, was die neueren Entdeckungen über ein höheres Menschenalter nicht umstossen. Der feindliche Rassen- und Völkerunterschied deutet nur auf die Weite in der Entwicklung des Menschengeistes hin. Man unterscheidet, was den Ursprung des Menschengeschlechtes betrifft, die Einheit der Abstammung, die Einheit der Art und die Annahme verschiedener Menschenarten. Die Hauptsache bleibt bei den verschiedenen Ansichten die Einheit des Grundcharakters. Diese Einheit zeigt sich im Organischen und Psychischen. Nach dem psychischen Charakter ist der Geist des Menschen ein »überzeitliches« (ewiges) und ein »übernatürliches« (den Naturkreislauf überschreitendes, weil mit seiner Freiheit geschichtbildendes) Wesen. Er steht mit der Natur und ihrem nothwendigen Kreislaufe gleichsam wie entzweit da und erstarkt im Kampfe mit der Natur und im Siege über ihren nothwendigen Mechanismus. Hieraus erklärt sich die Selbstsucht des Menschen, sein allmähliges Heranreifen zur freien Persönlichkeit, sein Culturleben, je mehr die freie persönliche Geistigkeit sich entwickelt und sich als solche fühlt und weiss. Es ist der freie Einzelgeist, der hier zur Herrschaft über die Natur gelangt. So erscheint gerade das Einzelgeistige, die Persönlichkeit, als der Mittelpunkt aller Geisteswirkungen. Die Präformation muss sich daher auf den Einzelmenschen erstrecken. Nicht ein unbestimmtes, abstractes Allgemeines, die Einzelgeister, productive und receptive Genien, machen die Geschichte. Auch das Religionsgefühl muss auf die Persönlichkeit zurückgeführt werden. Hier zeigen sich das Gefühl des Selbst und des Unterworfenseins unter ein unbekanntes, höheres, geahntes Wesen. Dieses Gefühl, dessen Vorhandensein sich nicht bestreiten lässt, ist »der objective (subjective?) Beweis für die Realität und Unvergänglichkeit unserer Persönlichkeit.« Der Herr Verf. versucht dieses aus der Phänomenologie des religiösen Bewusstseins nachzuweisen. Daher der damit zusammenhängende Naturglaube an die Fortdauer. Erst die anthropologische Beweisführung kann diesen Glauben reinigen und rechtfertigen.

(Schluss folgt.)

Nr. 25. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Fichte: Die Seelenfortdauer.

(Schluss.)

Im vierten Kapitel wird nach einem allgemeinen Rückblicke der ethische Unsterblichkeitsbeweis mit dem Begriffe der Menschengeschichte, also durch die Philosophie der Geschichte geführt.

Der Herr Verf. kündigt hier zuerst die neuen ethischen Fragen und ethischen Gesichtspunkte an. Er findet Gott in der Geschichte mit ethischen Eigenschaften und erkennt den entscheidenden Einfluss dieses Begriffs auf den Unsterblichkeitsbegriff. Er wendet seinen Blick auf die bisherigen Ergebnisse zurück, nach welchen die immanente Teleologie der gesammten Schöpfung (Harmonie des Reiches der Natur mit dem Reich der Gnade) auf einen ethischen Unsterblichkeitsbeweis hinführt. Von S. 320—323 werden nochmals die Gründe zusammengefasst, welche für die Beharrlichkeit des Einzelgeistes und die Fortdauer seines Bewusstseins nach dem Tode sprechen. Hierauf folgen Charakter und Ursprung des Sinnenbewusstseins, die so genannte Abhängigkeit der Seele vom Leibe, die Analogieschlüsse auf den künftigen Zustand des Bewusstseins, die gesammte Bedeutung des Sinnenlebens für den Geist. Die Aufgabe der Psychologie ist nun die Erklärung des Bewusstseins aus dem in ihm liegenden Einheitsprincip. Das Bewusstsein dessen, was entsteht und vergeht, ist das phänomenale oder sinnliche Bewusstsein. Aber der Mensch hat ausser diesem in diesem Leben, in dieser Welt das Bewusstsein eines ewigen Lebens, einer »innern Ewigkeit«. Das Gebiet der Ideen des ganzen Culturprocesses bildet den eigentlichen Inhalt dieses ewigen Lebens. Wenn auch die Ideen des Wahren, Guten und Schönen, des Unendlichen einen allgemein menschlichen Charakter haben, so zeigt sich doch das Individualisirende derselben im Menschengeiste; er ist das Unvergängliche, das Ewige der Persönlichkeit. Die Erfahrung zeigt, dass alles, was man das Allgemeine nennt, immer von Einzelgeistern ausgeht. Dieses Ewige der Persönlichkeit ist der Genius, in unendlich verschiedenen Graden productiv oder receptiv. Nur darf man wohl das Receptive nicht so vom Productiven trennen, dass es ganz allein receptiv ist; es ist nach des Referenten Dafürhalten auch das Receptive wieder in gewisser Beziehung productiv. Der Unterschied des Receptiven und Productiven liegt darin, dass zwar beides, wenn auch in schwachem Keime, im Genius liegt, aber

beim receptiven Genius das Receptive, beim productiven das Productive vorherrscht. Keine Culturfähigkeit ist durch ein Abstractum, sie ist nur durch ein Concretum, die persönlichen Geister oder Genien, möglich. Das charakteristisch Menschliche ist der Genius. Jeder Menschengeist ist Genius, aber in unendlich verschiedenen Modifikationen. Dem wissenschaftlich Erleuchteten ist der Tod, wie alles Vergängliche, ein Product seines phänomenalen Bewusstseins, der sinnlichen Erscheinungswelt. Hinter dieser Welt ist die Welt der Ideen, in welcher der Geist ewig lebt. Sittlichkeit und Religiosität sind dem wahrhaft Begeisterten unzertrennlich. Er erhebt sich über den Tod im Bewusstsein seines ewigen Lebens in der Ideenwelt. Ihm erscheint die gegenwärtige Lebensform untergeordnet, nicht definitiv. Der Mensch stellt sein Selbst dem Kampfe der Natur entgegen. Zuerst entwickelt sich vermöge des sinnlichen Bewusstseins die Selbstsucht. Das Ethische wird erst durch den culturbildenden Einfluss im Menschen geweckt und er nimmt jetzt auch aus der Natur Anregungen dazu in sich auf. Das Zusammentreffen der Geister ergibt ein geistig ethisches Verhältniss. Es ist das Verhältniss der productiven und receptiven Genien. Die Bedingungen des tellurischen Lebens reichen nicht zu, dem Genius, dem Einzelgeist oder persönlichen Geist, ethisch genug zu thun, »ihn erschöpfend zu entwickeln.« Hier muss das geschichtliche Verhalten des Menschen entscheiden. Der ethische Unsterblichkeitsbeweis muss eine historische Form gewinnen. Die Menschengeschichte bietet in ihrem factischen Bereiche »keinerlei vollgenügende Bedingungen, um den ethischen Menschheitszweck weder in der Gesammtheit noch für den Einzelnen zur Vollendung zu bringen« (S. 355). Das Thier ist nur Zwischenglied zur Erhaltung der Gattung; seine Zwecke gehen nicht über das irdische Dasein hinaus und werden alle innerhalb desselben erreicht. Es ist ein »in seiner Weise vollkommenes, mit sich und der Natur einiges Wesen« (S. 358). Es blickt weder vor- noch rückwärts und gehört allein der Gegenwart an. Bei'm Menschen verhält sich Dieses ganz anders. Er ist mit der Natur entzweit, mit ihr im Kampfe; er wäre mit blos epitellurischem Dasein das »widersprechendste und zweckwidrigste Wesen, welches im Umkreise der ganzen Schöpfung zu finden ist, sonst aber da nirgends sich findet« (S. 359). Die Geschichte entscheidet. Der Mensch weiss durch geschichtliche Thaten »kein Ziel aufzuweisen, das zugleich doch auch ein durchaus irdisches, auf die Erdverhältnisse berechnetes bleibt und keinerlei Aussicht oder Bedürfniss darböte für vollendende oder rückbildende Ausgleichungen in einer höhern Welt« (S. 359). Handelte es sich blos um das epitellurische Ziel in der Geschichtsentwicklung, um »den höchst möglichen Grad sinnlichen Wohlergehens und die möglichste Verringerung der unvermeidlichen physischen Uebel« (S. 361), so wäre die Culturentwicklung in Staat und Sitte, Kunst, Wissenschaft und Religion durchaus überflüssig. Die Men-

schengeschichte zeigt aber gerade den Menschen mit diesen Culturzielen, für sie unentäusserlich bestimmt. Man hat die Entwicklung der Menschengeschichte auf die Gesetze des organischen Wachsthums zurückführen und Keimalter, Blüthenepoche, höchste Reife, Abnahme und Untergang unterscheiden wollen. Mag das eine gewisse annähernde Wahrheit für einzelne Epochen und Völker in der Geschichte haben, für den ganzen Begriff der Menschengeschichte erscheint eine solche Annahme unzureichend. Immer bliebe hier die Frage nach dem Inhalte dieses Blühens, Reifens, Abnehmens, nach dem Gegenstande, auf welchen es sich bezieht, übrig. Man wüsste nicht, worin sich diese Reife und Abnahme zeigen soll. Der Begriff des Fortschrittes würde ganz aufhören; es wäre ein ewig wiederkehrender Kreislauf. Der Herr Verf. entscheidet sich bei der Frage, ob es rein immanente Kräfte der Menschheit sind, welche den Geschichtsprocess erklären, oder ob dabei eine göttliche Assistenz, Vorsehung, anzunehmen ist, für das Letztere. Er sieht in der Geschichte »die erziehende Leitung der Menschheit durch eine höhere, über ihr waltende providentielle Macht« (S. 370). Er unterscheidet das Menschliche und Göttliche in der Geschichte. Ihm ist nur »derjenige Geistesgehalt in der Geschichte, wie im Leben des Individuums, göttlichen Ursprunges, welcher die höchste, die dauerhafteste, die beseligendste Liebe in uns entzündet, vor welcher alle anderen Regungen zurückweichen, indem sie, unwillkürlich oder mit klarem Bewusstsein, ihr geopfert werden. Diese Liebe trägt immer den Sieg davon, und es ist zugleich der Sieg des sie begleitenden Geistesgehalts« (S. 374 und 375). Dieses göttliche Element in der Geschichte ist aber kein »Fremdartiges«, »Uebermenschliches«. Es »kleidet sich in die menschliche Form des Geistes und seines Bewusstseins, seine Freiheit und das Gefühl dieser Freiheit nicht aufhebend oder beschränkend, sondern gerade umgekehrt es erhöhend und zur Unüberwindlichkeit befestigend.« Die Geschichte ist der Einzelgeister wegen da. Der Charakter des Geschichtsbegriffs ist ein individualistischer. Jeder Einzelgeist hat Antheil an der Geschichte und wirkt mit zum grossen, ganzen und letzten Cultusziele in seiner Art. Nur »die culturfördernden« und »gemeinschaftstiftenden« Thatsachen sind »wahrhaft historische« (S. 388); denn sie haben für die Menschengeschichte eine »dauernde, unverlierbare geistige Wirkung«. Diese sind von Begeisterung begleitet. Aus ihr geht das gemeinsam Wirksame hervor. Nicht von einem allgemeinen, vagen und unbestimmten Geiste, sondern vom Einzelgeiste geht aber die Anregung und Wirkung auch zum höchsten Ziele in der Geschichte aus. Nur »die Individuen sind das in der Geschichte Thätige«. Sie ist »durchaus menschliche Freiheitsthat« (S. 392). Indem die Geschichte selbst das entscheidendste Zeugniss für die Unvergänglichkeit des Menschengeistes nach dessen Natur und Zielen ablegt, kann dieses Zeugniss der »historische Unsterblichkeitsbeweis« genannt werden (S. 398). Der Geist

erhält durch die innere Ewigkeit seines Lebens auch seine höhere Stellung in der Geschichte. Diese erhält eine »mehr als epitellurische Bedeutung.« Jede geschichtliche Culturform ist zwar eine für sich selbstständige; aber sie ist immer auch zugleich der Uebergang zu einer höhern Bildungsgestaltung. Die Macht des Guten ist das siegende Princip. Das wahrhaft vollkommene Ziel ist nur das ethische. Wahrhafte Vervollkommnung ist in der Schöpfung, wie in der Geschichte, das Ziel. Beide, Schöpfung und Geschichte, leiten uns auf den letzten Grund und Zielpunkt, Gott, zurück, und verlangen als Mittel der Vervollkommnung die Fortdauer des wahrhaft Wesenhaften im Menschen, des Geistes, welcher eben nur als Einzelgeist mit persönlichem Bewusstsein wesenhaft ist. Die Eingebung grosser productiver Genien zeigt uns ihre Theilnahme, ihr Ausgehen vom göttlichen Geiste. Der Mensch macht nicht aus sich Geschichte; sie ist eine Wirkung der menschlichen Einzelfreiheiten unter der Leitung einer höhern göttlichen Eingebung. So betrachtet der Herr Verf. die ganze Geschichte als »den factischen Beweis« für das Dasein Gottes und die Fortdauer des Geistes (S. 407). Das Endziel ist in den Formen des irdischen Daseins nicht erreichbar, es ist kein »epitellurisches«. Was den Vollkommensten des Menschengeschlechtes als das höchste, ihnen erreichbare Ziel vorgesteckt ist, muss auch die allgemeine Grenze für das Ziel der Menschheit sein. Die Gesammtgeschichte der Menschheit zeigt aber die »niemals vollständig sich aufhebende Differenz zwischen dem Gewollten und Erreichten, zwischen der Idee und ihrer factischen Verwirklichung.« Das nächste Ziel wird erreicht, aber es wird dann immer wieder diesem gegenüber ein weiteres, noch nicht erreichtes vorgesteckt, so dass nie ein »absolut Höchstes« erreicht werden kann (416). Wer in den Culturprocess des Ethischen oder in die Geschichte aufgenommen ist, hat »eben darum Anspruch auf eine unendliche Culturentwicklung, nicht blos auf eine abstracte Ewigkeit oder eine geistig inhaltleere Fortdauer« (S. 416). Es ist das »ethisch-geschichtliche Postulat persönlicher Fortdauer«. Hier zeigt sich die »Bestimmung des Menschen zum ewigen Leben«. Die Universalthatsache ethischer Cultur »lässt uns von der einen Seite zurückschliessen auf die Gegenwart und Einwirkung einer ethischen Weltregierung, von der andern enthält sie das ethische Postulat persönlicher Fortdauer« (S. 420). Nur die Persönlichkeiten sind Träger der Geschichte. Von hier aus schwinden die Räthsel, welche durch den scholastischen Begriff eines Menschencollectivums als des Geschichtsträgers entstehen. Die »ethische Vollkommenheit« ist das »letzte, definitive Ziel alles geschichtlichen Lebens« (S. 424). Nur die ethischen Werthe haben absolute Bedeutung. Nur diejenigen Persönlichkeiten der Geschichte haben eine wahre Bedeutung, durch welche der ethische Zweck verwirklicht wird. Die Ergebnisse der Psychologie und Ethik sind dahin zu bezeichnen, dass »alle ethische Cultur nothwendig den Begriff unendlicher Perfecti-

bilität in sich schliesst, und dass diese ein völlig illusorischer Begriff ohne die Annahme persönlicher Fortdauer« ist (S. 427). So werden mit der historischen Auffassung des ethischen Zieles auch die eschatologischen Vorstellungen der Theologie vom »künftigen Weltgerichte« oder dem »jüngsten Tage«, von den Höllenstrafen und den äusserlich erkennbaren Strafen berichtigt.

In der Schlussanmerkung (S. 443—466) betrachtet der Herr Verf. vom kritisch-apologetischen Standpunkte in kurzer Zusammenfassung die Ergebnisse seiner Untersuchungen, Zurückführung der Schöpfung und Geschichte auf Gott, die höchste Macht des Guten, und Hinführung der Welt durch den von Gott geleiteten, individuellen Menschengeist unter der Bedingung der Fortdauer nach dem Tode zum höchsten ethischen Ziele', stellt als Grundprämisse dieser Betrachtungen die »Allverbreitung des Genius im Menschengeschlechte« auf, bezeichnet seine Geschichtsauffassung zugleich als die »wesentlich christliche und humanistische«, findet die Einheit der Christlichkeit und des Humanismus in »der Menschwerdung Gottes«, im philosophischen Sinne aufgefasst, verlangt für die gegenwärtige Geschichtsepoche die »Wechseldurchdringung und Versöhnung von Religion und Humanismus« und stellt für dies Alles »als Nebenbedingung das ethisch-historische Postulat menschlicher Fortdauer« auf, deren Begriff durch das vorliegende Werk als der für die ethisch-psychologisch-historische Auffassung des Lebens unerlässliche festgehalten und durchgeführt wird.

Referent verweist am Schlusse dieser Anzeige auf eine Stelle in dem vorliegenden Werke (S. 81), mit welcher er vollkommen übereinstimmt.

»Es gibt keine Einzelgründe oder Einzelbeweise für die Unsterblichkeit; darum auch eben so wenig gegen sie. Vielmehr als Gesammtergebniss einer umfassenden Wissenschaft vom Geiste in seinem Verhältnisse zur Natur muss sich eine Ansicht vom Wesen des Menschen bilden, in deren Folge von selbst sich entscheidet, nach welcher Seite hin die grössere Wahrscheinlichkeit falle. Die Wahrscheinlichkeit, sagen wir mit Vorbedacht, indem es selbstverständlich von den künftigen factischen Zuständen unseres Wesens keinen directen und unmittelbaren Nachweis geben kann. Wohl aber vermag ein auf Induction und Analogie gestützter Wahrscheinlichkeitsbeweis einen gewissen Grad von Ueberzeugung hervorzubringen, welche sich im Laufe der Untersuchung verstärken lässt, besonders, wenn es gelingt, die gegen die persönliche Fortdauer sprechenden Gründe in ihrer Nichtigkeit aufzuweisen. Ist nur die innere Möglichkeit einer Fortdauer gegen alle Zweifel sichergestellt, so wird der ursprüngliche Naturglaube daran, dessen tiefliegende Quelle wir kennen, mit so siegender Gewalt hervorbrechen, dass der Erfolg überzeugender Gewissheit nicht ausbleibt, dass zugleich dieser Naturglaube willig den Aufschlüssen entgegenkommt, welche

eine höhere weltgeschichtliche Offenbarung ihm zu gewähren vermag.«

Es ist also hier nicht von einem eigentlichen Wissen, sondern nur von einem Begründen des Glaubens an die Fortdauer die Rede und diese psychologische, ethische und historische Begründung ist in dem Werke des Herrn Verf. auf eine die Materialien der Naturforschung und Geschichte erschöpfend benützende Weise scharfsinnig und geistvoll in schöner Form durchgeführt, so dass die Unsterblichkeit für den Glauben als ein psychologisch-historisch-ethisches Postulat erscheint und mit vielem Geschicke alle Zweifelsgründe gegen den persönlichen Unsterblichkeitsglauben widerlegt und beseitigt werden. Das Buch wird darum nicht minder dem unbefangenen Theologen, als dem denkenden philosophischen Forscher ein höchst willkommener Beitrag zur Aufklärung vieler mit der Seelenfortdauerfrage zusammenhängender, metaphysischer, psychologischer, ethischer, geschichtlicher und religionsphilosophischer Gesichtspunkte sein. **v. Reichlin-Meldegg.**

Xenophontis Anabasis. Recognovit et cum apparatu critico edidit Ludovicus Breitenbach. Halis Saxonum, in libraria Orphanotrophei. MDCCCLXVII. XLII u. 284 S. in gr. 8.

Wenn es uns in der That an Ausgaben einer auf allen Schulen gelesenen Schrift, wie dies Xenophons Anabasis ist, nicht fehlt, so ist doch die vorliegende Ausgabe einem Bedürfniss entsprungen, das sich gerade in Folge der grösseren Zahl von Ausgaben, immer fühlbarer herausgestellt und nun hier seine Erledigung gefunden hat. Bei der grösseren Zahl der Ausgaben der Anabasis, von welchen jede in kritischer Hinsicht irgend Etwas Eigenthümliches bietet, bei der Verschiedenheit der Ansichten der Herausgeber über die bei Behandlung des Textes einzuhaltenden Grundsätze, insbesondere auch über den Werth und die Bedeutung der einzelnen auf die Gestalt des Textes Einfluss übenden Handschriften, endlich auch bei den vielfach ohne Noth in dem Texte wider die handschriftliche Autorität, also willkürlich vorgenommenen Aenderungen, mit denen uns auch bei diesem Schriftsteller die Neuholländische Schule überfluthet hat, war es gewissermassen nothwendig, eine Zusammenstellung des gesammten, vielfach zerstreuten kritischen Apparats in einer guten Uebersicht zu geben, und damit für den Text selbst eine Grundlage zu schaffen, welche vor unnöthigen Aenderungen eben so sehr zu schützen, als selbst in zweifelhaften Fällen den Weg anzudeuten vermag, welcher zur sicheren Heilung einer verdorbenen Stelle führen kann. Diess war das Aller Erste und Nothwendigste, und wenn dem Herausgeber, der in vorliegender Ausgabe diess auszuführen unternommen hat, keine neuen, bis-

her noch unbekannten kritischen Hülfsmittel, also neue Handschriften, zu Gebote standen, so werden wir darauf weniger Gewicht zu legen haben, da sich wohl die Frage aufwerfen lässt, ob überhaupt noch neue handschriftliche Quellen aufzufinden sind, welche den bereits benutzten vorangehen und in Bezug auf die nur im Allgemeinen bekannten aber noch nicht näher verglichenen Handschriften sich schwerlich ein besondrer Gewinn für die Gestaltung des Textes erwarten lässt, da sie alle der zweiten Classe angehören: wir unterschreiben daher ganz das Urtheil, welches der Herausgeber S. III des Vorworts, wo er einige dieser noch nicht verglichenen Handschriften anführt (eine Wiener, zwei Venetianer, vier Mailänder u. s. w.), nach dem, was aus diesen Handschriften bekannt geworden ist, ausgesprochen hat: »si a paucis discesseris, quibus meliorum librorum scriptura confirmatur, ista sunt talia, ut novi adjumenti quidquam ex integra illorum librorum comparatione redundaturum esse sperare non liceat.« Man wird darum seine Aufmerksamkeit vielmehr dem bis jetzt Bekannten zuzuwenden, den bisher gewonnenen Apparat zusammenzustellen und zu sichten haben, so weit diess überhaupt Beachtung verdient: dann ist eine sichere Grundlage gegeben, die wir als das erste Bedürfniss einer gesunden Texteskritik betrachten, die sich die Aufgabe setzt, dem Texte diejenige Gestalt zu geben, die der ursprünglichen, von dem Autor selbst ausgegangenen, am nächsten steht. Einer solchen gewiss nicht leichten, vielmehr in Manchem schwierigen und jedenfalls höchst mühevollen Aufgabe hat sich der Herausgeber in einer Weise unterzogen, welche seinen Bemühungen alle Anerkennung zuwenden muss; ein Jeder, der irgend wie mit der Texteskritik und der vielfach durch diese bedingten Erklärung des Textes sich beschäftigt, wird vor Allem auf diese Ausgabe und die hier gelieferte wohlgesichtete Zusammenstellung des kritischen Apparates zurückkommen und von hier den Ausgangspunkt zu nehmen haben.

Ueber die bisher bekannt gewordenen kritischen Hülfsmittel verbreitet sich die Praefatio p. IV ff. des Näheren. Zuerst werden diejenigen Handschriften aufgeführt und beschrieben, welche der ersten Classe — denn in der Annahme von zwei Classen theilt der Herausgeber und mit Grund, die bisherige Ansicht — angehören, nemlich die Pariser 1640 (C) vom Jahr 1320, die Oxforder (D) aus dem Ende des vierzehnten oder Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts (D), die Pariser 1641 (B), die Vaticaner 985 (A), die von Eton (E); an der Spitze der andern Classe erscheint mit Recht die Wolfenbüttler, welche an Alter der Pariser B nicht nachsteht und der Vaticaner noch vorangeht: jedenfalls sind diess diejenigen Handschriften, auf welche es bei der Gestaltung des Textes zunächst ankommt. Gleiche Beachtung haben auch die gedruckten Ausgaben gefunden, über welche cap. II. p. XIV sich verbreitet. Denn folgt cap. III. p. XX: De consilio ac ratione hujus editionis. Der Herausgeber entscheidet sich hier unbedingt für die Pariser

Handschrift C, als die vorzüglichste und beachtenswertheste von allen, die allein in vielen Stellen die wahre Lesart erhalten, mit der auch meistens die übrigen, oben genannten Handschriften der ersten Classe übereinstimmen, während diess ungleich seltener bei den Handschriften der andern Classe der Fall ist, an deren Spitze die Wolfenbüttler Handschrift steht; auch zeigt sich diese Handschrift freier von all den zahlreichen Zusätzen, Erklärungen u. dgl., welche in den Text der Vulgata aus den übrigen Codd. eingedrungen sind; der Verf. hat daher auch das Verhältniss, in welchem diese, von Manchen überschätzte Wolfenbüttler Handschrift zu jener Pariser steht, näher untersucht und darin nur eine Bestätigung seiner Ansicht gefunden, auch hat er nach der Präfatio S. XXIX—XXXIX eine Zusammenstellung gegeben, die uns zeigen kann, welche Beachtung er auch dieser Handschrift zugewendet hat, unter der Aufschrift: Scripturae codicis Guelferbytani, quae in Dindorfii ed. Oxoniensi aut non recte relatae sunt aut prorsus praetermissae.« Bei der Verschiedenheit der Ansichten über den bei der Kritik des Textes der Anabasis einzuschlagenden Weg und die hier zu befolgenden Grundsätze glauben wir diese Ansicht des Herausgebers, die, wie sich auch in der Anwendung selbst gezeigt hat, als die am meisten begründete erscheint, hervorheben zu müssen. Wir müssen aber noch einen andern Punkt hervorheben, über den sich der Verfasser am Schlusse dieses Abschnittes näher, aber mit aller Bestimmtheit ausgesprochen hat. Man hat in neuester Zeit auf die einzelnen, bei Xenophon wie auch bei anderen Schriftstellern vorkommenden Formen, namentlich auch in Bezug auf dialektische Verhältnisse, eine grössere Aufmerksamkeit gerichtet, um eine feste Norm für jede dieser Formen aufzustellen und hiernach die Anwendung einer jeden dieser Formen zu bestimmen: so achtungswerth gewiss an und für sich dieses Streben ist, und selbst förderlich für die genaue Kenntniss der einzelnen Formen und ihrer Anwendung, so ist man doch insofern wieder über die natürliche Gränze hinaus geschritten, indem man, nachdem man glaubte für eine jede einzelne Form eine bestimmte, auf die Mehrheit der Stellen, wo sie vorkommt, begründete Norm gefunden zu haben, dann alle die andern Stellen, in welchen diese Norm nicht vorkommt, hiernach zu ändern, oder, wie man sich auszudrücken pflegt, zu verbessern und zu berichtigen unternahm. Der Schriftsteller soll hiernach nur Eine und dieselbe Form in allen Fällen angewendet haben, und was derselben Zuwiderlaufendes vorkommt, sei es auch auf die Autorität der besten Handschrift gestützt, soll daher geändert werden. Mit dieser Annahme wird das einem jeden Schriftsteller zustehende Recht, je nach Belieben, verschiedene in seiner Zeit gebräuchliche Formen anzuwenden, oder vielmehr auszuwählen, demselben insoweit entzogen, als in allen einzelnen Formen völlige Gleichheit und Uebereinstimmung herrschen soll. Es ist bekannt, zu welchem Unfug diese Theorie in ihrer Anwendung bei Herodo-

tus geführt hat, über dessen dialektische Formen selbst bei den Alten keine völlige Sicherheit zu ermitteln steht, während man dieselbe auf die Weise zu gewinnen suchte, dass man eine auf ein rein numerisches Verhältniss, die Zahl, gestützte Norm aufstellte, die dann in allen einzelnen Fällen eingehalten werden muss! Wenn also der Schriftsteller zwei oder dreimal dieselbe Form angewendet hat, so muss sie auch an der dritten oder vierten Stelle, wo eine andere Form vom Schriftsteller angewendet worden, eingeführt werden, wiewohl Hunderte von Fällen vorkommen, wo beide Formen gleichberechtigt sich einander gegenüberstehen! Ueber die handschriftliche Autorität pflegt man natürlich in allen solchen Fällen sich wegzusetzen, und damit auf allen positiven Grund zu verzichten. Auch bei Xenophon ist in neuerer Zeit Aehnliches versucht worden, und wenn wir die auf diese Weise hervorgerufene Untersuchung über die einzelnen Formen und die daraus hervorgegangene Erweiterung unserer Kunde der attischen Redeweise dankbar anerkennen, so wollen wir um so weniger die Anwendung, die davon theilweise gemacht worden ist und auf eine völlige Gleichheit aller der anzuwendenden Formen hinausläuft, in Schutz nehmen, weil wir sie als eine Willkür, als einen Eingriff in das einem jedem Schriftsteller zustehende Recht, sich die Form zu wählen, die ihm in jedem einzelnen Fall zusagt, betrachten, und wir werden nicht berechtigt sein, da wo wir eine andere Form angewendet finden, den Schriftsteller darum der Inconsequenz oder eines Mangels an Sorgfalt und Genauigkeit zu beschuldigen, noch weniger aber werden wir die handschriftliche Autorität in solchen Fällen völlig bei Seite setzen dürfen. Hören wir nun, wie der Herausgeber darüber sich auslässt. Er erkennt allerdings an, wie über aller handschriftlichen Autorität die »ratio« steht, aber eben so verschieden erscheint ihm auch die Ansicht über das, was ihr entspricht; »verumtamen (führt er dann fort) nulla ratione posci videtur, ut formarum non solum atque elocutionum quaedam aequabilitas, sed orationis etiam vel sententiarum eadem conformatio obtrudatur quum aliis antiquis scriptoribus, tum Xenophonti, cujus facilitas, simplicitas, inaffectata ratio loquendi nihil magis respuit quam certis quibusdam regulis ac normis ubique adstrictum vel eodem semper modo et ad amussin quasi comparatum istud dicendi genus, in quo restituendo vel comminiscendo potius operam perdiderunt prae aliis Bisschopius et Cobetus, partim etiam Dindorfius atque alii.« Der Herausgeber hat es aber auch nicht an Belegen fehlen lassen, welche hinlänglich beweisen, wie Xenophon sich sogar gefallen, in der Anwendung einzelner Formen eine Abwechslung, eine Mannichfaltigkeit, eintreten zu lassen; und wie am Ende Alles das, was uns theoretisch als attische Form, und als die allein anzuwendende Form dargestellt wird, unsicher und ungewiss erscheint. Und hat man einmal in Einem Fall diesen Weg eingeschlagen, so wird man auch fortfahren müssen in allen ähnlichen,

und ist auf diese Weise kein anderes Ende mit dieser Gleichstellungsmacherei abzusehen, als ein Text, der dem ursprünglichen völlig unähnlich ist, willkürlich dem Schriftsteller eine Gestalt aufgedrungen hat, die ihm ferne lag. Wir können dem Herausgeber in diesem Punkt nur unbedingt Recht geben und freuen uns, dass er sich durch moderne Theorien nicht hat beirren lassen in seinem Streben, die urkundlich beglaubigte Gestalt des Textes möglichst herzustellen, was ja doch am Ende das Ziel einer jeden Kritik sein muss, die sich selbst nicht überstürzen will.

Aus dem, was bisher bemerkt worden, geht schon zur Genüge hervor, dass diese Ausgabe eine rein kritische ist, welche nur in wenigen Fällen, wo es unvermeidlich war, und wo der kritische Verhalt eine solche Zugabe nöthig machte, kurze exegetische Bemerkungen enthält, oder solche, die auf den Sprachgebrauch Xenophon's sich beziehen. Galt es doch, wie schon bemerkt, zunächst um eine wohl gesichtete und geordnete Zusammenstellung des gesammten kritischen Apparats, wie er theils aus den (oben genannten) Handschriften oder älteren Ausgaben, theils aus den Aenderungen der Herausgeber neuerer Zeit oder einzelnen Vermuthungen einzelner Gelehrten sich herausstellt, und in dieser Hinsicht hat der Verf. gewiss Alles Mögliche geleistet. Unter dem Text folgt zu jedem Paragraphen die Zusammenstellung der handschriftlichen Lesart über alle einzelnen in kritischer Hinsicht in Betracht kommenden Wörter, insbesondere auch, soweit diess zur Bestätigung der in den Text aufgenommenen Lesart dient, und finden hier auch alle Aenderungen oder Vorschläge einzelner Gelehrten die gebührende Erwähnung und Beachtung. An erster Stelle wird die vom Herausgeber aufgenommene Lesart erwähnt, und deren Grund in den durch Buchstabenzeichen beigesetzten Handschriften nachgewiesen. Dann folgt die Angabe der anderen, von dem Herausgeber nicht aufgenommenen Lesarten, mit beigefügtem Nachweis der Handschriften, wenn nemlich eine solche zu geben möglich war. Durch diese Einrichtung ist eine feste Ordnung in die Zusammenstellung gebracht und die Uebersicht erleichtert. Man ersieht daraus aber auch am besten das besonnene Verfahren des Herausgebers, sein Bemühen an der handschriftlichen Ueberlieferung festzuhalten und sie nicht ohne Noth zu verlassen, wiewohl auf der andern Seite der Herausgeber in einer Anzahl von Stellen, in welchen die handschriftliche Lesart nicht ausreichen kann, es auch an eigenen Verbesserungsvorschlägen nicht hat fehlen lassen, ohne dieselben aber auch sofort in den Text zu setzen. Davon hielt ihn seine grosse, allerdings nicht zu missbilligende Vorsicht ab. Wir unterlassen es, dazu Belege im Einzelnen anzuführen, die jeder, der die Ausgabe in die Hand nimmt und prüfend durchgeht, eben so leicht selbst finden kann: man wird aber bei einer solchen näheren Durchsicht des Ganzen und einer sorgfältigen Prüfung bald sich selbst von dem überzeugen

können, was wir im Vorhergehenden über den Charakter des Werkes angegeben haben. Möchte es auf diese Weise möglich werden, für eine Schrift, die so viel gelesen und insbesondere auf allen Schulen behandelt wird, einen einigermassen gleichmässigen Text zu gewinnen, der auf urkundliche Treue Anspruch machen und eben so auch dem Bedürfniss der Schule, welches möglichst gleichartige Texte verlangt, genügen kann. Noch bemerken wir, dass S. 268—284 mit doppelten Spalten auf jeder Seite ein Index hinzugekommen ist, in welchem alle in der Anabasis vorkommenden Worte, auch mit Einschluss aller Partikeln, aufgeführt sind. Druck und Papier werden nur zur Empfehlung gereichen.

Illustrirtes Taschenwörterbuch der Mythologie aller Völker von Joh. Minckwitz. Dritte verbesserte Auflage. Leipzig. Arnoldische Buchhandlung 1866. 620 S. in 12.

Das Wörterbuch, das hier in seiner dritten verbesserten Auflage vorliegt, zeichnet sich allerdings durch Reichhaltigkeit und Vollständigkeit in einer Weise aus, dass man kaum ein ähnliches ihm an die Seite stellen kann: denn es umfasst wirklich die mythologischen Persönlichkeiten und Begriffe aller Völker, wie der Titel besagt, insbesondere die der alten Welt. Alle in der Mythologie und Götterlehre Griechenland's wie Rom's vorkommenden Namen sind in dasselbe aufgenommen und haben eine mehr oder minder umfassende Erklärung, je nach der mehr oder minder bedeutenden Geltung des betreffenden Namens erhalten; eben so ist aber auch Alles, was die ägyptische und die asiatische Götterwelt betrifft, die nordasiatische, phönicisch-syrische, wie die babylonisch-assyrische, und ganz besonders die indische behandelt, ja bis nach China und Japan erstreckt sich die Bearbeitung. Dass die Personen der altdeutschen Götterwelt nicht fehlen, war zu erwarten; es sind aber auch die betreffenden Erscheinungen der slavischen Welt berücksichtigt und selbst Amerika ist nicht leer ausgegangen, wie die auf mexicanische Namen bezüglichen Artikel beweisen. Die Erklärung ist möglichst bündig gehalten und betrifft zunächst das Thatsächliche, die historischen Angaben und Erzählungen, wie sie uns von jedem dieser göttlichen Wesen überliefert sind; denn auf eine tiefergehende Deutung derselben vom physikalischen oder ethisch-politischen Standpunkt aus konnte der Bearbeiter sich begreiflicher Weise nicht einlassen, ohne den Charakter seines Wörterbuchs zu verändern, welches dem mit der Götterlehre dieser Völker nicht näher Bekannten die nöthigen Aufschlüsse über die Stellung der einzelnen Götter, Heroen u. dgl. und die daran geknüpften Sagen zu geben hat, ihn sozusagen mit der Geschichte eines jeden derselben in kurzer und befriedigender Weise bekannt machen soll.

Diesen Standpunkt hat der Verf. durchweg eingehalten; denn hätte er auf eine tiefergehende Deutung dieser Gottheiten und ihrer Beziehungen zu einander sich einlassen wollen, so würde, selbst abgesehen von der grossen Schwierigkeit, überall eine befriedigende Deutung zu geben, da wo die Standpunkte der Auffassung selbst unter den Gelehrten noch so verschieden sind, eine solche Behandlungsweise der Bestimmung dieses für ein grösseres gebildetes Publikum bestimmten Wörterbuches nicht entsprochen haben.

Endlich ist noch der artistischen Ausstattung zu gedenken. Hunderte von Holzschnitten. recht nett gefertigt und eingedruckt führen uns die betreffenden Gottheiten oder die ihnen beigelegten Attribute vor und bringen dadurch der sinnlichen Auffassung Alles näher. Der Druck ist zwar klein aber sehr deutlich: nur auf diese Weise war es möglich, einen so umfassenden Stoff in Einem Bande zu behandeln.

Deutsches Lesebuch für höhere Unterrichtsanstalten von Dr. Hermann Masius. Dritter Theil. Für obere Classen. Halle. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1867. X u. 694 S. in gr. 8.

Dieses für die oberen Classen unserer Gymnasien bestimmte Lesebuch bringt eine sehr zweckmässig getroffene Auswahl von Lesestücken, wie sie in der That geeignet erscheint, Schüler dieser Altersstufe in ihrer Bildung, namentlich was die deutsche Sprache und Literatur betrifft, weiter zu fördern, und dadurch mitzuwirken zur Beseitigung einer Klage, die man mehrfach hier und dort vernommen hat, als würde auf unsern Mittelschulen der deutschen Literatur nicht die gehörige Sorgfalt zugewendet, und insbesondere die Bildung unserer Jugend in der deutschen Sprache, im deutschen Ausdruck vernachlässigt oder doch der Ausbildung in den classischen Sprachen des Alterthums hintangesetzt. Wir halten diese Klage nicht für begründet, da wir glauben, dass der Unterricht in den classischen Sprachen ein recht gutes Mittel ist, auch die Bildung im deutschen Ausdruck, im deutschen Styl zu fördern, und dass ein tüchtiger Lehrer diess nicht aus den Augen verlieren wird. Die Lectüre deutscher Musterstücke wird aber gewiss am besten, und selbst mehr als alle Regeln und Vorschriften, beitragen, die Jugend zur Nachbildung eines guten deutschen Ausdruckes zu führen, und sie dazu zu bringen, dass sie mit aller Gewandtheit und Leichtigkeit im schriftlichen wie mündlichen Vortrag auch in der Muttersprache sich bewegen kann. Von diesem Standpunkt aus betrachten wir das vorliegende Lesebuch und können ihm daher auch unsere Anerkennung nicht versagen, da wir von dem Gebrauch desselben nur Förderung des bemerkten Zweckes erwarten. Der Verf. hat nämlich auf die Auswahl der aufzunehmenden Stücke,

und diess ist am Ende die Hauptsache, besondere Rücksicht genommen, und in diesem Bande daher einen andern Maassstab angelegt, als den, welchen er bei den beiden vorausgegangenen Bänden, welche für die unteren und mittleren Classen unserer Bildungsanstalten bestimmt sind, allerdings anlegen musste. Bei den vorgerückteren Schülern der oberen Classen war auf eine grössere Mannichfaltigkeit in dem Stoff und Inhalt, wie in der Form und im Ausdruck zu sehen, insbesondere mehr Werth auf geschichtliche, rednerische und didaktische Darstellung zu legen und selbst das literärgeschichtliche Moment zu berücksichtigen, wie diess auch der Verf. richtig erkannt hat. Demgemäss nimmt der prosaische Theil einen ungleich grösseren Raum ein, S. 1—550, während der poetische Theil von S. 551—672 reicht. Bei der Auswahl der einzelnen Lesestücke hat der Verf. nicht blos die classischen Schriftsteller einer schon hinter uns liegenden Zeit, wie Schiller, Göthe u. s. w. berücksichtigt, sondern noch weit mehr diejenigen Schriftsteller, welche im eigentlichen Sinn unserer Zeitperiode angehören, auch zu einem nahmhaften Theil noch unter uns leben: dass damit das Ganze unserer Anschauungs- und Begriffsweise näher gerückt ist, wird sich nicht in Abrede stellen lassen, eben so wohl, was den allerdings mannichfachen Inhalt betrifft, wie die Form, d. h. die Sprache der gebildeten Welt unserer Zeit und Literatur.

In der Prosa begreift der erste Abschnitt die erzählende Darstellung, also Scenen, Erzählungen und Novellen; der zweite die beschreibende Darstellung, d. h. Bilder aus Natur und Kunst, Sitte und Leben. So z. B. Palästina und seine Weltstellung von H. Leo und C. Ritter oder Land und Volk der Griechen von Curtius und Vischer, die südamerikanische Steppe von A. v. Humboldt, Rügen von Riehl u. s. w. An dritter Reihe folgt (S. 218 ff.) die geschichtliche Darstellung; sie enthält Biographisches, so wie einzelne Abschnitte aus der Literatur-, Kirchen- und Staatsgeschichte; wir erinnern, um aus der reichhaltigen Zusammenstellung nur einige wenige Proben zu geben, nur an die Abschnitte: der Eintritt des Christenthums in die römische Welt von Ranke, Florenz unter Cosmus von Medici von K. Hase, Homeros von Lasaulx, Sophocles von A. W. v. Schlegel, Lessing von Hettner, Gervinus und Vilmar. Der vierte Abschnitt befasst die didaktische und rednerische Darstellung, also Aphorismen, Betrachtungen, Abhandlungen, Reden, ebenfalls ein reichhaltiger Abschnitt, dem ein gleicher Umfang (von S. 373—539) gewidmet ist. In dem poetischen Theile findet sich Lyrisches, Episches und Didaktisches, berücksichtigt: eine Trennung in drei Abtheilungen ist nicht vorgenommen, sie wäre auch kaum mit aller Strenge durchzuführen, da, wo die ausgewählten Stücke nicht immer so streng in das Gebiet der einen oder andern Gattung fallen, sondern oftmals in einander übergehen. Mit der getroffenen Auswahl selbst hat man alle Ursache zufrieden zu sein. Schliesslich haben wir noch der beiden Beilagen zu gedenken, von welchen die

erste eine Erläuterung einiger nicht so leicht verständlichen Ausdrücke in den Gedichten Walther's von der Vogelweide, Groth's u. A. bringt, die andere aber literargeschichtliche und biographische Notizen über die Verfasser der aufgenommene Lesestücke in alphabetischer Reihenfolge enthält, was man gewiss recht zweckmässig finden wird. Und so hoffen wir, dass dem nützlichen Werke die gewünschte Verbreitung nicht abgehen möge und damit der Zweck erreicht werde, welcher die Anlage der ganzen Sammlung bestimmt hat.

Erzählungen aus dem deutschen Mittelalter. Herausgegeben von Otto Nasemann. Vierter Band. Kaiser Heinrich der Zweite. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1867. XII und 260 S. 8. Auch mit dem besondern Titel: Kaiser Heinrich der Zweite. Von Adolf Cohn. Halle u. s. w.

Ueber die vorausgegangenen Bändchen ist in diesen Jahrbb. 1864. S. 160f. 1866. S. 720 Bericht erstattet worden. Das vorliegende vierte Bändchen bringt eine Fortsetzung, die in jeder Hinsicht passend den früher erschienenen Theilen sich anreiht, und geeignet erscheint, die Zwecke des schönen Unternehmens zu fördern, das eben so sehr beitragen soll zur Bildung unserer Jugend, wie zur Erweckung vaterländischen Sinnes. Nachdem Karl der Grosse, Heinrich I. und Otto der Grosse geschildert waren, erhalten wir in diesem Bändchen das Bild eines deutschen Kaisers, der als der letzte aus dem sächsischen Stamme nach Aussen Deutschland geschützt und geschirmt, in seinem Innern Ruhe und Sicherheit begründet, und durch Alles das, was er gethan, folgenreich in die ganze Entwicklung des Mittelalters während seiner zwei und zwanzigjährigen Regierung eingegriffen hat. Bei dieser Bedeutung Heinrich's II. ist es begreiflich, wie seine Regierung Gegenstand besonderer Behandlung in unsern Tagen geworden ist, und zwar in verschiedenem Sinne. Für unsern Verf. lag darin nur die Aufforderung, auf die Quellen selbst zurückzugehen und die Ergebnisse seiner Quellenforschung, die freilich in Manchem von den Ansichten und Urtheilen der Vorgänger abweichen, mitzutheilen. In die gelehrte Behandlung selbst näher einzugehen, lag dem Zweck und der Bestimmung des Ganzen fern: um jedoch die eigenen, hier niedergelegten Ansichten zu rechtfertigen, namentlich da, wo sie im Widerspruch mit der Auffassung Anderer stehen, sind am Schlusse (S. 251—260) in kleinerer Schrift Anmerkungen hinzugekommenen, welche für den Gelehrten bestimmt, näher die Gründe darlegen, welche der Verf. zu einer von seinen Vorgängern abweichenden Ansicht geführt haben. Auf diese Weise ist der gelehrten Forschung alle Rechnung getragen. In siebenzehn Abschnitten ist der Gegenstand behandelt; der erste beginnt mit der Königswahl, der letzte

stellt die kirchlichen Reformpläne und den Tod Heinrich's II. vor. Einen besonders anziehenden Abschnitt bildet die Erzählung der Gründung des Bisthums Bamberg's, welche der Verf. mit Recht als die dauerndste Schöpfung Heinrich's betrachtet, mit welcher die Erinnerung an seinen Namen für alle Zeiten verknüpft ist, S. 73 ff. Aber auch die verschiedenen Kämpfe in Böhmen und Polen, die Züge nach Italien, der burgundische Krieg u. A. werden in gleich anziehender Weise geschildert, um so zu einem Gesammtbild zu führen, das seinen Eindruck auf jugendliche Gemüther nicht verfehlen kann. Schliessen wir unsere Anzeige mit den Worten, mit welchen auch der Verf. S. 249 f. seine Darstellung abgeschlossen hat; sie mögen zugleich eine Probe derselben abgeben und zum Beleg unseres Urtheils dienen:

»In schwierigen Zeiten hat Heinrich II. die Zügel der Regierung ergriffen: mit Besonnenheit und Thatkraft hat er, so weit er vermochte, die Feinde des Reichs abgewehrt, empörerische Lehnsmannen gebändigt und der Kirche ergeben, ihr doch nicht in blindem Gehorsam das Wohl des Staats geopfert: wo er gleichwohl Missgriffe beging oder offenbares Unrecht übte, wie bei dem Verfahren gegen den Herzog von Kärnthen und den Grafen von Hammerstein wegen ihrer Vermählungen, oder der Vertreibung der Juden aus Mainz, handelte er mit jener Befangenheit, welche er seiner geistlichen Erziehung verdankte und aus deren Banden er sich nicht befreien konnte. Die nachfolgenden gewaltigen, glanz- und sturmvollen Zeiten der fränkischen Kaiser liessen sein Andenken als das eines thätigen, um das Wohl des Reiches sich redlich mühenden Herrschers verblassen, und schon vier Menschenalter nach seinem Abscheiden war nur die Stiftung Bamberg's, in dessen Dom er mit seiner Gemahlin bestattet worden, in der Erinnerung lebendig. Da wurden seine Gebeine feierlich erhoben und von der Kirche wurde ihm der Name verliehen, der ihm fortan geblieben ist bis auf den heutigen Tag: Heinrich der Heilige.« — Die äussere Ausstattung des Buches in Druck und Papier verdient alle Anerkennung.

Les fondateurs de la Monarchie Belge. Le Régent d'après ses papiers et d'autres documents inedits par Théodore Juste. Bruxelles. C. Muquardt, librairie Européenne-même maison à Gand et à Leipsig 1867. 213 S. gr. 8.

Dieses Buch lässt sich wohl als der zweite Theil eines grösseren Ganzen betrachten, welches unter dem Titel Les fondateurs de la Monarchie Belge die Gründungsgeschichte der neuern Monarchie behandelt, und zwar in biographischer Weise, d. h. in Lebensschilderungen der Männer, die zu der Gründung am

meisten beigetragen und mehr oder minder eine Hauptrolle bis zu ihrer definitiven Constituirung gespielt haben. Ein vorausgehender Band hatte Joseph Lebeu geschildert und dabei aus ungedruckten Documenten Manches, bisher nicht bekannte, und doch, sowohl in Bezug auf die Sache, wie auf die Personen Wichtige beigebracht. Der vorliegende Band enthält eine ähnliche Schilderung des Baron Surlet de Chokier, eines Mannes, der zu der Gründung des neuen Reiches nicht wenig beigetragen und, nachdem er im Jahr 1830 zum Präsidenten des Nationalcongresses erwählt worden war, bald darauf, als die Errichtung einer Regentschaft beschlossen war, durch das Vertrauen seiner Mitbürger zu der Stelle eines Regenten erhoben ward und als solcher an die Spitze des neuen Staates vom Februar bis Juli 1831 gestellt war. So wird die Schilderung der Thätigkeit des Mannes, über dessen früheren Lebenslauf Weniges zu berichten war, zugleich zu einer geschichtlichen Darstellung der durch ihn geführten Regentschaft, welche eine Reihe der wichtigsten Momente für die Feststellung des neuen Staates umfasst und dabei von Schwierigkeiten jeder Art, die in der Natur der politischen Verhältnisse lagen, umgeben war. Nach der Wahl des Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg zum König von Belgien trat der Mann, der auch in seiner hohen Stellung die frühere Einfachheit und Anspruchslosigkeit bewahrt hatte, wieder in das Privatleben zurück, geachtet und geehrt von Allen, die ihn kannten, bis zu seinem Tode. Der Verfasser hebt die rühmlichen Eigenschaften des von ihm geschilderten Mannes, nach Gebühr hervor, und da ihm bei seiner Arbeit manche unbenutzte Quellen, Correspondenzen u. dgl. m. zu Gebote standen, so erhalten wir manche merkwürdige Aufschlüsse über die Entwickelung der Verhältnisse in dieser für Belgien so wichtigen Periode. Fünf und zwanzig »Notes et pièces justificatives« sind der Darstellung angeschlossen, meistens Briefe u. dgl. m. von den bedeutendsten Persönlichkeiten, welche damals in diesen Ereignissen irgend wie thätig waren. Im Ganzen aber gewinnen wir ein schönes und würdiges Bild eines einfachen, biederen Mannes, der, auch zu der höchsten Stelle berufen, nie die Einfachheit und Uneigennützigkeit seines Charakters verleugnete und von reiner wahrer Vaterlandsliebe in seiner ganzen politischen Handlungsweise geleitet war. — Die äussere Ausstattung ist eine in jeder Hinsicht vorzügliche zu nennen.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart. LXXXVII. Das deutsche Heldenbuch nach dem muthmasslich ältesten Drucke neu herausgegeben von Adelbert v. Keller. Stuttgart 1867.

Die Bibliothek des Stuttgarter litterarischen Vereins hat sich schon längst eine so allgemeine Anerkennung erworben, dass es überflüssig ist, die glückliche Wahl des Gebotenen, die Umsicht und Sorgfalt des leitenden Ausschusses und der Verwaltung zu rühmen. Auch die zunächst in Aussicht gestellten Publicationen, worunter eine vollständigere Ausgabe der Briefe der Prinzessin Elisabeth von Orleans, das Gedicht des 14. Jahrhunderts Friedrich von Schwaben, die Chronik der Grafen von Zimmern genannt sind, werden dem Unternehmen neue Freunde gewinnen. Werfen wir einen Blick auf die jüngsten Gaben des Vereins, so ist von ganz besonderer Wichtigkeit die 82. und 83. Publication, Flemings deutsche Gedichte durch Lappenberg. Es ist wunderbar, dass diess eigentlich die erste wirklich lesbare und brauchbare Ausgabe der Gedichte Paul Flemings ist, denn alle früheren Ausgaben, die bekanntlich erst nach dem Tode des geistreichen und liebenswürdigen Dichters erschienen, sind so überaus nachlässig behandelt, dass sie als unbrauchbar bezeichnet werden müssen. Lappenberg hat sich um den Dichter und unsere Litteratur durch diese mit gewohnter Gründlichkeit besorgte Ausgabe ein grosses Verdienst erworben, um so mehr, als er sich nicht begnügte die Gedichte in zuverlässigster Gestalt drucken zu lassen, sondern auch bemüht war, die Lebensverhältnisse des Dichters aufs genauste zu untersuchen. Es ist erst dadurch möglich geworden, die Gedichte zu verstehen; denn Fleming hat mit den bedeutendsten Dichtern das gemein, dass Dichten und Leben nicht geschieden werden können. Das Licht, das auf diese Weise die Gedichte Flemings aus seinem Leben erhalten, ist freilich in einem Fall ein recht betrübendes, und geeignet, manchem den Genuss eines schönen Liedes zu verleiden. Ich meine das bekannte innige Gedicht: Ein getreues Herze wissen, dessen Strophen schliessen: Mir ist wohl bei höchstem Schmerze, denn ich weiss ein treues Herze. Die Anfangsbuchstaben der Strophen zeigen, dass dieses treue Herze seine Geliebte war, Elsgen. Und nun erfahren wir, dass dieses Elsgen, dieses treue Herz dem Dichter, so bald es ihn aus den Augen verloren hatte, untreu wurde, und ihn wahrscheinlich zur Zeit, als er im fernen Asien sich mit diesen Versen tröstete, bereits in den Armen eines Andern vergessen hatte. Ist das nicht betrübend?

Die nächste Publication bringt Oheim's Chronik von Reichenau, ebenfalls eine werthvolle Gabe, sorgfältig behandelt von dem thätigen und bereits durch mehrere treffliche Leistungen bekannten Bibliothekar in Donaueschingen D. Barack.

Es folgt Pauli's Schimpf und Ernst. Man wird dieses Buch, das einst grossen Erfolg hatte und die lange Reihe deutscher Schwank- und Anecdotenschriften des sechzehnten Jahrhunderts eröffnet, mit Vergnügen wieder zur Hand nehmen. Einen besondern Werth erhält die neue Ausgabe durch eine sehr mühsame, auf langen Studien beruhende Arbeit, die im Anhang in compendiösester Weise auf wenigen Seiten gegeben wird, nämlich ein Nachweis über die Verbreitung und die Herkunft der einzelnen in dem Buche erzählten Geschichtchen. Der Herausgeber, Oesterley, kann auf den Dank aller derer, die sich mit solchen Untersuchungen beschäftigen, mit Sicherheit rechnen.

Die nächste 86. Publication bringt die Reisen des Samuel Kiechel, herausgegeben von Hassler. Schon früher hat Hassler die Reise eines Ulmers, Hans Ulrich Krafft, herausgegeben. Der zweite Ulmer Reisende, den wir jetzt kennen lernen, Samuel Kiechel, lässt sich allerdings mit Krafft nicht vergleichen, aber er ist doch auch eine interessante Person, und seine Erzählung verdiente gewiss veröffentlicht zu werden. Im Mai 1585 verliess er Ulm, blos dem Triebe folgend, sich in der Welt umzusehen, und er erzählt uns mit der grössten Gewissenhaftigkeit seine ganz planlosen Wanderungen, deren Ziel er sich vom Zufall bestimmen liess. Anfangs zwar, da er fast nichts angibt, als wo er übernachtet, und wie weit ein Ort vom andern entfernt ist, meint man verdriesslich, er hätte ebensogut zu Haus bleiben können. Aber allmählich wird er redseliger. Zuerst in London geht im der Mund auf. Das dortige Theater, in der Zeit Shakespeare's, der Hof und das »holdsälig und von der Natur mechtig schön Weibsbildt« machen ihn beredt, und es gefällt ihm so gut in London, dass er in Folge der Art, wie er sich mit einigen Freunden am letzten Abend den Abschied erleichtert, in bewusstlosem Zustand auf's Schiff gebracht wird. Je weiter er von Hause wegkommt, um so gehaltvoller und interessanter werden seine Berichte. Die Reise dauerte mehr als vier Jahre.

Der Herausgeber hat ein Ortsregister beigegeben und ein Schlusswort, in welchem er nicht nur die schönen Eigenschaften des Reisenden hervorhebt, und einige weniger lobenswerthe entschuldigt, z. B. die deutliche Vorliebe für gute Biere und feine Weine mit Hinweisung auf den bekannten alemannischen Durst, sondern auch die zahlreichen Provinzialismen und Fremdwörter erklärt, wobei er sowohl im Specifisch Ulmischen, als auch in den verschiedenen andern Sprachen, denen der weitgereiste Mann Wörter entlehnte, schöne Kenntnisse entfaltet.

Mit der nächsten 87. Publication gelangen wir endlich zu dem Werke, das wir anzeigen wollen, die neue Ausgabe des alten Heldenbuches. Der Verein hat nach wiederholten Wünschen den ältesten Druck genau wieder abdrucken lassen. Auch der Unterzeichnete gehört zu denjenigen, die diesen Wunsch ausgesprochen haben, und er ist daher wohl berufen, für die Erfüllung des Wunsches in seinem nud vieler Anderer Namen zu danken. Allerdings hat das alte Heldenbuch, nachdem die darin enthaltenen Gedichte in besseren Texten vorliegen, nicht mehr die grosse Wichtigkeit die man ihm früher zuerkennen musste; aber dennoch verdiente es und zwar genau nach dem ältesten Druck neu herausgegeben zu werden, einmal weil es lange Zeit das einzige Buch war aus dem man die alten fast vergessenen Heldengedichte kennen lernte, das Buch aus dem z. B. Lessing schöpfte, und auf welches sich alle, freilich dürftigen, älteren Arbeiten beziehen, und sodann weil es bei kritischen Arbeiten die Stelle einer Handschrift vertritt und daher benutzt werden muss, was aber bei der ausserordentlichen Seltenheit der vorhandenen Exemplare fast nicht möglich war. Ich selbst habe bei meiner Ausgabe des Wolfdieterich den Mangel eines neuen Abdrucks empfunden; doch konnte ich mich einer spätern Ausgabe bedienen.

Nun hat sich A. v. Keller selbst der Aufgabe unterzogen und sein Name ist Bürge dafür, dass wir nichts zu wünschen übrig haben. Keller hat nicht nur als Präsident der Verwaltung des Vereins, sondern auch als Herausgeber zahlreicher und wichtiger Publicationen die wesentlichsten Verdienste um das Gedeihen des Unternehmens. Man kann auch in der Art, wie alte Werke wieder zugänglich gemacht werden, die Person des Herausgebers erkennen. Jeder hat seine besondere Art. Keller gibt immer zuerst die Hauptsache, den Text in gewisserhafter Treue. Dann litterarische Notizen, die sehr fleissig gesammelt und öfters von grossem Werth sind, dann zerstreute Bemerkungen zu einzelnen Stellen, die man immer mit Nutzen lesen wird, und zuletzt ein Register. So ist er auch jetzt wieder verfahren. Ich erlaube mir nur ein offenbares Uebersehen zu berichtigen. Die Ausgabe von 1509 wird unter zwei Buchstaben, zuerst H, dann I aufgeführt, so dass man bei flüchtigem Lesen glauben könnte, es gebe zwei verschiedene Ausgaben von 1509. S. 757 sind die Worte »I, Hagenau bei H Gran. 1509. Fol.« zu streichen.

Bei der Herausgabe des Wolfdieterich gebrauchte ich ein Exemplar der Ausgabe von 1560, das ich so glücklich war, bei einem Schweizer Antiquar für mich zu kaufen. Zwar hatte ich bei einem kurzen Besuch in Darmstadt das dort befindliche Exemplar des ältesten Drucks angesehen, und mir einige Stellen daraus abgeschrieben, aus denen hervorzugehen schien, dass der Unterschied der beiden Ausgaben für den Wolfdietrich höchst unbedeutend und unwesentlich sei. Doch blieb einige Besorgniss, dass bei Verglei-

chung längerer Stellen sich ein grösserer Unterschied zeigen könne, und dass also meine auf die Ausgabe von 1560 gegründete Untersuchung nicht auf den ältesten Druck anwendbar sei. Nun gereicht es mir zur Beruhigung, dass der vollständige Text des alten Druckes in meinen Händen ist. Der Unterschied der beiden Ausgaben ist wirklich ein ganz unwesentlicher, und die Ergebnisse meiner Untersuchung bleiben dadurch völlig unberührt. Da aber auch die Ausgabe von 1560 zu den Seltenheiten gehört, so wird es Manchem erwünscht sein, wenn ich hier, als Nachtrag zu den von Keller S. 764 ff. gegebenen Notizen, ihr Verhältniss zum ältern Druck deutlich mache. Der Titel lautet: Das Heldenbuch, Welchs auffs new Corrigiert und gebessert ist, mit schönen Figuren geziert. Gedruckt zu Franckfurdt am Mayn, durch Weygandt Han und Sygmund Feierabendt. Die Zahl 1560 steht an der Seite einer Titelvignette. Die Vorrede beginnt: »Innhalt des Heldenbuchsan den Leser. Nachdem gutherziger Leser diss Heldenbuch zum offteren mal im Druck aussgangen, hab ich für gut angesehen, wie ich denn auch von etlichen guten Freunden dahin bin bewegt worden, solch Werk ferner inn den Druck zu bringen. Innmassen es hie vor Augen; und mit schönen Figuren zugericht, dergestalt, das der Kauffer ein wolgefallen darinn haben möge, wiewol mann nicht jedermann kan recht thun« u. s. w. im übrigen fast wörtlich wie in der Vorrede von 1590, die bei Keller abgedruckt ist. Der Schluss lautet: »Damit so bitt ich gutherziger Leser, wöllet solche meine kleine mühe zu grossem Danck annemmen, Und dieses Werck euch gefallen lassen, hiemit wüntsch ich euch viel glück und heyl. F. W. allzeit S. F.« Es folgt dann auf dem nächsten Blatt: »Erster Theil sagt von Kaiser Ottniten«. Die im alten Druck voranstehende prosaische Einleitung steht hier, wie in der Ausgabe von 1509, am Schlusse, während sie, wie es scheint, in der Ausgabe von 1590 wieder den Anfang macht. Die gereimte Vorrede, bei Keller S. 12 fehlt gänzlich. Der erste Theil schliesst auf Blatt 73 mit Keller 313,4. Nach einem leeren Blatt folgt auf Blatt 75: »Ander Theil meldet von Herr Hugdietrichen und seinem Son Wolfdietrichen, wie die umb der gerechtigkeit willen, offt den trostlosen Leuthen haben hilff mit ihren trefflichen thaten gethan, neben andern khünen Helden, so inen in nöten beygestanden.« Dieser Titel ist unrichtig, denn im zweiten Theil ist nichts von Hugdietrich zu lesen. Der zweite Theil geht bis Blatt 141 und enthält den ganzen Rest des Wolfdietrich, bis Keller 593. Dann folgt wieder nach einem leeren Blatte auf Blatt 143: »Dritt Theil zeiget an vom Rosengarten zu Wormbs, der durch Krimhildin, König Gibichs Tochter ward gepflanzet und gezieret dar durch nachmals der mehrer Theil Helden und Rysen zu abgang kommen und erschlagen sind worden.« Der dritte Theil geht bis Blatt 167 und enthält den ganzen Rosengarten sammt den Schlussversen bei Keller S. 692. Wieder nach einem leeren Blatte beginnt auf Blatt 169: »Im Vierdten Theil

wird gemeldet von dem kleinen König Laurin u. s. w. Die Titelvignette dieses Theils ist dieselbe, wie die des ganzen Heldenbuchs. Laurin geht bis Blatt 184, Vorderseite. Darunter steht: Ende des vierdten und letzten Theil diess Heldenbuchs.« Nichts desto weniger folgt auf der Rückseite: In diesem Theil findet man wie die Helden des ersten auf sind kommen, auch wie sie wieder ab sind gangen u. s. w. Unter diesem Titel folgt die bekannte Prosa bis 187, Rückseite: »Ende des gantzen Heldenbuchs.«

Die Holzschnitte sind wie es scheint nach dem alten Druck wiederholt: es sind genau ebensoviel, und sie haben dieselben Ueberschriften, nur stehen sie nicht ganz an derselben Stelle. Im alten Druck nämlich unterbrechen sie die Strophen: in der jüngern Ausgabe wird das vermieden und sie dienen als Capitelüberschriften.

Vergleicht man nun den Text mit dem ältern Druck, so ist, wie schon bemerkt, für den Otnit und Wolfdietrich, der Unterschied sehr gering, dennoch zeigt sich, dass der Herausgeber nicht mit Unrecht auf den Titel gesetzt hat »corrigirt und gebessert«. Es war offenbar seine Absicht, veraltete Ausdrücke zu entfernen: z. B. Statt gundent setzt er regelmässig theten, wie 593,24 und gundent in da laben, dafür und theten ihn da laben. So wird 168,20 gemelich, aber nicht sehr passend durch schwerlich ersetzt. Einige scheinbare Aenderungen sind offenbar nichts als Druckfehler, z. B. 176,9 er lasz das buch gehüre, dafür Er lasz das auch gehewre. Die Hauptsache aber war dem Frankfurter Herausgeber eine Verbesserung des Versbaus. Um Hebungen und Senkungen kümmerte man sich damals nicht mehr: man zählte die Silben ohne alle Berücksichtigung des Tongewichts. Die Absicht war offenbar, im Hildebrandston jedem Vers mit stumpfem Reim sechs Silben, jedem mit klingendem sieben zu geben. Daher werden Verse von fünf Silben, wie sie im alten Druck noch zuweilen vorkommen, durchaus nicht geduldet: die Mittel, um die sechste Silbe zu erhalten, sind sehr einfach: es wird beliebig einem Wort ein e angehängt, oder aus manchen wird manichen gemacht, oder es wird ein Wörtchen zugesetzt. Z. B. 166,22 Ach Walgund herre mein. 166,31 wol bey dem eyde mein. 592,25 Stösz und manichen schlag. 593,20 recht als er todte wer u. s. w. Ganz ebenso werden klingende Verse siebensilbig gemacht, z. B. 593,9 die doten geist da hetten. Umgekehrt wird ebenso einfach abgekürzt, wenn der Vers eine Silbe zu viel hat, z. B. 16,4 geschrifft vil maniges plat hat eine Silbe zu viel: daher manches. 17,7 in gestirnen was er weisz, dafür himmelslauff was er weiss. Allerdings kommen auch unrichtige Verse vor, aber wahrscheinlich sind sie als Druckfehler anzusehen; zuweilen ist ein Wörtchen ausgefallen, oder ein stummes e stehen geblieben.

Es ist also deutlich, dass das ganze Heldenbuch systematisch geändert wurde; im Otnit und Wolfdietrich ist jedoch diese Aenderung nicht sehr in die Augen fallend, weil schon im alten Druck

die Verse meistens die geforderte Zahl der Silben haben, und weil auch in den Worten nicht viel zu modernisiren nöthig war. Aber schon merklicher ist der Unterschied im grossen Rosengarten. In dem alterthümlicheren Versbau des alten Drucks wusste sich der silbenzählende Verbesserer nicht zurecht zu finden; doch ist das Bestreben, Verse von gleicher Silbenzahl zu erhalten, überall bemerklich. 594,4 Wormbs sie da den namen hat; da wird eingeschoben, damit der Vers dem ersten: an dem Rein da ligt ein Statt gleich gebaut sei. Wie im Wolfdietrich sollen die Verse 6, oder 7 Silben erhalten, daher z. B. 594,15 als man von ir nun seit. 595,2 Und das man doch spechte ist sicher ein Druckfehler für doch da. 12. mit zwölf gar khunen man. 599,16 urlaubs er da begerte. Aber es kommen Verse vor von acht oder sieben Silben mit stumpfem Reim, wie 595 der eilfte heisset studenfusz; oder 594,10 der het bey der frawen sein; diese verwirrten den Verbesserer, er wusste sie nicht zu behandeln: daher zeigt er in diesem Theile keine rechte Consequenz.

Noch viel auffallender sind die Aenderungen im kleinen Rosengarten. Er beginnt:

Ihr lieben Herren hie besunder
wölt ir vernemen grosse wunder
die vor zeiten geschehen sindt
wie man es noch geschrieben findt
gar sehr weyt in den Landen
von sehr guten weyganden
Sind viel harter streit geschehen.
Gleich wie es denn die alten jehen u. s. w.

Der Bearbeiter wollte den damals vorherrschenden Vers von acht, oder klingend 9 Silben durchführen, und es ist ihm grösstentheils gelungen. Da aber der alte Text meistens Verse von 7, auch 6 Silben hat, so musste die Aenderung eine sehr merkliche sein, und zuweilen blieben doch kürzere Verse stehen.

Nun entsteht aber die Frage wie sich diese Modernisirung des Laurin verhält zu dem Druck von Gutknecht in Nürnberg, den man ins Jahr 1560 setzt. Es wird angenommen, dieser Gutknecht habe den Text modernisirt und Feyerabendt habe diesen in Nürnberg entstandenen Text später in seine Ausgabe von 1590 aufgenommen. Man sehe das Deutsche Heldenbuch, Berlin 1866, I, Vorrede S. 35. Es zeigt sich nun aber, dass der modernisirte Text nicht erst in der Frankfurter Ausgabe von 1590, sondern schon in der von 1560 steht: und zwar ist diese Erneuerung nicht eine von der Nürnberger verschiedene, sondern der Nürnberger Text zeigt nur ganz unerhebliche Aenderungen, z. B. Vers 14 Weiter so merckt mein red hie basz lautet ebenso, nur ist mit Verschlechterung des Verses fürbass geschrieben statt basz. Der Nürnberger hat am Schlusse die letzten 12 Verse mit dem Namen Heinrichs von Ofterdingen weggelassen. Angeschlossen ist im Nürnberger

Druck wie bei Feyerabendt 1560 die prosaische Einleitung, aber nicht vollständig, sondern nur der Abschnitt, der bei Feyerabendt fol. 187 beginnt mit der Ueberschrift: Wie die Held ein end haben genomen und erschlagen sind worden unnd wie Dietrich von Bern verloren ist das niemand weist wohin er kommen ist. Zu wissen als König Etzel u. s. w. bis Schluss: Man vermeinet auch der getrew Ekharte sei noch vor Fraw Venus Berg unnd soll auch da bleiben biss an den Jüngsten tag, und warnet alle die in den Berg gehen wöllen. Im Nürnberger Alles fast wörtlich wie bei Feyerabendt; im Schluss hat Gutknecht noch einen Druckfehler; vnd sey auch da bleiben, statt sol. Es kann nach Allem nicht zweifelhaft sein, dass nicht Gutknecht, sondern Feyerabendt den Laurin, ganz nach denselben Grundsätzen wie das ganze Heldenbuch, modernisirte. Der Nürnberger Druck ist nichts anderes als ein Nachdruck der Frankfurter Ausgabe von 1560.

A. Holtzmann.

Die Sprache der Bari in Central-Afrika. Grammatik, Text und Wörterbuch. Herausgegeben mit Unterstützung der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien von Dr. J. C. Mitterrutzner, ord. Mitglied der deutschen morgenländischen Gesellschaft in Leipzig, der Akademie der kathol. Religion in Rom und des Comité's des Marienvereins zur Beförderung der kathol. Mission in Central-Afrika zu Wien, Gym. Prof. zu Brixen. 8. (XXV, 261 S.). Brixen, 1867. Verlag von A. Wagner's Buchhandlung.

Herr Dr. Mitterrutzner, Professor zu Brixen in Südtirol, bei den Fachgenossen durch mehrere gediegene Arbeiten auf dem sprachwissenschaftlichen Gebiet längst rühmlich bekannt, hat in den letzten zwei Jahren, durch ein Zusammentreffen von glücklichen Umständen begünstigt, auf dem Felde der afrikanischen Linguistik zwei in jeder Beziehung treffliche Arbeiten geliefert: die 1866 in gleichem Verlag erschienene Dinka-Sprache in Central-Afrika, und eben jetzt das oben verzeichnete Werk. Beide Werke knüpfen sich zunächst an die Bemühungen der vom Marienverein in Wien zur Beförderung der katholischen Mission in Central-Afrika unterstützten Glaubensboten und zwar an das unter österreichischem Schutze stehende apostolische Vicariat und dessen Missionsschule in Chartum, der Hauptstadt des Sudan. Gegründet wurde diese Mission im Jahre 1848, die Seele des Ganzen war von 1848 an bis 1858 der in weiten Kreisen bekannte Provicar Dr. Ignaz Knoblecher, der auf einer Reise nach Europa am 13. April 1858 in Neapel starb. Von Chartum aus wurden unter seiner Leitung Missionsstationen am obern Nil unter den Negerstämmen der

Dinka und Bari gegründet. Die Dinka bewohnen in verschiedenen Stämmen im obern Nilgebiet die beiderseitigen Ufer des Bahr-el-abiad in einer Länge von mehr als 100 deutschen Meilen, vom 12⁰—9⁰ n. Br. am östlichen, vom 10⁰—5⁰ fast ausschliesslich am westlichen Ufer des Stromes hausend. Anstossend an die Dinka im Süden beginnen die Bari ebenfalls längs den beiden Ufern des weissen Flusses vom 6⁰ 5′—3⁰ 35′ n. Br. und erstrecken sich vom 28⁰ 50′—30⁰ 17′ östl. L. von Paris. Bei den Bari wurde von Knoblecher 1853 als Station das in neuerer Zeit viel genannte Gondókoro (4⁰ 42′ 42″ n. Br.) errichtet, das als solche bis 1860 unterhalten wurde, unter den Dinka ward 1854 von B. Mosgan die Station »Heiligkreuz« (6⁰ 40′ n. Br.) gegründet. An beiden Stationen wirkten treffliche Männer, unter denen besonders A. Ueberbacher, Frz. Morlang, A. Kaufmann hervorzuheben sind. Dem von diesen eifrigen Glaubensboten zusammengebrachten sprachlichen Material haben wir zunächst die Kenntniss der bisher unerforschten Dinka- und Bari-Sprache zu verdanken. Ein recht lebendiges und anschauliches Bild über die Verhältnisse bei den Dinka und Bari geben die von dem Mitglied der Mission A. Kaufmann erschienenen anziehenden »Schilderungen aus Central-Afrika oder Land und Leute im obern Nilgebiete am weissen Flusse.« Mit einer Karte. Brixen und Lienz 1862. Das aus dem Nachlasse Knoblecher's stammende sprachliche Material befindet sich auf der kaiserl. Hofbibliothek in Wien, und auf demselben hatte Franz Müller sein Werkchen: »Die Sprache der Bari. Ein Beitrag zur afrikanischen Linguistik«. 8⁰ (84 S.) Wien 1864 aufgeführt, welches eine kurze Grammatik, eine Auswahl von Lesestücken und ein Glossar, sowohl Bari-Deutsch als Deutsch-Bari, enthält. Während Müller nur spärliches und dürftiges Material zu Gebote stand, wurde Herrn Mitterrutzner das Glück zu Theil, aus dem vollen Borne einer lebendigen Quelle schöpfen zu können, die er schon bei der Abfassung seiner Dinka-Grammatik mit so feinem Verständniss nutzbar zu machen gewusst hatte. Nicht nur nämlich waren zwei Missionäre, die beide mehrere Jahre bei den Bari gewirkt hatten, Franz Morlang 4 Jahre bei den Bari allein, A. Kaufmann 4 Jahre theils bei den Bari theils bei den Dinka zu beständigem Wohnsitze nach Brixen zurückgekehrt, so dass sich der Verfasser stets bei ihnen Rathes erholen konnte, sondern es hatte Morlang 1863 auch einen aufgeweckten Negerknaben aus dem Bari-Stamme mitgebracht: Franz Xav. Logwit-lo-Ladú. Er war zu Kopájur bei Gondókoro getauft und hatte sich in der Missionsschule Chartum, die er von 1853—1860 besuchte, als talentvoller Schüler ausgezeichnet. Logwit hatte ein feines Verständniss für seine Muttersprache und so war es natürlich, dass er Mitterrutzner bei seiner gelehrten Arbeit während eines Zeitraumes von 3 Jahren in täglichem Verkehre von unschätzbarem Vortheil werden musste. Wir selbst verkehrten mit dem edlen Jüngling noch im

Herbst 1866 in Innsbruck, und er sollte eben nach Afrika zurückkehren, um unter seinen Landsleuten das Licht der Aufklärung zu verbreiten, als er am 27. Dec. 1866 in Brixen starb. Mitterrutzner versandte damals folgenden Barisch gedruckten Todtenzettel: Francis-Xaveri Logwit-lo-Ladú, lu atadúe í jur ló Bari í kiden na Afrika i kinga 1848, alalá kó piom ti Ngun ko Baba Ignaci Knoblecher 1855 i Gondókoro, lu apó teng ko Brixen i Tirol i kinga 1863, dika kwajye ayékakin katogwéanit molo-kótyo-lónyet lóke. Brixen, 27. 12. 1866. Baba Hanna Kutuk-Náculyeng Mitterrutzner, kadínanit-lónyet, lu mömörökín lu ko töwyli ling (d. h. Frz. X. Logwit-lo-Ladú, der geboren im Lande der Bari in Mitten von Afrika im Jahre 1848, gewaschen mit Wasser Gottes v. P. Ign. Knoblecher 1855 in Gondókoro, der gekommen nach Brixen in Tirol im Jahr 1863, heute Nachts gab zurück dem Schöpfer Seele-seine-reine. Brixen, 27. 12. 1866. P. Joh. Gold-Mund (Chrysostomus) Mitterrutzner, Schüler-sein, der dankt ihm aus Herz ganz).

Als Vorarbeiten hatte Mitterrutzner viele Sprachproben, die ihm der verstorbene Missionär Ueberbacher geschickt hatte; Morlang hatte eine Uebersetzung der Evangelien, Bruchstücke der biblischen Geschichte und Barisch geschriebene Predigten (die er in Gondókoro gehalten) nach Europa mitgebracht; Msgr. Kirchner in Bamberg, der nach Knoblecher von 1858—1861 der Missionsschule in Chartum vorstand, stellte ein Heft Barica zur Verfügung. Dieses sämmtliche Material wurde im Verein mit Logwit in wiederholte Verarbeitung genommen und eine besondere Sorgfalt dem Wörterbuch zugewendet. Auf diese Weise besitzen wir ein gesichtetes und zuverlässiges Material, wie nicht leicht für irgend eine andere derartige afrikanische Sprache. Man wird hiebei lebhaft an die Entstehung des Tutschek'schen Buches über die Galla-Sprache (München 1844—1845) erinnert. Während Mitterrutzner sich bei der Dinka-Sprache noch mehr der hergebrachten Schablone europäischer Grammatiken anbequemt hatte und dadurch der eigenthümliche Charakter dieser Sprache nicht immer sofort zur augenfälligen Anschauung kam, hat er sich nun bei der Bari-Sprache an die rationelle Methode gehalten, wie sie Frz. Müller in seinem Werkchen befolgte, und so hat dieses Bari-Handbuch auch hierin einen anerkennenswerthen Fortschritt gemacht. Dem eigentlichen Werke geht voraus eine kurze Schilderung des Landes (S IX—XII), der Leute (S. XII—XVI), die Geschichte der Mission bei den Bari (S. XVI—XXI) und die bisherige Erforschung der Sprache (S. XXII —XXV). Auf S. 1—92 haben wir I. Grammatik mit Laut- und Wortlehre, letztere mit vielen trefflichen syntaktischen Bemerkungen und Beispielen. Dabei ist S. 10—15 als Leseübung ein von Logwit erzähltes Barisches Thiermärchen mit Uebersetzung, in welchem der Hase die Rolle des Fuchses spielt. Es ist dieses Märchen um so interessanter, als dadurch der Zweifel Grimm's gehoben wird, den er über diese Rolle des Hasen (Kinder- und Haus-

märchen 1850. 6. Ausg. S. XXIX) gelegentlich eines ähnlichen Märchens der Basutos in Südafrika ausgesprochen. Es findet sich jenes Märchen bei Eug. Casalis, Etudes sur la langue Séchuana. Paris 1841. S. 100—103: le petit lièvre. Dann folgen II. Texte von S. 95—156 in reicher Auswahl, und zwar zunächst S. 95—109 ein kleiner Katechismus »kurzer christlicher Unterricht«, der auch als besonderes Büchlein (Brixen 1866, 30 S.) gedruckt wurde und den Logwit mitnehmen sollte; von S. 109—154 die sämmtlichen Evangelien für die Sonn- und Festtage des katholischen Kirchenjahres. Zuletzt III. Wörterbuch S. 159—255, welches sehr sorgfältig ausgearbeitet ist. Ein kleiner Anhang auf S. 257—261 gibt ein kurzes Verzeichniss von Wörtern aus der Sprache der Ngyang-Bara, die westlich von den Bari wohnen.

Die Ausstattung des Werkes ist eine glänzende zu nennen, der Verlagshandlung gebührt dafür die vollste Anerkennung.

Wir dürfen nicht anstehen, Herrn Mitterrutzner's Werk zu den bedeutendsten Erscheinungen der Neuzeit auf diesem Gebiete zu zählen; der Verfasser hat sich mit seinen beiden Werken um die Aufhellung dieser bisher dunkeln Partie innerafrikanischer Sprachen ein bleibendes Verdienst erworben.

Innsbruck im Juni. **Bernhard Jülg.**

L. Stein: Die Lehre von der vollziehenden Gewalt, ihr Recht und ihr Organismus, mit Vergleichung der Rechtszustände von England, Frankreich und Deutschland. Stuttgart. Cotta 1865.

Dies ist ein bedeutendes, anregendes Werk. Worin, fragt der Verfasser in der Vorrede, worin liegt die Zukunft der Rechtswissenschaft, die Aufgabe der neuen Zeit für uns? Er antwortet »in der Auffassung des europäischen Rechtslebens als eines Ganzen, im Begreifen des einzelnen Volks und seiner Rechtsbildung als eines organischen Theils dieses Ganzen.«

Zur Erfüllung dieser Aufgabe ist der Verfasser in einer Richtung vorzüglich befähigt. Er hat die Begabung die Masse der Einzelnheiten unter leitende Gesichtspunkte zu bringen, den esprit des lois zu abstrahiren und kritisch zu beleuchten.

Von dieser Seite ist das Buch sehr lehrreich. Deutschen Juristen kann namentlich die Kritik nicht genug empfohlen werden, die an den vielfach hohlen Phrasen des wunderlichen Conglomerats geübt wird, das man deutsches Staatsrecht nennt.

Die schwache Seite des Buches liegt aber, abgesehen von der bekannten Sucht des Verf. mit abstracten Formeln zu klappern, darin, dass die Einzelnheiten, aus denen der esprit destillirt wird, oft gar zu oberflächlich und ungenau oder unklar erfasst sind. Dies soll hier beispielsweise an dem Abschnitt über die geschichtliche

Entwickelung des Gegensatzes von »Gesetz« und »Verordnung«, S. 67ff., gezeigt werden.

Richtig ist die Darstellung dieses Gegensatzes in England, als eines rein formellen und negativen, wonach das Verordnungsrecht der Executive keine andere Grenze hat, als dass die Verordnung nicht gegen das geltende auf Gewohnheit und Gerichtsgebrauch oder Parlamentsacten beruhende law verstossen darf. Hier soll nur der kleine Fehler hervorgehoben werden, dass S. 67 behauptet wird »der specifische Ausdruck für den sanctionirten Beschluss der Gesetzgebung ist bill.« Vielmehr ist bill der Gesetzentwurf vor der Sanktion, nach der Sanction heisst er act.

Wenden wir uns zu Frankreich. Hier wird zuvörderst auf die déclaration des droits de l'homme Bezug genommen. Es folgen verschiedene Citate aus der Verfassung von 1791, ohne dass aber diese erwähnt wird. »Dabei, heisst es S. 69, ist der schon ganz bestimmte Begriff der Verordnung förmlich anerkannt Ch. II. Sect. 4. art. 4: aucun ordre du Roi ne peut être exécuté s'il n'est signé par lui et contrasigné etc.« Allein dieser Art. hat mit dem Begriff der Verordnung im Gegensatz zum Gesetz gar nichts zu thun. Es wird damit nur die Nothwendigkeit der Signatur und Contrasignatur jeder königlichen Verfügung (ordre) ausgesprochen und unter ordre fällt nicht nur die »Verordnung«, d. h. der Regierungsact der Normen, Regeln aufstellt, sondern auch jeder andere, z. B. eine Anstellung. Dagegen wird nun sonderbarer Weise gerade derjenige Art. der Verfassung von 1791 mit Schweigen übergangen, der speciell von der Verordnung handelt, nämlich chap. 4. sect. 1. art. 6: le pouvoir exécutif ne peut faire aucune loi mais seulement des proclamations conformes aux lois pour en ordonner ou en rappeler l'exécution.

Theils unklar, theils unrichtig ist die Auffassung der Verfassung von 1793. »In ihr, heisst es, ist der Unterschied zwischen Gesetz und Verordnung formell klar, obwohl beide der Sache nach identisch sind, indem beide von der gesetzgebenden Gewalt gegeben werden, aber beide sowohl verschieden sind in ihren Gegenständen als in der Form.« Folgt ein Citat aus den Art. 53, 55 jener Constitution. Also der Sache nach identisch, aber verschieden in Gegenstand und Form! Nicht ganz leicht zu begreifen! Die wirklichen Thatsachen sind aber diese.

Art. 53. Der Constitution von 1793 sagt: le corps législatif propose des lois et rend des décrets. Art. 54 bestimmt, dass die actes du corps législatif über gewisse aufgezählte Gegenstände lois sind, Art. 55 dass die actes des corps législatif über gewisse andere aufgezählte Gegenstände décrets sind. Nun kommt aber erst die Hauptsache, die der Verfasser nicht einmal andeutet, dass nämlich nach Art. 59 die lois noch einem Veto des Volkes in den assemblées primaires unterliegen, die décrets nicht. Wenn nun jede mögliche Unterscheidung von Verordnung und Gesetz darauf zurück-

kommt, dass das eine eine Norm ist, die die vollziehende Gewalt allein erlässt, das andere eine Norm, die nur unter Mitwirkung des Volkes oder der Volksvertretung ergeht, so lässt sich nach einer Seite hin in den obigen Bestimmungen der Verfassung von 1793 etwas erkennen, was zur Geschichte des Begriffs von Gesetz und Verordnung in Beziehung stehen könnte, nach der anderen Seite aber fehlt die Analogie. Der Unterschied der lois und décrets fällt nämlich insofern mit der Unterscheidung von Gesetz und Verordnung gar nicht zusammen, als die décrets der Verfassung von 1793 keineswegs blos allgemeine Normen sind, sondern auch in rein speziellen Verfügungen, wie z. B. Anstellungen von Beamten, Erhebung von Anklagen bestehen können.

Noch flüchtiger ist das über die Constitution von 1795 Gesagte. Von ihr wird berichtet: »dass aus motifs d'urgence die Formen der Gesetzgebung von dem Conseil des Cinq Cents übergangen werden können; es ist der Anfang der in Deutschland sog. provisorischen Gesetze.«

In der That himmelweit verschiedene Dinge! Nach Art. 81 der Verfassung von 1795 können sich die Fünfhundert in dringlichen Fällen von gewissen Formen und Fristen der Berathung der Gesetze dispensiren (z. B. dreimaliger Lesung). Im Uebrigen kommt das dringliche Gesetz gerade so zu Stande, wie ein anderes, d. h. durch die Uebereinstimmung des aus dem Conseil des 500 und dem Conseil des anciens bestehenden Corps législatif. Wenn aber eine gesetzgebende Versammlung sich von gewissen Formalitäten der Berathung des Gesetzes entbindet, so hat dies nicht die entfernteste Analogie mit dem Fall des provisorischen Gesetzes, das ohne Zuziehung der Volksvertretung von der Regierung allein erlassen wird.

Von den Verfassungen von 1814 und 1830 heisst es S. 64: in ihnen erscheine »der Grundgedanke des verfassungsmässigen Verordnungsrechtes, das Recht der vollziehenden Gewalt durch Verordnungen das Gesetz nicht blos zu vollziehen, sondern auch zu ersetzen, beschränkt durch das zweite Prinzip, dass keine Verordnung ein einmal gegebenes Gesetz aufzuheben vermag.« Aber S. 71 wird von der Charte von 1830 mit Recht gesagt, dass sie nur Vollzugsverordnungen kenne. Man fragt dann blos, wie beides zusammenstimme.

In der Verfassung von 1848, meint Herr Stein, sei »zum erstenmal die Gewalt einer selbstständigen Verordnung nicht blos anerkannt, sondern förmlich geregelt.« Allein diese Verfassung bestimmt nur Art. 75: le conseil d'état prépare les règlemens d'administration publique, d. h. er entwirft sie, die Assemblée nationale beschliesst darüber, il fait seul ceux de ces règlemens à l'égard desquels l'Assemblée nationale lui a donné une délégation spéciale. Kann man dies ein selbstständiges, d. h. der gesetzgebenden Gewalt gegenüber selbstständiges Verordnungsrecht nennen, da es

blos auf der rein im Ermessen der letzteren stehenden Spezialdelegation beruht?

Die Constitution von 1852 sagt, dass das Staatsoberhaupt fait les règlemens et décrets nécessaires pour l'exécution des lois. Stein bemerkt dazu, dies sei eine Unwahrheit. In Wahrheit seien die Decrete eine zweite selbstständige Gesetzgebung, die sich dem Gesetze nur insoweit unterordne, als der vollziehenden Gewalt beliebe. Dies zeigten die Decrete vom 2. December 1852 (Herstellung des Kaiserthums) und vom 18. December 1852 (Ordnung der Thronfolge). Allein wenn man sich auch über den reellen Einfluss der französischen Volksvertretung keine Illusionen machen kann, so sind doch obige Angaben formell genommen ganz ungenau.

Die Constitution vom 14. Januar 1852. Art. 31. 32 bestimmte nämlich, dass Verfassungsänderungen durch Senatusconsulte erfolgen, die in gewissen Fällen noch der Bestätigung eines Plebiscits bedürfen. Der Senat beschloss nun am 7. November die Herstellung des Kaiserreichs, welche das Plebiscit vom 21—22. November ratificirte, und das angeführte Decret vom 2. Dezember 1852 ist in der That nur die Promulgation jenes Senatusconsults.

Ferner ist das Decret vom 18. Dezember 1852 wirklich nur ein solches pour l'exécution de la loi. Denn das erwähnte Senatusconsultum vom 7. November hatte in Art. 4 dem Kaiser die Regelung der Thronfolge durch Decret vorbehalten.

Hinsichts der Geschichte der Unterscheidung von Gesetz und Verordnung in Deutschland behauptet Stein mit Recht, es gebe keinen für ganz Deutschland gültigen Begriff von Gesetz und Verordnung, jede rechtliche Definition habe nur eine örtliche Gültigkeit, also gebe es auch keine gemeindeutsche Unterscheidung von Gesetz und Verordnung. Man wird ihm auch zustimmen können, wenn er ausspricht: der natürliche Entwickelungsgang der einheitlichen Bildung des deutschen Staatsrechts führe dahin, das Gesetz nur als einen formalen Begriff zu erklären, dessen Wesen in dem formellen verfassungsmässigen Zusammenwirken von Staatsoberhaupt und Volksvertretung liegt, während die Verordnung gleichfalls nur ein formaler Begriff wird, dessen Wesen durch das Zusammenwirken von Staatsoberhaupt und Verwaltungsorganismus gesetzt ist und dessen Grenze nur darin besteht, dass die Verordnung nicht gegen das Gesetz im obigen formalen Sinne verstossen darf.

Der Verfasser geht jedoch noch weiter. Er behauptet, die deutschen Verfassungen hätten bis auf die neueste Zeit einen nicht nur falschen, sondern sogar unmöglichen Weg eingeschlagen, indem sie eine unhaltbare Scheidung der Gebiete von Verordnung und Gesetz nach den Gegenständen versuchten. Die Unklarheiten aufzuzeigen, die diesem Tadel zu Grunde liegen, würde eine weitläuftigere Darlegung erfordern. Aber eine einfache Erwägung ergibt, dass bei Einführung der neuen Verfassungen in Deutschland

eine Abgrenzung von Gesetz und Verordnung nach der obigen blos formalen Grenzscheidung practisch-politisch unmöglich gewesen wäre.

Denke man sich ein deutsches Land, bis dahin ohne Volksvertretung, dem eine Verfassung octroyirt wird, in der die Stein'sche rein formale Unterscheidung von Gesetz und Verordnung aufgestellt und der Volksvertretung das Recht der Zustimmung zu allen »Gesetzen« gegeben wäre, was würde die Folge sein? Unmittelbar nach Einführung der Verfassung gäbe es gar keine Gesetze im formellen Sinne und für die Zukunft läge es durchaus in der Hand der Regierung das Zustandekommen solcher zu verhindern, also trotz der Verfassung, vielmehr in Gemässheit derselben den ganzen Rechtszustand durch Verordnungen zu bestimmen. Der prinzipiellen Absurdität dieses Zustandes lässt sich nur dadurch vorbeugen, dass eine allgemeine Regel anerkannt wird, wonach von vornherein bestimmte, nicht erst durch den Fortgang der Gesetzgebung sich bestimmende Gegenstände oder Gebiete nur durch »Gesetz«, d. h. mit ständischer Zustimmung geordnet werden können.

Dies war also für die deutschen Länder, wo im 19. Jahrhundert neue Verfassungen eingeführt wurden, eine Nothwendigkeit. Dagegen ist die obige rein formale Unterscheidung von Gesetz und Verordnung practisch durchführbar nur in einem seit längerer Zeit parlamentarischen Lande, wie England, in dem bereits eine ausgedehnte parlamentarische Gesetzgebung vorliegt, und es kann also diese Unterscheidung für Deutschland nicht unmittelbar anwendbar, sondern nur ein Ziel der Entwickelung sein.

Stein's Betrachtungen über die einzelnen deutschen Verfassungen zeigen andererseits mehrfach einen bedenklichen Mangel gründlichen Eingehens in die Details.

Unerlaubte Flüchtigkeit bekundet sich gleich bei der Besprechung der ersten deutschen Verfassung, die erwähnt wird. Der verfassungsmässige Begriff der Gesetze, sagt der Verfasser S. 74, beginnt erst mit dem Weimarischen Grundgesetz von 1816. Abschnitt II. §. 5. »Es ist bemerkenswerth, dass sich hier die Mitwirkung der Stände nur auf die Steuern bezieht und daher die ganze übrige gesetzgebende Gewalt nach der Verordnung vom 1. December 1815 nur in Verordnungen erscheint. Ein Begriff des Gesetzes ist noch gar nicht vorhanden.« Diesen stelle zuerst die bayrische Verfassung von 1818 in der Formel auf, »allgemeines neues Gesetz, welches die Freiheit der Personen oder das Eigenthum der Staatsangehörigen betrifft.« Also mit dem Weimarischen Grundgesetz beginnt der verfassungsmässige Begriff des Gesetzes, aber in ihm ist ein Begriff des Gesetzes nicht vorhanden!!

Nimmt man sich nun die Mühe, jenes Weimarische Grundsatz genauer anzusehen, so findet man in §. 5. Nr. 6 Folgendes: Die Landstände haben

»das Recht an der Gesetzgebung in der Art Theil zu nehmen, dass neue Gesetze, welche entweder die Landesverfassung betreffen oder die persönliche Freiheit, die Sicherheit und das Eigenthum der Staatsbürger in dem ganzen Lande oder in einer ganzen Provinz, zum Gegenstande haben, und ebendesshalb das Allgemeine angehen, ohne ihre, der Landstände, vorgängigen Beirath und ihre Einwilligung nicht erlassen werden dürfen.«

Somit erweisen sich alle angeführten Angaben des Verfassers als falsch, und es zeigt sich, dass er den esprit des lois vorträgt, ohne die Gesetze ordentlich gelesen zu haben:

Die württembergische Verfassung §. 88 bestimmt:

»Ohne Beistimmung der Stände kann kein Gesetz gegeben, aufgehoben, abgeändert oder authentisch erläutert werden.«

Wer eine Scheidung von Gesetz und Verordnung nach dem Gegenstand verlangt, könnte diese Bestimmung als mangelhaft oder unklar tadeln. Aber Stein müsste mit ihr zufrieden sein, da sie doch entschieden seinen formalen Begriff des Gesetzes enthält. Was, sagt er statt dessen? Es war (nach der Württembergischen Verfassung) »zwar richtig, dass kein Gesetz ohne Beistimmung der Stände gegeben oder geändert werden könne, wohl aber blieb es offen eine Verordnung zu geben.« Er erkennt aber selbst an, dass diese dem Gesetze nicht zuwiderlaufen konnte. Es bleibt also unverständlich, was er von seinem Standpunkte an der Württembergischen Verfassung auszusetzen hat.

Unzutreffend sind die Bemerkungen S. 74 über die Oldenburgische Verfassung von 1849, Art. 153. 154, welche es versuche die Grenze von Gesetz und Verordnung dadurch zu ziehen, dass sie 18 Gegenstände der Gesetzgebung namentlich überweise. In Wahrheit wird aber dort die Grenze gar nicht zwischen Gesetz und Verordnung, sondern zwischen der Competenz des allgemeinen Landtags und der Provinziallandtage gezogen.

Höchst auffallend ist dagegen das Lob, welches S. 75 der Preussischen Verfassung ertheilt wird, sie habe den allein richtigen Standpunkt, den allein richtigen Begriff des Gesetzes, indem sie die Scheidung von Gesetz und Verordnung nach dem Gegenstand fallen lasse und das Wesen des Gesetzes rein formell durch den Satz (Art. 62) bestimme:

»Die gesetzgebende Gewalt wird gemeinschaftlich durch den König und zwei Kammern ausgeübt.«

Hierwider ist nur zu erinnern, erstens, dass in Preussen notorisch Regierung, Kammern und Doctrin übereinstimmend der Ansicht sind, die Preussische Verfassung scheide Gesetz und Verordnung nicht blos formell, sondern auch nach Gegenständen, zweitens dass jene Formel doch sachlich gar nichts weiter enthält, als die oben angeführte der Württembergischen Verfassung, womit Stein nicht zufrieden ist und die sich auch bereits in der Sächsischen

Verfassung §. 86, in der Kurhessischen §. 95 und der Darmstädtischen Art. 72 fand.

Zum Schluss ein Wort über eine S. 75 irrig behauptete Beschränkung der Anwendbarkeit des Begriffs der provisorischen Gesetze. S. 75. »Ein provisorisches Gesetz, lesen wir, ist eine Verordnung über einen Gegenstand, welcher der verfassungsmässigen Beschlussnahme durch die Volksvertretung unterworfen ist. Es leuchtet sofort ein, dass dieser Begriff wieder kein deutscher staatsrechtlicher Begriff ist, sondern nur für diejenigen Verfassungen gilt, welche die Theilnahme der Volksvertretung eben auf bestimmte Gebiete beschränkt haben. Denn wenn das Wesen des Gesetzes in der Gemeinschaftlichkeit der Willensbestimmung von Fürst und Volk liegt, so hat kein besonderer Gegenstand . . . . ein Recht darauf, gerade durch ein Gesetz geregelt zu werden, während andererseits auch kein Gegenstand der Gesetzgebung entzogen ist.«

Die Behauptung, dass der Begriff des provisorischen Gesetzes nur für solche Verfassungen tauge, die die Gesetzgebung auf gewisse Gegenstände beschränken, ruht auf einer Begriffsverwechselung. Stein schliesst nämlich: wo kein besonderer Gegenstand ein Recht hat gerade durch ein Gesetz geregelt zu werden, da kann auch nicht von einer Verordnung mit provisorischer Gesetzeskraft, d. h. von einer Verordnung über einen Gegenstand die Rede sein, welcher speziell der Gesetzgebung unterworfen ist. Und in der That kann die Ausnahme, (provisorisches Gesetz) nur da Statt haben, wo die Regel (Gesetz) im Allgemeinen besteht. Stein übersieht aber, dass auch bei seiner rein formalen, nicht ein für allemal nach Gegenständen gezogenen Grenzscheidung zwischen Gesetz und Verordnung ein bestimmter Gegenstand, obschon er nicht an sich ausschliesslich ins Gebiet der Gesetzgebung fällt, dennoch in concreto, wenn und soweit er einmal durch Gesetz geregelt ist, nunmehr wirklich ein verfassungsmässiges Recht hat, nur durch Gesetz anderweit geordnet zu werden, dass folglich dann insoweit auch ein provisorisches Gesetz darüber, als Ausnahme von der verfassungsmässigen Regel, denkbar wäre.

Das Vorstehende wird genügen um den Ausdruck des Bedauerns zu rechtfertigen, dass der geistreiche Verfasser es oft verschmäht hat, seinen Abstractionen durch sorgfältige und scharfe Erfassung der einzelnen Thatsachen, auf denen sie ruhen, ein zuverlässiges Fundament zu verleihen.

Dr. v. Stockmar.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kühne, Gustav, Deutsche Charaktere. II. Theil. Aus dem Zeitalter der Revolution: Georg Forster S. 176—231. Leipzig 1864. 8.

Unterzeichneter konnte wohl hoffen, durch sein Werk »G. Forster in Mainz 1788—1793. Gotha 1863« beizutragen, dass über diesen vielgenannten Mann sich endlich ein richtiges Urtheil anbahne, namentlich dass in künftigen Biographien sein Benehmen gegen sein Vaterland im wahren Lichte dargestellt werde. Und in der That diejenigen, welche vorher ihn entschuldigten oder gar vertheidigten, haben bisher meist geschwiegen und durch dies Schweigen gleichsam ihre Zustimmung zu meiner Aburtheilung gegeben. Da sehe ich vor Kurzem, dass in Kühne's deutschen Charakteren auch Forster eine Biographie wiederum gefunden hat: und wenn es mir sogleich auffallend war, dass Forster immer noch oder wiederum in einer Sammlung berühmter Deutscher eine Stelle fand — wie früher in Stricker's, Paldamus' und König's Biographien — so schien es noch befremdender, dass unter deutschen Charakteren Forster aufgenommen war, der, wie er selber sagte, an Deutschland sich »wie ein Schurke« benahm und eigentlich nie ein Mann von Charakter war. Doch wir wollen nicht wiederholen, was über ihn feststeht, sondern wir wollen kurz betrachten was Kühne meint. Er beginnt zwar sogleich: »dass auf Forster's Namen die Anklage der Verrätherei ruhe, indem er Mainz den Franzosen in die Hände geliefert« — was genau genommen nicht wahr ist und nie von mir behauptet wurde — was aber doch den Verfasser hätte abschrecken sollen, ihn unter deutschen Charakteren aufzunehmen — Kühne will aber unter Vaterland nicht »die Scholle, die uns trägt« verstehen, sonst wäre »jeder Auswanderer ein Verräther« — wie kleinlich und unrichtig! — sondern man verstehe »im höhern Sinne nur das geistige Vaterland« was aber Forster nicht meinte, indem er gerade Deutschland sein Vaterland nannte: und »so habe damals, wie Klinger das litterarische, so Forster das politische Deutschland aufgegeben, indem er eine Verjüngung der Welt erwartete, worin er sich freilich täuschte; daher sollte man, wo nicht milde, doch mit Besonnenheit zu Gericht sitzen.« Wir meinen zwar, es sei bisher mit Milde und auch mit Besonnenheit über ihn geurtheilt worden, indem man z. B. seinen Verrath an Deutschland damit entschuldigte, dass er ein Pole sei — was Forster nie meinte — oder indem König mit vieler Ueberzeugung nur e i n Schreiben desselben für »landesverrätherisch« erklären

will (welches letztere der Verfasser nicht zu wissen scheint). Da aber trotz diesen und anderen Vertheidigungen ich fortwährend ihn Vaterlandsverräther benenne (und wenn der Verfasser beisetzt, auch »einen gesunkenen Menschen«, was ich beiläufig, so viel ich mich erinnere, nicht that, wenn ich vielleicht auch einmal schrieb: er sei so tief gesunken): so will nun Kühne, »wenn's möglich ist, als Psycholog zu Gericht sitzen, der, indem er anklagt und vertheidigt, in der Seele des Mannes zugleich ergründet und erklärt.« Wir haben nun nichts dagegen, wenn man einen Angeklagten auf jedwede Weise zu vertheidigen sucht; wir können aber hierbei verlangen, dass die speziellen Anklagepunkte förmlich vorgebracht werden. Dies thut nun Kühne nicht, erwähnt gar nicht, was ich und andere ihm vor allem zu Last legten, sondern er spricht weit und breit über manches, und vieles passendes und unpassendes, so über Forsters Bildung »er sei ein Autodidakt, ohne Dressur einer Oertlichkeit«, »ohne frohe und glückliche Jugend«, er sei durch seine Reise und seinen Vater frühe in litterarischen Streit gerathen, in Deutschland in eine ganz neue ihm fast unbekannte Atmosphäre gekommen — was wir nicht ganz zugeben, da die Sprache seiner Kindheit deutsch, seine Eltern Deutsche waren — in Kassel sei er nicht blos als Naturforscher, sondern auch als Wunderschauer, Rosenkreuzer, und durch Jakobi als Philosoph aufgetreten — wobei Vieles hier, wie wir meinen, ziemlich unnöthiges vorgebracht wird. — Hierbei wird S. 198 bedauert »die spärliche Mittheilung von Forster's Briefen an Sömmering (so schreibt der Verfasser immer falsch statt Sömmerring), indem wir dem Plane der Rosenkreuzer durch sie mehr auf die Spur kommen könnten.« Der Verfasser meint, dass »vielleicht zu viel Männer von Rang und Macht in diese Bestrebung verflochten waren; dies ist aber nicht die Ursache, warum Forster's in Frankfurt vorhandene Briefe nicht weiter veröffentlicht werden, sondern wie wir S. 380 unseres Werkes angeben, was dem Verfasser entgangen ist, weil sie seine Frau compromittirten. Sein Aufenthalt in Wilna wird nur kurz berührt. Dagegen seine damaligen Schriften mit Wärme und Wahrheit gerühmt. Im Jahr 1788 kommt er nach Mainz und hier finden wir sogleich, wie wenig aufmerksam Kühne ist und wie wenige Kenntnisse er bei Personen und Sachen hat: er meint, der Kurfürst Joseph Emmerich habe ihn berufen, der schon 14 Jahre todt war; und so schreibt er in seiner Eile und Unkenntniss diesem frommen Mann »einen Anstrich von Freigeisterei« zu. Der Verf. hätte sich doch um den Namen des damals regierenden Kurfürsten umsehen sollen! Ueber die ersten Jahre in Mainz ist fast nur Lobendes vorgebracht — was wir bei einem Biograph, der nur feiern will, nicht gerade tadeln; so spricht er von seinen philosophischen Studien — die eigentlich nie bedeutend waren — von einigen Aufsätzen — wie er z. B. die Proselytenmacherei der Katholiken in Mainz in Schutz nahm; zum Aerger

der Berliner, freilich in Berlin hätte er in ganz entgegengesetztem Sinne geschrieben. Hierüber meint der Verfasser S. 212: »Mich dünkt, Forster war im tiefsten Sinne des Wortes ein Deutscher, weil er an keiner Besonderheit festhielt«, wobei der Verfasser vergass, Forster's Dedikation an den Mainzer Kurfürsten anzuführen, wo er sich glücklich priess und vom innigsten Dank zu seinem Wohlthäter überfliesset, weil er ihm sein Vaterland wiedergegeben. Solche Ausdrücke sind wichtig für die ganze Beurtheilung; der Verfasser meint »nicht Deutschland, sondern Kur-Mainz gab er auf«, und er habe nicht, »wie deutsche Generale, dem Feinde Festungen übergeben, so Mainz den Franzosen überliefert.« Das haben wir auch immer gemeint, und haben niemals gesagt, dass Forster an der Uebergabe von Mainz an Custine mit schuld sei. Der Verfasser weiss gar nicht, was ich ihm zum Verbrechen angerechnet habe, und wovon ihn nie jemand freigesprochen: ich machte ihm nicht zum Vorwurf, dass er in den Klub ging, auch nicht, dass er französischer Beamter wurde u. a. m. Ich stempele als Vaterlandsverrath seine Anträge im Convent: »Dass der Landstrich von Bingen bis Koblenz sich von Deutschland ewig lossage und sich den Franzosen zur Einverleibung anbiete.« Das ist Verbrechen, wie es in Deutschland kein schwereres gibt. Und diese Dinge berührt der Verf. gar nicht; nirgendswo in seinem Leben, man meint, er hätte mein Buch, gegen das er eifert, nicht gelesen. Oder hat der Verf. diese graven Vorwürfe absichtlich ausgelassen, um die Sache ganz wo anders hinzulenken, da er S. 220 schreibt: »die härteste Anklage freilich geht dahin, dass er preussisches Geld annahm und doch Mainz nicht verliess, sogar Präsident des Jakobinerklubs wurde.« Ich weiss Niemanden, der jenes Geld als die »härteste Anklage« nahm, ich habe nur diese Thatsache hervorgehoben da man ihn lobte, dass er das Geld nicht nahm, während in den von Gervinus edirten Briefen Forster wiederholt schreibt, dass er es empfangen habe. Die Preussen in Berlin konnten es ihm nicht verzeihen und erwarteten desshalb ein anderes Benehmen. Unnöthig will Kühne hierbei erinnern an Preussen selbst, das sich von Napoleon Hannover schenken liess; genug war es, wenn man einfach Geldnoth annimmt; aber die Hauptsache hierbei übergeht Kühne wiederum: Forster nahm als französischer Administrator Geld von den Mainz halb umlagernden Preussen; und Forster selbst fühlte so sehr das Gefährliche, dass ein Jahr später noch er fürchtete, wenn es bekannt würde, »an der Kehle gekitzelt zu werden.« Dies hat wiederum Kühne nicht bemerkt. Ueberhaupt versteht es der Verfasser sonst gut, der vielen unfeinen und unedlen Worte und Thatsachen zu vergessen und statt deren nur schönes und gutes vorzubringen, fast wie Forster's Lebensbeschreiberin Elise Mayer. So schreibt Kühne: was Forster meinte: »Die Bauern im Convent haben mich sehr lieb«, dass aber Custine, dem von Forster sehr geschmeichelt wurde, ihn »einen stolzen

Lumpen« nannte, übergeht Kühne, und doch hätte man auch dies dem Gefeierten zum Lobe anrechnen können. Um aber wegen der Anklagen — denn weiterhin schweigt von solchen der Verfasser — ans Ende zu kommen, habe ich nicht bemerkt, wie der Verf. der vom psychologischen Standpunkt ihn vertheidigen will, uns auch nur andeutet, viel weniger klar macht, wie Forster's ψυχή in die Disposition kam, den Verrath am Vaterland in ihre Anschauung aufzunehmen und als gerechtfertigt festzuhalten. Ueberhaupt ist eine Untersuchung oder Rechtfertigung, die sich auf Psychologie gründet, nirgends im Buche zu finden.

Wenn aber vorliegende Schrift in Bezug auf Vertheidigung von Forster keinen Werth hat und keinen haben kann — denn in Deutschland kann er nie freigesprochen, wohl aber entschuldigt und bedauert werden, wie wir es thaten — so müssen wir nur noch beisetzen, dass Kühne sich auch andere historische Fehler nicht in geringem Masse hat zu Schulden kommen lassen, die doch leicht zu vermeiden waren. Schon oben bemerkten wir, dass er nicht einmal wusste, wer damals in Mainz regierte. Aehnliche Versehen gibt es viele; wir bemerken einige. Namentlich scheint der Verfasser die Uebergabe von Mainz an Custine sich nicht recht vergegenwärtigt zu haben; sonst hätte er wohl einen andern Ausdruck gewählt als »Custine eroberte Mainz«; er hat es durch Verrath Einzelner und durch des Gouverneurs Schwäche überkommen. Hierbei wird wiederum wiederholt: »Der geistliche Herr habe jetzt von der Ferne aus durch ein strahlendes (? wahrscheinlich Druckfehler statt strafendes) Edikt jede w e i t e r e Flucht aus Mainz verboten.« So unwahr hat noch Niemand diese Sache dargestellt: die gewöhnliche Sage ist, dass Albini in Mainz nach der Flucht des Adels Pässe verweigert oder die Flucht dem gemeinen Mann verboten habe«; nicht der Kurfürst, nicht aus der Ferne u. s. w. wie überhaupt damals kein Verbot der Art erging, wie ich bewiess. Weiter: »Auch Sömmering (immer mit einem R) war mit seiner Familie fortgegangen, nach Wien.« Richtig ist, dass Sömmerring im März 1792 sich in Frankfurt verheirathete, später nach Wien reiste und im Oktober, als die Franzosen einrückten, also nicht fortging, vielmehr noch nicht zurückgekehrt war und nicht zurückkehrte bis Juli 1793. Eben so wird über Müller Falsches vorgebracht S. 218: »er eilte nach Wien, kam wieder, nahm seinen Abschied u. s. w.« Das Wahre ist: Müller reiste im Sept. also vor Custine's Ankunft, nach Wien, eilte nach der Uebergabe von Mainz von dort hierher — nicht umgekehrt. Hier fügt der Verf. bei: »War in Mainz Verrätherei im Spiel, so lag sie in der schlauen Rathlosigkeit dieses deutschen Macchiavel.« Noch kein Mensch hat den Müller der Verrätherei dahier beschuldigt, er war auch damals gar nicht in Mainz anwesend, wie der Verf. irrig meint. Weiter steht auf derselben Seite: »Jetzt erst nach dem Beschluss der Bürgerschaft trat Forster hervor und weil er der Mann von Gewicht war, ernannte man

ihn zum Präsidenten des Klubs, zum Chef der Verwaltung.« Wiederum falsch und ohne Berücksichtigung der Verhältnisse. Die Bürgerschaft beschloss nichts anderes als kurfürstlich und deutsch bleiben zu wollen, und dachte nicht einen Klub zu gründen, was Boehmer und einige meist aus der Fremde stammende Leute thaten; Forster widerräth die Bildung eines Klubs anfangs sehr und nahm nicht Theil — besonders weil er Geld von Preussen erwartete. — Als dieses zögerte und sein Freund Drosch von Strassburg kam, ihm eine Stelle in der Verwaltung versprach: trat er in den Klub am 6. Nov., wurde sofort am 19. Nov. Vicepräsident der Verwaltung (nicht Präsident) und erst am 29. Dec. im Klub zum Präsidenten des Klubs erwählt auf neun Monat, wie er auch Ende Januar abtrat. Wie ganz anders und irrig ist die Vorstellung des Verfassers! Ebendaselbst heisst es ferner: »Weib und Kind hatte er unter dem Schutz des Freundes nach der Schweiz geschickt«, sollte heissen: »Anfang December schickt er die Frau mit seinen zwei Kindern in die Schweiz und im April folgte dorthin ihr Freund Huber.« S. 219: »Der briefliche Verkehr mit seinen Freunden in Deutschland blieb unausgesetzt« vollständig unwahr, indem seit Ende December jeder Verkehr mit seinen Freunden aufhörte. Nur noch einen historischen Schnitzer. S. 223: »Bald nach seiner Ankunft in Paris, nöthigte Kalkreuth die Stadt Mainz zur Kapitulation.« Am 29. März kam Forster in Paris an und am 23. Juli übergab sich Mainz. Kühne hat sonderbare Begriffe von Zeit und Raum; auch sonst steht er noch hie und da auf dem Standpunkt vom jüngern Deutschland, da er z. B. in der Abtretung seiner Frau »eine schiefe Idealität, aber keine Ehrlosigkeit, keinen Mangel an Rechtssinn findet.« Ich halte es nicht nur für unmoralisch, sondern auch für rechtswidrig, wenn man seine Frau einem Andern abgibt, ohne den Weg Rechtens d. h. ohne Scheidung. Nicht einmal den richtigen Todestag hat Kühne aus meinem Buche sich bemerkt. Andere Fehler übergehe ich wie z. B. S. 225: »Im März 1793 eröffnet sich uns die Reihe seiner Briefe an Frau Therese«; sie fingen im Anfang December 1792 an. S. 224: »Sein offenes lautes Wort über Char. Corday ist ein Zeugniss des antiken Römersinnes in ihm wie bei Lux.« Forster hat nirgends laut für sie gesprochen, ein paar Worte in Briefen, die 37 Jahre später edirt wurden. S. 223: »Forster wurde nach Paris geschickt um den Schutz des neuen Staates zu erwirken!« Nein, um das Land zwischen Bingen und Speyer den Franzosen zur Einverleibung anzutragen! Das ist eben die schwere Schuld, die auf ihm lastet; aber Kühne umgeht sie oder er will sie gar nicht kennen. Er hat mein Buch, das er angreift, nicht gelesen, wenigstens weder die Anklagepunkte sich gemerkt noch sonst auch was über Forster und seinen Aufenthalt in Mainz u. a. m. historisch genau dort dargestellt ist, sich für seine Biographie zu eigen gemacht, sondern manche verkehrte von mir zurückgewiesene Dinge wiederholt

und auch so viel Fehlerhaftes, Falsches und Unerwiesenes hier vorgebracht und breit dargelegt, dass ich unter den vielen Biographien Forster's, die ich kenne, keiner mich erinnere, die so wenig Richtigkeit und Wahrheit enthält. Da also die Rechtfertigung missglückt ist — wie sie überhaupt bei Forster niemals glücken wird — die Biographie in ihren Thatsachen vielfach verfehlt ist: so können uns dafür die schönen Worte, die hie und da aus Forsters Werken ausgehoben sind, die oft treffenden Bemerkungen Kühne's über Forsters Schriften, die offenen und freien Ansichten des Verfassers, denen wir im Ganzen beistimmen, doch nicht hinlänglich entschädigen, keinenfalls haben wir aber erkannt, warum Forster immer noch in eine Sammlung deutscher Charaktere aufgenommen zu werden verdient.

Ich benutze hier die Gelegenheit, noch auf einiges Andere, was ebenfalls Forster betrifft, einen prüfenden Blick zu wenden. Dr. Schauenburg in Düsseldorf hat in Herrig's Archiv für das Studium der neuern Sprachen und Literatur (XXXVII S. 141 ff.) zu zeigen versucht, dass Göthe in Hermann und Dorothea Gesang VI unter dem ersten Verlobten der Dorothea, welcher aus Liebe zur französischen Revolution nach Frankreich ging und dort seinen Untergang fand, wohl unsern Forster im Auge hatte. Dagegen habe ich nun ebendaselbst XXXVIII S. 470 ff. gezeigt, dass dies nicht angenommen werden könne, ohne Göthe'n zu verkennen, welcher in demselben Jahre, wo er in den Xenien gegen Forster und sein Treiben auftritt, sicher nicht bei der Schilderung jenes Verlobten an Forster dachte. Ich würde dieses hier nicht erwähnt haben, indem die Zurückweisung am angeführten Orte genügt, wenn nicht Hermann Schauenburg, der in den Blätter für litterarische Unterhaltung 1865 S. 747 auf jenen Aufsatz seines Bruders hinweisend ihm vollständig beistimmte, sogleich über sich und seines Bruders Ansicht die Verurtheilung ausspricht und somit sichtbar von der Nemesis ergriffen wurde, was ich hervorzuheben nicht unterlassen möchte. Nachdem er nämlich seines Bruders Ansicht erklärt hat, schliesst er: »Göthe setzte somit dem Freunde ein Denkmal aëre perennius — so ist dort gedruckt statt aere — d. h. »längerdauernd als die Luft« (nicht Erz); nun das wollen wir gelten lassen in Bezug auf Schauenburg's Ansicht über jenen Verlobten bei Göthe!

Wenn ich oben bemerkte, dass Kühne mein Buch über Forster ohne Aufmerksamkeit gelesen hat: so kann ich dies von einem andern Beurtheiler desselben nicht sagen. Direktor W. Buchner in Crefeld hat mein Werk über Forster in den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik (Band 94 S. 228 ff.) besprochen, im Ganzen und in der Hauptsache demselben lobend beigestimmt, aber Kleinigkeiten auf kleinliche Art herausgehoben und zuletzt gemeint: »Dass Forster noch immer des Biographen harrt, der nach allen jetzt vorliegenden Urkunden ihn schildere vom deutschen und

menschlichen Standpunkt, gerecht und mild.« Vorerst muss ich hiergegen bemerken, dass meine Schrift keine Biographie Forsters ist, sondern nur dessen letzte fünf Jahre behandelt. Was nun die Kleinigkeiten betrifft, wobei der Verfasser sich besonders desshalb aufhält, weil ich auch bei diesen ein Urtheil, meist ein tadelndes beifügte: was kann ich dazu, dass auch in Kleinigkeiten Forster zu tadeln ist? Besser hätte der Verfasser lobende Dinge von Forster aufgesucht und vorgestellt, aber die fand er nicht. Wie er aber jenen entschuldigt oder mich tadelt, mag eine Bemerkung zeigen: Wenn ich meinen Unwillen ausdrücke, dass Forster wie andere Deutsche an Deutsche in Deutschland französisch schreibe: wirft mir Buchner vor, dass ich 1856 ein französisches Büchlein über Guttenberg geschrieben (genau genommen habe ich es deutsch geschrieben und der Eigenthümer der Guttenbergspresse hat es in das Französische übersetzen lassen). Das Büchlein ist wenig bekannt geworden, und auch der Verfasser hätte es nicht gekannt, wenn ich es ihm nicht, wie ich glaube, geschenkt hätte; somit bin ich an obigem Vorwurf selbst schuld u. s. w. Was nun das noch zu fällende Endurtheil über Forster, das nach Buchner noch zu erwarten ist, betrifft: so ist es sicher, dass vom »deutschen Standpunkt« Forster das härteste Urtheil verdient, da sein Bestreben dahin ging, einen ganzen Landstrich von Deutschland abzureissen und dem Reichsfeind zu schenken — Oder will Buchner hier mild urtheilen? — und dass zweitens von »menschlichen Standpunkt« ihm aus den letzten Jahren so vieles und schweres zur Last liegt, dass er während dieser Zeit, wenn man gerecht sein will, nimmer den Namen edel, — wenn man ihn auch früher manchmal so genannt haben mag — ja nicht einmal das Beiwort honestus oder moderatus verdient hat, wenn auch noch einzelne Handlungen ein Zeichen von früheren besseren Gesinnungen geben mögen. Daher wird man schwerlich ein milderes Urtheil über ihn fällen können, als ich abgab, da ich S. 383 schrieb: »Wir wollen zugeben, dass Forster ein grosser Naturforscher, ein gelehrter Reisebeschreiber, ein vorzüglicher Kunstrichter, ein gewandter Briefschreiber, ein guter Uebersetzer, einer der besten Prosaiker seiner Zeit war; aber weder sein Charakter noch seine Handlungsweise erlauben das Beiwort edel ihm zu geben, und an dem Vaterland hat er sich das schwerste Vergehen, den Verrath, zu schulden kommen lassen.« Daher bedauern wir ihn, aber freisprechen können wir ihn nimmer, auch kein milderes Urtheil fällen, ohne uns selbst am Vaterlande zu versündigen. Dass dies Urtheil das allein richtige sei, dies hat meine Darstellung von den letzten Jahren Forster's darthun sollen und hat es dargethan. Daher habe ich auch Kleinigkeiten beurtheilt nicht aus »Gehässigkeit« wie Buchner meint. Dies haben auch andere Biographen Forsters eingesehen, wie denn ein früherer Lobredner von Forster mir nach meinen Aufklärungen sagte: nun komme ihm Forster wie ein gewöhnlicher Literat vor. Buch-

ner aber, der früher auch einmal eine Biographie Forsters für eine ephemere Zeitschrift, die illustrirte Welt, wenn ich nicht irre, geschrieben hat, ist von der dort kundgegebenen Meinung über Forster noch nicht zurückgekommen, sondern will sogar durch Vorbringung von einigen unbedeutenden Dingen die Meinung anregen, man könne noch ein mildes Urtheil über Forster haben, ohne, wie ich behaupte, durch Parteistandpunkt oder durch Unkenntniss dazu bestimmt zu werden. Dem Schulmann geziemt es zwar, an dem Erlernten und Angenommenen festzuhalten, aber nur bis Besseres vorliegt, wie hier der Fall ist. Vom Verfasser der »deutschen Ehrenhalle« aber ist zu erwarten, dass er nicht einen Mann weiter feiern will, der Deutschland dem Feinde verrieth: er frage sich: wie hätten die Franzosen solch einen Menschen behandelt? Nur wir Deutsche handeln so verkehrt und wollen gar nicht zur Einsicht kommen. So wie ich aber am wenigsten von dem Verfasser der deutschen Ehrenhalle ein solches zähe Festhalten an der früheren Ansicht über Forster und meine Aufforderung zu einem milden Urtheil — das hier gar nicht statt haben kann — erwartet habe; so meine ich auch, dass in die »Neuen Jahrbücher für Philologie und Pädagogik« eine Besprechung über Forster gar nicht passe; der Mann gehört weder der Philologie noch der Pädagogik an; daher hätte die Recension meines Buches dort keine Aufnahme finden sollen, sondern musste einer Zeitschrift allgemeinen oder geschichtlichen Inhalts übergeben werden. **Klein.**

Uebergabe der Stadt Konstanz an's Haus Oesterreich im Jahre 1548. Aus dem Archive der Stadt Konstanz, von J. Marmor. Wien k. k. Hof- und Staatsdruckerei. In Commission bei Carl Gerold's Sohn, Buchhändler der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. 1864. S. 39. 8.

Nicht ohne des Ref. Verschulden sind seit dem Erscheinen der kleinen aber lehr- und inhaltreichen Schrift zwei Jahre hingegangen, ehe sie zur Kenntniss der Leser dieser Blätter kam. Und doch ward auch ihr die Auszeichnung zu Theil, dass die Akademie der Wissenschaften zu Wien für ihre Veröffentlichung eintrat. Die behandelte Angelegenheit ist eine der vielen Aeusserungen politischer und religiöser Reaction, die nach der Schlacht bei Mühlberg eintrat. Die Stadt Constanz, seit 1530 Mitglied des schmalkaldischen Bundes, hatte ungeachtet des 1527 mit Zürich, 1528 mit Bern abgeschlossenen Burgrechtsvertrags nach dem Siege des Kaisers die schwerste Schädigung schon darum zu befürchten, weil ihre Lage — nur durch den Stadtgraben vom thurgauischen Gebiete der Eidgenossen getrennt, die Kaiserlichen zur grössten Energie auffordern musste, sie nicht vom deutschen Reiche loszulassen.

Wohl mochte jetzt allgemein das Gefühl der Reue darüber herrschen, dass das Schreiben des Kaisers vom 14. Juni 1546, welches unter Erbieten wesentlicher Vortheile das Ausscheiden aus dem schmalkaldischen Bunde verlangte, sogar unbeantwortet geblieben war.

Jetzt blieb nur übrig die Aussöhnung mit dem Kaiser nach Möglichkeit zu betreiben. Die Stadt liess es daran nicht fehlen. In beweglichen Schreiben an den kaiserlichen Landvogt zu Nellenburg, Jakob von Landau, an König Ferdinand selbst suchte sie zuerst Stundung des gewaltsamen Zugriffs zu erlangen. Aber letzterer machte seine Aussöhnung als deutscher König von der des Kaisers abhängig und ersterer erklärte der Stadt, 16. October 1547, dass er den kaiserlichen Auftrag habe, auf die Güter, Zehnten, Gülten der Schmalkaldischen Bundesverwandten Beschlag zu legen. Und schon nach 2 Tagen meldeten die dem Konstanzer Spital Angehörigen von Sipplingen und Hedingen bei Ueberlingen, dass sie dem Kaiser haben huldigen müssen und von allen Seiten her wurden durch die bischöflichen Amtleute ähnliche Massregeln in Aussicht gestellt und nur bis zum Ausgang der Aussöhnungsverhandlungen mit dem Kaiser kurze Stundung erhalten. Diese Verhandlungen hatten mit der Bitte um Fürwort an den Kanzler Nicolaus von Granvella 24. Septbr. begonnen und es wurde zu ihrer Führung Bürgermeister und Rath den 22. October von der Gesammtbürgerschaft ermächtigt.

Diese Verhandlungen nun bilden den weitern Inhalt der Schrift. Während über die Stadt die engste Sperre von den katholischen Reichsständen verfügt wird, während die Bürger, in ihrer Hoffnung durch Zürichs Vorwort und die Bemühungen Heinrichs II. den Beistand der Eidgenossen zu erhalten schon 1546 getäuscht, sich an den Landvogt von Landau, an den bischöflichen und österreichischen Landvogt von Ober- und Niederschwaben Dr. Gienger vergeblich wenden, erklärt der Rath dem erstern, dass der Stadt Haltung nicht ein Werk der Verführung, sondern eigenster Ueberzeugung gewesen, ja dass sie, obwohl den 19. Februar 1548 ihr Bündniss aufhöre, nur mit Bewilligung des andern Theils dasselbe absagen könne, dass sie aber den Churfürsten von Sachsen, den Landgrafen von Hessen und die Stadt Strassburg um Einwilligung zu ihren Versöhnungsverhandlungen angegangen und von letzterer sie auch erhalten habe, dass sie endlich hoffe, Milderung oder Nachlass der angesetzten Strafgelder zu erhalten. Der schwankende Zustand und die Unfassbarkeit der Verhandlungen dauerte bis in den März 1548 und wird von dem Fürsprech der Stadt, Dr. Gienger dem Verdachte des Kaisers zugeschrieben, dass die Stadt in Verhandlung mit den Eidgenossen und dem König von Frankreich stehe. — Den 17. März endlich wurde das kaiserl. sichere Gebiet gegeben für die Gesandten, welche »Bürgermeister und Rath der

Stadt Konstanz zu Uns zu verordnen und abzufertigen haben, Uns um Huld und Gnade unterthäniglich anzusuchen etc.«

Merkwürdig ist für dieses Stadium der Vorverhandlungen ein vom Verf. S. 7 angeführter Zwischenfall. Den 8. Nov. 1547 erhielt der Stadtrath ein Schreiben des Freiherrn (Ulrich) von Sax zu Bürglen, worin ein Gesandter des Raths an ihn begehrt wurde. Dieser — der Bürgermeister Thomas Blarer, Bruder des Reformators — traf bei ihm einen Freiherrn von Schwarzenberg, — wie in einer Anm. von Ritter v. Bergmann? wohl richtig vermuthet wird, einen Schwager des Herrn von Sax — welcher den Rath gab, die Stadt solle sich in keine beschwerliche Aussöhnung mit dem Kaiser einlassen, »da er von einem Herrn den Auftrag habe den Rath zu warnen, weil er der Stadt, wenn es verlangt würde, mit Leuten und Gütern beholfen sein wollte.« Sollte dieser Herr der Graf Wilhelm von Fürstenberg oder der Herzog von Würtemberg gewesen, oder nicht, vielleicht das Ganze eine österreichische Falle gewesen sein, um die widerspenstige Reichsstadt noch mehr zu compromittiren?

Der zweite Akt des Drama's beginnt mit der Instruction für die vom kleinen und grossen Rath den 14. April zum Reichstag nach Augsburg abgefertigten Gesandten, den Altbürgermeister Thomas Blarer, Peter Labhart und Hieronymus Hürus. Diese ging dahin, zuerst mit Dr. Gienger zu verhandeln und dessen Rath entgegen zu nehmen, den Wunsch auszusprechen, mit dem Kaiser zuerst, dann erst mit seinem Bruder zu verhandeln, eventuell, wenn sie zum Fussfall vor dem Kaiser zugelassen würden, diesen zu leisten und sich in desselben Gehorsam und Gnade zu ergeben. Würden weitere »Beschwerlichkeiten« von ihnen verlangt, so sollten sie sich dagegen sträuben, nöthigenfalls an den Rath berichten, besonders wenn eine solche Handlung »gegen Gott und gutes Gewissen« und der Bürgerschaft verderblich wäre, den ihnen zugemutheten Eid sollten sie nur in der vom Rath vorgeschriebenen Weise, oder auf andere ungefährliche Weise leisten, oder weitern Bericht erstatten, endlich über der Stadt Betheiligung am schmalkaldischen Krieg und die angeblichen Bündnisse mit Frankreich und den Eidgenossen sich bestens entschuldigen oder rechtfertigen und wegen des Güterarrestes ihr Möglichstes thun, auch einen geschickten und vertrauten Dollmetscher zu sich nehmen. Mündlich wurde dieser Instruction beigefügt, dass sie die erbotenen guten Dienste mehrerer genannten Herrn, des Abts Gerwig Blarer zu Weingarten, des Grafen Friedrich von Fürstenberg, Sigmund von Landenberg u. A. mit Dank in Anspruch nehmen sollen. Daneben erhielten sie unbeschränkte Vollmacht zur Verhandlung Namens des Raths und der Gemeinde und einen Beglaubigungsbrief an den Minister Granvella. So ritten sie den 22. April in Augsburg ein. Granvella war krank und so gaben sie ihr Creditiv an dessen Sohn, den Bischof von Arras, der dann auch fortan die Unterhandlungen

leitete. Dieser drückte zwar alle Bereitwilligkeit aus, die Ungnade des Kaisers zu mildern, hob aber gleich jetzt die neue Beschwerde hervor, dass Constanz die Augsburger brieflich in ihrer Religion — offenbar Druck- oder Schreibfehler statt Rebellion — bestärkt hätte. Auf die desfallsige Entschuldigung oder Rechtfertigungsschrift vom 5. Mai erklärte Bischof Granvella den 13, dass er die letztere wegen Mangels ihres Erbietens der Rückkehr des Constanzer Bischofs und bestimmter Bussgelder (der in die Sache eingeweihte Abt Gerwig Blarer hatte von 50000 Gulden gesprochen) dem Kaiser nicht vorgelegt habe. Aber würde auch Alles dieses angeboten, so könne er sie dennoch der kaiserlichen Gnade nicht versichern, da noch mehrere Artikel vorbehalten sein möchten.

Die Gesandten erwiederten zunächst ausweichend und gaben nach vorgängiger Berathung mit ihren Sachwaltern Dr. Mayer und Selden den 15. Mai die frühere Eingabe mit Abkürzungen ein. Jetzt wurde betont, dass die Stadt dem Kaiser unterwürfig sei, seine Feinde nicht hegen, den Kriegsschaden in Verbindung mit den andern ausgesöhnten Städten ausgleichen, auch ein oder das andere Geschütz ausliefern wolle, obgleich sie seit dem Verluste ihrer Artillerie im Schweizerkriege (Treffen beim Schwaderloch vg. v. Schreckenstein »Wolfgang v. Fürstenberg etc.«) wenig Stücke mehr besitze, dass sie aber hoffe, namentlich bei der drohenden Auswanderung der Vermöglichen nur wie die geringern Städte behandelt zu werden und dass sie bäte, die bischöfliche Frage nicht in die gegenwärtige Verhandlung zu mengen. Gerade an diesem Tage aber wurde die letztere noch verwickelter durch die gleichzeitige Verkündung des »Interim.« Wahrscheinlich schlossen sich die Gesandten der Antwort an, welche im Namen der freien Reichsstädte Jakob Sturm 19. Mai einreichte, die übrigens vorerst vom Kaiser nicht ungnädig aufgenommen wurde. Gleich des folgenden Tages wurden die Gesandten zu Granvella d. j. berufen, welcher viel von der Ungnade des Kaisers sprach und ihnen rieth »sich jetzt dazu zu schicken, denn was jetzt versäumt würde, könnte später nicht mehr geschehen.«

Den 3. Juni wurden die kaiserlichen Bedingungen eröffnet. Sie lauteten auf unbedingte Unterwerfung auf Gnade und Ungnade, Wiederaufnahme von Bischof und Stift nebst deren Entschädigung, Annahme und Besoldung eines kaiserl. Hauptmanns mit 400 fl., Abschaffung aller Bündnisse, Annahme der geistlichen und weltlichen Verordnungen, welche der Kaiser für Konstanz treffen werde, Ablieferung etlicher Feldgeschütze und einiger Tausend Gulden, schliesslich Auslieferung des churpfälzischen Rentmeisters Gabriel Arnold. In einer Bittschrift auf Milderung dieser Bedingungen (13. Juni) beschwerten sich die Gesandten natürlich vorzüglich gegen die Wiederkehr der katholischen Geistlichheit und den kaiserlichen Stadthauptmann, und als der Bischof in persönlicher Audienz darauf bestand und den Reformator Ambros Blarer, der

inzwischen zu Augsburg sich eingefunden hatte und seinen Bruder, den Altbürgermeister, hart anfuhr, machten sie eine letzte Redaction, in welcher sie wegen der genannten Punkte erklärten, sie dürften so wichtige Dinge nicht hinter dem Rücken des Raths verwilligen. Es wurde ihnen zum Bericht an den Stadtrath erst 8 Tage, dann bis zum 16. Juli Frist gegeben, zugleich aber verlangt, dass die Angelegenheit vor die gesammte Gemeinde gebracht werde. — Wahrscheinlich glaubten die Räthe des Kaisers sich schon der Majorität sicher und zwar nach Berichten, wie wir unten angeben werden, die wahrscheinlich ein wohl unterrichteter Parteigänger der Oesterreicher erstattet hatte. Die Beschlussnahme durch die Zünfte aber, den 12. Juli, fiel anders aus; es wurde mit Mehrheit ein Schreiben des Raths an den Kaiser angenommen, in welchem die Stadt zwar zur Ablieferung von 8000 Gulden und 4 Kanonen sich erbötig machte, diejenigen Artikel aber, welche ihre Religion gefährden, ablehnt und den Kaiser auf das Beweglichste bittet, nicht zum Ruine der Gemeinde darauf zu bestehen. Als die Bittschrift den 16. Juli dem Bischof von Arras überreicht wurde, verweigerte er ihre Annahme, weil der Kaiser kein Schreiben einer ungesühnten rebellischen Stadt annehme; nur eine Abschrift nahm er entgegen. Hierüber aufgebracht berief der Rath [wohl etwa den 21. Juli, und kam der Erlass an die Gesandten etwa den 26. Juli] die Gesandten ab, die aber ihre Befürchtung aussprachen, man möchte dieses als Halsstarrigkeit auslegen und baten sie noch einige Tage warten zu lassen, bis kaiserliche Antwort erginge. Diese gab der Bischof Granvella den 5. August, nachdem er die Gesandten bis gegen 5 Uhr Abends hatte warten lassen, beim Durchgang vom Mittagsmahl in den Garten dahin, dass kaiserliche Majestät »befind, dass die von Konstanz sich zu der Aussöhnung nicht schicken wollen, weshalb J. M. alle Handlung abgeschnitten habe.«

Hiemit endigten die Geschäfte der Gesandtschaft; des andern Tags wurde die Reichsacht über Konstanz verhängt und veröffentlicht, die Gesandten kehrten schleunigst nach Hause zurück, um unterwegs zu vernehmen, dass der spanische Oberst Alphons Vives am Tage der Veröffentlichung der Acht einen Sturm gegen Konstanz unternommen und die Vorstadt Petershausen niedergebrannt habe, aber zurückgeschlagen worden und gefallen sei.

Die nochmaligen Versuche, die Eidgenossen und die schwäbischen Stände zur Verwendung für die Stadt zu bewegen, schlugen fehl; letztere gaben, erstere erhielten vom Kaiser schnöde Abweisung. Den 18. August wurde das Interim in der Stadt verlesen, den 10. September zwar noch einmal beschlossen, nicht sogleich sich dem Kaiser unbedingt zu unterwerfen, sondern den Erfolg der eidgenössischen Verwendung abzuwarten. Doch da die Nachricht von der Erfolglosigkeit derselben eintraf [dieses hätte der Verf., da er S. 39 zum Schlusse eilte, doch betonen sollen], ging die

politische und kirchliche Reaction mit raschen Schritten vorwärts. In diese Tage fällt, was der Verf. nicht erwähnt und auch J. Eiselin (Geschichte und Beschreibung der Stadt Konstanz S. 166) nicht mit dem Datum belegt hat, der Vorwurf gegen die Gesandten, dass durch ihre Zähigkeit es nicht zur Aussöhnung gekommen sei und in Folge dessen die Entsetzung Th. Blarers von der provisorisch verwalteten Bürgermeisterwürde durch die definitive Wahl eines offenbar österreichisch gesinnten Zunftlers, des Bäckermeisters Zündelin. Dieser lässt den Abt Gerwig Blarer über die Unterwerfung der Stadt unter das Haus Oesterreich unterhandeln; ihnen geht durch Versprechungen goldener Berge ein Konstanzer Reisläufer, Hauptmann Egli zur Hand, der als spanischer Soldat bei dem Sturme des Alphons Vives mitgewirkt hatte, jetzt bei der österreichischen Heeresabtheilung steht, die Freiherr von Pollweiler zu Bregenz zur Vollziehung der Reichsacht sammelt, und, wie sicher anzunehmen ist, schon vorher mit Zündelin und seinen Gesinnungsgenossen in Verbindung stand. Jetzt trieb er sich zu Konstanz herum und bei einer Zunftumfrage, bei welcher Zündelin die der katholischen Geistlichkeit aus naheliegenden Gründen holden Fischer und Bäcker in's Vordertreffen schickt, ward den 11. Oct. mit einem Mehr von 50 Händen die Unterwerfung unter Oesterreich beschlossen. Wir hätten gewünscht, dass, dem Titel seiner Schrift entsprechend, der Verf. gerade dieses Abspielen der Katastrophe eingängiger behandelt hätte, zumal der Ausruf Thomas Blarers nach der Abstimmung: »So erbarm' sich Gott, dass ich in Augsburg nicht anders gehandelt hab', als was ihr mir befahlt!« klar andeutet, dass auch jetzt noch, in der zwölften Stunde, das Verfahren der Gesandten einer Kritik unterworfen wurde.

Der Verfasser drückt sich (S. 39) hierüber so aus: Wie man einerseits die verblendete Hartnäckigkeit des Rathes und der Bürger von Konstanz und anderseits das Verfahren des Kaisers ansehen mag, so wird man doch anerkennen müssen, dass Konstanz würdig gefallen etc.«

Wir glauben, dass Gesandte und Rath mit Erfolg nicht anders handeln konnten und dass eben die Lage der Stadt, als Brücke zwischen den vorarlberg'schen, schwarzwäldischen und rheinthalischen Besitzungen Oesterreich's der Nagel am Sarge ihrer Reichsfreiheit war.

Allerdings hätte mit einem Anerbieten von einem Dutzend Feuerschlünden und 50000 Gulden die Stadt von vorneherein bessere Behandlung von Seiten des Bischofs von Arras sich erkaufen können. Allerdings hätte die Aufnahme des Domcapitels und des Bischofs bei freier Ausübung ihrer Religion durch die Bürgerschaft ebenso gut als zu Worms, Strassburg u. s. f. bei'm Augsburger Religionsfrieden sich verwinden können; der Bischof hätte ebenso wohl, als früher und später seinen Sitz wieder zu Mersburg genommen, wo er allein herrschte. Aber die Aufnahme eines kaiser-

lichen Stadthauptmanns — natürlich mit einer Garnison war dem Verluste der Reichsfreiheit gleichbedeutend. Und eben darum bestunden die kaiserlichen Räthe so fest darauf.

Auch andere Umstände deuten dahin. Weniger vielleicht, dass unter nichtigem Vorwande (S. 28) zwei Wälsche sich spähend zu Konstanz sich aufhielten (Juni 1548) und von dem städtischen Marksteller — ein zu erklärendes Wort, Marstaller- Poststallmeister der Stadt — nach Tuttlingen (wo die Spanier lagen) geführt werden wollten, denn dieses konnte auch leerer Argwohn sein. Wohl aber die schon oben angedeuteten Verbindungen der Oesterreicher in der Stadt, ohne welche Egli und Zündelin sich gewiss nicht so gleich zusammengefunden hätten, und schliesslich der Ueberfall derselben, während ihre Gesandten bei'm Kaiser waren und zwar gerade am Morgen der Achterklärung. Dass der letztere Umstand dem spanischen Obersten nicht unbekannt war, möchten wir aus dem Umstande schliessen, der S. 37 angeführt ist. Als die Gesandten den 7. August bei Memmingen an die Iller kamen, begegnete ihnen mit der Post ein kaiserlicher Commissär, der zu Konstanz gewesen — in welchen Geschäften? — mit einem Metzger, die damals wohl die besten Wegweiser waren, aus Ravensburg und der letztere gab einem der Gesandten, seinem Zunftgenossen Labhart die erste Nachricht vom Ueberfalle der Stadt.

So klein die Schrift ist, so gibt sie in ihrer actenmässigen Genauigkeit einen höchst anerkennenswerthen Beitrag zur Geschichte des Interims und wir können dem Verf. und der österreichischen Akademie der Wissenschaften nur Dank für ihre Veröffentlichung wissen.

Mannheim, Juni 1867. **Fickler.**

---

1) *Grundriss der Geschichte der Philosophie von Thales bis auf die Gegenwart. Von Dr. Friedrich Ueberweg, ausserordentl. Professor der Philosophie an der Universität zu Königsberg. Erster Theil. Zweite, durchgesehene und erweiterte Auflage. Berlin 1865, Druck und Verlag von E. S. Mittler und Sohn. 2. Aufl. Erster Theil, XI u. 244 S. Zweiter Theil, 1866, XII und 239 S. Dritter Theil, 1866, VIII und 327 S. gr. 8.*

2) *Grundriss der Geschichte der Philosophie von Dr. Johann Erdmann, ordentl. Professor der Philosophie an der Universität zu Halle. Berlin. Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). London: Williams u. Norgate. Erster Band, VIII und 622 S. Zweiter Band, VIII und 812 S. gr. 8.*

Vor dem Erscheinen der oben genannten beiden Grundrisse war die Schwegler'sche »Geschichte der Philosophie im Umrisse« (Stuttgart, 1848) in allgemeinem Gebrauche und für das Alterthum benutzte man, um die Umrisse etwas genauer zu er-

fassen und sich mit einiger Literatur vertraut zu machen, Schweglers Geschichte der griechischen Philosophie (herausgegeben von C. Köstlin, Tübingen, 1859). Die schnell hinter einander folgenden Auflagen des Schwegler'schen Umrisses bewiesen, wie sehr das Unternehmen einem wirklichen Bedürfnisse der Studierenden entgegen kam.

Es ist gewiss eines der Hauptverdienste der neuern, insbesondere der Hegel'schen Philosophie, dass ihr Entwickelungsgang nicht nur zu einer scharfen Kritik im Studium der Gottes- und Rechtswissenschaft geführt, sondern dass auch die Geschichte der Philosophie unter diesem kritischen Einflusse in Deutschland bedeutende Fortschritte gemacht und bleibende Resultate errungen hat. Die wichtigsten Erfolge wurden für das Alterthum in den grösseren Werken von Zeller und Brandis, für die Neuzeit durch Erdmann und Kuno Fischer gewonnen. Zu einem für Studierende und Lehrer gleich nothwendigen, zusammenfassenden Ueberblicke sind die hoch verdienten Werke dieser Gelehrten zu weit angelegt und gerade der so bedeutende Fortschritt der Geschichte der Philosophie lässt uns eine Zusammenfassung als dringend geboten erscheinen. Der Schwegler'sche Umriss entspricht wohl im Allgemeinen dem Geiste des Fortschrittes in der Wissenschaft Er zeichnet die allgemeine Tendenz der philosophischen Systeme klar und scharf und unterscheidet genau das Wesentliche, welches den allgemeinen Entwickelungsgang der Philosophie und ihrer Systeme umfasst, von dem Ausserwesentlichen, das sich nicht auf die allgemeine Tendenz und den allgemeinen Charakter der philosophischen Systeme bezieht. Allein wir erhalten, da der Verfasser dieses Umrisses nicht in die einzelnen Theile der philosophischen Systeme eingeht und im Umrisse ohne alle Belege, in der Geschichte der griechischen Philosophie nur mit spärlichen Belegen seine Darstellung gibt, also natürlich auch in keine einzelne kritische Forschung eingeht, keinen Begriff von der Wissenschaft der Geschichte der Philosophie, wie sie sich unter den Einflüssen kritischer Forschungen entwickelt hat. Dogmatisch wird dem Leser im Umrisse das System geboten, ohne dass er durch Kenntniss der kritischen Streitfragen in den Stand gesetzt ist, selbst zu entscheiden, auf welche Seite er sich wenden soll. Fehlt doch die Berührung solcher Fragen, ja selbst nur der Hülfsmittel dazu gänzlich.

Hieraus geht zur Genüge hervor, dass ein Grundriss, wie der Schwegler'sche, zur wissenschaftlichen Ausbildung nicht mehr hinreichend sein kann. So kommen die beiden vorliegenden, von zwei rühmlichst bekannten selbstständigen Forschern stammenden Werke dem neuen Bedürfnisse entgegen, auf der Grundlage der fortgeschrittenen Forschung und mit übersichtlicher Erkenntniss derselben eine das Wesentliche in den Systemen und ihren einzelnen Theilen zusammenfassende Uebersicht der Geschichte der Philosophie zu gewinnen. Da die Verfasser beider Werke auch als selbst-

ständige Denker im Gebiete dieser Wissenschaft erfolgreich arbeiteten, so ist natürlich, dass ihre Geschichtsdarstellung auch forschend in ihre Aufgabe eingreift.

Wie sehr die Arbeit des gelehrten Herrn Verfassers von Nr. 1 dem Bedürfnisse der Lehrer und Schüler entgegenkommt, zeigt die günstige Aufnahme, welche sie in weiten Kreisen gefunden hat und die rasch auf die erste (1862) erfolgte zweite, durchgesehene und erweiterte Auflage.

In der zweiten Auflage des ersten Theiles wurden die eigenen und fremden Forschungen seit 1862 aufgenommen und die literarischen Angaben bis zur Gegenwart fortgeführt, auch einzelne Partien, besonders in der Darstellung der ersten Periode, aus den Quellenschriften erweitert. Die äussere Anlage ist dieselbe geblieben.

Der erste Band enthält das Alterthum oder die vorchristliche Zeit. Die Einleitung umfasst den Begriff der Philosophie und der Geschichte, die Methoden der Geschichtsbetrachtung, die Quellen und Hülfsmittel der Geschichte der Philosophie. Zuerst wird die Philosophie der vorchristlichen Zeit charakterisirt. Als allgemeiner Charakter wird S. 15 angegeben »die vergleichsweise noch unmittelbare und des vollen Bewusstseins von dem Gegensatze und von der Ueberwindung des Gegensatzes ermangelnde Einheit des Geistes in sich und mit der Natur.« Sodann wird kurz von der »so genannten orientalischen Philosophie« gehandelt und hierauf der Uebergang zur eigentlichen Philosophie des Alterthums, zur griechischen, gemacht. Die Anlage, Eintheilung und Ausführung der letzteren sind auch in der zweiten Auflage dieselben geblieben. Es werden drei Perioden der griechischen Philosophie unterschieden: 1) die vorsophistische oder die Herrschaft der Kosmologie (S. 29—67), 2) die Periode von den Sophisten bis auf die Stoiker, Epikureer und Skeptiker oder die Begründung und Vorherrschaft der Anthropologie als der Lehre von dem denkenden und wollenden Subject (Logik und Ethik, S. 67—196), 3) die Periode der Neuplatoniker und ihrer Vorgänger oder die Vorherrschaft der Theosophie (S. 196—234). Den Schluss bildet die Tabelle über die Succession der Scholarchen in Athen (S. 235—237) und Berichtigungen und Zusätze (S. 239—244). Durch reichlichere Mittheilungen von Quellenschriften, besonders in der ersten Periode, durch das sorgfältige kritische Eingehen in die seit 1862 erschienenen Forschungen hat die zweite Ausgabe, ohne an Umfang unverhältnissmässig zugenommen oder die Grenzen der Aufgabe eines möglichst erschöpfenden Umrisses überschritten zu haben, bedeutend gewonnen.

(Fortsetzung folgt.)

Nr. 28. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Ueberweg u. Erdmann: Grundriss der Geschichte der Philosophie.

(Fortsetzung.)

Auch vom zweiten Bande liegt eine zweite, durchgesehene und erweiterte Auflage vor. Er enthält die Geschichte der patristischen und scholastischen Zeit. Hier war die oberste Norm, welche so leicht der durch theologischen Einfluss bedingte Standpunkt übersieht, »nicht späterer Zeit entstammte Reflexion oder Speculation über die Geschichte, sondern die Geschichte selbst im treuen Miniaturbilde darzustellen.« Man darf die eigene Speculation nicht in die Geschichte hineinlegen. Diesen Fehler begeht besonders der Darsteller der christlichen Philosophie unter dem Einflusse bestimmter religiöser Anschauungen. Auch hier gilt für die Geschichte der Philosophie das Gesetz der Objectivität in der historischen Darstellung, wenn gleich damit die speculative Entwicklung der philosophischen Systeme nicht ausgeschlossen ist. Philosophische Systeme können nur mit philosophischem Geiste entwickelt werden; aber man darf sie nicht, indem man sie einem modernen Systeme anbequemt, zu etwas machen, was sie nicht sind. Die Geschichte der Philosophie muss philosophisch dargestellt werden; aber sie darf nicht kantisch oder hegelich sein, d. h in längst vergangenen Anschauungen nach einem modernen Systeme zugestuzt. Diesen Fehler hat das vorliegende Buch vermieden und verdient darum nicht nur durch seine umfassende Gründlichkeit, sondern auch durch seine Unbefangenheit die beste Empfehlung für jene, denen es nicht um eine bestimmte Parteifärbung, sondern um die naturgetreue Entwicklung des geschichtlichen Stoffes der Philosophie zu thun ist. Für die Entwicklung der philosophischen Gedanken in diesem Abschnitt war die Aufnahme dogmengeschichtlicher und allgemein theologischer Elemente in so weit nöthig, als diese zum Verständniss des Ursprungs und der Bedeutung der christlichen Philosophie, besonders in der patristischen Zeit nothwendig erschien. In der scholastischen Zeit ist die strengere Absonderung der philosophischen und theologischen Aufgaben dem Ziele, welches eine Geschichte der Philosophie verfolgt, entsprechender, und da die Quellenschriften aus dieser Zeit weniger bekannt sind, erschien eine reichere Mittheilung derselben geboten. In der ersten Auflage waren die

patristische und die scholastische Zeit in zwei Theile getrennt. In der zweiten erschienen sie, als zusammengehörig, zweckmässiger zu einem Bande vereinigt. Plan und Ausführung blieben auch hier im Ganzen unverändert. Mit Recht wurde in der Darstellung der patristischen Zeit auf die allgemeine religiöse Basis der späteren theologisch-philosophischen Gedankenbildung ein besonderes Gewicht gelegt und darum in der zweiten Auflage Einzelnes schärfer gefasst, berichtigt und erweitert. Zugleich wurden an den betreffenden Stellen die neuesten Erscheinungen der Literatur berücksichtigt. In der Zeit der Bildung der christlichen Fundamentaldogmen bis zum Concil von Nicäa mussten alle hervorragenden Träger der in diesem Abschnitte entwickelten Anschauungen dargestellt werden, um die Gesammtentwicklung richtig aufzufassen und den Entwicklungsgang ununterbrochen festzuhalten. In der späteren Zeit musste in der Behandlung der einzelnen Denker eine Auswahl statt finden, weil es sich nicht um eine Darstellung des positiv-theologischen, sondern des philosophischen Denkstoffes handelt. Die Patristik darf mit der patristischen Philosophie nicht verwechselt werden. Nur da, wo die philosophische Anschauung die vorherrschende ist, die positiv theologische mehr in den Hintergrund tritt, konnte man eine mehr ins Einzelne eingehende Betrachtung der Denker in Anwendung bringen. Der Herr Verfasser war daher in seinem vollen Rechte, wenn er von den in dem Grundrisse nach ihrer Stellung im patristischen Entwicklungsgange erwähnten Vätern, Athanasius, Basilius, Gregor von Nazianz u. A. auch in der zweiten Auflage die einzelnen Lehrgebäude nicht ausführlich darstellte. Gregor von Nyssa wird als Typus des griechisch-christlichen Philosophirens der Zeit (nach Clemens von Alexandria und Origenes), Augustinus als Typus für das christliche Philosophiren im Abendlande aufgestellt und darum auch genau und ins Einzelne eingehend in der Lehre behandelt. Die übrigen mussten dann nothwendig in einem Grundrisse nur summarisch behandelt werden, und es würde dem Zwecke eines solchen widersprechen, wenn man auch bei den Nachfolgern der beiden genannten Väter eine Darstellung der einzelnen dogmatischen Lehrgebäude geben wollte, welche man kaum von einer weiter angelegten Geschichte der Philosophie verlangen kann. Eingehender dagegen musste, was geschehen ist, Pseudo-Dionysius dargestellt werden als Hauptvertreter der den Neuplatonismus mit der Kirchenlehre verschmelzenden Mystik. Auch die gelehrten platonischen Studien einzelner Kirchenlehrer gehören nicht in den Kreis eines Umrisses und sind darum auch nur obenhin erwähnt worden. Der Platonismus und Stoicismus haben, wie der Herr Verf. richtig andeutet, mehr durch die alexandrinische Religionsphilosophie und durch die aus ihr in die einzelnen Schriften des neuen Testamentes übergegangenen Begriffe auf das christliche Denken gewirkt, als dieses durch das un-

mittelbare Studium der Platonischen Schriften geschah. Auf den Einfluss der hellenischen Doktrinen wird schon im ersten Theile des Grundrisses §. 63 bei Philo hingewiesen. Die scholastische Abtheilung wurde durch die Darstellung der deutschen Mystiker, welche der Herr Verf. seinem Freunde A. Lasson verdankt, bedeutend erweitert.

Die deutsche Mystik des 14. u. 15. Jahrhunderts entwickelte sich in der deutschen Predigt, vom Orden der Dominikaner ausgehend. Die Form des Dogmas wurde abgestreift. Der lebende Mittelpunkt war die bei Albert und Thomas noch latente Wesenseinheit der Seele nach Vernunft und Willen mit Gott. Es war eine innerlich empfundene, nicht dialektisch entwickelte Einheit. Der Realismus war die Voraussetzung; die Elemente waren platonisch und neuplatonisch. Man ging auf Pseudo-Dionysius, Augustinus, zum Theil auch auf Thomas zurück. Der Vollender der ganzen Richtung ist Meister Eckhart. Vertreter derselben sind Johann Tauler, Heinrich Suso und Johann Rusbroek. Diese Zeit wird treffend von Lasson geschildert, dessen eingehende Studien in der Geschichte des mittelalterlichen Mysticismus durchaus gediegen sind. In Johannes Scotus Erigena stellt sich uns noch eine Art von Einheit des Mysticismus und Scholasticismus ihren ersten Keimen nach dar. In den Nominalisten und Realisten, Pelagianern und Augustinianern, Aristotelikern und Platonikern wird der Gegensatz des scholastischen und mystischen Elementes erhalten. In Bernhard von Clairveaux tritt die feindliche Stellung des Mysticismus gegen die Scholastik entschieden hervor; in den Victorinern erhält der Mysticismus eine wissenschaftliche Grundlage. In praktisch reformatorischen Associationen stellt er sich bei den Neumanichäern, den Waldensern, Wicliffiten und Hussiten, als den Vorkämpfern der Reformation und Bekämpfern des Kirchenthums und seiner diesem dienstbaren Scholastik, dar.

In der Darstellung des Thomismus wurde eine vergleichsweise kürzere Zusammenfassung unter Hinweisung auf die ausführlich dargestellte Lehre des Aristoteles (Grundr. I, S. 47—50) vorgezogen und für die spätere Zeit Prantls Forschung benützt. Das Mittelalter (die patristische und scholastische Zeit) und die neuere Philosophie werden der allgemeinen Kategorie der Philosophie christlicher Zeit untergeordnet. Hier ist aber wohl Philosophie der christlichen Zeit und christliche Philosophie zu unterscheiden. Das letztere Prädicat gebührt nur der mittelalterlichen, nicht der neueren Philosophie, welche die Befreiung von den Fesseln des Kirchenthums und seiner Lehre wesentlich kennzeichnet, und die eher eine Parallele zur antiken, als zur mittelalterlichen Philosophie darbietet.

Treffend ist das Urchristenthum auf der Grundlage der heiligen Schriften und unter der Benutzung der neuesten theologischen Forschungen dargestellt und mit gleicher Vorzüglichkeit die für

die mittelalterliche Philosophie späterer Jahrhunderte so wichtige patristische Zeit entwickelt. Es ist dieses genaue Eingehen ein Vorzug dieses Umrisses, den man vergebens in andern geschichtlichen Umrissen des philosophischen Denkstoffes sucht.

Die Philosophie christlicher Zeit umfasst nach der Eintheilung des Herrn Verf. drei Perioden: 1) die patristische, 2) die scholastische Philosophie, 3) die Philosophie der Neuzeit. Nach dieser Eintheilung erscheint die Philosophie der Neuzeit als die »dritte Periode« im Entwickelungsgange der Philosophie der christlichen Zeit. Allein, wie wir in der politischen Geschichte als charakteristisch verschieden die Zeiträume des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit unterscheiden, so müssen wir, da die Geschichte der Philosophie nur eine Seite im grossen allgemeinen Entwicklungsgange der Menschheit ist, auch in dieser diese drei wesentlich verschiedenen Charaktere unterscheiden. Die neuere Philosophie erscheint dem Unterzeichneten nicht als eine Fortsetzung oder Vollendung der im Mittelalter begonnenen Entwicklung, sondern als ein Gegensatz derselben, der in der Freiheit des Denkens mehr Aehnlichkeit mit dem Alterthum, als dem Mittelalter und auch ein von dem Mittelalter ganz verschiedenes Resultat, das klare Bewusstsein der Gegensätze und die Ueberwindung derselben in einer höhern Einheit, frei von jedem kirchlichen Einflusse und jeder theologischen Lehrmeinung, zu gewinnen versucht und theilweise wirklich gewinnt.

Die Philosophie der Neuzeit, welche den Inhalt des dritten Theiles bildet, wird in drei Hauptabschnitte zerlegt, 1) die Uebergangszeit (S. 6—32), 2) die neuere Philosophie oder die Zeit des ausgebildeten Gegensatzes zwischen Empirismus und Dogmatismus (S. 32—126), 3) die neueste Philosophie oder die Kritik und Speculation seit Kant (S. 126—306).

Der erste Abschnitt umfasst die Erneuerung des Platonismus und anderer Doctrinen des Alterthums, den Protestantismus und die Philosophie, die Anfänge selbstständiger philosophischer Forschung, Naturphilosophie, Theosophie, Rechtsphilosophie, der zweite Baco und Hobbes, Descartes, Geulinx, Malebranche und andere diesen gleichzeitige Philosophen, sodann Spinoza, Locke, Shaftesbury, Clarke und andere englische Denker, die Idealisten: Barkeley, Leibnitz und gleichzeitige Philosophen, und die deutsche so wie die französische Philosophie im 18. Jahrhundert, den Hume'schen Skepticismus und seine Bekämpfer, Reid, Beattie u. s. w., der dritte Abschnitt Kant's Leben und Schriften, die Kritik der reinen Vernunft und die metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft, die Kritik der praktischen Vernunft, die Religion in den Grenzen der blossen Vernunft, Tugend- und Rechtslehre, die Kritik der Urtheilskraft, Kant's Schüler und Gegner, Reinhold, Schiller, F. H. Jacobi, Fries,

Beck, Bardili u. s. w., Fichte und die Fichteaner, Schelling, dessen Anhänger und Geistesverwandte, Oken, Solger, Steffens, Baader, Krause u. A., Hegel, Schleiermacher, Schopenhauer, Herbart, Beneke, den gegenwärtigen Zustand der Philosophie in Deutschland und ausserhalb Deutschlands. Sehr richtig wird die Philosophie der Neuzeit bezeichnet als die »Philosophie seit der Aufhebung des die Scholastik charakterisirenden Dienstverhältnisses gegen die Theologie, in ihrem stufenweisen Fortgange zur freien, durch die vorangegangenen Bildungsformen bereicherten und vertieften, mit der gleichzeitigen positiv-wissenschaftlichen Forschung und dem socialen Leben in Wechselwirkung stehenden Erkenntniss des Wesens und der Gesetze der Natur und des Geistes.« Treffend ist, was der Herr Verf. über den Entwicklungsgang der neueren Philosophie S. 2 sagt: »Einheit, Dienstbarkeit, Freiheit sind die drei Verhältnisse, in welche nach einander die Philosophie der christlichen Zeit zu der kirchlichen Theologie getreten ist. Das Verhältniss der Freiheit entspricht dem allgemeinen Charakter der Neuzeit, welcher in der aus den mittelalterlichen Gegensätzen wieder herzustellenden harmonischen Einheit liegt. Die Freiheit des Gedankens nach Form und Inhalt wurde von der Philosophie der Neuzeit stufenweise errungen, zuerst unvollkommen mittelst des blossen Wechsels der Autorität durch Anlehnung an Systeme des Alterthums ohne die Umbildung, welche die Scholastik mit dem Aristotelischen vollzogen hatte, dann vollständiger mittelst eigener Erforschung der Natur und endlich auch des geistigen Lebens. Die Uebergangszeit ist die Periode des Aufstrebens zur Selbstständigkeit. Die Zeit des Empirismus und Dogmatismus charakterisirt sich durch methodische Forschungen und umfassende Systeme, die auf dem Vertrauen beruhen, mittelst der Erfahrung und des Denkens selbstständig zur Erkenntniss der natürlichen und geistigen Wirklichkeit gelangen zu können. Der dritte Abschnitt wird angebahnt durch den Skepticismus und begründet durch den Kriticismus, der die Erforschung der Erkenntnisskraft des Subjectes für die nothwendige Basis alles streng wissenschaftlichen Philosophirens hält und zu dem Resultate gelangt, dass das Denken die Wirklichkeit, wie sie an sich selbst sei, nicht zu erkennen vermöge, sondern auf die Erscheinungswelt beschränkt bleibe, über welche nur das moralische Bewusstsein hinausführe. Dieses Resultat wird von den folgenden Systemen negirt, doch sind diese sämmtlich dem Kantischen Gedankenkreise entstammt, der auch noch für die Philosophie unserer Gegenwart von einer unmittelbaren (nicht bloss von historischer) Bedeutung ist.«

Nach der Charakteristik der Philosophie der Neuzeit werden die Werke angeführt, welche die Geschichte der neueren Philosophie im Allgemeinen enthalten. Es ist zu loben, dass bloss die Werke als Hülfsmittel nach ihren Ausgaben ohne eine Kritik ihres Inhaltes angeführt werden. Man nimmt allzuleicht bei der Beur-

theilung einen einseitigen Parteistandpunkt ein, welcher die objective Darstellung selbst beeinträchtigt. Die Darstellung der Geschichte selbst soll uns ein Bild von dem Standpunkte des Herrn Verfassers geben, nicht die Recension der Hülfsmittel. Immerhin ist in der Geschichte der Philosophie auch die kritische Beurtheilung der Quellenschriften der Philosophen selbst und ihres Inhaltes wichtiger, als die der blossen historischen Hülfsmittel. Standpunkt, wie Darstellung, bekunden den philosophischen Geist des Herren Verfassers ohne vorgefasste Parteiansicht. Bei den einzelnen Philosophen wurden die grösseren und kleineren Werke, selbst die Abhandlungen in Zeitschriften, welche von ihnen handeln, mit Angabe der Seitenzahl, die Quellenschriften und die verschiedenen Ausgaben derselben, in den betreffenden Paragraphen der gedrängte Inhalt der Entwickelung im Allgemeinen und der Lehren der einzelnen Denker mit Beisatz einer enger gedruckten Ausführung mitgetheilt. Ueberall soll die philosophische Lehre durch sich selbst sprechen und wird bei bedeutenderen Denkern nicht nur das System im Allgemeinen aus seinen Principien entwickelt, sondern auch in den einzelnen philosophischen Wissenschaften durchgeführt. Der Grundsatz ist wohl der richtige, die Lehren der einzelnen Hauptphilosophen möglichst mit ihren eigenen Worten zu geben; dabei ist rühmend anzuerkennen, dass die Auswahl und Zusammenstellung der Quellenstellen so getroffen sind, ein möglichst treues und dem philosophisch Gebildeten verständliches Bild der einzelnen Philosophen zu geben und dadurch den Einblick in den Gesammtzusammenhang und in das Gesammtresultat zu gewinnen. Die Beurtheilung der einzelnen Philosophen wird dem Leser überlassen. Nur bei zwei der bedeutendsten früheren Denker wird eine Ausnahme gemacht, bei Spinoza und Kant. Sie werden nicht nur unter allen am ausführlichsten behandelt, sondern auch hinsichtlich des Inhaltes ihrer Lehren einer Kritik unterzogen, da ihre »Theoreme noch gegenwärtig unmittelbar die Weltanschauung Vieler bestimmen.« Spinoza wird von S. 56—77, Kant von S. 127—183 dargestellt. Die Darstellung des Spinoza ist nach Hülfsschriften, Quellenwerken, ihren Ausgaben und nach dem Inhalte der Lehren für einen Grundriss möglichst erschöpfend und bietet alles Wissenswürdige in klarer Uebersichtlichkeit. Die Kritik geht hier, wie bei Kant, mehr auf die Argumente oder die Beweisgründe, als auf die speciellen Lehren. So wenig der Scharfsinn zu verkennen ist, mit welchem die Mängel in Spinoza's System dargestellt werden, so hätten wir doch der ganzen Anlage des Buches nach gewünscht, dass der Herr Verf. sich auf eine blosse Darstellung, wie dieses sonst durchweg geschieht, beschränkt und höchstens am Schlusse der Darstellung seine Ansicht kurz dargelegt hätte. Hier aber finden wir schon vor der Darstellung eine Anfechtung von Spinoza's Definitionen. Sodann werden diese nicht im Zusammenhange dargestellt; sondern gleich hinter jeder einzelnen Definition wird das

Mangelhafte, Widersprechende, Irrthümliche, ja, wie der Herr Verf. sich häufig ausdrückt, das »Absurde« derselben oder wohl auch des daran angeknüpften Axioms angedeutet.

Es ist hier nicht der Ort die einzelnen kritischen Aussetzungen des Herrn Verf. zu besprechen. Immerhin verdient ein Werk, wie das Spinoza's, die Anerkennung jedes Denkers, auch derjenigen, welcher einer andern Ansicht sind. Spinoza's Ethik ist eine der genialsten Schöpfungen, welche jemals der philosophische Geist hervorgebracht hat, aus einem Gusse entstanden, in allen seinen Theilen organisch verbunden. In ihm ist dem unhaltbaren Cartesiusschen Dualismus gegenüber ein grosser Gedanke ausgesprochen und folgerichtig aus Cartesius Sätzen selbst entwickelt, der Gedanke der Einheit in Allem, was der menschliche Verstand als von einander abgesondert und ohne ein Anderes bestehend betrachtet, der Gedanke von einer immanenten Ursache aller Erscheinungen. Wenn man den Begriff der Substanz, wie ihn Cartesius ursprünglich fasst, im Ernste nimmt, so entwickelt Spinoza folgerichtig nur eine Substanz. Die einzelnen Dinge erscheinen dann nur als bestimmte und begrenzte Arten und Weisen, wie diese eine Substanz existirt (modi certi, determinati, quibus haec una vera substantia existit). Das Wesentliche, das Ewige, das Beharrende, sich gleich Bleibende in ihnen ist eben diese eine Substanz. Sie ist kein Abstractum nach Spinoza, sie ist die Natur; sie ist das unendliche Sein, die unendliche Macht derselben, das unserem Denken Gott ist. Die Attribute sind nicht geschieden, sie sind nur dem menschlichen Verstande verschieden. In der Substanz sind sie eines; denn das Attribut ist nur das, was der menschliche Verstand an der Substanz wahrnimmt als ihr Wesen ausmachend, nicht, was das Wesen der Substanz, abgesehen von der menschlichen Auffassung, bildet. Sagt doch Spinoza ausdrücklich in der definit. IV: Per attributum intelligo id, quod intellectus de substantia percipit tanquam essentiam eius constituens. Nicht aber sagt er, das Attribut sei id, quod essentiam substantiae constituit. Die definit. VI hebt die 4. Definition nicht auf. Denn, wird auch hier Gott die substantia constans infinitis attributis genannt, so wird auch ausdrücklich beigefügt, dass sie nur in sofern Gottes Attribute sind, als sie eine aeterna et infinita essentia ausdrücken. Dieses Ausdrücken ist eben die Auffassung des menschlichen Verstandes, welcher die Attribute, die er an dem Einzelnen wahrnimmt, also die endlichen Attribute Gott nur im unendlichen Sinne beilegen kann. Wir Menschen können, da wir in den Erscheinungen Denken und Ausdehnung unterscheiden, beide nur in unendlichem Sinne Gott beilegen. Gott ist unendliches Denken und unendliches Sein. Beides aber ist in ihm als der ewigen, unveränderlichen Einheit Eines und Dasselbe, was wir Menschen von unserem endlichen Standpunkte mit unserer Anschauungsweise verschieden auffassen. Wenn Spinoza in der definitio I. den Begriff der causa sui gibt, so will er damit nichts

Anderes bestimmen, als den letzten Grund oder den Urgrund. Der Wortverstand ist nicht der Sinn Spinoza's, es ist ein Ausdruck der Scholastik, dem er einen vernünftigen Sinn gibt, indem er den Ausdruck nicht so nimmt, dass Gott sich selbst verursacht, dass die causa sui zuerst ist, und dann wieder hintennach ist, zuerst als causans, dann als causatum. Es ist damit nur so viel gesagt als ens non causatum ab alia re. Es hängt diese Behauptung mit dem Spinozistischen ersten Axiom zusammen: Omnia, quae sunt, vel in se vel in alio sunt. Das in se esse ist die Substanz (Gott), das in alio esse sind die von ihm abhängigen Dinge oder nach Spinoza affectiones substantiae (modi).

Was der Herr Verf. gegen die Kant'sche vermeintliche Erkenntniss a priori S. 148 u. 149 sagt, ist vortrefflich. Es wird S. 150 u. 151 nachgewiesen, dass weder die Mathematik noch die Naturwissenschaft apriorische Erkenntnisse nach dem Kant'schen Wortgebrauch des a priori habe. Treffend heisst es S. 151: »Naturwissenschaft, sagt Kant ferner, enthält synthetische Urtheile a priori in sich z. B. in allen Veränderungen der körperlichen Welt bleibt die Qualität der Materie unverändert; in aller Mittheilung der Bewegung müssen Wirkung und Gegenwirkung jeder Zeit einander gleich sein; ferner das Gesetz der Trägheit u. s. w. Die Geschichte der Naturwissenschaft zeigt aber, dass sich diese allgemeinen Sätze, wozu das Gesetz der Erhaltung der Kraft u. a. sich hinzufügen lassen, als späte Abstractionen aus wissenschaftlich durchgearbeiteten Erfahrungen ergeben haben und keineswegs a priori vor aller Erfahrung oder doch unabhängig von aller Erfahrung als wissenschaftliche Sätze feststanden; nur in sofern sich in ihnen nachträglich eine gewisse Ordnung bekundet, die eine philosophische Ableitung aus noch allgemeineren Principien, z. B. aus der Relativität des Raumes, möglich zu machen scheint, gewinnen sie einen im Aristotelischen, aber wiederum nicht im Kantischen Sinne apriorischen Charakter.« Ueberall werden die begründeten Einwendungen gegen die Entwicklung des Kant'schen Systemes eingeklammert gegeben. Auch bei den übrigen auf die philosophische Anschauung unserer Zeit einwirkenden Philosophen sind eingeklammerte Gegenbemerkungen, jedoch weit spärlicher als bei Spinoza und Kant, angefügt. Wenn der Herr Verf. die Kritik mit der Darstellung der Systeme Spinoza's und Kant's verband, sollte dieses auch bei den späteren Denkern statt finden. Bei Schellings transcendentalem Idealismus wird von dessen Grundgedanken der Naturphilosophie gesagt, dass sie »bei allem Phantastischen der Durchführung doch von bleibendem Werthe sind« (S. 204). Sehr richtig wird über die spätere schriftstellerische Wirksamkeit desselben behauptet: »Immer mehr wich von nun an die Fülle philosophischer Productivitat einem Synkretismus und Mysticismus, der immer trüber und doch zugleich prätensionsvoller ward«; von Krause, dass er »seinen philosophischen Schriften die

Verbreitung unter den Deutschen durch seine wunderliche Terminologie, die rein deutsch sein soll, aber undeutsch ist, selbst beschränkt habe« (S. 217). Nachdem auf das »Wahre des Grundgedankens« und auf das »Grosse in der Durchführung« der Hegelschen Ansicht von der Geschichte der Philosophie bei »manchem Ueberspannten, Einseitigen und Schiefen, welche Ansicht sich »im wesentlich gleichen Sinne« auch »auf das Ganze des Systems bezieht«, aufmerksam gemacht worden ist, wird Schleiermachers philosophische Erkenntnisstheorie als eine solche bezeichnet, welche »die apriorische Einseitigkeit der Hegel'schen Dialektik überwindet« (S. 230). Von Schleiermachers Philosophie heisst es S. 231: »Sie ist von ihm nicht zu einem allumfassenden und in Gedankengehalt und Terminologie streng geschlossenen Systeme fortgebildet worden und steht daher an sachlicher und formeller Vollendung sehr weit dem Hegel'schen und auch dem Herbart'schen Systeme nach, ist aber ebenso auch von mancher mit diesen Systemen unabtrennbar verwachsenen Einseitigkeit frei und in ihrer grossentheils noch unabgeschlossenen Gestalt mehr als jede andere nachkantische Doctrin einer reinen, die verschiedenartigen Einseitigkeiten überwindenden Ausbildung fähig.« Sehr viele philosophische Werke der Gegenwart sind angeführt und werden unter die Rubriken gewisser philosophischer Schulen gestellt, wie wohl sich gegen einzelne Rubricirungen Manches erinnern liesse, da solches Subsumiren bei selbstständigen Forschungen in dem Gebiete einzelner Wissenschaften immer seine Schwierigkeiten hat.

Der Philosophie des Auslandes ist der Schlussparagraph 29 gewidmet. Sehr zweckdienlich ist das ausführliche Namenregister für alle drei Theile (S. 307—327). Es enthält die »Namen der im Grundriss erwähnten Philosophen, nicht der Historiker der Philosophie und der Litteratoren.« Die Fülle und Uebersichtlichkeit des Materials, die Klarheit in der Anordnung und Darstellung lässt kaum etwas zu wünschen übrig und so begrüssen wir vorliegendes, mit dem dritten Theile zum Abschlusse gekommenes Werk als eine den Bedürfnissen des Lehrers, wie des Lernenden, gleich sehr entsprechende Unternehmung, welche weder im Inhalte, noch in der Methode der Behandlung durch die Färbung eines einzelnen philosophischen Systemes getrübt ist.

Nr. 2. Der Erdmann'sche Grundriss, von einem Denker, welcher durch seine umfassende Geschichte der neuern Philosophie um diese Wissenschaft sich hoch verdient gemacht hat, umfasst im ersten Bande die Philosophie des Alterthums und des Mittelalters, im zweiten die Philosophie der Neuzeit.

Der Herr Verf. behandelt die ganze Geschichte der alten Philosophie auf den ersten 192 Seiten des ersten Bandes, die Philosophie des Mittelalters umfasst alles Nachfolgende bis S. 622, sie nimmt also einen mehr als dreimal grösseren Raum, als die alte Philosophie ein, welche gegenüber der mittelalterlichen

mit Recht einen ungleich grösseren Anspruch auf eingehende Behandlung hat. Der Herr Verf. hat diesen Missstand wohl gefühlt und sucht ihn damit zu entschuldigen, dass seine Geschichte des Mittelalters mehr Neues bietet, als die Geschichte der alten Zeit, dass er sich in letzterer vorzugsweise an die Forschungen von Brandis und Zeller halte. Allein immerhin bleibt die Frage offen, ob dasjenige, was er uns in dem Abschnitte der mittelalterlichen Philosophie bietet, in einen »Grundriss« der Geschichte der Philosophie gehört. Nach des Referenten Anschauung gehört die weitläufige Darstellung der Lehren der einzelnen Kirchenväter, namentlich derjenigen aus der scholastischen Zeit, in welchen einmal der kirchliche Lehrbegriff gebildet ist und keine wesentliche Veränderung erleidet, nicht in einen Grundriss. Die Unverhältnissmässigkeit in der Vertheilung des historischen Stoffes bleibt immer der Mangel eines solchen Buches.

Die Einleitung enthält die ersten 14 Paragraphen. Der Herr Verf. geht in derselben vom Hegel'schen Standpunkte aus und unterscheidet in der historischen Behandlung und Darstellung der Philosophie die gelehrte Methode, der »alle Systeme gleich wahr, weil blosse Meinungen sind«, die skeptische Methode, »welche in allen gleiche Irrthümer sieht« und die eklektische, »für die in allen sich Stücke der Wahrheit finden.« Er stellt diesen Methoden die philosophische gegenüber. Sehr richtig ist, was er sagt, dass die Geschichte der Philosophie nur »mit Hülfe der Philosophie« dargestellt werden könne. Doch erregt besonders der Beisatz S. 10 Bedenken: »Da ein jedes Philosophiren ein bestimmtes sein muss und da eine Entwicklung nicht als vernünftig dargestellt werden kann, wenn sie nicht zu einem Ziele hingeführt wird, so muss eine jede philosophische Darstellung der Geschichte der Philosophie die Farbe desjenigen Systemes tragen, welches der Darsteller als den Schluss der bisherigen Entwicklung ansieht. Das Gegentheil unter dem Namen der Unbefangenheit oder Unparteilichkeit fordern heisst Widersinniges anmuthen.« Allerdings muss die Geschichte der Philosophie mit Hülfe der Philosophie dargestellt werden, aber nicht mit Hülfe eines exclusiven philosophischen Systemes. Unsere Zeit hat Anhänger Herbart's, Hegel's, Schopenhauer's, Materialisten, Idealisten, Pantheisten und Atheisten. Wo ist die Wahrheit? In der Philosophie, welche die wahren philosophischen Gedanken der einzelnen Systeme im Bewusstsein sammelt und durchdringt, nicht in einem todten, sondern in einem lebendigen Eklekticismus. Vom Streben nach Wahrheit ist die Philosophie durchdrungen, vom vermeintlichen Besitze der ganzen und vollkommenen Wahrheit das philosophische System. Es verhält sich mit den bestimmten ausschliessenden philosophischen Glaubensbekenntnissen bis auf diese Stunde, wie mit den religiösen Bekenntnissen. Man hat, wie Schiller sagt, keine Religion aus Liebe zur Religion. Was würde man zur Geschichte sagen,

aus welcher ein bestimmtes positives Religionsbekenntniss, sei es der Dordrechter Synode, der Magdenburger Concordienformel oder des Tridentinums, heraussieht? Man hat solche Geschichten; aber sie gehören nicht zu den besten. Nicht »die bestimmte Farbe« macht die Geschichte, sie steht über den subjectiven Farben; sie entwickelt die Farben, aber sie färbt, sie übertüncht nicht selbst. Sie hat als wahrhaft philosophische Auffassung etwas, was höher steht, als die einzelnen Farben, das Licht, aus dessen bestimmten Brechungen die einzelnen Farben hervorgehen. Der Herr Verf. sieht in der Geschichte der Philosophie »Fortschritt.« Der »Weltgeist ist ihm nacheinander der Geist der verschiedenen Zeiten und Jahrhunderte.« Jede Zeit hat »ihre Weisheit, ihre Philosophie.« Die, »welche sie zuerst aussprechen, sind die Philosophen dieser Zeiten.« Sie sind die »eigentlichen Zeitverständigen.« Die Philosophie ist von einer »bestimmten Zeit abhängig«; das schadet aber ihrem »absoluten Charakter« nicht. Das Bewusstsein des Weltgeistes geht »durch die verschiedenen Zeitbewusstsein hindurch.« Was die »eine Zeit zum Resultate hat, ist für die folgende Stoff und Ausgangspunkt.« Die Philosophie »folgt stets als Frucht der Blüthe einer Zeit.« Aber der Fortschritt kommt bekanntlich nicht mit Nothwendigkeit auf ein System, so wenig, als auf eine bestimmte Zeit. Es treten Reactionen von Jahrzehnten, ja von noch grösseren Zeiträumen ein. Ist dann auch die Philosophie als Frucht einer solchen reactionären Blüthe nothwendig, so ist doch kein Fortschritt, kein vernünftiges Zeitbewusstsein da. Hier macht nicht die Zeit, nicht der Weltgeist die Philosophen, die Philosophen machen auch ihn nicht aus. Sie sind Ausnahmen von ihm, rari nantes in gurgite vasto. Die Weisheit besteht hier nicht in der Zeit, nicht im Zeitbewusstsein, sondern gerade in den Ausnahmen der Zeit. Man sagt: Ihre Zeit folgt auf sie, und dann drücken sie das Zeitbewusstsein aus. Aber nicht immer kommt gleich ihre Zeit nach ihnen. Es verhält sich mit der Philosophie, wie mit der Religion. Es dauert oft Jahrhunderte, bis die Anschauungen derjenigen, welche für ihre Ueberzeugung getödtet werden, zur Herrschaft gelangen. Hier erscheint die Philosophie nicht als die Frucht einer Blüthe, sondern umgekehrt, sie ist die Blüthe einer später folgenden Frucht. Sind hier die Philosophen, welche sich über eine Zeit des unphilosophischen Rückschrittes und der Verdunkelung erheben, die das Zeitbewusstsein, den Geist der Zeit Ausdrückenden, die sogenannten Zeitverständigen? Ist hier die Philosophie von der Zeit abhängig, schafft sie nicht vielmehr umgekehrt die folgende Zeit? Der Herr Verf. ist Hegelianer und seine Behandlungsart der Geschichte der Philosophie ist die Hegel'sche. Herrscht in unserer Zeit das Hegelthum noch? Bei aller Achtung, welche die grossen Leistungen Hegels verdienen, wird Niemand behaupten wollen, dass sein System noch das des Zeitbewusstseins ist. Man wendet sich theils dem Eklekticismus, theils Herbart

Schopenhauer, theils Krause, theils dem Materialismus zu. Ja, wenn die vorherrschenden Zeitleistungen, die naturwissenschaftliche und mathematische sind, unser Zeitbewusstsein kennzeichnen, so ist es gewiss viel mehr ein naturalistisches als ein ideales. Der Herr Verf. wäre also nach seiner eigenen Methode nicht berechtigt, die Geschichte der Philosophie von seinem idealistischen, er müsste sie eher vom materialistischen Standpunkte schreiben; denn jedes System der Zeit hat ja seine »Berechtigung« in dieser Zeit. Nur dann kann die Geschichte der Philosophie vom Hegel'schen Standpunkte geschrieben werden, wenn man in den von Hegel begangenen Fehler verfällt, die Hegel'sche Philosophie als den Abschluss in der Geschichte der Philosophie zu betrachten. Was hinter uns kommt, berührt uns in diesem Falle nicht. Aber die Geschichte der Philosophie geht ihren Lauf fort im Zeitenstrome, der immerdar fliesst trotz dem Zauberstabe, mit welchem ihm einzelne Philosophen Stillstand gebieten wollen Wie in der Anschauung der Geschichtsbehandlung, so ist auch in der geschichtlichen Durchführung des philosophischen Stoffes, der Hegel'sche Standpunkt der in Nr. 2 herrschende. Die Trilogie, Thesis, Antithesis, Synthesis wird in der Entwicklung der philosophischen Systeme angewendet, wie es Vischer in seiner sonst so verdienstvollen Aesthetik gethan hat. Die Trilogie der Dialektik wird ein Panzer, in welchen man den geschichtlichen Stoff hineinzwängt, und wir sind dadurch verhindert, den Stoff nach seinem wahren und eigentlichen Inhalte ungetrübt zu würdigen.

Der Herr Verfasser ist in der Geschichte der Philosophie des Alterthums kürzer, weil man sich Rath und Belehrung in den »vortreflichen Werken von Brandis und Zeller und in der verdienstlichen Sammlung der wichtigsten Belegstellen von Preller und Ritter« für tiefergehende« Beschäftigung holen kann. Befolgen aber die Werke, die er hier anführt, die von ihm aufgestellten Theilungspunkte, entwickeln sie ihre geschichtliche Aufgabe in dem beengenden trilogischen Modell der Hegel'schen Dialektik, von welcher einige neuere Fausterklärer behaupteten, sie sei der glühende Dreifuss der Mütter?

Der Herr Verf. unterscheidet drei Perioden der griechischen Philosophie, 1) die griechische Philosophie in ihrer Unreife (S. 14—56), 2) in ihrem Glanze (S. 56—157), 3) in ihrem Verfall (S. 157—195).

Nach dem trilogischen Princip werden in der ersten Periode die reinen Physiologen, die reinen Metaphysiker und die metaphysischen Physiologen unterschieden. Zu den ersten werden Thales, Anaximandros, Anaximenes, Diogenes Apolloniates, zu den zweiten die Pythagoreer und Eleaten, zu den dritten Herakleitos, Empedokles und die Atomiker gezählt. In die Periode des Glanzes werden Anaxagoras, die Sophisten, Sokrates, die sokratischen Schulen, Plato und Aristoteles eingereiht. In der

Periode des Verfalles werden die Dogmatiker, die Skeptiker und die Synkretisten unterschieden. Wer sich an die Quellen hält und nach diesen ohne eine vorgefasste Meinung historisch kritisch die Ansichten der Philosophen entwickelt, der wird weder in den Pythagoreern, noch in den Eleaten reine Metaphysiker erkennen, er wird Herakleitos, Empedokles und die Atomiker nicht zu metaphysischen Physiologen machen wollen. Nach den Pythagoreern ist Alles seinem Wesen nach Zahl, die Form ist die Substanz des Dinges. Die Unterscheidung der Einheit und der unbestimmten Zweiheit, als der Gottheit und Materie ist nicht altpythagoreisch. Entweder baut sich diese Unterscheidung auf spätere Schriftsteller, welche keine Quelle bezeichnen oder sie werden in hinsichtlich ihrer Echtheit mit Recht angezweifelten, unsicheren Quellenzeugnissen ausgesprochen. Die Unterscheidung selbst ist unvereinbar mit der durch Aristoteles und Philolaos Fragmente als sicher feststehenden altpythagoreischen Behauptung, dass die Zahlen das Wesen der Dinge seien. Die Zahlen wurden nicht als Formen von der Materie der Dinge getrennt; sie waren die substantiellen Bestandtheile des Körperlichen. Wo liegt hier eine reine Metaphysik gegenüber einer reinen Physiologie? Man müsste zum Behufe einer solchen Behauptung die Quellenzeugnisse ändern. Aber auch mit den Eleaten verhält es sich nicht anders. Sie stellen dem Werden das Sein, der Vielheit die Einheit gegenüber. Hierin könnte man den Unterschied des Körperlichen und des Geistigen, des Begriffes oder der Idee und des Dinges finden wollen. Allein die Eleaten sind keine Idealisten, wozu sie Unkenntniss machen wollte, sie haben einen mit den Joniern und Pythagoreern gemeinschaftlichen Zug. Auch bei ihnen herrscht das Realistische, die Naturanschauung vor. Das Seiende ist dem Parmenides, welcher den Höhepunkt in der Entwicklung des Eleatismus darstellt, alles, was ist, die Einheit von Allem, das Ganze der Welt in Kugelgestalt Die Bestimmungen des Parmenides hinsichtlich der Begrenztheit, Gleichartigkeit und Untheilbarkeit des Seienden sprechen entschieden für die Entfernung alles Unräumlichen oder rein Geistigen aus seiner Lehre vom Sein. So wenig die Pythagoreer die Form vom Stoffe der Dinge trennen, so wenig trennen die Eleaten das Sein von dem seienden Ganzen der Dinge. Hier ist eben so wenig eine reine Metaphysik, die sich einer reinen Physiologie entgegenstellt.

Eben so wenig wird man berechtigt sein, den Anaxagoras und die Sophisten zur Glanzperiode der Griechenphilosophie zu zählen. Ein wesentlicher neuer Standpunkt, der subjective, beginnt mit den Sophisten und Sokrates. Daher haben auch die Geschichtschreiber der Philosophie mit Recht entweder mit den Sophisten oder mit Sokrates, nicht aber mit Anaxagoras die Blüthenperiode der griechischen Philosophie begonnen. Der letztere ist der naturgemässe Abschluss der Weltanschauung der jüngeren jonischen Schule. Die Erklärung des Werdens im Gegensatze zum Sein ist

es, mit welcher sich die jüngeren Jonier, von Herakleitos angeregt, beschäftigen. Die Lehre des Anaxagoras zeigt Verwandtschaft mit den gleichzeitigen Systemen des Empedokles und Leukippos. Sie verwerfen das Entstehen und Vergehen. Sie suchen die Vielheit und Veränderlichkeit zu erklären, sie nehmen unveränderliche Urstoffe an, aus denen Alles durch räumliche Zusammensetzung und Trennung gebildet wird. Hat Herakleitos das Werden dynamisch aufgefasst, so fassen sie es mechanisch auf. Hierin liegen die Punkte ihrer Uebereinstimmung. In der Bestimmung der Urstoffe und in dem Grund der Bewegung denken sie verschieden. Anaxagoras unterscheidet sich von ihnen dadurch, dass er den Unterschied der abgeleiteten und der Urstoffe aufhebt und Alles in die Urstoffe verlegt und den Grund der Bewegung in dem Geiste (νοῦς) findet. So ist er die Vollendung der vorsokratischen Ansicht. Aber der wesentlich neue subjective Standpunkt ist noch nicht vorhanden. Er findet sich erst einseitig bei den Sophisten, richtig und tiefer erfasst bei Sokrates. Mit ihm beginnt darum die Glanzperiode der griechischen Philosophie. Auch in der Nachwirkung zeigt sich dieses; denn alle nachfolgenden Systeme sind entweder mittelbar oder unmittelbar aus Sokrates' Anregungen hervorgegangen.

Das viel ausführlicher behandelte Mittelalter umfasst nach der Eintheilung von Nr. 2 die erste Periode oder die Zeit der Patristik (S. 198—245), die zweite Periode oder die Zeit der Scholastik (S. 245—466), die dritte Periode oder die Zeit des Uebergangs (S. 466—622). In der ersten Periode werden die Gnostiker, die Neuplatoniker und Kirchenväter unterschieden. Es ist unpassend, unter die Neuplatoniker in der Periode der Patristik Plotin und die heidnisch-griechischen Neuplatoniker zu stellen, welche entweder mit dem Christenthum in gar keine oder höchstens einzelne in eine feindliche Berührung kommen; sie gehören der Philosophie des Alterthums an. Sie können hier nur in so fern erwähnt werden, als sie auf die Entwicklung der patristischen Zeit einen Einfluss äusserten. Von Christi und der Apostel ursprünglicher Lehre, von den heiligen Schriften ist in der patristischen Zeit keine Rede. Statt dessen werden einzelne Kirchenväter behandelt und die wichtige, vor das Concilium von Nicäa fallende Zeit beinahe übergangen. Solche Auseinandersetzung, wie sie sich in gründlicher Weise und guter Benutzung der neuesten kritischen Forschungen in Ueberweg's Buch findet, ist aber zum wissenschaftlichen Verständniss des Nachfolgenden unerlässlich. In der Entwicklung der Dogmatik wird in Nr. 2 dem so genannten orthodoxen Dogma überall der Vorzug gegeben. Ihm »gewährt den erfreulichsten Anblick die Entstehung desjenigen Dogmas, mit dessen Feststellung vernünftiger Weise der Anfang gemacht werden muss, weil es die Voraussetzung aller andern bildet: des Dogmas von der Trinität.« Der »judaisirende Monarchianismus« und die Lehre des »dem Paganismus« zugewandten Arius' werden »einseitig«,

Athanasius, der diese Einseitigkeit überwindet, »der grösste Kirchenvater« genannt, »den das Morgenland erzeugte.«

Die Väter der patristischen Zeit haben, wie der Herr Verf. S. 246 sagt, »das Dogma gemacht«, die Scholastiker »haben es verständig zu ordnen und verständig zu machen.« »Wenn daher, fährt er fort, das Philosophiren der Scholastiker immer von durch Auktorität feststehenden Sätzen ausgeht, so ist dies keine Beschränktheit, es ist die nothwendige Beschränkung auf ihre Aufgabe.« Sind aber Dogmenmacher der Kirche und Dogmenerklärer derselben wirklich eigentliche Philosophen? Ist die Wissenschaft, die an etwas, was nicht bewiesen, nicht gewusst, nicht begriffen werden kann, sondern unbedingt geglaubt werden muss, in ihren Untersuchungen gebunden ist, keine Beschränkung? Sind diejenigen, welche eine Aufgabe haben, die nicht von der Wissenschaft, sondern von einem ausserhalb derselben stehenden Auktoritätsprincip beschränkt ist, nicht eben durch diese Aufgabe selbst beschränkt?

Die Scholastik wird 1) in die Jugendperiode (S. 247—304), 2) in die Glanzperiode (S. 304—403) und 3) in die Verfallperiode (S. 403—466) eingetheilt. Die Jugendperiode umfasst die Scholastik als Religions- und Vernunftlehre, als blosse Vernunftlehre und als blosse Religionslehre. Unter die Scholastik als Religions- und Vernunftlehre werden Johannes Scotus Erigena, Anselm von Canterbury, Roscellin, Wilhelm von Champeaux, Abälard, unter die Scholastik als blosse Vernunftlehre Gilbert de la Porrée (Porretanus), unter die Scholastik als blosse Religionslehre Hugo v. St. Victor, die Summisten oder die Verfasser der theologischen summae (Robertus Pullus, Petrus Lombardus, Alanus de Insulis) und die Victoriner (Richard und Walther) gestellt. Man kann aber den Gilbert nicht so von der ihm vorausgestellten Abtheilung trennen, dass seine Scholastik blosse Vernunftlehre ist. Auch seine Scholastik ist theologisch und ist nicht nur Vernunft-, sondern auch Religionslehre und in der auf Gilbert folgenden Abtheilung wird man bei den Summisten, Victorinern u. s. w. eben so wenig der Scholastik als blosser Religionslehre begegnen. Man gewinnt drei dialektische Momente, aber sie liegen nicht in der Scholastik, welche an sich weder blosse Religionslehre, noch reine Vernunftlehre, sondern in allen von dem Herrn Verf. bezeichneten Abtheilungen ungeachtet der von ihm entwickelten Trennung immer eine von der Religionslehre abhängige Vernunftlehre bleibt. Die Trennung wird durch die Darstellung vollzogen, aber sie liegt nicht in den Quellen.

In der Glanzperiode der Scholastik werden 1) Muselmänner und Juden und 2) christliche Aristoteliker unterschieden. Von den letztern werden Alexander von Hales (Ales), Bonaventura, Albert der Grosse, Thomas und die Thomisten, Lullus, Dante, in der Verfallperiode Roger Bacon, Duns Scotus, Wilhelm Occam, Pièrre d'Ailly, Gerson, Raymund von Sabunde,

Nicolaus von Cusa ausführlich behandelt und dabei zugleich vielfach neue Forschungen und anregende Gedanken mitgetheilt. Besonders genau und eingehend sind die Studien des Herrn Verfassers, welche sich auf den Franciskaner Raimundus Lullus und seine so genannte ars magna beziehen. Wenn man sich den Charakter der Zeit recht lebhaft vor die Augen stellt, so wird man wohl begreifen können, warum die Zahl der Lullisten einmal fast der der Thomisten gleich war. Freilich trug dazu nicht bloss der Scharfsinn des Urhebers, sondern der zwischen den Dominikanern und Franciskanern als den zwei Bettelorden herrschende Brodneid nicht wenig bei, warum ein so hervorragender Kopf der zahlreichen, beim Volke beliebten Franciskanerinnung, die auch an den Universitäten ihre Vertreter zählte, mächtigen Beifall erhielt. Dazu kamen auch die körperlichen Misshandlungen, welche Lullus von den Muselmännern erlitt, und sein Martertod, welche seine Bedeutung vermehrten.

Die dritte Periode der mittelalterlichen Philosophie ist die Periode des Uebergangs aus dem Mittelalter zur Neuzeit. Sie umfasst nach der von dem Herrn Verf. gegebenen Eintheilung 1) die Philosophie als Gottesweisheit (S. 470—502), 2) die Philosophie als Weltweisheit (S. 502—584), 3) die Rechtsphilosophen (S. 584—622). Die Philosophie als Gottesweisheit enthält die speculative, die praktische und die theosophische Mystik. Zur speculativen werden Meister Eckhart, Heinrich Suso, Johann Tauler und der unbekannte Verfasser der deutschen, von Luther 1518 herausgegebenen Theologie, zur praktischen Johannes Rüysbroek, Geert de Groot (Gerhardus Magnus), Thomas a Kempis, im Uebergang zum Höhepunkt derselben Kaspar Schwenkfeld, Valentin Weigel, zur theosophischen Mystik Jacob Böhm, mit Recht am ausführlichsten behandelt, gezählt. Die Philosophie als Weltweisheit hat als Hauptabschnitte die Renaissance oder Wiedererweckung antiker Systeme (Erneuerung des Platonismus, die Aristoteliker und solche, welche die Systeme der Verfallperiode griechischer Philosophie wieder hervorzurufen suchten) und die Naturphilosophen (Paracelsus, Cardanus, Telesius, Patritius, Campanella, Bruno, Franz Baco). Von den Rechtsphilosophen werden die kirchlichen Naturrechtslehrer, die widerkirchliche, die kirchlich indifferente Politik und die naturalistische Rechtsphilosophie unterschieden. Unter der Aufschrift der widerkirchlichen Politik werden Nicolo Macchiavelli, unter der der kirchlich indifferenten Bodin, Gentilis, Grotius, unter der naturalistischen Rechtsphilosophie Thomas Hobbes angeführt.

(Schluss folgt.)

Nr. 29. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Ueberweg u. Erdmann: Grundriss der Geschichte der Philosophie.

(Schluss.)

Der zweite Band enthält die Philosophie der Neuzeit, durch deren in seinem grösseren Werke durchgeführte selbstständige Forschung der Herr Verfasser in der Literatur einen dauernden Namen gewonnen hat. Die zwei ersten Perioden derselben wurden mit Benutzung des grösseren Werkes, der Quellenschriften und besonders der Kuno Fischer'schen Forschungen umgeändert. An der dritten Periode, mit deren Darstellung in seinem grösseren Werke der Herr Verf. in allem Wesentlichen noch einverstanden ist, wurde keine bedeutende Veränderung vorgenommen. Die Umgestaltung besteht vorzugsweise in Abkürzung des grösseren Erdmann'schen Werkes, in Hinweglassung der Citate. Die Einleitung beginnt mit den Worten: »Durch den Bruch mit dem Mittelalter und ihren Gegensatz zu demselben büsst die Neuzeit den christlichen Charakter nicht ein. Nur dies hört auf, dass das Christenthum in dem geistlich (d. h. weltfeindlich) Gesinnt sein besteht; anstatt dessen fordert das neuzeitige (moderne) Christenthum, dass der Mensch ganz im Geiste und in sich lebe, indem er ganz in der Welt lebt.« Die sich hier natürlich aufdrängende Frage ist. Was versteht der Herr Verfasser unter dem Christenthum? Die Antwort hierauf finden wir im ersten Bande S. 195 und 196: »Christenthum als bewusstes Versöhntsein der Menschheit mit Gott kann Einheit beider oder auch Gott-Menschheit genannt werden, Ausdrücke, die dem biblischen Himmelreich entsprechen. Da das Ziel ist, dass Keiner ohne seine Schuld sich ausser dieser Einheit befinde, so muss das Versöhntsein der Menschheit mit Gott in einer Weise beginnen, dass es Allen gewiss gemacht werden kann, d. h. die Gott-Menschheit muss zuerst als ein sinnlich percipirbarer Gottmensch erscheinen, der und dessen Geschichte den ganzen Inhalt der Heilsbotschaft bildet, der, weil er das Christenthum in sich hat, eben darum der d. h. der einzige Christ ist. Damit ist aber nicht gesagt, dass dieser Anfang des Christenthums die seinem Begriffe adäquate Existenzweise sei. Vielmehr, wie jeder Anfang, muss sich auch dieser aufheben; der Zustand, wo die Gottmenschheit als ein Gottmensch existirt, muss als der niedrigere dem höheren (die Erniedrigung der Erhöhung und Herrlichkeit) Platz machen, wo der Christ in den Christen

existirt, wie der Mensch in den Menschen, wo das Evangelium von ihm zum Evangelio vom Reich geworden und an die Stelle des Wortes: Es ist nur ein Name, in dem wir selig werden, die nothwendige Ergänzung desselben getreten ist: Extra ecclesiam nulla salus. Beide Sätze besagen ganz dasselbe, dass die Versöhnung mit Gott Alles in Allem ist. Ist sich Versöhntwissen mit Gott das eigentliche Princip des christlichen Geistes oder des Christenthums, so wird jede Zeit als von diesem Geiste gefärbt oder als christlich zu bezeichnen sein, in welcher diese Idee die Geister bewegt. Ein Gleiches wird von der Philosophie zu sagen sein, wo die Versöhnungsidee in ihr Platz gewinnt und mit dieser zugleich der Begriff der Sünde Wichtigkeit bekommt, der seinerseits auf den Schöpfungsbegriff zurückweist. Eine jede Philosophie, in der dies statt findet, ist der Ausdruck der christlichen Zeit.« Der Maassstab für die Ausbildung der neueren Philosophie ist also dem Herrn Verf. die Versöhnungsidee. Findet man aber irgend etwas von Versöhnungsidee in den Systemen aller Hauptvertreter der neuern Philosophie? Ist es überhaupt das christliche Dogma, von welchem sie ausgehen? Ist es nicht vielmehr umgekehrt die Emancipation von demselben? Umsonst suchen wir den in allen Menschen lebendigen Gottmenschen und die Versöhnungsidee in den Systemen des Baco, Cartesius, Geulinx, Malebranche, Spinoza, Leibnitz, Hobbes, Condillac, Hume, Kant u. s. w. Die neuere Philosophie, namentlich die Hegel'sche, hat allerdings in einem besondern Theile der Religionsphilosophie die Versöhnungsidee als die Grundsubstanz der Christuslehre und zugleich des philosophischen Denkens entwickelt. Ist aber der abstracte Begriff des reinen Seins in Wahrheit Gott als Vater der Menschen im Christenthum, das Anderssein des reinen Seins der Christus des neuen Testamentes und das Andere dieses Andersseins, welches zum reinen Sein zurückführt, der von Christus seinen Anhängern versprochene heiligende Geist? Das suchen wir vergebens in der Bibel und bei den Kirchenlehrern. Die biblischen Urkunden kennen nur einen Messias und einen Christus. Die Gottbegeisterung in Christus, welche das Dogma zur Gottmenschheit oder zum Gottmenschen gemacht hat, ist die Begeisterung, das Durchdrungensein einer concreten Person durch das göttliche Element, nicht eine abstracte Begeisterung des Gottmenschenthums. Das Extra ecclesiam nulla salus hat hier keinen andern Sinn, als den: Ausser der Hegel'schen Philosophie gibt es kein Heil.

Der Herr Verf. theilt die Geschichte der neueren Philosophie bis einschliesslich Hegel in drei Perioden, 1) die Philosophie des 17. Jahrhunderts oder den Pantheismus (S. 6—77), 2) die Philosophie des 18. Jahrhunderts oder den Individualismus (S. 77—311), 3) in die Philosophie des 19. Jahrhunderts oder die Vermittlung (S. 311—618). Zur ersten Periode gehören Descartes und seine Schule, Malebranche, Spinoza, zur zweiten die

realistischen Systeme und zwar die Skeptiker, Mystiker und der Empirismus des Locke, der englischen Moralsysteme, des Hume und Adam Smith, Brown, Condillac, Bonnet, Mandeville, Helvetius und die idealistischen Systeme des Leibnitz, der Vorläufer Wolfs, des Wolf, seiner Schule und Gegner, des empirischen Idealismus, der Philosophie als Selbstbeobachtung und der deutschen Aufklärung. Die dritte Periode enthält den Kriticismus (Kant, die Kantianer und Antikantianer und die Halbkantianer), die Elementarphilosophie und ihre Gegner (Reinhold, dessen Gegner), die Wissenschaftslehre und ihre Ausläufe (Fichte und die Wissenschaftslehre, Ausläufe, Fichte's veränderte Lehre, Schlegel, Schleiermacher), das Identitätssystem (Schelling und die Aufnahme seines Systems), den Pantheismus, Individualismus und ihre Vermittlung auf kritischer Basis, (Herbart und Schopenhauer, v. Berger, Solger, Steffens, Schelling's Freiheitslehre) die Kosmosophie, Theosophie und ihre Vermittlung auf kritischer Basis (Oken und Baader, Krause's Pantheismus, Hegels Panlogismus). Referent kann die angegebenen Theilungsgründe nicht als sachgemäss erkennen. Er erkennt den pantheistischen Charakter weit eher im neunzehnten, als im 17. Jahrhunderte. Descartes, Geulinx, Malebranche und die Cartesianer lassen sich nicht unter die Periode des Pantheismus stellen. Spinoza und seine Anhänger haben allein diesen Typus und gerade dieser Charakter ist es, der bis in unsere Zeit hereinreicht. Es ist weit sachgemässer, die Systeme der Philosophie nach dem subjectiven und objectiven Ausgangspunkte und zwar jedesmal wieder idealistisch und realistisch zu unterscheiden. Dann bedarf man da auch des willkürlichen Abschneidens der philosophischen Entwicklung nicht. Denn gewiss lässt es sich nicht durchführen, dass das 17. Jahrhundert in der Philosophie pantheistisch, das 18. individualistisch, das 19. vermittelnd ist. Von seinem Standpunkte aus betrachtet der Herr Verf. die Hegel'sche Philosophie oder den Panlogismus (so genannt, weil Hegel sich rühmt, dass sein System »alle Namen führen dürfe, die man je einer philosophischen Ansicht beigelegt habe«) als den Abschluss aller Philosophie, was ein Nicht-Hegelianer nicht zugeben wird. Er fügt der Darstellung des Hegel'schen Systems einen Anhang bei, welcher die deutsche Philosophie seit Hegel's Tode enthält, so dass wir auch in diesem Umrisse, wie in Nr. 1, die Philosophie der Gegenwart dargestellt finden. Mit der Beurtheilung der Hegel'schen Philosophie, wie sie in der Einleitung zu diesem Anhange S. 619 u. 620 gegeben wird, kann sich nur ein strenger Althegelianer einverstanden erklären. Strauss, Ludwig Andreas Feuerbach und Andere haben längst das Gegentheil nachgewiesen.

Der Anhang (S. 619—798) unterscheidet die Auflösung der Hegel'schen Schule (Erscheinungen im logisch-metaphysischen und im religions-philosophischen Gebiet, Unsterblichkeitsfrage,

christologische und theologische Frage) und die Versuche zum Wiederaufbau der Philosophie (Rückweisungen auf frühere Systeme, Neuerungsversuche, Fortbildung früherer Systeme, die vierte Gruppe, Historiker der Philosophie und Schluss).

Das Werk ist auf der Grundlage selbstständiger Forschung entstanden und enthält viele geistvolle und anregende Gedanken. Was die von den Einflüssen eines einzelnen Systemes freie Anschauung der Geschichte der Philosophie im Allgemeinen und ihrer einzelnen Systeme, die gleichmässige Vertheilung und Behandlung des Stoffes, die Vollständigkeit in der Angabe der Quellen und Hülfsmittel, also Eigenschaften betrifft, welche einen Umriss für Lehrer und Lernende gleich empfehlenswerth erscheinen lassen, verdient entschieden das durch den grössten Sammelfleiss und die unbefangenste, gediegenste Durchdringung des philosophischen Stoffes ausgezeichnete Ueberweg'sche Werk vor dem Erdmann'schen den Vorzug, so reich auch das letztere an geistvollen Gedanken und selbstständigen Forschungen ist. **v. Reichlin-Meldegg.**

Des Méthodes dans les Sciences de Raisonnement, par J. M. C. Duhamel, Membre de l'Institut, etc. Deuxième Partie. Paris. Gauthier-Villars. 1866. (XIV u. 450 S. in 8).

Wir haben im Jahrgange 1865 dieser Blätter den ersten Theil des interessanten Werkes angezeigt, von dem uns nun der zweite vorliegt. Der erste Theil beschäftigte sich mit den allgemeinen Begriffen und deren Feststellung, während der zweite nunmehr zur Anwendung jener allgemeinen Untersuchungen auf die einzelnen Wissenschaften übergeht, und zwar zu »den vollkommensten Wissenschaften, denen der Zahlen und der Ausdehnung.«

Duhamel, dem »langjähriges Nachdenken und eine Lehrthätigkeit von fast einem halben Jahrhundert« gar viele Mängel in nicht blos dem gewöhnlichen, sondern auch dem bessern Unterrichte in den mathematischen Wissenschaften sich gezeigt, will dadurch, dass er nun in dem vorliegenden Buche zeigt, wie der mathematische Unterricht wissenschaftlich und damit seiner Natur gemäss behandelt werden soll, den Lehrern, die noch nicht Zeit hatten, alle die vielen Erfahrungen, die er sich sammelte, zu machen, ganz besonders einen Dienst erweisen, und sein Buch ist also auch vorzugsweise für sie bestimmt »s'adresse à ceux qui professent.« Schüler, denen die Sachen schon bekannt sind, um die es sich hier handelt, mögen mancherlei aus dem Buche lernen; für sie aber sind eigentliche Lehrbücher, die freilich in dem Geiste, der in diesem Buche lebt, verfasst sein sollen, vorzuziehen.

Wir haben schon vielfach Werke des berühmten Mathematikers, dessen Name die vorliegende Schrift trägt, in diesen Blättern angezeigt, und jeweils besonders betont, dass Duhamel ganz entschie-

den auf völlige Klarheit dringt und jenen bekannten Ausspruch d'Alemberts: »Avancez et la fois vous viendra« unbedingt verwirft. Wir können auf unsere mehrfach in dieser Hinsicht ausgesprochene Meinung nur immer wieder zurückkommen, und müssen dies um so dringender und entschiedener, als wir leider auch in Deutschland gar vielfach jenem leichtsinnigen und nichtsnutzigen Schlendrian begegnen, der sich begnügt, die Darstellung der Elemente der Wissenschaft in »beiläufig« richtiger Weise zu geben, und vor jeder ernsten Untersuchung auf die Richtigkeit zurückschreckt. Es ist doppelt nöthig, an dem Beispiele eines so hoch in der Wissenschaft geachteten Mannes, wie Duhamel, zu zeigen, dass nur ernstes Streben ein wirkliches Gute schaffen kann.

Wie bereits gesagt, ist der Gegenstand des vorliegenden Theils die Algebra und die Geometrie. Beide Wissenschaften betrachtet der Verf. von ihren Elementen an, dabei aber nur ausführlicher bei denjenigen Punkten verweilend, die bei einer minder genauen Darstellungsweise Grund zu Unklarheit geben können. Gerade aber solche Unklarheit hält Duhamel für den Schüler für ganz verderblich, da er sich dann an eine »Gefühlsmathematik«, wie wir sie nennen wollen, gewöhnt, die Alles sein kann, nur eben keine Mathematik. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, dem Verf. auf jeden Schritt zu folgen, da dies die Anzeige seines höchst verdienstlichen Buches ungebührlich weitläufig machen müsste. Wir werden desshalb nur einen oder den andern Punkt besonders hervorheben können.

Bei der Besprechung der ersten Grundbegriffe verwirft er namentlich auch die Existenz des Raums, unabhängig von dem Bestehen der Körper. Dieser »unbegränzte Raum«, meint der Verf., verwirre und erschrecke die Einbildung, die ihn geschaffen; trotzdem glaubten gar Viele daran, während er eben das eigentliche Nichts wäre.

Die gerade Linie erklärt bekanntlich Legendre als die kürzeste Linie, welche man von einem Punkte zu einem andern ziehen kann. Mit Recht verwirft der Verf. diese Erklärung, und hält ihr die von Euklid entgegen, die er dahin erläutert, dass die gerade Linie eine Linie von beliebiger Ausdehung sei so, dass man durch zwei gegebene Punkte nur eine einzige dieser Art ziehen kann. Vielleicht könnte man hier an den Ausspruch Pascals erinnern (Pensées, Art. premier), der meint, dass man dergleichen Dinge überhaupt nicht definiren solle? Etwas Aehnliches sagt unser Verfasser auch bei Gelegenheit der Definition eines Winkels, denn er spricht sich so aus: »l'important n'est pas de fixer l'idée des choses au moyen d'une phrase, quand cette idée est si bien conçue. qu'elle ne peut donner lieu à aucune méprise.«

Wir übergehen die wichtigen und lehrreichen Betrachtungen über die Entstehung und Bildung der Zahlen, überhaupt der Fundamente der gewöhnlichen Arithmetik in ganzen Zahlen. Eben so

wollen wir hinsichtlich der Brüche nur bemerken, dass das Auftreten derselben nothwendig eine Erweiterung des Zahlbegriffs, der zuerst auf ganze Zahlen sich einschränkte, zur Folge hat. Hiebei und in allem Folgenden geht der Verf. von dem sicher einzig richtigen Grundsatze aus, dass alle diese Erweiterungen eines anfänglich nur zu eng, aber sonst richtig gefassten Begriffes erst dann eintreten sollen, wenn die Nothwendigkeit dieser Erweiterung durch das Fortschreiten der Erkenntniss ganz unmittelbar vorliegt.

Bei jeder solcheu neuen Ausdehnung einer früheren Definition muss dann gezeigt werden, dass all die Ergebnisse (Regeln), die man früher erhalten, auch noch gelten, wenn man die erweiterte Definition zu Grunde legt.

Die »Proportion« ist Gleichheit zweier Brüche; die alte Form ist also ganz überflüssig, wie sie denn auch nach und nach aus den Lehrbüchern verschwindet, obwohl bekanntlich die gar übermässig »konservativ« zu sein pflegen.

Bei den Dezimalbrüchen tritt zum ersten Male in der Arithmetik der für die gesammte Mathmetik so wichtige Gränzbegriff auf. Der unendliche Dezimalbruch, der einem bestimmten Bruche sich unbegränzt nähert, gibt ein völlig klares Bild einer Gränze überhaupt, so wie auch die Rechnung damit zeigt, dass man mit einer solchen (wenn auch vielleicht nicht kurzweg angebbaren) Gränze ganz wohl rechnen kann.

Einer weitern Gattung von Zahlen begegnen wir bei der Wurzelausziehung, den irrationalen oder incommensurablen Zahlen, über deren Bedeutung der Verf. sich nun gleichfalls ausführlich ausspricht. Sie sind für ihn Gränzen commensurabler Zahlen und als solche können sie den Operationen, die mit letzteren vorgenommen werden dürfen, ebenfalls unterworfen werden.

Nachdem er dann an einfachen Beispielen gezeigt, wie mittelst der analytischen Methode Aufgaben gelöst werden, und betont, dass man ja nicht zu frühe mit den Formen und Formeln der gewöhnlichen Algebra beginnen solle, ehe der Schüler die Nothwendigkeit derselben gefühlt hat, behandelt er diese und zeigt, wie sich das Bedürfniss der Verallgemeinerung der Resultate herausstellt (Buchstabenausdrücke).

Die Rechnung mit diesen letzten führt zu der Rechnung mit entgegengesetzten Zahlen. Dabei verwirft der Verf. ganz entschieden die Existenz der negativen Zahl als solcher und natürlich auch all der Regeln, die man darauf gründen wollte. Er zeigt, indem er auf diesen Punkt in seinem Werke vielfach zurückkommt, dass überall das Auftreten der negativen Zahl nur die Bedeutung hat, dass man die Aufgabe ursprünglich etwas anders hätte fassen sollen; dass aber die herkömmlichen Regeln dann ganz anwendbar sind. Es ist, wenn man seine Entwicklungen überlegt, gegen dieselben Nichts einzuwenden, und zur Klarheit gelangt der Schüler erst auf die von dem Verf. verlangte Weise. Die Einführung der

negativen Zahlen, als Abkürzung der Rechnung, verallgemeinert zugleich alle Resultate, und ist von diesem Gesichtspunkte aus, eine Nothwendigkeit. Das stellt sich dann auch bei den Potenzen mit negativen Exponenten u. s. w. heraus.

Bei dieser Gelegenheit prüft der Verf. auch den Beweis von Laplace in Bezug auf die Rechnung mit negativen Zahlen und zeigt dessen Unhaltbarkeit. Eben so wendet er sich gegen das, was d'Alembert und Carnot in dieser Beziehung geäussert, was Alles beweist, wie selbst die ersten Männer der Wissenschaft sich mit unklaren Begriffen über die Fundamente begnügt haben.

Endlich erscheint bei der Auflösung der Gleichungen des zweiten Grades noch die imaginäre Zahl, die selbstverständlich noch viel weniger eine wirkliche Existenz beanspruchen kann. Die ganze Bedeutung dieser Zahlen liegt darin, dass wenn man mit ihnen nach den gewöhnlichen Regeln der Rechnung verfährt, die Gleichung zweiten Grades durch sie erfüllt ist. Dies aber ist für viele Aufgaben von grosser Wichtigkeit, namentlich bei der Theorie der (algebraischen) Gleichungen überhaupt.

Um zu letzterer übergehen zu können, werden die Begriffe einer veränderlichen Grösse, einer Funktion und der Stetigkeit erörtert und dann auf die Theorie der ganzen Funktionen, also der algebraischen Gleichungen angewendet. Die wesentlichsten Grundsätze werden durchgesprochen und dann die Auflösung der Gleichungen des dritten Grades ausführlich, des vierten nur andeutungsweise behandelt.

In Bezug auf die Auflösung der höhern Gleichungen wird die Trennung der Wurzeln als Ziel der Untersuchung aufgestellt und das von Lagrange dazu ersonnene Verfahren angegeben (Gleichung mit den Quadraten der Unterschiede der Wurzeln), worauf dann des allerdings entscheidenderen Satzes von Sturm gedacht wird.

Einer klaren und eingehenden Betrachtung werden die Reihen unterzogen, und auf die Berechnung der Grundzahl der natürlichen Logarithmen angewendet, wobei auch der Gedankengang angegeben ist, der Napier auf diese Formen geführt. Die Euler'sche Darstellung der Entwicklung von $(1 + x)^m$ in eine Reihe wird vervollständigt und daraus dann noch einige Folgerungen gezogen. Damit schliesst die Behandlung der Algebra.

Für die »Wissenschaft der Ausdehnung« hat der Verf. sich Vieles dadurch leichter machen können, dass er auf Euklid, der ihm immer noch mustergiltig ist, sich beziehen konnte. Desshalb ist auch ein grosser Theil seiner Darstellung der Grundsätze eigentlich eine Darstellung der Methode des griechischen Geometers. Dass er mit Legendre nicht überall einverstanden ist, haben wir bereits oben gesehen, und er führt dies in seinen jetzigen Betrachtungen noch mehrfach weiter aus. Von grossem Interesse ist der Abschnitt, der über die methodische Behandlung der (Konstruktions-)

Aufgaben handelt, wobei wir uns jedoch mit diesem allgemeinen Ausspruch begnügen müssen.

Neben Euklid hat Archimedes durch die Einführung der Gränzbetrachtungen das wesentlichste Verdienst um die Geometrie erworben und der Verf. geht nun auf diese des Nähern ein, indem er eine Reihe Fundamentalsätze begründet und zugleich die Formen, in welche diese Methode von den Neuern gekleidet worden ist, darstellt.

Davon macht er dann die gewöhnlich in der Integralrechnung behandelten Anwendungen auf Berechnung der krummen Flächen, Linien u. s. w. Eben so wendet er die Gränzenmethode auf die Berechnung von Pyramiden und ähnlichen Körpern an.

Damit haben wir, wenn auch nicht ganz vollständig, den Inhalt des Buches angedeutet. Ueber dasselbe müssen wir nur wiederholen, was wir bereits zu Eingang ausgesprochen. Es war nicht Ansicht des Verf., ein Lehrbuch der elementaren, aber wissenschaftlichen Mathematik zu schreiben, sondern er wollte nur die Hauptgesichtspunkte, die beim Unterricht, und also auch beim Abfassen eines Lehrbuchs maassgebend sein sollen, aufstellen und nöthigenfalls weiter erläutern, um so mit dem reichen Schatze seiner langen wissenschaftlichen Erfahrung der Jugend und ihren Lehrern nützlich zu sein. Wir können desshalb letztere ganz besonders das Buch, das wir mit dem regsten Interesse gelesen, nur mit bester Ueberzeugung zu eingehender Beachtung empfehlen, da sie daraus sicherlich reichlichen Gewinn für sich und die ihrer wissenschaftlichen Sorge Empfohlenen ziehen werden.

Fünfstellige gemeine Logarithmen der Zahlen und der Winkelfunktionen von 10 zu 10 Sekunden nebst den Proportionaltheilen ihrer Differenzen von August Gernerth. Wien. Friedrich Becks Verlags-Buchhandlung (VIII u. 144 S. in 8).

Die vorliegenden neuen fünfstelligen Logarithmentafeln zeichnen sich vortheilhaft vor vielen andern derselben Art, sowohl hinsichtlich der Einrichtung als des Druckes aus, so dass, trotz der ziemlich grossen Anzahl solcher Tafeln, die wir bereits besitzen, denselben eine günstige Aufnahme finden.

Die erste Haupttafel enthält die Logarithmen der ganzen Zahlen von 1 bis 10,000 mit fünf, und von 10,000 bis 10,800 mit sechs Dezimalen und zwar auf jeder Seite fünfzig Linien, was gegenüber manchen andern fünfstelligen Tafeln nur zu billigen ist. Daneben ist eine weitere Aenderung die wir hier zum ersten Male sehen, eingetreten, in so ferne nämlich neben den herkömmlichen Spalten 0—9 nach 10 aufgenommen ist. Wir können diese Neuerung nur entschieden loben, da dadurch das im höchsten Grade

unangenehme und für das Auge nachtheilige Ueberschauen einer ganzen Zeile unnöthig wird, wenn man bei der seitherigen Einrichtung die Differenz bei einer mit 9 endigenden Zahl aufzusuchen hatte.

Eine weitere Neuerung besteht in der Bezeichnung der zu gross genommenen Logarithmen, bei denen die letzte Ziffer durch einen feinen Querstrich in ihrer obern Hälfte durchstrichen ist.

Endlich sind dieser Haupttafel, in ähnlicher Weise wie bei den Schrönschen Tafeln, die Hilfszahlen s und t, behufs Aufschlagen der Sinusse und Tangenten kleiner Winkel, und zwar von 10 zu 10 Sekunden, beigegeben.

Die zweite Haupttafel enthält die fünfstelligen Logarithmen der trigonometrischen Funktionen von 10 zu 10 Sekunden, und zwar ist auf je einer Seite ein vollständiger Grad enthalten (so dass auf einer Seite Sinus und Tangente, auf der neben ihr folgenden Cosinus und Cotangente enthalten sind). Die Einrichtung ist sonst die bereits in der ersten Haupttafel bemerkte, indem die Sekunden durch die Colonnen-Ueberschriften angegeben sind und je die letzte Colonne der ersten gleich ist (d. h. also, es sind etwa bei 10 Minuten in derselben Zeile sieben Colonnen, je mit 0″, 10″ bis 60″ überschrieben, welche die Logarithmen für 10′ 0″, 10′ 10″ u. s. w. bis 10′ 60″ = 11′ 0″ enthalten). Auch hier ist diese Einrichtung ganz entschieden zu loben.

Sind die trigonometrischen Tafeln auch dadurch, dass die Winkel von 10 zu 10 Sekunden gegeben sind, umfangreicher geworden, so ist dies sicher dadurch mehr als aufgewogen, dass sie in der jetzigen Form ausserordentlich leicht zu handhaben sind.

Neben diesen beiden Haupttafeln sind einige kleinere, mehr oder minder gebräuchliche Hilfstafeln beigegeben. Dieselben sind: Tafeln zur Verwandlung der gewöhnlichen Logarithmen in natürliche und umgekehrt mit sieben Dezimalen; Verwandlung der Grade und Minuten in Sekunden und umgekehrt; Länge der Kreisbogen für den Halbmesser 1; Werthe der trigonometrischen Funktionen von Grad zu Grad mit 2 Dezimalen; Sehnen und Pfeile aller Winkel von 0 bis 180 mit 2 Dezimalen; Potenzen der Grundzahl 10 mit 15 Dezimalen; gemeine Logarithmen, des Produkts $10^m . a \left(1 + \frac{a_1}{10}\right) \ldots$ mit 15 Dezimalen; Verwandlung der Winkel in Zeit; und endlich eine Tabelle gewisser Konstanten.

Eine ausführliche Gebrauchsanleitung ist diesen Tabellen, die sich bis S. 120 erstrecken, beigegeben, wobei jeweils nach einer »zweiten Methode« die möglichste Schärfe erreicht werden soll, wegen welcher wir auf das Buch selbst verweisen, da für die meisten Fälle die herkömmliche (als »erste Methode« hier bezeichnete) sicher ausreicht. Ein Schlussanhang gibt die Berechnung von $\log(a \pm b)$ aus $\log a$, $\log b$ mittelst nur zweimaligen Eingehens in die Tafeln,

nach den Formeln: $\log(a+b) = \log\left(\frac{a}{b}+1\right) + \log b$, $\log(a-b) = \log\left(\frac{a}{b}-1\right) + \log b$.

Wie wir bereits zu Eingang dieser kurzen Anzeige sagten, ist auch die Druckeinrichtung eine gefällige, da die Ziffern scharf geschnitten sind und die Zeilen sich von einander abheben. Persönlich würden wir für Logarithmentafeln allerdings statt des weissen Papieres solches mit leicht grüner Färbung (meergrün) vorziehen, wie Vieweg in Exemplaren der Schrönschen Tafeln gethan. Wir benützen für uns ein solches und wissen desshalb aus Erfahrung, dass dem Auge dadurch eine wahre Wohlthat erwiesen wird. Ob die Herstellungskosten bedeutender sind, können wir allerdings nicht beurtheilen.

Wir empfehlen, aus den in obiger Uebersicht begründeten Vortheilen, die uns vorliegenden logarithmischen Tafeln allen denen, welche viel mit derartigen Rechnungen zu thun haben, und eben so den Mittelschulen, für die sie entschieden zweckmässig eingerichtet sind.

An elementary treatise on partial Differential Equations, designed for the Use of Students in the University. By George Biddell Airy, M. A., Astronomer Royal, etc. London and Cambridge: Macmillan and Co. 1866. (VIII u. 58 S. in kl. 8.)

Die vorliegende Schrift des berühmten Astronomen ist, wie ihr Titel und die Einleitung aussagen: »strictly an Elementary Treatise«, und muss natürlich auch von diesem Gesichtspunkte aufgefasst werden. Sie kann, wie aus der nachfolgenden Uebersicht hervorgehen wird, also keineswegs als ein halbwegs ausreichendes Lehrbuch angesehen werden, wie sie das ja auch nicht verlangt; ist vielmehr als eine Art besondere Abhandlung oder Einleitung in das Studium der partiellen Differentialgleichungen zu betrachten.

Es ist ganz selbstverständlich, dass der mit allen Zweigen der angewandten Mathematik ganz besonders vertraute Verfasser, dessen Name als Autorität in vielen Gebieten derselben gilt, nur Lehrreiches in den Schriften erwarten lässt, die unter seinem Namen erscheinen, und ist eben so selbstverständlich, dass wir uns darauf einzuschränken haben, den wesentlichen Inhalt seiner Schrift dem Leser vorzuführen, damit derselbe selbst entschieden möge, ob diese seinen Zwecken und seinen Kenntnissen entspreche. Dabei werden wir auf die Anführungen aus der Integration der gewöhnlichen Differentialgleichungen nicht weiter angehen, wenn sie gleich interessant und erläuternd sein mögen.

Als Muster für die Integration der partiellen Differential-

gleichungen erster Ordnung wird die Gleichung $\frac{dz}{dx} = a\frac{dz}{dy}$ behandelt. Es wird gezeigt, dass ihr $z = ax + y$ genügt, aber eben so auch $z = \varphi(ax + y)$, wo φ eine willkürliche Funktion bedeutet. Um aber einzusehen, dass dies die allgemeine Auflösung ist, führt der Verf. (für y) die eine unabhängig Veränderliche u, mittelst der Gleichung $u = ax + y$ ein, und findet, dass die gegebene Gleichung sich in $\frac{dz}{dx} = 0$ umwandelt, woraus sofort folgt, dass z nur eine Funktion von u ist. Auch wenn man x ersetzt, erhält man dasselbe, ja wenn man $u = ax + y$, $v = ex + fy$ einführt.

Die Integralgleichung wird nun geometrisch ausgelegt, und sind zu dem Ende stereoskopische Kärtchen dem Werke beigegeben.

Als zweites Beispiel wird die Gleichung $\frac{dz}{dx} - a\frac{dz}{dy} = f(x, y)$ behandelt, wo f eine bekannte Funktion ist. Durch Einführung von u und v, wie dies oben angegeben, findet sich sehr leicht das allgemeine Integral. Damit schliesst die Untersuchung für die Differentialgleichungen erster Ordnung. Beide Beispiele gehören den linearen Differentialgleichungen an, und werden sofort nach dem bekannten Verfahren allgemein integrirt. (Vergl. des Ref. »Integegration der partiellen Differentialgleichungen«, §. 4).

Zu den partiellen Differentialgleichungen zweiter Ordnung übergehend wird zunächst als einfachste vorgelegt: $\frac{d^2z}{dx\,dy} = 0$, deren Integral geometrisch ausgelegt wird. Aus ihr wird $\frac{d^2z}{dx\,dy} = f(x, y)$ gefolgert.

Die Gleichung $\frac{d^2z}{dx^2} - a^2\frac{d^2z}{dy^2} = f(x, y)$, welche als »die wichtigste von allen, besonders in Bezug auf physikalische Theorieen« erklärt wird, behandelt der Verf. dadurch, dass er die zwei neuen unabhängig Veränderlichen u und v mittelst der Gleichungen $u = ax + y$, $v = ax - y$ einführt, wodurch sie auf die vorhergehende zurückkommt. Nach allgemeinen Methoden hat der Unterzeichnete diese Art Gleichungen in §. 13 seines vorhin angeführten Werkes behandelt.

Die Gleichung $\frac{d^2z}{dt^2} = a^2\frac{d}{dx}\left(\frac{2z}{x} \pm \frac{dz}{dx}\right)$ wird dadurch, dass $z = \frac{d}{dx}\left(\frac{y}{x}\right)$ gesetzt wird, auf $\frac{d}{dx}\left(\frac{1}{x}\frac{d^2y}{dt^2}\right) - a^2\frac{d}{dx}\left(\frac{1}{x}\frac{d^2y}{dx^2}\right) = 0$ gebracht, wo sie sich nun leicht integriren lässt. Wollte man dieses Beispiel nach den angeführten allgemeinen Methoden behandeln, so würde man zu keinem Ergebniss gelangen, da die dort angeführten Bedingungen nicht erfüllt sind. Es ist also die von dem Verf.

hier eingeschlagene Methode eine den besondern Verhältnissen dieser Aufgabe angepasste. Als allgemeines Beispiel wäre das im angeführten Buche §. 15 behandelte anzusehen, das in das obige übergeht, wenn man $\alpha = +2$, $\beta = 2$ setzt. Dadurch wird dort $\mu = 2$, $\mu^1 = -1$.

Dass man oft mit weniger allgemeinen Auflösungen sich begnügen kann, wird an dem Problem der Wellenbewegung in einem äquatorialen Kanal unter dem Einfluss des Mondes gezeigt, wo die Gleichung $\frac{d^2X}{dt^2} = H \sin(it - mx) + c^2 \frac{d^2X}{dx^2}$ zu integriren ist. Dabei wird auf den Fall besonders eingegangen, da der Kanal an seinen beiden Enden durch feste Wände geschlossen ist. Dieses Beispiel ist zugleich eines für die Bestimmung der durch Integration eingetretenen willkürlichen Funktionen.

Das zweite Beispiel dieser Art ist das der schwingenden Saiten, wobei auch die Darstellung mittelst der trigonometrischen Reihen berührt wird.

Eine letzte Betrachtnng bezieht sich auf den Zusammenhang der durch Integration gewöhnlicher Differentialgleichungen eintretenden willkürlichen Konstanten (unbestimmten Konstanten sagt der Verf.) und der Ordnung der Gleichung, und fragt, ob ein ähnliches Verhältniss bestehe hinsichtlich der Zahl der durch Integration partieller Differentialgleichungen eintretenden willkürlichen Funktionen und der Ordnung der Differentialgleichung. Hinsichtlich der ersten Frage sind wir mit dem Verf. nicht darin einverstanden, dass die »besondern Auflösungen« der (gewöhnlichen) Differentialgleichungen eine Ausnahme begründen. Das sind einfach keine Integralgleichungen, indem sie die Differentialgleichung keineswegs ersetzen. Die zweite Frage muss vorläufig verneint werden.

Damit schliesst die vorliegende, elementare, immerhin aber für den Umfang, auf den sie angelegt war, interessante und lehrreiche Schrift. **Dr. J. Dienger.**

Grammatik, Phrasensammlung und Wörterbuch der neu-arabischen Sprache. Ein Vademecum für Reisende in Egypten, Palästina und Syrien, sowie zum Gebrauch für den Unterricht, von Dr. Philipp Wolff. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig. F. A. Brockhaus. 272 S. 8.

Der gelehrte Verfasser, welcher durch einen längern Aufenthalt im Orient zu einer solchen Arbeit gut vorbereitet war, hat schon im Jahre 1857 einen brauchbaren arabischen Dragoman veröffentlicht, der nunmehr, gänzlich umgearbeitet und erweitert, und durch einen kurzen Abriss der neuarabischen Grammatik bereichert, allen Anforderungen entspricht, welche an ein derartiges Werk ge-

stellt werden können, das besonders dazu bestimmt ist, Reisenden in Egypten, Palästina und Syrien als Hilfsmittel zu dienen, den Verkehr mit den Eingeborenen zu erleichtern. Die Auswahl der unentbehrlichsten grammatischen Regeln sowohl als der Wörter und Gespräche ist gut getroffen, um den Studirenden bald in Stand zu setzen, ohne allzugrosse Anstrengung, sich zu unterrichten und wenigstens verständlich zu machen, wozu noch der Umstand besonders förderlich ist, dass sowohl im Wörterbuche als in der Phrasensammlung, das Arabische auch mit lateinischen Buchstaben wiedergegeben wird. Gegen die Art dieser Transscription dürften nur zwei Bemerkungen an ihrem Platze sein. Der Buchstabe ذ lautet, wo er nicht vulgär wie d gesprochen wird, nicht wie ein emphatisches s, sondern wie ds, wobei aber das s wie das französische z auszusprechen ist und der Buchstabe ظ wird im Vulgärarabischen häufig wie ein emphatisches d ausgesprochen, so hört man in Egypten z. B. jeden Augenblick den Eselstreiber nicht zahrak (deinen Rücken) rufen, wie der Verf. S. 47 dieses Wort schreibt, sondern daḥrak. S. 193 hat übrigens der Verfasser für »Rücken« ganz richtig dahr, dafür aber im Arabischen irrthümlich ض für ظ geschrieben. Als weitere ähnliche Versehen im Arabischen erwähnen wir اصود (S. 16) für اسود, so wie براح (S. 64 u. 67) für برا, حنا (S. 70) für ه, خاضر (S. 74) für حـ, بدال (S. 89) für بدل. Für nicht ganz richtig halten wir itfaddal (S. 69) statt tefaddal und kattar cheirek, ohne das Wort Allah dazwischen (S. 74). Min zeman bedeutet nicht »damals« (S. 109) sondern, in Egypten wenigstens, »vor längerer Zeit« damals wird durch »hadak alwakt« ausgedrückt. »Sich für etwas entscheiden« heisst »azam« das vom Verf. (S. 117) angegebene iʿtamed wird mehr für »sich auf etwas verlassen« gebraucht. »Ellbogen« heisst wohl auch kû', doch wird mirfak viel häufiger gebraucht. So wird auch eine Tafel eher luh als Gusdan (S. 201) genannt und der gewöhnliche Ausdruck für »Wasserbehälter« (S. 229) ist hôd. Pfirsiche heissen nicht blos in Jerusalem (S. 185), sondern auch in Egypten »choch«. Verstand heisst nicht »ruh«, sondern Akl oder Dsihn (vulg. dihn). Als Versehen in der Transscription notiren wir: men (S. 18) für min, jiktub (S. 26) für jektub, iradd (S. 33) st. aradd ba't und ba'ti (S. 34) st. bi't und bi'ti. lahatta und lakei (S. 39 u. A.) st. li, agrakum (S. 49) st. agarkum oder agrukum, je nachdem man es als verb. oder nom. nimmt, muhi (S. 56) f. muhji, hadritak (S. 63) für hadratak, kuntu (S. 64) für kunt, baka (S. 73) für bika, auch scheint für den Artikel vor Qabilijah überflüssig, der Satz bedeutet wörtlich »nicht ist übrig in mir Appetit.« Ferner: adar (S. 78) für udr, sijuf (S. 110) für sujuf, din (S. 143) für dein, Scharba (S. 212) für schurba, Maçannif (S. 223) für Muçannif. Statt miswar im Texte (S. 60) muss es wohl mismar heissen und

S. 72 muss wohl im Texte »alillat« oder ein ähnliches Wort vor »kefâre« ausgefallen sein. Es ist wohl überflüssig zu bemerken, dass eine so geringe Zahl Versehen in einem ähnlichen Werke ihm nicht zum Nachtheil gereicht und dass der Verf. im Ganzen durch seine Genauigkeit alles Lob verdient. **Weil.**

Untersuchung über die Kasimofschen Zaren und Zarewitsche von Weliaminof-Zernof, aus dem Russischen übersetzt von Dr. Julius Theodor Zenker. Th. 1. mit 4 Tafeln, a. u. d. T. Beiträge zur Geschichte der Völker Mittelasiens. Bd. 1. Leipzig, Voss. 1867. XVI u. 265 S. 8.

Zu den verschiedenen Tatarischen Fürstenthümern, welche sich auf den Trümmern der goldnen Horde erhoben, die im dreizehnten Jahrhundert das Mongolenreich in Kipdjak gegründet, gehört auch die Chanschaft Kasimof, so genannt nach dem Chan Kasim, dem ersten Fürsten der Stadt Meschtscherskij, welche später den Namen Kasimof erhielt. Dieser Kasim war ein Bruder Mahmuteks, der sich im Jahr 1445 der Stadt Kasan bemächtigte und daselbst ein neues Reich gründete, nachdem er seinen Vater, den Vertriebenen Chan der goldenen Horde und einen andern Bruder ermordet hatte. Kasim floh nach Russland und kämpfte mit den ihn begleitenden Tataren mehrere Jahre hindurch für den Grossfürsten Wasilij III., der ihn dann mit genannter Stadt belehnte, einerseits um ihn für seine geleisteten Dienste zu belohnen, andrerseits um ihn den Chanen von Kasan gegenüber zu stellen, welche in dieser Zeit eine für Russland gefahrdrohende Stellung einnahmen. Die Chanschaft Kasimof bestand über 200 Jahre. Vorliegender Theil handelt von den neun ersten Chanen, deren letzter, Schah Ali, bekannt durch seinen Feldzug nach Liefland, im Jahre 1567 starb. Die Aufgabe, die sich der Verf. gestellt hat, war keine leichte, denn eine Specialgeschichte dieser Chanschaft existirt nicht, die vorhandenen Nachrichten über Kasimof bestehen zum grössten Theil aus zerstreuten Bruchstücken in verschiedenen allgemeinen historischen Quellen, die erst sorgfältig gesammelt und kritisch geprüft werden mussten. Der Verf. hat sich übrigens auch keineswegs, namentlich in seinen gelehrten Anmerkungen, auf die im Titel angegebene Materie beschränkt, sondern auch manche mit derselben im Zusammnnhang stehenden Fragen aus der Geschichte der goldnen Horde, der Krim, Kasans und Astrachans in den Kreis seiner Untersuchungen gezogen, auch sind die noch erhaltenen Denkmäler aus jener Zeit entziffert und gründlich erläutert worden, wobei natürlich die von Mulla Husein Feiz Chan zusammengestellte Sammlung von Abschriften und Abdrücken der Grabinschriften, die sich auf den Monumenten in Kasimof er-

halten haben, benutzt worden sind. Wenn daher auch dieses gelehrte Werk zunächst für die Geschichte Russlands von besonderm Interesse ist, indem es über eine bisher noch dunkle Periode derselben viel Licht verbreitet, so enthält es doch auch so Manches, was jedem Geschichtsforscher und Orientalisten wissenswerth erscheinen muss, dass es wohl verdiente, durch eine deutsche Uebersetzung auch den Gelehrten die der russischen Sprache nicht mächtig sind zugänglich gemacht zu werden. Der Verf. stellt für den Schluss des Werks eine vollständige Aufzählung aller von ihm benutzten gedruckten und handschriftlichen, russischen und orientalischen Quellen in Aussicht. Der Uebersetzer gibt einstweilen eine Uebersicht der im ersten Theile am häufigsten angeführten Werke. Die Tafeln enthalten Abbildungen des von dem Chan Schah Ali im Jahr 1555 zu Kasimof erbauten Mausoleums und der darin befindlichen Grabsteine mit ihren Inschriften. Besonderes Verdienst hat sich der Verf., der mit der Kenntniss der russischen Sprache die der arabischen, persischen und türkischen verbindet, um die Herstellung der Genealogie der Chane von Kasimof sowohl, als anderer tartarischer Chane erworben, welche über Länder herrschten, die jetzt dem russischen Scepter unterworfen sind. Vollständige chronologische Stammtafeln sollen noch am Ende des Werks beigefügt werden. **Weil.**

Dr. Süpfle: De l'H initiale dans la langue d'oïl. 1867. Gotha.

In dieser Schrift, einem zu Gotha erschienenen Programm des dortigen Gymnasiums, liegt eine recht verdienstliche Untersuchung sprachlicher Art vor, die es wohl verdient auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Sie betrifft zwar nur einen einzigen Buchstaben, und selbst diesen nur in seiner Stellung zu Anfang eines Wortes, aber sie zeigt an diesem Einen Buchstaben die merkwürdigen Wandelungen, welche bei der Bildung der neueren romanischen Sprachen, zunächst bei der Langue d'oïl, aus welcher das jetzige französisch hervorgegangen ist, statt gefunden haben und wirft dadurch auf manche ähnliche Erscheinungen, wie sie auf diesem Gebiete uns entgegen treten, ein neues Licht. So gewinnt die ganze Untersuchung eine weitergehende Bedeutung; sie ist dabei mit einer solchen Klarheit und Präcision geführt, dass die Ergebnisse sicher und wohl begründet erscheinen, auch ist Alles in einer so fliessenden Sprache vorgetragen, dass man gerne bei der anziehenden Lectüre verweilt.

Wir versuchen, auch ohne in das Detail der Beweisführung einzugehen, wenigstens die Hauptresultate, zu denen die Untersuchung gelangt ist, hier anzugeben. Der Verf. nimmt, wie billig, seinen Ausgangspunkt von dem Altrömischen, und zeigt hier die Anwendung und die Aussprache des H. Wenn zumal in der ersten

Periode der Sprachbildung Roms in Wörtern, wie homo, habere u. dgl. der Buchstabe H ausgesprochen wurde, und zwar recht vernehmbar und selbst als starke Aspiration, so tritt doch schon frühe eine Abnahme ein; die Aussprache ward unsicher und schwankend, namentlich in der gebildeten Sprache der Weltstadt selbst, während sich in der Vulgärsprache, in der lingua rustica, die Aussprache länger erhielt, und wenn sie hier anfangs stärker war, als der griechische Spiritus Asper, so milderte sie sich doch auch hier im Verfolg immer mehr, bis sie zuletzt ganz in Abnahme kam und dann sogar völlig verschwand. Es wird daher nicht befremden, wenn wir in der ersten Bildungszeit der romanischen Sprache, die ja aus der Vulgärsprache hervorging, den Buchstaben H noch aus der älteren römischen mit herübergenommen finden, aber als einen stummen und todten Buchstaben, welcher daher auch bald als blosses orthographisches Zeichen ganz wegfiel, da die aus dem älteren Latein entnommenen mit H beginnenden Wörter ihre Aspiration verloren (wie on, avoir u. dgl.). Und so kam es denn selbst dahin, dass man das H als eine orthographische Superfötation, wie der Verf. sich ausdrückt, vor Wörter setzte, die aus dem Latein stammend, in diesem der Aspiration entbehren, wie haage (für aage, âge von aevum) habandon, habondance, halaigre (alacer), heul (aïeul von avolus), humbre (ombre) u. dgl. m. S. 4.

Wenn nun aber in Wörtern, die nicht aus dem Latein stammen, am Anfang das H als Aspiration vorkommt, so sind wir damit auf ein anderes Element gewiesen, welchem die Einführung dieser Aspiration zugeschrieben werden muss, und dieses findet der Verf. ganz richtig in der Einwirkung der Sprache der deutschen Eroberer Galliens, der Franken, deren Idiom eine starke Aspiration nicht verschmähete. Ohne den Einfluss des deutschen Elementes würde die langue d'oeïl die Aspiration kaum noch kennen, und diese beschränkte sich daher auch auf die deutschen, in der Sprache der Gallo-Romänen eingedrungenen Worte, ohne auf die aus dem Latein stammenden mit H anfangenden Wörter sich weiter auszudehnen und ihnen den ursprünglichen Laut wieder zu verleihen; hier blieb das H ein stummes, wenige Ausnahmen abgerechnet, wo diess aus einem Einfluss des deutschen Elements zu erklären ist, und zwar in indirecter Weise. Der Verf. hat diesen Wörtern eine nähere Berücksichtigung im Einzelnen gewidmet, bespricht dann noch die Anwendung des aspirirten H in den aus dem Deutschen stammenden Wörtern, und verbreitet sich über die Natur dieses H, das im Altfranzösischen vielfach in ch überging; daher auch die Aussprache sehr stark war, und markirter als in dem Lateinischen. Eine Fortsetzung dieser Untersuchung soll in einem zweiten Theil folgen, und darin insbesondere die Umwandlung des H in den verschiedenen Dialekten der Langue d'oïl nachgewiesen werden. Man wird, wenn man diesen ersten Theil durchgangen, nur mit Verlangen dieser Fortsetzung entgegensehen.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Friedrich von Gentz: ein Beitrag zur Geschichte Oesterreichs im neunzehnten Jahrhundert mit Benutzung handschriftlichen Materials von Dr. Karl Mendelssohn-Bartholdy. Leipzig, Verlag von S. Hirzel 1867. VIII und 126 S. in gr. 8.

Die vorstehende Schrift ist wohl geeignet, die ungetheilte Aufmerksamkeit Aller derer in Anspruch zu nehmen, welche an der Geschichte unseres Vaterlandes in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts ein Interesse nehmen. Denn unter den in die Geschicke dieser Periode eingreifenden Persönlichkeiten gibt es kaum eine, über welche das Urtheil so sehr schwankt, wie über den Staatsmann, der den Gegenstand dieser monographischen Darstellung bildet. Wenn ein Gervinus in Gentz nur eine »feile Bedientenseele« zu sehen glaubte, so urtheilte Stein noch härter: ihm war Gentz ein Mensch mit verfaultem Herzen und verbranntem Gehirn; W. v. Humboldt fand in Gentz einen Windbeutel, der Jedermann die Cour mache; endlich Ruge und die Halle'schen Jahrbücher sahen in Gentz das inkarnirte Princip der Genusssucht, den fleischgewordenen Geist der Lucinde. Auf der andern Seite musste es auffallen, dass ein sonst so strenger Kritiker, wie Varnhagen über Gentz ein so überaus mildes Urtheil fällte, dass Prokesch von Osten sogar einen Charakter von antiker Erhabenheit aus ihm machte, und noch neuerdings die Treue, die Einheit der Gesinnung, welche überall durchschimmere, so wie die Umwandelbarkeit an Gentz' Grundsätzen anpreist. Eben so bemerkenswerth erscheint es, dass alle die, welche persönlich mit Gentz in Berührung kamen, von ihm bezaubert wurden, und überhaupt das Andenken an seine liebenswürdigen Eigenschaften unter all' seinen zahlreichen Freunden fortlebte. Einen solchen Mann, der unleugbar auf die Entwicklung der deutschen Geschicke fördernd wie hemmend eingewirkt hat, näher zu kennen lernen, ein sicheres Urtheil über ihn zu gewinnen, lohnt sich wohl der Mühe. Der Verf. dieser Schrift hat nach den im Druck vorliegenden Quellen, so wie nach andern ungedruckten Quellen, welche ihm die mit aller Liberalität geöffneten Archive des österreichischen Kaiserstaates boten, es unternommen diese Aufgabe zu lösen, und in strengem Anhalt an die Quellen und richtiger Würdigung der Verhältnisse, ein Charakterbild zu entwerfen, das mitten unter diesen so entgegengesetzten Urtheilen den richtigen Weg zu finden, hier die wahre Mitte einzuhalten weiss, und dadurch den Leser zu einer richtigen Auffassung des Charakters, und damit auch zu einem richtigen Urtheil über den Mann

selbst zu führen vermag. Ein solches bietet uns die Charakteristik, mit welcher der Verf. S. 119 ff. seine Darstellung beschlossen hat; und wenn er hier als wesentliches Material seines Charakters, Elasticität des Geistes hervorhebt, und darauf die Worte folgen lässt: »Er wuchs und sank mit der Zeit und mit den Menschen. Sein Urtheil passte sich den ausserordentlichsten Verhältnissen an. Sein Gedanke fand sich in den schwierigsten Problemen der grossen öffentlichen Welt zurecht. Aber sein Wille war oft nicht stark genug, über die gewöhnlichsten Tagesbegebenheiten Herr zu werden. Er strauchelte in den einfachsten Beziehungen des Privatlebens und der bürgerlichen Moral. Während Gentz im Unglück eine antike Standhaftigkeit entfaltete, löste das Glück alle Fugen seines sittlichen Charakters. Denn es liegt im Wesen solcher Naturen, dass sie Unglück besser ertragen, wie Glück; nach Austerlitz und Jena war Gentz grösser als nach Leipzig und nach dem Wiener Congress.« und diess dann weiter ausführt, so finden wir darin nur das Ergebniss niedergelegt, zu welchem die vorausgehenden Abschnitte in einer eben so lebendigen als unpartheiischen Darstellung geführt hatten. Es sind derselben drei: der erste, überschrieben: Reaction; der zweite: Gentz in Preussen; der dritte: Gentz in Oesterreich. Wenn der erste Abschnitt einleitender Art ist und den Standpunkt darlegt, welcher überhaupt bei der Beurtheilung der gesammten Wirksamkeit von Gentz nicht aus den Augen zu lassen ist, so sind es zunächst die beiden folgenden, welche besonders unser Interesse in Anspruch nehmen. Mit allem Recht weist der Verf. darauf hin, wie man, um den Charakter von Gentz richtig zu würdigen, die ganze Entwicklung des Mannes, vor Allem die Gesellschaft in den letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts ins Auge zu fassen hat, in so fern eben Gentz als deren ächter Repräsentant anzusehen ist. Deshalb schildert uns der Verf. das Treiben am Berliner Hofe Friedrich Wilhelm's II. und in den geselligen Kreisen der preussischen Hauptstadt; die seichte Frivolität, den üppigen Ton, die scheinheilige Genusssucht, wie sie in der Berliner Gesellschaft sich allerwärts kund gab. Es war nach Mirabeau's Urtheil die »Fäulniss vor der Reife gekommen.« Gerade Mirabeau, der wie Irgend Einer das Genie Friedrich's des Grossen erkannt hat, hat auch mit aller Klarheit erkannt, wie die preussischen Zustände damals unhaltbar und corrumpirt geworden waren. Dass Gentz in dieses Treiben mithineingerissen ward, bis die französische Revolution und der Ernst des Weltgerichts, das über Frankreich hereinbrach, ihn aufrüttelte, verschweigt der Verf. keineswegs; er zeigt vielmehr, wie die sociale Stellung von Gentz unhaltbar geworden, sein Familienleben zerrüttet war; die aus dem Nachlasse Varnhagen's veröffentlichten Tagebücher, so wie der Aufsatz von Haym (in Ersch und Gruber's Encyclopädie I. Bd. 57) boten hierzu allerdings eine sichere Grundlage; völlig neu dagegen und aus den bisher nicht bekannten Ur-

kunden des k. k. Staatsarchives zu Wien dargelegt, erscheint die Genesis der Beziehungen von Gentz zum österreichen Kabinet; die Schreiben von Gentz an Thugut (S. 21), Kobentzl (S. 35) und vor Allem das merkwürdige Memoire von Gentz an Kaiser Franz (S. 39) werfen auf dieses Verhältniss ein völlig neues und klares Licht, und werden daher besondere Beachtung verdienen.

Mit grösserer Ausführlichkeit verweilt der Verfasser bei dem preussischen Feldzug des Jahres 1806. Er verwirft die Ansicht von Ad. Schmidt, wornach Preussen schon damals »nationale Politik« getrieben hat, und stellt die Politik des Grafen Haugwitz als unzuverlässig und schwach hin; zugleich zeigt er aber auch, dass Gentz nicht blos stark im Verneinen gewesen, sondern dass er auch ein positives Programm der Neugestaltung Deutschland's aufgestellt hat: im Gegensatz zu einem Grafen Haugwitz erscheint der Vertreter der österreichischen Politik selbst in glänzendem Lichte, wie diess die in der Anmerkung S. 53 gegebene Ausführung nachweist. Es wäre Nichts irriger, als Gentz, wie es von Merckel geschehen ist, der Schadenfreude zu zeihen über die preussischen Niederlagen; Gentz war vielmehr durch die Katastrophe von Jena und Auerstädt so niedergeschmettert, wie es ein deutscher Patriot nur immer sein konnte. Wie wenig Gentz überhaupt zu heucheln verstand und wie wenig er sich durch officielle Rücksichten bestimmen liess, ein Blatt vor den Mund zu nehmen, dafür zeugt sein hartes, unerbittliches Urtheil über den Feldzug Oesterreichs im Jahre 1809. Wir staunen in der That, wenn wir die Aeusserungen von Gentz lesen, wie sie der Verf. S. 63 mitgetheilt hat, wir sehen, wie Gentz selbst des Kaiser's Franz nicht schonte, wie er mit Radetzki ganz kaltblütig die Frage erörterte, welche Vortheile dem Kaiserstaat aus einem gänzlichen Wechsel der Dynastie erwachsen müssten, wie er erzählt, dass selbst bei Officieren von Auszeichnung Gedanken der Art Eingang gefunden, und wie Graf Stadion sein Herz bei ihm ausgeschüttet u. s. w. Damals wohl hatte sich Gentz die Ueberzeugung aufgedrängt, dass, so lange nicht ein Wechsel der Persönlichkeiten in Wien eingetreten, die Macht des französischen Gegners nicht gebrochen werden könne; und doch sah er bald, wie man in Wien an einen solchen Wechsel des Systems nicht dachte, sich überhaupt nicht entschliessen konnte, an grosse staatsmännische Aufgaben zu gehen. Im Westen zurückgeworfen hätte Oesterreich nun dem Osten seine Thätigkeit zuwenden und alle Kräfte anspannen müssen, um dort der russischen Propaganda entgegen zu treten. Aber, wie der Verf. nachgewiesen hat, war auch nach der Besiegung Napoleons nach der glücklichen Schiedsrichterstellung, welche Oesterreich in Europa einnahm, doch Nichts in diesem Sinne geschehen, und Gentz selbst, der früher so klar und richtig urtheilte, hat später sich ganz den Anschauungen Metternich's anbequemt. Wir finden in dieser Schrift, bei dieser Gelegenheit, eigentlich zum erstenmal die österreichische

Politik in der orientalischen Frage an der Hand authentischer Urkunden beleuchtet, weshalb wir insbesondere auch darauf aufmerksam machen. Der Verf. zeigt nämlich, wie in Wien der Gedanke der Legitimität allerdings überwog, wie Metternich vor Allem in dem Sultan den legitimen Herrscher erkannte, und das auf Eroberung beruhende, durch Verträge besiegelte Recht der Türken vertheidigte: in so weit stimmt der Verf. im Ganzen wohl mit den Resultaten überein, zu welchen der neueste Geschichtschreiber dieser Ereignisse mittelst Benutzung der Akten des preussischen Staatsarchives gelangt ist; allein gestützt auf die in den Wiener Archiven befindlichen, bisher noch nicht benutzten Akten ist der Verf. in der Lage noch etwas weiter zu gehen; er hebt hier auch die verständige Seite der Metternich'schen Politik hervor, indem er nachweist, dass die von allen liberalen Blättern damals so heftig angegriffenen österreichischen Staatsmänner, Metternich und Gentz, doch wieder die Ersten gewesen sind, welche rein und voll die Unabhängigkeit Griechenlands verlangten: es ist diess ein Punkt, der bisher noch nie so klar und bestimmt hervorgetreten ist. Metternich sprach sich schon Tatitschew gegenüber 1821 und später 1825 entschieden in diesem Sinn aus, freilich fasste er diese Unabhängigkeit Griechenlands nur als ein nothwendiges Uebel auf; jeder andere Ausweg wäre ihm lieber gewesen, ja er hätte es am liebsten gesehen, wenn sich unter den Griechen eine monarchische Partei gegründet hätte, die sich für Restauration, für Rückkehr unter das Scepter des Sultans ausgesprochen (S. 89): da diess nun nicht geschah, so erschien ihm die Unabhängigkeit unter andern Uebeln noch als das Erträglichste. Der Verf. findet das Irrige dieser Politik »in der hartnäckigen Anwendung abstrakter Principien auf eine gegebene Thatsache des öffentlichen Lebens«, er findet, dass Gentz und Metternich allzusehr eine Politik der Principien, aber allzuwenig eine Politik der Interessen verfolgt haben, und in diesem Sinne schreibt er S. 103 ff.

»Gewiss durfte man auch in den orientalischen Dingen den Widerstreit der Principien entdecken, der seit 1789 die europäische Geschichte bewegt und bestimmt hat. Statt sich aber der Furcht hinzugeben, dass die demokratischen Elemente neue Nahrung aus jenem Konflikt ziehen und danach streben würden, Europa in allgemeinen Brand zu setzen, hätte man andere positive Kombinationen ins Auge fassen können. Statt die orientalische Frage einseitig aus dem starren Gesichtspunkt des Erhaltungsprincips zu betrachten, hätte man versuchen müssen, sie mit Rücksicht auf die lebendigen österreichischen Interessen zu lösen. Alles hing davon ab, ob die österreichischen Staatslenker ihre Aufgabe höher fassten, als dass sie blosse Legitimität, Erhaltung des Bestehenden und Abwehr des Fortschritts auf ihre Fahne schrieben. Tradition und natürliche geographische Verhältnisse weisen dem Kaiserstaat die Rolle des Völkerführers an der östlichen Donau, sie weisen ihm

die Politik zu, die er seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts verlassen und die er erst in der Gegenwart wieder aufgenommen hat. Dass Metternich und Gentz die österreichischen Erbstaaten von Deutschland, von dem »Reiche«, hermetisch abschlossen und den flüssigen Tendenzen des Westens gleichsam ein Bollwerk des Erhaltungsprinzips entgegenstellten: selbst eine solche Politik würde nicht verdammt werden dürfen, wenn man mit dieser konservativen Aufgabe im Westen nur die richtige Erkenntniss der progressiven Aufgabe verband, die Oesterreich im Osten zugefallen ist. Im Osten sollte es Russland den Rang ablaufen, für abendländische Kultur und Gesittung Propaganda machen. Nur so konnte es seine historische Mission erfüllen und die Welt von der Nothwendigkeit der Existenz eines aus so verschiedenen Nationalitäten gemischten Staates überzeugen. Es galt, die Sehnsucht der Völker, welche durch die Befreiungskriege von 1813 und 1814 mächtig angeregt war, nach einer Seite hin zu wenden, wo Oesterreichs wichtigste Interessen geschirmt, wo seine militärische Kraft in steter Uebung gehalten werden konnte, nach dem Orient. Dort konnte man den zudringlichen Erbprätendenten der Türkei die glänzendste Hinterlassenschaft streitig machen, die je einem nationalen Ehrgeiz winkte, dort zugleich die nationale Fantasie beschäftigen und durch die Idee von Ruhm, Macht und Grösse die Gemüther gewinnen.« — »Aber Metternich zog vor, über die Träume der Enthusiasten zu lächeln und die Ohnmacht der geistigen und gemüthlichen Faktoren im Volksleben so lange vornehm zu bespötteln, bis er im Jahr 1848 durch die Wiener Studenten sehr unsanft von ihrer Realität überzeugt und zu schimpflicher Flucht gezwungen ward. Statt den unruhigen Elementen und den jugendlichen Brauseköpfen im Osten eine für Oesterreich und für die europäische Civilisation unendlich folgenschwere Aufgabe anzuweisen, trat er im Osten gerade wie im Westen auch vor jeder ernsten Verwickelung zurück und verschanzte sich mit seinem Vertrauten Gentz hinter einer Politik des Abwartens und Erhaltens, die im Grund nur die Interessen Russland's förderte.«

Gentz, der auch im Jahr 1805 auf das Entschiedenste für die östliche Kulturmission Oesterreichs sich ausgesprochen, die selbst in einem dem Kaiser Napoleon von Talleyrand vorgelegten, und selbst nach der Schlacht bei Austerlitz dringend aber fruchtlos empfohlenen Plane, nach welchem Oesterreich für seine Verluste in Deutschland und Italien mit der Wallachei, Moldau, Bessarabien und Nordbulgarien entschädigt werden sollte, gewissermassen einen Anhaltspunkt gewonnen hatte, Gentz, der selbst noch später, im Jahre 1808 eine Betheiligung Oesterreichs bei den im Orient drohenden Ereignissen empfahl, hat später sich ganz den Anschauungen seines hohen Gönners angeschlossen, dessen Politik nicht die

eines thätigen Eingreifens, sondern eines ruhigen Zuschauens, zu einseitiger Bewahrung des Erhaltungsprincips war

Nicht weniger merkwürdig ist das, was der Verf. über die letzte Periode des Lebens, S. 108 ff. uns vorführt. Am Abend seines Lebens trat, wie der Verf. bemerkt, eine Rückkehr al segno ein, ein Zurückgreifen zu den freisinnigen und frischen Tendenzen der Jugend; und während er von Neuem sich in die Genüsse des Lebens stürzte, so konnte doch die Julirevolution des Jahres 1830 nicht spurlos an ihm vorübergehen. »Das auf dem Wiener Congress begründete politische System, ein Werk des Fürsten Metternich, wankte und drohte aus allen Fugen zu gehen. Um so bezeichnender ist, dass Gentz sich jetzt damit begnügte, zur Duldung des konstitutionellen Systems zu rathen und auf das Entschiedenste vor jedem Principienkrieg warnte« (S. 111). Nicht anders war seine Haltung zu der Zeit des polnischen Aufstandes, da er sogar ein Memoire zu Gunsten der Polen verfasste, wenn er auch nach dem Falle Warschau's das gescheiterte Unternehmen als Unbesonnenheit bezeichnete. Der Verf. zeichnet die politische Wandelung, die in dem Manne vor sich gegangen, mit den Worten: »Der fanatische Doctrinär des Legitimitätssystems hatte sich in einen politischen Eklektiker verwandelt, die ehemalige reaktionäre Siegeszuversicht war völlig verschwunden und es tauchten dagegen selbst Merkmale bedeutsamen Antheils an der gegnerischen Sache empor. — Es lag in dieser Wandelung der Keim des Gegensatzes zu der bisher vertretenen Politik des Fürsten Metternich viel deutlicher entwickelt, als man gewöhnlich meint« (S. 117). Aus diesen Mittheilungen, die wir nicht weiter fortsetzen wollen, mag die Bedeutung der ganzen Schrift erhellen, ohne dass es noch weiterer Belege bedürfte zur Rechtfertigung des oben ausgesprochenen Urtheils, das in dem Inhalt der Schrift wie in der Darstellung hinreichend seine Begründung findet.

Der Albert Nyanza, das grosse Becken des Nil und die Erforschung der Nilquellen von Samuel White Baker. Autorisirte vollständige Ausgabe für Deutschland. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin, Custos der Universitätsbibliothek zu Jena. Nebst 33 Illustrationen in Holzschnitt 1 Chronolithographie und zwei Karten. Zweiter Band. Jena. Hermann Costenoble 1867. VIII u. 303 S. in gr. 8.

Wir hatten in diesen Jahrbüchern (S. 318 ff. Nr. 20) kaum den ersten Theil dieses wichtigen Reisewerkes besprochen, als uns der zweite zukommt, welcher die Fortsetzung des Reiseberichts enthält und das Endziel der ganzen mit unsäglichen Beschwerden und Gefahren verknüpften Reise uns vorführt: die endliche Ent-

deckung des seit Jahrhunderten, ja Jahrtausenden gesuchten Ursprungs des Nil; wir haben daher um so mehr die Verpflichtung unsere Leser mit dem Inhalt dieses Bandes näher bekannt zu machen. Auch dieser Band ist reich an mannichfachen Erlebnissen, an Gefahren jeder Art, die indess so wenig als öftere Krankheitsanfälle, den kühnen Reisenden und seine Gattin abschrecken konnten, Alles daran zu setzen, das noch nicht erkannte Endziel zu erreichen und damit des Ruhmes theilhaftig zu sein, die vielgesuchten und viel besprochenen Quellen des Nil entdeckt zu haben. »Der Reisende ist hier, unter dem Schutz der göttlichen Vorsehung, ganz auf sich selbst gewiesen und muss sich und seine Mittel den Umständen anpassen« (S. 62).

Die zwei ersten Kapitel, das zehnte und eilfte, enthalten die Fortsetzung der Reise bis zu der Nähe des Albert Nyanza, zu dessen Entdeckung das folgende zwölfte Kapitel führt. Es war am 14. März, als nach so viel schwerer Arbeit und gefahrvollen Krankheitsanfällen dieses Ziel erreicht ward. »Die Sonne, so schreibt der Verf. S. 81, war noch nicht aufgegangen, als ich meinem Ochsen die Sporen gab und dem Führer nacheilte, der, weil ich ihm bei der Ankunft am See eine doppelte Hand voll Perlen versprochen, die Begeisterung des Augenblicks ergriffen hatte. Der schöne heitere Tag brach an, und nachdem wir ein zwischen den Hügeln liegendes tiefes Thal überschritten hatten, arbeiteten wir uns mühsam den gegenüberliegenden Abhang hinauf. Ich eilte auf die höchste Spitze. Unser prachtvoller Preis sprang mir plötzlich in die Augen! Dort lag, gleich einem Quecksilbermeer, tief unten die grossartigste Wasserfläche — im Süden und Südwesten ein grenzenloser Seehorizont, glänzend in der Mittagssonne, und im Westen erhoben sich in einer Entfernung von fünfzig bis sechzig Meilen blaue Berge aus dem Busen des Sees bis zu einer Höhe von etwa 7000 Fuss über seinem Wasserstand.

Den Triumph jenes Augenblicks zu beschreiben, ist unmöglich; — hier lag der Lohn für alle unsere Arbeit — für die jahrelange Zähigkeit, mit welcher wir uns durch Afrika hindurchgeplagt hatten. England hatte die Quellen des Nil erobert! Lange zuvor, ehe ich diese Stelle erreicht, hatte ich mir vorgenommen, zu Ehren der Entdeckung mit unserer ganzen Mannschaft drei Hurrahs in englischer Weise zu rufen; aber jetzt, wo ich hinabschaute auf das grosse Binnenmeer, das gerade im Herzen Afrika's eingenistet lag, wo ich daran dachte, wie vergebens die Menschheit so viele Jahrhunderte hindurch diese Quellen gesucht, und erwog, dass ich das geringe Werkzeug gewesen, dem es verstattet war, diesen Theil des grossen Geheimnisses zu enthüllen, während es so Vielen, die grösser als ich, misslang, da war ich zu ernst gestimmt, um meinen Gefühlen in eitlem Hurrahgeschrei für den Sieg Luft zu machen, und dankte aufrichtig Gott, dass er uns durch alle Gefahren zum guten Ende geführt und uns beigestanden hatte. Ich stand etwa 1500 Fuss über dem See und

blickte von der steilen Granitklippe hinab auf diese willkommenen Wasser — auf jenen ungeheuern Behälter, der Aegypten ernährte und Fruchtbarkeit brachte, wo Alles Wildniss war — auf jene grosse Quelle der Güte und des Segens für Millionen menschlicher Wesen, und als einen der grössten Gegenstände in der Natur beschloss ich sie mit einem grossen Namen zu ehren. Zum unvergänglichen Andenken an einen von unserer gnädigsten Königin geliebten und betrauerten und von jedem Engländer beweinten Fürsten nannte ich diesen grossen See »den Albert N'yanza«. Die Seen Victoria und Albert sind die beiden Quellen des Nil«. Nachdem man den steilen und nicht gefahrlosen Abhang zu dem Gestade des See's herabgestiegen war, erkannte man erst recht die Bedeutung des endlich erreichten Ziels. »Der erste Blick, schreibt der Verf. weiter S. 88, von der 1500 Fuss über dem Wasserspiegel liegenden Spitze der Klippe hatte vermuthen lassen, was eine nähere Prüfung bestätigte. Der See war eine ungeheure Einsenkung weit unter das allgemeine Niveau des Landes, von jähen Klippen umringt und im Westen und Südwesten von grossen Bergketten begrenzt, die sich fünf- bis siebentausend Fuss über den Stand seiner Wasser erhoben — er war daher der eine grosse Behälter, in welchen alles Wasser abfliessen m u s s t e, und aus dieser ungeheuern Felsencisterne nahm der Nil seinen Ausgang, ein Riese schon bei seiner Geburt. Für die Geburt eines so gewaltigen und wichtigen Stroms wie der Nil hatte die Natur eine grossartige Einrichtung getroffen. Speke's Victoria N'yanza bildete einen Wasserbehälter in bedeutender Höhe, welcher durch den Kitangulé-Strom den Abfluss von Westen aufnahm, und Speke hatte in grosser Entfernung den M'Fumbiroberg als eine Spitze zwischen anderen Bergen gesehen, von denen die Flüsse herabkamen, welche durch ihre Vereinigung den Hauptstrom Kitangulé, den vorzüglichsten Speisekanal des Victoriasee's von Westen her, unter etwa 2^{0} südlicher Breite bildeten; dieselbe Bergkette, welche den Victoriasee im Osten speiste, musste daher auch eine Wasserscheide nach Westen und Norden haben, die in den Albertsee floss. Da der allgemeine Abfluss des Nilbeckens von Süden nach Norden gerichtet ist und der Albert sich viel weiter nach Norden erstreckt als der Victoriasee, so nimmt er den Fluss aus dem letzteren auf und reisst also die ganzen Quellwasser des Nil allein an sich. Der Albert ist der grosse Behälter, während die Victoria die östliche Quelle ist.«

So konnte nun, da das Ziel erreicht, und die Aufgabe gelöst war, an die Rückreise gedacht werden, um vor Ende April Gondokoro wieder zu erreichen und dadurch die Möglichkeit zu gewinnen, von da nach England zurückzukehren. Während die Thiere mit dem Gepäck auf einem Umwege zu Lande auf den Anhöhen, welche den See von der Ostseite umgeben und an manchen Stellen so schroff ins Wasser fallen, dass nahe am See den Weg zu neh-

men nicht möglich war, hingeführt wurden, bestieg die Reisegesellschaft ein Boot, das eigentlich nichts als ein ausgehöhlter Baumstamm war, aber etwas confortäbler eingerichtet wurde, namentlich durch ein theilweise darüber gespanntes Dach, um so den Weg längst der Küste des Sees zurückzulegen in gerader nördlicher Richtung bis nach Magungo, wo der Victoria-Nil oder der Abfluss des Victoria-Nyanza mit dem Albert-Nyanza sich verbindet; dort gedachte man auch mit den zu Lande dahin geschickten Thieren zusammenzutreffen. In dreizehn Tagen ward die Fahrt vollendet, die durch einen heftigen Sturm, der das Boot überfiel, nicht gefahrlos war, sonst aber des Interessanten, auch zur näheren Betrachtung des grossen von Flusspferden und Krokodilen angefüllten Sees nicht wenig bot. Nachdem die Umgebungen des See's bei Magungo näher untersucht waren, ward der Weg den Victoria-Nil aufwärts eingeschlagen und zwar zu Lande, da der Fluss wegen der steten Stromschwellen bis Karumna nicht zu passiren ist. Von da an in nordwestlicher Richtung durch meist unbewohnte Prärien oder Sumpfland erreichte man endlich den Nil wieder bei Apuddo, und nun wurde der Weg, und zwar zu Lande, in stets nördlicher Richtung nach Gondokoro eingeschlagen, das auch glücklich erreicht ward. Aber ohne manche Zwischenfälle fand auch dieser Theil der Reise nicht statt, und wir verweisen deshalb lieber auf die lebendige Darstellung des Verfassers, der in diesem Theile wie auch in dem noch folgenden Theile vielfach die Frage nach dem Sclavenhandel berührt, dessen strenge Unterdrückung er dringend zum Wohle der Menschheit und zur Sittigung des Landes selbst verlangt. Die Thatsachen, die hier angeführt werden und auf Autopsie beruhen, sind auch wahrhaftig so arg und so schaudererregend zum Theil, dass man wohl den gerechten Unwillen des Verfassers begreift und seinen Vorschlägen zur Abhülfe dieses gräulichen Uebels gern zustimmt.

Die Abfahrt von Gondokoro nach Khartum gibt dem Verf. Gelegenheit, nochmals einen Rückblick zu werfen auf das durchwanderte Land und die durch die Wanderung erzielten Resultate. »Der Nil, schreibt er S. 256, von seinem Geheimniss befreit, löst sich in einen verhältnissmässig einfachen Strom auf. Das wirkliche Becken des Nil liegt etwa zwischen dem 22⁰ und 39⁰ östlicher Länge und erstreckt sich vom 3⁰ südlicher bis zum 18⁰ nördlicher Breite. Der Wasserabfluss dieses ungeheuren Raumes wird von dem ägyptischen Flusse allein in Anspruch genommen. Die Seen Victoria und Albert, die beiden grossen Aequatorial-Wasserbehälter, nehmen alle Flüsse auf, die südlich vom Aequator dem Nil zuströmen; der Albertsee ist der grosse Behälter, in welchem sich ausser den Nebenflüssen, die von den blauen Bergen, nördlich vom Aequator, sich ergiessen, das ganze von Süden her kommende Wasser concentrirt. Der Albert N'yanza ist das grosse Bassin des Nil; der Unterschied zwischen ihm und dem Victoria N'yanza ist der, dass

der Victoriasee ein Behälter für die östlichen Nebenflüsse ist, und er wird an der Stelle, wo der Fluss am Ripon-Wasserfall aus ihm heraustritt, ein Ausgangspunkt oder die am höchsten gelegene Quelle desselben; der Albertsee ist ein Behälter, der nicht nur die westlichen und südlichen Nebenflüsse direct von den blauen Bergen empfängt, sondern er nimmt auch das Wasser aus dem Victoriasee und aus dem ganzen Aequatorial-Nilbecken auf. Der Nil, wie er aus dem Albert N'yanza hervorgeht, ist der ganze Nil; vor seiner Geburt aus dem Albertsee ist er nicht der ganze Nil. Ein Blick auf die Karte wird sogleich die relative Bedeutung der beiden grossen Seen zeigen. Der Victoriasee sammelt alles auf der östlichen Seite befindliche Wasser und giesst es in das nördliche Ende des Albertsees, während der letztere, seiner Beschaffenheit und Lage nach, das unmittelbare Bett des Nil ist, welches alles Wasser aufnimmt, das zu dem Aequatorial-Nilbecken gehört. Der Victoriasee ist daher die erste Quelle; aber aus dem Albertsee tritt der Fluss sogleich als der grosse weisse Nil.« Damit ist nach des Verfassers Ansicht die seit Ptolemäus gestellte Frage über die Quellen des Nil gelöst, und die Angabe dieses alten Geographen, welcher den Fluss aus zwei grossen Seen hervorströmen lässt, welche den Schnee der in Aethiopien liegenden Berge aufnähmen, gerechtfertigt.

Wir unterlassen es, Alles Andere anzuführen, was hier noch weiter zur näheren Kenntniss dieses Beckens des Nil bemerkt wird, um noch einen andern Gegenstand zu berühren, der eben so nahe liegt, die Frage nach den natürlichen Hilfsquellen dieser ausgedehnten Flächen, die dieser Theil Centralafrikas in sich begreift. Der Verf. hat diese Frage in Folgendem beantwortet (S. 262):

»Es ist schwer zu glauben, dass ein so herrlicher Boden und eine so ungeheure Strecke Landes bestimmt sei, ewig im Zustande der Wildheit zu bleiben, und doch kann man kaum an die Möglichkeit denken, dass es in einem Theile der Welt, welcher von Wilden bewohnt ist, deren Glück in Müssiggang oder Krieg besteht, besser werden könne. Der Vortheile sind wenige, der Nachtheile viele. Die ungeheure Entfernung von der Meeresküste würde den Transport jeder Waare, wenn sie nicht einen ausserordentlichen Werth hat, unmöglich machen, da die Kosten unerträglich sein würden. Die Naturprodukte sind ausser Elfenbein nichts. Da der Boden fruchtbar und das Klima zum Anbau günstig ist, so würden alle tropischen Produkte gedeihen; — Baumwolle, Kaffee und das Zuckerrohr sind einheimisch; aber obgleich Klima und Boden günstig sind, so fehlen doch die zu einem erfolgreichen Unternehmen nothwendigen Bedingungen; — die Bevölkerung ist spärlich und das Material das allerschlechteste; die Menschen sind lasterhaft und faul. Das Klima, obgleich für Landwirthschaft günstig, ist der europäischen Körperbeschaffenheit zuwider; von Ansiedelung kann daher keine Rede sein. Was lässt sich bei einer so hoffnungs-

losen Aussicht thun? Wo das Klima für Europäer verderblich ist, von woher soll die Civilisation eingeführt werden? Das Herz Afrika's ist so vollständig von der Welt abgeschlossen, und die Verkehrsmittel sind so schwierig, dass trotz der Fruchtbarkeit die geographische Lage jene ungeheure Strecke Landes an der Verbesserung hindert. So von der Civilisation ausgeschlossen, ist sie ein Feld für zügellose Greuel geworden, wie die Thaten der Elfenbeinhändler beweisen.«

Aber das Haupthinderniss einer jeden Besserung solcher Zustände findet der Verfasser in dem Sclavenhandel, der wie ein wahrer Fluch auf diesem Lande lastet! »Afrika ist verflucht, ruft er aus, und es kann auf keine Stufe emporgehoben werden, die sich der Civilisation nähert, bis der Sclavenhandel ganz unterdrückt ist. Der erste Schritt, der zur Verbesserung der wilden Stämme des weissen Nil nothwendig ist, ist die Vernichtung des Sclavenhandels. Bis diese herbeigeführt ist, lässt sich kein gesetzlicher Handel begründen, und gibt es für Missionsunternehmungen gar keine Aussicht; das Land ist gegen alle Verbesserung versiegelt und verschlossen.«

Wir schliessen damit unseren Bericht über ein Reisewerk, das nicht blos manchen neuen Aufschluss, manche neue Belehrung bringt, sondern auch eine sehr angenehm unterhaltende Lectüre bietet durch lebendige Schilderungen jeder Art, welche die Uebersetzung im Deutschen gut wiederzugeben gewusst hat. Noch haben wir der artistischen Beigaben und der schönen äusseren Ausstattung des Ganzen zu gedenken. Die beigefügte Karte lässt uns den Zug der Reisenden auf das genaueste verfolgen und gibt ein richtiges Bild der durchwanderten, grossentheils bisher fast ganz unbekannten Landstrecken. Unter den Illustrationen erwähnen wir nur das dem Titel beigegebene Bild der Murchison-Wasserfälle von dem Victoria-Nil bis zu dem Niveau des Albertsee's in der Höhe von etwa 120 Fuss; oder das Bild des auf dem Albertsee erlebten Sturmes.

Wallenstein im Stift Halberstadt 1625—1626. Von J. O. Opel. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1866. 99 S. gr. 8.

Diese Schrift ist als ein wohl zu beachtender Beitrag zu der Geschichte des dreissigjährigen Krieges zu betrachten, eben so wie sie auch beitragen kann zu der persönlichen Würdigung Wallenstein's, und zur Vervollständigung des Bildes, welches man in neuerer Zeit von diesem Feldherrn aufzustellen versucht hat. Es wird dieses Bild aber keineswegs so günstig ausfallen, wenn man in dieser Schrift die Schilderung der gewaltigen Erpressungen durchgeht, welchen das durch die Occupation des Wallenstein'schen

Heeres bedrängte Stift Halberstadt damals ausgesetzt war: und da hier Alles unmittelbar aus den Quellen selbst, den noch vorhandenen Akten des Domcapitels, und einem zu Leipzig in der Rechtsbibliothek befindlichen Aktenfascikel entnommen ist, auch in dem Anhang ein Abdruck einer Anzahl dieser Urkunden gegeben, Vieles Andere der Art aber in die Darstellung selbst eingeflochten ist, so kann über die Richtigkeit der einzelnen Angaben auch nicht der geringste Zweifel obwalten. Die Auflagen, die dem Lande wie einzelnen Personen gemacht wurden, erinnern an Manches, was in den Napoleonischen Kriegen die einzelnen Feldherrn desselben sich erlaubt haben (man denke nur an Davoust in Hamburg oder Soult in Spanien), und stellen den obersten Führer des Heeres, auf dessen Anordnung diess Alles geschah, in keinem besseren Lichte dar, zumal da das, was hier berichtet wird, dem gar nicht unähnlich ist, was auch aus andern Theilen Deutschlands, welche den Kriegsschauplatz abgaben, aus ähnlichen Quellen zu unserer Kunde gelangt ist. Es geht auch daraus hervor, wie wenig die Mittel einer streng militärischen Disciplin in Anwendung gebracht wurden, und »die Thatsache steht fest, dass Wallenstein bereits jetzt nicht einmal mehr den Versuch machte, seine ungeordneten Heerhaufen durch den Geist einer strengen militärischen Disciplin zu einem wohlgegliederten, die Intentionen des Führers in strenger Folgsamkeit verwirklichenden Ganzen zu machen« (S. 60). Wenn der Verf. diess in so fern zu Gunsten Wallensteins zu deuten versucht, als er es aus der Natur des damaligen Söldnerwesens, und der Art der Kriegführung zu erklären sucht, indem nur auf diese Weise es möglich gewesen, die zügellose Soltadeska zusammenzuhalten, deren Gier man das Land selbst, das sie zu ernähren hatte, preis gab, so mag er wohl Recht haben, da ja auch auf der entgegengesetzten Seite Aehnliches vorkommt, wenn auch nicht in dem Grade, wie bei Wallenstein, der mit seinem Heere eine in dieser Hinsicht Alles, was vorkam, überragende Stellung einnimmt: aber auf den Feldherrn selbst wird es kein günstiges Licht werfen und noch weniger zur Entschuldigung für sein persönliches Verhalten dienen können. Und darum können wir auch die Ansicht nicht theilen, welche Wallenstein selbst nicht als den eigentlichen Urheber dieser alles Mass übersteigenden Erpressungen und der dadurch herbeigeführten Leiden des Stiftes ansehen will, sondern Alles aufden Kaiser Ferdinand II. werfen will, der ihm den Commandostab in die Hand gegeben, als er sich anheischich gemacht, auf eigene Kosten eine Armee zu werben. Die späteren Ereignisse haben hinreichend gezeigt, wie vollkommen frei und unabhängig Wallenstein in allen solchen Dingen handelte, ohne sich um den Kaiser irgendwie zu bekümmern.

Leben und Dichtung des Horaz. Ein Vortrag von Fr. Dor. Gerlach, Professor der alten Literatur. Basel. Bahnmaier's Verlag (C. Detloff) 1867. 39 S. gr. 8.

So Vieles auch in alter und neuer Zeit über den Dichter geschrieben worden ist, welcher den Gegenstand dieser Schrift bildet, man wird doch gern zu diesem für ein grösseres gebildetes Publikum gehaltenen Vortrag greifen und sich an dem lebenvollen Bilde laben, das uns hier vorgeführt wird, bestimmt zugleich »den vielgelesenen, viel bekrittelten und vielgeschmähten Dichter dem richtigen Verständniss und dem Bewusstsein der Gegenwart näher zu führen« (S. 5). Und diesen Zweck hat der Verfasser durch seine treffende Schilderung der Persönlichkeit des Dichters, die Darlegung seiner Lebensverhältnisse wie die Charakteristik seiner einzelnen, mit durch diese Verhältnisse hervorgerufenen oder doch dadurch mit bestimmten Dichtungen erreicht, so dass auch der Mann des Faches gern bei dieser Darstellung verweilt und in der richtigen Auffassung aller der Verhältnisse, unter denen Horatius dichtete, so wie der daraus hervorgehenden richtigen Würdigung seines Charakters wie seiner poetischen Leistungen eine Befriedigung findet, die ihn entschädigen mag für die Zerrbilder Horazischer Poesie, welche die neueste Kritik aufzubringen gewusst hat. Und wohl mag ihn diess veranlasst haben, einem solchen Verfahren gegenüber ein treues Bild des Dichters und seiner Poesie aufzustellen, an deren Fortleben der Dichter selbst seinen unumwundenen Glauben ausgesprochen hat. »Er wird gelesen, bewundert und verstanden, so weit die europäische Bildung sich erstrecket; sein Name wird bleiben, so lange die ächte Wissenschaft in Ehren steht, er wird gepriesen werden, so lange die Weisheit des Alterthums geachtet wird. Mögen Andere mit dem Materialismus sich vergnügen oder ihn beklagen; mögen Sophisten und Dilettanten durch Tändeleien und Geschwätz den Sinn der Jugend verirren und entnerven, als ewige Quelle geistiger Verjüngung bleibt das Alterthum.« Also der Verf. am Schlusse seines auch mit gelehrten Nachweisen in den Beilagen ausgestatteten Vortrages, welchen wir allen Fremden des alten Dichters bestens hiemit empfehlen.

Friderici Ritschelii Opuscula philologica. Volumen I; ad literas Graecas spectantia. Fasciculus II. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MDCCCLXVII. S. 449—851 in gr. 8.

Dem ersten Fascikel, welcher in diesen Jahrbb. S. 283 ff. besprochen ward, ist alsbald der zweite gefolgt, mit dem der erste Band seinen Abschluss erreicht hat. Was a. a. O. über die Anlage und Einrichtung dieser Sammlung und die dabei befolgten

Werke niedergelegt ist, nicht blos für die genauere Kenntniss des Altrömischen, seiner Entwicklung und Bildung gewinnt, sondern wie sie insbesondere noch dazu dient, uns das Hervorgehen der romanischen Sprachen, die Bildung dieser Sprachen und alle die Wandelungen, alle die einzelnen in einzelnen Buchstaben vorgehenden Veränderungen und Uebergänge des Einen in den Anderen, wie sie hier vorkommen, zu vergegenwärtigen und näher kennen zu lernen.

Was den Inhalt selbst betrifft, der nicht wohl eines Auszuges fähig ist, so beschränken wir uns auf die allgemeine Angabe, dass in diesem zweiten Band die Fortsetzung des im ersten S. 167 ff. begonnenen Theiles, welcher die qualitativen Vokalveränderungen befasst, gegeben ist, und dass dieselbe bis S. 335 reicht, mithin noch einen grossen Theil dieses Bandes füllt. Mit S. 336 ff. beginnt der zweite Theil, welcher die quantitativen Vokalveränderungen erörtert. In jener Fortsetzung der qualitativen Veränderungen kommen zunächst nach dem im ersten Bande S. 167 gegebenen Schema zur Sprache E = I in offenen wie in geschlossenen Sylben, dann eben so U = O (S. 91 ff.), O = U (S. 149 ff.), I = Ü = U (O) S. 197 ff. E (I) = O S. 211 ff. u. s. w. Ein überaus reiches Material ist hier gegeben, wie es nur die ausgedehntesten Studien zusammenzubringen vermochten, aber es ist auch Alles wohl geordnet, wie man sich bald überzeugen wird, wenn man näher in das Einzelne einzugehen sich veranlasst sieht, nud ist hier eine Vollständigkeit erreicht, der nicht leicht Etwas entgangen sein dürfte, zumal bei der ausgebreiteten Bekanntschaft des Verf. mit allen den Quellen, aus welchen das Material zu seiner Erörterung zu gewinnen war. In gleicher Weise wird man aber auch den eben bemerkten andern Theil von den quantitativen Vokalveränderungen behandelt finden. Nach dem auch hier vorausgeschickten Schema wird zuerst von der Prosthese gehandelt, dann (S. 365 ff.) von der Aphärese, von der Apokope (S. 384 ff.), der Epithese (S. 393 ff.) wie der Synkope und Epenthese, von der Elision (S. 441 ff.), von der Vokalisirung von Konsonanten (S. 486 ff.) wie von der Konsonantirung von Vokalen (S. 502 ff.) endlich von der Vokalversetzung (S. 526 ff.) und von der Attraktion (S. 528).

Wir haben damit im Allgemeinen den Inhalt des Ganzen angegeben, ohne auf den Reichthum des Details uns weiter einzulassen, da wir mit dieser Anzeige nur auf diese Schrift aufmerksam machen wollen, die in so manche Gebiete der Wissenschaft einschlägt, und insbesondere so wichtig ist für die richtige Schreibung einzelner Worte, welche in unsern Handschriften so sehr variirt und so manche Controverse in neuerer Zeit herbeigeführt hat; wir erinnern ebenso an die damit verknüpfte Frage über die richtige Aussprache und was dergleichen Fragen mehr sind, für deren Entscheidung hier ein Material vorliegt, wie es in dieser Weise an keinem andern Orte zu finden ist. Die äussere Ausstattung in Druck und Papier ist eben so vorzüglich wie die des ersten Bandes.

Nr. 31. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

1) *An introduction to Kachchâyana's grammar of the Pâli language; with an introduction, appendix, notes etc. by James d'Alwis. Colombo 1863. CXXXVI. 132. und XVI. pag. 8vo.*
2) *Abhidhânappadîpikâ; or dictionary of the Pali language by Moggalâna Thero. With English and Singhalese interpretations, notes and appendices by Waskaduwe Subhûti Buddhist priest. Colombo 1865. XV. 204. und XI. pag. 8vo.*
3) *Die Könige von Tibet von der Entstehung königlicher Macht in Yárlung bis zum Erlöschen in Ladák (Mitte des 1. Jahrh. vor Christi Geburt bis 1834 n. Chr.) von Emil Schlagintweit. München 1866. 87 pag. u. 18 pag. tibet. Text. 4to.*
4) *Ueber ein Fragment der Bhagavati. Ein Beitrag zur Kenntniss der heiligen Sprache und Literatur der Jaina. Von A. Weber. Erster Theil. Berlin. 1866. (Aus den Abhandl. der k. Akad. der Wissensch.) p. 367—444. 4to.*

Die europäischen Forschungen über den Buddhismus haben nicht etwa in der Weise begonnen, dass man die Anfänge dieser Religion in ihrem eigentlichen Vaterlande Indien aufsuchte und der Verzweigung derselben in die einzelnen fremden Länder nachging, sondern umgekehrt: man lernte den Buddhismus zuerst in seinen Ausläufern in Japan, China und der Mongolei, im Siam und Barma kennen und nur allmählig stellte sich die Ueberzeugung fest, dass alle diese verschiedenen Ausläufer nach Indien als ihren gemeinsamen Mittelpunkt hinwiesen. Wir erinnern hier an diese genügend bekannte Thatsache, weil sich aus ihr am besten erklärt wie es kommt, dass der Buddhismus der Ausgangspunkt geworden ist für Forschungen über die verschiedensten Völker Centralasiens und Hinterindiens, denn die meisten dieser Völker würden kein Recht haben unter die civilisirten Nationen gerechnet zu werden, wenn sie nicht durch ihre Religion an der Bildung Indiens Antheil hätten. Bekannt ist es auch, dass der indische Buddhismus selbst in zwei Schulen zerfällt, eine nördliche und eine südliche; die heiligen Schriften der nördlichen Schule sind in Sanskrit geschrieben, die der südlichen in einer Volksmundart, dem Pâli. Mittelpunkt für die südliche Schule ist, seitdem der Buddhismus in Indien selbst erloschen ist, die Insel Ceylon. Von dieser südlichen Schule, die ihren Einfluss auch über Barma und Siam erstreckt, werden wir zunächst Veranlassung haben zu reden.

Mit besonderer Befriedigung schreiten wir zur Anzeige der beiden zuerst genannten Schriften. Wir begrüssen hier nicht nur

zwei neue und zwar tüchtige Mitarbeiter auf dem Felde des Buddhismus, sie kommen auch aus Kreisen, von denen wir bisher Beiträge zu erhalten nicht gewohnt sind. Beide sind eingeborne Singhalesen und einer der buddhistischen Religion zugethan. Sie sind natürlich von Jugend auf mit der Sprach- und Denkweise des Buddhismus vertraut und wir verdanken ihnen manche Belehrung, die wir in Europa entweder gar nicht oder doch erst nach langem Suchen hätten erhalten können, daneben ist aber wenigstens der erste der beiden Verf. auch sehr belesen in allen europäischen Werken, die von dieser Religion handeln. Wir glauben, dass die europäische und besonders auch die deutsche Wissenschaft allen Grund hat auf die neu gewonnenen Anhänger stolz zu sein. Es ist nicht eine blosse Curiosität, welche uns hier entgegentritt, sondern der Beweis eines allmählig sich anbahnenden geistigen Verkehrs zwischen Europäern und Orientalen. Man unterschätze nicht diese kleinen Anfänge, deren Bedeutung sich erst in künftigen Jahrhunderten zeigen wird; der Verkehr, der hier auf einem sehr enge umgränzten Gebiete beginnt, wird nach und nach immer mehr an Umfang gewinnen, und sich endlich, so hoffen wir wenigstens, zu einem vollkommenen Ideenaustausch des Morgen- und Abendlandes gestalten. Fragen wir nach den Gründen, welche die morgenländischen Gelehrten bewogen, diese Annäherung an Europa zu suchen, so giebt uns die weit ausgedehnte Herrschaft Englands und die dadurch bedingte Bekanntschaft mit der englischen Sprache nicht blos einen Grund dafür, sie erklärt auch überhaupt die Möglichkeit, dass eine solche Annäherung geschehen kann. Irren wir aber nicht, so giebt es neben diesem noch einen andern Grund, und einen hauptsächlichen möchten wir in der näheren Bekanntschaft mit den Grundsätzen der vergleichenden Sprachwissenschaft sehen, welche durch die englische Uebersetzung von Bopps vergleichender Grammatik und Muirs Arbeiten in Indien immer mehr bekannt werden. Ueber den Nutzen der Sprachvergleichung für die Wissenschaft ist schon viel geschrieben worden, von der culturhistorischen Bedeutung derselben hat unseres Wissens noch Niemand gesprochen und doch hat auch diese Seite ihre vollkommene Berechtigung. Für uns freilich hat die Thatsache, dass unsere Sprachen gerade mit denen Indiens und Persiens verwandt sind, keinen andern Werth, als den geschichtlichen; im Morgenlande ist dies anders. Es ist etwas, von dem fernher gekommenen Volke, welches Indien beherrscht, die Thatsache anerkannt zu sehen, dass es mit seinen Unterthanen aus demselben Stamme entsprossen ist, und diese als seine wahren Anverwandten ansieht. Eine grössere Annäherung zwischen den Siegern und den Besiegten scheint uns auf dieser Grundlage wohl denkbar und unseres Erachtens ist es auch die Pflicht der Wissenschaft, hierzu nach Kräften mitzuwirken. — Die beiden unter 1 und 2 genannten Werke sollen nicht so wohl unsere Kenntniss des Buddhismus (obwohl Nr. 1 auch dafür sehr

werthvolle Beiträge enthält) sondern vielmehr die Kenntniss der Sprache fördern, in welcher die Werke der südlichen Schule geschrieben sind. Der eigentliche Name dieser Sprache ist Mâgadhi d. i. Sprache von Magadha oder Behâr und es ist nicht unmöglich, dass er der richtige ist, da nach der Ueberlieferung die ältesten Sendboten, welche Ceylon zum Buddhismus bekehrten, aus diesem Theile Indiens stammten. Doch ist auch der bei uns gebräuchlich gewordene Name Pâli nicht unrichtig, doch scheint es uns fraglich, ob das Wort pâli ohne den Beisatz von bhâsâ, Sprache, für den Namen der Sprache gelten könne. Das Wort pâli bedeutet nämlich ursprünglich eine Reihe, Linie, und wird dann auf die Aussprüche Çâkyamunis übertragen, ganz ähnlich wie auch sûtra d. i. Faden. Nur in diesem Sinne lässt sich das Wort bis jetzt belegen und es scheint nicht, dass Herr Alwis zu den bekannten Textstellen noch neue hinzufügen kann. Ein dritter Ausdruck zur Bezeichnung der heiligen Sprache wird uns hier zuerst zur Kenntniss gebracht, er heisst tanti; nach dem Pâliwörterbuche heisst tanti zunächst eine Laute und ist von da aus zu der Bedeutung »Text« gekommen, aus den bis jetzt bekannten Beispielen ist nicht recht ersichtlich, ob jeder Text so genannt werden kann oder vielleicht nur die metrisch abgefassten, will man die heilige Sprache damit bezeichnen, so wird wohl auch hier das Wort bhâsâ nicht fehlen dürfen. Die Pâlisprache hat nun für Ceylon, Siam und Barma dieselbe Bedeutung wie etwa das Latein für die Mönche des Mittelalters, in allen Klöstern wird sie mit Eifer gepflegt, die reiche, wiewohl auf ein enges Gebiet begrenzte Literatur eifrig gelesen, die Sprache aber auch jetzt noch mit derselben Meisterschaft geschrieben wie in frühern Jahrhunderten, wie aus den vom Verf. mitgetheilten Proben erhellt. Wir zweifeln nicht, dass die buddhistischen Mönche auch jetzt noch im Stande sind, sich des Pâli gegen ausländische Glaubensgenossen im mündlichen Verkehre zu bedienen. Unter den Zweigen des Wissens, welche in der Pâliliteratur reichlich vertreten sind, finden wir auch die Grammatik; Herr A. hat uns (p. 114. 115) ein Verzeichniss von nicht weniger als 45 grammatischen Werken mitgetheilt, ohne jedoch die Zahl vollständig zu erschöpfen. Die Grammatiker theilen sich in drei Schulen, von denen die eine, Saddaniti, nur schwach vertreten ist, die zweite die des Moggalâna ist nicht sehr alt und ihre Methode uns bis jetzt ganz unbekannt. Die Mehrzahl der Grammatiker folgt der Schule des Kaccâyana, der für den ältesten der Pâligrammatiker gilt, eines der beliebtesten Werke dieser Schule ist der Bâlâvatâra, welcher der Pâligrammatik von Tolfrey und Clough zu Grunde liegt. Das eigentliche Hauptwerk dieser Schule sind die Lehrsätze des Kaccâyana selbst, dieses Werk galt aber bis jetzt in Ceylon für verloren, Herrn A. ist es jedoch gelungen eine Handschrift des Werkes aufzufinden (andere Handschriften soll man in Barma besitzen) und diese Entdeckung zur Kenntniss des Publi-

kums zu bringen ist der Hauptzweck der vorliegenden Schrift. Wir erhalten hier das Capitel über das Verbum als Probe, der Text ist mit einem Commentar versehen, der von einem Theile der Buddhisten als von Kaccâyana selbst herrührend angesehen wird (p. LXXII), in Wahrheit aber, wie aus p. 104 hervorgeht, vom Samghanandin herrührt. Der Pâlitext ist sehr correct mit singhalesischen Buchstaben gedruckt und eine sehr zweckmässige und zuverlässige englische Uebersetzung beigefügt. Für die Herausgabe des ganzen Werkes, welche uns Herr A. in Aussicht stellt, würden wir ihm allerdings sehr dankbar sein, doch müssen wir bemerken, dass das Ganze, soviel wir nach der gegebenen Probe beurtheilen können, nicht so neu ist als es wohl scheinen könnte, und die Abweichungen des neu bekannt werdenden Werkes mehr die Form als den Inhalt betreffen. Ref. ersieht aus einer ihm vorliegenden Kopenhagener Handschrift des Bâlâvatâra, dass auch dieses Werk auf Lehrsätze des Kaccâyana gegründet ist und dieselben — wahrscheinlich ganz vollständig — aufführt, wenn auch meist in anderer Ordnung und mit einem andern Commentare. So beginnt z. B. auch diese Grammatik mit dem zweiten der auf p. XVII genannten Lehrsätze des Kaccâyana (den ersten halten die Buddhisten nach p. XXI nicht von Kaccâyana, sondern von Çâkyamuni selbst ausgegangen) akkharâ pâdayo ekacattâlisam d. i. nach dem Commentare akkharâpi akârâdayo ekacattâlisam »die 41 Buchstaben beginnen mit a«, und führt dann bis zum zehnten Satze genau in derselben Weise fort. Der zehnte Satz lautet: pubbam adhothitam assaram sarena viyojaye was Herr A. etwas undeutlich übersetzt: let the first be separated from its (inherent) vowel by (rendering) the preceding a consonant. Besser: »man beraube den vorderen unten (zuletzt) gestellten, vocallosen seines Vocals« d. h. mit andern Worten: der erste Consonant einer Consonantenverbindung ist seines ihm sonst inhärirenden Vocals zu berauben. Dieser vordere, nach unserer Ansicht oben stehende Consonant wird hier adhothita, unten gestellt, genannt, weil der Verfasser die grammatische Betrachtung des Wortes mit dem Suffixe beginnt, somit der vordere Consonant zuletzt kommt. Das besagt auch der kurze Commentar des Bâlâvatâra zu diesem Satze: pubbabyanjanam sarato putha kâtabbam, der erste Consonant ist des Vocals zu berauben. Auch in dem Capitel über das Verbum folgt der Bâlâvatâra den Lehrsätzen des Kaccâyana wie sie hier mitgetheilt werden, er citirt dieselben wörtlich, aber in ganz anderer Ordnung: er beginnt mit bhuvâdayo dhâtavo (= Kac. 2, 26), dann folgt dhâtussanto lopo nekasarassa (= K. 4, 40), dann dhâtulingehi parâ paccayâ (= K. 2, 1), dann folgen 1, 9. 1. 3. 5., hierauf 2, 14. 1, 6. 7. 2. u. s. w. Hiernach dürfte für die Schule die sich an Kaccâyana anschliesst die Anordnung des Stoffes die Hauptverschiedenheit sein; anders stellt sich die Sache für Moggalâna, da derselbe schon über die Buchstaben von Kaccâyana abweicht, er zählt deren 43. Es wäre

zu wünschen, dass auch die Hauptwerke der übrigen Schulen veröffentlicht würden.

Die Stellung der Pâligrammatiker ist eine freie, da sie im Pâli die Ursprache sehen, so müssen sie auch die Vergleichung desselben mit dem Sanskrit abweisen, doch sieht man aus ihren eigenen Angaben (cf. p. XXV), dass sie auch Sanskritgrammatiker benützt haben. Soviel ist nun freilich gewiss, dass Pânini nicht unmittelbar das Muster war, nach welchem sie sich richteten, diess erhellt schon aus der ganzen Einrichtung, welche mehr an die Siddhânta Kaumudî und ähnliche Werke erinnert, und Ref. möchte die Behauptung nicht schlechthin abweisen, dass Kâtantra (cf. p. XL) das Muster für die Pâligrammatik gewesen sei. Durch diese freie Stellung unterscheidet sich die einheimische Pâligrammatik namentlich von den indischen Prâkritgrammatikern, denn diese sehen die von ihnen zu behandelnde Sprache durchaus als aus dem Sanskrit geflossen an. Diese grössere Freiheit hat nun sowohl nützlich als schädlich auf die Behandlung der Sprache eingewirkt, nützlich in so fern weil die Pâligrammatiker dadurch, dass sie dem Sanskrit gegenüber frei dastanden, die Formen und ihren Gebrauch so darstellten, wie sie ihn aus den von ihnen benützten Literaturwerken erkennen konnten; auch blieben sie von der Sucht befreit, dem Pâli mancherlei theoretische Formen aufzubürden, welche sonst gewiss erfunden worden wären um die heilige Sprache des Buddhismus nicht hinter dem Sanskrit zurückstehen zu lassen. Andrerseits hat aber die rein dogmatische Ansicht, das Pâli sei älter als das Sanskrit, auch ihre üblen Folgen gehabt und namentlich die richtige Erkenntniss der Lautverhältnisse und mancher Formen getrübt, die sich ohne Zuziehung des Sanskrit schlechterdings nicht genügend erklären lassen. Für uns ist die Hauptfrage, wie sich die europäische Wissenschaft den nun sich erschliessenden Quellen gegenüber zu verhalten habe. Die Kenntniss des Pâli in Europa ist bekanntlich nicht aus dem Studium der einheimischen Grammatiker hervorgegangen, sondern aus dem Gebrauche verschiedener Werke der Literatur und der Vergleichung der Sprache derselben mit dem Sanskrit. So ist der Essai sur le Pali von Burnouf und Lassen entstanden und Spätere haben auf diesem Grunde fortgebaut. Sollen wir nun auf diesem Wege fortgehen ohne die einheimischen Grammatiken zu benutzen, oder sollen wir von jetzt ab blos auf die einheimische Grammatik uns stützen? Es liegt auf der Hand, dass weder der eine noch der andere Weg der ausschliesslich richtige ist, sondern dass Benützung der Originalgrammatik und freie Forschung verbunden werden muss. Namentlich jetzt, wo wir noch keinen Ueberblick über die Gesammtliteratur haben, müssen wir die Angaben der Grammatiker dankbar benützen, doch stehen wir ihnen anders gegenüber als den Sanskritgrammatikern. Ref. glaubt nicht, dass wir annehmen dürfen, einer der Pâligrammatiker stütze sich noch auf eine lebendige Kennt-

niss der Pâlisprache, wie diess im Sanskrit doch wenigsten
Pânini der Fall ist, ihr Zweck ist wohl von allem Anfang a
der: die Sprache zu beschreiben, welche in ihren heiligen Sch
vorliegt. Nun sind zwar diese heiligen Schriften sehr umfang
doch nicht in dem Grade, dass wir nicht hoffen könnten sie
und nach zu bewältigen. Es wird also wohl eine Zeit kom
wo wir nicht nur über denselben Stoff gebieten wie die einh
schen Grammatiker, sondern auch im Stande sind, ihre Beob
tungen vermittelst einer weiter fortgeschrittenen Kritik zu be
tigen. Aber diese Kritik ist nicht ohne grosse Vorarbeiten n
üben und darum wird eine Pâligrammatik, so wie sie wirklich n
soll, noch lange zu den frommen Wünschen gehören. Für e
Kritik steht es fest, dass der Text der heiligen Schriften des s l-
lichen Buddhismus so wie er jetzt liegt, durch den ausführlic n
Commentar des Buddhaghosa geschützt ist, und seit Abfassung e-
ses Commentars keine wesentliche Veränderung erlitten hat. Al in
diess führt uns nicht weiter als bis in das 5. Jahrhundert n. C r.
Geb. und es fragt sich ob derselbe auch von da aufwärts bis zu
seiner Aufzeichnung unter Vattagâmini (etwa 100 v. Chr. Geb.)
keine Veränderung erlitten hat. Doch, selbst wenn sich beweisen
liesse, Buddhaghosas Text sei wirklich durchweg der zuerst in Ceylon
aufgezeichnete, so würden doch in der Periode der mündlichen
Ueberlieferung bis zum Religionsstifter hinauf Aenderungen denkbar sein. Ausser auf die Authentie des Wortgefüges werden aber die Kritiker ihre Augenmerk auch auf die Zusammensetzung der Texte zu richten haben. Wir glauben, dass es selbst den Buddhisten einleuchten muss, wenn wir sagen, dass die Texte in der Form, in welcher sie jetzt vorliegen, nicht von Çâkyamuni herrühren können, dass die langen Einleitungen, welche erzählen, bei welcher Gelegenheit Çâkyamuni diesen oder jenen Ausspruch gethan habe, als Zuthat der Tradition anzusehen seien und die wirklichen Aussprüche des Religionsstifters allein als massgebend gelten können. Es fragt sich nun hauptsächlich, ob diese Aussprüche nicht durch eine spätere Redaktion sprachlich geändert worden seien oder noch in der Sprache geschrieben sind, in welcher sie unter Asoka in Ceylon bekannt gemacht wurden. Wie Ref. glaubt, ist alle Hoffnung vorhanden, dass man über diesen letzten Punkt noch ins Reine kommen werde. Bekanntlich hat Asoka in allen seinen Inschriften sich dem Dialekt derjenigen Provinz anbequemt, für welche sie berechnet waren. Da wir nun von ihm selbst wissen, dass er in Ceylon geherrscht hat, so werden die zahlreichen dort befindlichen Inschriften in der von ihm gebrauchten Schriftart (gewöhnlich Nagari inscriptions genannt) kaum von einem Anderen herrühren und die Veröffentlichung einer zuverlässigen Abschrift dieser Inschriften würde zu den grössten Diensten gehören, die man der Erforschung des Buddhismus leisten kann. Wahrscheinlich würde

durch diese Texte eine feste Grundlage zur Beurtheilung des Alters und der Herkunft des Pâli gegeben werden.

Die lange Einleitung, welche dem Buche vorausgeschickt ist (136 S.) und 62 S. des Anhanges behandeln das Zeitalter des Kaccâyana und das Verhältniss des Pâli zum Sanskrit. Diese Theile des Buches sind voll von den interessantesten Mittheilungen, namentlich von Texten, die uns zumeist ganz unbekannt waren. Es thut darum unserem Danke gegen den Verf. durchaus keinen Eintrag, wenn wir in mehreren Hauptpunkten, auf deren Feststellung es ankommt, durchaus nicht mit ihm übereinstimmen. Herr A. sucht die Ansicht zu begründen, dass Kaccâyana und seine Grammatik bis in die ältesten Zeiten des Buddhismus zurückgehen, dass dieser Grammatiker ein Zeitgenosse Çâkyamunis und dessen unmittelbarer Schüler gewesen sei, dass er von ihm selbst den Auftrag zur Abfassung einer Pâligrammatik erhielt, ja dass die erste Regel in Kaccâyanas Grammatik von Çâkyamuni selbst herrühre. Dass diesen Annahmen bedeutende Hindernisse im Wege stehen, weiss auch unser Verfasser und sucht sie zu beseitigen, aber nach Ansicht des Ref. ohne Erfolg. Den Zweifeln gegenüber, die man gegen die Thatsache erhoben hat, ob zur Zeit Çâkyamunis die Kunst des Schreibens in Indien schon bekannt gewesen sei, sammelt er eine Anzahl von Stellen aus buddhistischen Schriften, welche allerdings von der Anwendung der Schrift zur Zeit Çâkyamunis sprechen. Allein wir nehmen die Sache genauer und dass ein vielleicht 5 bis 600 Jahre (oder auch mehr) nach Çâkyamunis Tode lebender Schriftsteller von schriftlichen Abfassungen zu jener Zeit spricht, kann noch nicht die Zuverlässigkeit der Thatsache selbst erweisen. Wir Nicht-Buddhisten hegen auch mancherlei Zweifel nicht nur, ob alle den grössern buddhistischen Sutras beigefügten Entstehungsgeschichten wirklich alt seien, sondern auch ob alle in diesen Schriften auf Çâkyamuni zurückgeführten Aussprüche wirklich von ihm herrühren. Mehr noch, wir glauben aus buddhistischen Schriften selbst zum Mindesten wahrscheinlich machen zu können, dass bei dem Ableben Çâkyamunis keine geschriebenen Sammlungen seiner Aussprüche vorhanden waren, dass diese selbst bei dem kurz nach seinem Tode veranstalteten grossen Concile noch nicht niedergeschrieben wurden. Der Mahâvansa (3, 33. 36) sagt zweimal ausdrücklich, dass die versammelten Anhänger des dahingeschiedenen Çâkyamuni die ihnen mitgetheilten Aussprüche im Gedächtnisse aufbewahrt haben. Hiernach wird man schliessen dürfen, dass sie höchstens diese Aussprüche des leichteren Behaltens wegen in metrische Form gebracht haben. Bei dem Berichte über das zweite Concil wird die Bemerkung über das Einprägen in das Gedächtniss zwar nicht wiederholt, aber es wird gesagt, dass das frühere Gesetz wieder hergestellt worden sei, vom Niederschreiben ist mit keinem Worte die Rede. Auch der interessante Bericht des Dîpavansa über die damals im Schwange gehenden Ketzereien, den uns

Herr A. p. 63 ff. mittheilt, scheint dem Ref. mit der Nachricht von der mündlichen Ueberlieferung nicht im Widerspruch zu stehen. Ebenso wenig ist bei den Mittheilungen über das dritte Concil von einer schriftlichen Bearbeitung die Rede, dagegen giebt uns der Mahâvansa die bestimmte Nachricht (c. 33, 102), dass unter der Regierung des Königs Vattagâmini die buddhistischen Schriften zuerst aufgezeichnet worden seien, nachdem die frühern Priester sie blos mündlich fortgepflanzt hatten. Nach Lassens Berechnungen kam Vattagâmini etwa um 104 v. Chr. Geb. zur Regierung, die Aufschreibung der heiligen Schriften des südlichen Buddhismus fällt daher nur kurze Zeit vor Anfang unserer Zeitrechnung. Alle diese Gründe nun, welche für die späte Aufzeichnung der Schriften des singhalesischen Buddhismus sprechen, nöthigen uns auch das Zeitalter des Kaccâyana tiefer herabzusetzen. Wir können unmöglich mit dem Verfasser die Ansicht festhalten, dass dieser Grammatiker 600 v. Chr. gelebt habe, denn eine Grammatik für eine ungeschriebene Literatur scheint uns sehr unwahrscheinlich und die Stellen, welche von der persönlichen Bekanntschaft Çâkyamunis mit Kaccâyana sprechen, rühren aus zu später Zeit her, um irgend etwas beweisen zu können. Die Mittheilungen aus der Geschichte Kaccâyanas, welche Herr A. p. 92 ff. anführt, sind zu mythisch um ernstlich besprochen zu werden, ebenso die p. XXI mitgetheilte Nachricht, dass Çâkyamuni das erste Sutra in Kaccâyanas Grammatik verfasst habe. Die in dem indischen Mährchenbuche des Somadeva mitgetheilte Notiz, dass Katyâyana oder Kaccâyana im Himâlaya eine Grammatik der Volksmundarten verfasst habe, scheint uns dagegen wohl zu beachten. Was Herr A. auch sagen mag, es scheint gewiss, dass die eben genannte Persönlichkeit in Indien selbst als erster Grammatiker für die indischen Volksdialekte angesehen wurde, mithin auch für das Pâli, das man mit Recht zu diesen Volksdialekten zählte. Herr A. hat ganz Recht, wenn er (cf. p. LXVII ff.) dem Mährchenbuche des Somadeva alle und jede Beweiskraft für geschichtliche und chronologische Fragen abstreitet, allein das Buch kommt in Frage, wenn von Volkssagen geredet wird und blos um eine solche handelt es sich, wenn Kaccâyana als erster Grammatiker der Volksdialekte genannt wird. — Ebensowenig können wir uns mit des Verfassers Ansichten über die Pâlisprache und ihr Verhältniss zum Sanskrit einverstanden erklären; Herr A. vertritt auch hier die Ansicht seiner Landesgenossen, indem er im Pâli die Mutter aller Sprachen sehen will. Alles was wir zugeben können ist, dass das Pâli eine ganz ähnliche Entwicklung gewonnen hat, wie etwa die romanischen Sprachen in Europa. So wenig sich diese durchweg auf das schriftmässige Latein stützen, sondern zum Theil auch auf die alte Volkssprache, die lingua rustica zurückgehen, ebensowenig ist auch das Pâli blos aus dem schriftmässigen Sanskrit hervorgegangen, sondern zeigt Eigenthümlichkeiten, die uns im Vedadialekt erhalten

oder auch ganz verloren gegangen sind. Es mag sein, dass man dem Sanskrit als der verfeinerten Schriftsprache das Prâkrit als Volkssprache entgegensetzen darf; wie Hr A. behauptet (p. LXXXIV. XCII), aber, man wird auch mit aller Sicherheit annehmen dürfen, dass diese Volkssprache auf dem grossen Gebiete, das sie beherrschte von Anfang an in verschiedene Dialekte gespalten war. Dass sich aber das Sanskrit erst aus den Volksdialekten als Schriftsprache entwickelt habe, ist eben so unmöglich, als dass das Italienische aus dem Lateinischen hervorgegangen ist, auch als Schwestersprache des Sanskrit (cf. p. CVI. CXI) vermögen wir das Pâli vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte aus nicht anzuerkennen. Wollten wir aber auch zugeben, dass das Pâli die älteste unter den indogermanischen Sprachen sei, so würde ein solches Zugeständniss nicht einmal viel nützen, denn aus dem p. CVII mitgetheilten Texte sieht man, dass diese Sprache nicht nur die Mutter sämmtlicher indogermanischen Sprachen, sondern die Ursprache überhaupt sein soll, welche jeder Mensch von selbst spricht, wenn er nicht durch fremde Einflüsse vom rechten Weg abgelenkt wird.

Ueber Einzelnheiten in der Uebersetzung von Pâlitexten enthalten wir uns billiger Weise mit Herrn A. zu rechten; gebildete Singhalesen, wie der Verf., sind in der Erklärung, namentlich der religiösen Texte, uns so entschieden überlegen, dass wir vor der Hand gut thun werden von ihnen zu lernen. Nur über die Texte selbst müssen wir noch einige Worte hinzufügen. Wir finden dieselben bis auf Kleinigkeiten correct, wo sie in singhalesischer Schrift gedruckt sind, die in lateinischer Schrift gegebenen aber, namentlich durch falsche Abtheilung der Wörter, vielfach so entstellt, dass man erst mit Hülfe der Uebersetzung einen lesbaren Text zu bilden vermag. Der Verf. hat diesen Uebelstand selbst eingesehen und beklagt (p. CXXXIV), Ref. möchte daher den Wunsch aussprechen, dass wir künftighin solche Texte mit singhalesischer Schrift gedruckt erhalten mögen, wie sie ja in den Handschriften auch in dieser Schrift geschrieben werden. Wem es ernstlich darum zu thun ist Pâlitexte verstehen zu lernen, der muss sich zuerst einen correcten Text wünschen und wird die kleine Mühe nicht scheuen eine ihm fremde Schrift zu erlernen. Wir scheiden von dem Verfasser mit aufrichtigem Danke und den besten Wünschen für die Fortsetzung seiner Arbeiten.

Nr. 2 unter den zu besprechenden Schriften bildet eine erwünschte Ergänzung zu Nr. 1. Wenn die letztere Schrift sich vorzugsweise die Grammatik des Pâli zum Gegenstand wählt, so giebt uns die vorliegende Schrift das Lexikon. An lexikalischen Arbeiten ist das Pâli nicht so reich als wie an grammatischen, die hier vorliegende Abhidhânappadîpikâ ist, soviel Ref. weiss, die einzige Arbeit die bekannt geworden ist. Ueber die Zeit der Abfassung dieses Wörterbuchs, so wie über seinen Verfasser geben die Anfangs- und Schluss-Strophen des Werkes, die früher schon von

Alwis veröffentlicht wurden, genügenden Aufschluss. Es erhellt aus diesen, dass der Verfasser des Wörterbuches Moggalâna heisst (es ist wohl derselbe den wir schon oben als Haupt einer grammatischen Schule zu nennen Gelegenheit hatten) und unter Parakkamabâhu I., dem kriegerischsten und grössten Monarchen Ceylons, im 12. Jahrhundert n. Chr. Geb. lebte. Ueber den Zweck, der ihn bei Ausarbeitung des Wörterbuches leitete, lässt uns Moggalâna nicht im Zweifel: er will hauptsächlich Substantive und Adjective aufzählen und erklären, wie sie in den heiligen Schriften vorkommen. Fragt man, ob die Arbeit Moggalâna's als Pâlilexikon genüge, so ist darauf zu antworten, dass sie für buddhistische Leser allerdings genügen mag, um sie in die heilige Sprache einzuführen, nicht aber für Europäer. Vieles von dem, was Moggalâna hier giebt, lässt sich für uns ohne Schwierigkeit aus dem Sanskrit herleiten und ist uns daher eigentlich entbehrlich, dagegen vermissen wir schmerzlich Sacherklärungen, ja selbst die Aufzählung der technischen Ausdrücke des Buddhismus. Gleichwohl ist es nicht zweifelhaft, dass auch ein europäisches Wörterbuch der Pâlisprache auf dieses Buch als seine erste Grundlage sich stützen muss. Die vorliegende Ausgabe ist nicht die erste der Abhidhânappadîpikâ, wir besitzen schon eine ältere von Clough (Colombo 1824), die, wie diese, in singhalesischen Charakteren gedruckt ist. Ein alphabetisches Register, das für einen Europäer die Hauptsache wäre, ist keiner der beiden Ausgaben beigefügt. Herr Subhûti sagt uns in der Vorrede, dass er ein solches ausgearbeitet habe, äussere Umstände haben bis jetzt die Veröffentlichung gehindert. In Aeusserlichkeiten unterscheidet sich die neue Ausgabe mehrfach von der Clough'schen: sie führt die rein indische Anordnung durch und streicht die (wie es scheint nur von Clough eingeführte) Unterabtheilung in Sectionen, welche in der That öfter in der Mitte eines Verses beginnen. Die Verszählung lauft hier durch das ganze Buch fort, während bei Clough mit jeder Section eine neue Zahlenreihe beginnt, beide Ausgaben sind darum nicht eben bequem neben einander zu gebrauchen. Herr Subhûti theilt die Seite in drei Columnen, in der ersten giebt er die singhalesische Bedeutung der Wörter, in der mittleren den Text der Abhidhânappadîpikâ, in der dritten endlich die englische Erklärung, die letztere ist durchweg neu und von der Clough'schen mehrfach abweichend. Die Angaben, wie die Wörter zu trennen seien, die bei Clough unter dem Texte stehen, sind hier an das Ende des Buches verwiesen. Um uns nun eine Ansicht über das Verhältniss der beiden Ausgaben zu bilden, hat Ref. einige der schwierigeren Abtheilungen des Buches verglichen, für welche ihm noch eine Kopenhagener Handschrift des Textes und Auszüge aus dem singhalesischen Commentare zu Gebote standen. Die Vergleichung hat uns gezeigt, dass an Varianten kein Mangel ist und dass eine kritische Ausgabe des Textes mit Benutzung aller vorhandenen Hülfsmittel und den wichtigsten

Lesarten noch immer nicht überflüssig wäre. Es soll nicht geläugnet werden, dass Herr S.'s Ausgabe manche Verbesserung der Clough'schen gegenüber bietet, so z. B. wenn diese v. 544 (= II, 8. 1. 9. Cl.) in den Worten vantam (i. e. vrintam) pupphâdibandhanam zwei Wörter sieht, die »Blumenstengel« bedeuten, während Herr S. gewiss Recht hat, das letztere nur als Erklärung des ersteren aufzufassen. Ebenso V. 546 (l c. v. 11) wird durch die Worte phalam tu pakkamuccate nur phalam erklärt, nicht auch pakkam, dessen Erklärung an einer ganz andern Stelle (v. 1017) vorkommt. An andern Stellen bleiben Zweifel, so z. B. wenn Herr S. vv. 540. 903 vanappati schreibt, während Clough an beiden Stellen vanaspati giebt, die letztere Form wäre durchaus nicht unerhört, wenn auch die erstere mit Rücksicht auf takkara = taskara unbedenklich erscheint. Für »lodh, the pale sort« giebt Herr S. v. 556 gâlavo, was sich allerdings im Sanskrit wiederfindet, aber die Handschrift, der singhalesische Commentar und Clough geben sâlavo. Ebenso steht v. 560 für »Ebenholz« timbarusaka, timbaru, diessmal im Einklang mit dem Commentar, während Clough timbaru, sakatimbaru abtheilt. In demselben Verse finden wir erâvato (orange), in Uebereinstimmung mit dem Sanskrit, aber die andern Quellen geben erâvano, zum Theil sogar mit lingualem n. Es fragt sich hier natürlich vor Allem, ob die in der Ausgabe aufgeführten Formen gleichfalls auf handschriftlicher Autorität beruhen. Auch v. 561 hat unsere Ausgabe richtig tilaka (Tila) für Clough's tillaka. Doch ist nicht in allen Fällen das Recht auf der Seite der neuen Ausgabe, Manches ist entschieden richtiger bei Clough: in andern Fällen bleibt die Entscheidung mindestens zweifelhaft. Dahin möchten wir es rechnen von v. 565 kutasimbalî (sort of cotton) steht, während unsere übrigen Quellen kotisimbalî gelesen wissen wollen; v. 569 giebt die neue Ausgabe harîtakî (yellow myrobalan), allerdings in Uebereinstimmnng mit dem Sanskrit, aber alle unsere Quellen haben harîtakam, so steht auch zweimal in Mahâvansa. In demselben Verse steht panaso karandakîphalo gegen das Metrum, die übrigen Quellen lesen richtig kantakîphalo. Ebendaselbst ist mit denselben Quellen richtiger dadimo statt dalimo zu lesen. V. 575 steht bhandiko, alle übrigen lesen bhandikâ (dophariya) in Uebereinstimmung mit dem Sanskrit. V. 570 steht aus Versehen arittho statt rittho, wie das Metrum fordert. Ebenso ist v. 578 devatâdo, die Lesart Clough's, der von Herrn S. gebilligten devatâso entschieden vorzuziehen. Schwierig ist das in demselben Verse vorkommende amilâto (globe, amaranth). Die Schreibart schwankt gar sehr, die Kopenhagener Handschrift hat âmilâno, der Commentar avilânaya, das Sanskrit bietet nichts Aehnliches. Clough liest ganz abweichend kotilâro. V. 580 ist sicher rukkhâdanî nicht rukkhadanî (a parasite plant) zu lesen, wie das identische vrixâdanî des Sanskrit ausweist. Solche Beispiele könnten wir noch viele anführen, wir hoffen indess, dass schon die vorstehenden genügen um

zu erweisen, dass beide Ausgaben benützen muss wer eine Wortform im Pâli ganz sicher stellen will. Vollkommen Neues bieten uns nur die letzten 11 Seiten des Buches. Sie enthalten zwei Abhandlungen, von denen die erste den Namen ekakkharakosa führt und von einem gelehrten Buddhisten in Barma, Saddhammakitti, herrührt. Sie erläutert die Bedeutung verschiedener Endsilben wie a. â, i ì, ka, ki, ku u. s. w. und fällt vielfach mit unserer Lehre von den Suffixen zusammen. Für uns Europäer ist die Abhandvon keinem grossen Nutzen, die Erklärungen sind zu kurz, es bedürfte vor Allem erläuternder Beispiele um immer sicher zu sein, was der Verfasser meint. Mehr nach unserem Geschmacke ist die zweite Abhandlung: vibhattyatthapakaranam, deren Verfasser sich nicht nennt. Es ist eine kurze Angabe über die Functionen der einzelnen Casus mit passenden Beispielen, Neues für uns enthält jedoch auch diese Abhandlung nicht. Wichtiger wäre es gewesen, wenn unserem Wörterbuche ein Verzeichniss der Verbalwurzeln beigegeben worden wäre. Die Abhidhânappadìpikâ beschränkt sich auf Substantive, Adjective und Partikeln, die Verbalwurzeln werden besonders verzeichnet. Eines dieser Verzeichnisse Dhâtumanjarì ist von Clough veröffentlicht, doch lässt die Correctheit Manches zu wünschen übrig, ein anderes Dhâtupâtha, nach des Ref. Ansicht das bessere, harrt noch der Herausgabe. Wir erlauben uns hier, auf diesen Punkt aufmerksam zu machen.

Die dritte der anzuzeigenden Schriften führt uns in das Gebiet des nördlichen Buddhismus. Das gebirgige Tibet, das seiner Natur nach viel Aehnlichkeit hat mit dem im Westen gelegenen Armenien, scheint auch in seiner Entwickelung ähnliche Verhältnisse aufzuweisen. Durch hohe Bergzüge in seinem Innern in viele Thäler zerklüftet, die nur schwer mit einander verkehren konnten, war es auf das Sonderleben der einzelnen Stämme angewiesen und erst spät scheint ein grösseres Reich sich entwickelt zu haben. Noch im 1. Jahrhundert n. Chr. erwähnen die Chinesen nicht weniger als 52 kleine Reiche in Tibet und etwa im Jahrhundert v. Chr. Geb., nach Herrn S.'s Berechnung, wurde die Dynastie gestiftet, über deren Geschichte die vorliegende Abhandlung einen Ueberblick giebt. Das Gebiet des Yarlungflusses trennt Tibet von den südlichen Provinzen des chinesischen Reiches und das Clima ist dort milder als in den westlichen Theilen Tibets. Das ursprüngliche Gebiet der Könige von Yarlung ist nur klein, sie behielten aber diesen Titel, zur Unterscheidung von andern Dynastien, auch später noch bei, als sie ein weit grösseres Gebiet beherrschten. Als erster König der Dynastie wird Buddhaçrì genannt, der von Indien aus etwa im 2. Jahrhundert v. Chr. nach dem Yarlunggebiete gekommen sein soll, und es scheint ziemlich lange gedauert zu haben, bis er und seine Nachfolger ihren fremdländischen Ursprung in Vergessenheit bringen konnten. Es fragt sich übrigens, ob die Erzählung von dem indischen Ursprung des Königsge-

schlechtes wirklich wahr ist, ähnliche Ansprüche werden gar oft erhoben von ausserindischen Völkern, welche den Buddhismus angenommen haben. Die vorliegende Abhandlung giebt nur eine sehr gedrängte Uebersicht der Schicksale dieser Dynastie von ihrem ersten Auftreten im 1. Jahrh. v. Chr. bis zu ihrem Erlöschen im Jahr 1834. Der Herausgeber Herr E. Schlagintweit, einer der seltenen Kenner der tibetischen Sprache in Europa, hat uns hier den tibetischen Originaltext gegeben sammt einer Uebersetzung mit vielen erläuternden Noten, ausführlichen Verzeichnissen der Genealogien und reichhaltigen Registern. Als Uebersicht über die Geschichte des für die Geschichte des Buddhismus so hochwichtigen Tibet ist die Abhandlung sehr werthvoll, Vollständigkeit hat der Verfasser nicht beabsichtigt. Die geschichtlichen Notizen gehen mehr auf die Religion als auf die politischen Verhältnisse, wie das Land in geistiger Beziehung von Indien abhängig war, so hat es sich in industrieller an China angeschlossen. Der Herausgeber dieser Abhandlung, dem wir schon so manchen schönen Beitrag für die Geschichte und das Verständniss des nördlichen Buddhismus verdanken, wird uns hoffentlich mit noch manchem Resultate seiner gelehrten Studien beschenken.

Es wird nicht unpassend sein an die obigen Schriften auch die unter Nr. 4 genannte Abhandlung anzuschliessen, obwohl sie nicht den Buddhismus, sondern das Jainathum behandelt. Dass die besonders im westlichen Indien sehr verbreiteten Jainas mit den Buddhisten in engem Zusammenhange stehen, ist gewiss, nicht ganz so ausgemacht ist, welcher der beiden Religionen der Vorrang des Alters gebührt. Männer wie Colebrooke und noch neuerdings Stevenson haben sich zu Gunsten der Jainas erklärt; Wilson und Lassen dagegen diesen ein sehr spätes Auftreten, etwa 1100 n. Chr. zugeschrieben. Diese letztere Ansicht ist nun allerdings in neuerer Zeit etwas geändert worden, indem nun auch Lassen (cf. Indische Alterthumsk. IV, 763) vorschlägt, die Entstehung des Jainathums ins 1. Jahrh. vor unserer Zeitrechnung zu setzen; damit ist jedoch keine grundsätzliche Annäherung an die erstere Ansicht gegeben, das höhere Alter des Buddhismus wird vielmehr fortwährend, und wohl mit Recht festgehalten. Dagegen ist es nicht unmöglich, dass die Jainas auf eine der aus dem Buddhismus entstandenen Sekten zurückgehen (vgl. auch die vorlieg. Abh. p. 440. 441). Was wir bis jetzt über die Jainas und ihre Entstehung wissen, hat Lassen im 4 Bande seiner indischen Alterthumskunde zusammengestellt, man kann daraus sehen, wie stiefmütterlich die Jainalitteratur im Vergleiche zu dem Buddhismus noch bedacht ist; nur sehr Weniges ist früher von Stevenson und Weber bekannt gemacht worden, dieses Wenige zum Theil nur in Uebersetzung. So lange wir nun weder die Entwicklung dieser Religion in ihren Hauptzügen kennen, zugleich mit den Schriften auf die sie sich vornehmlich stützt, ist es schwer über ihr Ver-

hältniss zum Buddhismus ein gültiges Urtheil sich zu bilden. — Die vorliegende Abhandlung beabsichtigt uns nach einer Seit hin weitere Aufschlüsse über die Jainas zu geben, über die Sprache nämlich, deren sie sich in ihren Schriften bedienen. Wie nämlich die Buddhisten das Sanskrit und das Pâli anwenden, so gebrauchen die Jainas bald das Sanskrit, bald das Prâkrit, aber auch die neuern Volkssprachen Indiens. Dieses Prâkrit benennen die Jainas wie die Buddhisten ihr Pâli, mit dem Namen Mâgadhi. In dieser Sprache ist nun auch die Bhagavatî d. i. die glückselige (Unterweisung) geschrieben, die zu den Hauptschriften der Jainas, den elf oder zwölf Angas, gehört. Diese Schrift will wenigstens in eine verhältnissmässig frühe Zeit gehören und unterscheidet sich dadurch von den übrigen bis jetzt bekannten Jainaschriften, die ihrem eigenen Geständnisse nach jung sind. Was die Sprache anbetrifft, so kann Ref. sein früheres Urtheil, dem auch der Verf. dieser Abhandlung (p. 373) beipflichtet, nur wiederholen. Das Mâgadhi der Jainas unterscheidet sich, und zwar zu seinem Nachtheile, von dem Pâli der Buddhisten und stellt eine weit jüngere Entwicklung der indischen Sprache dar als dieses. Wenn das Pâli zusammen mit den Dialekte der Asokainschriften die erste Stufe der indischen Dialekten bildet, die sich aus dem Sanskrit entwickelt haben, so stellt dagegen das Mâgadhi der Jainas zusammen mit dem Prâkrit der Dramen die zweite Stufe der Entwicklung dar. Man wird übrigens auch gut thun die Jainatexte nicht blos mit den ältern, sondern auch mit den jüngern Sprachen Indiens zu vergleichen. Ref. ist überzeugt, dass nicht blos das Prâkrit, sondern auch das Sanskrit der Jainas aus den Volksdialekten des westlichen Indiens wesentliche Aufklärungen erhalten wird. Diess begreift sich auch ganz leicht, wenn man bedenkt, wie viele dieser Bücher erst in den letzten Jahrhunderten geschrieben wurden, und dass die Verfasser Wörter und Constructionen des gewöhnlichen Lebens in ihre Bücher übertrugen. In dem Umstande, dass die Jainas das Prâkrit als heilige Sprache gebrauchen, sehen wir nun allerdings in Abweichung von Herrn W. (cf. p. 374) ein charakteristisches Merkmal für die jüngere Entstehung der Jainareligion. Es ist wahr, wenn ein Buch im Sanskrit oder im Pâli geschrieben ist, so braucht es darum noch nicht alt zu sein, denn beider Sprachen bedient man sich auch noch bis auf den heutigen Tag mit grosser Gewandtheit. Anders stellt sich die Sache dar, wenn man die Verhältnisse mehr im Allgemeinen betrachtet. Warum schrieb man ursprünglich im Pâli und nicht im Sanskrit? Ohne Zweifel weil damals das Pâli die geläufige Volkssprache war, und man sich dieser lieber als des gelehrtern Sanskrit bediente, weil sich der Buddhismus vorzugsweise an das Volk wenden wollte, später, als die sprachlichen Verhältnisse sich geändert hatten, blieb das Pâli seiner Literatur wegen eine heilige Sprache. Aehnlich wird sich die Sache auch mit den Jainas verhalten, auch

sie wollten sich an das Volk wenden, aber sie mussten sich eines jüngern Dialektes bedienen als die Buddhisten, weil sie in einer spätern Zeit auftreten. Zu solchen sprachlichen Voraussetzungen stimmt auch der Inhalt der Bhagavatî. Sie zeichnet sich durch ungemeine Weitschweifigkeit aus, und stimmt ihrer Anlage nach zu den sogenannten Mahâ-vaipulya-sûtras, einer ziemlich späten Gattung der buddhistischen Literatur. Die Eigenthümlichkeit der Handschrift erstreckt sich bis auf die Schrift, doch scheint diese dem Ref. nach den beigegebenen Proben sich nicht von der Schreibart zu unterscheiden, welche wir in den Handschriften Neriosenghs finden, es werden eben Eigenthümlichkeiten in den Schriftzügen des westlichen Indiens sein. Ueber die Einzelnheiten der Sprache des Buches werden hier dankenswerthe Aufschlüsse gegeben, zu sicherm Urtheile bedürfen wir jedoch kritisch gesichteter Texte, aus den Schreibweisen einer einzelnen Handschrift dürfen nicht zu weit gehende Schlüsse gezogen werden. Ganz auffallend und eigenthümlich ist die Verwandlung der meisten Consonanten (k, g, c, j, t, d) in y. Das Schwanken zwischen u und o ist als blos graphisch, es findet sich ebenso im Guzerati. Einschaltung eines m findet sich auch im Pâli an mehreren Stellen. — In einem weiteren Theile seiner Abhandlung wird Herr W. mehr dem Inhalt der Bhagavatî besprechen, wir hoffen bei Gelegenheit auf den Gegenstand zurückzukommen.

Fr. Spiegel.

Martini Hertz de M. Plautio poeta ac pictore commentatio. Wratislaviae MDCCCLXVII. 16 S. 4. (Zu dem Index Lectionum.)

Diese Gelegenheitsschrift behandelt eine für die Kenntniss der ältern römischen Poesie und damit zugleich für die Geschichte der römischen Literatur überhaupt nicht unwichtige Frage, die darum auch hier besprochen zu werden verdient. Sie betrifft den angeblichen Dichter Plautius, auf welchen nach dem Zeugniss des Gellius (N. A. III, 3), der selbst aber darin auf Varro sich beruft, manche der hundert und dreissig unter dem Namen des Plautus in Umlauf befindlichen Komödien zurückzuführen seien. Dieser Dichter ist uns sonst gar nicht weiter bekannt, wie diess leider bei so manchen Dichtern der früheren Periode der Fall ist, die wir auch nur dem Namen nach kennen; allein es liegt darin kein Grund, die Existenz eines Dichters Plautius zu bezweifeln, wie dies theilweise geschehen ist, und damit zugleich der Autorität eines solchen Kenners der römischen Literatur, wie Varro es war, der selbst seine gelehrten Forschungen über Plautus und die ältere römische Bühne ausgedehnt hatte, entgegenzutreten. Wenn nun schon früher Ritschl gezeigt, wie wenig jener Zweifel an der Existenz eines Dichters Plautius begründet ist, so wird die gründ-

liche und erschöpfende Untersuchung, welche der Verfasser in dem ersten Theile seiner Schrift diesem Punkte gewidmet hat, dieses Ergebniss in jeder Hinsicht nur bestätigen und jeden Zweifel an einem Dichter der römischen Comödie Plautius beseitigen. Aber bei diesem Resultat bleibt der Verf. nicht stehen, er geht weiter, indem er die Person dieses Dichters in dem von den Ardeaten gefeierten und mit dem Bürgerrecht beschenkten Maler Plautius Marcus, wie er in dem Epigramm, das den von ihm gefertigten Gemälden in dem Tempel zu Ardea beigefügt war, genannt wird (s. Plinius H. N. XXXV §. 115 vgl. §. 17), zu erkennen glaubt, und in der That auch Alles aufgeboten hat, um diese Vermuthung zu einem gewissen Grade von Wahrscheinlichkeit zu führen, zumal wenn die weitere Vermuthung des Verfassers Grund hat, dass wir in eben demselben Maler dann auch den Verfasser dieses in Hexametern gefassten, nach Versicherung des Plinius, dem wir diese ganze Mittheilung überhaupt verdanken, in altlateinischer Schrift den Gemälden beigefügten Epigramms zu erkennen haben. Dann wäre der Dichter nachgewiesen: die Verbindung eines Dichters und Malers in Einer Person aber schon durch dieselbe Verbindung in Pacuvius minder befremdlich. Endlich stehen auch die Zeitverhaltnisse nicht im Widerspruch, diesen Plautius in die nächste, unmittelbar auf Plautus folgende Zeit zu verlegen, und zwar nach Ennius, insofern durch diesen der Hexameter, in welchen jenes Epigramm gefasst ist, eingeführt ward. Allerdings lässt sich hier nicht Alles mit völliger Gewissheit darstellen, wie diess in dem ersten, die Existenz des Dichters nachweisenden Theil der Fall ist, aber eine gewisse Wahrscheinlichkeit — und ein Mehreres wird in allen solchen Fällen kaum erzielt werden können — lässt sich der wohl begründeten Combination nicht absprechen. Auf Einzelnes weiter einzugehen ist hier der Ort nicht: namentlich auch auf die kritischen Schwierigkeiten, welche der Text jenes Epigramms bei Plinius bietet, wo es noch immer zweifelhaft erscheinen mag, ob in dem im ersten Verse befindlichen loco, was alle Handschriften und ältern Ausgaben bringen, wirklich der Name Luco (*Λύκων*) oder Loco als ursprünglicher Eigennamen enthalten ist. Wir erwähnen diess nur, um damit zugleich auf die kritische Untersuchung aufmerksam zu machen, welche der Verfasser seiner sorgfältigen und genauen Erörterung der Worte dieses Epigramms beigefügt hat.

Chr. Bähr.

Nr. 32. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Quintus von Smyrna. Die Fortsetzung der Ilias. Deutsch in der Versart der Urschrift von J. J. C. Donner. Stuttgart. Krais & Hoffmann. 1866 u. 1867. Erstes Bändchen. 71 S. Zweites Bändchen. 61 S. Drittes Bändchen. 57 S. Viertes Bändchen. 51 S. Fünftes Bändchen. 39 S. in kl. 8.

Das Gedicht, das uns hier in deutschem Gewande geboten wird, verdiente eben so sehr durch seinen Inhalt, wie durch seine dichterische Ausführung, wenn dieselbe auch an einer gewissen Breite leidet, immerhin eine solche Uebertragung, wie wir sie hier von derselben Hand erhalten, die uns die Gedichte des Homerus, wie der drei grossen Tragiker, des Aristophanes und Pindar in so meisterhaften Uebertragungen, wie deren keine Nation sich rühmen kann, geboten hat. Kann sich zwar der Verfasser dieses Gedichtes, den wir eben so wenig näher kennen als die Zeit, in welche die Abfassung fällt, jenen grossen Heroen der hellenischen Poesie nicht nahe stellen, sein Gedicht, das unmittelbar an die homerische Ilias sich anschliesst und so ohne Weiteres eine Fortsetzung derselben geben, die weiteren Kämpfe der Troer und Hellenen, die Eroberung Troja's bis zur Abfahrt der Griechen schildern soll, ist ein höchst beachtenswerthes und gewiss auch anerkennenswerthes Produkt, das weit über die Zeit, in die es wahrscheinlich zu verlegen ist, das vierte christliche Jahrhundert hervorragt, und jedenfalls als eine der besten Schöpfungen des sinkenden Hellenenthums anzusehen ist; insbesondere enthält es manche schöne Partien in einzelnen Schilderungen, namentlich Schilderungen von Kämpfen und Schlachten, in welchen der Dichter sich besonders gefällt, der auf homerischer Grundlage dichtend und an Homer in der Form sich möglichst anschliessend, doch die natürliche Einfachheit der homerischen Dichtung vermissen lässt, und durch eine kunstvollere, gesuchtere Ausdrucksweise, durch die ungemessene Fülle schmückender Beiwörter u. dgl. m. der Uebertragung in unsere Sprache ungleich grössere Schwierigkeiten bietet, wenn man anders an dasselbe Metrum sich halten, Sinn und Charakter des Ganzen treu wiedergeben will. Diess aber war eben die Aufgabe, welche der Uebersetzer sich bei seinem Werke gestellt, da er gleich dem Verfasser selbst, ein homerisches Gedicht in dieser Fortsetzung der Ilias zu liefern, und dem Ganzen, namentlich auch von Seiten der Sprache und des Ausdruckes, ein homerisches Gepräge zu verleihen bemüht war, was ihm auch gewiss gelungen ist, so dass wir, wenn nicht die Ueberfülle, auf die wir hier stossen, und Anderes, was

Zuckend am Speer, und lehnte sich hin an dem stattlichen Rosse.
So wie die Tanne, gebrochen vom schrecklichen Hauche des Nordsturms,
Sie, die gewaltigste rings im geräumigen Thal und im Bergwald,
Welche die Erd', ihr selber zum Schmuck, an der Quelle sich aufzog,
Also sank von dem Rosse, dem flüchtigen, Penthesileia,
Jetzt noch ein Wunder an Reiz; ihr brach in der Blüthe das Leben.

Man wird übrigens unwillkürlich in dieser Schilderung den Unterschied homerischer Schilderung und einer Dichtung des vierten christlichen Jahrhunderts bald wahrnehmen, so sehr auch in Allem das Streben, dem Ganzen ein homerisches Colorit zu verleihen, vorwaltet. Um so mehr haben wir Ursache die grosse Kunst des Uebersetzers anzuerkennen, der seine durch die Unmasse von Beiwörtern, durch die Eigenthümlichkeit der Bilder und Anderes erschwerte Arbeit doch in so befriedigender Weise durchgeführt hat. Aehnlicher Art ist die Schilderung des Kampfes des Achill mit Memnon im zweiten Gesang, aus welcher allzusehr gedehnten und ins Breite gezogenen Schilderung wir nur Eine Stelle hier mittheilen wollen, die eben so als Probe der Meisterschaft des Uebersetzers gelten kann; Vs. 453 ff.

So der Pelid' und ergriff das gewaltige Schwert mit den Händen;
Memnon erhob sich zugleich, und ein wüthendes Kämpfen entbrannte.
Unablässig im Herzen beseelt von unendlicher Streitlust,
Trafen die Zwei, Streich führend auf Streich, die genabelten Schilde,
Welche die Kunst des Hephästos erschuf; bei jeglichem Angriff
Prallten die Helme zusammen und Helmbusch streifte den Helmbusch.
Beiden zumal wohlwollend, verlieh der Kronide den Beiden
Riesige Kraft, und erhöhte den Wuchs weit über die Grösse
Sterblicher Leiber hinaus, und Eris freute sich Beider.
Stürmisch entbrannt, alsbald in den Leib sich die Lanzen zu bohren,
Spähten sie nun nach Stellen, wo Raum sich fände für Wunden,
Zwischen dem Schild und dem Helm, oft dorthin richtend den Angriff,
Oft auch über den Schienen ein Weniges, unter den bunten
Panzer sodann, der eng an die rüstigen Glieder sich anschloss.
Also rangen die Beiden im Streit; um die Schultern erdröhnte
Rauschend die göttliche Wehr; in den heiligen Aether empor drang
Schlachtruf hier von den Troern und dort von beherzten Achäern,
Auch äthiopischem Volk; Staub wölkte sich unter den Füssen
Weit zu dem Himmel hinan; schwer wogte der Kampf im Gefilde.
So wie die Berge der Nebel umzieht, wenn Regen vom Himmel
Sich in die Fern' ausbreitet, erregt von den Hauchen des Südwinds,

Wann in den Thalen die Bäche das herabstürzende Wasser
Brausend erfüllt, von den Schluchten umher unermessliches Tosen
Aufschallt, während den Hirten im Feld vor dem wilden Gewässer
Graut und dem Nebelgewölk, erwünscht den verderblichen Wölfen
Und dem Gewild, das sonst aufnährt der unendliche Bergwald:
So flog dort um die Füsse der Kämpfenden Staub in die Höhe,
Welcher, in Nacht einhüllend die Luft, selbst Helios' Lichtglanz
Ihnen verbarg; schwer drückt' unseliges Wehe die Völker,
Die Staubwolken umhüllten in unheilbringender Feldschlacht.
Doch der Unsterblichen Einer zerriss die verdunkelnde Wolke
Schnell, und die stolzen Phalangen der Dardaner und der Achäer
Trieb das verhängnissschwere Geschick, unermüdlich zu schlagen
Im wildstöhnenden Kampfe; der Kriegsgott wüthete rastlos
Mordend umher in den Reihen, und weithin netzten die Erde
Ströme des Blut's; hoch jauchzte der finstere Gott des Verderbens.
Leichen Erschlagener deckten das rossenährende grosse
Feld, so weit es der Xanthos umher und der Simois einschliesst,
Welche vom Ida strömen zum heiligen Meere der Helle.«

Aus dem dritten Gesang, der insbesondere den Tod des Achilles und die Leichenfeier besingt, fügen wir eine Probe anderer Art hier bei, nämlich die Klage der Briseïs, um Achilles Vs. 552 ff.:

»Aber von allen am tiefsten betrübt im Grunde der Seele
War Briseïs, die Gattin von Peleus' streitbarem Sohne.
Stets umkreiste die Arme mit jammerndem Rufe den Todten,
Während sie wild mit den Händen die reizende Haut sich zerfleischte;
Ihr auf blendendem Busen erhoben sich blutige Male
Rings von den Schlägen der Hand; doch lieblich glänzte die Schönheit
Auch durch den bittersten Schmerz, und Anmuth strahlte das Antlitz.
Sie nun rief, ausbrechend in gramvoll klagende Töne:
Weh mir, welche vor allen der grauseste Jammer getroffen!
Denn kein anderes Loos, nicht als ich verloren die Heimat,
Nicht was über die Brüder hereinbrach, traf mich so schmerzlich,
Als dein Tod mich betrübt. Du warst mir heilige Sonne,
Warst mir leuchtender Tag und wonniges Leben und Hoffnung
Künftigen Glücks und wider den Schmerz ein gewaltiges Bollwerk,
Warst mir stets viel theurer sogar als Eltern und Schönheit,
Warst mir Alles allein, die dir nur Sklavin gewesen,
Nahmst zum Gemahle mich an, und enthobst mich knechtischer Arbeit.
Doch jetzt wird mich ein Andrer vom Danaervolk in den Schiffen
Führen in Argos' dürres Gefild, in die Fluren von Sparta;
Ja, jetzt werd' ich, die Sklavin, unsäglichen Jammer erdulden,

Deiner beraubt: ach, dass mich der aufgeschüttete Hügel
Hätte bedeckt, eh' als ich geseh'n dein Todesverhängniss!
Also jammerte sie mit den unglückseligen Mägden
Und dem bekümmerten Volke der Danaer um den Peliden,
Klagt' um König zugleich und Gemahl; nie wurde das Aug' ihr
Trocken und rastlos strömte die bittere Zähre zur Erde
Ihr von den Wimpern herab, wie dunkeles Wasser des Quelles,
Welcher vom Fels sich ergiesst, den hoch auf hartem Gesteine
Eis und Schnee rings starrend bedeckt, bis er unter des Ostwinds
Schmelzendem Hauche zerrinnt und den wärmenden Strahlen der Sonne.

Welcher Klage wir wohl auch die der Thetis, der Mutter des Achilles, und die Worte des Trostes, die ihr die Muse Kalliope spendet, an die Seite stellen können Vs. 606 ff. Aus den ausführlichen Beschreibungen und Schilderungen der zu Ehren des Achilles angestellten Kampfspiele in den beiden folgenden Gesängen, wollen wir nur einen Theil der Beschreibung des Schildes von Achilles hierhersetzen, aus dem Anfang des fünften Gesanges:

Aber nachdem sie alle die anderen Kämpfe vollendet,
Stellte die göttliche Wehr von Aeakos' tapferem Enkel
Thetis als Preis für den Sieger zur Schau; weit strahlten im Glanze
Alle die Wundergebilde der Kunst, die der Meister Hephästos
Auf des Achilleus Schild, des verwegenen Helden, geschaffen.
Darauf hatte der Gott voll ewiger Schöne gebildet
Himmel zugleich und Aether, das wogende Meer und die Erde,
Wolken und Winde sodann und den Mond und die Sonne, gesondert,
Jedes am eigenen Ort; da schuf er alle die Wunder,
Welche die Bahn hinziehen am kreisenden Himmelsgewölbe.
Unter dem Himmel ergoss sich die Luft in unendlichen Weiten;
Allda schwebten im Fluge dahin langschnäblige Vögel;
Lebende flögen umher, so schien's, mit den Hauchen des Windes.
Auch war Tethys darauf und Okeanos' tiefes Gewässer;
Dem entquollen die Wellen der lauthinrauschenden Ströme,
Die ringsher durch die Erde nach jeglicher Seite sich wälzen.
Kunstvoll sahst du gebildet sodann auf hohen Gebirgen
Grässlicher Löwen Gezücht und der Schakale trotzige Wildheit,
Panther und Bären zugleich, unbändige — mächtige Eber,
Ihnen gesellt, die schnaubend in unbarmherzigem Rachen,
Unnahbar, mit Geknirsch die verwundenden Hauer sich schärften,
Jäger dabei, die von hinten an's Wild hinhetzten die Doggen,
Andere dann, die, mit Steinen bewehrt und schwingend den Jagdspeer,
Rüstig darauf einstürmten von vorn', als lebten sie wirklich.
Menschenzermalmenden Krieg und blutiges Schlachtengetümmel
Sahest du dann; erschlagen, vermischt mit ihren Gespannen,
Sanken die Männer umher; ringsum schien alles Gelände

Auf dem gediegenen Schilde bedeckt mit Strömen des Blutes;
Dort auch sahst du den Schrecken, die Furcht und Enyo, das Graungebild,
Schaurig gebadet in Blut vom Haupt zu den Füssen hernieder,
Dann mit den wilden Erinnen die unheilbringende Zwietracht,
Diese die Männer entflammend zu tosendem Waffengewühle,
Jene vom Mund ausathmend die Gluth des vertilgenden Feuers.
Weitum tobten die Keren erbarmungslos; in der Mitte
Wallte des Todes Gestalt voll Grausen einher; in der Nähe
Schritten die düsteren Geister dahin dumpfdröhnender Schlachten,
Welchen das Blut und der Schweiss ringsum von der Gliedern herabtroff.
Auch Gorgonen erblicktest du da, graunvolle Gestalten,
Rings um die Locken des Hauptes mit furchtbaren Schlangen gegürtet,
Die wild züngelten alle. Das staunenswürdigste Schauspiel,
Waren die Wundergebilde zugleich für die Menschen ein Grauen;
Denn wohl schien's, als lebten sie dort und regten sich wirklich.
Das denn waren sie alle, die schrecklichen Bilder des Krieges:
Seitwärts aber erschienen die reizenden Werke des Friedens.

Aus diesen Proben mag zur Genüge ersehen werden, in welch' wohl gelungener Weise die griechischen Verse hier übersetzt sind und Alles in homerischem Sinn und Geist wiedergegeben ist. Wir übergehen daher die allerdings etwas zu breit und ausführlich im Einzelnen ausgesponnene Schilderung der weiter folgenden Kämpfe der Troer und Achäer in den nächsten Gesängen, um noch mit einem Worte der beiden letzten zu gedenken, welche die Eroberung der Stadt und die Abfahrt der Achäer behandeln: hier gefällt sich der Dichter in ergreifenden Schilderungen der Kampfeswuth der Achäer, wie der gräuelvollen Verheerung der Stadt. So heisst es, um von vielen derartigen Stellen nur eine anzuführen, von den Bewohnern der eroberten Stadt im dreizehnten Gesang Vs. 441ff.

Aber die Dardaner starben, vom Schwert der Achäer die Einen,
Andre von Feuers Gewalt und dem Einsturz wankender Häuser,
Wo sie mit traurigem Tode zugleich sich errangen ein Grabmal.
Andere bohrten das Schwert mit eigener Hand in die Kehle,
Wenn sie das Feuer zumal mit dem Feind wahrnahmen im Vorhof;
Andre, nachdem sie die Gattin zugleich mit den Kindern getödtet,
Stürzten sich selbst in das Schwert, in der Noth Unthaten verübend;
Manchem, indess er im Hause dahinfloh, fiel von der Höhe
Brennend Gebälk auf's Haupt und bereitet' ihm jähes Verderben;
Viele der Frauen sodann, in die Flucht von dem Schrecken getrieben,
Dachten in Angst an die Kinder, die trautesten, die sie zu Hause
Liessen allein; da wurden sie, ach! heimkehrend in Eile,

Vom einstürzenden Hause zugleich mit den Kindern erschlagen.
Angstvoll schweiften, des Feuers Gewalt zu entrinnen, die Rosse,
Schweiften die Hund' in den Gassen umher; auf Leichen Erschlagn'er
Traten sie hier und dort; auch Lebenden Wehe bereitend,
Stürmten sie fort in die Weite; Geschrei durchhallte die Veste.
Doch die drinnen erlagen der unbarmherzigen Aisa,
Zahllos wechselnde Pfade des traurigen Todes beschreitend.
Hochauf flammte der Brand in den heiligen Aether und endlos
Strahlte der Glanz am Himmel; die weitumwohnenden Völker
Sahen die thrakische Samos und Tenedos' Meeresgestade,
Sahen die Höhen des Ida bis hoch zu den Gipfeln erglänzen.
Und so sprach wohl Mancher, das Meer durchsegelnd, im Schiffe:
Herrliche That vollbrachten Achäa's tapfere Söhne,
Die um die leuchtenden Augen der Helena Vieles erduldet;
Troja vergeht in Flammen, die einst so gesegnete Veste,
Und der Unsterblichen Keiner gewährt den Verlangenden Hülfe;
Denn das gewaltige Schicksal ereilt, was Menschen beginnen,
Und was, fliehend die Sonne, geruht in verborgenem Dunkel,
Zieht es empor an das Licht und stürzt in den Staub das Erhabne.
Manchmal keimt aus Gutem das Leid, aus bitterer Wurzel
Blühet das Heil in den Wechseln des vielfachduldenden Lebens.
So sprach Mancher, indess er den endlos leuchtenden Schimmer
Ferne gewahrt. Doch die Troer umfing noch schmerzliches Unheil.
Argos' Volk durchtobte die Stadt gleich wilden Orkanen,
Die das unendliche Meer in den innersten Tiefen bewegen,
Wann dem Arkturos entgegen, dem sturmaufregenden Sterne,
Dort der Altar aufsteigt am strahlenden Himmelsgewölbe,
Zum schwarzwolkigen Süde gewandt; in den Wellen versinken
Bei des Gestirns Aufgang ringsher unzählige Schiffe,
Wann auftosen die Stürme; vergleichbar diesen verheerten
Ilios' thürmende Veste die Danaer; mächtig umwogte
Diese die Glut, wie ein Berg, mit laubigen Wäldern bekleidet,
Brennt, wann Winde das Feuer erregt zu gewaltiger Flamme;
Graunvoll sausen und brausen die weithin ragenden Berghöh'n,
Während das Wild mühselig erliegt in den Qualen des Todes,
Durch die Gewalt des Hephästos umher in dem Walde getrieben:
Also fanden die Troer den Tod, der Unsterblichen Keiner
Schützte sie mehr, rings waren um sie von den Moiren die langen
Neze gespannt, woraus kein Sterblicher findet den Ausgang.

Es mag auch daraus die Art und Weise, wie der Dichter Vergleichungen, die freilich die Einfachheit der homerischen nicht erreichen, anzuwenden liebt, erkannt, und darnach auch die Schwierigkeit der Uebertragung gewürdigt werden. Ungeachtet aller Weitschweifigkeit und Breite, mancher Wiederholungen und Uebertreibungen wird man dem Verdienste des Dichters doch Anerkennung zu zollen haben, zumal als auch der Inhalt seines Gedichtes aus Quellen entnommen ist, die nicht mehr zugänglich sind,

und durch diese späte Schöpfung uns gewissermassen ersetzt werden, namentlich die verlorenen kyklischen Gedichte, die Aethiopis des Arktinus, die kleine Ilias des Lesches u. a. Wer diesen ganzen Kreis einer früheren Poesie näher kennen lernen will, mag sich an diesen Dichter einer, wenn auch spätern Zeit halten, wie er jetzt durch diese Uebertragung auch weiteren gebildeten Kreisen zugänglich gemacht ist. **Chr. Bähr.**

Immanuel Kant's sämmtliche Werke. In chronologischer Reihenfolge herausgegeben von G. Hartenstein. Erster Band. Mit drei lithographirten Tafeln. Leipzig, Leopold Voss. 1867.

Der grösste Denker im Gebiete der neueren Philosophie ist unbezweifelt Immanuel Kant. Er scheidet die Periode des Dogmatismus und Skepticismus durch seinen Kriticismus von der spätern Entwicklung der Philosophie und ist der Wendepunkt einer vergangenen, durch ihn überwundenen Philosophie und derjenigen philosophischen Zeit, welcher wir angehören, und welche in den verschiedensten Anläufen und Richtungen immer wieder von ihm ausgeht und zu ihm zurückführt. Er hat den allein richtigen Weg eingeschlagen, welcher mit einer Untersuchung über die Möglichkeit des Erkennens, mit einer Prüfung des Erkenntnissvermögens beginnt. Er ist weder Dogmatiker noch Skeptiker; er ist Kritiker. Mit der kritischen Untersuchung der Geisteskräfte muss man beginnen, wenn man bestimmen will, was der Geist erkennen, was er wissen und was er nicht wissen kann. Er huldigt weder der einseitigen Richtung des vor ihm zur Entwicklung gekommenen Realismus, welcher alle Erkenntniss auf die äussere Einwirkung der Welt zurückführt und Alles in der Materie untergehen lässt, noch jenem einseitigen Idealismus, welcher nur einen Factor der Erkenntniss, den Geist, zulässt, und aus diesem die ganze Welt von Innen heraus construirt; er nimmt weder einen bloss objectiven, noch einen bloss subjectiven Standpunkt ein. Ihm hat der Geist Realität, wie die Materie. Ihm ist der äussere oder objective Factor zur Erkenntniss so nothwendig, als der innere oder subjective. Die Form liegt nach ihm im Geiste, der Stoff ist das von Aussen auf diesen Wirkende. Er zeigt, dass wir nicht über die Formen unserer Erkenntniss hinaus können, dass es synthetische Urtheile a priori nur für die Erfahrungswelt gibt, dass die so genannten übersinnlichen Ideen: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit keine Gegenstände unseres Wissens, sondern als unbedingte Forderungen unserer sittlichen Natur Gegenstände des Vernunftglaubens sind. Alle neueren Philosophen, die von irgend einer Bedeutung sind, gehen von ihm aus und führen auf ihn zurück.

Eine Sammlung seiner Werke war ein dringendes Bedürfniss und in der neueren Zeit kam man demselben auf doppeltem Wege

entgegen. Es erschienen fast zu gleicher Zeit zwei Gesammtausgaben seiner Werke, die erste von Gustav Hartenstein in 10 Bänden (Leipzig bei Modes und Baumann, 1838 und 1839) und die zweite von Karl Rosenkranz und Friedr. Wilh. Schubert, Leipzig bei Leopold Voss, 1842 in 12 Bänden, von welchen der letzte Rosenkranz' Geschichte der Kantischen Philosophie und die zweite Abtheilung des eilften Kant's Leben von Schubert enthält. Beide Ausgaben sind systematisch geordnet.

Von diesen beiden Ausgaben ist die eine im Buchhandel längst vergriffen und von der andern sind keine vollständigen Exemplare mehr vorhanden. So erscheint eine neue Ausgabe der Werke des grossen Denkers dringend geboten. Zugleich soll diese Ausgabe, welche auf acht Bände angelegt ist, durch einen verhältnissmässig billigen Preis leicht und allgemein zugänglich gemacht werden. Der Preis des ganzen, schön ausgestatteten Werkes ist auf 12 Thaler festgestellt.

Mit der neuen Ausgabe der Kantischen Werke, deren erster Band zur Anzeige vorliegt, wurde ein rühmlichst bekannter philosophischer Schriftsteller, Gustav Hartenstein, betraut. Kaum konnte die Verlagshandlung das Unternehmen einer gewandteren und kundigeren Hand anvertrauen. Nicht nur durch seine philosophischen scharfsinnigen Forschungen, sondern auch durch seine mit grosser Genauigkeit 1838 und 1839 veranstaltete erste Ausgabe der Kant'schen Werke in zehn Bänden hat Hartenstein seinen Beruf zur neuen Herausgabe auf das Rühmlichste bewährt. Schon seine erste Ausgabe ist im Einzelnen correcter, als die Rosenkranz-Schubert'sche. In beiden Ausgaben war die Anordnung die systematische und zwar in der Weise, dass bei Hartenstein Logik und Metaphysik, die Lehre von der praktischen Vernunft, von der Urtheilskraft und die Naturphilosophie, bei Rosenkranz und Schubert Logik und Metaphysik, Natur- und Geistesphilosophie sich folgen. Für alle selbstständig erschienenen Werke und Abhandlungen Kants ist in dieser neuen Ausgabe die chronologische Reihenfolge eingeschlagen worden und wird darum von dem eigenthümlichen Charakter der zwei ersten Ausgaben, die Werke nach der Gleichartigkeit und Verwandtschaft des Inhalts systematisch zu gruppiren, Umgang genommen. So wünschenswerth auch für den Systematiker eine solche Anordnung sein mag, so ist doch entschieden die chronologische vorzuziehen, weil sie uns das beste, naturgetreueste Bild von dem allmähligen Entstehen der Kant'schen Weltanschauung giebt. Ueberweg hat (Grundr. der Gesch. d. Phil. Thl. III, S. 128) mit Recht die chronologische Reihenfolge als die bessere bezeichnet, da sie Kant's Entwicklung zur Anschauung bringt. Die chronologische Ordnung, in welcher diese neue Ausgabe erscheint, ist darum ein neuer Vorzug derselben. Sie umfasst neben den entweder von Kant selbst oder mit seinem Willen und zum Theil unter seiner

Aufsicht und persönlichen Mitwirkung herausgegebenen Schriften alles das, was als ein von ihm unzweifelhaftes Schriftstück bis jetzt veröffentlicht worden ist. In die Sammlung nicht aufgenommen sind die nicht authentischen und darum auch in den zwei früheren Ausgaben nicht erschienenen Ausgaben der physischen Geographie von Vollmer, der Vorlesungen über philosophische Religionslehre und über Metaphysik von K. H. L. Pölitz, der Anweisung zur Welt- und Menschenkenntniss von J. A. Bergk (unter dem Namen Fr. Chr. Starke) und der Anweisung zur Menschenkunde oder philosophischen Anthropologie von demselben, so wie die unterschobene Schrift: »Antwortschreiben des Prof. Kant an den Abbé Sieyes in Paris, 1796, aus dem lateinischen Original übersetzt o. O. 1797. Bis jetzt ungedruckt ist ein unvollendetes Manuscript Kants zur Methaphysik der Natur aus dessen letzten Lebensjahren, zuerst von Schubert in den neuen preussischen Provincialblättern (Königsberg, 1858, S. 58—61) und ausführlich von Rud. Reicke in der altpreussischen Monatsschrift (Königsberg, 1864, Bd. I, S. 742—749) beschrieben. Theils, weil das Manuscript »fremdes Eigenthum« ist, theils auch, weil »der Eindruck, den die von Reicke mitgetheilte Beschreibung des Inhalts und der Beschaffenheit« dieser Handschrift auf den Herausgeber gemacht hat, nicht von der Art war, dass er sich »dadurch genöthigt gesehen hätte, eine Bearbeitung derselben als einen wesentlichen und unentbehrlichen Bestandtheil einer Sammlung der Werke Kant's anzusehen« (S. IV), unterblieb die Aufnahme in die Gesammtausgabe. Eben so wird in derselben auch von allen »etwaigen sonstigen Paralipomena von Kant« abgesehen, die »möglicher Weise hier und da noch zerstreut sein können.« Der Herr Herausgeber erklärt die Herausgabe solcher unvollendeten und nachgelassenen zerstreuten Schriften, wenn ihre Aufnahme in die Gesammtausgabe auch nicht Zweck seines Unternehmens sein kann, für »wünschenswerth und erfreulich«. Die Ausgabe solcher Schriften könnte als Supplementband zu allen Ausgaben der Kant'schen Werke erscheinen. Ueberweg hat (Grundr. Thl. III, S. 168) die Herausgabe des Kant'schen Manuscriptes: Zur Metaphysik der Natur durch Reicke in Aussicht gestellt. Die Briefe Kants sind in die Gesammtausgabe aufgenommen. Nur die Briefe und kleineren Abhandlungen werden in dem letzten Bande zusammengestellt. Zur Auffindung der einzelnen Schriften wird ein Gesammtverzeichniss derselben denjenigen am besten dienen, welche das Jahr ihres ersten Erscheinens nicht kennen.

Der vorliegende erste Band der Sammlung enthält 1) Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte und Beurtheilung der Beweise, deren sich Herr von Leibnitz und andere Mechaniker in dieser Streitsache bedient haben, nebst einigen vorhergehenden Betrachtungen, welche die Kraft der Körper überhaupt

betreffen, 1747 (S. 1—179); 2) Untersuchung der Frage, ob die Erde in ihrer Umdrehung um die Achse, wodurch sie die Abwechselung des Tages und der Nacht hervorbringt, einige Veränderung seit den ersten Zeiten ihres Ursprungs erlitten habe, 1754 (S. 1754 (S. 179—187); 3) die Frage: ob die Erde veralte? physikalisch erwogen, 1754 (S. 187—207); 4) allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels, oder Versuch von der Verfassung und dem mechanischen Ursprunge des ganzen Weltgebäudes nach Newton'schen Grundsätzen abgehandelt, 1755 (S. 207—347); 5) meditationum quarundam de igne succincta delineatio, 1755 (S. 347—365); 6) principiorum primorum cognitionis metaphysicae nova dilucidatio, 1755 (S. 365—401); 7) von den Ursachen der Erderschütterungen, bei Gelegenheit des Unglücks, welches die westlichen Länder von Europa gegen das Ende des vorigen Jahres betroffen hat, 1756 (S. 401—413); 8) Geschichte und Naturbeschreibung der merkwürdigsten Vorfälle des Erdbebens, welches an dem Ende des 1755sten Jahres einen grossen Theil der Erde erschüttert hat, 1756 (S. 413—447); 9) fortgesetzte Betrachtung der seit einiger Zeit wahrgenommenen Erderschütterungen, 1756 (S. 447—457); 10) metaphysicae cum geometria junctae usus in philosophia naturali, cujus specimen I continet monadologiam physicam, 1756 (S. 457—473); 11) neue Anmerkungen zur Erläuterung der Theorie der Winde, 1756 (S. 473—487).

Auf die Revision und Feststellung des Textes wurde vor Allem die grösste Sorgfalt verwendet. Die einzige zuverlässige kritische Grundlage boten die Originalausgaben der einzelnen Schriften. Sie wurden auch bei der neuen Ausgabe wiederholt auf das Genaueste verglichen. Die Originalausgaben bis zum Jahre 1770 sind zum Theile sehr selten. Der Herr Herausgeber kam grossentheils in den Besitz derselben. Da, wo der Gebrauch der Originalausgabe nicht statt finden konnte, wird dieses ausdrücklich bemerkt. Die Originalausgaben nach 1770, die keine literarischen Seltenheiten sind, konnten natürlich überall dem Texte zu Grunde gelegt werden. Im Sprachgebrauche wurde, was unserer jetzigen Sprach- und Schreibeweise unorthographisch und unsprachlich erscheint, in dem Texte geändert. So wurde der in der ältern Zeit herrschende Gebrauch des vor statt für, des sein statt sind, des seien statt sein, des was anders statt etwas Anderes geändert. Dagegen wurden die charakteristischen Formen des Sprachgebrauches der ältern Zeit beibehalten und nicht, wie dieses in den spätern Ausgaben geschah, modernisirt Auch wurden aus flüchtiger Revision entstandene Druckfehler früherer Ausgaben sorgfältig verbessert.

Die erste Kant'sche Schrift in dem vorliegenden Bande sind die Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte, Königsberg, 1746 (gedruckt bei Mart. Eberh. Dorn, XVI S. Dedication und Vorrede, 240 S. Text mit 2 Kupfertafeln. 8.). Die Dedication an den Professor Bohlius in Königsberg

ist vom 22. April 1747 und im §. 107 wird eine »in der Ostermesse dieses 1747sten Jahres« erschienene deutsche Uebersetzung einer Schrift von Musschenbroeck angeführt. Darum wurde auf den Specialtitel dieser Schrift in der neuen Gesammtausgabe das Jahr 1747 gesetzt. Ausser der Verbesserung der Druckfehler wurden einzelne kleine Veränderungen im Ausdrucke vorgenommen, welche in der Vorrede S. IX angegeben sind. Die zwei zunächst im ersten Bande folgenden kleinen Abhandlungen, die Achsenumdrehung der Erde und die Veraltung derselben betreffend, erschienen zuerst in den Königsberger Frage- und Anzeigungsnachrichten Nr. 23 u. 24 und Nr. 32—37 des Jahrganges 1754. In der von Nicolovius veranstalteten Sammlung der kleinen Schriften Kant's sind sie wieder abgedruckt worden. Da der Herr Herausgeber den betreffenden Jahrgang der Königsberger Frage- und Anzeigungsnachrichten erst nach dem Drucke der beiden Abhandlungen erhielt, sind die Verbesserungen nach dem Urtexte in der Vorrede S. X angegeben. Die Originalausgabe der allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels ist in Königsberg bei Joh. Petersen, 1755 (V S. Dedication, XLVIII S. Vorrede, V S. Einleitung, sämmtlich unpaginirt und 200 S. Text ohne den Namen des Verfassers) erschienen. Sie ist ziemlich nachlässig gedruckt, die Druckfehler wurden verbessert, die einzelnen Aenderungen im sprachlichen Ausdrucke sind in der Vorrede S. XI und XII angegeben.

Die von Kant der philosophischen Facultät zu Königsberg im Jahre 1755 vorgelegte Abhandlung: Meditationes de igne erschien zuerst gedruckt in den beiden ersten Gesammtausgaben der Kant'schen Werke, im V. Bande der Rosenkranz-Schubert'schen Ausgabe (1839) aus der jetzt in der Universitätsbibliothek zu Königsberg befindlichen Originalhandschrift Kant's, im achten Bande der G. Hartenstein'schen Ausgabe aus einer durch Verkauf in den Besitz des Buchhändlers Modes in Leipzig gekommenen Abschrift. Die Abschrift zeigt sich durch Vergleichung mit der Urschrift des Rosenkranz-Schubert'schen Textes als eine sehr richtige. Bei dieser neuen Ausgabe wurden beide Texte genau verglichen. Die einzelnen Verbesserungen, welche die von dem Herrn Herausgeber schon früher ausgesprochenen und theilweise in den Text der ersten Ausgabe aufgenommenen Vermuthungen bestätigen, sind S. XII und XIII enthalten.

Die Abhandlung: Principiorum primorum cognitionis metaphysicae nova dilucidatio (Regiomonti typ. J. H. Hartungh, II und 38 S. 4) ist die Habilitationsschrift Kant's. Ausser den von demselben angegebenen Druckfehlern sind noch neue verbessert. Die von dem Respondenten in der Disputation, Christoph Abraham Borchard, stammende, auf der Rückseite der Abhandlung abgedruckte Dedication an Johannes de Lehwald wurde in dem Abdrucke hinweggelassen.

Die auf die Habilitationsschrift folgende Abhandlung: von den Ursachen der Erderschütterungen bei Gelegenheit des Unglücks, welches die westlichen Länder von Europa gegen das Ende des vorigen Jahres betroffen hat, befindet sich weder in einem Verzeichnisse noch einer Sammlung der Kant'schen Schriften. Der Herr Herausgeber entdeckte diese Abhandlung in den Königsberger Frage- und Anzeigungsnachrichten vom Jahr 1756 Nr. 4 und 5. Es findet sich in den angeführten Nummern ein ausführlicher und ganz selbstständiger, von Kant unterzeichneter Aufsatz. Die nächste Veranlassung zur Auffindung dieses Aufsatzes war diese, dass Kant in seiner Schrift: Geschichte und Naturbeschreibung der merkwürdigsten Vorfälle des Erdbebens u. s. w. selbst auf eine frühere Andeutung dieses Gegenstandes in den Königsberger Anzeigen hinweist (vorliegender Band S. 423). Zu dieser Andeutung sagt Schubert in der Rosenkranz-Schubert'schen Ausgabe der Kant'schen Schriften (Bd. VI, S. 239) in einer Anmerkung: »Weil in der angezeigten Stelle dieser Zeitung nichts weiter als das hier aufgenommene Resultat ausgeführt ist, so habe ich eiaen besondern Abdruck derselben für unnöthig erachtet.« Aus dem vorliegenden ersten Bande dieser neuen Ausgabe wird ersichtlich, dass der fragliche Gegenstand kein Zeitungsartikel, sondern eine wirkliche Abhandlung ist (S. 401—413), welche Kant selbst zwar als eine »kleine Vorübung« bezeichnet, die aber doch viel mehr enthält, als, wie Schubert sagt, die »blosse Ausführung« des in der späteren Abhandlung erschienenen Resultates. Kant beruft sich noch an einer zweiten Stelle seiner grössern Schrift über das Erdbeben auf diese kleine Abhandlung. Wir sind darum gewiss dem um die Wissenschaft hoch verdienten Herren Herausgeber zu besonderem Danke verpflichtet, dass er die kleine immerhin interessante Abhandlung der Vergessenheit entrissen und ihr die gebührende Stelle unter den Schriften Kant's gesichert hat.

Auf diesen Aufsatz folgt die Geschichte und Naturbeschreibung der merkwürdigsten Vorfälle des Erdbebens, welches an dem Ende des 1755sten Jahres einen grossen Theil der Erde erschüttert hat, sie wurde im Februar 1756 als selbstständige Schrift in Königsberg bei J. Fr. Hartung 40 S. 4. im Drucke herausgegeben. Sie ist in dieser Sammlung nach der Originalausgabe berichtigt. Sie enthält die exegetischen Anmerkungen nicht, welche zuerst von dem Herausgeber der 1795 zu Linz gedruckten Sammlung der kleinen Schriften Kant's hingefügt wurden und in die späteren Abdrücke übergingen. Einige Fehler der Originalausgabe sind in der vorliegenden Sammlung verbessert (S. XV).

Die dritte sich auf das Erdbeben beziehende Schrift ist, wie die erste, ebenfalls zuerst in den Königsberger Frage- und Anzeigungsnachrichten, Jahrg. 1756, Nr. 15 u. 16 erschienen und hat den Titel: Die fortgesetzte Betrachtung der seit

einiger Zeit wahrgenommenen Erderschütterungen. Auch hier sind einige Fehler, die sich im Original fanden, verändert (S. XV).

Kant musste, um als Privatdocent zu einer ausserordentlichen Professur gelangen zu können, nach einer in Königsberg bestehenden Universitätsverordnung dreimal öffentlich disputiren. Zu diesem Behufe schrieb er die nun in der Sammlung folgende Abhandlung: Metaphysicae cum geometria junctae usus in philosophia naturali spec. I contin. monadologiam physicam. Sie wurde gedruckt zu Königsberg bei Hartung, 1756, 16 S. 4. In allen bisher erschienenen Ausgaben ist die von Kant und seinem Respondenten (Lucas David Vogel) an den geheimen Staats- und Kriegsminister Ludwig Wilhelm von Gröben gemeinschaftlich unterzeichnete Dedication ausgelassen, welche in dieser neuen Sammlung auf der Rückseite des ersten Blattes genau nach dem Originale abgedruckt ist. Das auf dem Titelblatte von spätern Herausgebern Hinzugefügte: Dissertatione publica pro loco habenda wurde mit Recht hinweggelassen, weil es nicht im Originale steht. Auch hier wurden einzelne verbessernde Aenderungen in den Ausdrücken des Originals vorgenommen (S. XVI).

Als Einladungsschrift zu seinen Vorlesungen im Sommer 1756 gab Kant die Schrift heraus, welche den ersten Band der vorliegenden Sammlung schliesst. Sie erschien mit der Aufschrift: Neue Anmerkungen zur Erklärung der Winde (Königsberg, gedruckt bei J. Fr. Driest) 1756, 12 S. 4.)

Am Schlusse der Abhandlung folgt die Ankündigung der Vorlesungen Kant's, welche in den bisherigen Abdrücken fehlt, aber in die vorliegende Sammlung aus dem Originale wieder aufgenommen wurde. Die Ankündigung lautet wörtlich also: »Der Raum, den ich dieser kurzen Betrachtung bestimmt habe, setzt ihrer weiteren Ausführung Schranken. Ich beschliesse dieselbe damit, dass ich denen Herren, welche mir die Ehre erzeigen, in meinen geringen Vortrag einiges Vertrauen zu setzen, eröffne, dass ich die Naturwissenschaft über des Herren D. Eberhards erste Gründe der Naturlehre zu erklären gesonnen sei. Meine Absicht ist, nichts vorbeizulassen, was eine gründliche Einsicht in die wichtigen Entdeckungen alter und neuer Zeiten befördern kann und vornehmlich den unendlichen Vorzug, den diese letzteren durch die glückliche Anwendung der Geometrie vor jenen erhalten haben, in deutlichen und vollständigen Beispielen zu beweisen. Ich fahre fort, in der Mathematik Anleitung zu geben, und den Lehrbegriff der Weltweisheit mit der Erläuterung der Meyer'schen Vernunftlehre zu eröffnen. Ich werde die Metaphysik über das Handbuch des Herren Prof. Baumgarten vortragen. Die Schwierigkeiten der Dunkelheit, die dieses nützlichste und gründlichste unter allen Handbüchern seiner Art zu umgeben scheint, werden, wo ich mich nicht zu sehr schmeichle, durch die Sorgfalt des Vortrags und ausführliche schriftliche Erläuterungen gehoben werden. Mich dünkt, es

sei mehr als zu gewiss, dass nicht die Leichtigkeit, sondern die Nützlichkeit den Werth einer solchen Sache bestimmen müsse und dass, wie ein sinnreicher Schriftsteller sich ausdrückt, die Stoppeln ohne Mühe oben fliessend gefunden werden, wer aber Perlen suchen will, in die Tiefe hinabsteigen müsse.« Durch diese Kant's Wesen schon frühe so treffend bezeichnende Ankündigung findet der vorliegende erste Band einen würdigen Abschluss (S. 486 und 487). Zwei kleine Berichtigungen des Originals finden sich dieser Schlussabhandlung (S. XVI) in der Vorrede angefügt. Von den eilf in diesem ersten Bande enthaltenen Anfangsarbeiten Kant's von 1747 bis 1756 sind neun durchaus naturwissenschaftlichen und mathematischen Inhaltes. Nur bei zwei Abhandlungen findet sich eine Ausnahme und die eine davon hat selbst wieder eine Beziehung zur Mathematik und Naturwissenschaft, wenn sie auch von der Philosophie handelt. Es ist dieses die lateinische Abhandlung über den Gebrauch der mit der Geometrie verbundenen Metaphysik in der Naturphilosophie. Man kann also auch hier von keinem bloss philosophischen Inhalte sprechen. Die einzige von diesen Abhandlungen, nach ihrem Titel allein und ausschliessend Philosophie behandelnd, ist demnach Kant's Habilitationsschrift: Principiorum primorum cognitionis metaphysicae nova dilucidatio vom Jahre 1755 (S. 365—401). Kant untersucht in dem ersten Abschnitte dieser Abhandlung das Princip des Widerspruches, im zweiten das Princip des bestimmenden oder zureichenden Grundes, im dritten stellt er zwei aus dem letzten Princip abgeleitete Principien auf, das Princip der Aufeinanderfolge (principium successionis) und das Princip des Zusammenseins (principium coëxistentiae). Es werden aus diesen Principien Sätze abgeleitet, die Sätze selbst erklärt und ihre Anwendung dargelegt. Kant trägt hier schon Ansichten von Raum und Zeit vor, welche für seine spätere Entwicklung nicht ohne Bedeutung sind. In dem so genannten usus zeigt sich überall die Anwendung auf die Natur. So ist der ganze Charakter der schriftstellerischen Thätigkeit Kant's von 1747—1756 ein naturwissenschaftlicher und mathematischer. Man sieht, dass er den rechten Weg der Entwicklung ging. Soll man in der Philosophie, wie Kant will, »nicht die oben fliessenden Stoppeln«, sondern die »Perlen in der Tiefe« suchen, so darf man sich auch im Strome der Entwickelung nicht nur leicht obenhin bewegen; man muss in die Tiefe dringen, wenn man das will, was in der Tiefe liegt. Diess aber kann nur auf dem Wege der wissenschaftlichen Erfahrung an der Hand der Naturwissenschaft und Mathematik geschehen. Möge das so gründlich begonnene Werk recht bald zum Abschlusse kommen; möge dasselbe, das uns die Werke des grössten Denkers unserer Zeit in allmähliger Entwickelung vorführt, recht viele zu einem tieferen Studium der Philosophie, dieser Grundlage aller Wissenschaft und Bildung, fruchtbringend anregen!

v. Reichlin-Meldegg.

Nr. 33. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

I) **Brugsch**, *geographische Inschriften altägyptischer Denkmäler. Vol. I. Nebst 58 Tafeln und einer Karte. Leipzig, Hinrichs 1857. 4. 304. (Vol. II handelt vom Ausland. Vol. III von Palästina). 25 Thr.*

II) **Brugsch**, *Recueil de Monuments égyptiens. Vol. III. Auch unter dem Titel:* **J. Dümichen**, *Monuments géographiques. Vol I. Oder auch, denn das Buch ist deutsch:* **Joh. Dümichen**, *Geographische Inschriften altägyptischer Denkmäler, in den Jahren 1863—1865 an Ort und Stelle gesammelt. 1 Abtheilung 100 Tafeln. Leipzig, Hinrichs 1865. Text dazu 1866. 40. 20 Thr.*

III) **Jacques de Rougé**, *Textes géographiques du temple d'Edfou. Rev. Archéol. Paris 1865—1867.*

Platen hat in seinem Schatz des Rhampsinit eine recht komische Wirkung erzielt durch Zusammenstellung der sogenannten historischen Nachrichten, welche über altägyptische Sitten in den griechischen Quellen vorliegen. Die Weinreisenden von Lesbos, wenn sie von Naukratis heimkehrten, mochten ebenso interessant zu erzählen wissen, wie heute die Commis-Voyageurs, denn sie hatten wohl ebenso gründlich beobachtet in einem Lande, dessen Sprache zu erlernen ihnen zu wenig war. Aber auch den ernsteren Reisenden, wie Herodot, lag es doch ebenfalls nahe, mehr das Ungewöhnliche, das Baroke aus der Fremde zu erzählen, um so mehr als die officiellen Quellen ihnen verborgen blieben und die Priester — man kann es beweisen — die Zudringlichen durch absurde Antworten verhöhnten. Wenn z. B. Plutarch erzählt, dass der ägyptische Name der Myrrhe Schal eigentlich »Abfertigung der Albernheit« (ληρήσεως ἐκσκορπιασμός)*) bedeutet, so hat sich zwar Schal als Name der Pflanze bestätigt gefunden (in dem Recept bei Dümichen, Monum. II. Pl. 82), keineswegs aber als Ausdruck jener Grobheit die man als Bären dem eifrigen Frager aufgebunden.

Ganz anders als dieses stark übermalte griechische Gemälde stellt sich nun das wahre Bild des Nillandes dar, ja bei der allmäligen Entzifferung der einheimischen Tabellen über die 36 Provinzen, deren Städte und Produkte, wie sie aus den zahlreichen Nomoslisten der Tempel nun dem Forscher vorliegen, erfasst denselben das gleiche Gefühl, wie wenn auf einem Palimpsest unter irgend einer albernen Legende ein Capitel des Tacitus oder Sallust

*) De Is. a Os. 80.

zum Vorschein käme. Nach dem Vorgang des Engländers Harris*) hat zuerst in Deutschland Herr Brugsch einige Listen dieser Art bekannt gemacht und sehr verdienstlich mit Hülfe des sonst vorhandenen biblischen, griechischen, römischen, coptischen, arabischen und modernen Materials erläutert. Alle spätern Entdeckungen, die wir namentlich Herrn Dümichen verdanken, haben Brugsch's Arbeiten keineswegs widerlegt, wohl aber vielfach bestätigt und vervollständigt. Der Sache nach gehören darum die beiden in unserm Titel vereinigten Werke zusammen und liefern Dümichens Monuments géog. vol. I. 100 geographische Tafeln als Vervollständigung von Brugsch's geographischen Inschriften; der Form nach hat aber Dümichen diese Tafeln einem andern Werke seines Lehrers, nämlich Brugsch's Recueil de Monuments Egyptiens als III. Band desselben angereiht, so dass — unbequem genug — vorliegender Band mit gleichem Recht citirt werden kann als Dümichen Monuments géographiques vol. I., oder als Brugsch's Recueil de Monuments égypt. vol. III.; zudem schreibt der Lehrer französisch und der Schüler deutsch. Man lasse sich aber dadurch ja nicht abschrecken, denn die Leistung Beider ist eine sehr bedeutende und die Methode in Beiden wirklich zusammen gehörenden Werken, Brugsch's Inschriften und Dumichen's Monuments I, ganz dieselbe, denn sie ruht auf der klaren Statistik der Aegypter selbst, welche diese Listen immer nach demselben Plane anlegten, freilich mit jener Mischung von wissenschaftlicher Trockenheit und gemeinverständlicher Popularität, welche astronomische Wahrheiten in Mythen zu kleiden, das Alphabet als Bilder zu malen wusste und überhaupt einer Regierung wohl ansteht, die in ihren Erlassen sich nicht nur an ihre Beamten, sondern an das ganze Volk wendet. Der gemeine Aegypter, wenn er den Tempel seiner Vaterstadt betrat, konnte sich von jedem des Lesens kundigen belehren lassen, dass diese 36 Frauenbilder, mit wunderlichem Kupfputz, welche der Gestalt irgend eines Gottes Geschenke zutrugen, die Provinzen seines Vaterlandes seien, der Kopfputz bezeichnet den Namen, die Geschenke Produkte der Provinz. Sind die Wandgemälde noch vollständiger ausgeführt, so erscheinen hinter jeder dieser bärtigen Frauen — es mögen auch Männer sein aber mit Brüsten, dem Symbol der Produktivität — je drei andere ähnliche Gestalten, drei Unterabtheilungen jeder Provinz darstellend, ebenfalls mit Namen und Produkten. Die Aufzählung der Letztern in einer Beischrift endet gewöhnlich in eine Doxologie an die specielle Gottheit des Tempels (z. B. Antimon ist gut, um zu schmücken deine Augen o Hathor, Herrin von Denderah; das Ouot ist gut um sie zu erweitern o Kind der Sonne) oder mit einer Anwendung auf die Mythe der Landesgottheit Osiris, wobei oft Wortspiele mit den geographischen Namen das Beste

**) Hieroglyphical standards representing places in Egypt, supposed to be nomes and toparchies. Lond. George Barcley 1851. 8 Tafeln. 4to.

thun müssen. Z. B. Brugsch Inschriften Taf. XXI, Nr. X, wo der Name eines Teiches zum Netzfang der Wasservögel angewendet wird auf Min den Gott von Panopolis, der die Feinde in's Netz bringe. Die Osirismythe hat zu dieser Art Heiligung der Geographie allerdings in dem von Plutarch schon gekannten Sinne beigetragen. Die 14 Glieder, sagt er, (de Is. et Os. cap. 18) des von seinem bösen Bruder zerrissenen Osiris wurden in ebenso viel verschiedenen Provinzen begraben. In der That meldet uns jetzt eine hierogl. Inschrift in Denderah bei Dümich. Text zu Brugsch Recueil III u. IV p. 20, dass das linke Bein des Gottes im Nomos Nubia und das rechte im Nomos Libya lag. Auch lesen wir im Osiriskalender von Denderah bei Dümichen am Schluss einer Aufzählung von 16 Nomen: Und dies wird gemacht in allen Nomen, welche bewahren die göttlichen Glieder. Wenn man es in diesem Aktenstück aber unterliess, jedes einzelne Glied seinem einzelnen Nomos zuzutheilen, wenn überdies gewöhnlich 16 Nomen und nur 14 Glieder genannt werden, so erwächst die Wahrscheinlichkeit, dass mehrere Nomen auf dasselbe Glied Anspruch machten, was eine sehr verstümmelte Inschrift aus Denderah bestätigt (Dümich. Text Rec. III u. IV p. 12), indem sie sagt, das rechte Bein habe ich bewahrt im Nomos Libya und im Tentyrites. Wirklich findet sich im Nomos Libya eine hervorragende Stadt mit Namen Haus des Beines (Ha-men) a. a. O. X, 82, 8, c. Der Schenkel war begraben im zweiten unterägypt. Nomus, dessen Nomossymbol ein (Ochsen)schenkel zeigt. Das Herz, auf der citirten verstümmelten Inschrift dem 10 unterägypt. Nomos (Kakem) zugetheilt, erscheint in der That im Namen seiner Hauptstadt »Haus des Herzens« [Hahet] Brugsch Inschrift von Philae. Bei Dümich. Mon. I. 99. 15. besagt eine hierogl. Legende, dass in diesem Gau Horus das Herz seines Vaters bewahre. Bei der Ungewissheit der Lage dieses Gaues ist es immerhin erlaubt mit Brugsch an Athribis zu denken, von welcher Stadt Etymol. Mag. sagt, sie liege an der Spitze einer der Delta und heisse Herz. *Ἀθριβὴν ὅπερ εἴτις βούλοιτο ἑλληνιστὶ φράζειν οὐκ ἄλλως λέξαι ἔχοι πλὴν καρδίαν.* Die Faust (chfa) glaube ich, war beherbergt in der »Stadt der Faust« *Τμουνκοηπις*. Auch die 42 Beisitzer des Osiris im unterirdischen Geschwornengericht finden sich durch diese Mischung von Geographie und Religion localisirt, und lassen sich die wirklichen Städte, aus welchen einzelne dieser mythologischen Wesen herstammen sollten, noch nachweisen; z. B. für den 23. der Richter, Maantuf der Ort Pemin bei Panopolis; für den 30. sekt-chru die Metropolis des 19. Gaues (Todtenbuch 125. 15 u. 22). Die naheliegende Annahme, dass man hier es vielleicht mit Heroen der Vorzeit zu thun habe, die sich an der Spitze ihres Stammes oder ihrer Stadt hervorgethan*),

---

*) Ganz nur erträumt ist, was Rossi in seinem Cours de droit constitutionel I, p. 28 dritte Vorlesung darüber zu berichten weiss.

widerlegt sich durch den dogmatischen Charakter ihrer Namen, welcher sie als Höllenrichter kennzeichnet: Der Blutfresser, der Weisszahn, der Weitschreitende, der Schnellfüssige, Flammenhaupt, des Augen Feuer sind, der Fresser der Schatten, der dessen Anblick fliehen macht u. s. w. Es kommt also hier wieder die Thätigkeit einer Priesterschaft zu Tage, welche ihr theologisches System ins Leben der Menschen und der Natur zu verweben bestrebt war. Niemand verstand so genau wie sie die Berechnung des astronomischen Jahres, aber sie gestalteten es um zu einem Kirchenjahr, und seine Jahreszeiten zu religiösen Festen; niemand hatte genauer als sie die geometrische Vermessung des Nillandes ausgeführt; aber sie verwandelten zugleich seinen Boden zum Schauplatz einer religiösen Legende. Von den obenbeschriebenen Bilderreihen der Gaue hat Herr Brugsch 15 benutzt, römische, ptolemäische und pharaonische; dieselben sind von Herrn Dümichen theils in Abbildungen bekannt gemacht, theils vermehrt worden im vorliegenden Bande. Die von den Classikern überlieferte Zahl der Gaue, 36 ist die richtige Mitte dessen, was diese einheimischen Quellen bieten. Eine ptolemäische Liste in Edfou gibt 44, eine römische in Denderah 40. Lässt man in Letzteren die doppelt erscheinenden weg, so bleiben 35; für das obere Land 18, für das untere 17. Mit Ausmerzung der Doubletten auf der Liste von Edfou erhält und behandelt Herr Brugsch folgende 22 Nomen des oberen, 22 des unteren Landes, wobei zu bemerken ist, dass nach ägyptischer Ordnung immer Süden dem Norden, der Westen dem Osten vorgeht. Oberägypten 1. Nubia [ägyptisch To Kens]. 2. Apollinopolites [Thes-Hor]. 3. Latopolites [Then]. 4. Pathyrites [Zam nämlich Theben]. 5. Koptites [Hor-ti]. 6. Tentyrites [msuh]. 7. Diospolites [seschesch]. 8. Thinites oder von Abydos [abz?]. 9. Panopolites [Min oder sechem]. 10. Aphroditopolites [Ze oder Zez]. 11. Antaeopolites [sches hotep]. 12. Hypselites [Tuf]. 13. Lycopolites anterior [ches-chent oder wie jetzt Lepsius und Dümichen lesen atef-chent]. 14. Lycopolites posterior [atef-pehu]. 15. Hermopolites [Un]. 16. Der nördliche Theil des Hermopolites [Sah]. 17. Cynopolites [Anpu]. 18. Oxyrinchites [Sep]. 19. Aphroditopolites. 20. Arsinoïtes anterior [Neh-t]. 21. Arsinoïtes posterior [Neh-t]. 22. Heracleopolites [seft]. B. Unterägypten: 1. Memphites [sebt–het, wörtlich »der Gau der weissen Mauer«. Nach Herodot III, 91 lag die persische Besatzung Ἐν τῷ λευκῷ τείχεϊ τῷ ἐν Μέμφι. 2. Letopolites [chepsch]. 3. Libya [ament]. 4. Südl. Saites [saj-res]. 5. Nördlich Saites [saj mehit]. 6. Athribites [Ka]. 7. Westlicher Sebenytes? 8. Oestlicher S.? 9. [Ati]. 10. [Kakem »Gau des schwarzen Stieres«. 11. [Ka-hesb]. 12. [Ka-behs]. 13. Heliopolites [Haq.]. 14. [Oestlicher Chent]. 15. [Heb Gau des Ibis]. 16. [Cheb]. 17. [Gau der Stadt Samhud]. 18. Chrud-chent]. 19. [Chrud-pehu]. 20. [sept-achm]. 21. [An]. 22. [Men].

Die Gegenüberstellung der griechischen Benennungen und die Ausmittlung der wahren Lage ist bei den Gauen des Delta's viel schwieriger, weil sie nicht mehr, wie in Oberägypten einander genau von Süden nach Norden folgen können.

Für jeden Gau wird die Hauptstadt angegeben und sind drei Unterabtheilungen, wie der Gau selbst durch Frauen personificirt: das mer, das uu und das pehu, wovon aber nur über die Bedeutung des mittleren als »Landschaft« das platte Land man sich bisher hat einigen können, weil im coptischen u o e i agricola bedeutet, rem o u o i incola ruris. Eine Landstadt, eine Stadt zweiten Ranges, aber jedenfalls eine Stadt muss mit diesem Ausdruck bezeichnet worden sein, weil diese bildlichen Listen als das Uu des 17 unterägyptischen Nomos »die Stadt des Nordens« angeben.

Dieses feste System der Einreihung der Ortschaften in ihre Gaue und der Aufzählung der Gaue selbst leistet annähernd den Dienst einer Landkarte, so dass für Identificirung griechischer oder neuerer Namen mit den alten man als ersten Fingerzeig den Gleichklang der Namen, als zweiten ihre Stelle in diesem System und als Bestätigung das Auffinden ihrer hieroglyphischen aus den Listen gelernten Schreibung in irgend einem Schutthaufen nun bereits sehr oft erlebt hat.

Ich erwähne z. B. Chusae *Χουσαί*, welches nach Aelian de anim. X. 27 unweit Hermopolis gelegen, eine der Venus Urania (Hathor) geweihte Kuh verehrte.

Die Göttin und ihre Kuh irrten bisher, wie Schlemihl und sein Schatten getrennt umher, letztere in den griechischen Nachrichten, erstere in den hieroglyphischen Inschriften, wo die Hathor von ? ? sehr oft erschien. Doch wusste man nicht woher sie kam, nur mussten an ihrem Ort auch Alabasterbrüche sein, weil der Fundort dieses Minerals mit demselben ? ? bezeichnet ist.

Nachdem nun auf Grund der neuern Namen (kopt. Kos-koo, arab. Qousijeh) eines Dorfes, das unweit Hermopolis liegt, Brugsch die Lage des alten Chusae richtig daselbst v e r m u t h e t, entzifferte Herr Pleyte auch die Hieroglyphe, die wir mit Doppelfragzeichen umschreiben, als c h s; versetzt eine jetzt von Dümichen edirte Nomostafel Mon. II. pl. 53 die Hathor von Chs in den Lykopolites anterior, unweit Hermopolis maj. und obendrein finden sich in der Nähe von El-Qusijeh alte Alabasterbrüche (bei Gebel-Abu-fedah), die Trümmer einer grossen Stadt und ein angefangener Höhlentempel der H a t h o r, der ägypt. Venus.

Ein zweites Beispiel ist Oxyrynchus. Steph. Byz. nennt eine Stadt *Πέμπτη* und einen *Νόμος Πεμπτίτης*, über deren Lage die Ausleger nichts anzugeben wissen. Die zweifelhaften koptischen Verzeichnisse identificiren einen Nomos Pemge, worin sie unter andern die Orte Pan-c o l e u s und Del-B a h anführen mit dem Oxyrynchites der Classiker in der Heptanomis, ohne dass bisher weder die Cultusstätte des Fisches Oxyrynchus noch der Name

Pemge sich hieroglyphisch hätte nachweisen lassen. Nun findet sich auf den hieroglyphischen Listen von Oberägypten an der 18. Stelle, d. h. an dem Ort, welcher der Reihenfolge nach wirklich in die Heptanomis fällt, ein Nomos Sep mit den Orten »Haus des Phoenix« Ha-bennu und »Grab des Osiris« Pen-clas-Osiri und der Unterabtheilung Bah, letzteres dem Del-Bah ersteres dem Pan-coleus der Kopten entsprechend. Diese Namensähnlichkeit in der entsprechenden Lage bestimmten Herrn Brugsch vorläufig Pemge gleich Sep zu setzen und die Bestätigungen blieben nicht aus. Auf einer Stele des Serapeum las er den heiligen Namen Sep neben dem demotischen Pemza, offenbar das Pemge der Kopten. Und dass dieser Gau der Oxynynchites der Griechen ist, in welchem der heute Takinas genannte Berg liegt, erhellt jetzt aus einer hieroglyphischen Stele, welche Takinas neben Pemge und den oben genannten Orten des Nomos Sep-Pemge anführt. Es ist dies das hieroglyphische Verzeichniss der Städte, welche eine am Berge Barkal gefundene Stele als Eroberungen Pianchi's aufführt, dessen Siegeszug aus dem Herzen Anthiopiens durch das ganze Nilthal hinab bis Memphis und weiter ging, ein Beweis, dass es damals den »Mohren« auch nach Palästina nicht zu weit war, wie dann II Chron. 15, 9 einen ähnlichen Zug eines Kuschiten gegen Assa, König von Juda erwähnt. Auf dem genannten Monument erscheinen hinter einander Pemag [doch wohl Pemge] und Tekanes auf dem Westufer, Habennu und Taiuti auf dem Ostufer. Taiuti ist das Todi, welches in den koptischen Lexicis als vicus nomi Pemge erscheint und Habennu ist jenes Haus des Phoenix der hieroglyphischen Listen.

So fest gewoben ist dieses antike Kartennetz, dass, obwohl lange Zeit richtungslos im Strome der Zeit dahintreibend zwei oder drei Anhaltspunkte (Pen-Klas, Bah, Habennu) genügen, um ihm sogleich seine Brauchbarkeit wieder zu geben. Also den Hut ab vor Herrn Harris, der diese Nomosbilder zuerst als solche erkannte, vor Herrn Brugsch, der sie reichhaltig commentirte, vor Herrn Dümichen, der sie uns im Original vorlegte, aber zweimal den Hut ab vor jenem Priestercollegium selbst, das diesen Rahmen erfand und damit heute auch in das Chaos der griechischen und koptischen Ueberlieferung Licht bringt und dissociata locis concordi pace ligavit.

Es würde zu weit führen, hier noch von den Nomosgöttern zu sprechen, welche Brugsch ausführlich behandelt, und von den Produkten, »welche ausgehen aus dem Auge der Sonne« (Inschr. bei Dümichen Mon. I. Pl. 35 l. 3.) Die harpyienförmigen Gestalten der Nomosgötter, jeder an besondern Attributen kenntlich, finden sich Düm. Mon. I. Pl. 77—84. Wie wesentlich die Stadtgötter für Wiedererkennung der alten Namen in den neuen sind, hört man ja selbst aus dem lateinischen Apollinopolis, Diospolis u. s. w. heraus.

Um die Statistik der Landesprodukte fruchtbar zu machen, bedarf es noch weiterer Studien über deren Namen. Gold bringt Nubien, das heute noch den ägyptischen Namen Nub dieses Metalles trägt, welcher schon unter Ramses II. vorkommt (Brugsch Inschr. III, pag. 69). Die Spuren alter Goldminen daselbst hat Linant-Bey nachgewiesen; die Stele von Kuban und eine altägyptische Karte in Turin beziehen sich ebenfalls darauf. Smaragd ist wohl unter dem Smer des nubischen Gaus (Brugsch a. a. O. I, 102) zu verstehen. Das An-hesmen bei El-Kab entspricht seinem Namen Natronthal heute noch durch die zahlreichen Krystalle, die seinen Boden bedecken. Rauchwerk aus Arabien (Düm. Mon. Text p. 38) und herzerfreuende Hölzer von ebenda (Leps. Denkm. IV. 24), Gerüche aus Canaan (Brugsch Inschr. I. 64) sind eben so verständlich als wenn es heisst, der Gau von Koptos bringe kostbare Steine vom Gebirg, auch Gold und Lapis lazuli (Düm. Mon. I. Pl. 44) und Antimon (a. a. O. 78, 5). Oestlich von Koptos öffnet sich nämlich das Felsenthal von Hamamat, wo Lepsius fünf bis sechs Steinbrüche von rothem Porphyr u. s. w. fand mit Inschriften schon aus dem alten Reich. Zugleich führten aber die Thäler, um diesen Gebirgsstock ans Meer nach Koseir einerseits und nach Berenice andererseits, und vermittelten den Verkehr mit Arabien und Indien. Aus Persien kommt bekanntlich der Lapis lazuli. Der Weihrauch, welchen die Fürsten Arabiens »unter dem Schrecken Pharao's sammeln«, nennt in Hamamat schon die Inschrift eines Beamten des Vorgängers von Amenemhe (altes Reich), welcher den Weg beschreibt, den er von Koptos nach Koseir einschlug, um nach Arabien überzusetzen (Leps. Denkm. II, 150. übersetzt von Chabas, Voyage d'un Egyptien p. 57). Das Schatzhaus des Rhampsinit in Medinet-Abu, an dessen zerstörten Wänden sich noch einige alte Ueberschriften des Fachwerkes, wie Kupfer, Lapis ? ? aus Palästina entziffern lassen (siehe Dümichens Monuments historiques), würde hier weitere Nachweisungen geben, wenn nicht alles Ruine wäre. Einen Papyrus aus Medinet-Abu, der das Ein- und Ausgeben eines solchen Schatzes registrirt, hat Chabas bekannt gemacht.

Was aber den vorliegenden geographischen Schatz betrifft, so ist er weit entfernt, ganz gehoben und ausgebeutet zu sein, namentlich was die Beischriften der Nomosfiguren betrifft.

Eine besonders eingehende und fruchtbare Studie über diese geographischen Inschriftlegenden des Tempels von Edfou veröffentlicht so eben Herr Jacques de Rougé in einer Reihe von Artikeln der Revue archéologique (1865 in den Nummern des Mai, September, November, 1866 November, 1867 Mai), deren letzter vom Mai dieses Jahres aber erst bis zum 10. oberägyptischen Nomos (Aphroditopolis) vorgerückt ist. Der Verfasser erklärt da die Inschriften, die eben erst durch Herrn Mariettes Reinigung jenes prächtigen Apollotempels unter dem Schmutz hervorgekommen sind.

Wenn Talleyrand die Diplomaten warnt, sich vor dem ersten Eindruck zu hüten und Plautus empfiehlt, man solle die Lügen warm serviren, so kommt das auf denselben, auch durch die Archäologie bestätigten Satz hinaus, wo immer die ersten Erklärungen eines neuen Fundes mit Vorsicht aufzunehmen sind. Hier aber glaube ich versichern zu können, dass dieses warme Gericht keine Lügenkost, sondern vortreffliche Nahrung bietet. Ist auch das Latein des jungen Herrn Verfassers etwas mangelhaft (asech er mäht, heisst ihm metitur; verbotene Dinge sind ihm vetata), so ist seine Lesung der Hieroglyphen um so besser; denn er ist im vollen Besitz der Errungenschaften seiner Vorgänger und unterstützt durch die seit Jahrzehnten angesammelten Collectaneen und Kenntnisse seines Vaters, des berühmten Vicomte de Rougé. Der Tempel von Edfou enthält nicht weniger als 27 geographische Listen, von denen die wichtigste aus der Zeit des Ptolemäus Philopator, welche dieser Arbeit zur Grundlage dient, bisher nur theilweise bekannt geworden war (durch Brugsch nach einer Copie von Dümichen ägyptische Zeitschrift, Juni 1864), was auch von zwei anderen zu gelten scheint, denn dass die in Paris photographisch publicirte identisch ist mit einer der zahlreichen in Dümichens Mon. vol. I kann ich nur vermuthen; Bruchstücke von einer dritten gab auch Brugsch in der ägyptischen Zeitschrift, Juli 1863. Schon aus der Ueberschrift ersieht man, dass diese Ptolemäerliste ausser den Namen der Gaue und ihrer Hauptstädte nebst den drei Unterabtheilungen, dem mer, uu und pehu auch die Osirisglieder (z. B. die Lippen im Latopolites), die Rangstufen der Priester, die Namen der heiligen Barken, Bäume und Schlangen, auch wie es scheint, die in jedem Gau verbotenen Dinge namhaft macht.

Hatte schon Lepsius dargethan, dass jenes mer den Hauptkanal bedeute und behauptet, dass bei allen drei Unterabtheilungen nicht an Städte gedacht werden dürfe, so stimmt ihm der Verf. in beidem bei. Jene Scheidung sei nur behufs der Abgaben gemacht, indem das mer, der Canal besonders Fische, das uu die Landschaft meistens Korn, das pehu die Lagunen Wasservögel und Wildpret an die Tempel in natura ablieferten. Hatte Lepsius aus guten philologischen Gründen das pehu als die Teiche voll Wasservögel gefasst, so beweist Herr de Rougé aus einer Zusammenstellung aller betreffenden Legenden, dass vom Uferland überhaupt die Rede ist, wo zwar in Lagunen und Mooren das Ueberschwemmungswasser stehen blieb, ein ergiebiges Jagdrevier, »duftend von Lotus« (pehu des Diospolites), wo aber auch Matten voll Kühe und Ochsen und Heerden von Kleinvieh (pehu des 9. Gaues) sich fanden. Einen Blick in die Administration, schon der XII. Dyn. giebt die Stele eines Beamten, Vorsteher des pehu des thinitischen Gau's, welchem zugleich die Aufsicht über die Canäle von dem sechsten (dem von Denderah) bis zum neunten anvertraut war. Ja ist es nicht als bekomme man ein förmliches Kataster zu Gesicht, wenn

neben einer Darstellung des Thot mit einem Buch in der Hand zu lesen ist: Ich gebe dir einen Band aus der Bibliothek deines Vaters. Der Anfang dieses Buches heisst neben jener Figur also: Ich schaffe die Gefilde Aegyptens, immer zu dauern vor Horus. Von Elephantine bis zu den Gränzen des Meeres sind es 12,700 Aah (ein noch unbekanntes Maass). Folgen ähnliche Maassbestimmungen. Denn: Aegypten ist das Auge des Osiris; der Nil ist seine Pupille, die zwei Gebirge von Ost und West seine Augenbraunen. Ferner: Der Nil kommt her von Kerti (bei den Katarakten) zu seiner Zeit, er hat bei Elephantine eine Höhe von 24 Ellen, drei Palmen in 24 Theilen. Es ist nichts weniger noch mehr. Wenn der Nil kommt, so bewässert er das Land und erfüllt das Auge des Osiris mit den Produkten, welche den Tisch des Horus bedecken, des Sohnes der Isis u. s. w.

Der Forscher, welcher dieses antike Kartennetz nun zu den 16 Karten legt, welche, jede speciell nach den Angaben Eines Schriftstellers: Herodot, Strabo, Plinius, Ptolemäus und den Kopten Herr Parthey in den Abhandlungen der Berliner Akademie veröffentlicht hat (1858), wird dankbar anerkennen, dass nun zur Orientirung in dem alten Land der Finsterniss ein bedeutender Schritt gethan worden ist.

Bern, im Juli. **J. Zündel.**

Titus Livius Römische Geschichte. Deutsch von Franz Dorotheus Gerlach, Professor an der Universität zu Basel. Siebenzehntes Bändchen 42—45. Buch. Schluss. Stuttgart. Hoffmann'sche Verlagsbuchhandlung. 1867. S. 779—1015 in 8.

Die früher erschienenen Bändchen dieser Uebersetzung des Livius sind in diesen Blättern mehrfach besprochen worden, zuletzt noch Jahrgang 1866. S. 224; um so mehr haben wir auch den Schluss des Ganzen mit diesem siebenzehnten Bändchen in der Kürze noch hier anzuzeigen. Dasselbe enthält den Rest der fünften Dekade vom zwei und vierzigsten Buche an, welches den Ausbruch des macedonischen Krieges uns vorführt; dessen Ende mit dem fünf und vierzigsten Buch, welches die Gefangennehmung des macedonischen Königs, den Triumph des Aemilius Paulus, die römische Organisation des Landes u. s. w. darstellt, gegeben ist. Der Charakter der Uebersetzung in diesem wie in den drei folgenden Büchern ist sich gleich geblieben, insofern der Sinn durchaus getreu und genau wiedergegeben ist, und zwar in einer fliessenden deutschen Sprache, die durchaus keinen Anstoss bietet und die Härten des Livianischen Sprachgebrauches, den manchmal schwierigen und gedrängten Periodenbau in dem gefälligen Fluss der Rede kaum erkennen lässt. Mehrfache Proben sind bei den frühe-

ren Besprechungen in diesen Blättern davon gegeben worden, ohne dass es nöthig wäre, nochmals weitere Proben, aus diesem Bande genommen, mitzutheilen. Auf die jedem Buche beigefügten Anmerkungen haben wir auch bei diesem Bande aufmerksam zu machen, zumal sie meist allgemeine Verhältnisse der Livianischen Geschichtschreibung besprechen oder die Quellen, aus welchen die Erzählung geflossen, in Betracht ziehen, oder endlich auch in die Behandlung des lateinischen Textes eingehen, da wo derselbe kritisch unsicher, verdorben oder lückenhaft ist, was bekanntlich gerade bei den fünf letzten Büchern des Livius, die uns nur durch Eine Handschrift überliefert sind, an nicht wenigen Stellen der Fall ist. Einzelne Lücken des Textes sind, so weit es der Zusammenhang erheischt, auch ausgefüllt mit der nothwendigen Ergänzung, die aber in eckige Klammern eingeschlossen ist. Wenn der Kritiker des Livianischen Textes darauf besondere Rücksicht zu nehmen hat, so wird der Forscher der römischen Geschichte überhaupt in diesen Anmerkungen Manches finden, was er bei der Beurtheilung römischer Staatsverhältnisse, zunächst der römischen Politik, sowie in Bezug auf die gesammte Lage des Staates wohl zu beachten hat. Wir unterlassen es, davon im Einzelnen Belege zu geben, aber eine allgemeine Bemerkung, zu welcher den Verf. die bekannte und vielbesprochene Stelle des 13. Cap. Buch XLIII veranlasst hat, welche hier also wiedergegeben ist:

»Ich weiss gar wohl, dass zufolge derselben Gleichgültigkeit, mit welcher man jetzt ganz allgemein glaubt, dass die Götter Nichts andeuten, weder irgend welche Wunderzeichen für den Staat angezeigt, noch in die Jahrbücher eingetragen wurden. Uebrigens wird mein Gemüth, wenn ich von alten Dingen schreibe, alterthümlich gestimmt, und ich empfinde eine gewisse Scheu, das für ungeeignet zu halten, in die Jahrbücher aufgenommen zu werden, was jene sehr verständigen Männer von Seiten des Staates glaubten beachten zu sollen« *),

wollen wir hier um so mehr berühren, als sie auf unsere Zeit besondere Anwendung finden mag. Unser Verf. leitet nämlich seine Besprechung dieser Stelle mit folgenden Worten ein:

»Hier spricht Livius in sehr bescheidener Form eine tiefe Wahrheit aus, dass man nämlich jede Zeit und jede Begebenheit in dem Sinne und dem Geiste darstellen soll, in welcher sie vollbracht war. Wenn also die damaligen Römer religiös waren und eine beständige Einwirkung der Gottheit auf die menschlichen An-

*) Der lateinische Text, den wir zur Vergleichung beisetzen, lautet: „Non sum nescius ab eâdem negligentia, quâ nihil deos portendere vulgo nunc credant, neque nuntiari nulla prodigia in publicum neque in annales referri. Caeterum et mihi vetustas res scribenti nescio quo pacto antiquus fit animus et quaedam religio tenet, quae illi prudentissimi viri publice suscipienda censuerint, ea pro indignis habere, quae in meos annales referam."

gelegenheiten annahmen, die sich durch Störungen in den Naturgesetzen kund that, so könnte doch nicht das Gegentheil behauptet werden. Wenn eine spätere Zeit diess für irrthümlich erkannte, so war diess eben eine verschiedene Auffassungsweise und Ueberzeugung, welche dieses Geschlecht beherrschte, das eben darum von andern Triebfedern bestimmt wurde. Wer nun diese geistigen Grundsätze unter einander wirft oder gar nach seiner Subjectivität rektificiren will, der sündigt eben gegen den Grundsatz der Geschichte, die Wahrheit, und gibt eigen irrige, verkehrte Ansichten über die Geschichte, welche den Zeiten, die er doch beschreiben will, ganz fremd sind. Das ist Entstellung, Fälschung, Unwahrheit, aber nicht Geschichte« u. s. w.

Nicht minder Beachtung werden die allgemeinen Betrachtungen finden, zu denen der Verfasser sich durch den Inhalt des fünf und vierzigsten Buches veranlasst sieht; namentlich die gerechte Würdigung des Verfahrens der Römer in der Behandlung des eroberten Landes, und die ganze von den Römern eingehaltene Politik. So heisst es unter andern S. 1005:

»Die neue Eintheilung von Makedonien (s. cap. 29) und die gegebene Verfassung, so sehr sie gelobt wird, zeigt doch offenbar eine gänzliche Verkennung der Eigenthümlichkeit des makedonischen Volkes, welches im Allgemeinen nichts weniger als republikanisch, sondern durchaus königlich und ein Militärstaat war. Auch die Verfolgungen der Männer, welche zu Perseus hinneigten und deren Wegschleppung nach Italien beweisen, dass die Staatskunst einer Republik noch viel argwöhnischer und schonungsloser sein kann als die monarchischer Staaten. Durch eben dieselbe hat auch das Schaukelsystem der Rhodier seine gerechte Bestrafung gefunden u. s. w. Wie sehr übrigens die ganze Weltlage durch die Besiegung der Makedonier verändert war, zeigt sich am deutlichsten in der kriechenden Demuth der asiatischen Könige, welche von nun an nur noch als Vasallen des römischen Volkes ihre Existenz fristeten.«

Was die eben erwähnte neue Eintheilung Makedoniens in vier getrennte Gemeinwesen betrifft, so hat sich der Verf. darüber noch einmal S. 1007 f. in einer Bemerkung zu cap. 28 oder vielmehr 29, welches über diese Organisation berichtet, des Näheren ausgelassen; er findet sie wohl im Interesse der römischen Politik begründet, aber darum noch nicht zweckmässig hinsichtlich der Zukunft. Aemilius Paulus legte bei den vier Bezirken, in welche Makedonien nun zerfiel, allerdings die Naturgränzen zu Grunde, indem er sie durch Ströme von einander schied, ohne zu bedenken, dass Ströme unpassende Schranken sind, da sie im Gegentheil zum gegenseitigen Verkehr einladen. »Gerade nun dieses Unterbrechen des Verkehrs und die Aufhebung aller verwandtschaftlichen Verbindungen, Verbot des Kaufs und der Veräusserung des Eigenthums, das Verbot

den Reichthum des Landes zu benutzen, das Untersagen des Bergbaus und des Schiffbaus musste den Lebensnerv der neuen Republiken durchschneiden und weil es die freie Bewegung hinderte, sie erst recht ihre staatliche Vernichtung fühlen lassen. — Was sollte ihnen eine Freiheit, die sie weder zur Vermehrung materiellen Wohlstandes, noch für ihre politische Consolidirung benutzen durften?« u. s. w. Als eine weitere Beigabe erscheint die Untersuchung über den Scipionenprocess S. 1010 ff., zum Theil wenigstens gegen eine unlängst im Hermes gegebene Ausführung gerichtet und bestimmt, das, was in diesem durch widersprechende Angaben der Alten verwickelten Process, als sicher und annehmbar sich herausstellt, zu ermitteln. Und hiernach würde allerdings feststehen, dass die Angriffe gegen die Scipionen, wie sie mit der von den Petiliern gestellten Forderung einer Rechenschaftsablage über die dreitausend von Antiochus abgelieferten Talente begannen, in das Jahr 187 fallen, und dass die Anklagen durch die Verurtheilung des Lucius Scipio erledigt wurden. Das Jahr darnach sammelt das römische Volk Beisteuer, weil die Verurtheilung ungerecht erschien.

The Odyssey of Homer edited with marginal reference, various readings, notes and appendices by Henry Hayman B. D. late fellow of St. John's College Oxford, Headmaster of the Cheltenham School etc. Vol. I. Books I to VI. (Mit dem Motto: τὴν Ὀδύσσειαν, καλὸν ἀνθρωπίνου βίου κάτοπτρον Alcidamas apud Aristotel. Rhet. III, 3, 4). London. David Nutt, 270 Strand. 1866. CIII. 208 und CL S. in gr. 8.

Indem wir diese neue, nach einem grösseren Maasstab angelegte Ausgabe der Odyssee, oder vielmehr deren ersten Band hier anzeigen, kann es nicht unsere Aufgabe sein, eine umfassende und ausführliche, in alle Einzelheiten eingehende Kritik dieses Werkes zu geben; wohl aber dürfte, da wir jene Aufgabe den streng philologischen Zeitschriften zu überlassen haben, es zweckdienlich erscheinen, deutschen Lesern einen kurzen Bericht über Inhalt und Bestand, so wie über die Tendenz dieser Ausgabe zu geben und ihnen dadurch ein Urtheil über diese neue Erscheinung möglich zu machen, welche sich den über Homer in der letzten Zeit in England angestellten Forschungen und Uebersetzungen, welche zum Theil von den ersten Staatsmännern dieses Landes (Gladstone, Derby u. A.) ausgegangen sind, anreiht und insbesondere auch das, was für die homerischen Gedichte in Deutschland geleistet worden ist, zu beachten und zu benutzen bedacht ist.

Dem Texte der Odyssee vorangeht eine Preface, welche (Part.

I. General Views) zuerst in eine Erörterung über Entstehung und Beschaffenheit der homerischen Gedichte eingeht und des Verfassers Ansichten über diesen Punkt darlegt. Dass diese in keiner Weise an die Wolf-Lachmann'schen Ansichten sich anschliessen, wird man wohl schon im Voraus denken, da in England diese Ansichten durchaus nicht den Eingang und die Verbreitung gefunden haben, die ihnen auf deutschem Boden zu Theil geworden ist. Der Verfasser, welcher die Entstehung der homerischen Gedichte um 1100 —1000 v. Chr. ansetzt und ihre mündliche Fortpflanzung bis 700 —600 n. Chr. fortführt, tritt vielmehr als ein strenger Vertreter der Einheit der homerischen Gedichte auf, und sucht dieselbe durch äussere wie innere Gründe in jeder Hinsicht darzuthun, manchmal freilich auch in einer Weise, die selbst bei den Vertretern dieser Einheit in Deutschland kaum Eingang finden würde.

Part. II. des Vorworts (p. LVIII ff.) bespricht die Herausgeber und Erklärer des Homer im Alterthum; die Aufzählung im Einzelnen beginnt mit Zenodotus, den der Verf. als den eigentlichen Gründer der Alexandrinischen Schule von Kritikern betrachtet; sie schliesst mit Tzetzes und Eustathius. Dann folgt Part. III, ein Verzeichniss der Handschriften von der Odyssee mit deren Scholien, eine verdienstliche Arbeit, bei der es dem Verf. in Folge seiner von allen Orten her eingezogenen Erkundigungen möglich geworden ist, alle einzelnen, bis jetzt irgend wie bekannt gewordenen Handschriften der Odyssee zu verzeichnen, und bald mehr bald minder ausführliche Nachrichten über dieselben mitzutheilen. (Bekanntlich hat unlängst J. La Roche eine ähnliche Zusammenstellung homerischer Handschriften zu geben gesucht; s. die homerische Texteskritik S. 433 ff. insbesondere p. 479 ff. zur Odyssee). Von der im Britischen Museum befindlichen Harlejanischen Pergamenthandschrift des dreizehnten Jahrhunderts Nr. 5674 ist ein Facsimile als Probe beigefügt, eben so von einer Bodlejanischen zu Oxford befindlichen Handschrift des eilften Jahrhunderts, welche blos die Scholien enthält. Dann folgt Part. IV: the present edition p. XCII ff., es kommt hier eben so der Text, wie die beigefügte Erklärung, also die ganze Behandlung in Betracht; von dem Text heisst es, er sei basirt auf die Ausgaben von Becker, Bonn 1858, von Dindorf zu Leipzig 1852, von Fäsi Leipzig 1849, von Löwe 1828, von Ernesti Leipzig 1824, von Wolf Leipzig 1807, die Oxforder Ausgabe von 1800, die von Barnes zu Cambridge. (In dieser Reihenfolge werden diese Ausgaben genannt; Dindorf's vierte Ausgabe vom Jahr 1855 (Ilias) und 1856 (Odyssee) scheint der Verf. eben so wenig zu kennen, wie die Ausgabe der Odyssee von Ameis und Anderes der Art); die Oxforder Ausgabe Dindorf's mit den gesammelten Scholien zur Odyssee, heisst es dann weiter, ferner Eustathius und der Commentar von Nitzsch seien beständig vorgelegen, sowohl bei Feststellung des Textes wie bei Abfassung der

Noten; aus der Oxforder Ausgabe von 1800, welche Porson's Vergleichung des Harlejanischen Codex 5674 mit Ernesti's Text von 1760 enthalte, seien die am Rande bemerkten Varianten meistens ertnommen. Neue handschriftliche Hülfsquellen standen nicht zu Gebote; es erschien diess auch dem Herausgeber als Etwas, dem nächsten Zweck seiner Ausgabe schon ferner liegendes: dieser Zweck aber lief darauf hinaus, den Studirenden einen Text zu geben, der auf die Ergebnisse der besten (the mostadvanced) Collationen gestützt, so weit als nur möglich die Unvollkommenheiten und Mängel irgend einer Handschrift beseitigen würde; der Herausgeber scheint weiter gehende Bemühungen lieber Andern überlassen zu wollen, und hat sich über seine Behandlung des Textes nicht weiter erklärt, auch über die Grundsätze, nach welchen bei Feststellung des Textes verfahren worden, gibt er nichts weiter an: er scheint sich selbst nicht völlig klar über diesen Punkt gewesen zu sein, zumal die Sorge für die Erklärung des Textes, was er als seine Hauptaufgabe betrachtete, seine ganz Thätigkeit in Anspruch nahm, so wenig auch eigentlich Beides von einander zu trennen ist, und eine gute Erklärung eines Schriftstellers sich eben auf einen guten d. h. richtigen Text, der kritisch nach sicheren Grundsätzen festgestellt ist, stützen muss. Nur an zwei Stellen in diesen sechs Büchern hat der Verf. eine Conjectur von sich in den Text gesetzt, nämlich III, 33, wo er als richtige Schreibung ansieht: *χρέα ὤπτων τἆλλα τ' ἔπειρον*, während Ameis nach Bekker gibt *κρέατ ὤπτων ἄλλα τ' ἔπειρον*, und *κρέατα*, die einen Fleischstücke, *ἄλλα τε* und andere ganz befriedigend erklärt, so dass die hier vorgeschlagene Aenderung weder nothwendig noch richtig erscheint. Die andere Stelle ist IV, 665, wo Wolf's *ἐκ τόσσων δ' ἀέκητι* verworfen und *ἐκ δὲ τόσων ἀέκητι* gesetzt wird. Auch hier wird man mit Bekker und Ameis lieber *ἐκ δὲ τοσσῶνδ' ἀέκητι* u. s. w. schreiben, und der von Ameis gegebenen Erklärung gern folgen. Doch wir brechen ab, da das über die Texteskritik dieser neuen Ausgabe Bemerkte genügen wird, um denjenigen, die mit der die Texteskritik des Homer betreffenden Forschung der beiden letzten Decennien näher bekannt sind, ein Urtheil über das hier Geleistete möglich zu machen.

Was nun die weitere Ausstattung des Textes betrifft, so geht jedem Buch ein (englisches) Inhaltsverzeichniss oder Summary voraus; an dem Rande des Textes sind die betreffenden Parallelstellen aus den Gedichten des Homers, der Ilias wie der Odyssee, mit kleiner Schrift angegeben, dann unter dem Text zuerst die Lesarten mit dem Digamma, und in einer andern Rubrik die Zusammenstellung der bedeutenderen Abweichungen des Textes in den benutzten Ausgaben; darunter stehen dann in doppelten Columnen die erklärenden Anmerkungen, die sich über Sprachliches und Sachliches, über den Zusammenhang und Anderes, was zum vollen Ver-

ständniss nöthig ist, verbreiten. Auf diesen Theil der Arbeit hat der Herausgeber besondere Sorgfalt verwendet, und wird dieselbe auch englischen Studirenden wohl förderlich bei der Lectüre der Odyssee sein können, zumal der Verf. im Ganzen mit der deutschen gelehrten Forschung bekannt, von dieser vielfach Gebrauch gemacht hat, zur richtigen Auffassung einzelner Worte, wie ganzer Verse; dass überhaupt der Verf. in der Art und Weise seiner Erklärung und in der Fassung seiner Anmerkungen, insbesondere sein englisches Publikum berücksichtigt hat, wird aus manchen seiner Bemerkungen ersichtlich. Die Bearbeitung der Odyssee von Ameis, die in ihrer neuesten dritten Auflage gewiss zu dem gehört, was deutschen Studirenden, welche gründlich die Odyssee studiren wollen, vorzugsweise zu empfehlen ist, scheint der Verfasser nicht gekannt, und daher auch nicht benutzt zu haben. Zu der Erklärung gehören weiter noch die auf den Abdruck des Textes folgenden und besonders paginirten Appendices, in welchen einzelne Punkte, die eine umfassendere Behandlung erfordern, als sie in den Noten gegeben werden konnte, behandelt werden, also eine Art von Excursen sprachlich-grammatischen, wie mythologisch-geographischen und andern Inhalts. So enthält Appendix A. unter zwei und zwanzig Nummern die Erklärung einzelner Worte, die bei Homer vorkommen, wie *ἔννεπε*, oder wie *βουλή*, *ἀγορή*, *πεσσοί*, *κρητήρ*, wobei auch andere auf Gefässe bezüglichen Ausdrücke erläutert werden, *ἀνόπαια* u. dgl. m., mitten darunter (Nr. 9) ist auch eine längere Besprechung über den Gebrauch der Modi bei Homer. Auch Appendix B. ist sprachlicher Art über den Gebrauch von *ἅλς*, *θάλασσα*, *πέλαγος*, *πόντος* bei Homer. Appendix C ist mythologisch und behandelt einige in dieses Gebiet einschlägige Fragen, wie z. B. über die der Sonne geweiheten Schafe, über Hermes, die Tritogeneia, Proteus u. s. w. Appendix C. behandelt in fünfzehn Nummern geographische Gegenstände, wie *Αἰθίοπες*, Ogygia, Sparta, Pylus u. s. w., auch die Styx, wobei uns auffällt, dass von den neuesten Forschungen und Beschreibungen dieser Lokalität kein Gebrauch gemacht ist, und nur auf Leake verwiesen ist. Appendix E, sehr umfassend, behandelt in siebenzig enggedruckten Seiten »the leading characters« und zwar in Bezug auf die Ilias wie die Odyssee. Die Hauptpersönlichkeiten beider Gedichte werden hier nach einander vorgeführt, und zunächst auch vom ethischen Standpunkt aus einer näheren Betrachtung und Würdigung unterzogen. Odysseus, Penelope, Telemachus, Pallas Athene (ausführlich, kürzer dann) Aegisthus, Antinous, Eurymachus, Menelaus, (dieser ausführlich) und Helena. Appendix F, der von S. CVI bis CLII reicht, bespricht in dem einen Theil das homerische Schiff und dessen Bau, im andern den homerischen Pallast mit beigefügtem Plan, in ausführlicher Weise und in die einzelnen Bestandtheile des Hauses näher eingehend, auch mit Bezug auf die Erörterungen

von Rumpf über diesen Gegenstand, der allerdings Manches Beachtenswerthe bietet.

Wir haben nur kurz den Gegenstand dieser in die Appendices verlegten Untersuchungen angegeben, in welchen sich immerhin Manches findet, was auch für deutsche Leser Beachtung verdienen kann, während dem die ästhetisch-moralischen Betrachtungen in der App. E insbesondere auf englische Leser berechnet erscheinen, welche auf die Behandlung derartiger Gegenstände, die vielleicht bei uns etwas unterschätzt werden, mehr Werth legen. Die äussere Ausstattung des Ganzen, das auf drei Bände berechnet ist, indem der Verfasser die noch übrigen Gesänge in Folge der grösseren Ausführlichkeit der Erklärungen in diesem Bande, in zwei Bände zu bringen hofft, ist eine vorzügliche zu nennen; es fehlt auch nicht an einigen artistischen Beigaben von Münzen u. dgl., ein schönes Bild der Pallas nach einer Preisvase ist S. XLI der Appendd. beigefügt.

Beiträge zur Geschichte der ehemaligen Benedictiner-Abtei Alpirsbach von C. B. A. Fickler. Mannheim. Buchdruckerei von Heinrich Hogrefe. 1866.

Die kleine Schrift bringt allerdings einen recht werthvollen Beitrag zur vaterländischen Geschichte und verdient daher alle Beachtung. Ihr Gegenstand ist eine Stiftung aus dem Ende des eilften Jahrhunderts, ausgegangen von dem Hause der Grafen von Zollern; dieselbe ist auch bald zu einer gewissen Bedeutung gelangt, und hat auch nach der Reformation noch eine gewisse Selbstständigkeit bewahrt, die erst mit diesem Jahrhundert ihr völliges Ende erreicht hat. Der Verfasser führt uns die Geschichte dieser Abtei an der Hand der Urkunden vor und zeichnet damit auch die wechselvollen Schicksale, von denen sie im Laufe der Zeiten betroffen wird; er giebt dann noch nähere Nachricht über den jetzigen Ort Aspirsbach, dessen erste Anlage mit der des Klosters zusammenhängt und verbindet damit eine nähere Beschreibung der noch vorhandenen Gebäulichkeiten des Klosters und seiner Kirche, welche in mehr als einer Hinsicht gesehen zu werden verdient, da der Bau in einigen noch vorhandenen Theilen bis in das zwölfte Jahrhundert zurückgeht, während Anderes dem fünfzehnten Jahrhundert angehört, das Ganze aber gewiss einer näheren Betrachtung würdig erscheint.

Nr. 34. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

J. J. Ampère, L'Empire romain à Rome. Tome premier et second. Paris 1867.

Der seit einigen Jahren verstorbene, berühmte französische Geschichtschreiber über Rom, J. J. Ampère, ist am bekanntesten durch seine *Histoire romaine à Rome*, die im Jahr 1862 in vier Bänden herausgekommen ist.*)

Es ist eine Huldigung an das Andenken, dass wir dieser Gelegenheit, über dieses Werk etwas Weniges nachzuholen, uns nicht entziehen. Den Stoff desselben, die römische Geschichte von Romulus bis zum Tode Cato's in Afrika hat der Verfasser durch einige Studien über das ursprüngliche Rom *(la Rome primitive)* eingeleitet. Boden und Bodenbeschaffenheit, Clima und Urbewohner, dichterische Traditionen über Rom, die Sabiner und Etrusker in Rom vor Romulus sind die Gegenstände seiner Betrachtung. *Je remonterai,* leitet er sie ein, *encore plus haut, quand on devrait m'accuser de ne pas m'arrêter au déluge; il plaît à mon imagination, qui s'appuie sur les résultats de la science, d'apercevoir, à travers la distance des âges, la formation du sol célèbre* ...... Das Capitel ist eine geologische Beschreibung, zur Illustrirung des Verses: *Tantae molis erat Romanam condere* — nicht *gentem*, sondern: *terram!* Wahrscheinlich soll das aber keine Emendation der berühmten Dichterstelle sein, sondern nur ein Beweis ihrer Verwendbarkeit im Dienste der Wissenschaft.**) Es heisst sehr gründlich zu Werke gehen, zu untersuchen, woher das Material komme, woraus Rom seine stolzen Paläste in späterer Zeit entstehen sah, der Tuff, Puzzolan, Travertin etc.

Nach diesem Capitel, welches die monumentale Geschichte Roms anticipiren sollte, geht der Verf. zu dem der Entstehung Rom's zunächst vorhergehenden Zeitalter über, welches die äussere Erscheinung beschreibt, ein physikalisch-geographisches Capitel, wiedergegeben, wie es sich der Einbildungskraft seines Malers vorgestellt hatte. Der Aventin, mit seinen Lorbeerbüschen, der Palatin mit seinen Matten, die Eichenwälder des Cölius, und Gehölz auf dem Esquilin, die Weiden des Viminal sind die Bestandtheile des landschaftlichen Bildes jener Urzeit. Wer zählt die Zahl der Veränderungen, denen dasselbe durch Flüsse und Seen bis zu der

*) Er starb in der Nacht vom 26 auf den 27. März des Jahres 1864.

**) Es gibt von Pentland eine *Geology of Rome.* (Vgl. den *Guide of Rome* von Murray).

Zeit unterworfen gewesen war, wo die Geschichte sich dieses Gebiet als Schauplatz aneignete. *Les spectateurs manquèrent aux premiers actes de ce drame qui se jouait obscurément loin du monde grec, dans un coin reculé du Latium, entre les montagnes et la mer. Mais le jour arriva où ce coin du monde en devint le centre, où le drame, en se continuant, commanda l'attention universelle et força tous les peuples à le regarder et à y prendre part.*

Eine gründliche Untersuchung widmet der Verfasser der *Malaria,* von der er glaublich macht, dass sie schon den Bemühungen des Augustus, die Gesundheit der Stadt zu befördern, getrotzt habe, Aus dem, was er Alles darüber (aus Nibby, Brocchi etc.) beibringt, scheint hervorzugehen, dass sie in einer bestimmten Höhe eine Luftregion bildet, die sich über der Stadt hält, zuweilen belästigender, zuweilen weniger empfindbar.*)

Si l'on cherche ailleurs l'influence qu'exerça sur cette destinée la situation où furent placés ses commencements, on se trompera.

*Cette situation, de toute manière, était mauvaise, mais l'obstacle fut l'aiguillon. Ainsi seulement on peut trouver une intention de la Providence dans le choix du lieu préparé pour être le berceau du peuple romain. Ce berceau fut dur et pauvre comme celui de Romulus est comme lui envahi par les eaux. C'est en ce sens qu'on peut dire avec Tite-Live: Non sine consilio ad incrementum urbis natum unice locum: lieu formé providentiellement pour l'agrandissement de Rome.***)

Betrachtet der Verfasser bis jetzt den Boden, vor der Zeit des Menschen, der ihn bewohnen sollte, so macht er im vierten Capitel seinen Leser mit den Urbewohnern der beschriebenen Landschaft (Siculern, Ligurern) bekannt. Alle bisherige Beschreibung berührte sich mit der Aufgabe der Geologen, *qui, avec quelques débris, recomposent une création évanouie.* Nunmehr tritt der Verfasser von sich aus seine Aufgabe an, zunächst als Entzifferer von Legenden, die noch Romulus vorher gehen. Er adoptirt für sie den Ausdruck: Dämmernde Geschichte *(l'histoire crépusculaire)*, und sieht sich für seine Consultationen an die Inspirationen der Philosophen und Dichter gewiesen. Er hält die Siculer für die ersten Bewohner (S. 89), denen er die Ligurer folgen lässt, einen Theil der grossen iberischen Race, welche längst Spanien und Südgallien besass. Hier sind sie der keltischen Race vorhergegangen. In den Basken findet er die Reste jener Iberer wieder. S. 97. Die italienischen Iberer (Ligurer) und die Basker hält er für Brüder; die ligurische Sprache war baskisch: *Différents noms de lieu dans la*

---

*) Es ergibt sich aus Allem, dass nicht die Sümpfe, nicht die Abwesenheit des Baumwuchses, nicht die Feuchtigkeit, nicht die Menschenleere die Ursache der Malaria sind. Er folgert aus dem Umstande, dass das Ghetto eines von den Quartieren der Stadt ist, wo sie sich am schwächsten zeigt, dass sie mit der Zunahme der Bevölkerung nachlasse.

**) Liv. V, 54.

Ligurie ont une racine qui se retrouve dans le basque, le nom même de la nation est basque. Der Schluss daraus ist: *on a parlé basque ou à peu près, à Rome.* Man wird dieses Faktum sonderbar finden. *Mais,* beschwichtigt der Verfasser, *Rome est la ville où l'on rencontre tout et où il ne faut s'étonner de rien.* S. 99.

Am Faden der Humboldt'schen Untersuchungen*) verfolgt er die Spuren der Ligurer; er erklärt den Namen Esquilinus aus *Esk* (Basken) und *ilia* (Stadt) = Wohnort der Ligurer; *Argiletum* ist ein ligarisches Wort, u. s. w. Von den Ortsnamen wendet er sich zu den sprachlichen Spuren, welche die Ligurer im Latein zurückliessen. *Car un peuple ne passe jamais par un pays sans déposer quelques mots dans la langue de ce pays, comme un voyageur laisse, en partant, un souvenir à ceux qui l'ont reçu.* Die Frage, ob es lateinische Worte ligurischen (iberischen) Ursprungs gebe, und ob man Analoga im Baskischen vorfinde, beantwortet er mit einer Reihe frappanter Resultate. S. 105.

Die Aborigines und die Pelasger hält er für zwei verschiedene Racen, die aber später und jünger als Ligurer sind. Den Aboriginern gibt er einen sabinischen Ursprung (S. 111); die Pelasger sind die Hellenen der Vorzeit. Er weist die etymologische Verflüchtigung des Namens Aborigines ab, und behauptet das ehemalige Vorhandensein dieser Völkerschaft in der Gegend von Reate, und in der Zeit vor den Pelasgern. Sie haben die Siculer und die Ligurer vom Septimontium vertrieben. Sie, die Aborigines erkennt er in den Sacrani bei Dionysius von Halicarnass.**) An *Ver sacrum* knüpft er den Anlass, welcher zu einer Verbindung der Pelasger mit den Aborigines führte.

Der Spuren der Pelasger findet er viele in Ortsnamen (Velabrum, Velia, Roma etc.). Es gab nach ihm eine *Roma quadrata,* aber von geringerem Umfange, schon vor der Romuluschen S. 118. Die pelasgische *Roma quadrata* befand sich auf der Westseite des Palatin, sie bezeichnete Rom in seinem embryohaften Zustande, um mich eines Ausdrucks des Verfassers zu bedienen. S. 121.

Es würde zu weit führen, dem Verfasser in alle Details zu folgen, und mit ihm die pelasgischen Spuren zu revidiren, wie er das im sechsten Capitel unternimmt. Eine Spur der Pelasger findet er noch heute vor in dem Glauben der Römer an den bösen Blick. S. 149.

Il n'est pas étonnant que la puissance de nuire par le regard ait été attribuée à cette race qu'on disait maudite. Peut-être les Pélasges eux-mêmes ont-ils adopté et propagé une croyance qui les rendait formidables.

Kurz, *ainsi, à Rome le passé le plus lointain touche au présent,*

---

*) Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens, vermittelst der Vaskischen Sprache.

**) Dionys. I, 16.

ce qui a vécu trente siècle vit encore, une superstition populaire qu'on peut rencontrer chaque jour dans les rues et même dans les salons de Rome est plus ancienne que Rome elle-même.

Immer heller steigt der Morgen herauf; aber deutlich sehen kann man immer noch nicht. Sagen, deren Bedeutung den Verfasser, S. 152 ff., beschäftigt, umgeben die ersten Ansiedlungen auf dem Palatinus (Evander), dem Aventinus (Kakos), dem Capitolinus (Herkules). Er nennt sie die hypothetische Geschichte, welche mit den Pelasgern schliesst, und der Platz gehört nunmehr der Fabel, deren Hauptvertreter Virgil ist. Er eröffnet die Behandlung der troischen Fabel mit dem ersten Zweifel, dass Aeneas nach Italien gekommen sei, obwohl diese Meinung dem Stolz der vornehmen römischen Familien ehemals so sehr schmeichelte, besonders dem Stolze Cäsar's, der sich derselben bediente, *pour établir la tyrannie par la légitimité.* S. 187. Er weist nach, dass eine derartige Sage der Stütze in der alten griechischen Poesie entbehre, die durch Homer selbst dem Aeneas ewige Herrschaft über die Trojaner geweissagt habe (Il. XX, 307). Est die spätere griechische Poesie (Stesichoros) lässt den Aeneas nach Italien fahren. Die Geschichtschreibung (Kallias, Timäos) hat freilich dieser Phantasie den Schein des Rechtes gegeben. Ampère erklärt die Tradition aus der Vermengung gewisser gleichlautender Namen (z. B. Anna Perenna und Anna, der Schwester Dido's).

Wenn man versicherte *qu'Enée avait rapporté de Troie, avec la statue de la Pallas grecque qu'on appela le Palladium, les Penates, dieux du foyer romain,* so erkennt man darin nichts weiter, als den Anspruch, der Träger der Cultur von Anfang gewesen zu sein.

Das Capitel zeichnet sich durch ein geschicktes Zurückübersetzen der condensirten Sage in die lebendige Sprache der Eindrücke durch Natur und Gegend, die der Einwanderer (Aeneas ist als ein X zu betrachten) durch den Einwohner sich erklären liess.

Dans notre laborieuse exploration d'une époque ténébreuse et à peu près inconnue — der Verfasser hat das Gefühl davon, wir erzeigen ihm dafür unsere Anerkennung durch das Lob der Ausdauer — *nous avons eu la fortune de rencontrer sur notre chemin la poésie de Virgile.* Aber vom neunten Kapitel ab, weder mehr *histoire crépusculaire,* noch *histoire hypothétique* — *Nous allons revenir aux tâtonnements de l'histoire conjecturale; il faut nous y résigner pour achever cette préface aventureuse, mais je ne crois pas imaginaire, des annales romaines.*

Der Verf. befindet sich unmittelbar vor Romulus. Mit den Pelasgern sehen wir sich die Sabiner, deren Gebiet bis nach Rom reichte, vereinigen, eine Vereiuigung, deren Resultat nicht weniger wichtig befunden werden kann, als die etruskische Niederlassung auf dem Capitolinus. Begreiflich, wie beide Racen, als Rom entstand, etwas Fertiges mitbrachten. Uebrigens gab es neun Rome

vor dem definitiven Rom. Der Verfasser zählt ihre Namen auf (S. 262).

Den Rest des Bandes bilden die Könige Romulus, S. 264 ff., Numa, S. 353 ff. und Tullus Hostilius, S. 442 ff. Eingeschoben ist ein historischer Gang in das sabinische Rom zur Zeit des Numa (S. 391 ff.)

Wir übergehen dieses, und ebenso überblicken wir flüchtig die folgenden Bände, wovon der zweite die späteren Könige Ancus, Tarquinius I., Servius Tullius, und den zweiten Tarquinius enthält. Eingeschoben ist eine Untersuchung des Einflusses der Etrusker auf Rom *(La Rome étrusque)*, ein in antiquarischer Hinsicht sehr lehrreiches Capitel. Das Uebergewicht Rom's über die Nachbarstädte, welches sich unter Servius unleugbar behauptete, erklärt der Verfasser aus der Racenvermischung, welche das Wesen der römischen Bevölkerung bildete. *C'est même, je crois, la seule explication qu'on puisse donner de la supériorité de Rome sur les villes voisines, qui lui étaient pareilles dans les commencements. Elle leur devint supérieure, parceque, au lieu d'être comme elles une seule ville, elle fut plusieurs villes.* S. 116.

Wir sollten uns bei der Servianischen Gesetzgebung aufhalten, welche die Bestimmung hatte, das aristokratische (sabinische) Element und das plebeische (latinische) zu amalgamiren, wir sollten die Localtribus, die Classen, das Censusprincip, das Eigenthum als Grundlage und Massstab der politischen Bedeutung, erörtern. Aber es genüge, auf den Eingang des achtzehnten Capitels hiedurch aufmerksam gemacht zu haben. S. 117.

Den ferneren Inhalt des zweiten Bandes zeigen wir durch die Ueberschriften an: Befreiungskrieg, politische Orte in Rom, Anfang der Republik *(de la liberté)*, Cincinnatus, die Decemvirn, erste auswärtige Kriege (Einnahme von Veji), die Gallier.

Von den Galliern wurde Rom durch seine Malaria befreiet. S. 551.

Der dritte Band setzt die Kriegsgeschichte fort, und zugleich die Geschichte der Republik.

Die Samniterkriege, und Pyrrhus sind der Gegenstand des siebenten Capitel, S. 1 ff. Die punischen Kriege folgen im achten Capitel, S. 59 ff. Mit dem neunten, worin der Verfasser den Verlauf der Kriege in Griechenland und im Orient erzählt, schliesst die erste Hälfte des Bandes.

Die andere beschäftigt sich mit Griechenland in Rom, d. h. mit der griechischen Kunst; eigentlich sind diese Capitel Excurse, denn sie könnten separirt existiren. Sie sind eine Vorbereitung auf das letzte Capitel im Bande, das sie natürlich mit unfehlbarer Competenz erläutern, auf das Capitel *Spoliations et collections*, ein grosses Register von Raub und Plünderung griechischer Denkmäler in allen den Gegenden, wohin griechische Cultur gedrungen war. Hierbei drängt sich der Betrachtung der Gedanke an den Gegen-

satz zwischen dem erbauenden und dem zerstörenden Volke auf, dem Volke, das die Bestimmung hatte nur politisch als Nation, als Culturprincip aber universell der Geschichte der Nachwelt zu präsidiren, und dem Römervolke, das darauf ausging, sich politisch auszudehnen. und diese Cultur sich zu verbinden. Griechische Kunstwerke gab es überall. *Quand on ressuscite Rome par la pensée, il faut distribuer tous ces chefs-d'oeuvre dans la cité qu'ils remplissaient, dans les temples, les portiques, les maisons, où nous les avons replacés, alors on a le spectacle complet de la Grèce à Rome, et par ce spectacle on acquiert le sentiment de ce que Rome, en tout genre, a reçu de la Grèce.* S. 619.

Die hier begonnene Erörterung wirkt noch in den ersten beiden Capiteln auf den vierten Band herüber. Natürlich, man wird fragen, was die Römer selbst in der Kunst geleistet haben? Die Antwort gibt das dreizehnte Capitel, S. 1 ff. Wieder treffen wir mit dem Resultate lehrreichen Eindringens in die Alterthümer, ein Capitel gleich hier: *Les Tombeaux romains,* S. 137 ff. Dort wird zuerst der Vorläuferschaft der etrurischen Kunst, dann der griechischen selbst nach der Zeit ihrer Einführung und der Vertretung in Monumenten gedacht, recht ein Capitel für den Verf., der den Monumenten einen so hohen Rang bei der Geschichtschreibung einräumt (vgl. S. 260). Die Circi, Theater, Amphitheater, Triumphbogen und Basiliken werden besprochen, dann S. 109 die Vasenbilder *(graphiti)*, ferner die Malerei, S. 111, zuletzt das Mosaïk, ein Complement derselben, S. 128 ff.

Hier, in dem Capitel von den römischen Gräbern wird das Grab in seinen verschiedenen Epochen betrachtet, von der primitiven Form des *Tumulus* angefangen, wovon es aber keine Beispiele gibt. Der nächste Schritt war die Pyramide (nach Art der egyptischen, z. B. die Pyramide des Cestius aus der Zeit Cäsar's). Die letzte Form des Grabhügel war das Mausoleum, eine nach dem Könige von Carien Mausolos gebildete Bezeichnung, vorhanden in Monumenten des Augustus und Hadrian.

Die Todtenkammern in den Gräbern an der appischen Strasse waren Nachahmungen der Kammern, welche man früher in den natürlichen oder künstlichen Hügel grub. Endlich, als die Zahl der Nischen und Urnen sich immer vermehrte, entstand das Columbarium. Die Bauart der römischen Gräber war ursprünglich etruskisch, S. 143, und vergegenwärtigte mehr die Idee der Wohnung nach dem Tode. S. 149. Hieran knüpft der Verfasser eine Betrachtung über Grabreliefs, und eine Erklärung der typischen Bilder, die sich nicht blos mit der Mythologie, sondern auch mit der Geschichte der Mysterien sehr nahe berühren. Zum Schlusse kommt er noch darauf zurück, anlässlich der Vasenbilder von Palästina. Man findet darauf kleine Figuren, das Messer in der einen, einen Körper in der anderen Hand, der nicht ein Leichnam ist. *Elle consistait peut-être à paraître vouloir mettre à mort l'initié pour*

éprouver son courage; mais cela même est bien douteux, et le voile qui entourait l'admission aux mystères ne saurait être soulevé par l'étude des sarcophages romains.

Sie enthalten unbestreitbar Anspielungen auf die Mysterien und enthüllen den Sinn der meisten darauf bezüglichen Symbole.

Steigen wir zur Oberwelt der Geschichte wieder hinauf.

Der Verfasser ist mit dem fünftzehnten Capitel, d. h. S. 259, zum Anfange des sechsten Jahrhunderts Rom's gelangt. Es ist überschrieben: *Caton et les Gracques.* Er gruppirt die römische Geschichte schon jetzt um gewisse Persönlichkeiten. Ganz recht! Die Gracchen imprägniren die Zeit mit dem Streben nach einer Umwandlung der Gesellschaft zu Gunsten der Selbstständigkeit der weniger vermögenden Classen. Die Gracchen stehen auf der Grenze zwischen einer alten Anschauung, und einem neuen Geist. Seit Marius lag Rom im Todeskampfe, es handelte sich um die Freiheit der Verfassung. In Cäsar ging sie unter.

Avant que cette agonie ait commencé à Marius pour finir à César, deux types se présentent: — l'un, des hommes qui embrassent le passé sans pouvoir le ranimer: c'est Caton le Censeur; — l'autre, de ceux qui s'efforcent, hélas! en vain de fonder l'avenir: ce sont les Gracques. S. 261. So leitet der Verfasser seine Schilderung Cato's ein, des alten Censor's, der die Zerstörung Carthago's wollte, eines stolzen, und ebenso kurzsichtigen Staatsmannes: *L'énergie de Caton,* so schliesst der Verfasser, *était dirigée tout entière vers la résurrection d'un état de choses qui n'était plus et ne pouvait renaître.*

Die Nothwendigkeit einer Erscheinung, wie das Brüderpaar der Gracchen erklärt er aus dem Bedürfniss neuer Elemente in der alten Ordnung, um ihr neues Leben zu geben. S. 272 ff.

War Cato ein Sabiner, so findet er, Gracchus ist ein Aequer: *Peut-être est-ce à la suite du triomphe obtenu au milieu du cinquième, à l'occasion d'une victoire définitive sur les Aeques par un Sempronius que les Gracchi, venus à Rome, furent incorporés dans la gens Sempronia.* Der hier angedeutete Triumph über die Aequer war der des P. Sempronius Sophus (450). Der erste Gracchus, dessen die römische Geschichte gedenkt, war Consul 516. Gracchen und Scipionen gehen einander zur Seite, aber sie sind völlig verschieden durch die Gesinnung, S. 279. Die Scipionen ausgezeichnet durch ihren Patricierstolz, die Gracchen durch ihre Liebe zur Sache der Demokratie. *Et c'est aux Gracques qu'on a donné le nom de factieux.* Der Verfasser verwahrt sich gegen eine Vergleichung ihres Vorhabens mit den Projekten Baboeuf's; wohl gestattet er die Anwendung der Proudhon'schen Parole auf die Engherzigkeit der besitzenden Patricier gegenüber den des Grundbesitzes entbehrenden Armen. Das Besitzrecht war auf dem Wege ein Eigenthumstitel zu werden; die Reichen machten es wie der, welcher Geld für sein erklären würde, was man ihm geliehen. Diesem

Zustande oder vielmehr Missstande waren die Gracchen entschlossen abzuhelfen. Der Verfasser lässt Plutarch reden, und knüpft daran an S. 283. Mit ausführlicher Anschaulichkeit führt er die Auftritte zwischen Tiberius und Octavius, und später zwischen seinem jüngeren Bruder, der gleichfalls Tribun war, und seinem Gegner Livius Drusus vor. Bekanntlich waren die Hauptpropositionen des Tiberius gerechtere Aeckervertheilung und Repartition der pergamenischen Erbschaft S. 292; die Proposition des Caius ausser der Erneuerung des Ackergesetzes noch die Verleihung des Bürgerrechts an die Italier, S. 307. *On peut le considérer comme le premier précurseur de l'unité italienne; il voulait réaliser d'avance le voeu que formait plus tard Virgile:*

Sit romana potens itala virtute propago.

Ein besonderes Augenmerk hatte Caius auf die Verbesserung der Landstrassen, zur Erleichterung der Beziehungen unter jenen Völkerschaften; er gilt für den Urheber der Meilensteine an den Römerstrassen. Auch nahm er Theil an dem Ausbau der appischen Strasse. Diese Mittel, sich populär zu machen, war für die Senatspartei Anlässe der Gegenanstrengungen. Man kennt sein Ende auf dem Aventin, und den Untergang vieler Tausende mit ihm. Sein Haupt wurde, gemäss dem Versprechen des Consuls (Opimius), mit Gold aufgewogen. *L'histoire ne dit pas que, malgré la supercherie employée, le consul ait marchandé sur le prix; mais il ne permit pas qu'un tombeau fût élevé au petit-fils de Scipion l'Africain.* Dieser Consul verewigte seinen (d. h. der Aristokraten) Triumph durch einen Tempel und eine Basilika. Die Basiliken kamen damals in Aufnahme. Uebrigens liess er sich später durch Jugurtha bestehen, und wurde deshalb aus Rom verbannt. *On éprouve quelque plaisir à penser que la fin d'un tel homme fut honteuse et triste, et à lire dans Cicéron qu'autant sa basilique était fréquentée à Rome, autant en Epire sa tombe était abandonnée (pro Sest. 67).* S. 323.

Trotz seiner Sympathien für jene beiden edlen Schlachtopfer, hat er sich ihre Fehler nicht verhehlt. Er würdigt kurz noch einmal den wahren Sachverhalt in ihrem Unternehmen. *Ils voulaient prévenir par une transaction équitable le conflict qui allait s'élever entre la pauvreté du grand nombre, augmentée par des envahissements illégaux sur la propriété, et la richesse de quelques-uns, immodérément accrue par une flagrante iniquité.* Die Mutter überlebte ihre Söhne; aber sie verliess Rom und verlebte den Rest ihrer Lebenszeit auf einer Villa bei Linternum. S. 328.

Das (siebenzehnte) Capitel, welches von Marius und Sulla handeln soll, leitet der Verf. mit einem Citat aus Mirabean's Reden ein: *Quand Caïus Gracchus, a dit Mirabeau, tomba sous le fer des patriciens, il ramassa une poignée de poussière teinte de son sang et la lança vers le ciel; de cette poussière n'aquit Marius:* Die Begründung der Wahrheit die hierin liege, muss ich noch wörtlich entlehnen: *Les patriciens n'avaient rien voulu céder*

aux Gracques et ils furent décimés par Marius. La lutte changea de nature. On ne se combattit plus seulement avec des lois, mais encore avec des proscriptions.

Er verfolgt die Herkunft, die Thaten u. s. w. dieses fleischgewordenen Demokraten, was natürlich nicht ohne Hereinziehung des jugurthinischen und des Cimbernkrieges, zuletzt des Bürgerkrieges geht. Der Tod des Tiberius Gracchus war, nach des Valerius Maximus Ausdruck*), der Anfang des Bürgerblutes gewesen. Zwischen Marius und Sulla wurde dessen reichlich vergossen, und nicht einmal siegte die Aristokratie; ja sie gab, indem sie von der Regel abwich und die Dictatur für längere Zeit verfügte, das Signal, welches die Zukunft in ihren Umrissen anzeigte.**)

Wir ziehen aus diesem Capitel nur die Folgerungen für die Projekte Catilina's. Man muss sich vorstellen, dass der Bürgerkrieg viele Familien ruinirt hatte. Daraus schliesst man weiter, dass die Zahl der Ruinirten nicht gering war, ein adliger Pauperismus, dem es an einem Haupte fehlt, bis sich ein solches in Catilina fand.

Nicht diesen, aber einen Cäsar hatte der politische Blick Sulla's geahnt, aber selbst den Letzteren nur als bessere Copie des Marius. Wichtig an dieser Stelle wäre die Ansicht Ampère's von der Verfassung Sulla's zu hören. Aber er selbst hat nicht eine tiefe Zergliederung gegeben; daher will ich die Motive beleuchten, die Ampère der Abdankung Sulla's unterschiebt, oder vielmehr das Motiv: *Il jugea la réforme de la société romaine par l'aristocratie impossible et il abdiqua.* S 398 Mit diesen Worten rechtfertigte er den Marius, und erklärte prophetisch das Bedürfniss eines Mannes wie Cäsar.

Uebrigens versöhnte er durch den Wiederaufbau des Tempels des Jupiter Capitolinus, welcher so sehr seinem Stolz schmeichelte, doch zuletzt nicht die Gerechtigkeit, und, wenn auch die Einwohner Roms nicht die Freude hatten, das Gericht Gottes an ihm sich vollziehen zu sehen, *qui a pour les oppresseurs de la liberté des peines infamantes,* so gilt es Ampère doch nicht für weniger wahr, dass er wirklich an der Krankheit gestorben, welche man sich bemüht hat, für eine Erdichtung auszugeben. S. 402. Die die Verbrennung seines Leichnams begleitenden Umstände sollten das Werk der Gerechtigkeit ergänzen. Zuerst ein Wind, der die Flamme des Holzstosses anfachte, dann der Regen ..... *Les ennemis purent tirer de cette pluie un présage: elle lavait le sang versé par Sylla et son oeuvre était noyée sans retour.*

Auf einem Umwege, ähnlich demjenigen, auf welchen der Kaiser Napoleon III. zu seiner eigentlichen Geschichte Cäsar's kam,

---

*) *Initium in Roma civilis sanguinis, Val. Maxim. II, 3, 3.*

**) Vgl. unsere Anzeige über *Napoléon III., Histoire de Jules César* in den Jahrbb. 1866. No. 47.

aber geleitet durch den, wie wir glauben, berechtigten Grund, das Andenken an diese grosse Arbeit des verstorbenen Akademikers aufzufrischen, kommen wir erst auf den Gegenstand unserer Anzeige.

Die letzten Capitel dieses vierten Bandes leiten dazu hinüber. Sie sind eine Vorbereitung auf das nachgelassene Werk des Verfassers über das römische Kaiserreich. *Pompée, Cicéron*, *César* lautet die Ueberschrift des vorletzten, S. 405.

Pompeius und Cäsar, zwei sich nicht gleiche, und doch geschichtlich unzertrennliche Menschen, setzen die politische Rolle des Sulla und Marius fort. Pompeius ist sabellischer Abkunft (S. 407), *César sortait d'une race antique et, ce qui est très rare pour des familles romaines, d'une race latine,* S. 470*), dazwischen Cicero, ein Landsmann des Marius, mithin von sabellischer Abkunft, nicht fähig die Gegensätze, wie jene beiden Männer darstellten, auszugleichen, weil kein Charakter. Als junger Mann interessant durch seine Bildungsgeschichte**), schwächt er als älterer Mann durch seine schwankende Haltung unsere Theilnahme für ihn. Am Ende dieses Capitels ist Cäsar erst Prätor; Pompeius und Ciceron sind mithin die Hauptgegenstände. *A côté de Pompée, qui, d'abord, tient le premier rang, paraît Cicéron qui joue le premier rôle, mais Cicéron sera bientôt effacé, et Pompée disparaîtra devant César*, so kündigt er den geschichtlichen Verlauf an, den er in diesem Capitel erzählt, und der Verlauf selbst bestätigt diese Ankündigung.

Wir müssen weiter; die kriegerischen Erfolge des Pompeius, die rednerischen Cicero's sind in den Zusammenhang der römischen Geschichte verwebt.

Als Prätor verfiel Cäsar der Anklage, in die Verschwörung des Catilina verwickelt gewesen zu sein, S. 484. Der Senat wollte Cäsar absetzen, er kam zuvor, entledigte sich der Abzeichen, und eilte schleunigst in seine Wohnung, welche zwei Schritte entfernt war. Das Volk sammelte sich vor seinem Hause (in der Subura) und bot ihm seine Hülfe an. Inzwischen hatte den Senat die Nachricht von der gewandten und edelmüthigen Haltung Cäsar's bereits entwaffnet. Das Volk sah die ersten Persönlichkeiten aus dem Senate über das Forum gehen, um Cäsar zu danken, und ihn einzuladen, seinen Platz unter ihnen wieder einzunehmen, und seinen Titel als Prätor zu behalten.

Cäsar, immer Herr über sich selbst, liess sich doch eines Tages in seiner Zornaufwallung hinreissen, Juba dem König des maurischen Reiches, der einen anderen afrikanischen Fürsten und Freund Cäsars vor Letzterem anklagte, in den Bart zu greifen. *Cette vivacité de César,* sagt der Verf., *ne fut peut être pas oubliée plus tard, lorsque Juba le combattit, allié en Afrique aux débris du parti de Pompée.*

---

*) Interessant ist, was Ampère über seine Büste bemerkt, S. 468 ff.
**) Vgl. *Dial. de orat.* 30.

Die Gewandtheit seiner Manoeuvres als Prätor und Sachwalter hatte Cäsarn populärer gemacht als alle Siege und Eroberungen den Pompeius. Zwischen ihnen fehlte der Mann, sie zu vereinigen. Cäsar selbst gab den Kitt her, aber, um den Einen auszunutzen, während er dem Anderen schmeichelte. Seine politische Gewandtheit führte das erste Triumvirat herbei, ein dreihäuptiges Ungeheuer, nach Varro's Ausdruck, eine für die Freiheit unheilvolle Coalition dreier Ehrgeizigen.

Das folgende und letzte Capitel kann daher keine andere Ueberschrift tragen, als *Fin de la liberté.* Es ist auffallend, Ampère führt aus Dio Cassius*) Vorzeichen an, welche Rom das Jahr 60 als unheilvoll ankündigten. Ein plötzliches Sturmwetter, welches sich über der Stadt und der Umgegend entlud, Bäume entwurzelte, Städte zerstörte, Schiffe in der Tiber versenkte, die Pfahlbrücke fortschleuderte, und ein hölzernes Theater zertrümmerte, und viele Zuschauer unter seinen Trümmern begrub.

Bei Cicero, der fortfährt Gegenstand des Verf. zu sein, ist natürlich die erste Frage, ob er auf der Seite steht, wo Theodor Mommsen, oder auf der, wo Forsyth, Boissier, Gerlach u. A.?

Er lehrt uns Eingangs, Cicero wieder als einfachen Bürger kennen, wie er sich von Neuem der Rednerbühne als Sachwalter widmet. Er datirt von seiner Rede für P. Sulla, das Aufhören der politischen Rolle in Cicero's öffentlicher Thätigkeit: *Pénétré du sentiment de sa faiblesse, il se résigne avec amertume à plier sous César et Pompée.* Der Rede für Archias legt der Verf. eine Tendenz unter zur Begründung seiner eigenen Behauptung: *En vain s'efforçait-il de se passer de leur appui en gagnant la faveur de plusieurs hommes d'une importance secondaire parmi la noblesse.* S. 492. In der Vertheidigung des Sestius findet Ampère eine Selbstvertheidigung Cicero's. Mindestens war es Noblesse für Noblesse. Denn Sestius hatte auf Cicero's Zurückberufung gedrungen. Zugleich sieht Ampère in seiner Vertheidigung eine indirecte Verurtheilung gegen die falsche Popularität. S. 493. Die ihm unglaublich vorkommende Rede gegen Vatinius deutet er als eine verhüllte Demonstration gegen Cäsar, „*mis hors de cause au moyen d'une précaution oratoire qui ne pouvait le tromper; car Cicéron reprochait à l'ancien tribun les mauvais traitements subis par Bibulus l'infortuné collègue de César, traitements que celui-ci avait autorisés de sa présence et certainement encouragés.* S. 495.

Mit Cicero ist Ampère fertig. Im Begriff seinen Cäsar kennen zu lernen, müssen wir wieder fragen, ob er auf der Seite derer steht, die Cäsar verurtheilen (Montesquieu, Lamartine, Rogeard) oder derer, die ihn verherrlichen (Mommsen, Napoléon III.)?

Noch steht es uns bevor, die acht Jahre Lebensgeschichte während seines Proconsulats in beiden Gallien kennen zu lernen.

*) XXVII, 58.

Ferner würde es interessant sein, eingehend das vierte Buch über die Geschichte des Cäsar's von Napoléon*) mit Ampère's Darstellung zu vergleichen.

Aber es würde beides zu weit führen, und beschränken wir uns einerseits hervorzuheben, dass der Standpunkt dieser beiden Schriftsteller verschieden ist, wie wir das aus einigen Anlässen belegen werden. Andererseits können wir nicht umhin, das Streben des Kaisers, eine Parallele zwischen den Bonaparte und den Juliern zu ziehen, als das grösste Unglück dieses Werkes zu bezeichnen, das ihm für immer anhaften wird.

Es ist unleugbar, Parallelen bestehen zwischen diesen Familien, insbesondere zwischen den Häuptern derselben (Julius Cäsar und Napoléon I.). Nur nicht er selbst sollte glauben formuliren zu müssen. Die Objectivität der Wahrheit hat nur einmal sich in Person der Welt gegenübersetzen dürfen, weil sie nicht durch die Partei gehoben und getragen wurde. Das war Jesus Christus. Alles Uebrige ist durch Relation motivirt, und mag besser in Unterordnung unter die Vorsehung sich der Versuchung erwehren, den Schein von Parallelen als Wahrheitsbesitz zu beanspruchen.

Die Napoleoniden nehmen durch den Rückgang auf die Parallele mit dem Imperium der Cäsaren ebensowenig den Glauben der Gesellschaft für sich gefangen, wie Jul. Cäsar selbst durch seine Berufung auf die Venus, als die angebliche Ahnin seines Geschlechtes. Wo die Parallele liegt, liegt auch der Unterschied!

Doch vielleicht greifen wir der Lösung eines Räthsels vor, das der Kaiser Napoleon in seiner *Histoire de Jules César* der Gegenwart noch vorlegt und das jene Parallele für den Unterschied erst noch fruchtbar macht. Vielleicht wird der dritte Band, der Verfassungsparallelen zu bieten bestimmt ist, die Perspective eines Regimentes für Frankreich ankündigen, das mit dem oranischen um die Sympathien der Geschichte buhlen wird.

Wir wollen warten und sehen. Den Standpunkt Ampère's, der für die nächsten fünfzig Seiten durch die kriegerischen Pflichten Cäsar's als Proconsul in Gallien gehindert ist, sich vollständig auszusprechen, lernen wir, erst kennen, nachdem er Pompeius und Crassus sich mit Cäsar auf's Neue in Luca hat einigen lassen. S. 543.

Er hat eben gezeigt, anlässlich des zwanzigtägigen vom Senat Cäsar zu Ehren decretirten Dankfestes, wie begeistert das Volk Rom's für Cäsar war. Er hat sich nicht verhehlt, *La gloire militaire est la plus dangereuse sirène pour les peuples libres.* Nun fragt er sich: *que faire contre le torrent?* Er lässt Cato gegen das Ackergesetz Cäsar's sprechen, und erklärt den Zorn Cato's für gerechtfertigt durch die Nachrichten von den Erpressungen und Räubereien Cäsar's in Gallien.

Hierbei macht er sich die Entrüstung Laboulaye's zu eigen:

---

*) Bd. II, S 349 ff.

„Verrès, Pison, Gabinius ont laissé dans l'histoire un nom exécrable; mais la conduite de César ne fut pas moins infâme; je ne sais pourquoi les historiens, éblouis par son genie, n'ont point marqué du même sceau d'ignominie ce voleur éhonté. S. 546.

Erst jetzt mögen wir dem Faden unseres Verfassers folgen, da die Seite unzweifelhaft ist, auf der er sich befindet.

Zunächst ist es noch Cicero, um den es sich bei ihm handelt. Wir lernen seine Schrift *de Oratore* kennen. Dann führt er die Bauten des Pompeius an (Theater, Hallen) und die Spiele desselben als Mittel, sich die Popularität auf seine Weise zu verschaffen.

Die Begegnung Milons und des Clodius, der Tod des Clodius, S. 578, der Brand der Curia u. s. w. bei der Verbrennung der Leiche desselben*), die Vertheidigung des Milo durch Cicero, S. 583, wobei man nicht weiss, ob die Rechtssache, oder seine Person das wahrere Motiv war, aufzutreten. Kurz, die Analyse der Rede *pro Milone* fehlt nicht. S. 585 ff.

Das geschah Alles während der Zeit, wo der Mann, der bald Alles überflügeln sollte, ruhmreichere Schlachten führte, als die, welche das Forum blutig färbten. Mit der Besiegung des Vercingetorix war die Pacification Galliens im römischen Sinne als eine Thatsache anzusehen. S. 590.

Von diesem Augenblicke an, sagt Ampère, ging der Gedanke des Senats beständig dahin, dem Cäsar seine Provinz und seine Armee zu entreissen. Cäsar hatte kein anderes Mittel, als die Bestechung, die er denn auch anwendete, um in dieser Körperschaft einflussreiche Persönlichkeiten auf seine Seite zu bringen. Es glückte ihm mit dem Consul Aemilius Paulus und dem Tribunen Curio, die ihren Namen durch Bauten verewigten. Aemilius Paulus blieb übrigens nicht treu; wie er den Pompeius verlassen hatte, verliess er bald Cäsar und später überwarf er sich mit seinem Bruder**). Von jener Zeit an, wo Cäsar das Terrain ankaufte, welches für sein Forum bestimmt war, datirt Ampère schon die Absicht bei ihm, die höchste Gewalt zu erlangen. S. 598.

Er stellte Bauten in Aussicht, die Ansicht dieser Projekte war nicht zweifelhaft, *il s'agissait de gagner le peuple pour le soumettre; mais il était puéril de dire comme Pompée*, es sei mir erlaubt die Worte Ampère's vollständig zu geben, *que ces projets furent une des causes de sa rebellion et qu'il voulait renverser l'Etat pour pouvoir les accomplir*

Wie sollte er die Befürchtungen des Senats beschwichtigen?

Ampère erzählt, er liess eine Villa bei Nemi bauen, die er hernach niederreissen liess, weil sie, wie er Sueton mit wenig Einsicht in politische Perspective sagen lässt***), nicht nach seinem

---

*) Die Curia soll angezündet worden sein, *Dio XL, 50.*

**) Er entging kaum den Proscriptionen und starb in der Verbannung. Seine Basilika vollendete sein Sohn.

***) *Caes. LI (76).*

Geschmacke war, *on plutôt parceque l'effect qu'il avait destinée à produire était produit.* Ampère selbst bezeichnet sie mithin als eine *fantaisie à but politique,* S. 599. Cicero war damals in Cilicien Proconsul; aber die Zeit der Rückkehr war da. Er hatte den Stoff zu seiner Schrift *De Republica* gesammelt; Ampère erklärt, dass Cicero sich dieses Wortes bedient, wenn er von der Monarchie spricht. Damals wogte die öffentliche Meinung in Gerüchten über Cäsar auf und ab. Cicero blieb im fernen Asien nicht ohne Nachricht davon. Aber ihn konnte schon der Triumph ganz beseligen, der ihm trotz Cato's Widerrede zuerkannt wurde. Die Triumviren hatten ihn denselben hoffen lassen. Er schmeichelte sich mit der Rolle eines Vermittlers zwischen Beiden, welche er nicht im Stande war zu spielen.

Der letzte Augenblick war im Anbruch für die Republik. *La lutte allait s'engager entre la république et l'empire, entre Rome et César, entre la liberté mal protégée contre la tyrannie des factions et le pouvoir absolu d'un maître.*

Ampère zieht in Erwägung, was Cäsar gethan haben würde, wäre er ein Washington gewesen, zeigt, dass man um jeden Preis ihm seine Provinz und sein Heer nehmen musste, macht begreiflich, dass die Heftigkeit der Conservativen der Sache Cäsar's einen Schein von Recht gab: *On devançait l'événement pour prévenir le danger.* Man hatte Cäsar mächtig werden lassen, und plötzlich wollte man ihn vernichten.

Le rappel de César devint la grande question. Marcellus hatte sie auf die Tagesordnung gebracht.

Pompeius war abwesend in der Sitzung, und war mithin nicht veranlasst gewesen, sich auszusprechen. In der nächsten war seine Sprache ausweichend. Natürlich *il avait l'Espagne pour cinq ans au même titre que César avait la Gaule, et cela par la violation d'une loi dont lui-même était l'auteur.*

Man wundert sich, dass die beiden nicht wieder einen dritten fanden, und so sich für Lebenszeit im Besitze der Vorrechte der Triumvirn erhielten. Es musste entweder ungeheuer schwer halten, den Gedanken an einen lebenslänglichen Triumvirat zu fassen, oder Cäsar hatte die Absicht vor der Ausführung, die Absicht sich zum Herrn der Republik zu machen. Letzteres ist die Meinung Ampère's.

Man kennt den Verlauf des Bürgerkriegs zwischen Pompeius und Cäsar hinlänglich; die Erzählung unterliegt seiner Analyse nur in einigen Punkten. Ampère lässt Cäsarn die Thüren zum Schatze erbrechen, und erklärt dadurch die Darstellung Cäsar's für unwahr, was sehr wichtig.**)

---

*) Ampère citirt einen Brief Cicero, der ein solches *on dit* bringt *(Ad Fam. VIII, 1).*

**) *Bell. civil. I, 14.*

Für den Standpunkt des Werkes ist es ferner wichtig, zu wissen, dass es die Campagne in Spanien unerörtert lässt, höchstens die Belagerung Massilia's berücksichtigt, S. 612 ff.

De retour à Marseille, erfuhr Cäsar, dass er, wie er gewünscht, zum Dictator ernannt worden war, *de la manière la plus illégale.* Aber, fragt Cäsar, *qu'importait la légalité, le temps du droit était passé sans retour.*

In Rom war nicht lange seines Bleibens. Aber die kurze Zeit reichte hin, bisher ehrwürdigen Titeln ihren ernsten Inhalt zu nehmen. *César fut le maître jusqu'au jour où il fut tué.* S. 614.

Ampère ist durchaus selbstständig in seinem Urtheil; er eignet sich die Stellen an, die Cäsarn nicht schmeicheln, desto mehr ihn in seinen Entschlüssen und Unternehmungen kennen lehren.*) Wie die Campagne in Spanien (gegen Petronius etc.), so weicht er auch dem Feldzuge nach Thessalien aus: *Je n'ai pas à raconter cette campagne d'Epire etc.* S. 613.

Kurz und gut: *Pompée était vaincu et avec lui toute chance de liberté détruite.* — Sonderbar! War nicht Pompeius *praesidens urbi* gewesen, wie Velleius sagt, und was würde er zuletzt erstrebt haben, wenn Cäsar nicht war? Vielleicht nicht den Principat?

Jetzt wird Ampère extrem; er urgirt die Sache der Gegner Cäsars und verkennt die in der Gesellschaft schlummernden Keime, die den Principat in sich enthielten. Er sagt: *Le parti vaincu à Pharsale était le bon parti, celui de la constitution qu'il fallait réformer, transformer s'il était possible et non détruire* Die Transformation lag in der Entwicklung, welche ich oben durch die Perspective eines beständigen Triumvirats andeutete, oder aber in dem Drang aller Faktoren zur Monarchie. Wenn Ampère glaubt, *en la détruisant on créait le pouvoir absolu, le mal sans remède,* so ist das gewiss richtig; aber es hätte der Zeit bedurft, um zu zeigen, dass die absolute Gewalt das Ziel der socialen Entwicklung war. Pompeius hätte die nöthige Trägheit gehabt, bis diese Frucht reif und die Freiheit davon geflogen war. Aber Cäsar hielt sich für berufen, zu erstreben, was möglich war, indem er nicht warten wollte, war Zerstörung der Freiheit die Bedingung. Hätte sie sich selbst zerrieben, Niemand hätte Aufhebens gemacht. Den Zerstörer belastet das Odium ihrer Liebhaber. Nach der Schlacht bei Pharsalus gab es für Cicero nur noch Trost in der Philosophie. Zu ihr kehrte er zurück, *comme le joueur revient à sa maitresse; lui aussi, ayant perdu la partie, s'écriait: O ma chère Angélique!*

Es fehlte noch, dass Cäsar seine Gegner, die in Afrika gerüstet ihn erwarteten, besiegte.

Die Anstrengung, welche ihm die Schlacht bei Thapsus zugemuthet hatte, war bekanntlich nicht die letzte. Aber er kehrte

*) Zu den Problemen für den Interpreten seines Charakters gehört das Lob der Clementia, siehe S. 615.

nach Italien zurück, landete bei Ostium, und was that Cicero: *Tout en écrivant un livre à la louange de Caton, se consolait en soupant .... chez les vainqueurs.**)

In diese Zeit verlegt Ampère seinen *Brutus de claris oratoribus.*

Er holt noch Einiges nach, dessen wir ebensowenig nachträglich entrathen wollen, weil sich daran Controversen knüpfen.

Die Quellen lassen Cäsarn beim Anblicke des Hauptes des Pompeius, nachdem er ihn erkannt, Thränen vergiessen, und er glaubt, diese Thränen waren aufrichtig. Er glaubt es im Widerspruch mit Lucan, der von *Lacrimae non sponte cadentes***) spricht.

Das Grab des Pompeius ist bei Rom. Ampère erzählt, Cäsar habe das Haupt verbrennen lassen, und die Asche in einem Heiligthum der Nemesis vor dem Thore Alexandriens beisetzen lassen *(App. II, 90).* Der übrige Leichnam sei von besorgten Händen gleichfalls verbrannt und beigesetzt worden. Von dort habe beides Cornelia, die zweite Gattin, mit nach Rom gebracht.

Den Schluss, S. 625, widmet er Cato und seinem politischen Wirken. Er vermisst bei den Historikern unserer Zeit die Achtung vor diesem Typus sittlicher Männlichkeit.

Dem Verfasser, der noch die Freude hatte, den Erfolg zu erfahren, den die auf den vorstehenden Blättern in ihren Resultaten kurz gewürdigte *Histoire romaine* hatte, war daran gelegen gewesen, sie fortzusetzen. Aber ehe er noch bis zur Regierung des Tiberius gekommen, war die Stunde seines Abschiedes vom Leben da. Vier Capitel waren ihm noch vergönnt gewesen; mit dem fünften, welches den ersten Band des oben erschienenen *Empire romain à Rome,* schliesst, hatte er die Zeit Tiber's erzählen wollen.

Indem durch Aufnahme gewisser einschlägiger Artikel, welche in den Jahren 1856 und 1857 in der *Revue de deux Mondes* erschienen sind, noch ein zweiter Band zu Stande kam, darf das Werk, dessen Anzeige der eigentliche Zweck unseres gegenwärtigen Artikel ist, das *Empire romain* als ein für sich bessehendes Werk hingenommen werden.

Dem Wortlaut seines Testaments zufolge war die Sorge des Verfassers dahin gerichtet, die Fortsetzung der *Histoire romaine* in sichere Hände zu legen.

---

*) Ampère citirt Cicero's eigene Aeusserung *(Ad. Famil. IX, 7).*
**) *Phars. 9, 1041.*

(Schluss folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Ampère: L'Empire romain à Rome.

(Schluss.)

Als Fortsetzung verräth sich der erste Band unleugbar schon auf seinen ersten Seiten. Seine Gesinnung transspirirt in der Kritik des Senats, S. 5, alles Uebrige ist Erzählung. Ihr Inhalt würde hier eine Wiederholung Aller sein, nicht blos Ampère's. Drum, wo es nichts Wesentliches in dieser Darstellung vor der *Histoire romaine* hervorzuheben gibt, beschränken wir uns auf das was Ampère dem Inhalte gegenüber sich selbst verdankt.

Spannend sind die Details verwerthet, welche der Winteraufenthalt in Rom nach der Rückkehr aus Aegypten bez. dem Pontus bietet, die Untersuchung über Dolabella, und der Aufstand der Legionäre. Hierdurch ergänzt diese erste Abhandlung das letzte Capitel im letzten Bande der *Histoire romaine.*

Ampère kann es Cäsarn schlecht verzeihen, dass er den Heroen der Gallier, der einen Augenblick gehofft hatte, ihr Befreier zu sein, beim Hinaufziehen zum Capitol in den Carcer abführen, und dort erdrosseln liess. *Si quelqu'un devait être épargné par César, c'était notre grand Vercingétorix.* S. 21. Der Verf. hält sich bei der Beschreibung des Triumphes auf; er sammelt geschickt die verschiedenen Anhaltspunkte, welche die Annahme begünstigen, dass Cäsar's Regiment trotz aller Vertheidigungen Absolutismus war, zunächst des Forums, worin er dem römischen ein julisches entgegenstellte, eines Gebäudes für Gerichtssitzungen, dann des Tempels der Venus Genitrix, der Spiele.

Was im Schlusscapitel der *Histoire romaine* gleichfalls nicht erwähnt ist, die Campagne nach Spanien, sie beschreibt er hier. S. 30 ff.

Mit grossem Geschick hat er die Notizen bei Sueton gesichtet, und nebst der Darstellung des Dio Cassius zu seiner Arbeit verwerthet: den letzten Triumph, den Auftritt mit Pontius Aquila, die Eitelkeit des alternden Cäsar, die ihm zuerkannten höchsten Huldigungen, den Verfall der republikanischen Einrichtungen hat er mit dem Schmerz um den Untergang der Republik nicht minder als mit der Ueberzeugung, dass sie Cäsar's Untergang herbeiführen würden, beschrieben. Die Brücke zu letzterem bahnte Cäsar's eigenes Auftreten. Wenn Alles wahr ist, was in letzterer Beziehung zu vermuthen gegeben wird, so ist Cäsar ein mustergültiges Beispiel dafür, dass die Selbstüberhebung noch gefährlicher

ist, als die Unterdrückung der Freiheit. *Celui qui avilit les hommes n'a pas le droit de les mépriser, car leur honte est son ouvrage, et il doit commencer par se mépriser lui-même.* S. 36. Drum sieht der Verfasser, der nach einigen den Verschönerungen Rom's (S. 36), Cäsar's gesetzgeberischen Verfügungen, S. 38, der Senatszeitung, S. 40, der Aufzählung von Cäsar's Projekten, S. 42, gewidmeten Seiten hierauf zurückkommt, die gerechte Strafe des Despotismus im Rausche, S. 46: *La juste punition du despotisme, c'est l'enivrement.* Wenige Männer haben ihm widerstanden, grosse zumal, Cäsar selbst war davon erfasst. Er geizte nach dem königlichen Titel, wofür Ampère sich an ein Citat aus Cicero hält*), Cäsar der bereits die Macht ohne den Titel hatte. Die wiederholt gemachten Versuche des Antonius, am Lupercalienfeste, Cäsarn das königliche Diadem auf das Haupt zu setzen, mussten jene Absicht praktisch bestätigen, und sollten die Anfmerksamen beleidigen. Der königliche Name war das Beleidigende.

Anlässlich der Verschwörung und der theils politischen, theils persönlichen Motive der Verschwornen, ist doch auch Ampère der Meinung, dass Decimus Brutus ein wirklicher Verräther war, der, da er innige Anhänglichkeit an Cäsar geheuchelt hatte, von der Geschichte verdient verflucht zu werden, S. 51. Dem Marcus Brutus, den er im Namen der Freiheit walten lässt, lässt er Gerechtigkeit wiederfahren, seine muthmassliche Abkunft bestimmte ihn für die Aufgabe eines Befreiers. Aber er wollte doch nicht conspiriren: *La conspiration vint le chercher jusque ches lui.* Ein Besuch des Cassius bei Brutus entschied über seinen Entschluss. In die Wohnung des Brutus verlegt der Verfasser den schönen Auftritt zwischen Brutus und Porcia. Ort und Datum des Attentats, die Beurtheilung desselben, wo Montesquieu citirt wird, die Erzählungen über Cäsars Ansichten von der wünschenswerthesten Todesart, die ominöseu Auftritte der letzten Nacht, das Schwanken Cäsar's am Morgen der Iden, zwischen Gehen und Bleiben, sein letzter Gang, die Möglichkeit, noch während dieses Ganges gerettet zu werden, die bösen Vorzeichen bei dem Opfer vor dem Beginn der Sitzung, der Auftrag den Trebonius hatte, den Antonius an der Thüre zu unterhalten, das Attentat und sein Gelingen, das ist der Inhalt der nächsten Seiten.

Der Verfasser sollte in der Geschichte weiter gehen, und die Folgen des tragischen Ausgangs des Lebens Cäsar's für Rom erörtern. Das thut er nicht. Er wendet sich einem Manne zu, der, solange der Bürgerkrieg gewährt hatte, eine halbe Rolle, und unter Cäsar gar keine spielte, der aber nach Cäsar's Ermordung *va reprendre de l'importance.* Wir haben ihn kennen gelernt, und lernen wieder hier S. 68 ihn als den Verfasser des *Brutus de claris oratoribus* und des *Orator, de partibus Orationis,* der Paradoxa,

---

*) *Suet. Caes. XIV (9).*

als Vertheidiger des Marcellus bei Cäsar kennen. Ein trauriges Ereigniss in der Familie gab seiner schriftstellerischen Thätigkeit eine Richtung neuer Art. Der Tod seiner geliebten Tochter (Tullia) im Alter von zwei und dreissig Jahren, versenkte ihn in tiefen Kummer; er wandte sich philosophischen Studien zu, deren Ergebniss die Schriften *Hortensius, De summo bono, Academica* waren. Aber er hörte nicht auf, wenn der Fall ihn rief, zu plädiren. Zum Schlusse, wo doch Ampère nicht umhin kann, sein Urtheil über Cicero abzugeben, einverstanden mit Montesquieu, der ihm eine schöne geistige Begabung nachrühmt, aber eine oft gewöhnliche Seele beilegt, protestirt er *contre les injures adressées de notre temps, en Allemagne et en France, à ce beau génie, à cette âme plutôt faible que commune, et naturellement généreuse.*

Am Ende des ersten Capitels angelangt, können wir unser Befremden darüber nicht verheimlichen, dass Ampère auf keiner Seite von der napoleonischen Geschichte Cäsar's Notiz genommen hat, wozu doch hin und wieder Anlass sich gefunden hätte. Wir finden uns nicht versucht die Motive bei Ampère zu ermitteln, noch weniger es zu formuliren, und wenden uns dem folgenden Capitel zu: *Triumvirat-Octave.*

Der Tod Cäsar's war für Rom das Vorzeichen neuer Kriege im Inneren, und zwar was Niemand ahnen mochte, unabsehbarer Kriege, welche erst mit einer Wiederholung des Erfolges bei Pharsalus enden sollten. Es kam das siebente Jahr des Krieges seit 49.

Wir wollen weder die Haltung des Antonius, noch die Haltung des Cicero oder der Verschwornen dem Verfasser nacherzählen. Die Verlesung des Testaments brachte den Namen Octavius zur Kenntniss des römischen Volkes, und änderte die Lage der Dinge. S. 100. Dolabella trat der Anhänglichkeit des Volkes an Cäsar in den Weg; aber wer ihn kannte, den hätte er durch seine Entschlossenheit, den Altar zu zerstören, vor welchem das Volk Cäsarn opferte, nicht auf immer täuschen können. Eine Provinz und das Geld des Antonius brachten ihn auf die Seite des Letzteren. Sein Schwiegervater (Cicero), der jene Entschlossenheit bewundert und gepriesen hatte, war mal wieder compromittirt worden. Ampère verweilt bei der Beschreibung des Tempels, der sich an der Stelle des zerstörten Altars auf dem Forum erhob und zeigt die Schwierigkeit der Lage, der bald der Erbe Cäsar's erst eine Richtung geben sollte. Die Mittel zu finden, sich der Lage zu bemächtigen, mochte Octavius schwer werden. Aber schwer wird dem Geschichtschreiber heute, auf diesem Schlangenwege des Macchiavellismus trotz Hülfe der Quellen sich zurecht zu finden. Sich zu verfeinden, und die Feindschaft bis zum Kriege zu treiben, hatte Octavius gemieden, bis er zuletzt sah, dass der Senat sich gegen Antonius erklärte. Da trat er in den Dienst des Senats, in dessen Sitzungen Cicero den Antonius durch seine philippischen Reden auf seine Weise bekriegte. Noch einmal war, der sich der

philosophischen Schriftstellerei ergeben hatte, S. 123, auf den altgewohnten Kampfplatz geeilt. Dass er auf Octavius Vertrauen setzte, war sein Fehler, dass er gegen Antonius in die Schranken trat, darin hatte er Recht. Die Zergliederung der Reden gegen Antonius bilden ein wesentliches Darstellungsmittel bei Ampère. S. 128 ff. In der letzten Philippica konnte er die Niederlage des Antonius verherrlichen, ein literarischer Triumph! Derselbe Cicero macht im Senate den Vorschlag, dem jungen Cäsar für seinen Sieg den Imperatortitel zu verleihen. Ampère bestreitet, dass Cicero, verführt von Octavius, der Meinung gewesen ist, ihm das Consulat zu geben, *pour ne pas le pousser à bout et ait insinué qu'un collègue âgé, tel que lui, contiendrait avantageusement le jeune consul.**) In der That verlangt Octavius, den die Verweigerung eines Triumphes verwundet hatte, S. 141, vom Senat die Erlaubniss, sich um das Consulat zu bewerben. S. 142. Aber die einzige Stütze seiner Candidatur waren die Truppen, und wie er sich dieser Stütze bedient, das ist bekannt. Unter den Augen der auf dem Marsfelde bivouakirenden Truppen stimmten die Comitien über die Wahl ab. Octavius ging aus der Abstimmung hervor, und nun im Besitze dieser Function als Consul promulgirte er das berüchtigte Gesetz gegen die Mörder des Cäsar; das hatte er erreichen wollen. *Un seul homme osa voter contre cette condamnation, c'est là le dernier acte romain. Disons adieu à tout vestige d'indépendance et de liberté. Nous sommes entrés, pour n'en plus sortir, dans l'ère de la servitude.*

Die erste Form des Kaiserthums war das Triumvirat, aber die Umwandlung dieses Despotismus langte zuletzt bei dem Princeps an, wie das erste Triumvirat sich zuletzt in dem Dictator concentrirt hatte. Den Vergleich, welchen Ampère macht, billigen wir nicht, weil er uns nicht zu stimmen scheint. Wer mochte zwischen Octavius und Robespierre politische Aehnlichkeit finden, ausser ihm?

Mit der Erneuerung des Triumvirats erneuerten sich die Proscriptionen. Wir sehen davon ab, diese durch neuere Arbeiten so vielfach aufgefrischten Erinnerungen der römischen Geschichte hier zu verwerthen, wo das abweichende historische Urtheil die einzige berechtigte Prüfung bietet. Der Tod Cicero's führt übrigens den Verfasser nach Formiä. Die Schlacht bei Philippi, der Perusinische Krieg, der Krieg gegen Pompeius, S. 169. Die wiederkehrenden Zerwürfnisse zwischen Antonius und Octavius, S. 173, die Bauten des Agrippa, S. 172 ff., die Anfänge der Verschönerungen Rom's, S. 176, die Ausschweifungen des Antonius und sein letztes entscheidendes Zerwürfniss mit Antonius, die Kenntnissnahme des Letzteren, die Kriegserklärung an Cleopatra, sind der Inhalt der übrigen Seiten.

Bei Aktium war über das Schicksal der Verfassung entschieden; die Sehnsucht nach dem Frieden war gestillt; die Liebe zum

---

*) Drumann, Geschichte Rom's, I, 329.

Frieden bei Allen wurde die Quelle der Vollmachten, in deren Besitz Octavius nunmehr treten sollte. S. 187.

Das dritte Capitel *(Règne d'Auguste)* hätte verdient mit Kupfern illustrirt zu werden; es ist ein glänzender Commentar zu den Quellen. Ampère ist nicht versöhnt; er muss bekennen, dass der Despotismus den Frieden nicht gab. Man beachte seine Aeusserungen. *L'empire c'est la paix* ist das Losungswort des französischen Octavius im XIX. Jahrhundert. Er nennt die Bezeichnung der Regierung des Augustus als einer Aera des Friedens eine Uebertreibung S. 283. Er belegt sein Urtheil mit Beweisen des Gegentheils, ganz so wie man heute in dem Krimkrieg, dem italienischen Krieg, den auswärtigen Kriegen Widerlegungen der Friedensparole des Kaisers Napoleon anführen hört. Es ist hier nicht der Ort, diese Parallele zu erörtern, so wenig wir auch die Aehnlichkeit ablehnen können. Nur müssen wir sagen, Ampère hat Recht, wo er allgemein urtheilt: *Consentir au despotisme pour assurer la paix est une des plus grossièrs illusions qui puissent séduire les hommes et elle les séduit toujours. Le despotisme a besoin de la guerre, parcequ'il a besoin des soldats.* Man merkt, der Geschichtschreiber, der es nicht der Mühe werth fand, gegen ein literarisches Unternehmen wie die *Histoire de Jules César* die Lanze einzulegen, wird auf einmal daran erinnert, dass es doch eine Pflicht ist, die Leser zu überzeugen, er sei nicht unempfindlich gegen die Ansprüche ihres Patriotismus. In dieser Stelle ist Ampère der Gegner des gegenwärtigen Regierungssystems und das französische Coblenz im Auslande mag ihn zu den Seinigen rechnen. Er war ein Gegner der Robe des Berufsmannes, nicht des Parteimetaphysikers.

Er nennt den Frieden die grosse Verführung, *Auguste offrit aux Romains, fatigués des discordes civiles dans lesquelles lui-même avait joué le principal rôle* S. 301. Er meint dieses Mal den Frieden im Innern. Er gesteht ein, man genoss ihn, aber man bezahlte ihn — mit der Freiheit!

Er hoffte, wie sich durch seine Monumente, einen Ausdruck seines politischen Gedankens, so auch seine Familie dem römischen Volke werth machen zu können. Aber in dieser Hoffnung täuschte er sich. Augustus konnte den Despotismus befestigen, aber keine Dynastie gründen.

Seine Familie war, nach dem Urtheil Ampères, bestimmt, ihn zu strafen. *Ce genre de châtiment atteint parfois les despotes à qui tout réussit.* S. 303. Was Ampère lobt an Augustus, ist das, was auch schon Andere an ihm gelobt haben, die politische Gewandtheit: *sans doute, il eut besoin d'un savoir faire véritable pour arriver à l'exagérer.* Er meint damit, das Hauptcapitel Anziehung, was er mitbrachte, war der Name und der Erbe Cäsars, S. 305 ff. Es ist ihm eine ausgemachte Sache, Augustus war ein Heuchler. Welches war das Resultat seiner klugen, bald unverschämten Verstellung, fragt er. Die Antwort ist: Der Friede im

Innern, aber der gleichbedeutend ist mit Knechtschaft (nach Tacitus Ausdruck).

Die letzten Seiten sind der Beantwortung der wichtigen Frage gewidmet: *Comment justifier Auguste?* In der Beantwortung zeigt der Verfasser, dass das einseitige Verdienst, die Wissenschaften zu beschützen, welches im XVI. Jahrhundert das grösste Verdienst eines Fürsten war, über den wahren Charakter des Augustus getäuscht habe, aber nicht mehr täuschen dürfe. Man habe durch das Lob des Horaz und des Virgil, dann durch das Schweigen des Tacitus, endlich durch den Verlust einer Lebensgeschichte des Augustus von Plutarch sich dafür entschieden, bei den Dichtern den wahren Massstab zu suchen. Zu diesem dreifachen Glücke habe Augustus noch das Schicksal gehabt, dass seine Regierung mit der Geburt des Messias zusammenfiel. Gemäss seiner Ankündigung im ersten Bande seiner *Histoire romaine* *) hält ungeachtet alles dessen der Verfasser für das Urtheil über Augustus an Machiavelli, Montesquieu, Gibbon und Voltaire. S. 318 ff. Geschieht dieses aus Anlass seiner Monumente, so verificirt er das Resultat noch durch die Sprache seiner Portraits. Die Antwort auf die oben erhobene Frage lässt Ampère die ganze Erzählung des Sueton sich zu eigen machen, welche die Meinung verewigt, Augustus' Leben sei ein Leben voll von Verstellung gewesen.

Ueber das vierte Capitel *(La famille en les contemporains d'Auguste)*, welches bei der Familie, den Monumenten, dem Leben in Rom verweilt, gehen wir hinweg, um das Urtheil des Verfassers, über Tiberius sogleich an das über Augustus anzuschliessen. Der Verfasser selbst betrachtet das vierte Capitel als eine Episode, die für den Leser fast eine nothwendige Erholung ist, weil sie ihn mit den Dichtern unter Augustus bekannt macht.

Schon gleich auf der ersten Seite spricht sich der Verfasser voll aus: *„Tibère après Auguste; après les despotisme doux que l'on accepte, le despotisme cruel que l'on subit, c'est la marche naturelle des choses et la justice de Dieu.* S. 416.

Indem ihn auf den ersten Seiten die Monumente beschäftigen, die theils noch der Regierung des Augustus, und nur theilweise der eigenen Regierung des Tiberius angehören, verschieben wir noch unsere Wünsche an die Vergleichung. Das Erste, was er thut, ist dies, er lässt Tiberius an dem Verdienste, welches Augustus sich erwarb, den Frieden zu erhalten, Theil nehmen. In politischer Beziehung sieht er Tiberius ganz dem Augustus folgen: *Tibère suivit la politique d'Auguste, seulement il la poussa encore plus loin*, als Beispiel diene: *Auguste avait salarié des magistrats dont les fonctions étaient jusque là gratuites, Tibère paya les consuls.* Uebrigens räumt er ein: *il conservait quelques-unes des formes de la liberté: speciem quandam libertatis induxit, dit Suétone.* S. 433.

---

*) Bd. I. S. XLIV.

Wir kommen zu seiner Ansicht von der Physiognomie. Er findet Tiber weniger falsch von Gesicht als Augustus. *Il semble qu'une hypocrisie encore perfectionnée lui a permis de mieux dissimuler la noirceur de son âme. Le front et le regard sont plus sereins chez Tibère que chez Auguste* ...... Wie kommt das? Die Erklärung bleibt er nicht schuldig; aber für hier soll sie ihm gehören. Wir haben uns an seinem Urtheil genügen lassen wollen: *L'oeil de Tibère n'a plus besoin de se baisser, l'ennemie n'existe plus, même à l'état de cadavre.* S. 435.

Wir kommen zu einem zweiten Bande, welcher noch acht Capitel enthält.

Tiberius ist abgemacht, kurz genug.*) Aber er hat doch ein ganzes Capitel eingeräumt erhalten. In diesem Bande geht es noch viel summarischer zu: Caligula, Claudius und Nero zusammen bilden das sechste, S. 1 ff., Galba, Otho, Vitellius, Vespasian und Titus das siebente, S. 70 ff. Von der Bedeutsamkeit des Jahres 69 hat der Herausgeber keine Notizen zu sammeln gehabt. Domitian, ein zweiter Tiberius, trug von seiner Familie dreierlei an sich, von seinem Vater die Gier, von seinem Bruder den Geist, von der Familie die Verschlagenheit. Diesem widmet er das achte Capitel, S. 117 ff. Auffallenderweise gehen Nerva, Trajan und Hadrian, S. 158 ff., aber noch auffallenderer Weise zugleich Pius, Marcus, und Commodus in ein einziges Capitel, S. 216 ff. Die drei letzten sind Summarien über die Kaisergeschichte nach Commodus, woraus die Integrität der Darstellung verbietet besonderen Passus herauszuheben, weil die Discussion sich in diese Gegenden nicht so vertheilt hat, wie in den ersten Jahren. Man kann die bisherigen Capitel, so wie die Schlusscapitel als Commentare zu seiner Introduction im ersten Bande seiner *Histoire romaine* betrachten.

Mit dem Tode des Commodus, der den Uebergang bildete, beginnt der Verfall der Zustände, soweit sie unter den Kaisern für blühend gelten konnten, S. 262. Eigentlich begann der Verfall nach ihm mit dem Kaiserreich. *Quand une société se dissout au dedains, elle conserve encore assez longtemps un air de grandeur et un semblant d'éclat, trompant ainsi ceux qui ne regardent que la surface.* S. 262. Nach Heliogabal, scheint es, ist man zum letzten Tage des Reiches gekommen. Alexander erhebt es aus dieser äussersten Erniedrigung. Man kann sich nicht dem verschliessen was Ampère sagt: *Son règne est un de ces temps d'arrêt qui suspendent le progrès de la décadence et prouvent combien ce progrès est irrésistible par leur impuissance à le supprimer.* S. 315. Das Wichtigste, was ihm nachzurühmen, ist seine Duldung gegen die Christen, und als ein bemerkenswerthes Monument aus jener Zeit gilt die Basilika Santa Maria in Trastevere. Die ganze Succession bis auf Constantin hat er noch in dieses Capitel hereingenommen.

---

*) Die ganze Controverse über Tiberius hat Ampère ignorirt. Vgl. unsere Anzeige von: Pasch, Zur Kritik der Geschichte d. Kais. Tib. etc. Heidelb. Jahrbb. 1866. No. 34.

Das Ende des kaiserlichen Rom's *(Fin de la Rome imperiale)* ist auch das Ende der Darstellung des Verfassers, S. 367. Es gibt nicht leicht eine historische Parallele, die der geistreiche Franzose anzuziehen unterlässt. Die Verlegung des Kaisersitzes nach Constinopel hat in der Verlegung der Regierungsgeschäfte von Moskau nach Petersburg ein Pendant erhalten. Er hätte auch die Verlegung von Brussa nach Stambul, von Turin nach Florenz herziehen können. Aber Nanking hat er genannt, mit dem er das von den Kaisern verlassene Rom vergleicht. *Elle est devenue une de ces capitales du passé sacrifiées à la nouvelle capitale qu'on destine à l'avenir, comme Nanking, la ville chinoise et lettrée, le sera à Pé-king.*

Welches Bild bietet ihm Rom im vierten und 5. Jahrhundert? Trotz der Ausbesserungen, welche hier und da nöthig werden, ist in monumentaler Hinsicht der Anblick Roms glänzend. Die Leidenschaft für die Spiele hat auch unter den christlichen Kaisern nicht aufgehört. Aber im Grunde ist die Stadt elend geworden. Bald muss sie gegen Barbaren vertheidigt werden, die Statuen am Mausoleum Hadrians dienen zu Projektilen. Die Canäle werden abgeschnitten, Rom und die Campagna werden verödet.

Wollen wir dem gelehrten Verfasser und seiner Grundrichtung Rechnung tragen, so werden wir zu seinem Problem zurückkehren, wofür er den Monte Testaccio hält, bevor wir schliessen. Nachdem er nachgewiesen, dass in dem ganzen letzten Jahrhundert ausser Kirchen sonst fast kein Monument sich in Rom erhoben hat, kommt er auf die Entdeckung, dass sich dafür ein Berg, mindestens ein Hügel gebildet hat. *Le Monte-Testaccio,* sagt er, *est pour moi des nombreux problèmes qu'offrent les antiquités romaines le plus difficile à résoudre. On ne peut s'arrêter à discuter sérieusement la tradition d'après laquelle il aurait été formé avec les débris des vases contenant les tributs qu'apportaient à Rome les peuples soumis par elle. C'est là évidemment une légende du moyen âge .....* Wie soll die wunderbare Anhäufung von Materialien zu dem Monte Testaccio erklärt werden? Er antwortet, nachdem er den Zweck der *vases de terre* erörtert hat, *qu'on suppose toutes les fabriques de vases établies en ce lieu ..... ou bien une mesure de police .....* Dann ist aber noch nicht Alles erklärt: *Comment de persuader qu'on a continué à faire un semblable dépôt, quand ce depôt avait atteint une telle élévation qu'il eût été extrêmement pénible de porter des vases brisés au sommet de ce monticule, d'où l'on a une des plus belles vues de Rome?* Auf diese Frage ist es nicht möglich eine Antwort zu geben. *Il termine cette petite dissertation sur les causes qui ont pu former le Monte-Testaccio par ces mots, qu'on ferait bien de prononcer plus souvent, quand il s'agit d'antiquités et de beaucoup d'autres choses: Je ne sais pas.*

Er nennt Belisar den letzten Römer. S. 396: *Après lui, la barbarie a vaincu.* Erinnerungen an ihn haften an der Porta Pin-

ciana. Diese Pforte hat durch ihre Inschrift Anlass zu einer Legende gegeben. Beaumarchais hat auf sie den tragischen Ausgang seines *Bélisaire* gebaut ...... *l'ingratitude si fréquente des souverains envers ceux qui leur ont rendu les plus grands services.*

Gegen Ende kommt er auf die *Mal'aria* zu reden, deren Ursache er in der Abschneidung der Canäle findet.*)

Die eigentliche Ursache des Untergangs der Stadt sind die Barbaren gewesen, nicht durch die Zerstörung der Monumente, derenthalben er sie in Schutz nimmt, sondern durch die Zerstörung des Reichs. *Après eux, la Rome antique a cessé de compter dans le monde.* S. 511.

Wenn es die Absicht Ampère's war, auch die Annalen des christlichen Rom's zu bearbeiten, und seine Geschichte durch das Mittelalter bis auf die neuere Zeit zu verfolgen — vgl. *Avertissement,* Bd. I. p. VI —, so müssen wir bedauern, dass das Leben dieses Mannes nicht für die Verwirklichung dieses umfassenden Planes ausgereicht hat. Gregorovius, der auf die früheren Zeiten der ewigen Stadt verzichtet hat, wird die Geschichte Rom's im Mittelalter gewiss dafür desto sicherer zu Ende führen. Für die Zeiten von Anfang an, für das vorchristliche und das christliche bez. päpstliche zugleich ist neuerdings in v. Reumont ein zusammenfassender Darsteller aufgetreten.

Sie alle drei werden den Vorzug haben, unter den Augen der Monumente geschrieben zu haben. Die beiden noch lebenden Geschichtschreiber werden der Civilisation Italien's Rom anheimfallen sehen. Aber Ampère musste Rom's Geschichte da schliessen, wo es an die Barbaren übergeht. Darin sieht er die Wirkung der absoluten Gewalt, die in Rom zur Herrschaft gelangt war.

Die letzten Worte sind eine feierliche Verwahrung: *La main sur la conscience, je ne puis trouver que j'ai calomnié l'empire romain. On m'a accusé de refaire l'histoire romaine; oui, j'ai dû la refaire, car on l'avait défaite. On s'était lassé de la vérité historique; on avait tenté, souvent avec beaucoup d'art, de réhabiliter, comme on dit, cette époque néfaste de l'empire. L'empire romain, tel que je l'ai peint d'après les monuments et les textes, était celui de tout le monde, jusqu'à ce qu'on en ait découvert un autre qu'il faudrait admirer. Ce que j'ai raconté l'a été par Tacite, et, si on rejette Tacite comme suspect d'indignation, par Suétone, qui ne s'indigne jamais, par Dion Cassius, ce pauvre diable de sénateur qui avait si grand'peur quand Commode lui montrait son glaive teint de sang et la tête d'autruche qu'il venait de couper, par les avides chroniqueurs de l'Histoire Auguste.* Wir wollen nicht dabei verweilen, dass dieses ein unvollständiger Katalog der Quellen ist, die überhaupt über die Kaiserzeit vorhanden sind. Er hat

*) Man vergleiche, was er im ersten Bande der *Histoire rom.* darüber sagt. S. oben S. 530.

nicht gesagt, dass die Absicht dieser Aufzählung dem bewussten Zwecke, von seinen Quellen Rechnenschaft zugeben, dient. Im rapiden Fluss seines Epilogs will er noch einmal mit dem ganzen Ernste des Geschichtschreibers vor den Leser treten: *Mais on avait changé tout cela depuis quelque temps. On avait mis le coeur à droite.* Und wie hat er, Ampère, es gemacht? *Je l'ai remis à gauche; ce n'est pas ma faute s'il ne convient pas à tout le monde qu'il soit à sa place.*

Dass die beiden Werke, die *Histoire romaine* und das *Empire romain* zusammengehören, hat der Herausgeber schliesslich durch seine analytischen Tafeln äusserlich bethätigen wollen.

Heidelberg, im Juli. **H. Doergens.**

Lectiones Panegyricae. Scripsit Franciscus Eyssenhardt. Commentatio ex programmate gymnasii Friderico-Werderani seorsim expressa. Berolini MDCCCLXVII. Typis Nauckianis 24 S. in 4to.

Die Schriftsteller, um welche es in dieser Gelegenheitsschrift sich handelt, die sogenannten Panegyriker, oder die Sammlung panegyrischer Reden aus der späteren römischen Kaiserzeit, haben seit dem Zweibrücker Abdruck (1789) in Deutschland weder einen erneuerten Abdruck gefunden, noch seit Jäger (1779) und Arntzen (1790) eine neue Bearbeitung erhalten, und wenn sie auch, in Folge ihres Inhalts mehrfach der gelehrten Forschung gedient und benutzt worden sind, so bedürfen sie doch einer sorgfältigen Revision des Textes, welche auf eine sichere handschriftliche Grundlage sich stützen kann. So nothwendig diess ist, um eben der Benutzung und dem Gebrauch eine sichere Unterlage zu verschaffen, eben so sehr fehlt es hier noch an allen Vorarbeiten einer kritischen Bearbeitung, um, was das nächste ist und das erste, einen sicher beglaubigten und lesbaren Text herbeizuführen. Die hier vorliegende Gelegenheitsschrift weist diess klar nach, und verbindet damit eine Reihe von Verbesserungsvorschlägen zu einzelnen Stellen, in welchen die überlieferte Lesart in keinem Fall befriedigen kann. Der Verf. zeigt, dass die Handschrift, auf welche Schwarz und die ihm darin nachfolgenden Herausgeber, Jäger und Arntzen besonderes Gewicht legten, eine jüngere Handschrift, mit dem Datum des 6. Juli 1454 ist, die selbst nicht einmal genau verglichen worden, und dass es mit einer andern Wolfenbüttler, die ebenfalls in das fünfzehnte Jahrhundert fällt, nicht besser steht, und die Angabe des Laurentius Patarol, welcher bei seiner Ausgabe eine Venetianische, eine Ambrosianische und drei Vatikaner Handschriften benutzt zu haben versichert, fast wie eine Flunkerei aussieht; mehr Werth dürfte nach der Ansicht des Verfassers auf

eine Handschrift der Abtei St. Bertin bei St. Omer zu legen sein, welche Modius anführt, die aber indess verschwunden ist. Weitere Forschungen sind also vor Allem hier nöthig, um eine sichere Grundlage des Textes zu gewinnen, der übrigens, wie es fast scheinen will, eben so wie diess bei dem Panegyricus des Plinius der Fall ist, nur in verhältnissmässig jüngeren Handschriften noch vorhanden ist, die immerhin auf eine ältere Quelle verweisen, die bis jetzt wenigstens nicht näher aufgefunden ist. Möchte es den Bemühungen des Verf. gelingen, diese Quelle zu ermitteln und hiernach uns dereinst einen Text dieser Reden zu liefern, welcher, von den Verderbnissen, an denen er jetzt mehr oder minder leidet, frei, auf urkundliche Treue Anspruch machen kann. Wie sehr aber der gegenwärtige Text einer Revision bedarf, geht aus den Stellen hervor, welche von S. 5 an kritisch behandelt werden: auch ohne neue handschriftliche Hülfsmittel ist es dem Verf. gelungen, auf dem Wege der Conjecturalkritik, die freilich durch eine genaue Kenntniss dieser Redner, ihrer Sprach- und Ausdrucksweise gestützt ist, das Richtige zu finden und damit einen Sinn in die verdorbene und dadurch unlesbar gewordene Stelle zu bringen. In ähnlicher Weise werden auch S. 21 ff. einige Stellen der von Angelo Mai aus einem Ambrosianischen Palimpsest hervorgezogenen Reden des Symmachus behandelt.

Ein Buch ungarischer Geschichte 1058—1100 von ***Max Büdinger.*** *Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1866. VIII u. 166 S. in gr. 8.*

In der gegenwärtigen Zeit, in welcher die Blicke so Vieler auf Ungarn gerichtet sind, wird die vorliegende Schrift ein doppeltes Interesse erwecken, wie sie diess in jeder Hinsicht verdient, so sehr sich auch der Verf. überall auf eine rein objective Darstellung beschränkt und es sorgfältig vermieden hat, auf gegenwärtige Zustände hinzuweisen oder in Vergleichungen früherer Zustände mit heutigen sich einzulassen. Diese mag der Leser sich selbst machen, wenn er mit Aufmerksamkeit dem Verfasser in seiner anziehenden, durchweg auf die urkundlichen Quellen gestützten Darstellung folgt, die übrigens nach seiner ausdrücklichen Versicherung »nicht als eine eigentliche Fortsetzung« der österreichischen Geschichte des Verf. wie sie allerdings schon längst gewünscht wird, sondern »als eine fortsetzende Ergänzung derselben« angesehen werden soll. Und allerdings enthält sie einen werthvollen Beitrag zu der Geschichte des Kaiserthums Oesterreich, das ja auch die ungarischen Völker in seinen Rahmen einschliesst. Die Epoche ungarischer Geschichte, welche dieses Buch behandelt, ist eine für die Nation ruhmvolle und bedeutsame gewiss zu nennen. »Sie be-

ginnt mit dem Friedensschlusse, durch welchen Ungarn im Jahr 1058 sich auf dem Fusse stolzer Gleichberechtigung mit der damaligen legalen Obergewalt romanisch-germanischer Nationen, dem deutschen Königthume, freundlich verständigte. Sie endet mit der Gesetzgebung, welche, nach einer schweren Niederlage durch die Russen, Ungarn sich mit dem Beginne des zwölften Jahrhunderts in politischer und kirchlicher Selbstherrlichkeit gegeben hat. Sie zeigt die Anstrengungen der Nation, die von allen Seiten mit weltlichen und geistlichen Waffen bedrohte Selbständigkeit zu wahren und deren glänzenden, von Reichserweiterungen begleiteten Erfolg. In der Zusammenfügung der Doppelkrone, auf deren Besitz sie noch heute so stolz ist, gewinnt ihre ausdauernde Bemühung, wie ihr Sieg einen bleibenden Ausdruck u. s. w. — »Ich habe versucht, eine energische Erhebung des ungarischen Volkes aus der dreifachen Gefahr äusserer Abhängigkeit, innerer Parteiung und socialer Auflösung zu einem Zustande starker Selbstständigkeit, voller Einheit und eines für jenes Zeitalter unvergleichlich wohlgeordneten Rechtslebens zur Anschauung zu bringen u. s. w.« Also spricht sich der Verf. selbst über sein Unternehmen aus, das in der Weise ausgeführt ist, dass der erste Abschnitt mit König Bela I. beginnt, ein zweiter dann die Ausgleichungsversuche unter Salomon darstellt, dann die Regierung des Königs Geisa I. und des Königs Ladislaus I. geschildert wird. Es folgen weitere Erörterungen über die Thronfolgeordnung und über den Ausgang des kroatisch-dalmatischen Reiches; darauf des Königes Koloman Regierungsanfang und die neue Legislation, welche S. 144—159 besprochen wird. Zwei Anhänge: Zum Marchfeldfrieden von 1058 und Ueber Koloman's Namen und Herkunft, bilden den Schluss dieser Schrift, die auch einer vorzüglichen äusseren Ausstattung sich erfreut.

Tableaux de la revolution Française publies sur les papiers inédits du département et de la police secrète de Paris par Adolphe Schmidt, professeur d'histoire à l'université de Jéna. Tome premier. Leipzig, Veit et Comp. 1867. XII und 379 S.

Das Werk, dessen erster Theil hier vorliegt, enthält eine Reihe von Aktenstücken, welche auf die französische Revolution sich beziehen und bisher noch nicht an das Tageslicht gezogen worden sind, veröffentlicht hier (mit nur wenigen Ausnahmen) zum erstenmal nach den Abschriften, welche der Herausgeber von den im kaiserlichen Archiv zu Paris, das ihm zum Zweck seiner gelehrten Forschung geöffnet war, befindlichen Originalen genommen hatte. Der Herausgeber hat sich indessen nicht auf die nackte Veröffentlichung dieser Dokumente beschränkt, sondern auch überall die nöthigen Erläuterungen zum richtigen Verständniss derselben bei-

gefügt und den Zusammenhang, in dem sie mit den Ereignissen selbst stehen, genau nachgewiesen. Dass diess in französischer Sprache geschehen, kann, da in diesem Werke nur französische Urkunden veröffentlicht werden, deren Inhalt auch zunächst auf Frankreich und die französische Revolution sich bezieht, kaum befremden, und wird der Verbreitung und Benützung des Ganzen nur förderlich erscheinen. Es zerfällt dieser erste Band, dem noch zwei weitere nachfolgen sollen, in zwei Abtheilungen, von welchen die erste lauter Dokumente enthält, welche auf den Sturz des Königthums, bis auf die Hinrichtung Ludwig's XVI. sich beziehen; die andere dagegen den Sturz der Gironde und die Erhebung der Bergpartei aus einer Reihe von Aktenstücken des Pariser Stadtrathes und der geheimen Polizei uns näher und im Einzelnen kennen lernen lässt, wobei der Herausgeber es nirgends an den nöthigen Erläuterungen hat fehlen lassen, durch welche der Inhalt dieser Mittheilungen, und ihre Beziehung zum Ganzen klar gemacht wird So gewinnen allerdings die in dieser zweiten Abtheilung mitgetheilten Aktenstücke eine besondere Bedeutung, weil wir daraus auch zugleich die Organisation und das Verhalten der geheimen Policei, wie sie damals eingerichtet war, nach ihren einzelnen Persönlichkeiten ersehen, und über die ganze Einrichtung ein Urtheil zu fällen im Stande sind. Man wird hiernach in diesen Tableaux eine wesentliche Bereicherung des Materials und der Quellen zur Geschichte der französischen Revolution in ihren wichtigsten Momenten zu erkennen haben.

Schiller's religiöse Bedeutung. Ein Vortrag von Lic. Dr. P. Kleinert. Berlin. Verlag von Wiegandt und Grieben. 1867. 46 S.

Der Unterzeichnete hat im vorigen Jahre den von dem gelehrten Herren Verfasser im evangelischen Verein zu Berlin gehaltenen Vortrag über Augustin und Göthe's Faust angezeigt. Faust sollte durch jene Parallele eine religiöse Bedeutung gewinnen und zu kirchlichen Zwecken benützt werden, was in dem Wesen der Faustdichtung nicht zur folgenrichtig durchzuführenden Anwendung vorliegt. Denn Faust hat so wenig etwas von Augustin, als Göthe etwas von einem Augustinermönch.

In vorliegendem Vortrage soll ebenfalls für den evangelischen Verein in Berlin Schiller's religiöse Bedeutung hervorgehoben werden. Die Stelle, von welcher der Herr Verf. seinen Vortrag hält, ist »religiösen Zwecken geweiht« (S. 7). Er schickt darum seiner eigentlichen Aufgabe einige geschichtliche Bemerkungen voraus, um hervorzuheben, wie auch die christlichen Lehrer des Alterthums, ein Clemens von Alexandria, Origenes, Gregor von Nazianz, Basilius, der Grosse, Augustin und selbst der mönchische Hieronymus

den Werth der klassischen Bildung, insbesondere der klassischen Philosophie und Dichtkunst sehr hoch stellten.

Die Sprache ist schön und blühend, die Gedanken sind treffend entwickelt und zeigen von genauer Kenntniss der Schiller'schen Poësie. Doch müssen einem ruhigen, objectiven Beobachter die Bestrebungen auffallen, mit welchen der Herr Verf. sich zu rechtfertigen sucht, wenn er an der »religiösen Zwecken geweihten Stelle« von der Bedeutung Schiller's spricht und kirchliche Auctotäten anführen muss, um »alle Gewissen, auch die ängstlichen, für die Meinung zu gewinnen, dass es ein gutes und im besten Sinne christliches Werk ist, auch unsere grossen deutschen Klassiker für die christliche Hausbibliothek, sei es zu erhalten, sei es zu erobern und ihr Andenken auch in der Kirche im Segen zu erhalten.« Man hat es also hier auch wohl mit solchen zu thun, welche es für eine ganze oder mindestens halbe Sünde halten, einen deutschen Klassiker zu lesen.

Ref. stimmt dem Herren Verf. vollkommen bei, wenn er S. 7 sagt: »Der Glaube ist im Versiegen und Verdorren, der sich scheu zurückzieht von Allem, was ihm auf den ersten Anblick fremd erscheint.« Der Herr Verf. will sich nicht in die Beleuchtung aller einzelnen Vorwürfe gegen Schiller's Religiosität einlassen. Er will die religiöse Bedeutung desselben aus seinen Werken darthun. Sie ist eine »den Weg weisende; es ist der Weg der Erziehung zur Religion« (S. 12). Der Weg der Erziehung zur Religion ist der Weg in der Geschichte der Menschheit, wie in der Geschichte des Einzelnen. Diese Richtung der Erziehung ist der Begriff des Sittengesetzes und der sittlichen Weltordnung, von welchem Schiller ausgeht. Er ist von »keinem deutschen Dichter so ernst und gross aufgefasst worden, als von ihm« (S. 14). Frau von Staël nannte seine Muse das Gewissen. Nicht nur zeigt sich dieses in seinen dichterischen Arbeiten, er ging der Macht des Gewissens auch als Geschichtschreiber nach; denn er schrieb Geschichte vom Standpunkte der sittlichen Weltordnung (S. 17). Auch in seinen Schauspielen und ästhetischen Arbeiten zeigt sich immer dieser sittliche Ernst. Mit Recht wird gezeigt, dass der Dichter eine Fülle göttlicher Gestalten des Alterthums in seinen Gedichten verwenden und doch dabei von einem religiösen Sinn getragen sein kann. S. 23 wird das schöne Epigramm Schiller's an Göthe angeführt:

Ist das Auge gesund, so begegnet es aussen dem Schöpfer;
Ist es das Herz, dann gewiss spiegelt es innen die Welt.

Die Gottheiten des Alterthums sind dem Dichter die »künstlerische Vervielfältigung des Einen, der über der Welt und in der Welt ist und in allem Seienden in wandelnder Wirkung gefühlt und gefunden wird« (S. 24).

Der Herr Verfasser findet eine Analogie zwischen den beiden grösten Dichtern des Mittelalters, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Strassburg einerseits und den beiden grösten Dichtern der Neuzeit, Schiller und Göthe, andrerseits. Diese haben die griechische Mythologie, jene die keltische Sage als Stoff verwendet. Die Parallele wird S. 25 gezogen. »Gottfried, heisst es daselbst, verliert sich an die Sage und kommt dadurch zu einem vollendeten, in sich gesättigten Gestaltung, der aber der keusche und ernste deutsche Geist abhanden gekommen ist.« Mit Gottfried wird nun Göthe, auf welchen das Griechenthum einen ähnlichen Eindruck machte, und mit Wolfram, »dem Träger der tiefen deutschen Gedanken von Zweifel und Glauben« Schiller verglichen. Die Parallele lässt sich wohl nicht durchführen. Denn man wird eben so wenig sagen können, dass in Göthe »vor dem griechischen Geiste die dentsche Ader zurücktrete«, und dass »für uns seine Schöpfungen um so fremder werden, je in sich gesättigter und gerundeter sie sind.« Gehört denn zum Wesen der deutschen klassischen Dichtkunst, »nicht gesättigt und nicht gerundet zu sein«, und kann man diesen Vorwurf den Schiller'schen Dichtwerken machen? Ist denn der Redestrom Gottfrieds deshalb deutsch, weil er nicht nur krystallhell fliesst« und »glitzert«, sondern auch »dunkel und labyrintisch« erscheint? Kommt man durch »das Verlieren an eine Sage« zur »künstlerisch vollendeten, in sich gesättigten Gestaltung«?

Von dem sittlichen Geiste in Schiller's Dichtungen wird der Uebergang zu dessen religiöser Weltanschauung gemacht, indem in ihm »das deutsche Gemüth« hervorgehoben wird, das ihm »zum Schmuck und zur Hülle des tief ernsten religiösen Gedankens dient.« Er weist als Beleg für Schiller's religiösen Sinn vorzugsweise auf sein Gedicht: das Ideal und das Leben hin und hebt die Stelle hervor:

> Nehmt die Gottheit auf in Euren Willen,
> Und sie steigt von ihrem Weltenthron!

Natürlich hört die Nachweisung von selbst auf, wenn man ein specifisch-christliches Bekenntniss oder einen christlichen Dogmatismus in Schiller finden wollte. Das aber will natürlich der Herr Verf. von einem Dichter, wenn er ganz ist, wie er nach seinem Vorbilde sein soll. Er sagt S. 34: »Schiller hat die Gedanken des Reiches (Gottes), aber er führt nur bis zum Thor und zeigt die lichten Gestalten, die drinnen sind; die Thüre öffnet er nicht.« Wenn unter diesen lichten Gestalten die Dogmen der Erbsünde, der Erlösung und Gnade verstanden werden, so werden sie uns wohl schwerlich durch Schiller gezeigt; das Thor ist nicht offen, sondern geschlossen. Es gehört eine specifisch-religiöse Phantasie dazu, in der Braut von Messina »das sühnende Kreuz aus der Erde sich erheben« zu sehen, auf dem »die Rechtfertigung aus Gnaden eingegraben ist.« Als »Signatur« seiner schriftstellerischen

Thätigkeit wird »nicht die christliche Religion«, sondern »der Weg bis zu ihr« bezeichnet. Er »bleibt an der Schwelle stehen.« Wie erhaben müssen sich hier specifisch fromme Seelen fühlen; sie stellen sich über Schiller, weil sie über der Schwelle sind, sie sind im Heiligthum, zu welchem Schiller uns den Weg gewiesen hat. Man vergisst bei solchem Vorwurfe die schönen Worte des Dichters:

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen
Die du mir nennst! Und warum keine? Aus Religion.

v. Reichlin-Meldegg.

Zur Berechnung der Krystallformen. Von Franz von Kobell. München. Joseph Lindauer'sche Buchhandlung. 1867. 8. S. 54.

Im Anschluss an frühere Arbeiten hat der Verfasser hier die Berechnung der Krystallformen vermittelst der sphärischen Trigonometrie weiter ausgeführt mit besonderer Rücksicht auf die Berechnung der Zeichen Naumanns.

Die Anwendung der sphärischen Trigonometrie — so bemerkt von Kobell — hat schon vor anderen Methoden darin einen Vorzug, dass sie die Basis der Rechnung jederzeit darlegt: denn diese Basis ist wesentlich das sphärische Dreieck. Wenn solches an der zu berechnenden Gestalt zweckmässig gelegt ist und man seine Seiten und Winkel richtig deutet, dann ist die Rechnung mit den bekannten Formeln klar vorgezeichnet und gewöhnlich ohne Schwierigkeiten auszuführen. Es ist dies besonders der Fall, weil man öfter mit rechtwinkligen sphärischen Dreiecken zu thun hat, wie mit schiefwinkligen und eine Berücksichtigung der Hauptschnitte an den Krystallformen hiebei wesentliche Vortheile gewährt.

Das vortreffliche Werk N. v. Kokscharows »Materialien zur Mineralogie Russlands«, welches mit Anwendung der Naumann'schen Bezeichnung und Ableitung die erforderlichen Winkel für die verschiedensten Fälle mit grosser Genauigkeit angibt, wird von Fr. v. Kobell allen Denen empfohlen, welche sich mit Berechnungen von Krystallformen beschäftigen wollen.

G. Leonhard.

Nr. 36. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Immanuel Kant's sämmtliche Werke. In chronologischer Reihenfolge herausgegeben von G. Hartenstein. Zweiter Band. Leipzig, Leopold Voss. 1867. XI u. 464 S. Vierter Band XII u. 507 S. gr. 8.

Der Unterzeichnete hat in Nr. 32 des gegenwärtigen Jahrganges den ersten Band der höchst verdienstvollen neuen Ausgabe der Kant'schen sämmtlichen Werke durch den geistvollen und gründlich gelehrten Philosophen, G. Hartenstein, angezeigt. Das Bedürfniss und die Bedeutung dieser Ausgabe wurden in der Anzeige des ersten Bandes besprochen und Refer. beschränkt sich daher darauf, die Reichhaltigkeit und die genaue, dem ursprünglichen trefflichen Plane in Allem vollkommen angemessene Anordnung des Inhaltes der beiden vorliegenden Bände in gegenwärtiger Anzeige anzudeuten.

Während der erste Band Kant's naturwissenschaftliche und mathematische Schriften aus der Zeit seiner ersten schriftstellerischen Entwicklung vom Jahre 1747 bis 1756 enthält, umfasst der zweite Band die ziemlich lange Reihe von Abhandlungen und kleineren Schriften, welche zwischen das Jahr 1757 und die erste Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft (1781) fallen. Es sind in chronologischer Ordnung folgende 19 Schriften und Abhandlungen in demselben enthalten: 1) Entwurf und Ankündigung eines Collegii der physischen Geographie, nebst dem Anhange einer kurzen Betrachtung über die Frage: ob die Westwinde in unseren Gegenden darum feucht seien, weil sie über ein grosses Meer streichen, 1757; 2) neuer Lehrbegriff der Bewegung und Ruhe und der damit verknüpften Folgerungen in den ersten Gründen der Naturwissenschaft, 1758; 3) an Fräulein Charlotte von Knobloch über Swedenborg, 1758; 4) Versuch einiger Betrachtungen über den Optimismus, 1759; 5) Gedanken bei dem frühzeitigen Ableben des Herren Joh. Friedr. von Funk in einem Sendschreiben an die Frau Agnes Elise verwittw. Frau Rittmeisterin von Funk, 1760; 6) die falsche Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren, 1762; 7) Versuch, den Begriff der negativen Grössen in die Weltweisheit einzuführen, 1763; 8) der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration für das Dasein Gottes, 1763; 9) über den Abenteurer Jan Pawlikowicz Zdomozyrskich Komarnicki, 1764; 10) Versuch über die Krankheiten des Kopfes, 1764; 11) Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, 1764; 12) Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und

der Moral. Zur Beantwortung der Frage, welche die königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin auf das Jahr 1763 aufgegeben hat, 1764; 13) Nachricht von der Einrichtung seiner Vorlesungen in dem Winterhalbjahre von 1765—1766, 1765; 14) Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik, 1766; 15) von dem ersten Grunde des Unterschiedes der Gegenden im Raume, 1768; 16) de mundi sensibilis et intelligibilis forma atque principiis, 1770; 17) Recensionen der Schrift von Moscati über den Unterschied der Structur der Menschen und Thiere, 1771; 18) von den verschiedenen Racen der Menschen, 1775; 19) (Druckfehler XIV) das Basedow'sche Philanthropin betreffende Recensionen und Aufsätze, 1776—1778.

Der Herr Herausgeber konnte von Nr. 1 der hier aufgezählten Abhandlungen kein Exemplar des Originaldruckes auftreiben. Die Angabe des Jahres gründet sich auf eine Bemerkung in der Darstellung des Lebens Kant's von Borowski. Sie findet sich einzig in Nicolovius' Sammlung der kleineren Schriften Kant's. Das Jahr 1757 ist auch nach Borowski das Jahr, »seitdem Kant mit nie sinkendem Beifall die Vorlesung über physische Geographie gehalten hat.« Darauf deutet auch die Aufschrift der Abhandlung: Entwurf und Ankündigung. So sagt er auch am Schlusse seiner Abhandlung vom neuen Lehrbegriff der Bewegung und Ruhe: »Ich habe in dem verwichenen halben Jahre (Winter 1757—1758) die physische Geographie nach meinen eigenen Aufsätzen vorgelesen.« Auch weist er in seiner Nachricht von der Einrichtung seiner Vorlesungen im Winter 1765—1766, in welchem er wieder Vorträge über physische Geographie ankündigt, darauf hin, dass er »gleich zu Anfang seiner akademischen Unterweisung« auf diese Wissenschaft aufmerksam gemacht, und bezeichnet zugleich die Veränderungen, die er »jetzt« in ihrem Vortrage vorgenommen habe. Mit Unrecht ist daher in der Ausgabe der Werke Kant's von Rosenkranz und Schubert im Specialtitel der Abhandlung und im Gesammtverzeichniss der Schriften Kant's für den »Entwurf und Ankündigung des Collegii der physischen Geographie« das Jahr 1765 anstatt des Jahres 1757 angegeben.

Nr. 2 erschien zu Königsberg bei Driest 1758. 8 Seiten in 4to im Drucke. Es ist ein Programm zur Ankündigung der Vorlesungen Kant's im Sommerhalbjahre 1758. In den bisherigen Ausgaben fehlt die am Schlusse folgende Ankündigung der Vorlesungen selbst. Sie ist in diese Ausgabe zur Vervollständigung aufgenommen worden. Das Original ist »sehr nachlässig« gedruckt. Die Sprach- und Schreibfehler wurden an den betreffenden Stellen verbessert.

Nr. 3. Schreiben an Fräulein Charlotte von Knobloch über Swedenborg, zuerst von Borowski mit dem in der gegenwärtigen Sammlung gebrauchten Titel bekannt gemacht, hat dem Inhalte nach mit den Träumen eines Geistersehers,

erläutert durch Träume der Metaphysik, einen verwandten Inhalt, und da die Briefform nur eine ausserwesentliche Einkleidung ist, wurde die Schrift sehr passend hier, wohin sie dem Inhalte und der Zeitfolge nach gehört, aufgenommen und aus der Briefsammlung entfernt.

Auch für Nr. 5 stand dem Herrn Herausgeber das Original (gedr. Königsberg, bei Driest, 1760. 8. S. 4) nicht zu Gebote. Die Schrift findet sich nur in den Sammlungen der kleineren Schriften Kant's von Rink und Nicolovius.

Nr. 6 erschien in Königsberg bei Joh. Jac. Kanter, 1762 (33 S. 8). Ein Nachdruck wurde zu Frankfurt und Leipzig 1797 ausgegeben.

Von Nr. 8 (einzig möglicher Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes) ist die erste Ausgabe in Königsberg bei Joh. Jac. Kanter 1763 (XIV S. Vorrede und 205 S. 8.) erschienen. Vor der Aufnahme in die kleinern Schriften wurden noch zwei Ausgaben dieses Buches veranstaltet, zuerst 1770, in welcher Ausgabe in dem von dem Herren Herausgeber verglichenen Exemplar die Vorrede fehlt. Diese Ausgabe hat den einfacheren Titel: Der einzige mögliche Beweis vom Dasein Gottes. Eine zweite, beziehungsweise dritte Ausgabe erschien 1794 unter der ursprünglichen Aufschrift. Die Angabe des Jahres der Originalausgabe 1783 statt 1763 ist falsch. Noch ist ein Nachdruck als »neue Auflage«, Leipzig 1794, zu nennen. Die Auflagen sind sich gleich und sind sogar in Druckfehlern mit der ersten sehr nachlässig gedruckten gleichlautend.

Der Aufsatz Nr. 9 (über Zdomozyrskich, nicht Idomozyrskich, wie in den beiden Abdrücken steht) erschien in den Königsberger gelehrten und politischen Zeitungen 1764, Nr. 3 und wurde zuerst von Borowski wieder aufgenommen. In dieser Sammlung ist er als Ankündigung der zunächst folgenden Abhandlung Nr. 10, Versuch über die Krankheiten des Kopfes, eingereiht. Vorausgedruckt ist dem Urtheile Kant's über den Ziegenpropheten Zdomozyrskich ein Auszug aus einem Aufsatze Hamanns in dessen Schriften, herausgegeben von Roth, Bd. III, S. 236—241, welcher den Leser über den Gegenstand orientirt. Daran reiht sich die genannte beurtheilende Anzeige Kant's aus den Königsberger gelehrten und politischen Zeitungen.

In dieser genannten Zeitschrift erschienen auch unmittelbar darauf im Jahrgang 1764, St. 4—8 Nr. 10, der Versuch über die Krankheiten des Kopfes, und später noch andere Beiträge von Kant ohne Nennung seines Namens.

Nr. XI, die Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, erschien zuerst Königsberg bei J. J. Kanter, 1764, 110 S. 8; dann im gleichen Verlage 1766 und 1771 bei J. F. Hartknoch in Riga. Die beiden letzten Abdrücke unterscheiden sich von dem ersten nur durch sinnstörende Druck-

fehler, welche nach der ersten Ausgabe mit kleinen Aenderungen verbessert wurden.

Nr. 12, die Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und der Moral, wurde zuerst ohne Nennung des Verfassers als Anhang zu Moses Mendelssohns »Abhandlung über die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften, welche den von der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin auf das Jahr 1763 ausgesetzten Preis erhalten hat», abgedruckt.

Dazu kam noch (Berlin, 1764) der Beisatz: »Nebst noch einer Abhandlung über dieselbe Materie, welche die Akademie nächst der ersten für die beste gehalten hat.« Diese Abhandlung ist die hier (S. 281—311) gegebene.

Nr 13 wurde in keinem Exemplare des ursprünglichen Druckes aufgebracht. Der Text blieb unverändert nach dem Abdrucke in der Sammlung der kleinen Schriften Kant's von Rink und Nicolovius. Nr. 14 (die Träume eines Geistersehers) erschien anonym in Königsberg bei J. J. Kanter 1766, 128 S. kl. 8; auch steht in andern Exemplaren mit demselben Jahre und den gleichen Seiten: Riga bei J. F. Hartknoch. Eine weitere Ausgabe dieser Schrift ist nicht bekannt.

Die Abhandlung Nr. 15 (von dem ersten Grunde des Unterschiedes der Gegenden im Raume) ist aus den Königsberger Frage- und Anzeigenachrichten, 1768, St. 6—8 abgedruckt.

Die Abhandlung Nr. 16 (de mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis) ist nach dem Originalabdrucke (Regiomonti, typ. G. L. Hartungh, 1770, 38 S. 4.) in manchen Einzelnheiten berichtigt. Mit dieser, eine neue Richtung in der philosophischen Weltanschauung andeutenden Schrift trat Kant die ihm übertragene Professur der Logik und Metaphysik an. Als Tag der Antrittsdisputation ist auf dem Titel nicht der 20., sondern der 21. August 1770 angegeben. Sodann ist die in den bisherigen Abdrücken fehlende Zueignung an Friedrich den Grossen, wie im Originale, auf der Rückseite des Specialtitels hinzugefügt. Die Widmung lautet: Augustissimo Serenissimo atque Potentissimo Principi ac Domino Domino Friderico Regi Prussorum, Marchioni Brandenburgico, S. R. J. Archicamerario et Electori, Supremo Silesiae Duci etc. etc. Patri Patriae Clementissimo Regi ac Domino suo Indulgentissimo has demandati sibi muneris primitias devota mente offert subjectissimus Immanuel Kant (S. 394). Auch einige andere kleinere Aenderungen sind aus dem Originale hinzugekommen.

Nr. 17 ist eine Recension der Beckmann'schen Uebersetzung der Schrift von Moscati über den Unterschied der Structur der Thiere und Menschen. Für ihre Echtheit spricht das Zeugniss von Kant's vieljährigem Freunde und Collegen, Christ. Jac. Kraus. Sie ist den Königsberger gelehrten und

politischen Zeitungen 1771, St. 67 entnommen, und in Rudolph Reicke's Kantiana, Beiträge zu J. Kant's Leben und Schriften, Königsberg, 1860 wieder abgedruckt.

Nr. 18 (Abhandlung von den verschiedenen Racen der Menschen) wurde von Kant zur Ankündigung der Vorlesungen über physische Geographie im Sommerhalbjahre 1775 geschrieben und erschien in diesem Jahre zu Königsberg bei G. L. Hartung, 12 S. 4. im Drucke. Später wurde dieselbe Schrift in J. J. Engels »Philosoph für die Welt« (Leipzig, 1777) im Bd. II, S. 125—164 abgedruckt. Diese Bearbeitung ist im Vergleiche zur ersten Ausgabe verändert und besonders am Schlusse erweitert. Der Abdruck in der neuen G. Hartenstein'schen Ausgabe ist nach dem Texte bei J. J. Engel mit Angabe der Abweichungen vom Texte der ersten Ausgabe veranstaltet.

Unter Nr. 19 schliessen drei Aufsätze über das Basedow'sche Philanthropin aus den Jahren 1776—1778 den zweiten Band. Der zweite dieser Aufsätze ist »unzweifelhaft echt« und hat die Ueberschrift »an das gemeine Wesen« (S. 457). Ursprünglich stand er, mit K. unterzeichnet, im 25. Stück des Jahrgangs 1777 der Königsberger gelehrten und politischen Zeitungen; bald darauf auch in den von Basedow und Campe herausgegebenen »pädagogischen Unterhaltungen« (Dessau, 1777, St. 3) unter Kant's Namen. Er fehlt in der ältern Hartenstein'schen und Rosenkranz-Schubert'schen Ausgabe von Kant's sämmtlichen Schriften. Karl von Raumer hat in seiner »Geschichte der Pädagogik seit dem Wiederaufblühen der klassischen Studien« (Stuttgart, 1843) Thl. II, S. 259 auf diesen Aufsatz zuerst wieder hingewiesen und ihn durch den Druck mitgetheilt. Diplomatisch genauer und vollständiger ist der Abdruck in Reicke's Kantiana S. 72. Zwei andere Aufsätze über denselben Gegenstand aus den Königsberger gelehrten und politischen Zeitungen, 1776, St. 26 und 1778. St. 68 (Beilage) sind ebenfalls in Reicke's Kantiana aufgenommen und werden als »unzweifelhaft echte Beiträge zu Kant's Schriften« bezeichnet. Unser Herr Herausgeber überlässt die Entscheidung über die Echtheit des ersten Aufsatzes dem subjectiven Gefühl des Einzelnen, spricht sich aber entschieden gegen die Echtheit des zweiten aus. Der Aufsatz ist »zu redselig« und wird am Schlusse, um Kantisch zu sein, »viel zu theatralisch.« Auch war Kant nach einem Briefe an den Hofprediger Wilh. Crichton, den damaligen Redacteur der Königsberger Zeitung, vom 29. Juli 1778 dem Basedow'schen Institute nur »sehr bedingungsweise geneigt.« Er muntert in seinem Schreiben Crichton auf, für das Institut zu schreiben, und der Herr Herausgeber vermuthet, dass der mehr als 3 Wochen nach diesem Schreiben erschienene beredte Aufsatz der Königsberger Zeitung Crichton zum Verfasser habe.

Der vierte Band enthält die der Zeitfolge nach zwischen die Kritik der reinen Vernunft (1781) und zwischen die Kritik der

praktischen Vernunft (1788) fallenden Schriften und Abhandlungen. Er umfasst im Ganzen 16 Nummern, welche sich in chronologischer Ordnung also folgen: 1) Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können (1783); 2) Recension von Schulz's Versuch einer Anleitung zur Sittenlehre für alle Menschen ohne Unterschied ihrer Religion, Thl. I (1783); 3) Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht (1784); 4) Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? (1784); 5) Recensionen von J. G. Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, Thl. 1. 2. (1785); 6) über die Vulcane im Monde (1785); 7) von der Unrechtmässigkeit des Büchernachdrucks (1785); 8) Bestimmung des Begriffs einer Menschenrace (1785); 9) Grundlegung zur Metaphysik der Sitten (1785); 10) muthmasslicher Anfang der Menschengeschichte (1786); 11) Recension von Gottl. Hufeland's Versuch über den Grundsatz des Naturrechts (1786); 12) was heisst sich im Denken orientiren? (1786); 13) metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft (1786); 14) Bemerkungen zu Ludwig Heinrich Jakob's Prüfung der Mendelssohn'schen Morgenstunden (1786); 15) über den Gebrauch teleologischer Principien in der Philosophie (1788); 16) sieben kleine Aufsätze aus den Jahren 1788—1791.

Ausser einem Nachdrucke (Frankf. u. Leipz. 1791) existirt in besonderm Abdrucke von Nr. 1 nur die erste Originalausgabe (Riga bei J. Fr. Hartknoch, 1783, 222 S. 8). Doch muss im gleichen Jahre von der ersten Ausgabe der Prolegomena zu jeder künftigen Metaphysik »rücksichtlich des Formats, der Lettern, überhaupt der ganzen Einrichtung des Drucks ein ganz gleicher« zweiter Abdruck veranstaltet worden sein; denn die Lesearten sind in zwei von dem Herren Herausgeber verglichenen Exemplaren verschieden. Nr. 2, die Recension über Schulz' Sittenlehre, schrieb Kant für das »raisonnirende Bücherverzeichniss«, Königsberg, Hartung, 1783 (Nr. 7, S. 93). Die Schrift ist in Borowski's Leben Kant's und in der Sammlung der kleineren Kant'schen Schriften von Nicolovius abgedruckt. Nr. 3 u. 4 erschienen in der Berliner Monatsschrift 1784 und zwar die erste (Idee zu einer allgemeinen Geschichte) im November, (S. 386—410), die zweite (über die Aufklärung) im Dezember (S. 481—495). Nr. 5 (Recensionen von Herders Ideen) erschien in der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung 1785 (Bd. I, S. 17 ff. Bd. IV, S. 153 ff.) »Die Erinnerungen des Recensenten« gegen Herder's Vertheidigung finden sich als Anhang zum Märzmonat der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung vom Jahre 1785 auf dem letzten Blatte des betreffendea Bandes. Der Aufsatz Nr. 6 (über die Vulcane im Monde) ist aus der Berliner Monatsschrift, 1785, März, S. 199—213). Nr. 7 und 8 (über Büchernachdruck und über den Begriff der Menschenracen) stehen in der gleichen Zeitschrift, 1785, Mai, S. 403—417 und November

S. 390—418. Von Nr. 9 (Grundlegung zur Metaphysik der Sitten) existiren vier besondere Ausgaben. Die erste erschien zu Riga bei Hartknoch (XVI S. Vorrede, 123 S. 8.), die zweite 1786. Die zweite ist von Kant selbst durchgesehen und wird in gegenwärtiger Ausgabe als Text zu Grunde gelegt. Die dritte und vierte Ausgabe sind blosse Abdrücke der zweiten. Nr. 10 (über den Anfang der Menschengeschichte) ist aus der Berliner Monatsschrift, 1786, Januar, S. 1—28; Nr. 11 (die Recension über G. Hufeland's Naturrecht) aus der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung, Bd. II, S. 113; Nr. 12 (über das sich Orientiren im Denken) aus der Berliner Monatsschrift, 1786, October, S. 304 — 330. Von Nr. 13 (metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft) erschienen ausser einem Nachdrucke (Frankf. u. Leipzig, 1794) bei Kant's Leben drei Ausgaben, die erste 1786 (Riga bei J. F. Hartknoch, XXIV u. 158 S. gr. 8.), die zweite 1787, die dritte 1800. Nr. 14 (über L. H. Jakobs' Prüfung der Mendelssohn'schen Morgenstunden) steht im Jakobs'schen Buche selbst, nach der Vorrede desselben S. XLIX—LX. Jakobs theilte in einem Briefe Kant den Entschluss der Prüfung der Mendelssohn'schen Morgenstunden mit und erwähnte in demselben die Stelle S. 116 in den Morgenstunden. Kant versprach ihm eine Berichtigung dieser Stelle. Den Aufsatz, der aus dieser Berichtigung entstand, schickte Kant an Jakobs, der ihn in seine Prüfung aufnahm. S. 464 wird diese Veranlassung mitgetheilt. Nr. 15 (über den Gebrauch teleologischer Principien in der Philosophie) erschien durch Karl Leonhard Reinhold's Vermittlung in dem von Wieland herausgegebenen deutschen Merkur, 1788, Januar, S. 36—52. Zum Schlusse wurden 7 kleinere Aufsätze aus den Jahren 1788—1791 in den vierten Band aufgenommen. F. W. Schubert machte sie in der von ihm und Rosenkranz veranstalteten Ausgabe von Kant's sämmtlichen Werken (Bd. XI, Abth. 1, S. 261—272) zuerst bekannt. Die sieben Aufsätze sind: 1) Beantwortung der Frage: Ist es eine Erfahrung, dass wir denken? 2) über Wunder; 3) Widerlegung des problematischen Idealismus; 4) über particuläre Providenz; 5) vom Gebet; 6) über das Moment der Geschwindigkeit im Anfangsaugenblicke des Falls; 7) über formale und materiale Bedeutung einiger Wörter. Zweimal hielt sich Professor Kiesewetter bei Kant in Königsberg im Jahr 1788—1789 und 1791 auf. Aus Gesprächen, welche Kant mit jenem hielt, entstanden diese kleinen Aufsätze, welche Kiesewetter von Kant erhielt und handschriftlich nach chronologischer Reihenfolge 1808 bezeichnete. Die Mittheilung derselben verdankte Schubert, ihr erster Herausgeber, der Vermittlung des Varnhagen von Ense. Diese Veranlassung, welche von Schubert in der Rosenkranz-Schubert'schen Ausgabe der Kant'schen Schriften a. a. O. erzählt wird, wird auch in der neuen G. Hartenstein'schen Ausgabe als Einleitung zu den Aufsätzen mitgetheilt.

Unter sorgfältigster Vergleichung der verschiedenen Ausgaben wurden bei allen einzelnen Schriften der beiden vorliegenden Bände theils sprachliche offenbare Unrichtigkeiten, theils Druckfehler in den theilweise sehr nachlässigen Einzelausgaben der Kant'schen Schriften von dem gelehrten Herren Herausgeber verbessert

Nicht aufgenommen wurde die von Borowski unter dem Jahre 1784 erwähnte und auch von Sam. Gottl. Wald in seinem zweiten Beitrag zur Biographie Kant's (Einladungsschrift zur Gedächtnissrede auf den Obertribunalrath Schimmelpfennig, Königsberg 1804) als eine 1784 selbstständig in 4. erschienene Schrift bezeichnete Abhandlung: »Betrachtungen über das Fundament der Kräfte und die Methoden, welche die Vernunft anwenden kann, sie zu beurtheilen.« Nach einem Briefe Kant's an Christ. Gottfr. Schütz vom 13. September 1783 ist der Geheimerath von Elditten ihr Verfasser.

Was die chronologische Anordnung betrifft, so wird im vierten Bande S. 27 der Brief über Swedenborg an Fräulein Charlotte von Knobloch nach Nicolovius in das Jahr 1758 gesetzt. Ueberweg gibt (Grundriss der Geschichte der Philosophie, III, S. 137) als Datum des Briefes den 10. August 1763 an. Das Jahr ergibt sich aus der Vergleichung der historischen Data mit Gewissheit. Dazu passt auch, dass die Vermählung der Charlotte Amalia von Knobloch (geb. 10. August 1740) mit dem Hauptmann Friedrich von Klingsporn am 22. Juli 1764 statt fand (Nachweis bei Ueberweg a. a. O.)

Nr. 10 (über die Krankheiten des Kopfes) hängt wohl nicht, wie aus der Stellung der Kant'schen Schriften bei Ueberweg (III, S. 137) hervorgeht, mit Kant's Schriften über Swedenborg, dem Briefe an die Knobloch und den Träumen eines Geistersehers, zusammen; die Schrift ist vielmehr nach dem Nachweise des Herren Herausgebers dieser Sammlung veranlasst durch Kant's Bemerkungen über eine Geschichte des Ziegenpropheten Zdomozyrskich in den Königsberger gelehrten und politischen Zeitungen, 1764, Nr. 3. Der Artikel über die Lebensart dieses Wilden, der in dieser Zeitung anonym enthalten ist, schliesst mit den Worten: »Wir kündigen zugleich den ersten Originalversuch in unsern nächsten Blättern an und versprechen uns für die Zufriedenheit unserer Leser mehrere Beiträge von der Gefälligkeit dieses scharfsinnigen und gelehrten Gönners.« Unmittelbar auf diese Ankündigung folgt nun vom 4. bis 8. Stück der Aufsatz über die Krankheiten des des Kopfes.

Der naturwissenschaftliche und mathematische Charakter, welcher in den ersten, im ersten Bande enthaltenen Schriften Kant's vorherrscht, tritt in den vorliegenden Bänden zurück. In dem zweiten Bande beziehen sich nur drei kleine Schriften auf Naturwissenschaft, Nr. 1 (Entwurf und Ankündigung eines Collegii der physischen Geographie u. s. w. 1757), Nr. 2 (neuer Lehrbegriff der

Bewegung und Ruhe, 1758) und Nr. 17 (die Recension über die Schrift des Anatomen Moscati vom Unterschied der Structur der Menschen und Thiere, 1771), im vierten Bande Nr. 6 (über die Vulcane im Monde, 1785), der kleine Aufsatz unter Nr. 16 (aus den Jahren 1788—1791) »über das Moment der Geschwindigkeit im Anfangsaugenblicke des Falls« und die grössere Schrift Nr. 13 (metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft). Alle andern grösseren und kleineren Schriften der beiden vorliegenden Bände haben einen philosophischen Charakter und behandeln Gegenstände aus dem Gebiete der Logik, Metaphysik, Psychologie, Anthropologie, Moralphilosophie, Aesthetik, des Naturrechtes.

Die Schriften des ersten und des vorliegenden zweiten Bandes bis Nr. 16 (S. 393) gehören der genetischen Periode an d. h. jener Zeit, welche dem Kant'schen Kriticismus vorangeht und äusserlich mit seiner Stellung als Privatdocent zusammenhängt, einem Zeitraume, in welchem er zwar noch im Allgemeinen sich an den Leibnitzisch-Wolff'schen Dogmatismus anschloss, aber bereits vielfach unter Newtons und Eulers Einfluss über diesen Standpunkt hinausging und theils empirische, theils skeptische Anschauungen entwickelte, welche den spätern Charakter seiner kritischen Philosophie vorbereiteten. Mit der Schrift Nr. 16 des zweiten Bandes, (de mundi sensibilis et intelligibilis forma atque principiis vom Jahre 1770), welche äusserlich mit dem Antritte seiner Professur in Königsberg verbunden ist, beginnt die Periode seines Kriticismus und die nachfolgenden, im zweiten und vierten Bande mitgetheilten Schriften tragen mehr oder minder dieses Gepräge. Schon in der ersten Schrift dieses mit 1770 beginnenden Zeitraumes nimmt Kant die Apriorität des Raumes und der Zeit an, nicht aber der Kategorien. Man bezeichnet den jetzt folgenden Zeitraum bis zur Kritik der reinen Vernunft (1781) als die Periode des Suchens nach einem ganz neuen Lehrgebäude, dessen Aufstellung mit dem eben genannten Werke beginnt. Die im vorliegenden vierten Bande enthaltenen Schriften, welche in den zwischen die Kritik der reinen und praktischen Vernunft fallenden Zeitraum eingereiht werden, gehören also Kant's neu gewonnener Weltanschauung an. Unter den kleineren Schriften ragen hier als die bedeutendsten die im vierten Bande enthaltenen Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik (S. 1—133), die Grundlegung zur Metaphysik der Sitten (S. 233—337) und die metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft (S. 355—460) hervor. In der ersten Schrift wird das realistische Element in Kant's Ansicht mehr hervorgehoben und Kant betont in der Vorrede den Einfluss Hume's auf sein eigenes Forschen. »Seit Locke's und Leibnitz's Versuch, sagt er (Bd. IV, S. 5), oder vielmehr seit dem Entstehen der Metaphysik, so weit die Geschichte derselben reicht, hat sich keine Begebenheit zugetragen, die in Ansehung des Schicksals dieser Wissenschaft hätte entscheidender werden können,

als der Angriff, den David Hume auf dieselbe machte. Er brachte kein Licht in diese Art von Erkenntniss, aber er schlug doch einen Funken, bei welchem man wohl ein Licht hätte anzünden können, wenn er einen empfänglichen Zunder getroffen hätte, dessen Glimmen sorgfältig wäre unterhalten und vergrössert worden.« Kant sah ein, dass es Hume's Ansicht von der Verknüpfnng der Ursache und Wirkung, mithin auch dessen Folgenbegriffe der Kraft und Handlung u. s. w. seien, die man prüfen müsse, dass man von der Untersuchung dieser Frage ausgehen müsse, wenn man eine »gänzliche Reform« der Wissenschaft zu Stande bringen wolle. Wie vortrefflich ist, was Kant über die dogmatische Metaphysik seiner Zeit sagt (S. 114): »Alle falsche Kunst, alle eitle Weisheit dauert ihre Zeit, denn endlich zerstört sie sich selbst, und die höchste Cultur derselben ist zugleich der Zeitpunkt ihres Unterganges. Dass in Ansehung der Metaphysik diese Zeit jetzt da sei, beweist der Zustand, in welchen sie bei allem Eifer, womit sonst Wissenschaften aller Art bearbeitet werden, unter allen gelehrten Völkern verfallen ist. Die alte Einrichtung der Universitätsstudien erhält noch ihren Schatten, eine einzige Akademie der Wissenschaften bewegt noch dann und wann durch ausgesetzte Preise, einen und andern Versuch darin zu machen; aber unter gründliche Wissenschaften wird sie nicht mehr gezählt, und man mag selbst urtheilen, wie etwa ein geistreicher Mann, den man einen grossen Metaphysiker nennen wollte, diesen wohlgemeinten, aber kaum von Jemanden beneideten Lobspruch aufnehmen würde.« Wie wahr ist, was Kant über jenes end- und nutzlose Construiren metaphysischer Dogmen S. 88 sagt: »Man kann in der Metaphysik auf mancherlei Weise herumpfuschen, ohne eben zu besorgen, dass man auf Unwahrheit werde betreten werden. Denn, wenn man sich nur nicht selbst widerspricht (auch das thaten und thun manche Metaphysiker ungescheut), welches in synthetischen, obgleich gänzlich erdichteten Sätzen gar wohl möglich ist, so können wir in allen solchen Fällen, die gar nicht, ihrem ganzen Inhalte nach, in der Erfahrung gegeben werden können, niemals durch Erfahrung widerlegt werden. Denn, wie wollten wir es durch Erfahrung ausmachen, ob die Welt von Ewigkeit her sei, oder einen Anfang habe? ob Materie in's Unendliche theilbar sei oder aus einfachen Theilen bestehe? Dergleichen Begriffe lassen sich in keiner, auch der gröstmöglichsten Erfahrung geben, mithin die Unrichtigkeit des behauptenden oder verneinenden Satzes durch diesen Probierstein nicht entdecken.« Wie scharf sondert er die Grenze des Verstandes und der Einbildungskraft und wie fein bezeichnet er die Quelle des Irrthums in der Metaphysik und der Anziehungskraft desselben für die Jugend S. 65: »Es kann der Einbildungskraft vielleicht verziehen werden, wenn sie bisweilen schwärmt, d. i. sich nicht behutsam innerhalb der Schranken der Erfahrung hält; denn

wenigstens wird sie durch einen solchen freien Schwung belebt und gestärkt, und es wird immer leichter sein, ihre Kühnheit zu mässigen, als ihrer Mattigkeit aufzuhelfen. Dass aber der Verstand, der denken soll, an dessen statt schwärmt, das kann ihm niemals verziehen werden; denn auf ihm beruht alle Hülfe, um der Schwärmerei der Einbildungskraft, wo es nöthig ist, Grenzen zu setzen. Er fängt es aber hiermit sehr unschuldig und sittsam an. Zuerst bringt er die Elementarerkenntnisse, die ihm vor aller Erfahrung beiwohnen, aber dennoch in der Erfahrung immer ihre Anwendung haben müssen, in's Reine. Allmählig lässt er die Schranken weg, und was sollte ihn auch daran hindern, da der Verstand ganz frei seine Grundsätze aus sich selbst gewonnen hat? Und nun geht es zuerst auf neu erdachte Kräfte in der Natur, bald hernach auf Wesen ausser der Natur, mit einem Wort auf eine Welt, zu deren Einrichtung es uns an Bauzeug nicht fehlen kann, weil es durch fruchtbare Erdichtung reichlich herbeigeschafft und durch Erfahrung zwar nicht bestätigt, aber auch niemals widerlegt wird. Das ist auch die Ursache, weswegen junge Denker Metaphysik in ächter dogmatischer Manier so lieben und ihr oft ihre Zeit und ihr sonst so brauchbares Talent aufopfern.«

Die Grundlegung zur Metaphysik der Sitten (S. 233—313) bildet den Uebergang zur Kritik der praktischen Vernunft.

In den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft (S. 355—463) wird die Materie auf Kräfte zurückgeführt und der Dynamismus entwickelt. In formaler Bedeutung ist Kant die Natur »das innerste Princip alles dessen, was zum Dasein eines Dinges gehört.« In diesem Sinne hat jedes Ding seine »Naturwissenschaft« und es gibt so »vielerlei Naturwissenschaften«, als es »specifisch verschiedene Dinge gibt.« Jedes hat ja »sein eigenthümliches inneres Princip der zu seinem Dasein gehörigen Bestimmungen.« Natur in materieller Bedeutung ist »der Inbegriff aller Dinge, so fern sie Gegenstände unserer Sinne, mithin auch der Erfahrung sein können«, also »das Ganze aller Erscheinungen d. i. die Sinnenwelt mit Ausschliessung aller nicht sinnlichen Objecte.«

Auch in den kleinsten Schriften Kant's offenbart sich sein grosser Geist, welcher bestimmt war, im Entwicklungsgange der Philosophie den Abschluss des dogmatischen und den Beginn des kritischen Geistes dieser Wissenschaft zu bezeichnen. Seine Schrift über den Optimismus (1759), den er ganz anders, als Leibnitz fasst, endet er mit den Worten (Bd. II der vorliegenden Sammlung, S. 43): »Ich rufe allem Geschöpfe zu, welches sich nicht selbst unwürdig macht: Heil uns, wir sind! und der Schöpfer hat an uns Wohlgefallen. Unermessliche Räume und Ewigkeiten werden wohl nur vor dem Auge des Allwissenden die Reichthümer der Schöpfung in ihrem ganzen Umfange eröffnen; ich aber aus dem Gesichtspunkte, worin ich mich befinde, bewaffnet durch die Einsicht, die

meinem schwachen Verstande verliehen ist, werde um mich schauen, so weit ich kann, und immer mehr einsehen lernen, dass das Ganze das Beste sei und alles um des Ganzen willen gut sei.« Eine bilderreiche Phantasie, ein tiefes Gemüth und jene Kant überall kennzeichnende Klarheit und Tiefe des Gedankens zeichnen sein schönes Trostschreiben an die verwittwete Frau Rittmeister Funk bei dem frühzeitigen Ableben ihres Sohnes, des Studenten Funk (im zweiten Bande Nr. 5 vom Jahr 1760) aus. Das Haschen der menschlichen Begierde und die Vergänglichkeit menschlicher Bestrebungen schildert uns daselbst der Weise S. 47: »Der grösste Haufen der Menschen mengt sich sehr begierig in das Gedränge derjenigen, die auf der Brücke, welchedie Vorsehung über einen Theil des Abgrundes der Ewigkeit geschlagen hat, und die wir Leben heissen, gewissen Wasserblasen nachlaufen und sich keine Mühe nehmen, auf die Fallbretter Acht zu haben, die Einen nach dem Andern, neben ihnen, in die Tiefe herabsinken lassen, deren Maass Unendlichkeit ist, und wovon sie selbst endlich mitten in ihrem ungestümen Laufe verschlungen werden.« Er schliesst sein Schreiben (S. 52) mit den Worten: »Die demüthige Entsagung unserer eigenen Wünsche, wenn es der weisesten Vorsehung gefällt, ein Anderes zu beschliessen, und die christliche Sehnsucht nach einerlei seligem Ziele, zu welchem Andere vor uns gelangt sind, vermögen mehr zur Beruhigung des Herzens, als alle Gründe einer trockenen und kraftlosen Beredsamkeit.« Ein lebensheiterer Humor spricht aus Kant's Aufsatz über die Krankheiten des Kopfes (Nr. X vom Jahr 1764). So lesen wir gleich im Anfange die Worte: »Die allgemeine Achtung, darin beide gepriesene Eigenschaften (des Kopfes und des Herzens) stehen, macht gleichwohl diesen merklichen Unterschied, dass Jedermann weit eifersüchtiger auf die Verstandesvorzüge, als auf die guten Eigenschaften des Willens ist und dass in der Vergleichung zwischen Dummheit und Schelmerei Niemand einen Augenblick ansteht, sich zum Vortheil der letzteren zu erklären; welches gewiss auch sehr wohl ausgedacht ist, wenn alles überhaupt auf Kunst ankömmt, da feine Schlauigkeit nicht kann entbehrt werden, wohl aber die Redlichkeit, die in solchem Verhältnisse nur hinderlich ist. Ich lebe unter weisen und wohl gesitteten Bürgern, nämlich unter denen, die sich darauf verstehen so zu scheinen, und ich schmeichle mir, man werde so billig sein, mir von dieser Feinigkeit auch so viel zuzutrauen, dass, wenn ich gleich im Besitze der bewährtesten Heilungsmittel wäre, die Krankheiten des Kopfes und des Herzens aus dem Grunde zu heben, ich doch Bedenken tragen würde, diesen altväterischen Plunder dem öffentlichen Gewerbe in den Weg zu legen, wohl bewusst, dass die beliebte Modecur des Verstandes und des Herzens schon im erwünschten Fortgange sei, und dass vornehmlich die Aerzte des ersteren, die sich Logiker nennen, sehr gut dem allgemeinen Verlangen Genüge leisten, seitdem sie die wichtige

Entdeckung gemacht haben, dass der menschliche Kopf eigentlich eine Trommel sei, die nur darum klingt, weil sie leer ist. Ich sehe demnach nichts Besseres für mich, als die Methode der Aerzte nachzuahmen, welche glauben, ihrem Patienten sehr viel genutzt zu haben, wenn sie seiner Krankheit einen Namen geben, und entwerfe eine kleine Onomastik der Gebrechen des Kopfes, von der Lähmung desselben an in der Blödsinnigkeit bis zu dessen Verzuckungen in der Tollheit; aber um diese eckelhaften Krankheiten in ihrer allmähligen Abstammung zu erkennen, finde ich nöthig, zum voraus die milderen Grade derselben von der Dummköpfigkeit an bis zur Narrheit zu erläutern, weil diese Eigenschaften im bürgerlichen Verhältnisse gangbarer sind und dennoch zu den ersteren führen.« Besonders wichtig für unsere Zeit und die in ihr herrschenden Anschauungen des Materialismus ist Kant's Andeutung über die verschiedenen Racen der Menschen zur Ankündigung der Vorlesungen der physischen Geographie im Sommerhalbjahre 1775. Refer. führt die Stelle im zweiten Bande dieser Sammlung S. 440 an: »Die in der Natur eines organischen Körpers (Gewächses oder Thieres) liegenden Gründe einer bestimmten Auswickelung heissen, wenn diese Auswickelung besondere Theile betrifft, Keime; betrifft sie aber nur die Grösse oder das Verhältniss der Theile unter einander, so nenne ich sie natürliche Anlagen. In den Vögeln von derselben Art, die doch in verschiedenen Klimaten leben sollen, liegen Keime zur Auswickelung einer neuen Schicht Federn, wenn sie im kalten Klima leben, die aber zurückgehalten werden, wenn sie sich im gemässigten aufhalten sollen. Weil in einem kalten Lande das Waizenkorn mehr gegen feuchte Kälte geschützt werden muss, als in einem trockenen oder warmen, so liegt in ihm eine vorher bestimmte Fähigkeit oder natürliche Anlage, nach und nach eine dickere Haut hervorzubringen. Diese Vorsorge der Natur, ihr Geschöpf durch versteckte innere Vorkehrungen auf allerlei künftige Umstände auszurüsten, damit es sich erhalte und der Verschiedenheit des Klima oder des Bodens angemessen sei, ist bewundernswürdig und bringt bei der Wanderung und Verpflanzung der Thiere und Gewächse, dem Scheine nach, neue Arten hervor, welche nichts Anderes, als Abartungen und Racen von derselben Gattung sind, deren Keime und natürliche Anlagen sich nur gelegentlich in langen Zeitläuften auf verschiedene Weise entwickelt haben. Der Zufall oder allgemeine mechanische Gesetze können solche Zusammenpassungen nicht hervorbringen. Daher müssen wir dergleichen gelegentliche Auswickelungen als vorgebildet ansehen. Allein selbst da, wo sich nichts Zweckmässiges zeigt, ist das blosse Vermögen, seinen besondern angenommenen Charakter fortzupflanzen, schon Beweises genug, dass dazu ein besonderer Keim oder natürliche Anlage in dem organischen Geschöpf anzutreffen gewesen. Denn äussere Dinge können wohl Gelegenheits- aber nicht hervorbringende Ursachen

von demjenigen sein, was nothwendig anerbt und nachartet. So wenig, als der Zufall oder physisch-mechanische Ursachen einen organischen Körper hervorbringen können, so wenig werden sie zu einer Zeugungskraft etwas hinzusetzen d. i. etwas bewirken, was sich selbst fortpflanzt, wenn es eine besondere Gestalt oder Verhältniss der Theile ist. Luft, Sonne und Nahrung können einen thierischen Körper in seinem Wachsthum modificiren, aber diese Veränderung nicht zugleich mit einer zeugenden Kraft versehen, die vermögend wäre, sich selbst auch ohne diese Ursache wieder hervorzubringen; sondern, was sich fortpflanzen soll, muss in der Zeugungskraft schon vorher gelegen haben, als vorher bestimmt zu einer gelegentlichen Auswickelung, den Umständen gemäss, darein das Geschöpf gerathen kann und in welchen es sich beständig erhalten soll. Denn in die Zeugungskraft muss nichts dem Thiere Fremdes hineinkommen können, was vermögend wäre, das Geschöpf nach und nach von seiner ursprünglichen Bestimmung zu entfernen und wahre Ausartungen hervorzubringen, die sich perpetuiren.«

Im vierten Bande macht Refer. auf die Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht, 1784, (S. 141—159) aufmerksam. Es sind in derselben Gedanken zu einer Philosophie der Geschichte niedergelegt. Die Schrift beginnt mit dem Satze: »Was man sich auch in metaphysischer Absicht für einen Begriff von der Freiheit des Willens machen mag, so sind doch die Erscheinungen desselben, die menschlichen Handlungen, eben so wohl als jede andere Naturbegebenheit, nach allgemeinen Naturgesetzen bestimmt.« Nicht die »eigene Absicht« des Menschen, sondern »die Naturabsicht« soll angedeutet werden. Dieses geschieht in neun Sätzen. Sie lauten: »1) Alle Naturanlagen eines Geschöpfes sind bestimmt, sich einmal vollständig und zweckmässig auszuwickeln; 2) am Menschen (als dem vernünftigen Geschöpf auf Erden) sollten sich diejenigen Naturanlagen, die auf den Gebrauch seiner Vernunft abgezielt sind, nur in der Gattung, nicht aber im Individuum vollständig entwickeln; 3) die Natur hat gewollt, dass der Mensch Alles, was über die mechanische Anordnung seines Daseins geht, gänzlich aus sich selbst herausbringe, und keiner anderen Glückseligkeit oder Vollkommenheit theilhaftig werde, als die er sich selbst, frei von Instinct, durch eigene Vernunft verschafft hat; 4) das Mittel, dessen sich die Natur bedient, die Entwickelung aller ihrer Anlagen zu Stande zu bringen, ist der Antagonismus derselben in der Gesellschaft, sofern dieser doch am Ende die Ursache einer gesetzmässigen Ordnung derselben wird (Antagonismus ist nach Kant die »ungesellige Geselligkeit der Menschen d. i. der Hang derselben in Gesellschaft zu treten, der doch mit einem durchgängigen Widerstande, welcher diese Geselligkeit beständig zu trennen droht, verbunden ist«); 5) das grösste Problem für die Menschengattung, zu dessen Auflösung die Natur ihn zwingt, ist die Erreichung einer allgemein

das Recht verwaltenden bürgerlichen Gesellschaft; 6) dieses Problem ist zugleich das schwerste und das, welches von der Menschengattung am spätesten aufgelöst wird; 7) das Problem der Errichtung einer vollkommenen bürgerlichen Verfassung ist von dem Problem eines gesetzmässigen äussern Staatenverhältnisses abhängig und kann ohne das letztere nicht aufgelöst werden; 8) man kann die Geschichte der Menschengattung im Grossen als die Vollziehung eines verborgenen Plans der Natur ansehen, um eine innerlich und zu diesem Zwecke auch äusserlich vollkommene Staatsverfassung zu Stande zu bringen, als den einzigen Zustand, in welchem sie alle ihre Anlagen in der Menschheit völlig entwickeln kann; 9) ein philosophischer Versuch, die allgemeine Weltgeschichte nach einem Plane der Natur, der auf die vollkommene bürgerliche Vereinigung in der Menschengattung abziele, zu bearbeiten, muss als möglich und selbst für diese Naturabsicht beförderlich angesehen werden.«

Wie treffend beginnt der unsterbliche Denker den Aufsatz vom Jahre 1784: Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? (S. 158—168) mit den Worten: »Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines Andern zu bedienen. Selbstverschuldet ist die Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschliessung und des Muthes liegt, sich seiner ohne Leitung eines Andern zu bedienen. Sapere aude! Habe Muth dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung. Faulheit und Feigheit sind die Ursachen, warum ein so grosser Theil der Menschen, nachdem sie die Natur längst von fremder Leitung freigesprochen (naturaliter majorennes), gerne Zeitlebens unmündig bleiben, und warum es Andern so leicht wird, sich zu deren Vormündern aufzuwerfen. Es ist so bequem unmündig zu sein. Habe ich ein Buch, das für mich Verstand hat, einen Seelsorger, der für mich Gewissen hat, einen Arzt, der für mich die Diät beurtheilt u. s. w., so brauche ich mich ja nicht selbst zu bemühen. Ich habe nicht nöthig zu denken, wenn ich nur bezahlen kann. Andere werden das verdienstliche Geschäft schon für mich übernehmen.« In dem Artikel: Particuläre Providenz sagt Kant (S. 504): »Es entsteht die Frage: Sorgt Gott blos für das Allgemeine, oder auch für das Besondere? Wir nehmen die Frage in dem Sinn: Hat Gott nur blos einen grossen allgemeinen Zweck, dem Alles untergeordnet sein muss, oder hat er sich mehrere einzelne Zwecke vorgesetzt, die zusammengenommen einen Zweck ausmachen? Man muss die erste Frage bejahen, die andere verneinen; denn ich kann es mir nicht vorstellen, wie mehrere Zwecke zusammengenommen einen ausmachen; unsere Vernunft geht vielmehr den entgegengesetzten Weg und nimmt eins an, von dem sie auf mehrere herunter-

steigt. Dessen ungeachtet können mehrere Beschaffenheiten als zweckmässig gedacht werden, ohne jedoch wegen eines besonderen Zweckes da zu sein.« In dem Aufsatze vom Gebet sagt Kant (S. 505): »Dem Gebete andere als natürliche Folgen beizulegen ist thöricht und bedarf keiner ausführlichen Widerlegung; man kann nur fragen: Ist nicht das Gebet seiner natürlichen Folgen wegen beizubehalten? Zu diesen natürlichen Folgen zählt man, dass durch's Gebet die in der Seele vorhandenen dunkeln und verworrenen Vorstellungen deutlicher gemacht, oder ihnen ein höherer Grad von Lebhaftigkeit ertheilt werde, dass es den Beweggründen zur Tugend dadurch eine grössere Wirksamkeit verleiht u. s. w. Hierbei ist nun erstlich zu merken, dass das Gebet aus den angeführten Gründen doch nur subjectiv zu empfehlen ist; denn derjenige, welcher die vom Gebet gerühmten Wirkungen auf eine andere Weise erreichen kann, wird desselben nicht nöthig haben. Ferner lehrt uns die Psychologie, dass sehr oft die Auseinandersetzung eines Gedankens die Wirkung schwächt.« .. »Aber endlich ist bei dem Gebete auch Heuchelei; denn der Mensch mag laut beten, oder seine Ideen innerlich in Worte auflösen, so stellt er sich die Gottheit als etwas vor, das den Sinnen gegeben werden kann, da sie doch blos ein Princip ist, das seine Vernunft ihn anzunehmen zwingt. Das Dasein einer Gottheit ist nicht bewiesen, sondern es wird postulirt und es kann also blos dazu dienen, wozu die Vernunft gezwungen war, es zu postuliren. Denkt nun der Mensch: wenn ich zu Gott bete, so kann mir dies auf keinen Fall schaden; denn, ist er nicht, nun gut, so habe ich des Guten zu viel gethan; ist er aber, so wird es mir nützen, so ist diese Prosopopöia Heuchelei, indem bei'm Gebet vorausgesetzt werden muss, dass derjenige, der es verrichtet, gewiss überzeugt ist, dass Gott existirt. Daher kommt es auch, dass derjenige, welcher schon gewisse Fortschritte im Guten gemacht hat, aufhört zu beten; denn Redlichkeit gehört zu seinen ersten Maximen. In den öffentlichen Vorträgen kann und muss das Gebet beibehalten werden, weil es wirklich rhetorisch von grosser Wirkung sein und einen grossen Eindruck machen kann und man überdies in den Vorträgen an das Volk zu ihrer Sinnlichkeit sprechen und sich zu ihnen so viel wie möglich herablassen muss.«

(Schluss folgt.)

Nr. 37. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kant's Werke von Hartenstein.

(Schluss.)

In seinem Aufsatze über Wunder wird die Unmöglichkeit derselben also bewiesen. »Wären Wunder im Raume möglich, so wäre es möglich, dass Erscheinungen geschehen, bei denen Wirkung und Gegenwirkung nicht gleich gross sind. Alle Veränderungen im Raume sind nämlich Bewegungen. Eine Bewegung aber, die durch Wunder hervorgebracht werden soll, deren Ursache soll nicht in den Erscheinungen zu suchen sein. Das Gesetz der Wirkung und Gegenwirkung aber beruht darauf, dass Ursache und Wirkung zur Sinnenwelt (zu den Erscheinungen) gehören d. i. im relativen Raume vorgestellt wurden; da dies nun bei den Wundern im Raume von der Ursache nicht gilt, so werden sie auch nicht unter dem Gesetz der Wirkung und Gegenwirkung stehen. Wird nun durch ein Wunder eine Bewegung bewirkt, so wird, da sie nicht unter dem Gesetz der Wirkung und Gegenwirkung steht, durch sie das centrum gravitatis der Welt verändert werden, d. i. mit andern Worten, die Welt würde sich im leeren Raum bewegen; eine Bewegung im leeren Raum ist aber ein Widerspruch; sie wäre nämlich die Relation eines Dinges zu Nichts; denn der leere Raum ist eine blosse Idee. Eine Erscheinung in der Zeit ist ein Wunder, wenn die Ursache derselben nicht in der Zeit gegeben werden kann, nicht unter den Bedingungen derselben steht. Da aber allein dadurch, dass beide, Ursache und Wirkung, zu den Erscheinungen gehören, die letztere in der relativen Zeit bestimmt werden kann, so wird dies bei einer Wirkung, die durch ein Wunder hervorgebracht wird, nicht geschehen können, weil ihre Ursache nicht zu den Erscheinungen gehört. Es wird also eine übernatürliche Begebenheit nicht in der relativen, sondern in der absoluten (leeren) Zeit bestimmt sein. Eine Bestimmung in der leeren Zeit ist ein Widerspruch, weil zu einer jeden Relation zwei Correlata gegeben werden müssen.« Die Schriften dieses grössten Denkers unserer Zeit, welcher mit tiefem Kennerblick alle Seiten der Natur und des Geistes zu umfassen strebt, sind es, aus denen vorzugsweise die geistige Bildung der Gegenwart hervorging und welche durch vielfach zu neuen Forschungen anregende Gedanken den Grund zur Weltanschauung unserer Zukunft legen. Die Vielseitigkeit des in diesen Schriften mit der Kraft des Genies behandelten Stoffes entspricht nicht nur dem wissenschaftlichen Bedürfnisse des Philosophen vom

Fache, sondern auch des Theologen, Rechtsgelehrten und Naturforschers, wie jedes Freundes der Geistesbildung. Möge die trefflich angelegte und bis jetzt mit der grössten Sorgfalt von dem rühmlichst bewährten Herren Herausgeber durchgeführte Sammlung recht bald zum Abschlusse kommen!

v. Reichlin-Meldegg.

Wissenschaftliches System der Mimik und Physiognomik von Dr. Theodor Piderit. Mit 94 photolithographischen Abbildungen. Detmold. Klingenberg'sche Buchhandlung. 1867. XVI u. 204 S. gr. 8.

Der bekannte gelehrte Herr Verfasser des vorliegenden Werkes hat schon im Jahre 1858 eine Schrift über Mimik und Physiognomik (Braunschweig bei F. Vieweg und Sohn) herausgegeben. Sie enthält die leitenden Ideen, welche dem vorliegenden Buche zu Grunde liegen. Als diese Schrift erschien, hielt sich ihr Verfasser in Südamerika auf. Zu einer ausführlicheren Bearbeitung fehlte ihm die Musse und die Anfertigung der dazu gehörigen Illustrationen konnte nicht gehörig überwacht werden. So fielen die Tafeln mangelhaft aus. Die von verschiedenen Standpunkten erschienenen Kritiken waren sämmtlich günstig. Doch stand der weiteren Verbreitung jener Schrift nicht nur die »aphoristische und schmucklose Darstellungsweise« (S. IX), sondern auch die Behandlung zweier verschiedener Gegenstände im Wege. Im ersten Theile derselben wurden nämlich die Grundzüge einer physiologischen Psychologie entworfen, der zweite Theil aber behandelte die Mimik und Physiognomik, den bruchstückweise gegebenen Hauptgegenstand. Mit Recht hat nun der Herr Verfasser diese beiden verschiedenen Gegenstände in besonderen Schriften getrennt behandelt. Die psychologischen Fragen wurden in der von dem Unterzeichneten in diesen Blättern angezeigten Abhandlung: Gehirn und Geist (Leipzig und Heidelberg, Winter'sche Verlagshandlung, 1863) besprochen. Der andere Theil, die Mimik und Physiognomik, wurde zum Gegenstande der vorliegenden Arbeit gewählt. Ein Vorläufer derselben, der Abschnitt über die Augen, erschien 1861 im 18. Bande der allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie.

Das vorliegende Buch wird in zwei Theile zerlegt, den mimischen und physiognomischen. Der erste Theil soll untersuchen, wie und warum bei gewissen Leidenschaften und Stimmungen gewisse Gesichtsmuskeln in Zuckung und Spannung gerathen, der zweite zeigen, dass »diese mimischen Züge durch häufige Wiederholung zu bleibenden, zu physiognomischen Zeichen werden« (S. X). Schon im mimischen Theile wird dasjenige, was als physiognomisches Resultat bezeichnet wird, an den betreffenden Stellen

kurz und mit verändertem Drucke angedeutet. Die physiognomischen Bemerkungen erscheinen also im ersten Theile nur als Nebensätze und werden erst im zweiten oder physiognomischen Theile als Hauptsätze aufgestellt und näher erläutert und ausgeführt. Als Hauptzweck der Schrift wird die Untersuchung der mimischen Gesichtsbewegungen bezeichnet.

Der erste Theil (Mimik) umfasst 1) Einleitung, insbesondere Literatur, 2) Psychologisches, 3) Mimik der Augen, 4) Mimik des Mundes, 5) Mimik der Nase, 6) Lachen und Weinen, 7) Resumé der mimischen Bewegungen der Gesichtsmuskeln.

Der zweite Theil (Physiognomik) enthält 1) das künstlerische, 2) das literarische Material, 3) Rückblick, 4) Physiognomik der Gesichtsmuskeln, 5) Resumé der physiognomischen Merkmale. Angeschlossen ist ein Verzeichniss der zu dem Werke gehörenden Illustrationen.

Der Herr Verf. geht in der Einleitung von der richtigen Wahrnehmung aus, dass die mimische Gesichtsbewegung die stumme Sprache des Geistes, dass die Mienensprache aller Orten und zu allen Zeiten dieselbe geblieben, dass sie selbst dem Säuglinge und Thiere verständlich ist. Er knüpft daran einzelne Bemerkungen von Johannes Müller, Lotze, Oken, E. Harless u. s. w., und berichtiget sie, spricht seine Freude darüber aus, dass auch die neueren Physiologen, wie Gratiolet, Vierordt, Damerow u. A. ihre Aufmerksamkeit der Mimik und Physiognomik zuwenden, führt Werke von Malern in Beziehnng auf diesen Gegenstand an, wie die methode pour apprendre à desiner les passions (Amsterdam, 1702) von Lebrun, den »Tractat« des Leonardo da Vinci »von der Malerei, Nürnberg 1724«, eine deutsche Uebertragung des für Künstler nützlichen Originals. Von den ältern Künstlern wird Hogarth, von den neueren Kaulbach unter denjenigen genannt, welche am glücklichsten und treuesten das Mienenspiel darstellen.

Es handelt sich um die Frage, »wie und warum gewisse Geisteszustände von gewissen Muskelbewegungen begleitet werden« (S. 14). Wenn man diese Frage ein Räthsel genannt hat, so versucht dieses der Herr Verfasser zu lösen. Er will die Sprache der Leidenschaften bis zu ihrem Ursprunge verfolgen, das flüchtige und complicirte Mienenspiel in seine Einzelnheiten zerlegen, die mimischen Muskelbewegungen systematisch eintheilen, und erklären. Es soll dadurch dem Künstler möglich werden, »einen beliebigen verlangten Gesichtsausdruck gleichsam mit mathematischer Bestimmtheit zu construiren« (S. 15). Durch selbstgefertigte, einfache, schematische Zeichnungen hat der Herr Verf. den mimischen Ausdruck der Gemüthsbewegung, des intellectuellen und sittlichen Charakters anschaulich zu machen gesucht. Zur möglichst fehlerlosen Darstellung derselben wurde die Photolithographie gewählt. Wenn aber auch dadurch eine grössere Genauigkeit, als durch Holz-

schneiden, erzielt wird, so erscheinen die Köpfe doch eigenthümlich platt und leblos. Die gezeichneten Originale haben mehr Ausdruck und plastische Rundung, weil in den Zeichnungen einzelne Partien mehr durch dunklere Striche hervorgehoben sind. Die markirteren Stellen lassen sich durch die Photolithographie nicht wiedergeben, das Markirte aber deutet gerade die Nüancirung des leidenschaftlichen Zuges genauer an.

Nach den Grundsätzen der Mimik werden Geisteszustände aus den Bewegungen der Gesichtsmuskeln am leichtesten erkannt. Der Herr Verf. findet darin den Hauptgrund, dass die »Wurzeln der Nerven, welche die Gesichtsmuskeln in Bewegung setzen, in der unmittelbaren Nachbarschaft des Geistesorganes« (des Gehirnes) sind. Als der bedeutendste unter den Bewegungsnerven der Gesichtsmuskeln wird der nervus facialis, der Gesichtsnerv, bezeichnet. Er ist, heisst es S. 19, »der eigentlich mimische Nerv und jede heftige Geisteserregung verursacht eine Zuckung der Muskeln, welche unter seiner Herrschaft stehen.« Die mimischen Gesichtsbewegungen verhalten sich zu den Geisteszuständen, wie die »Wirkungen zu ihren Ursachen.« Es handelt sich um den Nachweis, welche bestimmte Muskeln und Muskelgruppen bei bestimmten Geisteszuständen in Bewegung gerathen. Dieser ist die Aufgabe des ersten oder mimischen Theiles. In dem Abschnitt »Psychologisches« stellt der Herr Verf. die Fundamentalsätze der Mimik auf. Der erste lautet: »Da jede Vorstellung dem Geiste gegenständlich erscheint, so beziehen sich die durch Vorstellungen veranlassten mimischen Muskelbewegungen auf imaginäre Gegenstände«. Der zweite: »Die durch angenehme oder unangenehme Vorstellungen verursachten mimischen Muskelbewegungen beziehen sich auf imaginäre harmonische (angenehme) oder disharmonische (unangenehme) Sinneseindrücke.« Die durch Geisteszustände hervorgerufenen mimischen Muskelbewegungen haben eine Beziehung zu den imaginären Gegenständen und zu den imaginären Sinneseindrücken. Je intensiver der Geist durch eine Vorstellung afficirt wird, um so gewisser tritt die mimische Muskelbewegung ein. Die Vorstellung ist aber um so intensiver, je ausgeprägter der angenehme oder unangenehme Charakter ist und je plötzlicher die Vorstellung auftritt.

Was die Mimik der Augen betrifft, werden der Blick, d. h. die Bewegung des Augapfels, das Schliessen und Oeffnen der Augen, und als Anhang der veränderliche Glanz des Augapfels unterschieden, beim Blicke besonders dessen Arten nach dem verschiedenen Grade der Beweglichkeit und der besonderen Richtung des Augapfels und das Resumé der sich auf den Blick beziehenden Bewegungen dargestellt. Der Blick ist nach dem Grade der Beweglichkeit ein müder und träger, lebhafter, fester, sanfter, umherschweifender, unstäter, nach der Art der Richtung ein versteckter, pedantischer, entzückter. In Betreff des Schliessens und

Oeffnens der Augen wird von den Augenschliessmuskeln (Augenblinzeln), Augenbrauenmuskeln (senkrechten Stirnfalten), Augendeckelhebern (Aufreissen der Augen, schläfrig gesenkten Augendeckeln), Stirnmuskeln (horizontalen Stirnfalten und emporgezogenen Augenbrauen), von den sich auf das Schliessen und Oeffnen der Augen beziehenden mimischen Bewegungen und Combinationen, hinsichtlich des veränderlichen Glanzes des Augapfels von den Thränen, der grösseren oder geringeren Spannung der häutigen Kapsel des Augapfels, von dem Einflusse der Irisfarbe auf den Augenglanz gehandelt.

Die Mimik des Mundes umfasst die Bewegungen der Mundmuskeln in ihren Beziehungen zum Geschmacksinn (den bittern, süssen, prüfenden, verbissenen, verachtenden Zug mit den jedesmaligen Combinationen), die Bewegungen der Mundmuskeln in ihren Beziehungen zum Gehörsinn (den offen stehenden Mund). Hierauf folgt die Mimik der Nase, sodann das Oeffnen der Nasenlöcher (geschwellte Nüstern) und das Schliessen derselben, das Lachen und Weinen, die Bewegungen der Athem- und Gesichtsmuskeln bei dieser Erscheinung, die stärkeren und schwächeren Grade des Lachens, das weinende Gesicht, die mimischen Combinationen mit dem lächelnden Ausdrucke.

Im zweiten Theile, der Physiognomik, wird zuerst das künstlerische und das literarische Material unterschieden, welches dem Physiognomiker zu Gebote steht. Das künstlerische Material umfasst die Zeichnungen, Kupferstiche, Photographien, plastischen Darstellungen der Köpfe u. s. w., das literarische die Schriftsteller über Physiognomik. Hier wird von Aristoteles und dessen Nachfolgern, von Lavater und seinen Nachfolgern, Gall, Carus, Camper und den neueren Schädelmessungen gehandelt.

Die physiognomischen Züge sind der Physiognomik die bleibend gewordenen mimischen Züge. Ausser den mimischen Muskelbewegungen veranlassen auch noch andere Ursachen die Bildung der Gesichtszüge, wie körperliche Leiden und Krankheiten, das häufige Leben in freier Luft, die Gewohnheit, bei den Arbeiten Grimassen zu schneiden, gewisse eine Anstrengung einzelner Gesichtsmuskeln bedingende Arbeiten, der Nachahmungstrieb, das Temperament, die Fettigkeit und das Alter der Menschen (S. 153—155). Ist die Physiognomik die im Gesicht fest gewordene Mimik, so müssen in jener dieselben Gesichtspunkte berührt werden, welche in dieser zur Darstellung kommen.

Daher werden auch im physiognomischen Theile die Physiognomik des Auges, Mundes, der Nase, die durch Lachen und Lächeln entstehenden physiognomischen Merkmale, so wie das Resumé der physiognomischen Kennzeichen unterschieden. Die Arten des Blickes sind die in dem mimischen Theile dargestellten. Dazu kommen noch die senkrechten Stirnfalten als Folge von Leiden, einer unzufriedenen verdriesslichen Sinnesart, angestrengter, aber unbefriedigter

(resp. »kritischer, analysirender«) Denkthätigkeit, von empfindlichen Augen, von Kurzsichtigkeit. Es kommen sodann das offene, das schläfrige Auge, die horizontalen Stirnfalten mit hoch gezogenen Augenbrauen als Folge von Neugierde, von angestrengter (»receptiver«) Denkthätigkeit u. s. w. zur Sprache.

Der Stoff ist durchweg anziehend und mit physiologischer und psychologischer Sachkenntniss behandelt. Was der Herr Verf. für die Wahrheit der Mimik, die Unhaltbarkeit der Kranioskopie und der Schädelmessungen sagt, ist überall begründet. Ob aber der Schluss vom beweglichen Gesichte des Menschen auf das feststehende, sich um den Knochenkopf ablagernde, also von der Mimik auf die Physiognomik begründet ist, ist eine andere Frage. Die Mimik gründet sich auf die Pathognomik und diese will das bewegliche und veränderliche Innere des Menschen aus dem beweglichen oder veränderlichen Aeussern erkennen. Sie erkennt die Gemüthsbewegungen, Zustände des Affectes und der Leidenschaft, aus den Bewegungen des Körpers. Eine besondere Behandlung verdient ausser dem von dem Herrn Verfasser Dargestellten die Mimik und Physiognomik der Stirne, welche nur gelegenheitlich bei den Augenmuskeln berührt wird. Die Mimik des Kopfes selbst, der Hände, Füsse, die Haltung des ganzen Körpers, der Gang, die allgemeinen Erscheinungen im Körper, wie die Einflüsse der bewegten Seelenthätigkeit auf das Athemholen, den Ernährungsprocess, Blutumlauf u. s. w. verdienen in der Pathognomik eine eigene Darstellung und sind in der vorliegenden Schrift übergangen. Lichtenberg hat den Werth der Pathognomik in seiner Antiphysiognomik (vermischte Schriften, Band III, S. 471) anerkannt, wenn er schreibt: »Unstreitig gibt es eine unwillkürliche Gebärdensprache, die von den Leidenschaften in allen ihren Gradationen über die ganze Erde geredet wird. Verstehen lernt sie der Mensch gemeiniglich vor seinem fünf- und zwanzigsten Jahre in grosser Vollkommenheit. Sprechen lehrt sie ihn die Natur und zwar mit solchem Nachdruck, dass Fehler darin zu machen, zur Kunst ist erhoben worden. Sie ist so reich, dass bloss die süssen und sauern Gesichter ein Buch füllen würden und so deutlich, dass die Elephanten und die Hunde den Menschen verstehen lernen. Dieses hat noch Niemand geleugnet und ihre Kenntniss ist, was wir Pathognomik genannt haben.« Bei der Physiognomik wird von dem Herren Verf. nicht auf die Beschaffenheit des Körpers, des Schädels, des Kehlkopfes, Halses, der Brust und Haare Rücksicht genommen, wie Lavater und andere Physiognomen ohne solide Begründung gethan haben. Er hält sich lediglich an die durch häufige gleichartige Bewegung der Gesichtsmuskeln fest gewordenen Züge und kennt darum keine andere Grundlage, als die Gesichtsmimik, deren Grundsätze auf die dauernde Beschaffenheit des Gesichtes angewendet werden. Gewiss steht eine solche Auffassung der Physiognomik höher, als die Lavater'sche, welche den Charakter mehr erräth und natürlich bei bekannten Grössen

richtig schildert, als dass sie auf feste anatomisch-physiologische Grundsätze ihr Theorem baut. Sie hat eine festere Grundlage und führt nicht zu einseitigen und excentrischen Träumereien, wie wir sie bei Lavater und selbst bei Herder finden. So ist nach Herder die Unterlippe »das Rosenkissen, auf welchem die Krone der Herrschaft (der Oberlippe) ruht.« Ein kurzer Hals ist nach Lavater das Zeichen der Kraft und des Muthes. Der Grund soll darin liegen, weil bei kurzhalsigen Menschen und Thieren das Herz dem Hirne näher liegt. Eine grosse Körpermasse soll sich nicht durch Kraft des Geistes auszeichnen, politisch Unzufriedene sind »hager und dünnleibig.« Eine breite Brust lässt auf Kraft schliessen. Selbst die Haare sollen nach Lavater ein Kriterium der Menschenkenntniss werden. Blonde, flache, zarte Haare bedeuten Schwäche, Passivität, eine feine, reizbare Organisation, dichtes kurzes Haar mehr Energie, Selbstständigkeit, hartes, struppiges, borstiges Haar Eigensinn, Trotz. Ein Mensch mit vielen Haarwirbeln auf dem Kopfe muss nach Herder auch ein Mensch mit krausen Gedanken sein. Das sind lächerliche Behauptungen, die jeden Augenblick thatsächlich widerlegt werden, und die weder eine physiologische noch eine psychologische Begründung zulassen. Durchaus begründet sind die gegen die Phrenologie vorgebrachten Einwendungen (S. 128—145). Nichts desto weniger darf man in der physiognomischen Kennzeichnung gewiss die Stirne nicht übergehen und hier erhält man Gelegenheit, die Bedeutung und Stellung der Stirnfalten zu berühren. Wenn auch die mimischen oder pathognomischen Züge bisweilen auf den constanten Ausdruck des Gesichts schliessen lassen, und so, wie der Herr Verf. S. 149 sagt, ein »physiognomischer Ausdruck als ein habituell gewordener mimischer Ausdruck anzusehen ist«, so kann eine solche Behauptung doch nicht unumstösslich als Regel gelten. Man stützt sich dabei auf »die physiologische Thatsache«, dass »Muskeln, welche häufig in Spannung gesetzt werden, sich kräftiger ausbilden, leichter erregbar werden und auch im Zustande der Ruhe in einer gewissen Spannung verharren.« Dass sich häufig in Spannung gesetzte Muskeln kräftiger ausbilden, wird durch die in Folge der Uebung stärker werdenden Arme der Schmiede, die ausgebildeteren Wadenmuskeln der Bergbewohner u. s. w. bewiesen. Zum Belege für die dauernde Spannung der oft bewegten Muskeln wird auf die Thatsache hingewiesen, dass bei Manchen, denen die eine Gesichtshälfte gelähmt ist, bei welchen also die gelähmten Muskeln vollständig erschlafft sind, durch die natürliche Spannung (durch den so genannten Muskeltonus) der andern Gesichtshälfte das Gesicht schiefgezogen wird.«

Immerhin wird man gegen die Ableitung einer Menschenkenntnissregel für die ruhenden Gesichter aus der Beschaffenheit derselben im bewegten Zustande, gegen die Zuverlässigkeit des Maassstabes der Mimik und Pathognomik bei Beurtheilung des physiognomischen Zustandes Bedenken erheben können. Die patho-

gnomischen Zeichen lassen nicht immer Spuren im Gesichte zurück. »Dem einen fällt nach einer durchschwärmten Nacht, sagt Lichtenberg (vermischte Schriften III, S. 483), die Wange in die Zahnlücke, da den andern die aufgehende Sonne so jugendlich hinter der Bouteille und beim Mädchen sieht, als ihn die untergehende gesehen hat.« Die Form der weichen Theile hängt so wenig, als die der festen, allein von der Erregbarkeit der Seele, sondern oft von der äussern Erregung ab, welche man unmöglich von dem Gesichte ablesen kann. Lichtenberg sagt ebend. S. 435 u. 436: »So steht unser Körper zwischen der Seele und der übrigen Welt in der Mitte. Spiegel der Wirkungen von beiden, erzählt er nicht allein unsere Neigungen und Fähigkeiten, sondern auch die Peitschenschläge des Schicksals, Klima, Krankheit, Nahrung und tausend Ungemach, dem uns nicht immer unser eigener böser Entschluss, sondern oft Zufall und oft Pflicht aussetzen. Sind die Fehler, die ich in einem Wachsbilde bemerke, alle Fehler des Künstlers oder nicht auch Wirkungen ungeschickter Betaster, der Sonnenhitze oder einer warmen Stube? ..... »Bezieht sich denn Alles im Gesicht auf Kopf und Herz? Warum deutet ihr nicht den Monat der Geburt, kalten Winter, faule Windeln, leichtfertige Wärterinnen, feuchte Schlafkammern, Krankheiten der Kindheit aus den Nasen?« u. s. w. Auch glatte, keine Spur von Leidenschaft zeigende Gesichter bergen trügerische Seelen. So heisst es bei Lichtenberg a. a. O S. 449 u. 450: »Freilich, wer schöne Spitzbuben, glatte Betrüger und reizende Waisenschinder sehen will, muss sie nicht gerade immer hinter den Hecken und in Dorfkerkern suchen. Er muss hingehen, wo sie aus Silber speisen, wo sie Gesichterkenntniss und Macht über ihre Muskeln haben, wo sie mit einem Achselzucken Familien unglücklich machen, und ehrlichen Namen und Credit über den Haufen wispern oder mit affectirter Unschlüssigkeit wegstottern.«

Allerdings leiten, wie der Herr Verf. ausführt, die Bewegung der Gesichtsmuskeln und vorzüglich die Beobachtung des Auges als des Seelenspiegels sicherer, als die von Lavater angegebenen, aus der Beschaffenheit des Knochengerüstes abgeleiteten, unsichern, theilweise lächerlichen physiognomischen Kennzeichen, und der Herr Verf. deutet selbst darauf hin, dass ausser den Gemüthsbewegungen noch andere, nicht in der Willenskraft des Menschen liegende Ursachen die physiognomische Erscheinung bedingen. Aber gerade deshalb können die mimisch festgestellten, untrüglichen Regeln nicht als physiognomische gelten. Deutlich zeigt dies der Unterschied eines Gesichtes in der Ruhe und in der Bewegung. »Drei Köpfe, sagt Lichtenberg a. a. O. S. 502, die sich, wie aus einer einzigen Form gegossen, glichen, könnten, wenn sie zu lächeln oder zu sprechen anfingen, alle Aehnlichkeit verlieren.«

Ein zuverlässigerer Maassstab für die Beurtheilung des Charakters bleibt gewiss immer die Handlungsweise des Menschen.

Nicht umsonst sagt man, dass der Schein trügt, und dass man einen Menschen nicht nach dem blossen äussern Eindruck beurtheilen müsse. Diese Bemerkungen sollen das Verdienst des Herrn Verf. nicht schmälern. Die Arbeit desselben ist eine gründliche, die früheren physiognomischen Vorurtheile beseitigende und eine neue bessere Grundlage legende. Sie ist anziehend geschrieben und lehrreich. Das dem Buche angehängte Verzeichniss enthält die Erklärung der 94 photolithographirten Abbildungen. Diese sind gelungen, treu abgebildete Zeichnungen des Herrn Verf., welche zur Erhärtung seiner Theorie Köpfe von bestimmtem und verschiedenem physiognomischem Ausdruck geben. Doch ist auch ein solcher Ausdruck im strengen Sinne mehr mimisch oder pathognomisch, als physiognomisch, weil eben der Zeichner die Seele dabei in einem Zustande der Bewegung auffasst, welcher irgend eine bestimmte Seelenerregung ausdrückt, z. B. Köpfe mit verstecktem, entzücktem Blicke, mit bitterem, prüfendem, verbissenem Zuge u. s. w. Die Zeichnungen sind für das Studium der Mimik sehr brauchbar. In einzelnen Köpfen werden auch nach Meistergemälden die Züge berühmter Männer wiedergegeben, so der prüfende Zug aus der Weinprobe von Hasenklever (S. 78), der verbissene Zug im Kopfe Gregor's VII. aus dem Bilde: Gregor VII. in der Verbannung zu Salerno v. J. Schrader (S. 36. 82), die intensiv gespannte Aufmerksamkeit im Burghesischen Fechter (S. 88), der Ausdruck der Aufmerksamkeit in der Garnwinderin von Gerard Douw (S. 88), die heilige Elisabeth aus Murillo's Madonna von Sevilla (S. 105), Göthe von Chodowiecki (S. 138), Göthe's Marmorbüste und Silhouette (S. 138), Katharina II. von Chodowiecki (S. 141), Napoleon I. von J. Guerin (S. 172, 189, 195), Schubart von J. Oelenhainz (S. 174, 191, 195), ein Kopf aus dem Irrenhaus von Kaulbach (S. 178), Photographie des Generals W. Scott (S. 188) und des Ministers Guizot (S. 189), Cromwell von Cooper (S. 189) u. a. m.

v. Reichlin-Meldegg.

Göthe-Studien von E. Caro. Aus dem Französischen von Iwan Germak. Zrzemys'l. In Commission bei Gebrüder Jelén. 1867. 151 S. 8.

Ueber Göthe's Philosophie erschienen in den Jahren 1865 und 1866 in der Revue des deux mondes fünf Abhandlungen. Der erste Göthe's Philosophie darstellende Aufsatz behandelt »die Geschichte seines Geistes, Göthe und Spinoza, der zweite die wissenschaftlichen Arbeiten, Göthe und Geoffroy Saint-Hilaire, der dritte seine Begriffe von Natur, Gott und menschlicher Bestimmung, Eklekticismus und Pantheismus, der vierte die philosophischen Spuren in der Dichtkunst Göthe's, Prometheus, Mephisto-

pheles, Faust, der fünfte die philosophischen Theorien des zweiten Faust. Die dritte und fünfte Abhandlung Caro's werden von dem Herrn Herausgeber in deutscher Bearbeitung als die wichtigsten getreu nach Sinn und Inhalt des Textes mit Uebergehung weniger Pleonasmen wieder gegeben. Sehr zweckmässig war es, die Citate des Textes den Originalwerken zu entnehmen, oder, wo sich Lücken fanden, diese zu ergänzen. Wo die Originalwerke dem Herrn Herausgeber nicht zu Gebote standen, musste das französische Citat in die deutsche Sprache zurück übersetzt werden und wird dieses durch Hinweglassung der Anführungszeichen angedeutet. Wenn Vilmar in seiner Geschichte der deutschen Nationalliteratur (4. Aufl. 2. Band, S. 227) bemerkt, dass »nach fünfzig Jahren der ganze zweite Theil des Faust fast ganz ohne Verständniss, mithin auch ohne Interesse sein wird«, so kann man eine solche Stelle wohl kaum zum Belege für die Behauptung gebrauchen, dass die Franzosen gegen den grossen Dichter und Philosophen gerechter sind, als die ganze grosse deutsche »Göthe- und Faustliteratur.« Die letztere wird übrigens durch einige Urtheile so wenig vertreten, als die französische Anschauung durch einige Abhandlungen in der revue des deux mondes.

Es sind also zwei Abhandlungen, die uns hier aus der genannten, dem Fortschritte huldigenden Zeitschrift geboten werden und sich mit Göthe's Philosophie befassen. Die erste entwickelt Göthe's Begriffe von Natur, Gott und menschlicher Bestimmung (S. 1—81). Es ist ein schwieriges Unternehmen, die philosophische Weltanschauung eines Dichters, der in seinen Gedichten und prosaischen Werken die Natur in so vielseitiger Gestaltung auffasst und darstellt, auf einigen Seiten wieder zu geben und dabei noch die wörtlichen Belege aus dessen eigenen Werken anzuschliessen. Die eigene Anschauungsweise des Lesers wird auch eine nicht systematische, sondern aphoristische, je nach dichterischer Stimmung oder Lebenseindrücken verschiedene philosophische Denkweise in poëtischen Werken in der Weise auslegen, dass sie ihre eigenen Gedanken und Anschauungen in dem Dichter wieder zu finden glaubt. Die erste Abhandlung ist bei der Kürze des Raumes, den sie einnimmt, eine umfassende und durchweg gelungene zu nennen. Von den Göthe'schen Schriften gaben des Dichters Erinnerungen aus seinem Leben, die Sprüche in Prosa, Falk über Göthe, Göthe's Gott und Welt, Eckermann's Gespräche mit demselben, einige, jedoch wenige Stellen aus dem Faust vielerlei Materialien, wiewohl auch der erste und noch mehr der zweite Theil zum Theile sehr bezeichnende Belege bieten.

Der Herr Verf. zeigt, dass Göthe's Philosophie Pantheismus und Eklekticismus, aber kein todter, sondern ein lebendiger ist, dass er mit seinem Pantheismus keine todte, mechanische, sondern eine lebenvolle, dynamische Weltanschauung verbindet, dass er in seiner Weise Spinoza's Lehre von der Einheit

mit Leibnitzen's Monadenlehre, oder der Lehre von der einheitlichen, sich stufenweise entwickelnden, in Thätigkeit sich offenbarenden Kraft verbindet, dass, so entgegengesetzt Spinoza und Leibnitz sind, beide in Göthe's pantheistischem Dynamismus ihre Berührungspunkte finden. Sein Hylozoismus hat nach dem Herrn Verf. mit Thales und Herakleitos Berührungspunkte. Ref. möchte als Parallele lieber des letztern ewigen Werdeprocess, die Metamorphosentheorie anführen, als Thales, bei welchem sich am wenigsten Belegstellen für den später ausgebildeten Hylozoismus der jonischen Schule vorfinden. Das letzte Zeugniss, auf welches alle andern zurückgeführt werden müssen, ist hier das des Aristoteles und dieses dient nicht weiter, als zur Behauptung, die als gewiss feststeht, dass nach Thales das Wasser der Stoff ist, aus dem Alles bestehen und aus dem Alles entstanden sein soll. Göthe betrachtet Gott und Natur, Seele und Leib, Geist und Materie nicht als absolute, von einander getrennte Gegensätze. Er hält sich an die Durchdringung beider. Es ist ein anfangs- und endloses, in immer neuen Umwandlungen sich gestaltendes göttliches Leben in der Natur. Bei Falk nennt er diese absolute Trennung »unseelig«; denn sie ist ihm die bedeutendste Quelle philosophischer Irrthümer. Es ist eine Substanz in Allem. Kein Wesen kann in Nichts zerfallen. Die einheitliche, in Allem wirkende Kraft ist Göthe bald »die liebevolle Hauptmonas im Mittelpunkte der Schöpfung, die sich aller untergeordneten Monaden des ganzen Weltalls bedient, wie sich unsere Seele der sich ihr zum Dienste untergebenen Monaden bedient«, bald ist sie »die Weltseele«, die »allen Kräften ihre Arbeit vorzeichnet.« Nach Göthe ist »Gott dort gegenwärtig, wo actuelle Bewegung, Umbildung, Leben ist«; sonst existirt er »in dem Andern oder dem Todten nur dem Vermögen nach (virtualiter)« (S. 47).

Seine Auffassung über die Principien der Moral und das Ganze der menschlichen Bestimmung bilden die Ergänzung und Folge seiner Philosophie. Die Natur ist der »realisirte Gott« und darum »die Moralität eine Sache des Instinctes, eine innere Offenbarung des göttlichen Princips, das den Menschen mit dem Weltganzen in Harmonie zu setzen strebt.« Die Moralität ist »die auf das Leben angewandte Aesthetik« (S. 50). Die wahre Quelle derselben ist »die Betrachtung schöner, edler, heroischer Existenzen.« Die wahren sittlichen Regeln sind jene, welche edle Naturen aus sich selbst schöpfen. Zu den schönsten moralischen Inspirationen gehört Göthe's Spruch: »Pflicht ist, wo man liebt, was man sich selbst befiehlt« (Sprüche in Prosa, 7. Abtheilung). Die höchste Regel für den Menschen ist die »unversehrte Bewahrung seiner innern Freiheit« (S. 55). Göthe wendete bei der Fortdauer der Seele die Monadenlehre an. Die Hauptmonade löst sich im Tode von den übrigen, sich um sie gruppirenden Monaden ab, welche in ihrer Weise eben so wenig vernichtet werden, sondern andere Verbindungen eingehen. Ihm ist die Fortdauer derjenigen Monas gesichert, welche

Grosses in sich trägt, bei welcher es der Mühe werth erscheint, mit ihrer Errungenschaft fortzuexistiren.

Sein Pantheismus ist »nicht der dogmatische oder idealistische unserer Zeit, es ist ein durchaus naturalistischer, ich möchte sagen, ein heidnischer Pantheismus; die Vorfahren seines Zeichens sind unter den klassischen Heiden zu suchen« (S. 75). Des Dichters Eklekticismus bezeichnet der Herr Verf. also: »Eine eklektische Philosophie kann es nicht geben, wohl aber eklektische Philosophen. Ein Eklektiker aber ist ein Jeder, der aus dem, was ihn umgibt, aus dem, was sich um ihn ereignet, sich dasjenige aneignet, was seiner Natur gemäss ist, und in diesem Sinne gilt alles, was Bildung und Fortschreitung heisst, theoretisch und praktisch genommen, als Eklekticismus.« (Sprüche in Prosa.) Göthe, der viel auf Cousin hielt, von welchem er dreimal (1817, 1825 u. 1831) besucht wurde, wendete die Eintheilung der Geschichte der Philosophie in vier Perioden auf die vier Lebensalter an. Er sagt bei Eckermann: »Wir sind Sensualisten, so lange wir Kinder sind, Idealisten, wenn wir lieben und in den geliebten Gegenstand Eigenschaften legen, die nicht eigentlich darin sind; die Liebe wankt, wir zweifeln an der Treue und sind Skeptiker, ehe wir es glauben. Der Rest des Lebens ist gleichgiltig, wir lassen es gehen, wie es will und endigen mit dem Quietismus, wie die indischen Philosophen« (S. 80). In Göthe's Philosophie spiegelt sich die philosophische Richtung des 19. Jahrhunderts ab. Denn bei Göthe herrscht, wie der Herr Verf. S. 81 sagt, »der eklektische und zugleich naturalistische Geist in einem seiner vollendetsten Typen.«

Die zweite Abhandlung enthält die philosophischen Theorien des zweiten Faustdramas. Wir finden hier eine gerechte Würdigung dieser im Verlaufe von 50 Jahren unter verschiedenen Einflüssen und Stimmungen entstandenen Dichtung, eine unbefangene Beurtheilung ihrer Vorzüge und Mängel In einigen Punkten ist jedoch Ref. nicht einverstanden. Der Kaiser, von welchem im zweiten Theile die Rede ist, ist nicht etwa eine Nachbildung Ludwigs XV. und seiner Zeit und der Feuerquell im Mumenschanz keine Anspielung auf die Revolution, eine Ansicht, welche von Düntzer besonders hervorgehoben worden ist. Göthe lehnt sich in der Wahl der äussern Staffage im ersten, wie im zweiten Theile, an die alte Faustsage an, und zwar, wie gewisse Specialitäten, die in seinen Faust übergingen, unumstösslich beweisen, an die spätere Bearbeitung der Faustsage durch G. R. Widman (1599). Nach der ältesten Faustsage trat Faust am Hofe des deutschen Kaisers Karls V., nach Widman am Hofe Maximilian's I. auf. Die Umgebungen und die ganze Einrichtung werden im ersten Acte des zweiten Theiles geschildert, wie sie in jener Zeit am Hofe des deutschen Kaisers waren. Der Kaiser hat seinen Canzler, welcher auch Erzbischof genannt wird, seinen Schatzmeister, Marschalk, Heermeister und Hofnarren. Im vierten Acte werden sogar vom

Kaiser die Bestimmungen der goldenen Bulle angeführt und er theilt die Erb- oder Erzämter im Sinne einer Beilage der goldenen Bulle an die deutschen Fürsten aus. Unverkennbar wird uns hier ein Stück deutscher Staats- und Reichsgeschichte geboten. Die Erfindung des Papiergeldes, welche als eine satanische hingestellt wird, soll dem Kaiser aus der Noth helfen, und die sich darauf beziehenden Scenen, die mit dem Ganzen im nothwendigen Zusammenhange stehen, sind in dieser Abhandlung völlig übergangen. Es unterliegt aber keinem Zweifel, dass der Mumenschanz in seinen verschiedenen Figuren zu dieser Erfindung einleitet und dass man nur gesucht darin die Schilderung des Gefährlichen der Revolution erblicken kann. In diesem altdeutschen Fastnachtszuge stellen uns die allegorischen Figuren die das Leben beherrschenden Mächte dar, bis zuletzt der Dichter zu den höchsten, das Leben in seinem Genusse bedingenden Mächten, dem Knabe-Lenker (der Poësie), welche uns die geistigen Genüsse spendet, und dem Plutus oder Reichthumsgotte, welchem wir den Genuss des materiellen Daseins verdanken, den Uebergang macht. Es soll die Bedeutungslosigkeit des Geldes an sich und die Gefahr seiner unbedingten Herrschaft anschaulich gemacht werden, um zu der Scene, welche die Erfindung des Papiergeldes darstellt, einzuleiten. Der schöne Schein der Poësie muss auf dem Maskenzuge verschwinden, der Knabe-Lenker abtreten, damit der Reichthumsgott allein herrschen kann. In der Maske des Plutus steckt Faust, der unter Assistenz des Teufels das Papiergeld herbeigeschafft hat, welches der Canzler dem Kaiser zur Unterschrift präsentirt. Mephistopheles hat, als Geiz maskirt, den Reichthumsgott Faust begleitet. Auf dem von Drachen geführten, mit den Schätzen des Reichthums beladenen Wagen steht er hinter Plutus als ironischer Doppelgänger desselben. Der Kaiser, den Absolutismus der Monarchie veranschaulichend, erscheint in der Maske des Pan, welcher nach den griechischen Mysterien das All versinnbildlicht. Faust berührt als Reichthumsgott mit seinem Zauberstabe die vor dem lüsternen, das Leben darstellenden Maskenzuge aufgespeicherten Schätze, und das Gold und die Edelsteine verwandeln sich unter dieser zauberischen Ruthe in Flammen, welche das geldgierige Publikum zu versengen drohen. Eine Deputation der die Geldmacht darstellenden Gnomen führt den Kaiser zu der unter dem Zauberstabe flüssig gewordenen, verheerenden Feuerquelle des Goldes, bis endlich durch Faust's Zauber an die Stelle der Flamme ein kühlender Wolkenthau tritt. Hier unterzeichnet der Kaiser das vom Teufel geschaffene Papiergeld. Dies deutet ja unbezweifelt die neue Scene an, in welcher Faust knieend den Kaiser wegen des »Flammengaukelspiels« um Verzeihung bittet und demselben die von ihm während dieses die Gefahr der Geldherrschaft veranschaulichenden Zauberspieles vollzogene Unterzeichnung der neu erfundenen Papierscheine von seinem Canzler erzählt wird. So hat diese Scene einen ganz natürlichen

Zusammenhang mit dem vorausgehenden Mumenschanze und mit der nachfolgenden Helenabeschwörung, in welcher der Dichter die erste Anregung von der Faustsage erhält. Durch das Papiergeld ist vor der Hand für die leibliche Noth des Hofes gesorgt, die Helena soll die geistige Unterhaltung gewähren. Darum sagt Faust zu Mephistopheles:

> Du hast, Geselle, nicht bedacht,
> Wohin uns deine Künste führen;
> Erst haben wir ihn reich gemacht,
> Nun sollen wir ihn amüsiren.

Homunculus und Helena sind ferner nicht so zu trennen, dass in jenem die antike Kunst, in dieser die antike Wissenschaft zu Tage tritt. Nach dem Stücke ist Homunculus der Wegweiser zur klassischen Walpurgisnacht, in welcher Faust seine Helena sucht und findet. Er trägt den schlafenden Faust auf den klassischen Boden Thessaliens, wo die klassische Walpurgisnacht abspielt, und Faust erwacht, sobald er diesen Boden berührt. Seine erste Frage lautet: »Wo ist sie?« Sie gilt seiner Helena. Darum ruft er aus:

> Hier! durch ein Wunder, hier in Griechenland!
> Ich fühlte gleich den Boden, wo ich stand.
> Wie mich, den Schläfer, frisch ein Geist durchglühte,
> So steh' ich, ein Antäus an Gemüthe.

Homunculus sieht, ehe er unserem Faust den Weg nach Pharsalus voranleuchtet, in der Seele desselben während seines Schlafes die sich mit der schönen Helena beschäftigenden Gedanken. Er ist der in Gestalt des Traumes Faust zum klassischen Boden führende antike Forschungstrieb. Helena ist die Vertreterin der antiken Wissenschaft und Kunst; ihre Vermählung mit Faust symbolisirt des Menschen künstlerisch-wissenschaftliche oder ideale Thätigkeit, die ihn auf den aus Helena's Gewändern gebildeten Wolken eine Zeit lang über der Gemeinheit des Lebens schwebend erhält. Wenn diese Wolken verschwinden, ist Faust wieder dem materiellen Leben und der Wirksamkeit für dasselbe hingegeben.

Sehr richtig sagt der Herr Verfasser S. 137: »Faust ist der menschliche Geist, die Menschheit in ihrem Elend, ihrer Grösse. Er verdient es gerettet zu werden um dieser Eigenschaft willen als Idee der Menschheit, die sich durch die Kraft einer immer höheren und reineren Thätigkeit über alle Zeitalter erhebt.« Treffend ist das Schöne der Schlussscene des zweiten Theiles hervorgehoben, gegen welche so oft mit Unrecht wegen der darin angewandten christlichen Symbolik von den Kunstrichtern vielerlei Bedenken erhoben wurden. Der Unterzeichnete stimmt der Behauptung (S. 139) vollkommen bei: »Der ästhetische Bau des zweiten Faustdramas findet eine Art Einheit in der fortschreitenden Thätigkeit Faust's, die ihn rettet und triumphiren lässt.«

v. Reichlin-Meldegg.

Ueber das Grundwasser und die Bodenverhältnisse der Stadt Basel. Von Prof. Albr. Müller. (Separat-Abdruck aus der Festschrift der Naturforschenden Gesellschaft.) Mit einer lithogr. Tafel. Basel. Buchdruckerei von C. Schultze. 1867. 8. S. 71.

Nicht wenige in Wachsthum begriffene Städte Europas haben in den letzten Jahren die Erfahrung gemacht, dass ihre Grundwasser, aus welchen die Sodbrunnen ihre Wasser erhalten, mehr und mehr verunreinigt wurden. Man hatte diesem Umstand von Anfang an nicht die verdiente Beachtung geschenkt, bis wiederholt die auftretenden Seuchen, insbesondere Typhus und Cholera, ernstliche Nachforschungen geboten. Auch in Basel waren Untersuchungen nöthig geworden, da die Grundwasser der Stadt durch Abfälle aus Anilinfabriken obschon nur lokale, dennoch gefährliche Verunreinigungen erlitten hatten. Diese Untersuchungen hat — in Auftrag der Bundesbehörden — Prof. Albert Müller vorgenommen und seine Aufgabe, wie zu erwarten, mit Meisterschaft gelöst. Die Hauptresultate zu welchen der treffliche Geognost durch seine Forschungen gelangte, sind folgende.

Der Boden der Umgebungen Basels besteht aus den Gerölle-Ablagerungen die das Rheinthal erfüllen, in die mit regelmässigen terassenförmigen Abstufungen die Wasser des Rheins in der Diluvial-Periode Einschnitte bis auf eine Schicht tertiären Lettens eingegraben haben. Die Wasser des Birsigs, der Birs und der Wiese wühlten ähnliche Einschnitte in den Geröllemassen aus und bildeten so Querrinnen, welche die grossen Terassen des Rheinthales durchschneiden. Der Boden der grossen Stadt Basel (mit einer Höhe von 90—115 Fuss über dem Nullpunkt des Rheinpegels) liegt durchschnittlich 70 Fuss höher als des Areal der kleinen Stadt, mit Ausnahme der Strassen des Birsigthales, die bei 20—40 Fuss Pegelhöhe ungefähr im Niveau der kleinen Stadt liegen. Nur an den tiefsten Stellen der Stadt, längs der Rhein- und Birsigufer, geht der tertiäre Letten zu Tage, welcher die Unterlage der Gerölleablagerungen des Rheinthales und ihres Grundwassers bildet. Schon öfter wurde er bei Brunnengrabungen im Birsigthale und in der kleinen Stadt schon bei geringer Tiefe, 10 bis 20 Fuss erreicht. An der Basis der Gerölleablagerungen über der wasserdichten Lettenschicht sammelt sich nun das Grundwasser und strömt von den äusseren, höher gelegenen Stadttheilen, von einer mittleren Höhe von 50—60 Fuss in Gross-Basel und von 10—20 Fuss in Klein-Basel den Neigungen der Lettenschicht folgend unter dem Boden der Stadt hindurch, dem Rhein zu. Die Strömung ist um so stärker, je höher das Niveau des Grundwassers den jeweiligen Rheinstand überragt und geht in Klein-Basel in eine rückgängige Bewegung landeinwärts über, wenn bei niedrigem Stand des Grundwassers der Rhein anschwillt und seitlich in die Gerölllelager eindringt. Es richtet sich demnach der Stand des Grundwassers im

Allgemeinen nach dem Rheinstand; jedoch weniger in Gross- wie in Klein-Basel, schneller in den dem Rhein nahe liegenden, langsamer in den entfernteren, höher gelegenen Brunnen, in denen auch die Schwankungen des Wasserstandes geringer.

Im Jahre 1866 betrug der Wasserstand der Sodbrunnen über den Brunnensohlen durchschnittlich in Gross-Basel $3^1/_2$ Fuss, in Klein-Basel 7 Fuss; also etwa das Doppelte. Man wird daher in der grossen Stadt von den Hochflächen aus in einer Tiefe von 50 bis 60 Fuss, in der kleinen schon bei 10 bis 20 Fuss Tiefe auf Wasser stossen. Es entnehmen die Sod- und Lochbrunnen ihr Wasser der nämlichen Grundwasserschicht. Die Speisung erfolgt entweder vom Rheine her, durch seitliche Infiltration, namentlich auf der Seite von Klein-Basel bei höherem Wasserstand; oder von der Birs, dem Birsig, insbesondere aber von der Wiese und ihren Nebencanälen; oder von den Quellen der benachbarten Hügel des Rheinthales; oder auch von den atmosphärischen Niederschlägen.

Mit der Zunahme der Bevölkerung nimmt auch die Verunreinigung des Grundwassers in steigender Progression zu durch die Infiltration des Inhaltes der Dohlen, Cisternen u. s. w., durch die Abfälle der chemischen Gewerbe. Nur sehr gering dürfte der Einfluss der Gottesäcker sein.

Je tiefer der Stand des Grundwassers um so grösser ist sein Gehalt an Salzen und organischen Substanzen und die Verunreinigungen werden immer merkbarer. Nach den Analysen von Dr. Goppelsröder beträgt der Gehalt des Grundwassers durchschnittlich in runden Zahlen in 1000 Theilen Wasser in Gross-Basel: 0,5—1,2 Theile; in Klein-Basel: 0,1—0,3 Theile; des Wassers der bisherigen Brunnenleitungen: 0,4; des Angensteiner- und Grellinger Wassers (die Kaltbrunnen ausgenommen): 0,2—0,3; des Birs, Birsigs und Rheinwassers: 0,2—0,3; endlich des Wassers der Wiese: 0,06; folglich besitzt das Grundwasser von Gross-Basel die geringste, das Wiesenwasser die grösste Reinheit. Die der sehr interessanten Schrift von Albr. Müller beigefügten geologischen Durchschnitte durch den Boden der Stadt Basel und ihrer Umgebung bringen die geologische Structur des Bodens und die Lage des Grundwassers in übersichtliche Darstellung.

G. Leonhard.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Leonardy, Johann. *Die angeblichen Trierischen Inschriften-Fälschungen älterer und neuerer Zeit; ein Beitrag zur Kritik des corpus inscriptionum Rhenanarum ed. G. Brambach. Gedruckt auf Kosten der Gesellschaft für nützliche Forschungen. Trier 1867. 68 S. 4.*

Als ich am Anfang dieses Jahres Brambach's corpus inscriptionum Rhenanarum in diesen Blättern besprach und zeigte, wie dasselbe in Bezug auf die Mainzer Inschriften wenig genüge, da es in Eile entstanden sei: so wünschte ich (S. 174), dass überall eine genaue Betrachtung dieses Buches geschehe, namentlich am Niederrhein, wo ich die Frage aufwarf, ob die niederrheinischen Inschriften mit mehr Sorgfalt und Genauigkeit gegeben sind, als die Mainzer, Nassauer u. s. w. Ich dachte damals nicht, dass ehe noch ein halbes Jahr vergehe, am Niederrhein ein ganzes Buch gegen jenes corpus erscheinen werde. Vorliegende Schrift, deren Vorrede vom 4. Juni ist, will nämlich zeigen, dass Brambach echte Inschriften aus Trier unter die spurii und unechte unter die echten Steine gesetzt habe. Um dies darzuthun, holt der Verf. weit, ja sehr weit aus. Wir sagen dies nicht, weil er mit den Urtheilen über die Nenniger Inschriften beginnt — worüber wir hier einstweilen schweigen wollen, besonders weil wir noch in diesem Jahr eine genaue Darstellung der Auffindung u. s. w. erwarten dürfen — sondern der Verfasser ergeht sich zu breit über die alte Sage, dass Trier von der Semiramis Stiefsohn Trebeta, erbaut sei, indem er zeigt, wie die lokale Sage wahrscheinlich aus missverstandenen Fragmenten von Inschriften entstanden und dann von Trierer Chronisten mit Hilfe von Auszügen aus Justinus, Orosius u. a. m. weiter ausgebildet sei, wie auch mehrere Ueberreste des Alterthums der vorrömischen Zeit fälschlich zugeschrieben wurden. Wie hier eine echte Inschrift jene Sage hervorrief, so ist eine im Jahr 979 gefundene Inschrift auf einen Bischof Celsus bezogen worden mit gleichem Unrechte — der Verf. hält S. 27 die dabei aufgefundenen Verse für echt, wir zweifeln daran; Brambach übergeht sie, weil er die Inschrift wahrscheinlich für christlich hielt, was sie nicht ist. Jetzt wendet sich der Verf. zum Haupttheil seines Werkchens und zeigt vorerst, wie einige ältere Inschriften theils mit Recht von Brambach (wie auch von früheren) für unecht erklärt wurden, so spurii Nr. 52, welchen Stein Brambach unrichtig nach Saarbrücken verlegt, statt nach Castel bei Saarburg, oder wie andere, welche Brambach aufnahm, nach dessen Grundsätzen

für falsch gehalten werden könnten, so 786, 960; einige Inschriften-Bruchstücke, die Hontheim aus echten Steinen Gruter's nahm, erklärt Brambach für falsch, ohne an deren Ursprung zu denken. Diese Inschriften überschreibt Brambach lapides Honthemiani ani suspecti; Leonardy fügt dem ani ein sic! bei; ich würde unwillig werden, wenn ich es nicht für einen Druckfehler, sondern Honthemiani ani für einen Genetiv halten sollte. Wie wohl schon andere an einigen Trierer Inschriften gezweifelt haben, so hat doch Brambach vor allem das Ehrgefühl der dortigen Gelehrten angegriffen, indem er viele Inschriften, namentlich alle, welche Clotten im vorigen Jahrhundert auffand und veröffentlichte, unter die falschen setzte. Dieses Mannes nun und seiner Inschriften nimmt sich vor allem Leonardy an. Clotten und seine Nachfolger haben zwischen den Jahren 1779 und 1840 im Ganzen 42 Inschriften bekannt gemacht, von denen hier die Rede ist. Clotten hatte die meisten sogleich nach ihrer Auffindung nebst Fundbericht in einem Trierer Tagblatt veröffentlicht und auch oft bei gefügt, dass er der Besitzer derselben sei. Da nun die meisten dieser Inschriften verloren sind und desshalb eine oder die andere Abschrift einmal Verdacht erregte: so erklärte nach Mommsen's gelegentlicher Aeusserung Brambach alle Clottenische für falsch, bemerkte aber in der Eile, mit der er das corpus edirte, manches nicht. Vorerst sah er sich nach jenen Fundberichten gar nicht um, welche ein offenes Zeugniss der Echtheit sind; dann sah er nicht, wie drei Inschriften, welche Clotten besass, noch vorhanden sind und ein Zeugniss für Clottens Mittheilung geben; er zählt sie zu den echten Nr. 773. 727. 828. Ebenso hat Brambach eine Nr. 768 aufgenommen, die nicht mehr vorhanden ist, welche nach Brambach's Ansicht für unecht zu halten ist, weil sie nur auf Clotten beruht. Ungefähr zehn Clottenische Inschriften sind christliche: sie sind nie angefochten worden; ob Brambach sie ausgelassen hätte, wenn er die christlichen aufgenommen? Nachdem der Verfasser dies und anderes gezeigt hatte, wobei er S. 50 dem Herausgeber des corpus »Flüchtigkeit des Quellenstudiums« und »unverantwortlichen Leichtsinn« (dies namentlich wegen der Igeler Inschrift) vorwirft, zeigt er gelegentlich, wie bei Brambach einige Inschriften 711—715 dem Orte Karden zugeschrieben werden, die eigentlich nach Trier gehören, und wendet sich dann zu den spurii bei Brambach. Der Verf. kann sie alle nun nicht rechtfertigen, wie überhaupt es schwer ist, wenn ein Verdacht über eine verlorene Inschrift ausgesprochen ist, sie als sicher echt hinzustellen. Doch wird man meistens der Vertheidigung beistimmen; ja Brambach selbst wird sich wundern, wie er manchmal in Eile geirrt: so hält er Nr. 85 für eine unechte trierische, während Hetzrodt sie aus Grut. 111, wo sie nach Ungarn gehört, entlehnt hat, weil das Wort TREVER vorkommt. Bei sp. 8, quae suapte natura originem adulterinam testatur (Br.) hätte dieser vielleicht eine andere Ansicht bekommen, wenn er die

editio princeps gelesen hätte, wo das leidige X zwischen ɔ und LEG nicht steht; noch half dieser Inschrift Leonardy durch eine leichte Conjectur, indem er II für VI schrieb; auch gibt hier Brambach den Fundort unrichtig an. Wenn einige andere von demselben verworfen werden, weil Clotten TREVIR statt TREVER edirte: so muss man dies nicht so hoch anschlagen, weil man im vorigen Jahrhundert TREVIR für richtig hielt, und man gar nicht gewohnt war, die Buchstaben auf den Steinen ganz genau anzusehen und abzuschreiben. (Gelegentlich bemerkt der Verf. S. 58, dass Brambach Nr. 1773 den Ort Limbach aus dem preussischen Kreis Saarlouis in die bayerische Pfalz verlegt, dass er Nr. 764 einen Flurnamen zum Ortsnamen macht u. a. m.) Wenn weiter einige Inschriften Clottens als falsch erklärt werden, weil FACIT, FACIVNT u. ä. steht: so erklärt dies Leonardy entweder als Schreibfehler statt FECIT wie denn Clotten sp. 56 FACIT übersetzt »hat errichtet« oder als Lesefehler statt FAC. CVR, besonders da Clotten bei andern Inschriften FECIT hat, er also, wenn er falsarius wäre, wohl überall das Gebräuchliche hätte angeben können. Auch die Clottenschen inscriptiones sacras sucht der Verfasser durch Beibringung ähnlicher Widmungen zu vertheidigen und bemerkt endlich, dass Brambach über zehn Inschriften dem Fälscher Clotten zuschreibt, die von ihm gar nicht herrühren.

Aus diesem wenigen, was ich aus vorliegender Schrift mittheilte, erhellt zur Genüge, dass Brambach zu eilfertig, und ohne den Ueberlieferungen nachzusehen, Trierer Inschriften namentlich die Cotten'schen für unrichtig erklärte; die allermeisten sind eben so gewiss wie alle älteren, deren Steine verloren sind, so die Mainzer bei Huttich, Heräus, Fuchs u. s. w., von denen viele dieselben Schreib- oder Lesefehler haben, welche bei Clotten originem adulterinam beweisen sollen. Leonardy's Schrift ist wiederum ein Beweis, mit welcher Eile und Ungenauigkeit jenes corpus entstanden ist und man kann sich nicht wundern, wenn der Verfasser zum Schlusse sich mit gerechtem Unwillen also äussert: »Während tausende von anerkannt echten Inschriften von den abscheulichsten Steinmetz- und Lesefehlern wimmeln, die man arglos hinnimmt und verbessert, während abertausende von Inschriften nur in Abschriften ganz unbekannter und ungewandter Leute vorhanden sind, während die Schriftzüge von den elegantesten Formen bis zu den liederlichst eingekratzten Zerrbildern der Capitalschrift in derselben Periode wechseln und herabsinken: erklärt man in Trier eine Reihe von strebsamen Männern zu Inschriftenfälschern, weil die erhaltenen Abdrücke durch Druckfehler entstellt, ja weil sogar nur die Citate falsch sind und man es nicht der Mühe werth achtet genauer nachzuforschen, weil durch combinirte Les- und Druckfehler regelwidrige Formeln, Namen u. ä. entstanden sind und um die Zahl der angeblichen Falsificate recht ansehnlich zu vermehren, scheut man sich nicht sogar anerkannt echte Inschriften unter die

suspecti und spurii zu setzen und einen Menschen als Zeugen für seine Behauptungen aufzuführen, dem man selbst in den feierlichsten Ausdrücken den ehrlichen Willen abgesprochen hat u. s. w.«

Zum Schlusse meine ich der Verf. hätte sich viel kürzer fassen können; wahrscheinlich aber hat der Trierer Verein, der das Buch edirte, die Lokalsagen im Anfange des Werkchens in dieser Ausführlichkeit nicht ungern gesehen, worauf dann der Verf. auf gleich ausführliche Weise die späteren Inschriften gegen Brambach vertheidigte: bei manchen wäre genug gewesen auf den alten Fundbericht hinzuweisen und so zu zeigen, wie Brambach auch bei den Trierern es an Fleiss und Kritik hat fehlen lassen; daher kann ich dem Verfasser nicht beistimmen, wenn er S. 6 meint, im corpus inscr. Rhenanarum gebe, »die oft übertrieben genau angeführte Literatur zu den einzelnen Nummern Anleitung zum Nachschlagen in ausreichendem Maasse«. Gerade bei den Trierer Inschriften konnte der Verfasser sehen, dass Brambach's Literatur nicht ausreiche; dass dies auch anderwärts nicht der Fall ist, haben wir in der oben citirten Besprechung gezeigt. Die Allgemeine Zeitung hat zwar dem Brambach'schen Werke ein hohes Lob ausgestellt, indem sie die empfehlenden Worte des Bonner Vereins und des Verlegers wiederholte und erweiterte (Nr. 63 Beilage), welchen Artikel der Allgemeinen Zeitung der Philologus (XXV, S. 565) »eine lobhudelnde Anzeige« nannte; aber die Allgemeine Zeitung hat bis jetzt auf den Tadel, den Brambach sich zuzog, ganz geschwiegen — und wird auch schweigen?

Grotefend, C. L. Die Stempel der römischen Augenärzte gesammelt und erklärt. Hannover 1867. 134 S. 8.

Es ist noch nicht lange Zeit, dass die Alterthumsforscher auch den Stempeln römischer Augenärzte ihre Aufmerksamkeit zuwendeten und seitdem hat die Zahl derselben sich bedeutend vermehrt: während im Jahr 1855 nur 60 bekannt waren, gibt es jetzt 112. Der bekannte Epigraphiker Grotefend in Hannover, dem wir schon manche schöne Untersuchung aus der Inschriftenkunde verdanken, wie über die römischen tribus, über die Legionen u. s. w. hat nun im vorliegenden Buche diese sämmtlichen Stempel zum erstenmal gesammelt und mit den nothwendigen Erklärungen versehen. In der Vorrede bespricht der Verfasser zuerst Allgemeines, woraus wir einiges hervorheben. Früher wollte der Verfasser diese Stempel nur etwa den ersten 150 Jahren unserer Zeitrechnung zuschreiben; nun ist er der richtigern Ansicht, dass »eine Anzahl bedeutend tiefer hinabreiche«; wir meinen, sie gehören der ganzen römischen Zeit an. Nach den Namen zu schliessen, waren die meisten Aerzte Griechen von Geburt und Freigelassene, wenige nur Celten, mehrere

haben römische Familiennamen, doch meint der Verf. mit Recht, dass sie wohl alle niederer Herkunft seien. Dass diese Stempel nur für Augenmittel dienten, hat man hie und da bezweifeln wollen; eine neue Auffindung zu Reims hat dies unzweifelhaft gemacht. Die Stempel sind fast alle in den gallischen, germanischen und britannischen Provinzen gefunden, nur einer in Dacia und ein paar jenseits an den Alpen, einer bei Jena u. s. w. Dass in Italien und Griechenland bis jetzt keiner ausgegraben wurde, schreibt der Verf. dem gewiss richtigen Umstande zu, dass die Provinzialen leichter der Quacksalberei zugänglich waren als die gebildeten Völker des Südens. Einige Inschriften zeigen auch, dass ein Wechsel der Mittel eintrat, mehrere Aerzte sich verbanden, Händler die Sache übernahmen u. a. m. Alle bezeichnen trockne Mittel, nur zwei sind an Töpfen für flüssige Collyrien angebracht. Am Schlusse der Vorrede spricht der Verfasser von der hierher gehörigen Literatur und hier loben wir gerade nicht, dass er die frühere Literatur nicht vollständig gibt, theils weil Prof. Schreiber in Freiburg sie vor 12 Jahren in einem Hefte des historischen Vereins für Steiermark aufgestellt, theils weil der Verf. selbst bei jedem Artikel in vorliegendem Buche die früheren Herausgeber erwähnt hat. Für die Sache wäre es gut gewesen, hier auch die Titel der älteren Werke verzeichnet zu sehen. So viel aus der Vorrede. Der Verf. gibt nun die Stempel (wie früher im philologus XIII. 1858) nach den Namen der Aerzte (nomina oder cognomina) geordnet mit Angabe des Fundorts, der Literatur und einer Erklärung, die sich sowohl auf den Arzt als die Heilmittel und was sonst zu bemerken ist bezieht; solcher Stempel, wo der Arzt erwähnt ist, sind es 104, dann folgen noch 7 bis 8 ohne Namen des Arztes. Bei den grossen Kenntnissen und dem emsigen Sammlerfleisse des Verfassers wird man im Ganzen immer mit dem, was er gibt, zufrieden sein, und nur selten hie und da eine Bemerkung nachtragen können. Auch wollen wir nur weniges andeuten. Der Verf. gibt überall den Fundort an — oft aber nicht die Fundzeit, worauf wir zwar weniger Gewicht legen — aber ob die Inschrift noch vorhanden ist und wo, ist meist nicht angegeben; Vieles ist freilich hierbei unbestimmt und unbekannt und so kann auch ich nur weniges beifügen. Nr. 2 ist sicher nicht mehr vorhanden; Nr. 7 ist im Wiener Antiken-Cabinet, was nicht gerade aus dem Citate der Beschreibung dieses Cabinets folgt; Nr. 14 ist in Oppenheim gefunden und im Mainzer Museum; Nr. 23 ist 1808 gefunden; Nr. 36 wie bei Nr. 7, hier steht Wien oben als Fundort angegeben, während derselbe unbekannt ist; Nr. 50 ist im Londoner Museum; ebenso Nr. 51; Nr. 62 besitzt Prof. Schreiber in Freiburg; Nr. 73 ist 1818 gefunden und im Besitz des P. P. Purnell in Stanscombe Park; Nr. 78 ist wahrscheinlich nicht mehr vorhanden, was ich auch noch von andern glaube, wie namentlich 90, 93; Nr. 81 ist 1858 bei Dalheim gefunden und im Luxemburger Museum; Nr. 94

ist im Leidener Museum; Nr. 96 ist zu Edinburg; Nr. 97 ist im Bonner Museum als Gipsabdruck, Original verloren (Brambach 1875 gibt Dachsberg im Elsass als Fundort an, Grotefend Daspich im Departement der Mosel; war hier nicht Genaueres zu ermitteln? Overbeck zwar im Bonner Katalog kennt keinen Fundort); Nr. 107 im Bonner Museum u. s. w.

Auf die Angabe des Ortes folgt der Stempel und bei diesen Inschriften sehe ich, dass der Verfasser kühner geworden ist d. h. während er früher den überlieferten wenn auch fehlerhaften Text gab, setzt er seine Verbesserungen und Conjekturen nun sofort in den Text ein, was doch nicht diplomatisch richtig erscheint. Sogleich Nr. 1 gibt er DIACE, während alle Herausgeber DIAGE; Nr. 5 wird ...IRRIIRMINI geändert in [...H]IRR.[F]IRMINI, wo F wenigstens durch nichts gerechtfertigt wird, wenn auch das cognomen Firminus besser klingen mag als Irminus. Nr. 10 wird LENEM getrennt in LENE. Medicamentum, woran der Verfasser selbst zweifelt; kann es nicht heissen lenem ad impetum LIppitudinis, wiewohl diese zwei Buchstaben LI nicht ganz gewiss sind; früher gab Grotefend LP, Brambach hat I. I; dieser hat unrichtig v 7 HELI mit Helius gegeben, da schon ein nomen Junius da ist; richtiger unser Verfasser Heliodorus, vielleicht noch besser Helias.; Nr. 47 liest er nun anders als vor zehn Jahren, allein diese Conjektur wird auch nicht richtig sein, weil lippitudo niemals vor impetum gestellt vorkommt, wie Nr. 7. 72. 76. 90 etc. ausweisen; vielleicht könnte man schreiben AD. OMNEM IMPETVM, wiewohl ich solche Bezeichnung nicht finde, doch vergleiche 73 ad omnem dolorem. Manchmal weiss man gar nicht, wie die Inschrift eigentlich ist, weil der Verf. seine oder anderer Lesart unmittelbar in den Text setzt und in der Erklärung die Worte der Inschrift nicht gibt so Nr. 39. 74. Anderwärts ist der Verf. vorsichtiger und ändert nicht sofort die Inschrift, wiewohl sein Vorschlag sicher ist, so konnte wie bei Nr. 1 G in C, auch bei Nr. 11 u. 23 C in G im Text schon verwandelt werden. Nr. 16 kann SIACI ohne Anstand in STACT geändert werden; auch Nr. 40. 48. 52 u. s. w. möchte ich des Verfassers Vermuthung in den Text setzen, wenn man denn nicht überall die überlieferten oder noch vorhandenen Buchstaben festhalten will. Noch einige Kleinigkeiten. Nr. 53 Zeile 5 lese ich die Abkürzung diamisum, ebendaselbst Zeile 7 hat er nun seine Conjectur im philologus nicht mehr anerkannt. Bei dem Wormser Stempel 32 ist nicht bemerkt, dass auf Seite 2 u. 4 ein M seitwärts steht; auch hätten die paar Buchstaben der letzten Zeile im Text stehen können statt in der Erklärung. Auffallend ist uns noch, dass sehr oft die Ligaturen nicht angegeben sind, was doch hätte geschehen sollen und was der Verfasser im philologus nicht unterlassen hatte. Dass die Punkte zwischen den Worten und Abkürzungen überall angebracht sind, auch wo keine im Original stehen, wollen wir hingehen lassen; sie dienen manchmal

die Vermuthung des Verf. zu bestärken: so ist in dem Mainzer Stempel Nr. 14 Zeile 2 kein Punkt zwischen den zwei L; hier fehlen auch alle Ligaturen, im philologus sind sie angegeben ausser eine nämlich EP in vierter Zeile. Wir unterlassen weitere Kleinigkeiten aufzuführen, sie werden dem Verf. bei nochmaliger Ansicht von selbst leicht einfallen. Noch machen wir aufmerksam auf die oft scharfsinnigen Erklärungen der Augenmittel, wobei der Verf. überall die betreffenden Stellen der alten Aerzte verglichen hat. Der indices sind drei: der Augenärzte und Pharmaceuten im Ganzen 130, da auf mehreren Stempeln zwei bis drei Namen genannt sind; der Collyrien, die auf den Stempeln genannt werden, deren an 180 sind, freilich manche unbestimmt oder wiederholt und der Fundorte, deren 72 sind, wiewohl mancher Ort, wie wir schon anzeigten, nicht den Fund, sondern die Aufbewahrung anzeigt. Zum Schlusse wollen wir dem Verfasser zwei ihm nicht bekannte Stempel mittheilen, von denen der eine zwar längst veröffentlicht ist. In der Rev. archeol. 1862 S. 247 — und ich wundere mich, dass dieses dem Verfasser entgangen ist — wird ein Glasfläschchen erwähnt, das folgenden Stempel hat:

FIRM. HILARI. ATYLAR,

welcher dort gedeutet wird: collyre aromatique de Firmus Hilarius (wohl richtiger Firmius Hilarus) contre l'atylosis; Fundort Clermarais bei Reims — wo bereits in der Nähe sieben Stempel gefunden worden sind — und nun im Museum der erwähnten Stadt. Vergl. auch hierüber den XXXI. Jahresbericht des historischen Vereins in Mittelfranken (Ansbach 1863) wo S. 32 das hier erwähnte atyloticum aromaticum als »Mittel für das Schwellen am Augenlied« erklärt wird. — Der andere Stempel ist noch nicht bekannt gemacht. Unter den Papieren des verstorbenen Kupferstechers Lindenschmit dahier findet sich die Abbildung

HERMIAE . SM
CICAE CILIS

d. h. wahrscheinlich Hermiae smyrne cicatricum e ciliis d. i. des Hermias aus Myrrhen bereitetes collyrium gegen Verwundung des Auges durch die (einwärts gekehrten) Augenwimpern. Wo der Stempel gefunden, oder wo er hingekommen, weiss man nicht. Endlich will ich noch zur Literatur der Augenstempel eine Schrift anführen, die sowohl bei Schreiber als Grotefend fehlt und mir auch nur dem Titel nach bekannt ist, welcher lautet: Triller Dan. Wilh. progr. de variis veterum medicorum ocularioram colliriis, quorum memoria in priscis lapidibus inscriptis adhuc superest. Wittenberg. 1772. Aus diesen kleinen Beiträgen möge der verehrte Verfasser ersehen, wie sehr uns seine gelehrte und belehrende Schrift angesprochen hat.

Eick, C. A. Die römische Wasserleitung aus der Eifel nach Köln, mit Rücksicht auf die zunächst gelegenen römischen Niederlassungen, Befestigungswerke und Heerstrassen; ein Beitrag zur Alterthumskunde im Rheinlande; mit einer Karte. Bonn 1867. VIII und 187 S. 8.

Vorliegendes Buch ist ein wichtiger Beitrag zur Alterthumskunde des Niederrheins und löset so ziemlich vollständig eine Untersuchung, die schon vielfach in Frage gekommen war. Die Schrift hat fünf Abschnitte. Der erste beginnt mit den ältesten Nachrichten über den Kanal, der nach alten Ueberlieferungen von der Vordereifel oder Trier nach Köln führte und entweder Wasser führte oder wodurch die Trierer mit ihrem Weine die liebe Stadt Köln beschenkten. Das Werk galt als ein Wunderwerk und wird in der Volkssage, die jetzt noch lebt, dem Teufel zugeschrieben, indem dieser eifersüchtig auf den Baumeister des Kölner Doms mit ihm wettete, »eher die Wasser der Mosel von Trier in einem unterirdischen Kanal über die Höhen der Eifel nach Köln zu führen und als Zeuge davon eine Ente hinabschwimmen zu lassen, ehe der Kölner Dom vollendet sei«, und siehe als einst die Arbeiter auf dem südlichen Hauptthurm standen, öffnete sich plötzlich vor der Kirche die Erde, der Kanal war gemauert und auf dem daherströmenden Moselwasser schnatterte eine schwimmende Ente, worauf der Baumeister, da zugleich der Teufel in Lachen ausbrach, sich vom Thurm herabstürzte und sein Hund ihm im Tode folgte. So die Sage. Nachdem hierauf der Verfasser noch über die Literatur gesprochen hat, woraus wir ersehen, wie wenig bisher ermittelt ist: theilt er im zweiten Abschnitte »den Ursprung und Lauf des Kanales« vollständig mit, wie seine Jahre lange und mühevolle Untersuchung es festgestellt hat. Der Kanal beginnt bei Nettersheim 300 Schritte unterhalb der Rosenthaler Mühle auf dem sogenannten »grönen Pütz«. »Bei einer lichten Weite von 20 Zoll beträgt die Höhe der Gussmauern von der Sohle bis zum Anfange der Wölbung 26 Zoll, die Höhe der Wölbung selbst 8 Zoll.« Von diesem Ursprunge verfolgt der sorgfältige Verfasser die Wasserleitung, die immer unter der Erde ist, ganz genau von Dorf zu Dorf, überall nachgrabend, überall die römischen Spuren aufsuchend, überall bemerkend, wo seine Mauern ausgebrochen sind, aber seine Spur noch deutlich in Gräben, Steinen u. s. w. vorhanden ist; nur an einer Stelle bei dem Dorfe Vussem liegt der Kanal zu Tage, indem der Viaduct über ein Thal von 230 Fuss Breite geht, wie noch heute übrige Substructionen zeigen. Anderwärts geht der Kanal unter einem Flusse (der Erft) durch. Nicht sehr weit von Köln tritt er allmählig an die Oberfläche, so dass bei Rodderhof und Hochkirchen seine Wölbung beim Ackern von der Pflugschaar berührt wird. Hinter der Koblenzer Strasse an der alten Burg erreicht er auf Substruktionen die Stelle, wo wahrscheinlich das

römische Sommerlager war. Die Leitung endlich nach Köln hinein ist gänzlich verwüstet, war sicher ein opus supra terram; vielleicht auch gingen zwei Arme in die Stadt. Die Erbauung des Kanals schreibt der Verfasser dem Trajan und Hadrian zu und meint auf letzteren ginge der noch übliche Volksname des Kanals »Aderich Adersgraven.« Die Länge des Kanals übertrifft alle bis jetzt bekannten römischen Kanäle, ist in gerader Richtung 12, mit den Biegungen wenigstens 17 preussische Meilen lang. Das erste Wasser schöpft er 1304 Fuss über dem Nullpunkt des Amsterdamer Pegels, bei Köln ist die Höhe etwa 150 Fuss; der Fall ist natürlich nicht immer gleich. — Wir übergehen, was der Verf. über das Material, die Bauart des Kanales, von der er zwei Profile abbildet, über den Sinter und dessen Gebrauch u. s. w. mittheilt und bemerken nur noch, dass er auf dem ganzen Wege, den der Kanal nimmt, die irgendwo in der Nähe aufgefundenen Inschriften beifügt; die meisten sind anderwärts bekannt, mehrere sind hier zum erstenmale edirt, und da wundere ich mich, dass sie, da sie schon längere Zeit aufgefunden sind, nicht in Brambach's Werke sich finden — aus der Nähe von Bonn sollten doch dort keine Inschriften fehlen. — Wir vermissen aber bei Brambach mehrere nicht unbedeutende Fragmente, welche bei Eick stehen S. 21 (eine andere Inschrift auf dieser Seite möchte der Verf. für christlich halten, was sie doch nicht ist; sie steht bei Brambach); S. 46 »interessante Ziegelfragmente mit Stempeln« wie der Verf schreibt; S. 97 eine sehr defecte ara, die der Verf. dem Jahre 214 p. Chr. zuweist, was ungewiss bleibt; S. 119 unklarer Name auf einem Fingerringe 1863 gefunden und vielleicht noch eine oder die andere, da bei Fragmenten das Aufsuchen im corpus inscr. Rhen. äusserst schwer ist, weil ein index locorum fehlt. Auch einige Töpfernamen, die wir bei Fröhner vermissen, stehen hier wie FIDENATIS S. 100, SECVNDM S. 119. Auch germanische Gräber und Fundstücke hie und da kommen vor, wie S. 48, 109, 111, 141 u. s. w. Dies wenige möge genügen, um diese Schrift, welche mit vielem Fleisse ausgearbeitet ist, und einen längst angeregten Gegenstand aus dem Alterthum des Niederrheins zum endlichen Abschluss bringt, den Freunden der Geschichte und Alterthümer so wie auch den Architekten, wenn sie sich um die Bauart alter Zeit bekümmern, in empfehlende Erinnerung zu bringen. **Klein.**

Die Basaltbildung in ihren einzelnen Umständen erläutert von L. Dressel. Eine von der holländischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Haarlem am 19. Mai gekrönte Preisschrift. Mit vier Tafeln. Haarlem. 4. S. 178.

Die von der holländischen Gesellschaft der Wissenschaften gestellte Preisfrage lautete folgendermassen: Beaucoup de roches laissent encore les naturalistes en doute, si elles ont été deposées d'une dissolution dans l'eau, ou bient se sont solidifiées après une fusion par la chaleur. La Société désire qu'une de ces roches au choix de l'auteur soit soumise à de recherches qui mènent à décider avec certitude sur son origine et qui, si c'est possible, jettent aussi quelque lumière sur celle d'autres roches plus ou moins analogues.«

Es war ein glücklicher Gedanke von L. Dressel den Basalt zum Gegenstand seiner Forschungen zu wählen. Denn kein Gestein hat, was seine Entstehungsweise betrifft, zu so verschiedenen und extremen Ansichten Veranlassung gegeben. Wie bekannt war der berühmte Lehrer der Freiberger Bergakademie und Gründer geognostischer Wissenschaft, Werner, der entschiedenste Verfechter der wässerigen Bildung des Basalt; seine Lehren riefen im Anfang dieses Jahrhunderts jenen erbitterten Kampf zwischen Neptunisten und Plutonisten hervor, an dem sich die hervorragendsten Naturforscher damaliger Zeit betheiligten, ein Kampf der noch nicht beendigt, sondern im letzten Decennium mit, durch die Fortschritte der Wissenschaft geschärften Waffen weiter geführt wurde. Denn obschon ein grosser Theil der Geologen und Chemiker der Gegenwart — unter ihnen besonders bedeutende Lehrer an jenem Orte, wo Werner einst wirkte — an der plutonischen Abkunft des Basalt nicht zweifeln, so sind dennoch für dessen wässerige Entstehung Autoritäten aufgetreten, die sich eine nicht geringe Zahl von Anhängern zu erwerben wussten. Wenn die Geologen der älteren Schule bei ihren Meinungskämpfen über die Bildung des Basalt sich einzig auf ihrem heimischen Boden, d. h. auf dem Boden der Geognosie bewegten, so hat man in neuerer Zeit — und dies mit vollem Rechte — Chemie und Physik mit in das Gebiet der Geologie hineingezogen. Manche und darunter angesehene Forscher sind aber dabei ins Extreme verfallen, indem sie bei derartigen Fragen — wie die Genesis des Basalt — Alles durch die Gesetze der Chemie zu erklären strebten und die geologischen Verhältnisse dabei gänzlich ausser Acht liessen. L. Dressel spricht sich entschieden in der Einleitung gegen diese einseitige Richtung in der Geologie aus und bezeichnet hiedurch den Standpunkt, welchen er bei der Beurtheilung der Basalt-Bildung einnimmt.

Die vorliegende Schrift zerfällt in zwei Theile. Der erste betrachtet die Basalt-Bildung nach den am Basalte selbst auftreten-

den Eigenschaften: 1) Chemische Constitution des Basalt; 2) mineralogische Constitution; 3) physikalische Eigenschaften; 4) Continuitäts-Verhältnisse und 5) Gebirgs-Formen des Basalt. — Der Raum gestattet uns nicht, auf alle die Gründe einzugehen, die der Verf. zu Gunsten einer plutonischen Entstehung des Basaltes geltend zu machen sucht; wir können hier nur einige der gewichtigsten hervorheben.

Die Uebereinstimmung, die in der chemischen Constitution zwischen basaltischen Gesteinen und gewissen Laven obwaltet, spricht dafür, dass in jenen unterirdischen Räumen, denen die Laven entstammen, auch das Material für die Masse der Basalte gebildet sein könne, und solche ebenso gut wie die Laven, unversehrt zu Tage gefördert werden konnten; dass also der Basalt, seiner chemischen Natur nach, gleich den Laven, feurig-flüssigen Ursprungs sein könne.

Die Mineralien, welche die Basalte zusammensetzen, sind die nämlichen, aus denen eine Gruppe gewisser Laven besteht; Labradorit, Augit, Olivin, Nephelin, Anorthit, Magneteisen. Also auch hier eine grosse Uebereinstimmung. Besondere Beachtung verdienen aber in dem Abschnitt über die mineralogische Constitution des Basalt; erstens die Beschreibung der Ausscheidungen die in der Masse der Basalte vorkommen; der Aufenthalt des Verf. in Laach bot ihm vielfache Gelegenheit zu interessanten Beobachtungen. Zweitens aber die Wahrnehmungen die Dressel an höchst dünngeschliffenen Basalt-Stückchen von verschiedenen Fundorten machte, denn sie lüften hauptsächlich den Schleier, mit dem die Grundmasse der Basalte für das gewöhnliche Auge verhüllt ist. (Die beiden ersten Tafeln enthalten viele aus dem Mikroscop gezeichnete Bilder.) Bekanntlich ist Basalt noch wenig microscopisch untersucht worden, bisher nur durch F. Zirkel. Alle die, theils bei 92maliger, theils bei 380maliger Vergrösserung gesehenen Erscheinungen: das Verlaufen grösserer Feldspath-Krystalle in die sie umgebende Masse, das Verschmelzen des Olivins mit der Grundmasse, das Zerbersten ganz frischer Olivine und Feldspathe, das Eindringen der umgebenden Masse in die Sprünge reden einer plutonischen Bildung des Basaltes das Wort. Die Poren, die oft inmitten grösserer Krystalle des Feldspath liegen, beweisen, dass während der ganzen Entstehungs-Zeit Flüssigkeiten und Gase eine Rolle spielten.

Die häufige poröse Structur des Basaltes und die Analogien, welche er auch in dieser Beziehung mit Laven zeigt, wird von dem Verf. als ein weiterer Grund für seine plutonische Abkunft hervorgehoben. Auch die Absonderungs-Formen des Gesteins sprechen dafür; besonders die säulenförmige, welche ja ein Resultat der Abkühlung und der hiedurch bedingten Volumen-Verminderung während des Festwerdens der Masse ist.

Die Gebirgsformen des Basalt sind ebenfalls zu Gunsten eines

Heraufdringen in heissflüssigem Zustande; wahrscheinlich waren dabei Gase und Dämpfe sehr thätig. Die massenhaft im Basalt-Magma vorhandenen Gase — so bemerkt Dressel — der vom Erdinnern gegen die Erdkruste ausgehende Druck bewirkten ein Zerreissen der Gesteine, die Bildung von Spalten, in welche der Basalt nun ein- und heraufdrang. Die ganze Art des Auftretens dieser Felsart wird hierdurch erklärt. Die Basalte — so sagt Dressel — sind nur unter andern Umständen formal anders ausgebildete Laven. Sie sind dasselbe, was die Laven, wenn man nur mineralogische und chemische Constitution, Abkunft, die zur Erdoberfläche führenden Ursachen, den Vorgang des Aufsteigens betrachtet, in wie fern solches durch ein in der aufsteigenden Masse selbst liegendes Agens, die Expansivkraft der Gase und Dämpfe bewirkt wird. Die Basalte sind aber verschieden von den Laven, wenn man die Umstände erwägt, unter denen sie ihre charakteristischen Absonderungs- und Gebirgsformen in einem etwas verschiedenen Entwickelungs-Process annahmen. Die Basalte entstanden unter Verhältnissen, die keine ächte vulkanische Krater-Bildung, kein Ergiessen in Lava-Strömen gestatteten.

In dem zweiten Theile seiner interessanten Schrift beurtheilt Dressel die Basaltbildung in Hinsicht auf ihre äussere Verhältnisse. Es ist zunächst von den localen Beziehungen der Basalt-Vorkommnisse die Rede. Als beachtenswerthe Erscheinungen treten hier hervor: dass die Eruptionen der Basalte häufig in früher schon vielfach gestörtem Boden statt fanden; dass sie häufig in Gesellschaft von Trachyten und Phonolithen auftreten; die nicht seltene Association von Basalt- und Quellen-Zügen. Ferner wird besprochen der Einfluss den die Basalte auf ihre Nebengesteine ausübten, die mechanischen, chemischen und physikalischen Contactwirkungen. Dressel stellt alles darüber Bekannte mit grosser Vollständigkeit zusammen. Unter den Ergebnissen eigener Forschungen, welche Dressel in diesem Abschnitt mittheilt, verdienen besondere Beachtung die im Gebläse-Feuer eines Schmiedeofens vorgenommenen Schmelzversuche mit Basalt-Pulver; sie zeigen, dass zähflüssiger, seinem Erstarrungs-Punkte völlig naher Basalt nicht jene Wirkungen hervorbringt, wie man sie dem dünnflüssigen zuschrieb. Er besass, als er flüssig aufstieg, eine niedrigere Temperatur, als selbst seine Wärmeschmelzung unter den günstigsten Umständen verlangt. Dafür spricht auch das Verhalten des geschmolzenen Basalt zum kohlensauren Kalk. Denn es büssten Kalkstein-Einschlüsse ihre Kohlensäure nicht ein, die — nach angestellten Versuchen — schon im dickflüssigen Basalte entweicht.

G. Leonhard.

Bastian, Adolf, Dr., Reisen in Siam im Jahre 1863. Nebst einer Karte Hinterindiens von Professor Dr. Kiepert. Jena 1867.

Das vorstehende Reisewerk ist der dritte Band der Studien und Reisen des berühmten Arztes, die unter dem gemeinsamen Titel »Die Völker des östlichen Asiens« jetzt vollendet dem Publikum vorliegen. Als wir die beiden ersten Bände bereits in diesen Jahrbüchern bald nach der Zeit ihres Erscheinens anzeigten*), hatten wir uns die Absicht vorbehalten, über den dritten Band noch zu seiner Zeit zu sprechen.

Wir erreichten damals mit dem Verf. die siamesische Grenzstation Maetata, ein mit Anpflanzungen umgebenes Walddorf am Mailmount-Flusse, das von dem Gouverneur und seinen Beamten, sowie den Bearbeitern der Teakholzungen bewohnt ist.**)

Mit dem dritten Bande betreten wir den Boden von Siam. »Am 15. November 1862, so beginnt der Verfasser, hatte ich ..... die birmanisch-siamesische Grenze passirt und war am folgenden Tage in Maetata angekommen.«

Wir wollen nun den Verfasser auf der Reise nach Bangkok begleiten.

In Maetata traf er den siamesischen Beamten (den Schan-Min oder Edelmann, wie ihn die Birmanen nennen), der grosse Freude über seinen Besuch kundgab. Sein Haus aus Bambu, das, wie alle dortiger Gegend, auf Pfählen stand, war von einer Veranda bekleidet. Derselbe machte anfangs Schwierigkeiten, unseren Reisenden seinen Weg fortsetzen zu lassen, geschweige ihm einen Elephanten für die Reise nach Rahein zu gewähren. Der Weg um Bangkok zu besuchen, sei zur See, nicht bei Lande von Norden her, und überdies könnten Fremde nur unter einem Pass des englischen Consuls in Bangkok in Siam reisen. Da unser Reisender ihm erklärte, die von dem englischen Gouverneur in Molmein, woher er zunächst käme, ausgestellten Pässe seien für den Consul bestimmt, verstand sich der Beamte in Ermangelung eines entscheidenden Präcedenzfalles dazu, ihn nach Rahein weiterreisen und die zunächst höhere Behörde daselbst die Verantwortlichkeit übernehmen zu lassen. Nachdem endlich die Elephanten aus den Karen-Dörfern der Umgegend eingetroffen sind, und Alles zur Reise fertig, wird am 25 November aufgebrochen, und auf einem schmalen engen Wege die Reise fortgesetzt, wobei der Weg dem Mailmont-Flusse entlang lief, aber nicht immer auf demselben Ufer, sondern bald auf diesem, bald auf jenem, so dass die Carawane hin und herkreuzen musste. Ihr Weg ging durch menschenleere Gegenden, die Einsamkeit der Reise wurde durch die Gefahr vor Raubthieren unterbrochen und durch eine Carawane siamesischer Kaufleute.

*) Vgl. Heidelb. Jahrbb. 1866. Nr. 33 ff.
**) Vgl. Bd. II. S. 488.

Endlich kommt man an den Fluss Metong*), der dem Menam zufliesst; hier zeigte die Gegend Spuren von Anbau. Bald befanden sie sich zwischen Menschenwohnungen, aber erst, als sie die Mündung des Metong erreichten, sahen sie auf der anderen Seite die Häuser und Strassen der Stadt Rahein oder Yahein (Lahaing)**) sich auf eine weitere Ausdehnung am Ufer hinstrecken, S. 11.

Die Berathungen, die er mit dem Gouverneur (Chao-Myang) darüber hatte, ob die von ihm beabsichtigte Reise nach Bangkok zulässig sei, eine Aufwartung bei dem Gouverneur, wo die Politik des Tages bei Braten, Thee und Cigarren die Unterhaltung bildete, ein Besuch bei dem Abte des nahegelegenen Klosters***) der Kokonuss-Palmen, das in einem weiten, dichtbeschatteten Garten lag, die Beschreibung der Stadt Rahein, unterbrechen den Faden der Reisebeschreibung.

Der Gouverneur hatte unseren Reisenden ersucht, bis zu seiner Rückkehr zu warten, da er eine Pilgerfahrt nach einer nahegelegenen Pagode zu unternehmen habe (S. 17). Der Verfasser machte nach der Rückkehr noch einen Abschiedsbesuch bei dem Gouverneur, der mit der Ertheilung der Erlaubniss zur Thalfahrt auf dem Menam nach Bangkok unbeschreiblich gezögert hatte, und schiffte sich, unter Zurücklassung seiner birmanischen Diener, die an chronischen Krankheiten litten, am 10. Dezember auf einem geräumigen, wohlbedeckten Boote ein, das ausser dem Steuermann durch fünf Ruderer bemannt war. S. 20. Er behielt es bis zu dem Orte Kampengpet, der in der siamesischen Geschichte berühmten Hauptstadt der diamantenen Mauer, von der sich noch Ruinen mit Steininschriften finden. Bis so weit reichte die Gerichtsbarkeit des Gouverneurs von Rahein, und musste deshalb das von ihm gegebene Boot dort durch ein anderes ersetzt werden. Er machte also Rast in einem Kloster auf Ersuchen des Gouverneurs, den er am nächsten Morgen besuchte. Da passende Regierungsboote nicht da waren, so erlangte unser Reisender die Aushülfe, dass das von Rahein mitgebrachte Boot noch bis zur nächsten Station ihn weiterführen sollte. Am Mittag des nächsten Tages begab er sich wieder an Bord des Kahnes, den der Gouverneur mit frischen Kokosnüssen, Zuckerröhren und anderen Erfrischungen hatte füllen lassen. Am folgenden Tage Abends kam er in Müangklang, der Station eines neuen Distrikts an, wo der mir beigegebene Beamte seine Papiere abzugeben hatte, um das Boot durch ein anderes zu ersetzen. Dieses Mal war der »Amtmann« seit mehreren Wochen

---

*) Wohl derselbe, den die beigefügte Karte M. Ta nennt.

**) Die Karte hat dafür noch den Namen Rahaing; Belehrung über das Variiren in diesem Namen giebt Bastian selbst. S. 13: „Der siamesische Name Rahein, oder eigentlich Raheng, wird von den Birmanen, die r und y verwechseln, Yahein gesprochen, während die Laos, die statt r nur l kennen, Lahein sagen.“

***) Kyaung im Birmanischen, Vat im Siamesischen S. 15.

nach Bangkok abgereist, und musste sein Stellvertreter, der sich auf seinem eine halbe Tagereise entfernten Landgute befand, wo er die Feldarbeiten beaufsichtigte, herbeigeholt werden. Er kam, und »auf mein Drängen, erzählt der Verfasser, nach möglichst rascher Abfertigung konnte ich um Mittag in das andere Boot übersiedeln, empfing noch einen Besuch des Beamten, der mir Geschenke in Confect brachte, so wie des Richters, von dem der Koch mit Hühnern und Reis verproviantirt wurde, und liess dann aufbrechen.« S. 27. Kaulao, Brankün, Nakkonhaven (eine neue Wechselstation), sind die nächsten Dörfer, wo angelegt wurde.*) Er sollte das mitgebrachte Boot noch weiter benutzen dürfen. S. 30. Nach dem Berichte einiger Bootsleute lagen in der Nähe die Ruinen des alten Kampleng phet. Die Weiterfahrt wurde am Nachmittage des folgenden Tages angetreten.

Der erste bedeutende Ort auf der Weiterfahrt war die Stadt Monnrohm, »nach der Zerstörung der früheren Stadt Xangrohm gebaut, die an der Stelle gegründet worden war, wo ein zur Belohnung in den Adelstand erhobener Jäger einen weissen Elephanten gesehen hatte«, S. 34, die nächstfolgende Myang Xainat, S. 37. Bei einem Besuche, den er hier dem Gouverneur machte, erfuhr er, in früheren Zeiten lag Zeinnat oder Xainat auf der anderen Seite des Flusses, wo im Walde noch alte Ruinen zu sehen, aber die Stadt wurde in Folge der ungesunden Umgebung verlegt. Die Gegend ist reich an wildem Bambu. Auf der Weiterreise zeigten sich parkähnliche Anlagen am Ufer, wo Chinesen eine Zuckerfabrik angelegt hatten. Bald darauf erreichten sie Myang Ing, eine noch neue Stadt. Die Stelle der alten Stadt, die zur Zeit der birmanischen Invasion zerstört worden war, war, wie er vom Gouverneur hörte, jetzt ganz von Jungle überwachsen; mitunter fände man wohl Töpfe und Goldmünzen, die auf höheren Befehl nach Bangkok geschickt würden.

Dieses Mal trat ein Bootwechsel ein. »Das eine der beiden Boote, die ich jetzt erhalten hatte, war chinesisches Eigenthum.« S. 39. »Die waldfreien Ufer waren jetzt mit Häusern und Dörfern besetzt, schreibt er, und eine abwechselnde Fahrt zwischen ihnen führte uns mit Einfall der Nacht nach Myang Phrom.« Auch in dieser Stadt traf er den Gouverneur nicht mehr, weil derselbe zur bevorstehenden Festlichkeit nach Bangkok berufen war. Daher kam sein Stellvertreter an Bord, um die nöthigen Massregeln zur Weiterfahrt zu besprechen. »Nach einem durch vorheriges Bad gewürztes Frühstück, bei dem ich aber die von dem Beamten geschickten Gerichte nur zum Schein berücksichtigen konnte, wurden die Boote umgepackt und in den Strom hinausgewendet.« Die

*) In letzterem Orte war der Gouverneur auf dem Punkte gewesen, nach Bangkok abzureisen, wo der König die Kopfscheerung eines seiner Prinzen feierlich begehen wollte. S. 29.

Fahrt ging bis Myang Angstong, wo er Mühe hatte, vom Gouverneur Boote zu bekommen. Die Stadt liegt nach des Verfassers Beschreibung auf einer vorspringenden Landzunge von zwei Armen des Menam gebildet. S. 41. »Wir fuhren, erzählt er weiter, zwischen wohlangebauten Ufern hin, und auch der Fluss war von vielen Booten belebt. Eines derselben, das mit seiner Waare von Bangkok heraufgekommen war, bot in seinem schwimmenden Laden Zeuge, Kleider, Töpfergeschirre und Aehnliches feil, indem es die Bedürfnisse der Dörfer am Ufer versorgte oder auch zum Handel längs den herabkommenden Schiffen anlegte.« Sie passirten einige Dörfer, »deren Häuser zum Theil auf schwimmende Flösse in Wasser gebaut waren, dann öffnete sich, wie er sagt, eine fruchtbare Ebene, aus der eine Menge von Pagodenspitzen hervorblickten, und bald darauf liefen wir in Ayuthia ein d. h. die neuerdings so genannte Stadt*), die in kurzer Entfernung von den Ruinen der hochberühmten Hauptstadt des alten Siam gebaut ist.**) Die Nacht brachte er in dem Zayat eines Klosters zu. Am anderen Morgen besuchte er die Ruinen, ohne dazu ermächtigt zu sein, aber man controlirte ihn nicht. Man bestahl ihn in einer Nacht, und es gab eine Untersuchung, die in Bangkok weitergeführt werden sollte. Zur Sicherheit erhielt er die nächste Nacht zwei Schildwachen an jede Thür seines Hauses (vgl. S. 42), liess packen, um mit dem Frühesten in dem neuen Boote abzureisen, und erhielt von dem Vicegouverneur das Versprechen, mitzureisen, damit die Entscheidung über jenen Fall keinen Aufenthalt erfahren sollte. S. 51. Man fuhr also ab, und legte mit Einbruch der Nacht im Dorfe Sanckhock an, »dessen erleuchtete Häuser sich in weiter Länge am Ufer hinstreckten.« S. 52. Der Amtmann, bei dessen Wohnung man endlich anlangte, war in Bangkok anwesend; sein Stellvertreter schaffte das andere Boot herbei, und liess die Bagage durch ein Paar an den Beinen zusammengeketteter Sträflinge umpacken.

---

*) Die Karte des Verfassers enthält den Namen Krung-Rau (Ayuthia).
**) Er bringt aus der Gründungsgeschichte Einiges S. 43.

(Schluss folgt.)

Nr. 39. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Bastian: Reisen in Siam.

(Schluss.)

In Myang Notumberi war gleichfalls nur der Vice-Amtmann zu Hause; doch zeigte sich derselbe, wie unser Reisender erzählt, eifrig, rasch die gewünschten Boote zu schaffen um noch vor Abend einzupacken. Der Fluss wurde zusehends breiter, und bald zeigten sich die hohen Pagoden, die buntgeschmückten Palastthürme Bangkoks, wo meine Bootsleute an der Wohnung des Phra-Klang*) anlegten, um ihre wichtige Fracht sogleich in die richtigen Hände zu liefern. Es war gerade am 31. Dezember, als unser Reisender in Bangkok anlangte. Nachdem die Passangelegenheit mit vielen Umständen wegen der Unbekanntschaft mit der Stadt vorab geregelt war, wurde der Abend in einem heiteren Kreise deutscher Landsleute verbracht, unter den Gefühlen, »als ob mich unverhofft ein wohlwollender Zauberschlag aus der birmanisch-siamesischen Vergangenheit in die ferne Heimath entrückt habe.« Da er unwohl war, blieb er bis zu seiner Wiederherstellung im Hause des Chefs einer dortigen deutschen (hanseatischen) Firma, und nahm er Wohnung bei einem Missionar (Herrn Chandler) zum Behufe der Erlernung des Siamesischen. Er hatte einen weiten Weg zu Stadtvisiten. Gegen das Ende seines Aufenthalts, als seine Bekanntschaften ausgedehnter und die bei den Siamesen abzustattenden Besuche häufiger wurden, gab er den Einladungen des englischen Gesandten (Sir Robert Schomburgk) nach und zog in das englische Consulatsgebäude, wo er dem Mittelpunkt der Stadt näher war.

Der Aufenthalt in Bangkok nimmt einen eigenen Abschnitt in Anspruch, S. 61 ff. Unser Reisender nennt sie die Stadt der wilden Oelbäume, beschreibt den Verkehr auf dem Menam, sowie das Interessante, was eine Fahrt auf dem Menam bietet.**) Es geht aus seiner Beschreibung hervor, dass die europäischen Verkehrsmittel beginnen die chinesischen zu verdrängen. Manche europäische Schiffe sind siamesisches Eigenthum. Den Handmühlen der Chinesen zur Reinigung von Reis, die die ganze Strasse eines Kanals einnahmen, von den Bergen der aufgeschütteten Hülsen umgeben,

---

*) Des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten.

**) Die schwimmenden Häuser an jeder Seite des Flusses bieten ihm einen Vergleich mit den Pfahlbauten bei Hippokrates (am Phasis) und Herodot (im See Prasias). S. 61.

haben die Europäer (Engländer) und Amerikaner angefangen, Concurrenz zu machen. Die Mittheilung über eine Audienz bei dem Könige veranlasst ihn, auch von den Brüdern des Königs zu sprechen, ferner von dem Minister Phra Kalahom und dem Schatzmeister Phra-Klang. Jener liebte die Fremden nicht; dieser zeigte eine offene Hinneigung zu europäischer Civilisation.*) Er beschreibt einige Gerichtssitzungen. S. 74. Darauf giebt er die Ergebnisse seines Besuchs der Pagoden und Klöster (Vat) zum Besten S. 75, Predigten anlässig eines Festes in der Wohnung des Phra-Klang, S. 81, Theegespräche, wobei der Minister Aeusserungen aus dem Munde katholischer Priester (Bathluang) und protestantischer Missionäre kritisirt, S. 85.

Als eine seiner wichtigsten Bekanntschaften bezeichnete er die des Phra-Alak (königlichen Schreibers) genannten Edelmannes d. h. des Bibliothekars, der über die Archive des Palastes gesetzt war. Er beschreibt seinen Besuch mit folgenden Worten: »Er hauste mit seinen Secretären in einer niedrigen Kammer, zu der man auf einer engen und verdeckten Bodenstiege emporklomm, und benutzte ich jede Gelegenheit, ihn dort heimzusuchen, und ein Stündchen in der Atmosphäre antiquarischen Staubes zu verplaudern.« Unter den Bücherschätzen, die dann aus ihrem sicheren Verschlusse herausgenommen und zum bequemen Durchblättern neben uns auf die Erde gelegt wurden, befanden sich »die dicken Bände der Geschichte Ayuthias in eleganten und reinlichen Schriftzügen hingemalt, die alten Chroniken, so viele ihrer noch vorhanden, die Uebersetzungen von Epen und Dramen, Romane, Märchen und Fabeln. Auch Bildwerke fehlen nicht, sowie einige Palischriften mit zugefügter Erklärung im Vernacular. ...... Manche der englischen Bücher, erzählt er, die der König theils als Geschenke, theils im Auftrage erhalten hatte, wurden dort ebenfalls aufbewahrt, und oft sah ich die Abzüge englisch abgefasster Aktenstücke, die der König aus seiner Privatdruckerei zur Correctur dahin geschickt hatte.«

Durch den Phra-Alak machte er die Bekanntschaft noch verschiedener anderer Gelehrten. Der weisse Elephant, den er bei seiner Ankunft im Palaste gesehen hatte, führt ihn in seiner Erzählung auf die weissen Elephanten überhaupt, und auf den Stamm-

---

*) Hier war eines Abends das Gespräch auf eine neue Sekte des Buddhismus gekommen, die der König zu stiften suchte, als reformatorischer Versuch, alles Fabelhafte und Unglaubwürdige aus den Palischriften auszuscheiden und nur die moralische Essenz derselben beizubehalten. „Alle Religionen auf der Erde", lässt er den Phra-Klang bemerken, könnten in zwei Klassen getheilt werden, einmal diejenigen, die andere Mächte zu Hülfe rufen, wie Kinder nach ihren Eltern schreien, und dann solche, die die Hülfe in ihrem eigenen Geist finden." Der Unterschied zwischen Religion und Philosophie, behauptet der Verf., ist für den Buddhismus im Sinne der westlichen Civilisation vorhanden. S. 73.

baum der Elephanten. Dann erzählt er von den Bramanentempeln und den Bramanen, was ihn auf eine meiner abgelegenen Vorstadt Bangkok's angesiedelte Colonie der Kha führt. S. 100 ff. Königlicher Palast, königliche Titel, Anreden u. s. w. sind der Gegenstand der nächsten Seiten, aus denen wir das Faktum herausheben, dass in der siamesischen Geschichte die Könige sich häufiger um Siegel aus der Hand des chinesischen Kaisers bewerben und dass sich noch jetzt ein solches finde, das Phaya Tak geschenkt wurde.*)

Noch einige Mittheilungen über die Palastdiener, die das Engelheer (Phuek thevada) genannt werden, über ihr Gehalt, über die Missionäre katholischen und protestantischen Bekenntnisses, und das Wesentliche über seinen Aufenthalt in Bangkok haben wir erfahren.

Dass er noch nachher eines Elephantenkampfes erwähnt, hat darin seinen Grund, dass dieses Schauspiel mit seiner Abschiedsaudienz beim Könige zusammenfiel, und beides noch kurz seiner Abreise vorherging. S. 116 ff.

Wenn der Verf. der christlichen Missionäre erwähnt, so beobachtet er das lobenswerthe Verfahren, sie gleich zu halten, nicht die eine Confession vor der anderen zu heben und so einen Schluss auf seine Vorliebe zu riskiren. Diese Objectivität ist ein Vorzug seiner Reisedarstellung.

Nun folgt noch ein specielles Capitel über die Klöster und ihre Bewohner, S. 119, woraus wir nur Einiges herausheben. Wäre die Absicht dieses Abschnittes eine Beschreibung derselben, so wären einige Seiten hinreichend. Aber der Verf. schaltet Details über heilige Bäume ein, S. 121, über Loose d. h. Holzstäbe, die mit günstigen oder ungünstigen Prophezeiungen beschrieben waren, S. 125, über Alchemisten, die nach dem Ajecke oder versteinerten Drahte suchen, S. 127, über Klosterschweine (Mu-Vat), S. 129, über Wandgemälde (die, alfresco, die Pfeiler und Wände des Both im Vat Suthat bedecken), S. 135, über Bilderunterschriften, S. 137, über Tempelärzte, S. 139, über das wunderbare Buddhabild, das (700 Jahre nach Buddha's Neibban gegossen) von Ceylon nach Myang Lakhon (Ligor) gekommen war und durch Phaya Ruang nach Siam gebracht wurde, S. 143**), über brahmanische Bilder, S. 145.

Das grösste Kloster Bangkoks ist der Vat Pho oder (in königlicher Sprache) Vat Phra-Chattupon, der beide Seiten einer breiten Strasse in der Nähe eines Palastes einnimmt. In der einen Hälfte stehen die Wohnungen vieler Hunderte von Mönchen, die seine

*) Es ist beschrieben, erzählt er,
Thaeh (Vorname des Königs) Syam (Siam)
Beng (Zuname des Königs) Kok (Land)
in viereckiger Form. S. 110.

**) Obwohl von Metall, schwamm es nicht nur, sondern selbst stromaufwärts. S. 143.

Insassen bilden, und deren Strassen numerirt sind, weil es sonst unmöglich sein würde, Jemanden aufzufinden.

Ich will die Beschreibung nicht ausschöpfen; im Allgemeinen erinnert sie durch ihre vergleichende Methode an frühere Arbeiten des gelehrten Verfasser, z. B. über den Menschen in der Geschichte. Der Schluss dieses Abschnittes beschäftigt sich noch speciell mit dem Beruf der Mönche, S. 146 ff., besonders mit den Pali-Examinationen, mit der Ernennung zu höheren Würden, und mit der Prüfung der Aechtheit der Reliquien. Ein eigenes Interesse bietet die Beschreibung des Lebensganges eines Siamesen bis zu seiner Ordination als Priester, S. 154 ff. Es sei die Pflicht jedes Siamesen, dass er zum Wenigsten einen Monat seines Lebens im Stande eines Geistlichen zugebracht habe, und solche, die niemals ordinirt (buet) waren, heissen Khon dib (rohe Menschen). Man sagt von ihnen, dass sie verkehrt geboren (Köt phit), da sie für ihre Eltern ohne Verdienst (bun) bleiben (S. 159).

Solche, die erst ganz kürzlich aus dem Kloster ins bürgerliche Leben zurückgekehrt und noch an ihrem kahlen Kopfe zu erkennen sind, werden (dem Xieng der Laos entsprechend) Thit, auch Banthit (Pandit)*) oder Athit genannt. Im Kloster fügen sie ihren Namen Khun zu, ausserhalb des Klosters Thit, bis das Haar wieder ganz gewachsen ist.

Wenn wir, indem wir über die Rechtsverhältnisse Siam's an dem Faden des Verfassers Einiges hier zur Kenntniss bringen, uns kurz fassen, so hat das den Zweck, nur auf die Anlage und den reichen Inhalt des dritten Bandes aufmerksam zu machen.

Sollte ein Bürger Bangkok's einen Civilprocess haben, der weder in das Departement des Kalahom (über die südlichen Provinzen) fällt, noch auch unter das Departement des Nikrabodin (über den Norden), und der auch nichts mit den ansässigen Fremden, die unter dem Schutze des Phra-Klang stehen, zu thun hat, so nimmt er die Intercession seines Nai in Anspruch, der den Fall weiter verfolgt, bis er einem der Prinzen vorgelegt ist, die dann entweder nach eigenem Urtheil enscheiden oder vorher mit dem San-Luang berathen. Im San-Luang wird die Sache von den Luk-Khun untersucht, die weiter an den Richter (Tralakan) berichten. Das Urtheil wird von dem Phra-Krai-Si oder Phra-Krai-Lem publicirt. Der Präsident des Richtercollegiums ist gewöhnlich der Jommarat, zu dessen Jurisdiction auch alle Criminalfälle gehören. Der König bestimmt die Luk-Khun als Beisitzer im San-Luang und wechselt mit ihnen nach den verschiedenen Tagen.

Ueber den Gerichtshof San-Luang präsidiren abwechselnd der Khun Sithammarat und der Khun Chason, die schriftlich abgefasste Klagen den Luk Khun einreichen, um sie zu prüfen, und,

*) In Vorderindien ist dies die Benennung des Vedagelehrten.

wenn richtig, durch den Phra-Rachanichai einem der vier Khun-San vorzulegen. Wenn die Parteien examinirt sind, wird der Fall den Luk Khun zur Entscheidung zurückgeschickt und das Urtheil von dem Tribunal gesprochen. Jeder Gouverneur hält täglich Gerichtssitzung im Kromakan mit seinen Beamten. Hohe Angestellte sprechen Recht im Chang-vang. Im Salaluk-khun, dem königlichen Oberappellationsgericht, führt der Phaya Rong myang den Vorsitz, und daneben finden sich die Lakhon ban.

Nicht allein eine so tiefe Bekanntschaft mit den Organen der Gesetzgebung zeigt hier der Verfasser; er macht uns sogar mit den Capiteln der dortigen Gesetzbücher eingehend bekannt, S. 180 ff. und geht auf die Geschichte der Herkunft derselben in einer Weise ein, die uns mit der Geschichte der Entstehung des Dekalogs bekannten Lesern durch ihre Aehnlichkeiten frappirt.*)

Bei dem reichhaltigen Material, worüber der Verfasser verfügt, ist es ihm möglich, concret zu bleiben. Diese Methode zeigt sich wieder im folgenden Capitel: »Sitten und Gebräuche« S. 191 ff. »Ehe man den Bau eines Hauses beginnt, erzählt er hier eingangs, legt man auf die Erde Opfergaben u. s. w. Er prüft die Bauart der Häuser, kommt auf die Architektur im höheren Sinne zu reden, zieht die Pagoden herein, die an der Küste als Leuchtzeichen oder Landmarken dienen, wie die Thürme mit den Bildsäulen Baal's**). Wir wollen uns nicht bei den Gebräuchen verweilen, die, sofern sie ein Ausfluss ihres Aberglaubens sind, ein paar Seiten in Anspruch nehmen (Wahrsagen, Gelübde, Glauben an Amulete und Talismane). Uebrigens sind sogar die Gegenstände der Toilette und Eleganz in der Kleidung durch ein besonderes Buch (das Buch Raxavatoli) geregelt. Die Berauschung, welche die Siamesen durch den Genuss der Lamphongfrucht oder durch das Suragetränk oder durch zu frische Areca-Nüsse erzielen, bildet einen wichtigen Passus S. 204 ff. Für die Kenntniss des Handelns und Wandels ist Geld und Geldprä-

*) „Nun ereignete es sich eines Tages, dass Phra-Pathara, der Einsiedler, sich in die Luft erhob und sich nach dem Khob-Chakkravan (dem den Erdkreis umgebenden Bergwall) begab. Dort verfertigte er eine Abschrift von der einen Art der Pethangkha und den magischen Zauberformeln der Vetha. Dann auf dem Rückwege seinen jüngeren Bruder Manosan mit sich nehmend, begab er sich nach der Residenz des Königs Maha-Sammutirat und legte den heiligen Text der Pethangkha vor ihm nieder, sowie die den König betreffenden Zauberformeln. Nicht lange nachher gab Pathara-Dabot das Einsiedlerleben auf und wurde zum Paxa-Parohit ernannt, um den König Maha-Sammutirat zu unterrichten. Auch Manosan folgte seines Bruders Beispiel und trat in die Dienste des Königs. Und der König erhob Manosan zu hohen Würden, mit der Verwaltung der Menschen betraut. Und Manosan, zum Richter ernannt, entschied mit der vollkommensten Weisheit die seinem Urtheil vorgelegten Fälle, so dass ihn die Devata mit Gold- und Maisähren und Blumen überschütteten.“ S. 187 ff.

**) Die phönicischen Herakles-Säulen (nach Nilsson), auf denen Feuer angezündet wurden. S. 196.

gung sehr wichtig. Der Verfasser ist auf diese Erörterung durch die Landessteuern (S. 211) geführt worden. Die Normalmünze ist der Tikal, eine Silbermünze. Doch werden auch goldene geprägt. Der silberne Tikal gilt drei Franken.

Dann kommt der Verfasser auf die Zuckerplantagen, S. 215, auf den Ackerbau. Säen, Pflügen und Ernten werden beschrieben. S. 216. Es wäre zweckmässig gewesen, wenn der Verfasser mehr Unterabtheilungen durch besondere Ueberschriften angedeutet hätte. Im Anschluss an die Erzählung, wie es bei den Feldarbeiten zugeht, folgt ein Unterabschnitt über die Kindernamen, über eigenthümliche Ausdrücke, über Redensarten, über Ammen-Reime und Sprichwörter, über Räthsel, über Clima, über Hausweihe, über Haarscheeren. Hier sind wir bei einem Punkte angekommen, dessen Wichtigkeit wir schon oben anerkennen lernten.*)

Am wichtigsten ist für uns ihr astronomisches, physikalisches und kriegswissenschaftliches Wissen, über das der Verf. nach persönlichen Erfahrungen und Büchern Mittheilungen von sehr fesselndem Detail macht. S. 238 ff. Beiläufig erfahren wir, dass die siamesichen Truppen schon nach der Gesandtschaft Louis XIV. durch den Chevalier de Forbin in Exercitien geübt wurden, und seitdem oft durch europäische Officiere geschult worden sind, auch zum Theil, wenigstens die Leibgarden des Königs, eine der englischen nachgeahmte Uniform tragen.

Da der Zweck unserer Anzeige ein allgemeines Referat ist, nicht eine eingehende Detailzergliederung, so können wir, wenn wir die noch restirenden Abhandlungen über »die Phantasiewelt des Uebernatürlichen«, S. 247 ff., über »Feste und Spiele«, S. 303 ff., über »religiöse Vorstellungen«, S. 346 ff. nicht ganz übergehen wollen, doch kurz darüber sein, um nicht über der zu umständliche Vereinzelung den Ueberblick zu verlieren, welche das erste Erforderniss an eine Anzeige ist, die gut geschrieben heissen will. Ich verhehle mir nicht die Schwierigkeiten, welche die Beschäftigung mit den Details des Verfassers stellenweise hat, geschweige die, welche die Beurtheilung der letzteren mit sich bringt. Man weiss bei der Lektüre nicht, worüber man mehr staunen soll, ob über die Ausdehnung jener Phantasiewelt z. B., über die Vielheit der Feste und Spiele, endlich über die Ausgebildetheit des religiösen Vorstellungssystems, oder über das theils kühne, theils tiefeindringende, theils umspannende Auge des Verfassers. Gewisse Details hier niederschreiben, hiesse den Letzteren ausschreiben, gewisse combiniren, hiesse die klare Unterscheidung, die des Verfassers Zusammenstellungen auszeichnen, trüben und verwirren.

---

*) Es giebt eine Ceremonie, Than Khuan genannt (Khuan heisst Haar), die die Eltern am Ende des ersten Monats beobachten; dann schneiden sie das Haar ab, das bei der Geburt auf die Welt gebracht wird. Zum zweiten Mal ist ein feierliches Kopfscheeren mit dem Abschneiden des Haarknotens verboten. S. 237.

Wir müssen uns darauf beschränken, aufmerksam auf dies oder Jenes zu machen, was über die Glaubenswelt aus jenem Süden zu erzählen ist und vom Verfasser verwerthet worden ist.

Aberglaube der Siamesen (Glaube an Dämonen, an Spuk) und darauf gegründete Künste (Taschenspielerei, gordische Verknotungen, Diebs-Magik, Schatzgräberei, Schwarzkünstelei), aber auch Opfer, die durch sie nöthig geworden sind, werden hier mit lehrreicher Behaglichkeit erzählt. Krankheiten und das Bedürfniss ihrer Heilung haben den Glauben an übernatürliche Heilkräfte in Dienst genommen. Höher im Glauben der Patienten als die Aerzte, stehen die Priester, zu denen in letzter Noth noch geschickt wird, die Priester weisser oder schwarzer Magie. Der Kranke geht wo möglich auch noch weiter, bis zu dem Gotte selbst.*)

Ein einheimisches Manuscript spricht sich nach dem Verfasser folgendermassen aus: In Siam giebt es viele Klassen der Mo (Aerzte), die Mo Luang (des Königs), die Mo Phong Chao (des Adels) und die Mo Rasadon (des Volkes). Mit Ausnahme der Mo Luang heissen die übrigen Aerzte Mo Xaloi sak (Einrollirte). Nach ärztlicher Taxe muss der aus einer Krankheit genesende Patient den Reis der Satisfaktion geben (song khuen khao) und an Geld für die Kosten der Arzneien 2 Bath (Tikal) zahlen, sowie 6 Salüng zur Sühne (khuan). Ausserdem wird eine Schüssel mit Confect und ein Schweinskopf zugefügt. So ist der Gebrauch, sagt der Verfasser.

Zum Schlusse des Abschnittes stellt und erörtert der Verf. noch die Frage, ob die siamesischen Aerzte (Phuek Mo Thai) im Stande sind, die in einen Besessenen eingefahrenen Dämonen (Phi Pisat) auszutreiben, und wie sie sich dabei benehmen? S. 300 ff. Es wandelt dort noch Alles im Dunkeln.

Die Mannigfaltigkeit der Feste und Spiele kann über diesen geistigen Zustand der Siamesen nicht hinwegdenken lassen.

In ihren religiösen Vorstellungen, welche, wie oben bemerkt, die letzte unter den Abhandlungen bilden, müssen wir das Kriterium für jene traurigen Erscheinungen im Gebiete ihres Geisteslebens suchen.**) Die Verarbeitung der einschlägigen Vorstellungen verdient unsere Bewunderung. Die Abhandlung beginnt in johanneischer Weise mit einem Griff in die Physik des Alls: »Die Welt ging aus dem Gesetze hervor (Köt thammada) und das Gesetz bestand durch sich selbst (thammada pen eng) u. s. w.« Wir

*) In indischen Tempeln findet sich mitunter eine Stelle, durch die sich der Kranke hindurchwinden muss, wie in der Moschee der 1001 Säulen bei Kairo. Die Kelten zogen ihn durch einen Dolmen, und die Chinesen kennen für ein kränkliches Kind (nach Doolittle) „the ceremony of passing through the door." S. 297.

**) Der Verfasser hat in seinen Bruchstücken, wie er sie bescheiden nennt, die objektive Form bewahrt, in der sie empfangen worden, und die zusammenhängende Darstellung des Buddhismus einem späteren Bande vorbehalten.

haben hier nicht die Absicht, weiter am Faden des Verfassers hinzugehen, die Kosmogonie der Siamesen u. s. w. zu erörtern. Eigen ist die Lehre von der Menschenerschaffung. Die Menschen hatten vorher in den Palästen der Phrohm die Luft durchschifft, und stiessen im Raum auf die neugebildete Erde (gleich befruchtende Keime der Luft). So sagt der Verfasser: »Die ersten Menschen, die zur Bevölkerung der neuen Erde aus den Palästen der Phrohm herabstiegen, waren durch sich selbst in Existenz getreten, in Folge des ihnen zukommenden Verdienstes (bun). Als sie durch den Genuss irdischer Speisen allmählich ihren Glanz und durch zunehmende Schwere ihre Fähigkeit des Fliegens verloren, fing allgemeine Dunkelheit an den Umkreis zu decken, und sie begannen zu jammern und zu klagen, da Tod sich ihnen drohend zu nähern schien. Da stieg plötzlich die glühende Sonne empor und füllte sie alle mit Freude, bis, als sie am Abend niedersank, sich hinter dem Berge Meru verbergend, mit der Finsterniss die Traurigkeit zurückkehrte. Aus der Kraft ihrer heissen Wünsche jedoch ging als Erzeugniss der Mond hervor, der deshalb Chanda, der Erwünschte, genannt wurde.«

Auf diese Klarlegung des Processes der Entstehung der Naturkörper ist nichts mehr zu sagen! Der brahmanische Pantheismus hält einer Kritik nicht Stand. Die vergleichende Erläuterung des folgenden Kapitels (Nirwana, S. 355), des Begriffs Ariya (Besieger der Feinde d. i. der Leidenschaften), S. 357, der Unterschiede Gut und Böse, S. 461, zeigt den Verf. wieder wie gewöhnlich im Besitze überraschender Parallelen. Zuletzt kommt er auf die heiligen Bücher (Vedas) und die Kasten, worunter die Kaste der Brahmanen oben an stehen. Diese (die Phrahm) kamen auf dem Landwege von Norden her und wurden die Lehrer der Kambodier, die indess später das Pali-Alphabet adoptirten. Dann unterrichteten sie die Siamesen. S. 414.

Damals brachten sie nach Siam die Rup-Thevada (Götterfiguren) von Phra-Insuen, Phra-Narai, Phra-Uma, Phra-Mahakinek und Phra-Thevakam mit sich, wie auch ihre heiligen Bücher. In den Phongsavadan Myang nüa beginnt die siamesische Geschichte mit den Brahmanen-Dörfern Moggalas und Saributes.

Es wäre jetzt, wenn wir nämlich von den Beilagen, die in zahlreicher Fülle diesem dritten Bande beigegeben sind, S. 422 ff., Umgang nehmen, an der Zeit, die Geschichte Siams, welche schon im ersten Bande enthalten ist, durchzugehen. Aber wir müssen uns trotz unseres früheren Vorbehalts, hierauf in seinem Zusammenhang noch zurückzukommen*), hier kurz fassen.

Hundert Seiten hat der Verf. der Geschichte Siams in seinem ersten Bande gewidmet.

---

*) Vgl. unsere Anzeige der früheren beiden Bände von A. Bastian, die Völker des östlichen Asien in den Heidelb. Jahrbb. 1866, S. 535 (No. 34).

Zuerst handelt er von der Vorgeschichte der nördlichen Städte, dann verwerthet er die traditionellen Erzählungen aus den Königsbüchern. Ein besonderes Kapitel bilden die Mythen der alten Residenzen, ein besonderes die Könige der Laos. Den Schluss dieser geschichtlichen Abtheilung macht die Geschichte Ayuthia's (Krung-Rau's).

Es sei mir gestattet, die letzten dreissig Seiten zu berühren!

Der Verfasser ist nicht der Erste, der den Capiteln über die moderne Geschichte, wie sie in den dicken Bänden enthalten ist, welche das königliche Archiv im Palaste zu Bangkok birgt, einen Durchblick gewidmet hat. Er sagt selbst, der Bischof Pallegoix hätte schon das Wesentliche und besonders schon das Interessantere mitgetheilt, und hätte er, der Verfasser, Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, dass der bei Pallegoix gegebene Abriss im Allgemeinen richtig ist.

Es beginnt dann die Geschichte Ayuthia's mit der Gründung dieser Stadt, und mit den Kriegen, die Uthong unternommen habe, um seine neue Hauptstadt durch die aus den Tempeln und Palästen Kambodia's fortgeführten Kostbarkeiten zu schmücken. Die Krönung Uthong's setzt der Verfasser in das Jahr 711 der Chunlosakkharat (1350 p. d.). Nach Ramathibodi's Tode (1369) succedirte sein Sohn Ramesuen, aber nur für ein Jahr. Des Thrones habe sich schon im folgenden Jahre (1370) sein Bruder Borommaraxa bemächtigt (bis 1382 p d.). Dann habe Ramesuen, der Stadthalter von Lophburi zuerst den Sohn des Verstorbenen und damit zugleich seinen eigenen Neffen erschlagen, und sich die Nachfolge in Ayuthia mit Erfolg gesichert. Der Kaiser von China beehrte ihn mit einer Gesandtschaft (1386) und als sein Sohn Phaya Ramchao auf dem Throne folgte (1387), schickte er sogleich nach China, um seines Vaters Tod anzuzeigen und um Bestätigung zu bitten. Ein Eunuch von hohem Range wurde abgeschickt, um die Investitur zu vollziehen. Unter spätern Königen kam Siam sehr herunter und erholte sich erst sehr spät wieder (unter dem König Pretien, einem Talapoinen). S. 369. Ein Krieg mit Pegu, der sich zweimal erneuerte, war zuletzt so verderblich (1556), dass Siam wie zu Boden geworfen schien. Ayuthia war eine Ruinenstätte geworden. S. 371. Die Erzählung zeigt zwanzig Jahre später den Zustand geändert. Phra Naret errang einen Sieg über den kambodischen König, und dieser war der Anfang eines Umschwungs. Siam setzte Kambodia einen Fürsten. Um nun einen entscheidenden Schlag gegen Pegu zu führen, bot Phra Naret die ganzen Kräfte seines Reiches auf. Die Siamesen drangen bis an den Sittu vor. Wir verlassen den Faden des Verfassers bis zu dem Zielpunkte, wo die Chunlosakkharat 1000 Jahre vollendet hatte. Der König wollte die Aera erneuern lassen (1638 p. d.), stand aber davon ab, weil der König von Angva (Ava) seine Zustimmung ihrer Annahme verweigerte.

Unter Phra-Narai (Narayana), die den Titel Phra Chao Xang-phuek annahm, gewann der griechische Abenteuerer Constantin Falco grossen Einfluss bei Hofe, und von dem König zu der hohen Stelle eines Phaya Vixaien (1657) befördert, zeigte er sich dieses Vertrauens würdig, das er durch grosse dem Lande erwiesene Dienste belohnte. Auf seine Veranlassung schickte der König eine Gesandschaft nach Frankreich, und der gern geschmeichelte Louis XIV. erwiederte dieselbe durch die Sendung, von der Loubère seinen werthvollen Bericht veröffentlicht hat.

Der Verfasser citirt das Lob, das D'Orleans dem Könige spendet (S. 380): *„Il estimait les gens de mérite et les voyait volontiers dans sa cour. Il avait le même gout pour les beaux arts et s'il ne fût point mort sitôt, il avait pris toutes les mesures nécessaires pour les faire passer de Paris à Siam.“*

Der neue König schickte gleichfalls eine Gesandtschaft nach Frankreich, um im guten Einvernehmen mit dem grossen Monarchen zu bleiben, mit dem sein Vorgänger in so engen Freundschaftsbund getreten war (1688).

Wir überschlagen einige Seiten, um von dem Gründer Bangkok's zu reden. »Der Gründer Bangkok's, schreibt der Verfasser, gewöhnlich als Phendin-ton (der erste Erdenbeherrscher) bekannt, warf verschiedene Angriffe der Birmanen von den Grenzen zurück, verlor aber die Stadt Thalang, die bei Einbruch der Nacht (in der Zeit, wenn die Kinder schlafen, sagt die Chronik) überrumpelt wurde (1810).« S. 388. Sein Nachfolger (1811) geht im Volke unter dem Namen Phendi-klang (der mittlere Erdenbeherrscher); ihm folgte 1825 der Vorgänger des jetzigen Königs. Er war ein Usurpator, vor dem sein legitimer Halbbruder als gerathener fand, sich in das Kloster zurückzuziehen, bis er bei seinem Tode (1851) das Mönchsgewand abwarf, um sich mit dem Königsornate zu schmücken, und jetzt als erster König Siam beherrscht.

Dies ist im Wesentlichen die Geschichte Ayuthia's. Es folgt im ersten Bande nun noch ein vierter Abschnitt: Kambodia. Er enthält die Sagenkreise, Chroniken und die neuere Geschichte. Aber wir müssen darauf verzichten, näher darauf einzugehen Bisher beobachten wir hier anlässlich der Reiseerzählungen unseres Verfassers, zuerst von diesen Bericht zu geben, und dann sich die Geschichte der durchreisten Länder als reifes Ergebniss anschliessen zu lassen.

Für die Geschichte Kambodia's fehlt es nun bei dem Verf. noch an der Erzählung seiner Reise dahin. Seine vortreffliche Karte, die dem dritten Bande beigegeben ist*), zeigt seine Route, die er noch von Bangkok aus bis nach Saigun im Delta des Me

---

*) Sie ist nach seinen Angaben von H. Kiepert gezeichnet und in der lithographirten Anstalt von Kraatz in Berlin ausgeführt worden. Vgl. noch die Bemerkungen zur Karte. Bd. III. S. 533ff.

kong unternommen hat. Indess wir in Erwartung dieses jedenfalls ebenso interessanten Reiseberichts bleiben, machen wir auf die geschichtlichen, das Reich Kambodia (Srok-Khmer) betreffende Aufsätze aufmerksam.

Der Verfasser hat in dem ersten Bande dem Principe der Vollständigkeit in einer für seine Leser anerkennenswerthen Weise durch Aufnahme geschichtlicher Notizen über Annam gehuldigt. Vgl. den Zusatz Annam (Tonquin und Cochinchina), Bd. I. S. 493 ff.

Mit dem dritten Bande liegt jetzt ein Reisewerk fertig vor uns, das zu den schönsten in der einschlägigen Literatur gehört. Die Verlagshandlung hat das Ihrige dazu beigetragen. Der Verfasser hat sich eine hohe Stellung unter den wissenschaftlichen Reisenden durch sein Werk für immer gesichert.

Heidelberg, im September. **H. Doergens.**

Histoire de Jules César. Atlas. Paris, H. Plon.

Vor einiger Zeit gaben wir von den beiden Bänden des kaiserlichen Werkes über die Geschichte Julius Cäsars Rechnenschaft*). Das hatten auch viele Andere in vielen anderen Zeitschriften gethan. Aber über den Atlas, wie er jedem dieser beiden Bände beigegeben ist, hat unseres Wissens noch keine Zeitschrift ein Wort gesagt. Und doch verdienen gerade diese kartographischen Arbeiten gerade sehr zur Kenntniss der Freunde römischer Geschichte, wenn auch nicht des napoleonischen Werkes gebracht zu werden.

Wir haben nicht die Absicht, hier kritisch ins Detail einzugehen; das gehört in eine geographische Fachzeitschrift. Nur einen Bericht wollen wir hier erstatten.

Zum ersten Bande erschien ein Atlas in vier Karten bestehend, die, obwohl sie den Namen Pietro Rosa's tragen, der sie zeichnete, damals nicht die Erwartung erreichten, die man von ihnen gehegt hatte. Heute können wir denselben mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, weil sich die hochgehende Fluth der Erwartungen beruhigt hat, und der Frage nach dem Competenten gewichen ist.

Die erste Karte zeigt das Gebiet der Stadt Rom zur Zeit der Vertreibung des Tarquinius Superbus, nebst den Gebieten der abhängigen Staaten im Nordosten (Sabiner), im Osten (Herniker), im Süden (Rutuler) und Nordwesten (Cäriten) sowie der Verbündeten (Capenaten in Etrurien und Aequer). Dem Gebiete Roms dienten damals Flüsse zu natürlichen Grenzen, wie denn Flüsse auch nachmals diese Rolle spielten (Rubicon und Macra)**). Damals waren

*) Vgl. Heidelb. Jahrbb. 1866. Nr. 46 u. 47; ferner Nr. 53 u. 54.

**) Ob dieses wohl ein Schlüssel zu der Ansicht, die in Frankreich gepflegt wird, ist, der Rhein sei die natürliche Grenze?

es der Numicius im Süden und der Arno im Nordwesten, endlich Nebenflüsse des Tiberis im Nordosten gewesen. Die Küstenausdehnung, wie sie durch die Karte repräsentirt ist, geht von Anxur bis zum Umbro (Ombrone).

Der Ausbreitung der römischen Herrschaft über Italien, wie wir im Laufe des ersten Bandes erzählt erhalten, entsprechend schliesst sich an jene Karte nunmehr eine Generalkarte des alten Italiens, des peninsularen sowohl, wie des continentalen mit Einschluss des illyrischen Littorale. Sie zeichnet sich vor andern ähnlichen Karten durch Genauigkeit in der Verzeichnung der grossen Heerstrassen aus, und nicht minder durch die Verschiedenheit der Schriftfarben, wodurch die Uebersicht und der Gebrauch der Karte erleichtert wird.

Zu dem berühmten Kapitel des ersten Bandes: *Prospérité du bassin de la Méditerranée* gehört die Karte, welche jetzt folgt, und welche eine Anschauung von der Ausdehnung der römischen Herrschaft in der Zeit des ersten punischen Krieges giebt. Auf europäischer wie auf afrikanischer Seite erscheint je Republick im westlichen, Monarchie im östlichen Theile; auf asiatischem Boden ist die Monarchie heimisch. Noch war die Herrschaft auf dem Mittelmeere gemeinschaftlich für Rom und Carthago. Auch zeigt die gelbe Farbe noch bedeutende Terrains, wo das griechische Element autonom ist (Südgallien, Corsica, Ostsicilien, die Staatenbünde der Aetolier und Achäer). Die Karte ist durchaus geeignet, dem bewussten Essay zu Grunde gelegt zu werden.

Mit einer Karte der Halbinsel von Peniche schliesst dieser nur auf vier Karten berechnete Atlas zum ersten Bande. Er zeigt die Halbinsel gegen den Continent durch eine Befestigungsreihe gedeckt, welche Oberpeniche (Peniche-de cima) und Unterpeniche (Peniche-de baixo) verbindet. Die Beschreibung dieses in das Cabo Carvoeiro auslaufenden Terrains (portug. Estremadura) hat hier zum erstenmal seine Erledigung gefunden.

Bedeutender, ja ein bedeutendes Werk sind die Karten zum zweiten Bande, zwei und dreissig an der Zahl. Einige darunter haben wegen der an den Schauplätzen haftenden Erinnerungen besonderes Interesse. Es ist am Besten, wir gehen der Reihe nach.

Die Karten Nr. 3 bis 6 illustriren die Schauplätze des ersten Commentars de bello Gallico, nämlich die fünfte die Schlacht bei Bibracte, die sechste die Schlacht bei Cernay. Dort hielt Cäsar die Helvetier auf, hier trat Ariovist ihm entgegen. Diesen Specialkarten geht eine Generalkarte des Feldzugs vom Jahr 696 (58) vorher (Planche 4), Die dritte Karte erläutert speciell den Rhonelauf von Genf bis Pas de l'Ecluse, eine Strecke, auf der, am linken Ufer, die Verschanzungen angebracht sind, welche Cäsar mit *murus fossaque* bezeichnet.

Zum zweiten Commentar enthält das Werk im Ganzen fünf Karten, nämlich vier Specialkarten und eine Generalkarte zum Feld-

zuge während des Sommers 697 (57). Die erste der Specialkarten (Nr. 8) zeigt das Schlachtfeld an der Aisne (gegen die Belgier), die dritte (Nr. 10) das Schlachtfeld an der Sambre (gegen die unter Anführung der Belgier kämpfenden vereinigten Nervier, Veromanduer und Atrebaten), die vierte (Nr. 11) veranschaulicht die Lage eines Oppidum der Aduatuker.*)

Wir kommen zum dritten Commentar, der die Feldzüge gegen gegen die Veneter und gegen die Uneller erzählt, die Feldzüge des Jahres 698 (56). Für den ersten stellt der Atlas die zwölfte Karte zur Verfügung, den Schauplatz des zweiten veranschaulicht die darauffolgende dreizehnte (Sabinus siegt über die Uneller).

Das Hauptinteresse des vierten Commentars concentrirt sich bekanntlich in dem Capitel über die Rheinbrücke, und in den Capiteln, welche den Uebergang nach Britannien erzählen. Demgemäss giebt die fünfzehnte Tafel die Darstellung eines Brückenjochs von vorn, von oben gesehen, und die Seitenansicht dreier Joche. Dieses ist eine Tafel für sich. Die sechszehnte enthält eine Karte des Canals und der beiden Littoralen (Kent und Normandie), damit man sich Abfahrtspunkte und Landungsplätze sowohl für die erste Expedition, wie für die zweite vorstellen könne, weshalb diese Karte, sowie die vorhergehende anlässlich des zweiten Rheinüberganges auch für den fünften Commentarius de bello Gallico bestimmt sind.**) Uebrigens gehört noch der Plan von Aduatuca (Pl. 18) hieher. Die Generalkarte für das Jahr 699 (55), und weil die Ereignisse desselben sich im kommenden wiederholten, zugleich für das Jahr 700 (54) enthält die Planche 14.

Die Reihenfolge der Commentare beachtend, kommen wir jetzt zu dem Feldzuge des Jahres 703 (52)***). Die Generalkarten, welche, der Regel nach, auch hier den Specialkarten vorausgeht, veranschaulicht dem Leser des siebenten Commentars de bello Gallico die Ausdehnung, welche der Aufstand in Gallien während jenes Jahres hatte. Das Jahr 52, gleich merkwürdig für die Insurrektion der Gallier, wie für die Taktik Cäsars, ist im Atlas durch mehrere Tafeln bedacht.

Die erste der sich mit den Ereignissen dieses in der Lebensgeschichte des römischen Oberfeldherrn beschäftigenden Karten enthält einen Plan von Avaricum (Bourges). Die Lage des heutigen Bourges, welche durch punctirte Linien angedeutet ist, hilft der Vorstellung nach, Nachgrabungen haben zur Ermittlung der Spuren

---

*) Die Planche 9 hat mehr technischen Werth, denn sie giebt Profile.

**) Eine Zugabe zu der Karte von Dovres (Pl. 17) ist der vergleichende Plan für diesen Hafenplatz aus der Zeit Hadrians und Sever's.

***) Das sechste Buch erzählt Eingangs gewisse Rüstungen Cäsar's, die einer kommenden Insurrektion die Spitze bieten sollen, und ist im Uebrigen einer vergleichenden Ethnographie von Gallien etc. gewidmet (Vgl. Contzen, Wanderungen etc.).

des römischen Lagers geführt. Die Karte giebt eine Anschauung von allem diesem (Pl. 20). Die übrigen Vignetten auf dieser Tafel enthalten technische Pläne.

Die zweite Karte enthält einen Plan des Oppidums Gergovia und seiner Umgebungen. Das Interessante an dieser Karte ist die Vereinigung der Terrainzeichnung mit den taktischen Bewegungen, woraus sich für den Interpreten der berühmten Stelle, welche die Bestürmung dieser Arvernerveste erzählt*), Alles ergiebt, was er nöthig hat.**)

Wir erwähnen die Karten zu dem Feldzuge des Labienus nach Lutetia (Pl. 23) und zu dem Schlachtfelde von Vingeanne (Pl. 24) nur im Vorbeigehen.

Die zwarte Hauptkarte zum siebenten Commentar ist der Plan von Alesia (Pl. 25), dem noch besondere Ansichten vom Berge Auxois (Pl. 26) und zwei Tafeln mit Vignetten, welche gewisse Ausdrücke (Cippi, Scrobes und Stimuli bei der Contravallation, Pluteus nebst Pinna und Lorica, sowie Cervi) erläutern sollen (Pl. 27) und mit technischen Details (Grabenprofilen) beigegeben sind.

Bekanntlich war es, da es zwei Alise heute giebt, eine Controverse gewesen, welches Alise das alte, im siebenten Commentar de bello Gallico erwähnte, gewesen sei. Die vom Kaiser Napoleon beauftragten Genie-Officire haben sich für den bei Alise St. Reine belegenen Mont Auxois entschieden.***) Die bewusste Tafel 25 zeigt nun das Plateau der Bergveste der Mandubier, mit ihren Umgebungen. Indem sie mit der Terrainstudie die technische Interpretation der berühmten Capitel im siebenten Commentar†) verbindet, veranschaulicht sie zugleich die Contravallation, die drei und zwanzig dort beschriebenen, die Gallier im Oppidum bedrohenden Redouten, endlich aber auch die im Anmarsch begriffenen Hülfstruppen von der Insurrektionsarmee.††)

Wir gehen zu der Karte für den Feldzug gegen die Bellovaker über. Sie zeigt die beiden einander gegenüber liegenden Lager, das Bellovakische auf dem Mont St. Marc, das römische, von Cäsar befehligte, auf dem Mont St. Pierre†††), und die Stellung der beiden Armeen. Sie gehört mithin zu den ersten zwei und zwanzig Capiteln des achten Commentars.†*).

---

*) Cap. 37.

**) Die Tafel 22 mit ihren technischen Details und mit ihrer Plateauansicht ist eine werthvolle Ergänzung zu Pl. 21.

***) Vgl. Histoire de Jules César. T. II. p. 300.

†) Cap. 68 und 69, ferner 83—89.

††) Den Marsch dieser Armee ist ein Specialkärtchen zu veranschaulichen bestimmt (cfr. Pl. 25 oben rechts).

†††) Vgl. noch Pl. 30.

†*) Es wäre interessant, den unmittelbaren Antheil Napoleons an diesem Plane zu kennen. Wir befinden uns nämlich in der Nähe von Compiègne.

Die Beschreibung der Belagerung von Uxellodunum hat zu einem Plan dieses Oppidum*) Anlass gegeben, wovon die Pl. 31 ein Beleg ist.**)

Das sind die hauptsächlich für die Commentare de bello Gallico in Betracht kommenden Karten aus dem Atlas zum zweiten Bande der Histoire de Jules César.

Allen diesen hat der Kaiser eine Völkerkarte vorhergehen lassen (Pl. 2). Unter die allgemeine Eintheilung in Celtae s. Galli, Belgae und Aquitani sind eine grosse Anzahl namhafter und weniger bedeutender Völkerschaften einbegriffen, über die in der Revue archéologique und sonstwo gelehrte Forschungen angestellt worden sind. Es ist ein Katalog von neunzig Völkernamen. Das Charakteristische ist, Gallien reicht bis an den Rhein. Uebrigens ist noch das britische Littorale, Germanien bis zur Elbe, die Donauvölker bis Wien, das continentalische Italien, und die Hälfte vom peninsularischen in den Rahmen der Karte hereingenommen worden. Diese Karte hat den Zweck, die Vertheilung der Völkerschaften zu veranschaulichen.

Aber ausserdem haben wir noch einer Karte zu erwähnen, der ersten, die allen vorangeht, der Generalkarte von Gallien, welche die Vertheilung von Gebirgen und Ebenen zur Anschauung bringt.

Wir haben hiemit unsern Bericht über den Atlas erstattet, und es würde uns noch die Pflicht obliegen, mit einigen Worten die Fortschritte zu erörtern, welche seit v. Göler's epochemachender Arbeit***) in der speciell das cäsarische Gallien betreffenden Kartographie gemacht worden sind.

Aeusserlich hat der napoleonische Atlas vor der v. Göler'schen Arbeit zunächst dadurch einen Vorzug voraus, dass er vollständiger ist, indem er zu dem siebenten und achten Commentar bei Cäsar noch Karten geliefert hat. Die letzten Karte bei v. Göler gehört zum sechsten Commentar; dann folgt keine mehr. Seine übrigen Karten beziehen sich auf das Bellum civile.

Vergleichen wir, wo beide Schriftsteller dieselben Karten beigeben, die bezüglichen Karten mit einander, so ist es zu verwundern, wie v. Göler, der doch auf sich und auf das angewiesen war, was er selbst sehen konnte, so nahe an das Resultat der napoleonischen Karten heranreichte. Wirklich haben diese hauptsächlich das Ergebniss der Nachgrabungen voraus, und wird Niemand um dieses Verdienstes willen, das v. Göler'n fehlt, die Karten des Letzteren unterschätzen. Diese leisten Alles, was man mit Hülfe einer Generalstabskarte und einiger Autopsie leisten kann. Ueber-

*) j. Puy d'Issolu.

**) Details dazu und Ansicht von Puy d'Issolu giebt die letzte Pl. 32.

***) Cäsars gallischer Krieg in den Jahren von 58 bis 53 v. Chr. Stuttgart 1858.

dies hat die napoleonische Karte das Zusammenwirken mehrerer tüchtiger Officire und Geographen wesentlich gefördert.

In sich betrachtet, sind die Karten, welche bisher zu der Histoire de Jules César erschienen sind, ausgezeichnet zu nennen, sowohl in Bezug auf Entwurf an der Hand des Cäsar'schen Textes und der Conjecturaltechnik, wie in Bezug auf kartographische Ausführung.

Mit Recht sind die Erwartungen auf das Erscheinen der Karten zum dritten Bande der Histoire de Jules César, oder was dasselbe sagt, zu den Commentarii de bello civili und den Büchern des Hirtius und Pseudohirtius über die Kriege der Jahre 47—45 gespannt. Hier hat v. Göler sich nur auf die Karte des österreichischen Generalstabs stützen können. Aber welche Hülfsmittel der Commission des Kaisers zu Gebote stehen, werden wir erst erfahren, wenn seine Karten zu seinem dritten Bande werden ausgegeben werden.

Wir wollen über dieser persönlichen Betheiligung bei der Förderung der Specialstudien über römische Geschichte durch ein so vortreffliches Kartenwerk, wie das eben angezeigte, nicht den mittelbaren Antheil vergessen, wodurch der Kaiser in seiner einflussreichen Stellung seinen Namen mit wichtigen Nachforschungen auch auf fremdem Boden in epochemachender und grundlegender Weise verbunden hat. Ohne seine Munificenz würde schwerlich sobald Licht in die Souterrains der Kaiserpaläste auf dem Palatinus gedrungen sein. Ebensowenig möchten Bithynien und Galatien eine so gediegene Erforschung erfahren haben, wie sie, der reichhaltigen Sammlung über diese beiden ehemaligen Provinzen des römischen Reiches nach zu urtheilen, dem Archäologen Perrot und seinen eifrigen Freunden gelungen ist. Dieser mittelbare Antheil des Kaisers darf als eines der schönsten Blätter in der Lorbeerkrone gelten, womit das Andenken der Gelehrten seine greise Stirne zieren wird!

Heidelberg, im September. **H. Doergens.**

Nr. 40. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana.

Athenaei Deipnosophistae ex recognitione Augusti Meineke. Vol. IV. Analecta critica continens. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXVII. 376 S. 8.

Dionysi Halicarnasensis Antiquitatum Romanarum quae supersunt, recensuit Adolphus Kiessling. Vol. III. Lipsiae etc. XXXV und 329 S. 8.

Diodori bibliotheca historica. Ex recensione et cum annotationibus Ludovici Dindorfii. Lipsiae etc. Vol. I. CXXVIII und 452 S. Vol. II. LIX und 532 S. 8.

Eusebii Caesariensis Opera. Recognovit Guilielmus Dindorfius. Lipsiae etc. Vol. I. Praeparationis Evangelicae libri I—X. XLVII u. 588 S. Vol. II. Praeparationis Evangelicae libri XI—XV. 474 S. 8.

L. Annaei Senecae tragoediae. Accedunt incertae originis tragoediae tres. Recensuerunt Rudolfus Peiper et Gustavus Richter. Lipsiae etc. XLVIII und 592 S. 8.

P. Vergili Maronis Opera in usum scholarum recognovit Otto Ribbeck. Praemisit de vita et scriptis poetae narrationem. Lipsiae etc. XXXVI u. 430 S. 8.

Censorini de die natali liber. Recensuit Fridericus Hultsch. Lipsiae etc. XIII u. 98 S. 8.

Gai Sallusti Crispi libri de Catilinae coniuratione et de bello Jugurthino. Accedunt orationes et epistulae ex Historiis excerptae. Edidit Rudolfus Dietsch. Editio quarta emendatior. Lipsiae etc. XIV u. 128 S. 8.

Auf die in diesen Blättern S. 228 ff. besprochenen Fortsetzungen der Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana ist in rascher Folge wieder eine namhafte Zahl von Ausgaben, wie sie hier aufgeführt sind, gefolgt; auch diese gehören nicht sowohl dem Kreise der auf Schulen gelesenen Schriftsteller an, sondern befassen Schriftsteller, die für die Alterthumswissenschaft wichtig, auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden sollen durch erneuerte Abdrücke, welche zugleich als neue Recensionen oder Recognitionen des Textes zu betrachten sind und darin den Fortschritt der kritischen Forschung erkennen lassen.

Wir beginnen mit Athenäus, zu dessen in drei Bänden (1858 und 1859) gelieferten Ausgabe in diesem vierten eine kritische Nachlese oder auch, wenn man es so nennen will, eine Art von Rechenschaftsablage über das in einzelnen Stellen von dem Herausgeber eingeschlagene kritische Verfahren gegeben ist. Mit welchen Schwierigkeiten die Kritik bei einem, aus so vielen und verschiedenartigen Excerpten zusammengesetzten Schriftsteller, wie Athenäus, zu kämpfen hat, wie Vieles hier noch zu verbessern und zu berichtigen steht, weiss Jeder, der mit diesem Autor sich nur Etwas beschäftigt hat: es werden daher die kritischen Erörterungen und Besprechungen einzelner, mehr oder minder schadhafter Stellen, die Begründung aufgenommener Lesarten, wie die Verbesserungsvorschläge, welche zu zahlreichen Stellen gegeben sind, und vielfach auch mit der Erklärung und richtigen Auffassung zusammenhängen, eine erwünschte, wie selbst nothwendige Zugabe zu dem Texte selbst bilden, zumal als das, was Derartiges in den beiden, früher schon in den Jahren 1843 und 1846 erschienenen Exercitationes philologicae Specimen I und II, die beide zunächst auf Athenäus sich beziehen, bemerkt worden war, in diese Analecta aufgenommen und am gehörigen Orte eingeschaltet ist. Bei dem Umfang und der Reichhaltigkeit der hier in Einem Bande vereinigten, über alle Bücher des Athenäus sich verbreitenden, kritischen und erklärenden Bemerkungen sind daher die beigefügten Indices erwünscht und zwar I. Index Graecus über die einzelnen, in diesem Bande besprochenen oder erklärten griechischen Ausdrücke. II. Index Latinus sachlicher Art, über Personen und Sachen, welche behandelt sind, und III. Index Scriptorum über andere Schriftsteller, von welchen einzelne Stellen bei dieser Gelegenheit kritisch behandelt werden.

Der in zweiter Reihe oben aufgefürte dritte Band der römischen Geschichte des Dionysius von Halicarnass enthält im unmittelbaren Anschluss an den zweiten Band ebenfalls drei weitere Bücher, nämlich Buch VII. VIII. IX., in gleicher Weise kritisch behandelt, wie die vorausgegangenen Theile, von welchen in diesen Blättern 1865. S. 351 ff. berichtet worden; eine Adnotatio critica, welche eine Zusammenstellung der hauptsächlichen Abweichungen des Textes mit manchen weiteren Verbesserungsvorschlägen zu nicht wenigen Stellen enthält, geht auch diesem Bande voraus: es lässt sich daraus im Einzelnen ersehen, in wie weit der Herausgeber dem Codex Urbinas, auf den er seine neue Recension des Textes zunächst basirt hat, den Vorzug gibt, vor dem Codex Chisianus, dessen Verhältniss noch unlängst Ritschl in einer Note zu den Opuscc. Philologg. I Fasc. 2. p. 517 und 518 richtig bestimmt zu haben scheint.

Die neue Ausgabe des Diodorus, von welcher zwei Bände vorliegen, die bis zum dreizehnten Buche inclus. den Text bringen, ist die vierte von Ludwig Dindorf besorgte Ausgabe dieses

Schriftstellers, dessen Text, wie man hiernach wohl erwarten kann, in einer allerdings mehrfach gereinigten und gebesserten Gestalt nun hier vorliegt, namentlich im Vergleich mit den drei früheren Ausgaben. Die inzwischen erfolgte genauere Untersuchung und Vergleichung der Handschriften, aus welchen die Bruchstücke der verlorenen Bücher VI—X hervorgezogen sind, und die diesen Theilen gewidmete Bemühung mehrerer Gelehrten kam der neuen Ausgabe wohl zu statten: aber auch die sorgfältige Prüfung der noch erhaltenen Bücher machte es möglich, dem Text an mehr als tausend Stellen eine bessere Gestalt zu verleihen*), insbesondere nach der Wiener Handschrift Nr. 79, der besten für die fünf ersten Bücher, die in dieser Ausgabe mehr als in den früheren Berücksichtigung gefunden hat. Ein weiteres Hülfsmittel zur Beseitigung mancher Fehler, welche im Laufe der Zeiten sich eingeschlichen, lag aber auch in der näheren und genaueren Kenntniss der Sprache, des Dialekts (wenn man anders diesen Ausdruck hier gebrauchen kann), in welchem Diodorus geschrieben hat. Der Herausgeber hat diesem bisher wenig beachteten Gegenstand besondere Sorge zugewendet und ist in der Praefatio näher auf die zur Herstellung einer bestimmten Norm in Betracht kommenden Eigenthümlichkeiten im Einzelnen eingegangen, um auch hier zu zeigen, wie Diodor in dem Gebrauch und in der Anwendung einzelner Formen, Ausdrucksweisen u. dgl. keiner Willkühr sich hingegeben, wie sie jetzt in den Handschriften theilweise uns entgegentritt, sondern einer festen Norm gefolgt ist**), deren Durchführung daher bei den dieser Norm in Handschriften und Ausgaben widersprechenden Formen u. dgl. der Herausgeber mit aller Strenge verlangt. So hat, wie hier im Einzelnen nachgewiesen wird, Diodorus stets Crasis und Contraction angewendet, eben so die Elision statt des Hiatus, er hat in den Casusformen der Declinationen, so wie auch in den Formen der Conjugationen bestimmte Normen eingehalten, die freilich mehrfach in den Handschriften verwüscht und verändert, um so sorgfältiger herzustellen sind.

Wir erinnern beispielshalber an das über die Anwendung des Augments hier bemerkte, über den Gebrauch der zusammengezogenen Form des Futurums bei den auf ιζω ausgehenden Wörtern, oder über die dem Futurum Medii mehrmals substituirte Form des Futurum Passivi, obwohl auch, wie die beigebrachten Beispiele zeigen, Fälle des Gegentheils vorkommen, über die Form der dritten Person Pluralis des Optativs (αιεν für ειαν) u. dgl. m.; so soll

*) „Sed etiam superstites libros quindecim partim codicum ope optimorum partim accuratiori singulorum instituto examine millenis amplius locis emendatiores potui reddere“ (p. IV der Praefatio).

**) „Diodorus, so schreibt der Herausgeber S. VII der Praef., in oratione sua quasdam sibi leges scripsit satis severas, quas nunquam ipse, saepissime vero migrasse videntur librarii, quibus debemus codices mille amplius annis post ejus aetatem scriptos.“

z. B. die zweite Person Singularis im Präsens Ind. und Futur des Passivs und Mediums stets auf $\overline{\varepsilon\iota}$, nicht auf $\bar{\eta}$ geschrieben werden. Daran reiht sich aber weiter in alphabetischer Ordnung eine Reihe von einzelnen Worten in Bezug auf die Form, in welcher sie bei Diodor vorkommen. Da nemlich die Handschriften von einander hier oftmals abweichen, so glaubt der Verf. in jedem einzelnen Fall eine feste Norm aufstellen zu müssen, nach welcher dann gleichförmig das Wort bei Diodor geschrieben werden muss. Man wird nicht in Abrede stellen können, dass in vielen Fällen es möglich ist, eine solche feste Norm zu gewinnen, und hiernach die Schreibung in allen Stellen, wo das Wort oder die Form vorkommt, gleichmässig zu reguliren: aber, wird man billig fragen, soll denn der Schriftsteller so fest an Eine Norm gebunden sein, dass es ihm nicht gestattet sein könnte, auch eine andere, im Gebrauch seiner Zeit vorkommende Form anzuwenden, wie z. B. neben *υἱούς*, was allerdings in der ungleich grösseren Zahl von Stellen vorkommt, auch die Form *υἱεῖς*, die in der einen Stelle, wo sie bei Diodor vorkommt, dann auch in *υἱούς* zu ändern wäre. Aehnlicher Art ist wohl auch *ἄοπλος*, das für *ἄνοπλος* überall eintreten soll, so wie *ἀοίκητος* für *ἀνοίκητος*, ferner *ἀντιπέρας* für *ἀντιπέραν*, *ἀξιόχρεως* für *ἀξιοχρέους*, *Ἀπόλλω* im Accusativ stets für *Ἀπόλλωνα*, eben so stets *ἄχρι* und *μέχρι* für *ἄχρις* und *μέχρις*; das nach *μέχρι* an vielen Stellen vorkommende *οὗ* oder *ὅτου* soll aber, wie in einer längeren Ausführung S. XXVI ff. zu zeigen gesucht wird, bei Diodor so gut wie bei andern Schriftstellern gestrichen werden, wovon man indessen sich schwer wird überzeugen können; auch bei der Formel *ποιεῖσθαι ῥοπήν*, die zweimal vorkommt, wird man wohl kaum berechtigt sein, das sonst vorkommende *ποιεῖν* geradezu zu substituiren. Eher noch möchte man bei dem Schwanken der Handschriften *ῥιπτῶ* für richtiger halten als *ῥίπτω*, da nicht blos Herodotus, sondern selbst attische Schriftsteller, wie Thucydides (IV, 95) und selbst Lucian zum öfteren jene Form anwenden, wenn anders nicht beide Formen als zulässig und anwendbar gelten sollen. Doch wir brechen mit derartigen Aufzählungen ab, durch die wir nur aufmerksam machen wollten auf die Bemühungen des Herausgebers, die auf eine durchgreifende Verbesserung des Textes und Zurückführung auf seine ursprüngliche Form gerichtet sind. Anderes der Art soll, wie ausdrücklich am Schluss der Praefatio bemerkt wird, in den (später beizugebenden) Adnotationes seine Erörterung finden. Auf die Praefatio folgt ein Wiederabdruck von Heyne's Abhandlungen über die Quellen Diodor's, und zwar der Commentatio prima und altera (zu Buch II—V), von der der eine Theil dem ersten, der andere dem zweiten Bande vorgedruckt ist; eben so folgen in jedem der beiden Bände darauf die lateinischen Argumente der einzelnen in dem Bande befindlichen Bücher. In dem einen Bande ist der griechische Text der vier ersten Bücher enthalten, im andern der Text des fünften

Buches, dann die Fragmente der folgenden verlorenen Bücher (VI. VII. VIII. IX. X) und der vollständige Text der drei folgenden Bücher XI. XII und XIII. Eine Adnotatio critica, wie sie anderen Ausgaben dieser Bibliotheca classica beigefügt ist, und die kurze Angabe der Abweichungen oder vorgenommenen Aenderungen enthält, findet sich hier nicht, sie ist wohl in den Annotationes zu erwarten, abgesehen von Einzelnem, was in der vorhin erwähnten Praefatio sich besprochen findet. In den Fragmenten der fünf verlorenen Bücher ist Alles wohlgeordnet zusammgenstellt, was früher Valois, dann neuerdings A. Mai, Feder und Müller aus den Handschriften des Vatican und des Escorial zu Tage gefördert haben, und zwar mit Rücksicht auf eine genaue Vergleichung dieser Handschriften; damit verbunden sind diejenigen Bruchstücke, die bei andern Schriftstellern sonst wie vorkommen, so dass jetzt hier eine wohlgesichtete und wohlgeordnete, für die Benutzung dienliche Zusammenstellung gegeben ist, die uns freilich auch auf der andern Seite die grossen Verluste, die wir hier erlitten haben, vor die Augen führt.

Das Werk des Eusebius, das hier in einem gereinigten und gebesserten Texte in einer bequemen Handausgabe vorgelegt wird, hat durch die vielen Mittheilungen über die Mythologie und Philosophie der altheidnischen Welt, so wie durch die vielen Excerpte aus älteren meist verlorenen Werken der altgriechischen Literatur, für die gesammte Alterthumsforschung einen solchen Werth, dass wir der Verlagshandlung nur danken können, durch einen handlichen und wohlfeilen Abdruck, auch dieses Werk, das nur in grössern und theuern Ausgaben (zuletzt der von Gaisford zu Oxford 1843 in vier Bänden) bisher zugänglich war, einem weiteren Kreise von Gelehrten, Alterthumsforschern wie Theologen, zugänglich gemacht zu haben. Den Text, der in den älteren Ausgaben des Robert Stephanus und Franz Viger auf jüngere Handschriften des fünfzehnten Jahrhunderts basirt war, hatte schon Gaisford auf ältere handschriftliche Quellen zurückzuführen gesucht, um die vielfachen Verderbnisse des Textes zu beseitigen: das Gleiche war auch die Sorge des neuen Herausgebers, der deshalb die handschriftlichen, bis jetzt bekannten Quellen einer näheren Untersuchung in der Praefatio nochmals unterzogen hat. Als die ältesten derartigen Quellen erscheinen eine Pariser Handschrift aus dem Jahre 914 (Nr. 455) und eine Venetianer (Nr. 343) aus dem eilften Jahrhundert, zwei Pergamenthandschriften, die jedoch leider nur die fünf ersten Bücher enthalten, und beide in der Weise mit einander übereinstimmen, dass sie beide fast für Eine Handschrift gelten können, wenn sie auch, was aus andern Spuren hervorgeht, nicht von einander abgeschrieben sind. Wenn beide Handschriften nun allerdings die Grundlage des Textes für die fünf ersten Bücher bilden müssen, so fehlt es doch bei ihnen nicht an solchen Stellen, deren Verderbniss durch die Benutzung jüngerer Handschriften

sich herstellen lässt. Diese jüngern Handschriften hat unser Herausgeber nach G. Wolff's Vorgang in zwei Classen geschieden, deren eine die fünf bei Gaisford mit B. C. D. F. D bezeichneten Handschriften des dreizehnten bis fünfzehnten Jahrhunderts befasst, unter welchen die Pariser (B), Nr. 465 welche das ganze Werk enthält, allerdings an erster Stelle zu setzen ist; die andere Classe enthält drei jüngere Handschriften, unter welchen eine Venetianer Papierhandschrift Nr. 341 des fünfzehnten Jahrhunderts, aus der die beiden andern abgeschrieben erscheinen, grössere Bedeutung anspricht.

Wenn nun diese Handschriften kaum genügen können, um mit voller Sicherheit den Text in seiner Urschrift wiederherzustellen, so kommt noch eine besondere Schwierigkeit hinzu bei den vielen, von Eusebius aus andern, noch vorhandenen Schriftstellern des griechischen Alterthums angeführten Stellen, welche mehrfach abweichende, in Manchem selbst bessere Lesarten bieten, als die vorhandenen Texte dieser Autoren, dann aber auch nicht Weniges, ja Viel Mehreres, was, es sei absichtlich oder aus Nachlässigkeit und Versehen, so wesentlich verändert und umgestaltet erscheint, dass es auf ältere von Eusebius benutzte Handschriften als die noch vorhandenen dieser Schriftsteller keineswegs sich zurückführen lässt. Der Herausgeber hat sich indess wohl gehütet, den Text dieser Excerpte, wie sie bei Eusebius gegeben werden, nach dem Texte der Schriftsteller, wie er jetzt gedruckt vorliegt, zu ändern oder vielmehr zu corrigiren, und man wird ein solches Verfahren nur billigen können*), wenn man erwägt, wie manche derartige Anführungen aus blosser Erinnerung, wie es scheint, stammen und nicht auf einer genauer Einsichtsnahme des Originals beruhen. Auch Anders findet sich in dieser Präfatio noch berührt; wir erinnern nur an das, was am Schluss S. XXIV über den jüdischen Dichter Ezechiel bemerkt ist, welchen auch unser Herausgeber in die Mitte oder gegen Ende des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts mit gutem Grunde verlegt.

Auf die Vorrede folgen die griechischen Summarien oder Inhaltsverzeichnisse der einzelnen Bücher und Capitel (*Κεφαλαίων καταγραφή*) nach Gaisford's Ausgabe, und dann der Text der einzelnen Bücher, wobei am Rande die Seitenzahlen der Stephan'schen und Viger'schen Ausgabe bemerkt sind. Am Schluss fehlen nicht die wünschenswerthen Indices: zuerst ein Index der Schriftsteller, aus welchen sich Excerpte in dem Werke des Eusebius vorfinden, dann ein Index der angeführten Bibelstellen und an dritter Stelle aus Viger's Ausgabe ein Index rerum et nominum. Eine Adnotatio critica, wie sie sonst den Ausgaben dieser Bibliotheca sich beigefügt findet, um einzelne Aenderungen, die im Text vorgenom-

---

*) „His igitur rationibus ductus, schreibt der Verf. S. XVIII, excerpta Eusebiana raro ex scriptorum codicibus correxi nec nisi in locis, quorum de scriptura dubitari prorsus non poterat“ (folgen nun Beispiele).

men werden, zu verzeichnen und so selbst eine kurze Rechenschaftsablage zu liefern, ist nicht hinzugekommen; sie wird wahrscheinlich in den vom Herausgeber beabsichtigten Annotationes kommen, auf welche S. IV der Präfatio verwiesen wird; und diesen wird man allerdings verlangend entgegen sehen, um über Alles das, was die hier gegebene Gestaltung des Textes betrifft, eine sichere Ansicht zu gewinnen.

Von den Ausgaben lateinischer Schriftsteller ist vor Allem der Ausgabe der unter Seneca's Namen auf uns gekommenen Tragödien zu gedenken: denn sie füllt ein längst gefühltes Bedürfniss aus, indem sie einen auf die urkundliche Grundlage so weit als möglich zurückgeführten Text eines Schriftstellers bringt, der eigentlich seit Jahrhunderten, seit den Ausgaben des Gronovius und Schröder (1728), sich keiner besondern Beachtung mehr erfreut hat, und selbst in unserem Jahrhundert bis jetzt weder eine kritische, noch eine exegetische Behandlung erfahren hat. Es mag diess um so auffallender erscheinen, als die Gedichte, um die es sich hier handelt, noch im sechzehnten Jahrhundert so viel gelesen wurden und selbst auf die Meister des neuern Drama's in Frankreich, Spanien und England ihren Einfluss geäussert haben, in den neueren Zeiten aber zur Seite gelassen wurden, was sie gewiss nicht verdienen, schon als die einzigen, noch vollständig erhaltenen Reste der römischen Tragödie, freilich nicht mehr aus der Zeit ihrer Blüthe, sondern aus einer spätern Zeit, in der keine derartigen Stücke mehr auf die Bühne gebracht, wohl aber Gegenstand der Lectüre, namentlich auch in den öffentlichen Vorlesungen geworden waren. Um so erfreulicher ist es zu sehen, wie in der jüngsten Zeit die gelehrte Forschung sich diesem, man kann wohl sagen, im Verhältniss zu andern Autoren, verlassenen Schriftsteller wieder zugewendet, und zwar zuerst den metrischen Verhältnissen und deren genauer Erörterung, wie diess aus mehreren darauf bezüglichen Schriften und Abhandlungen hervorgeht (sie sind S. 577 dieser Ausgabe vor dem Index metricus aufgeführt), dann aber auch, was das erste und nächste ist, der Behandlung des Textes, der von vielfachen Interpolationen, Verderbnissen und Fehlern nicht frei in den bisher zugänglichen Ausgaben, wohl einer sorgfältigen Revision bedurfte, welche, indem sie auf die handschriftliche Ueberlieferung sich stützt, eine sichere Grundlage für den Text selbst, und damit auch einen sicheren Anhaltspunkt für alle weitere Untersuchung zu bieten vermag, welche eben so wohl die früher vielbesprochene Frage nach der Authenticität dieser Dramen, d. h. nach deren Verfasser, als die Erklärung und Auffassung im Einzelnen, so wie die daraus hervorgehende ästhetische Würdigung des Ganzen in Betracht zu ziehen hat. Eine solche Revision bringt uns nun diese Ausgabe, die einem wahren Bedürfniss gewiss entspricht, darum aber um so mehr auf gerechte Anerkennung zu rechnen hat, auch wenn im Einzelnen, in der Handhabung der Kritik und was

damit zusammenhängt, nicht auf unbedingte Zustimmung Aller in allen einzelnen Fällen wird gezählt werden können. Indess ein sicherer Grund ist nun gelegt, eine kritische Ausgabe geliefert, die einen auf die urkundliche Ueberlieferung zurückgeführten Text bringt und dabei auch durch Mittheilung der Abweichung der Haupthandschriften unter dem Texte eine Rechenschaftsablage der kritischen Behandlung gibt, die Jedem die Prüfung des Einzelnen ermöglicht. In so fern kann sie wohl auch als eine neue Recension mit Recht betrachtet werden.

Die vorausgeschickte Praefatio enthält zunächst eine eingehende Untersuchung über die handschriftlichen Quellen und deren Verhältniss zu einander. In der handschriftlichen Ueberlieferung, wie sie uns vorliegt, wird eine doppelte Recension unterschieden, eine bessere, wie sie in der Florentinischen Handschrift und in den Thuaneischen Excerpten vorliegt, und eine minder gute, welche, abgesehen von den Ambrosianischen Palimpsest-Blättern, in den jüngern Handschriften vom vierzehnten Jahrhundert an sich vorfindet und von der andern wesentliche Verschiedenheiten aufzeigt. Ungeachtet dieser nachweisbaren Verschiedenheit haben doch beide Classen nicht wenige gemeinsame Fehler u. dgl., so dass beide auf Einen Codex Archetypus sich zurückführen lassen, der wieder auf das von Seneca selbst geschriebene Exemplar zurückgehen soll, dessen Beschaffenheit eben die Verschiedenheit der daraus abgeleiteten beiden Recensionen erklären soll, insofern jenes Exemplar nicht für den Gebrauch Anderer, also für die weitere Vorbereitung durch die davon zu nehmenden Abschriften bestimmt gewesen, und daher auch der letzten Feile ermangelt habe; die Herausgabe der einzelnen Stücke soll aber durch Seneca selbst geschehen sein. Nach der Ansicht des Herausgebers enthielt nun das ursprüngliche Original nur acht Stücke, indem die beiden Stücke Agamemnon und Hercules Oetaeus weder von Seneca noch von einem Zeitgenossen gedichtet worden, was, wie S. IX bemerkt wird, »certissimis (?) argumentis potest evinci«; beide Stücke zeigen nach der Ansicht der Herausgeber in metrischen Dingen eine solche Abweichung von den Normen, die Seneca in den übrigen Stücken streng eingehalten hat, desgleichen eine nicht geringe Verschiedenheit in der Anlage wie der Durchführung, dass sie nicht von dem Dichter der übrigen Stücke verfasst sein können, deren Nachahmung vielmehr hier hervortrete, weshalb sie auch in nicht allzu ferner Zeit nach Seneca, als Werke ähnlicher Art, wenn auch verschiedenen Ursprungs, den Dramen des Seneca angereiht worden seien; unter beiden Stücken, so wird geurtheilt, verdiene der Agamemnon noch den Vorzug vor dem Hercules, in welchem selbst Einzelnes aus jenem Stück nachgeahmt erscheine. Allerdings zeigen diese beiden Stücke einige Verschiedenheit von den übrigen, aber diese Verschiedenheit reicht nach unserer Ansicht kaum hin, um dieselben andern Verfassern zuzuweisen, zumal da Ton und Färbung im Ganzen den übrigen

Stücken ziemlich gleich gehalten ist. Auch stehen beide Stücke in der Florentiner Handschrift, in welcher dagegen die Octavia fehlt, während sie in allen Handschriften der andern Classe sich neben den übrigen Dramen des Seneca befindet. Dass die neulich ausgesprochene Behauptung, die Octavia sei ein Product des Mittelalters, hier keinen Anklang gefunden hat, war zu erwarten; die Abfassung der Octavia wird vielmehr in das vierte Jahrhundert (S. XIII) verlegt und die weitere Vermuthung — denn für mehr soll sie nicht angesehen werden — daran geknüpft, dass der Verfasser derselbe sei, von dem auch die andere Recension, die in jüngern Handschriften vorliegt, ausgegangen sei, da diese in dasselbe Jahrhundert fallen dürfte. Dass die Octavia, die Seneca gar nicht gedichtet haben kann, der Zeit nach doch ihm etwas näher liegt, scheint uns indessen doch aus andern Spuren hervorzugehen, auffallend ist es immerhin, dass sie in jener Florentiner Handschrift, die bis in das eilfte Jahrhundert zurückgeht, vermisst wird. Diese Handschrift bietet jetzt allerdings die Grundlage des Textes (s. p. XVII), da sie den entschiedenen Vorzug vor den andern Handschriften, welche der andern Recension angehören, besitzt; allein manche Fehler, die darin vorkommen, machen es nothwendig, auch die andern jüngern Handschriften an nicht wenigen Stellen zu Rathe zu ziehen, wo in diesen der Fehler berichtigt erscheint. Diess ist daher auch in dieser Ausgabe in anerkennenswerther Weise geschehen; für die Octavia, die dieser sicheren Grundlage der Florentiner Handschrift entbehrt, indem sie nur in den jüngeren Handschriften der andern Recension sich findet, die auch unter einander wenig verschieden sind, ward dem Codex Rhedigeranus 13, einer Papierhandschrift des vierzehnten Jahrhunderts, insofern ein Vorzug vor den übrigen Handschriften dieser Classe zuerkannt, als dieselbe dem Codex Archetypus, wie er angenommen wird als letzte Quelle aller Handschriften, am nächsten zu stehen kommt.

Alle den beiden Classen oder Recensionen angehörigen Codices werden von S. XXIII an genau verzeichnet und beschrieben; von den sogenannten Excerpta Thuanea d. h. den Stellen, welche sich in einer Pariser Handschrift (Nr. 8071) des neunten oder zehnten Jahrhunderts finden, wird ein vollständiger Abdruck nach einer genauen von Fr. Dübner genommenen Abschrift gegeben S. XXIV ff., dann die Florentiner Handschrift genau beschrieben; eine genaue Vergleichung derselben zum Zweck dieser Ausgabe ward durch Herrn H. Peter besorgt; dann werden die Handschriften der andern Classe aufgeführt, welche für diese Ausgabe benutzt wurden (wie verhält es sich mit den zu Rom befindlichen P a l a t i n i c o d i c e s, angeblich acht der Zahl nach?), so wie die Editio Aldina von 1516, zuletzt auch noch über die früheren Ausgaben in gedrängter Weise berichtet.

Was den auf die bemerkte Grundlage zurückgeführten Text selbst betrifft, so macht hiernach der Hercules [Furens] den Anfang: der in Klammern eingeschlossene Zusatz fehlt in der Florentiner Handschrift: unter dem Text ist die Zusammenstellung der varia lectio gegeben, und lässt sich Alles bequem übersehen; dann folgt der Thyestes, und darauf das bisher als Thebais (nach den jüngern Handschriften der andern minder guten Recension) bezeichnete Stück, das in der Florentiner Handschrift die Aufschrift Phoenissae trägt, in zwei Theile hier gespalten, die ersten 362 Verse als Oedipi Fragmentum (wobei als Personen nur Oedipus und Antigona erscheinen), das übrige, was in den Handschriften, in der Florentiner wie in den übrigen daran sich schliesst, als ein besonderes Stück: Phoenissarum Fragmentum bezeichnet, ob mit genügendem Grunde, mag hier unerörtert bleiben; sicher steht jedenfalls, dass nach Vs. 362 Etwas ausgefallen sein muss, indem Vs. 363 sich dem Vs. 362 nicht als unmittelbare Folge oder Fortsetzung anreihen kann. Nun folgt Phaedra, denn so lautet die Aufschrift in der Florentiner Handschrift, nicht Hippolytus, was den Handschriften der andern Recension angehört; dann Oedipus, die Troades und die Medea. Daran reiht sich: Incerti Agamemnon und Incerti Hercules [Oetaeus], da Oetaeus in der Florentiner Handschrift fehlt, zuletzt: Incerti Octavia. Es kann nach dem, was schon oben bemerkt ward, hier nicht der Ort sein, in die bestrittene Frage der Aechtheit und Unächtheit dieser Stücke uns einzulassen, die mit Ausnahme der Octavia, neben den übrigen Stücken als Werke des Philosophen Seneca in der Florentiner Handschrift bezeichnet sind, und zwar in der Neunzahl; auch scheinen die Herausgeber an der Autorschaft Seneca's für die übrigen hiernach keinen Zweifel zu hegen, wie diess schon aus der ihrer Ausgabe gesetzten Aufschrift hervorgeht. Wie es sich nun auch damit verhalte: für die Herstellung des Textes durch Zurückführung auf die handschriftliche Autorität und möglichst genaue Bereinigung von jeder Interpolation wie von falschen Lesarten ist das Möglichste geschehen, und darin lag ja Ziel und Bestimmung der neuen Ausgabe. Hinzugekommen sind noch drei brauchbare Indices, an erster Stelle ein Index Nominum und Rerum, an zweiter ein Index orthographicus in nächster Beziehung auf die Schreibweise der Florentiner Handschrift, er verbreitet sich zunächst über Vocale und Consonanten und die hier stattfindenden Veränderungen, dann über Einzelnes aus der Flexion der Nomina und Verba, und endlich über die Art der Verbindung und Trennung einzelner Worte; ein dritter Index Metricus gibt eine sehr genaue und übersichtliche Zusammenstellung der in den lyrischen Abschnitten dieser Dramen angewendeten Metra, namentlich auch in dem Conspectus Eurythmiae.

Die Ausgabe des Virgilius oder Vergilius, wie der Ver-

fasser geschrieben haben will*), unterscheidet sich von der grösseren des Herausgebers, deren vierter Band unlängst in diesen Jahrbüchern S. 233 ff. besprochen ward, durch ihre Bestimmung für den Bedarf der Schule, und den dadurch gebotenen Wegfall des gesammten kritischen Apparates, insofern eine theilweise Mittheilung desselben in einer Auswahl von Varianten dem Kritiker doch kaum von Nutzen sein würde, welcher den Ueberblick des ganzen Apparates nöthig hat, wenn er mit aller Sicherheit zu Werke gehen will. Auf der andern Seite ist aber diese Ausgabe, indem sie sich auf den Text beschränkt, doch kein blosser Wiederabdruck des in jener grösseren Ausgabe gelieferten Textes: »textum proposui, heisst es in der Vorrede, non prorsus eundem, qui in majore editione expressus est, sed et novis conjecturis, quas maximam partem in prolegomenis nuper defendi, aliquotiens mutatum et in orthographico genere partim ad nostri aevi consuetudinem, quantum salva antiquitatis fide fieri poterat, accommodatum, partem sicuti meliora dies docuerat reformatum.« Diess ist nun auch geschehen, wie man bei näherer Durchsicht und Vergleichung sich bald überzeugen wird: immerhin konnte man übrigens wünschen, dass in einem Beiblatt, das nur geringen Raum in Anspruch genommen haben würde, ein Verzeichniss der einzelnen Stellen gegeben wäre, in welchen der Text dieser Schulausgabe von der grösseren abweicht, auch über die in orthographischer Hinsicht befolgte Norm (z. B. quoi, opstiterit u. A. der Art) würde eine kurze Notiz nicht unerwünscht gewesen sein. Dagegen geht dem Text der Gedichte Virgils eine »Narratio de vita et scriptis P. Vergilii Maronis« voraus, die eine gedrängte, aber durchweg auf die Quellen gestützte und verlässige, zusammenhängende Darstellung von dem Leben Virgils und dessen Schriften enthält, wie sie der Herausgeber, nach seinen diesem Schriftsteller gewidmeten Forschungen, gewiss zu geben im Stande war, und auch in befriedigender Weise gegeben hat. Wir erlauben uns nur Einen Punkt zu erwähnen. In die Frage nach der Aechtheit der kleineren, dem Virgil beigelegten Gedichte geht, wie begreiflich, diese Narratio nicht ein, da der Verf., wie aus dem Vorwort ersichtlich wird, diese Frage in einem fünften Bande seiner grössern Ausgabe in ausführlicher Weise zu behandeln gedenkt. Es wird, da diese Gedichte auch in die vorliegende Ausgabe aufgenommen worden sind, (was schon die Vollständigkeit gebot) am Schluss der Narratio folgendes bemerkt: »Inter minora, quae huic volumini vulgarem consuetudinem secuti adjunximus carmina, certum videtur Vergilii non esse catalecton V et XI et Cirin poema: genuina et omni du-

---

*) „Indoctorum hominum magistellorumque ridiculam contumaciam, qui praedilectam a pueris nominis Virgilius formam ab impiis novarumque rerum studiosis eripi sibi lamentantur, argumentis testimoniisque delenire pudet taedetque etc." lesen wir in einer Note zu pag. VIII.

bitatione libera catal. VI. VII. VIII. X; nec cetera si unum aut alterum exemeris, abjudicandi a nostro causam video idoneam.« (p. XXXVI). Der Verf. ist übrigens in der Behandlung des Textes, wenn er auch mehrfach an die grössere Ausgabe sich anschliesst, mit aller Vorsicht insofern zu Werke gegangen, als er das, was nach seiner Ansicht auf Interpolation oder auf einer Dittographie beruht, nicht sofort aus dem Texte weggelassen hat: er hat es im Texte belassen und die Verse, die nach seiner Vermuthung der Dichter selbst seinem Exemplar beigefügt (eine allerdings oft weitgehende Vermuthung), mit einem vorgesetzten Sternchen kenntlich gemacht, während die von Andern, wie er annimmt, interpolirten Verse in eckige Klammern eingeschlossen, die Dittographien aber ebenfalls eckige Klammern mit vorgesetztem Sternchen erhalten haben. Endlich ist am Schluss des Ganzen ein Index Nominum beigefügt.

Die Ausgabe des Censorinus kann füglich als eine Revision des von O. Jahn in seiner Ausgabe (1845) gelieferten Textes gelten, insofern ihm eine genauere Vergleichung der beiden Handschriften zu Grunde liegt, welche bei der Gestaltung des Textes zunächst in Betracht kommen, der Darmstädter des siebenten und der Venetianer des zehnten Jahrhunderts. Nach beiden Handschriften hatte der eben genannte Herausgeber eine neue Recension des Textes zu liefern unternommen; indessen blieb doch eine ziemlich bedeutende Nachlese übrig, wie sich aus der dem Herausgeber von Halm mitgetheilten genaueren Vergleichung der Darmstädter Handschrift, und aus einer an Ort und Stelle durch Herrn Wilmanns vorgenommenen nochmaligen Vergleichung der Vatikaner Handschrift bald ergab. Beide Handschriften stimmen zwar in den meisten Fällen überein, wo eine Abweichung der zuletzt genannten sich findet, stimmt sie meist mit der jüngeren Hand überein, die in der Darmstädter Handschrift so Manches anders gestellt hat. Dem Herausgeber aber war es hauptsächlich darum zu thun, die ursprüngliche Gestalt des Textes, wie sie in dieser Darmstädter Handschrift sich findet, in seiner Ausgabe darzustellen, die sich daher mehr, als diess in der eben genannten Ausgabe der Fall ist, an diese Handschrift anschliesst. Mit aller Genauigkeit und Sorgfalt sind unter dem Text die Abweichungen beider Handschriften von dem gegebenen Texte angeführt: man sieht, wie diese beiden, gewiss alten Handschriften, doch von Fehlern jeder Art nicht frei sind und selbst nahmhafte Lücken und Verderbnisse aufweisen, welche es kaum möglich machen, das merkwürdige Büchlein in seiner ursprünglichen Vollständigkeit herzustellen. Was schon Carrio trennte von der Hauptschrift des Censorinus, die mit Cap. 24 aufhört, ohne zum Ende gelangt zu sein, ist auch in dieser Ausgabe nach Jahn's Vorgang getrennt, obwohl die beiden genannten Handschriften eine solche Trennung nicht kennen, sondern dem unmittelbar Vorhergehenden es geradezu anreihen; es folgt hier, wie bei Jahn,

Fragmentum Censorino adscriptum, und vor dem Text steht die, wenn wir nicht irren, von Carrio gesetzte Aufschrift De naturali institutione. Ein Index und zwar der Personen, wie der Sachen und selbst einzelner Phrasen und Wendungen ist am Schlusse beigefügt.

Die vierte Ausgabe des Sallustius ist kein blosser Abdruck der zunächst vorausgegangenen, sondern als eine Revision derselben zu betrachten, welche zu manchen Aenderungen im Einzelnen geführt hat, ohne dass der Standpunkt des Herausgebers überhaupt einer Aenderung unterlegen wäre. Die nächste Veranlassung dazu gab H. Jordan's Ausgabe (Berlin 1866), so wie die im Rheinischen Museum und im Hermes niedergelegten kritischen Bemerkungen dieses Gelehrten: Alles ward einer genauen Prüfung unterzogen, aber darum noch nicht Alles angenommen: im Gegentheil, in nicht wenigen Stellen fand sich der Herausgeber nicht veranlasst, von der von ihm gewählten Lesart abzugehen: da in der Präfatio eine zwar gedrängte, aber genaue Besprechung dieser Punkte gegeben ist, so wird der Kritiker zunächst darauf zu verweisen sein. Dass in der Correctheit des Druckes diese Ausgabe den andern nicht nachsteht, bedarf wohl kaum einer Bemerkung.

Chr. Bähr.

Matth. Guilelmus Fuss: De Elegiarum libro quem Lygdamum esse putant quidem. Monasterii 1867. 77 S. in 8.

Der Verfasser beginnt seine Schrift mit einem Ueberblick der verschiedenen Bemühungen neuerer Kritiker um die Wiederherstellung des Textes der unter des Tibullus Namen auf uns gekommenen Gedichte, wobei er seinen Ausgang von Joseph Justus Scaliger nimmt, und über sein allerdings übereiltes Verfahren ein, wie uns scheint, wohl begründetes Urtheil fällt. Er lässt dem Scharfsinn dieses Kritikers, zumal in Aufdeckung der Verderbnisse alle Gerechtigkeit widerfahren, schliesst aber mit den Worten: »Caeterum vir ingenii vi spectatissimus hoc in opere nimia festinatione — nam intra unum mensem ipse ait se tractasse atque absolvisse carmina Catulli Tibulli Propertii — a recta via videtur abductus esse.« Wir halten diess für richtig: bei der von manchen Seiten übertriebenen Verehrung, die Alles, was von diesem gewiss scharfsinnigen Kritiker ausgeht, für trefflich und unumstösslich hält, glauben wir dieses Urtheil, das uns auf den richtigen Weg in der Beurtheilung führt, anführen zu müssen. Der Verf. lässt dann die verschiedenen Ansichten neuerer Gelehrten über des Tibullus Gedichte folgen, zumal über das dritte Buch, das die neueste Zeit dem Tibullus abgesprochen und einem nicht weiter bekannten Dichter Lygdamus zugewiesen, Haase aber noch zuletzt einem Valerius Messalinus als Verfasser zugetheilt hat. Und diess führt ihn nun

seinem eigentlichen Gegenstande näher, welcher von Cap. II. p. 9 ff. dahin gerichtet ist, nachzuweisen, dass dieses dritte Buch in keiner Weise von einem andern Verfasser herrührt als von dem, dem wir auch die beiden vorhergehenden Bücher verdanken, demnach von Tibullus. Er schliesst sich damit zum Theil an Spohn an, der schon früher in gleichem Sinne sich ausgesprochen und sucht im Einzelnen die Gründe, welche wider die Aechtheit des dritten Buches vorgebracht worden sind, zu widerlegen, und damit zugleich den Nachweis zu geben, dass in den Elegien des dritten Buches sich Nichts finde, was mit dem Geiste und dem Charakter der übrigen Elegien in Widerspruch stehe, der Art, dass wir einen andern Verfasser anzunehmen genöthigt wären. Cap. IV. V und VII sind wider die von Joh. Heinrich Voss vorgebrachten Gründe gerichtet, und zeigen die Unhaltbarkeit derselben in, wie uns dünkt, schlagender Weise. Auf einen im Cap. IV verhandelten, die Lebenszeit des Tibullus betreffenden und mit der ganzen Streitfrage zusammenhängenden Punkt glauben wir insbesondere aufmerksam machen zu müssen. Für die Lebenszeit des Tibullus bestimmend erscheint das Distichum in der fünften Elegie dieses Buches Vs. 17:

Natalem primo nostri videre parentes,
Cum cecidit fato consul uterque pari.

was auf das Jahr 711 u. c. als Geburtsjahr des Tibullus führen würde, was aber, wie schon mehrfach auch von Andern, wie von dem Verfasser ganz richtig bemerkt worden ist, nicht wohl richtig sein kann, da uns andere Thatsachen auf eine frühere Zeit zurückweisen. Man hat sich mit Aenderungen des Textes in dieser Stelle zu helfen gesucht, die aber von der Art sind, dass sie wohl nicht auf Billigung Anspruch machen können; oder man hat daraus einen Grund genommen, das ganze dritte Buch der Elegien dem Tibullus abzusprechen. Zu einer derartigen, viel zu weit gehenden Annahme hat sich unser Verfasser nicht entschliessen können: und die gewöhnliche Logik steht ihm wohl darin schon zur Seite. Er sucht daher die Schwierigkeit auf andere Weise zu lösen. Er verweist auf die Stelle Ovid's in den Trist. IV, 10, 6, wo dieser Dichter sein Geburtsjahr auf ähnliche Weise in folgenden Worten angibt:

Editus hinc ego sum, nec non ut tempora noris,
Cum cecidit fato consul uterque pari.

Hat nun, entsteht die Frage, der eine Dichter von dem andern diesen Vers entlehnt? Weder Tibullus oder der angebliche Lygdamus konnte von Ovidius, der seine libri Tristium erst nach Tibull's Tode herausgab, diesen Vers entlehnen, noch auf der andern Seite Ovidius von Tibull; so lautet die Antwort des Verfasser's, die durch hinreichende Gründe unterstützt wird: seine eigene Ansicht geht aber dahin, den fraglichen Vers, der bei beiden Dichtern sich findet, in der fünften Elegie des dritten Buches von Tibull für ein

in neuerer Zeit nach jenem Ovidischen Vers gemachtes Einschiebsel zu erklären, wie denn ähnliche Einschiebsel nachgewiesen werden, die wir zumeist den italienischen Gelehrten des fünfzehnten Jahrhunderts verdanken. Ueber die in den Elegien des ersten Buches besungene Delia verbreitet sich der Verfasser cap. VI, um dann im cap. VII zu zeigen, dass die im dritten Buch besungene Neaera von ihr nicht verschieden sei, und was von der einen gesagt werde, auch auf die andere passe, wie diess auch früher schon Spohn angenommen hatte, mithin eine und dieselbe Geliebte unter beiden Namen besungen sei, eben so wie die Nemesis in den Elegien des zweiten Buches mit der Glycera zusammenfalle, welche beide von der Neaera-Delia verschieden seien (S. 22—25). Ist nun demnach die Neaera nicht verschieden von der Delia, so folgt weiter daraus (s. cap. VIII p. 41 ff.), dass auch der Lygdamus des dritten Buches kein anderer als der Tibullus des ersten Buches ist, beide Bücher demnach einen und denselben Dichter zum Verf. haben. Und dass die Elegien des dritten Buches in Bezug auf Sprache und Ausdruck wie poetischen Schwung denen des ersten Buches nicht nachstehen, ist Cap. X. p. 52 ff. näher nachgewiesen. Anderes von Belang für einen von Tibullus verschiedenen Dichter des dritten Buches ist kaum vorgebracht worden, nur Lachmann glaubte aus dem abweichenden Gebrauche einzelner Wörter und aus metrischen Gründen diese Verschiedenheit constatiren zu können. Darum ist der Verfasser Cap. XI S. 64 ff. auch auf diesen Punkt näher eingegangen, um zu zeigen, wie diese angeblichen Abweichungen oder Verschiedenheiten nicht von der Art sind, um darauf eine Verschiedenheit der Verfasser begründen zu können. Eine kürzere Widerlegung konnte die Behauptung (S. 72 ff.), dass Ovidius, oder dass Cassius von Parma als der Verfasser der Elegien des dritten Buches anzusehen sei, allerdings finden. Auch die zuletzt noch von Haase ausgesprochene Vermuthung, welche den jugendlichen Valerius Messalinus zum Verfasser der Elegien dieses dritten Buches machen will, entbehrt jeder Begründung und jedes Anhalts: es wird darum rathsam sein, bei der herkömmlichen und auch handschriftlich überlieferten Ansicht, die auch das dritte Buch der Elegien dem Tibullus zuspricht, zu bleiben, indem ein genügender Grund davon abzugehen, nicht vorliegt, wohl aber die behauptete Unächtheit des dritten Buches beigetragen hat, die Identität des Verfassers dieses Buches mit dem der beiden andern vorausgehenden Bücher in ein noch helleres Licht zu setzen. Nach der Vermuthung unseres Verfassers (S. 77 vgl. 49) hat Tibullus die Elegien des ersten Buches selbst herausgegeben, da sie zur Publication von ihm bestimmt waren; die des dritten Buches, die blos für die Geliebte oder für wenige Freunde bestimmt gewesen, und daher selbst minder gefeilt erscheinen, wären dann erst nach Tibull's Tod zugleich mit den übrigen, mehr ausgearbeiteten Gedichten von den Freunden des Dichters herausgegeben worden. **Chr. Bähr.**

Die Wörter deutschen Stammes in der französischen Sprache zusammengestellt von Dr. H. K. Brandes, Prof. und Rektor des Gymnasiums zu Lemgo. Detmold. Meyer'sche Hofbuchhandlung. 76 S. in 8.

In dieser Schrift sind ungefähr vierhundert Wörter und zwar in alphabetischer Reihenfolge zusammengestellt, welche deutschen Ursprungs sind und von dem deutschen Stamme der Franken, der gegen Ende des fünften Jahrhunderts das romanisirte Gallien in seine Gewalt brachte, auch jetzt noch Zeugniss geben können. Denn wenn auch als Grundlage der neuen Sprache, die sich in diesem Lande später bildete — die französiche — das Romanische hervortritt, so hat doch auch die Sprache der früher schon besiegten Landesbewohner, der Kelten, wie die der späteren Sieger und Herrscher, der Franken, nicht ohne Einfluss bleiben können, sondern Spuren hinterlassen, die zu verfolgen sich wohl der Mühe lohnt. Einen solchen Versuch hat der Verfasser hier unternommen, indem er, nachdem er zuvor einige in der heutigen französischen Sprache noch vorkommende keltische Wörter, so wie einige auffallende, aus der römischen Sprache stammende aufgeführt, mit S. 13 zu der bemerkten Zusammenstellung übergeht, die im Einzelnen Manches Interessante bietet, zumal, wie der Verf. es wünscht, diese Schrift auch als ein Unterhaltungs- und Räthselbüchlein dienen soll, zur Aufklärung über manche Ausdrücke, die uns wohl geläufig sind, ohne dass wir jedoch über den wahren Sinn des Wortes eine nähere Rechenschaft zu geben wissen. Auf eine tiefere, streng wissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes verzichtet die Darstellung, die mehr für ein grösseres gebildetes Publikum bestimmt erscheint, dem sie auch die beabsichtigte Unterhaltung wohl zu gewähren vermag. In das Einzelne weiter uns einzulassen, gestattet kaum der uns zugemessene Raum: dass Manches auch noch problematischer Art ist, wird man sich nicht verhehlen können, so z. B. S. 29, wenn das Wort clique (Gesellschaft hier übersetzt, was es doch wohl kaum besagt), das von dem Deutschen gleich abgeleitet wird, als Verbindung zu gleichen Zwecken, lieber von kleben, Kley (klebrige Erde) abgeleitet, oder wenn S. 33 echapper auf Kampf zurückgeführt wird, da es eigentlich heisse, dem Kampfe entrinnen; oder wenn S. 37 evanouissement, Ohnmacht, in unserm schwinden, schweizerisch schwanen, englisch swoon (Ohnmacht) wurzeln soll, da es doch hier viel näher liegt, an das Lateinische evanesco, evanui zu denken, und davon das Wort abzuleiten. Im Uebrigen verweisen wir auf die Schrift selbst.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Ueber die Nationalität der Kelten, von Joseph Rott, königlicher Gymnasialprofessor. Passau, 1866.

Im ersten Abschnitt zeigt der Verfasser, dass die Briten keine Kelten sind: im zweiten, dass die Belgier Kelten, und im dritten, dass sie auch Germanen sind, daraus folgt dann im vierten Abschnitt, dass Kelten und Germanen gleicher Nationalität sind; im fünften Theil beweist der Verfasser, dass die Einwanderung der Kelten in Italien nicht von Gallien, sondern von Pannonien ausging, und im letzten Abschnitt wird ausgeführt, dass die in Griechenland einfallenden Kelten ebenfalls nicht aus Gallien kamen, sondern von den Donauländern. In allen diesen Hauptsachen hat der Verfasser Recht, dagegen im Einzelnen möchte ich nicht alle seine Behauptungen unterschreiben. Ebenso stimmt zwar der Verfasser im Grossen und Ganzen mir bei, aber im Einzelnen weicht er von mir ab: seine Untersuchung ist eine selbstständige. Leid thut es mir z. B., dass hier S. 17 meine oder vielmehr Strabo's Deutung des Namens der Germanen eine Grille genannt wird: und ich hoffe, dass der Verfasser hierüber noch anderer Ansicht wird. Dagegen hat er gewiss Recht S. 4 in seiner Erklärung von Tacitus Agric. 11, wenn er anders als ich gethan habe, den Abschnitt, der mit in universum tamen aestimanti beginnt, nicht auf die Britanni im Allgemeinen bezieht, sondern nur auf die zuletzt erwähnten Proximi Gallis; wenigstens muss man die Stelle so auffassen, wenn man nicht zugeben will, dass Tacitus höchst leichtsinnig und oberflächlich und im Widerspruch mit seinen eigenen Angaben über die Briten abgesprochen habe. Zu S. 19 bemerke ich, dass in Germ. 43 die lingua gallica sicher durch einen Schreibfehler entstanden ist aus lingua getica, da die Gothini als Dacisches Volk nachgewiesen werden können. Doch kann ich diess hier nicht ausführlich darlegen, und muss darauf verzichten, so wohl das Werthvolle in dieser Schrift als auch das, wie mir scheint, Verfehlte und Gewagte hervorzuheben, da ich nicht die Absicht habe, mich für jetzt in eine neue Discussion der ganzen Frage einzulassen.

In Baiern hat man immer eine Vorliebe gehabt für keltische Studien; aber mit Ausnahme des bekannten Correspondenten der Allgemeinen Zeitung, der die Keltenfrage, wie alle andern, immer mit liebenswürdiger Urbanität und glücklichem Humor behandelt, haben die bairischen Keltologen nicht immer die Gabe, ihre Arbeiten für uns andern Nichtbaiern schmackhaft zu machen, wenn sie auch nicht gerade die urbojoarische Derbheit anwenden, die einen nun

verstorbenen Münchner Keltologen auszeichnete. Es freut mich daher, eine bairische Schrift zur Anzeige zu bringen, die in schlichter Untersuchung der schwierigen Keltenfrage Verdienstliches leistet, und auch im Verfehlten, wie mir scheint, noch lesenswerth und sinnreich ist. Indem ich freudig den Verfasser als einen Mitstreiter für die verkannte Wahrheit begrüsse, hoffe ich, dass er mit rüstigen Kräften fortfahren wird, den falschen Meinungen entgegenzutreten; ich selbst werde von meiner Seite wohl ebenfalls wieder Gelegenheit finden, die Grundlosigkeit der herrschenden, von unsern Autoritäten gestützten Ansicht darzulegen. Auf einen raschen Sieg wird sich Herr Rott so wenig Hoffnung machen, als ich.

Heidelberg im Mai 1867. **A. Holtzmann.**

A. v. Reumont, Geschichte der Stadt Rom. Erster Band. Von der Gründung der Stadt bis zum Ende des Westreichs. Berlin 1867.

Das vorliegende Werk, welches auf drei Bände berechnet ist, verdankte einer Anregung des verstorbenen Königs von Bayern, Maximilian's II., seine Entstehung, der der Verf., wie er von sich bescheiden gesteht, nur zögernd nachgab, wegen der Schwierigkeit der Aufgabe und des Umfangs des Unternehmens. An einem Werke dieser Art und Herkunft, zumal es den Ehrgeiz, eine gelehrte Arbeit sein zu wollen, von sich ferne hält, ist Zweck und Plan von vorneherein das Wichtigste. Ueber Beides spricht sich der Verfasser in dem Vorworte, S. VIII ff., aus. Die wesentlichsten Ergebnisse unermüdeter Forschung älterer wie neuerer Zeiten sollten gebildeten Kreisen zugänglich gemacht werden, erzählend und schildernd, ohne gelehrten Apparat noch kritische Erörterung.

Unter dem zweiten Gesichtspunkte hat der Verfasser zwischen einer Geschichte der Stadt Rom und der römischen Geschichte unterschieden und sich durch diese Unterscheidung bei der Behandlung leiten lassen. Vermöge dieser Einschränkungen machte er den Weg, den schon J. J. Ampère gegangen war, seinerseits noch einmal, wie sich denn fast als eine Bestätigung hiefür der Umstand ausnimmt, dass sein Buch auch in Rom entworfen und grossentheils geschrieben sei. S. 797.

Im Allgemeinen hat es uns bedünkt, dass er sich diese Art, über Rom zu schreiben, zum Vorbilde hat dienen lassen, nur dass er den geistreichen Franzosen, durch übersichtlichere Gruppirung des Materials übertrifft. Den ersten Abschnitt mit der Abschaffung der königlichen Würde zu schliessen, hat der Verfasser zwar mit allen Geschichtschreibern über das alte Rom gemein. Aber die Begrenzung des zweiten, den er mit dem Ende des Bundesgenossenkriegs bezeichnet, ist seine Wahl, ebenso die des dritten.

Bürgerkriege und Weltherrschaft lautet seine Ueberschrift. Er geht bis zum Jahr 30. Hiemit schliesst das erste Buch.

Dieser erste Band enthält drei Bücher. Die Eintheilung des ersten muss man nach der Gruppirung der Materialien, welche die Geschichte der Republik constituiren, unter die bewussten zwei Collectivgesichtspunkte für ihn eigenthümlich gelten lassen. Im zweiten Buch kann nicht fehlen, dass die Hereinziehung des Christenthums in die Darstellung besondere Grenzen feststellen lässt. Den ersten Abschnitt füllt er mit der Gründung und Organisation der Alleingewalt und der Regierungszeit des Augustus. Dass er nicht schon mit dem Epochenmann der Cäsaren beginnt, können wir nicht billigen. Aber es scheint, dass er, der ihn im Strudel der Bürgerkriege auftreten und untergehen sieht, gefürchtet hat, eines Eintheilungsgrundes zu entbehren, der eine Massengruppirung in gleichem Grade gestatten würde, wie es in seinem Falle die Augusteische Epoche gestattet. Indem er die solidere Abtheilung der traditionellen geopfert hat, ist er allerdings seinem gebildeten Publikum willkommener, das zwar Lesedetails geboten, aber nicht Untersuchungsdetails betont haben will.

Ueber die folgenden Abschnitte kann man sich eher mit dem Verfasser einverstanden erklären. Der zweite zeigt gleich, wie er politische oder Regierungsgeschichte, Baugeschichte und Religionsgeschichte verbindet. Er beschäftigt sich mit den Cäsaren, mit der Ausbildung der Monarchie, mit dem Auftreten des Christenthums. Das erste halbe Jahrhundert nach dem Ableben des Augustus ist in ihm zusammengedrängt, man kann nicht sagen, unverhältnissmässig, weil in den folgenden ungefähr eine gleiche Einschränkung befolgt ist. Für das methodisch Wichtigste in diesem Capitel, die Anfänge des Christenthums, hat sich der Verfasser durch die Bauten Nero's bestimmen lassen. Die Unzufriedenheit des Volkes von Rom über Nero's Bauunternehmungen brachte diesen auf das grausame Mittel, die des fremden Glaubens Ueberwiesenen hinrichten zu lassen. Indem der Verfasser sich mit dieser Einschiebung mitten in der Entwicklung sieht, greift er in die Geschichte des Judenthums bis auf die Wiedererbauung des Tempels in Jerusalem zurück, S. 339 ff. Er verfolgt dieselbe bis herab auf das Märtyrthum der Apostel. Das Christenthum, anfangs an dasjenige Element gebunden, erscheint nur als äusserliches Contingent zu der Bevölkerung Roms, kündigt sich, wie seine Fortschritte zeigten, allmählich aber als socialen Faktor durch seine Anerkennung auch bei Römern an.

Verlieren wir unseren Standpunkt nicht aus dem Auge!

Den dritten Abschnitt beginnt der Verfasser mit dem Bürgerkriege, womit er den Krieg zwischen Galba und Otho, und dann zwischen Otho und Vitellius meint; den eigentlichen Inhalt bildet die Regierung der Flavier. Dem Jahre 69 hätten wir S. 391 gern eine Auffassung abgewonnen gesehen, wie sie durch eine Vergleichung mit der Verwirrung nach Cäsar's Ermordung erlangt wird

Das Geheimniss der Erklärung liegt hier in der Aufmerksamkeit, dass nicht für eine Nachfolge gesorgt war, und so die Anarchie — dies ist wohl der richtigere Ausdruck — sich als die erste Folge und der Bürgerkrieg als die entferntere herausstellte. Wir wollen nicht wiederholen, worauf wir schon oben hindeuteten, dass der Verfasser sich für seine Darstellung an die Combination des Politischen, Baugeschichtlichen und der christlichen Tradition hält. Nur wie er der ältesten kirchlichen Eintheilung der Weltstadt nachgeforscht hat, und dann, was er für sie gefunden hat, wollen wir hier herausheben. Wir lassen ihn am Besten selbst reden. »Wie rasch und stetig, sagt er S. 423, der neue Glaube sich hier ausbreitete, wie bald er festen Fuss fasste, ergiebt sich aus nichts deutlicher als aus der frühen christlichkirchlichen Eintheilung der Stadt.« Dann führt er fort: »So dunkel die Geschichte der Entstehung der sieben kirchlichen Regionen ist, so trifft doch Vieles zusammen derselben das höchste Alterthum zuzuweisen; denn wo in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts die Institutionen sich entwickeln, ist es klar, dass man mit schon lange Bestehendem zu thun hat. Wir sahen Rom durch Augustus in vierzehn Regionen eingetheilt: dass das Christenthum für seine Einrichtungen die Hälfte dieser Zahl annahm, hat begreiflicherweise die Meinung veranlasst, dass die kirchlichen Regionen mit den städtischen im Zusammenhang standen, ein Zusammenhang, welcher aber örtlich durchaus nicht zu erweisen ist. Die apostolische Kirche Jerusalems hat in ihren sieben Diakonen der römischen ohne Zweifel das Vorbild gegeben, welches wir bei der Entwicklung der bischöflichen Verwaltung Roms auch in anderen Fällen erkennen werden. Die älteste Erwähnung der Regionen findet sich im Leben des hl. Clemens, des Schülers und dritten Nachfolgers des Apostels. Er liess, so heisst es, die sieben Regionen unter die gläubigen Notare der Kirche vertheilen, auf dass diese die Thaten der Martyrer rasch und sorgsam, jeder in seinem Bezirk, mit Fleiss erforschen sollten. Vielleicht ist in dieser Nachricht nur eine nachmalige Einrichtung auf den vierten Bischof Rom's und seine Vorsorge für die Bewahrung der Geschichte der Blutzeugen übertragen. Die zweite hiehergehörige Nachricht vom Anfange des zweiten Jahrhunderts erwähnt der Regionen nicht, wohl aber der »Titel« oder Kirchen und der Diakonen. Papst Evaristus, so besagt diese Stelle in den Lebensbeschreibungen der Päpste, vertheilte den Presbytern der Stadt die Kirchen und setzte sieben Diakonen ein, den Bischof im Predigen der Wahrheit zu behüten. Jedenfalls liegen hier die Keime der Institution vor die sich wohl allmählich ausgebildet hat, denn dass im zweiten Jahrhundert die Kirche sich örtlich organisiren musste, war durch ihre Natur bedingt, wie durch die grosse Ausbreitung des Christenthums unter den Antoninen.«

Man sieht aus dieser Stelle bei dem Verfasser, wie letzterer sich der Nachforschung der bewussten ältesten Eintheilung der Christenzahl beflissen hat. Hören wir ihn nun noch über ein bestimmtes Detail, was in diesen Zusammenhang gehört. »Die vollständige Regionar-Eintheilung wird dem hl. Fabian zugeschrieben, über dessen Pontificatsantritt die Nachrichten zwischen den Jahren 236 bis 240 schwanken. Dieser, so heisst es in seiner Lebensbeschreibung, vertheilte die Regionen unter die Diakonen, und bestellte sieben Subdiakonen zur Beaufsichtigung der mit der Aufzeichnung der Märtyrerakten beauftragten sieben Notare. Diesem zufolge bestand der Regionenklerus um die Mitte des dritten Jahrhunderts aus der dreifachen Siebenzahl der Diakonen, Notare und Subdiakonen, welchen Fabianus' Nachfolger Cornelius die Regionar-Akolythen hinzufügte, während erst Gregor der Grosse den Armen- und Kirchen-Advokaten oder Defensores, gleichfalls sieben an der Zahl, den Regionartitel beilegte. Sehen wir von letzterem ab, so ist es also die auf Alexander Severus folgende Zeit, welche eine längst im Keime vorhandene Institution zur Entwicklung brachte, die nicht für die kirchliche Verwaltung Rom's lange massgebend geblieben ist, sondern auch auf die Gestaltung des nachmaligen päpstlichen Patriarchium und seiner Würdenträger bestimmenden Einfluss geübt hat. ...... Weder die Ausdehnung noch die Namen sämmtlicher Regionen sind bekannt, und wir müssen bei der Bezeichnung des Ursprungs derselben vielfach in spätere Zeiten hinübergreifen, da die Nachrichten über dieselben in den alten Papstbiographien äusserst spärlich und meist nur zufällig sind. Die erste war die aventinische, zu welcher auch die Paulskirche vor dem ostiensischen Thore gehörte. In der zweiten lag die Via Mamertina und die Diakonie von S. Giorgio, so dass sie das Forum und Velabrum umfasst haben muss. Die dritte war nach dem Caelius benannt und erstreckte sich bis S. Lorenzo vor dem tiburtinischen Thor. Die vierte scheint den Quirinal umfasst zu haben mit dem diesen Hügel von dem Viminal scheidenden Thale, in welchem die Kirche S. Vitale liegt. Caput Tauri wird die fünfte Region genannt, worunter man gewöhnlich den Palatin versteht. Die sechste und siebente Region umfassten das Marsfeld und die Via Lata und scheinen sich bei Sta Martina am Fusse des Capitolinischen Hügels der zweiten angeschlossen zu haben. ....« Soweit der Verfasser über die älteste kirchliche Eintheilung Rom's. Weiter dürfen wir ihm nicht folgen, weil wir hiemit den Boden der allgemeinen Prüfung, worauf wir uns einstweilen befinden, verlassen würden. Es genüge also, diesen Passus unter den Gesichtspunkt der Eintheilungsmomente gestellt zu haben.

Da das zweite Buch vier Abschnitte hat, so müssen wir noch vom vierten reden. Dieser, der mit Nerva beginnt, dann die Regierungszeit Trajan's und Hadrian's behandelt, führt eine Ueberschrift, die vermuthen lässt, dass der Verfasser diese übergangen

hat. Nun aber wirklich die Seiten S. 441—475 jene zum Inhalte haben, muss man sich wundern, die Ueberschrift auf die erst folgenden Antoninen bezogen zu sehen. Nach einiger Prüfung kann man sich der Beobachtung nicht verschliessen, dass Trajan, der doch eigentlich der Epochenkaiser des Universalstaates ist, durch jene Abfertigung als Vorzeit zu den Antoninen zu kurz kommt. Hier hat der Verfasser gewiss der Tradition in der Auffassung von den Antoninen seine Ueberzeugung von der in staatsrechtlicher Beziehung epochemachenden Regierungszeit Trajan's zum Opfer gebracht. Er verhehlt sich nicht, dass sie epochemachend ist, nur sieht er sie auf zu beschränktem Boden an, er erklärt die Epoche Nerva's d. h. Trajan's »als Reaktion wider die scharfsinnig gelehrte, trübselig misstrauische Tyrannei Domitian's«, wie ihm schon die Flavier eine Reaktion der Mässigung und gleichsam der Protest des gesunden Menschenverstandes wider die wahnsinnigen Ausschweifungen und die blutigen phaëtontischen Irrfahrten eines Caligula und Nero erschienen. Jedenfalls ist jene negative Abschätzung des Epochemachenden in Trajan nicht erschöpfend.

Das dritte Buch beginnt mit Septimius Severus. Mit der Zeit von Marc Aurels Tode an die Zeit des Verfalls beginnen zu lassen, ist ganz in der Sache begründet. Die Ursache, dass die Demokratie in Waffen an die Stelle der concurrirenden Gewalten trat, ist eben so richtig angedeutet. Indess die politische und Baugeschichte ihre letzten Tage kommen sieht, dringt durch die Darstellung mit immer mehr verstärkten Ansprüchen die christliche Lehre und Religion durch. Es wäre eine Consequenz gewesen, jenem Edicte Constantin's oder etwa der ökumenischen Kirchenversammlung in Nicäa oder einem sonst wichtigen Faktum aus der Entwicklungsgeschichte des Christenthums unter Constantin's Regierung die Geltung einer Epoche zu vindiciren. So weit ist der Verfasser nicht gegangen; er ist bei der politischen Geschichte stehen geblieben, und hat in ihr die Epoche seines zweiten Abschnittes gesucht.

Der Fund, den er auf diesem Pfade der Forschung und Prüfung gethan hat, ist ihm eigenthümlich und verdient Beachtung. Er nennt das erste Capitel Kampf um Rom zwischen Constantin und Maxentius, was, da Constantin das Christenthum, Maxentius das Heidenthum vertrat, im Resultate mit einem dem Entwicklungsgange des Christenthums entnommenen Moment zusammenfällt. In der That war der bezeichnete Kampt wichtig genug, um damit eine Periode zu beginnen. Der Sieg Constantin's vor Rom, über Maxentius davon getragen, war die erste grosse und noch dazu politische Epoche des Christenthums, denn er bahnte an Stelle der Göttervielheit im Pantheon der religiösen Einheit den Weg. S. 601.

Als dritten Abschnitt bezeichnet er die Tage des Untergangs des Heidenthums, oder was gleichbedeutend damit ist, des endlich

erfolgten Sieges des Christenthums (S. 708). In diesem Abschnitt bezeichnen die Julian'schen Bestrebungen Beides auf untrügliche Weise; dieselben sind nichts weniger als eine Epoche gewesen.

Niemand wird gegen die Zweckmässigkeit, mit dem Regierungsantritte des Honorius einen Abschnitt zu beginnen, Einwendungen machen. Wir sind mit dem Verfasser einverstanden, wenn er seinen vierten Abschnitt hiemit beginnt. Dieser Abschnitt ist der letzte dieses Buches und des vorliegenden Bandes.

Wir haben uns der allgemeinen Prüfung nicht entziehen können, aber trotz des Interesses, welche die Anschauung eines Verfassers von der Wichtigkeit eines Ereignisses im Vorzuge vor einem anderen und die Betonung dieses oder jenes als Epoche erweckt, uns so kurz als möglich hierüber fassen wollen, um nicht Raum für besondere Bemerkungen zu verlieren.

Wir müssen, soll die Uebersicht nicht leiden, der Reihe folgen, und wenden uns zuerst zur politischen Seite dieses Bandes. Die vergleichende Prüfung soll sich nur auf wenige Punkte erstrecken, woraus man dann auf den Standpunkt des Werkes und seines Verfassers in ihm schliessen möge!

Ihm ist Rom ursprünglich ein patricischer Staat. Von den Stämmen Ramnes, Tities und Luceres hält er die beiden ersten für gleich alt wie die Stadt; die Luceres, behauptet er auf Grund der Verschiedenheit zwischen latinischem und etruskischem Wesen, können nicht etruskischen Ursprungs gewesen sein; er ist geneigt, darin Latiner, stammverwandte Bewohner Albalonga's zu sehen, »welche der dritte König der Tradition nach Rom verpflanzte.« Diese Tradition melde nämlich von der Einfügung der albanischen Geschlechter in den römischen Vollbürgerstand. Aus dem Umstand, dass der dritte Stamm, wenngleich sonst mit den beiden anderen gleichberechtigt, vom Königthum ausgeschlossen gewesen zu sein scheint, und in sacraler Beziehung von jenen nicht ganz als voll anerkannt wurde, folgert er vermuthungsweise, dass die Luceres, ungeachtet der Stammverwandtschaft, erst in Folge einer Eroberung in den schon bestehenden ursprünglichen Staat eingefügt wurden. S. 38.

Im ältesten römischen Staate gab es nur Cives (Patricier), Clienten und Sclaven. In den Clienten sieht er spätere Ansiedler verschiedener Herkunft. Unsere Frage gilt den Plebeiern. Wie lässt er diese herein? — »Der patricische Staat, sagt er, wie er sich nach festbestimmten Principien consequent gegliedert darstellte, hatte keinen Raum mehr für die Aufnahme neuer Elemente unter gleichen Bedingungen. Während er durch seine fortschreitenden Eroberungen solche Elemente local anzog, schloss er sich politisch gegen dieselben ab. So bildeten die übergesiedelten Einwohner latinischer Städte, wie Politorium, Ficana, Tellenä u. s. w. deren Unterwerfung in die Zeit des vierten Königs versetzt wird, bei ihrer Uebersiedlung nach dem Aventin und dessen

Umgebungen, einen wesentlich fremden Bestandtheil untergeordneter Gattung, sei es dass wir auf die staats- oder auf die sacralrechtliche Stellung blicken. Innerhalb ihres eigenen Kreises ebenso frei und rechtlich bestehend wie die Vollbürger, genossen die neuen Ansiedler letzteren gegenüber nur das Eigenthums oder Erwerbungsrecht, welches sie schon vor ihrer Unterwerfung gehabt hatten, nicht aber ein Stimmrecht, noch das Eherecht, welches ihnen dann erst eingeräumt wurde, als sie schon die politischen Rechte erhalten hatten.« Das ist die Ansicht des Verfassers von der Herkunft der Plebeier. S. 42. Bis zur Umgestaltung der Verfassung durch Servius Tullius bildet ihm der ganze Stand den Vollbürgern gegenüber eine ungegliederte Masse, die, im Privatbesitz einestheils ihrer alten Feldmark, meist auf dem Lande lebt, aber auch in der Stadt sich ankauft, wo seine Glieder auf dem aventinischen Hügel die Neustadt gründeten.

Bekanntlich schlug der Unterschied der Stände, nachdem Standesvorrechte bei den Patriciern nicht mehr existirten, allmählich in den der Optimaten und kleinen Leute um, worauf der Verfasser S. 116 ff. zu reden kommt. Eine dritte Wandlung erlitt das sociale Leben nach der Umwandlung der republikanischen Regierungsform in die principale durch die Gliederung nach grossen Familien, Ritterstand und Volk. Von dieser handelt der Verfasser im ersten Abschnitt des zweiten Buches. S. 221 ff.

Bei jeder neuen Arbeit über die römische Geschichte, die zugleich die Gründung des Principats erörtert, sind wir berechtigt die Frage nach der Stellung uns beantworten zu lassen, welche der Verfasser zu Cäsar einnimmt, ob er auf der Seite seiner Gegner oder seiner Bewunderer steht? Wir müssen gestehen, es ist nichts zu ermitteln, was bei ihm auf diese oder jene Seite deuten müsste. Nur scheint er in Cäsar schon früh »die Hoffnung künftiger Machtstellung« Wurzeln fassen zu lassen, vgl. S. 147, und im Verlaufe des Bürgerkriegs seine politisch gebotene Milde gegen den Ciceronischen Vorwurf der Hinterlist decken zu müssen, vgl. S. 156. Cäsarn besser darzustellen, als die bisherigen Gegner des Genannten, gelingt ihm dadurch, dass er andeutet, Pompeius würde bei mehr Energie eben dasselbe gethan, z. B. sich des Schatzes bemächtigt haben. Ihn weniger zu preisen, als seine Bewunderer, ist er in dem Falle, weil er den Blick auf die ganze Entwicklung vor Cäsar hat. Wichtig ist bei ihm die Unterscheidung zwischen einem politischen Princip, und der persönlichen Macht. Gerade die letztere ist der Schlüssel zu Cäsar's energischem Auftreten, wie er nachmals die Politik Octavian's erklären wird. Durch die Aufmerksamkeit auf diesen Unterschied und auf das was bei Cäsar entschied, hat er sich vor den Parteiextremen bewahrt, und seiner Darstellung jene Unparteilichkeit gegeben, die sich in seinem Falle am besten schickte.

Wir haben mit Befriedigung ferner wahrgenommen, dass er

den politischen Charakter des Augustus mehr aus seiner negativen Naturanlage (vgl. S. 232), als aus einem planvollen Hintergedanken erklärt. Er zieht Umstände, Weisen und Helfer heran, um die Umwandlung der Verfassung zu erklären, die Augustus bewirkte, soweit nämlich schon er sie bewirkte, und widmet auf dieser Grundlage der Regierung und Verwaltung des Reiches ein gewandt geschriebenes Capitel. Eine Probe kritischer Betrachtung ist das Capitel »Rom in der Augusteischen Zeit«, worin er der Schärfe, mit der man sein letztes Wort gegen ihn angewendet hat, die Spitze abzubrechen*), und der Vorstellung von den Bauunternehmungen des Augustus die richtige Ausdehnung zu geben sucht. »Im Regieren, wie im Bauen, sagt er, war er ein grosser Künstler. In dem Staate und unter dem Volke, welche das Herrschen instinctmässig hassten, hat er den Gegensatz, der sich in dem *„Le roi règne et ne gouverne pas* ausspricht, auf den Kopf gestellt.« S. 243.

Wir können nicht umhin, noch von seinem Urtheile über Tiberius Kenntniss zu geben, bevor wir uns zu dem zweiten Gesichtspunkte unserer speciellen Prüfung wenden. Die Controverse über seinen Charakter ist ihm bekannt (vgl. S. 304); sie schlägt sogar in der Darstellung durch, S. 291. Sie ist eines Auszugs zu Gunsten seiner Ansicht nicht fähig, und muss man dieses Capitel über den Staat des Tiberius selbst lesen, um seine Ansicht kennen zu lernen. Er behauptet, die schlimmen Seiten des Charakters seines Geschlechtes haben erst in spätern Jahren die Oberhand gewonnen, als eine Menge unseliger Einflüsse im Bunde mit ungünstigen Umständen sein besseres Gefühl verkehrten und jene traurige Zeit heraufbeschworen, an und in welcher er unterging, erschreckend genug selbst ohne willkürliche Uebertreibungen. Die Belege dieser Behauptung enthalten die Seiten 298 ff. Im Ganzen kommt er auf die Darstellung von dem dämonischen Greise hinaus, zu dem ein anfangs tüchtiger Mann mit den Jahren ausgeartet war.

In dem Capitel über Diocletian und die Reichstheilung hat er die Motive zur letzteren richtig in der politischen Einsicht des Ersteren begründet gefunden. S. 535. »Der Umstand, sagt er, dass Diocletian durch sein bisheriges Leben mehr dem Osten angehörte und im Osten zur höchsten Gewalt gelangt war, dass die Verhältnisse dieses Theiles des Reiches rasche Abhülfe erforderten, dass zur selben Zeit die Zustände Galliens und dadurch bedingt jene Britanniens wieder höchst bedrohlich wurden, mag den Ausschlag gegeben haben —« nämlich zur Annahme eines Mitregenten! »Diocletian«, fährt er fort, »welcher in der colossalen Ausdehnung des Staates den Grund einer Schwäche, der Macht der Heere gegen-

*) Vgl. Festschrift zur XXIV. Versammlung der Philologen etc. Leipz. 1865. S. 82.

über die Macht des einzelnen Herrschers als unzulänglich erkannte, entschloss sich zu einer vollständigen Theilung der Reichsgewalt, erst unter beschränkten, dann mit gleichen Befugnissen eines Mitregenten, und fortschreitend mit neuer Theilung und regelmässiger allmählich vervollständigter Gliederung der Autorität der Personen und des Zusammenhangs der Provinzen.« Soweit der Verfasser. Bekanntlich gilt diese diocletianische Eintheilung als Vorläufer und Grundlage der constantinischen.*) Diese Initiative von Oben war durch das Bedürfniss der Uebersicht geboten; hundert und mehr Jahr später vollendete eine Initiative von Unten, durch die Abneigung gegen die Angehörigkeit eingegeben, der Abfall und Auseinanderfall des Westens den Untergang des römischen Universalreiches. Aus der Zeit, in welcher das Christenthum den vollständigen Sieg in Rom errang, restirt für unseren Plan hier noch ein Problem, das Geschlecht der Anicier. »Man kann, äussert der Verfasser, dieser Zeit nicht gedenken, ohne lebhaft an das Geschlecht erinnert zu werden, welches den Ruhm erlangte, dem christlichen Patriciat der Stadt den höchsten Glanz verliehen zu haben; ein Ruhm der tönend durch das ganze Mittelalter und die späteren Jahrhunderte klang, so dass die Abstammung von diesem Geschlecht, oft beansprucht und niemals erwiesen, als die grösste Auszeichnung berühmter Familien erschien.« S. 687. Die Anmerkung des Verfassers zu dieser Seite (vgl. S. 812) beklagt, dass die Geschichte der Anicier noch sehr im Argen liege. Die Darstellung S. 688 ff. hat nur das Beglaubigte. Der Verfasser versucht eine Genealogie der Anicier vom Jahr 334—406 im Zusammenhange der gedachten Anmerkung. Dieses Geschlecht ist für die gedachte Zeit dasselbe, was ehemals das Cornelische bedeutet hatte.

Wir müssen nun dem zweiten Gesichtspunkte unsere Aufmerksamkeit zuwenden, dem baugeschichtlichen nämlich. Der ganze Band ist von einschlägigen Bemerkungen durchzogen, die von gründlichen Studien des Verfassers im Ruinen-Inventar der Weltstadt Zeugniss ablegen. In dieser Frage hat v. Reumonts Werk Aehnlichkeit mit dem Ampère'schen**), und wird der zweite Band, wenn ein Schluss erlaubt ist, wahrscheinlich dem Werke von Gregorovius ähneln. Die bedeutenderen erläuternden Schriften aus der archäologischen Literatur, sowohl die das ältere Rom, wie die Zeit der Entstehung der Basiliken betreffenden, sind in den Anmerkungen namhaft gemacht. Die archäologischen Details, welche, wie gesagt, durch die ganze Darstellung zerstreut sind, geben der letzte-

*) Vgl. den Anhang zu Th. Mommsen's Verzeichniss der römischen Provinzen, aufgesetzt um 297.

**) S. unsere Anzeige in den Heidelb. Jahrbb. 1867. Nr. 37 ff. Die Aehnlichkeit zwischen Beiden erstreckt sich bis auf den M. Testaccio (v. Reumont, Anm. zu S. 731.)

ren eine drastische Wirkung, die Ereignisse heben sich unter dem Eindruck dieser Hülfen verständlicher ab, man ist der Lektüre sicherer.

In Bezug auf das Christenthum und dessen Erfolg für die römische Welt, haben wir bei dem Verf. eine Eigenschaft wahrgenommen, die ihre nachhaltige Wirkung nicht verlieren wird, die Eigenschaft des achtsamen Betrachters und Beurtheilers dieser grandiosen Stiftung, welche nicht allein der neuerdings eingerissenen Feindseligkeit gegen die Entwicklung der religiösen Verhältnisse nicht huldigt, sondern ihr sogar, obwohl nicht polemisch, aber durch die That entgegentritt. Diese Eigenschaft, welche einen Charakterzug des v. Reumont'schen Werkes bildet, wird das Gute haben, gewisse gebildete, durch die literarischen Ereignisse der letzten Jahre erschütterte Kreise wieder mit einem Verständnisse für die welthistorische Bedeutung des Sieges des Christenthums zu befreunden.

Die Anmerkungen enthalten die wichtigste Literatur, Quellen und Monographien, die letzten aus romanischen und germanischen Federn, und verhehlen hin und wieder nicht, dass der Verfasser die Kritik einzelner Fragen auch in ihren Details studirt hat.

Mit besonderer Freude begrüssen wir den inschriftlichen Anhang, S. 819 ff., als einen Beleg für die Art, wie Inschriften in solchen Fällen am competentesten einem Geschichtsbuche dienen können. Nahezu siebenzig finden sich hier abgedruckt, die schon für sich eine einladende Lektüre sind, ganz abgesehen davon, dass sie als Pièces justificatives, um französisch zu reden, der Darstellung untergeordnet sind. Mit besonderem Interesse wird man die Inschriften von den Triumphbögen, Brücken, Fora, Säulen und Aquäducten lesen.

Die chronologische Uebersicht ist zu vollständig; man glaubt ihr die Absicht abmerken zu müssen, ihre Details sollen die prägnante Darstellung der Bücher ergänzen.

Die Stammtafeln sind eine unenthehrliche Beigabe.

Zwei Karten machen den Schluss, Rom in der Zeit der Könige mit den Regionen des Servius Tullius, und vergleichender Plan des alten und neuen Rom, auf dem u. A. mit grosser Detailrücksicht die Ruinenstätten auf dem Palatin verzeichnet sind, die Domus Augusti unterm rechten Winkel mit der Langseite des Circus Maximus, westlich von der Domus Augusti die D. Flaviana, westlich davon die D. Tiberiana, nördlich von letzterer die D. Caligulae (die Nordwestspitze des Berges), auf der entgegengesetzten Seite (die Nordostspitze) die D. Neroniana. Die Südostspitze bildete bekanntlich das Septizonium.

Hiermit beschliessen wir zwar unsere Prüfung des von Reumont'schen Bandes, aber nicht unseren Artikel.

Schon früher haben wir gelegentlich unsere Freude darüber

ausgedrückt*), dass die historische Tradition Griechenlands ihre bewährten Erforscher und Darsteller gefunden hat. Wir meinten damit G. Grote und Dunker, Droysen, Hertzberg, G. Finlay (von Leo IV. bis zum Untergang des byzantinischen Reiches), Tennent.

Aus Anlass des v. Reumont'schen sei es uns vergönnt, uns in ähnlicher Weise auszusprechen. Hier gebührt u. A. Schwegler'n der Vortritt, dem sich rühmlich Theodor Mommsen und Peter anschliessen. Der (auch v. Reumont bekannte) Engländer Long behandelt gediegen The Decline of the Roman Republic (bis zum Tode des Sertorius)**). Dann folgt Merivale mit der History of the Romans under the Empire.***) Schon früh hatten Montesquieu, sowie Gibbon†) sich des Unterganges des römischen Reiches angenommen. Pendant zu allen Genannten, weil er den Faden bis zu Ende fortspinnt, verdient er auch je zu einer Periode als gewandter Verarbeiter der disponiblen Materialien anerkannt zu werden. Es muss am Ende eines den Musen und der Wissenschaft gewidmeten Lebens ein lohnendes Bewusstsein sein, auf ein Werk von solchem Inhalt und solcher Arbeit zurückblicken zu können. Dass es dem Verfasser vergönnt sein möge, dieses Werk in seinen folgenden Bänden zu Ende zu bringen, ist der feurige Wunsch des Unterzeichneten!

Durch die würdige Ausstattung des ersten Bandes hat sich die geheime Ober-Hofbuchdruckerei einen begründeten Anspruch auf Anerkennung erworben.

Eine wichtige Frage haben wir uns bis zum Schluss aufsparen wollen, eine Frage allgemeiner Natur, nämlich die Frage, ob es nicht einen Gesichtspunkt giebt, unter dem der Bearbeitung der römischen Geschichte noch eine sehr interessante Seite abzugewinnen wäre. Es giebt einen solchen Gesichtspunkt, zu dessen Competenz sogar die Geschichte der Stadt Athen gehört. Man achte einmal darauf, dass die Centren beider Städte im Laufe ihrer Geschichte verlassen wurden, und forsche der Ursache davon nach! Man wird dann finden, dass das allmähliche Verlassen des topographischen Mittelpunktes, wie er für Rom im Forum, für Athen in der Agora vorliegt, der durch den in dem öffentlichen Leben ausgeprägten Nationalgeist dieser Völker bedingt war, sich auf die allmähliche Abreibung dieses Geistes in der historischen Bewegung zurückführen lässt. Sie lässt sich in der Weise darauf zurückführen, dass sogar bezüglich einzelner Perioden eine Congruenz zwischen dem Aufgeben des Centrums und dem Entnationalisirungsprocess nachweisbar ist.

---

*) Gelegentlich Hertzberg's Geschichte Griechenland (vgl. Heidelberger Jahrb. 1867. Nr. 14 ff.).

**) London 1864.

***) London 1863.

†) Considerations sur la grandeur est la décadence des Romains Paris 1734. — Decline and Fall of the Roman Empire 1760.

Wir können hier nicht näher auf die Ausbeutung dieses Gesichtspunktes eingehen, möchten aber den nächsten Bearbeiter der römischen Geschichte auf seine fruchtbringende Tragweite hinweisen, und ihn denselben vorwerthen sehen.

Wir sagen nicht, dass das Geschäft der kritischen Sichtung des Materials auf diesem Gebiete schon seinem Rechnungsabschluss nahe ist, glauben aber sagen zu können, dass die wichtigste aller Bearbeitungen für die zweite Hälfte der römischen Geschichte, die auf dem Boden jener Nachforschungen liegt, noch auf ihren Bearbeiter wartet.

Heidelberg, im September **H. Doergens.**

K. D. A. Röder, die herrschenden Grundlehren von Verbrechen und Strafe in ihren inneren Widersprüchen. Eine kritische Vorarbeit zum Neubau des Strafrechts. Wiesbaden. J. Niedner's Verlagshandlung. 1867. X u. 138 S. gr. 8.

Diese Schrift enthält die Ergebnisse eines vieljährigen Nachdenkens des Verfassers über die bedeutenderen jener zahllosen wissenschaftlichen Versuche, die seit etwa achtzig Jahren gemacht worden sind, um über den Rechtsgrund und Zweck der Strafe, mithin auch über das Wesen des Verbrechens, als des Strafwürdigen, ins Klare zu kommen. Der Verfasser hat das Seinige gethan, um sich genaue Rechenschaft zu geben sowohl über das Korn von Wahrheit, das sich in jedem jener Versuche findet, als über die daran geknüpften und zum Theil dadurch beschönigten, zahlreichen und mehr oder minder verderblich gewordenen, Irrthümer und Fehlrichtungen; er glaubt nachgewiesen zu haben, dass keine der bis heute vorherrschenden sog. Straftheorieen frei ist von vielen unbefugten Voraussetzungen, inneren Widersprüchen, Sprüngen und Folgewidrigkeiten, zum Theil der gröbsten Art, dass sie also sammt und sonders, auch wenn man sie lediglich im Licht der Denkgesetze betrachtet, durchaus mangelhaft und wissenschaftlich unhaltbar sind; ebenso auch die auf einer so ungenügenden Unterlage aufgebauten heutigen Strafgesetzgebungen. Keine einzige der letzteren war ebendarum im Stande sich so streng und ausschliessend an irgend eine der bisherigen Straftheorieen zu halten, um auch nur entfernt als eine folgerechte Durchführung derselben betrachtet werden zu können, wogegen sich überdiess die meisten Gesetzgebungen sogar ausdrücklich verwahrt haben. Von selbst ergibt sich ferner hieraus die Forderung, dass jene innerlich haltlosen und widerspruchvollen Straftheorieen und Strafgesetzgebungen je eher je lieber aufzugeben seien, um so mehr als sie obendrein, wie der Verf. es in a n d e r n Schriften näher ausgeführt hat, mit den wahren Grundgedanken des Rechts und der Rechtsordnung des Staats nicht minder un-

vereinbar sind als mit der gesammten heutigen Bildung und Menschlichkeit, die längst über jene überlebten Vorstellungen hinausgeschritten ist, kurz mit allen Grundlagen unsers gesellschaftlichen Lebens. Wie immer beim Kampf eingerosteter veralteter Ansichten mit dem Neuen und Besseren, wird freilich auch die gründliche Lösung dieser Frage, wie so vieler andern brennenden gesellschaftlichen Fragen, noch manches Jahrzehnt auf sich warten lassen. Für eine solche günstige Lösung thut aber vor Allem Noth die wissenschaftliche Erkenntniss des faulen Flecks. Diese nach Kräften zu fördern, war der Hauptzweck der Schrift, in welcher auf wenigen Bogen die Frucht mühevoller Untersuchungen eines ganzen Lebens in strengem Zusammenhang mitgetheilt ist. Es galt, die Grossmeister der bisherigen strafrechtlichen Weisheit endlich zu veranlassen, auf die bestimmte, über Sein oder Nichtsein des ancien régime pénal entscheidende, Frage eine bestimmte Antwort zu geben, die Gründe, womit dessen Verwerflichkeit in der vorliegenden Schrift dargethan ist, entweder zu widerlegen oder sie, und ebendamit die Hinfälligkeit der alten Strafgebäude, anzuerkennen. Je unbefriedigender aber jede bloss verneinende Kritik ist, um so nöthiger schien es dem Verfasser, in den letzten Paragraphen nochmals gedrängt alle die Wahrheiten zusammenzufassen, die sich aus der Prüfung aller einzelen Theorieen mehr oder minder lichtvoll ergaben und die, in ihrer gegenseitigen Ergänzung, gleichsam das unwidersprechliche fruchtbare Endergebniss der ganzen Untersuchung bilden und die nothwendige Grundlage für jeden Neubau des Strafrechts abgeben müssen, wenn anders er dauerhaft sein und den höchsten Forderungen des Rechts wenigstens soweit sich nähern soll, als der dermalige Zustand unsrer gesammten Bildung und Sitte, sowie unsrer Rechts- und Staatskunst insbesondere, es möglich macht und fordert. Eine spanische und englische Uebersetzung des Buchs sind dem Verfasser in Aussicht gestellt.

Direktor Julius Füesslin und die Trennungshaft in Baden Stuttgart, Buchdruckerei von J. Kreuzer. (Herder'sche Verlagshandlung zu Freiburg i. B.?) 1867. IV u. 32 S. gr. 8.

In dieser kleinen Schrift, die den bereicherten Abdruck eines Aufsatzes aus den »historisch-politischen Blättern« enthält, begrüssen wir mit aufrichtiger Freude vor Allem ein wohlverdientes Ehrendenkmal für einen zu früh verstorbenen Freund, zugleich eine bündige Vertheidigung Desselben — und mit ihm aller Derer, die ihm in seinen unermüdlichen menschenfreundlichen Bestrebungen im Dienst der Wahrheit treulich beigestanden haben — gegen zahlreiche gehässigen Verunglimpfungen. Als Hauptmittel für diesen Zweck dient dem ungenannten, ebenso sachkundigen als geistreichen,

Verfasser der denkwürdige, streng aktenmässige, Nachweis des engherzigen büreaukratischen Geistes, in welchem seit Jagemann's Tode die Oberleitung des badischen Gefängnisswesens geschah. Insbesondere wurden dabei die guten Erfolge der Trennungshaft nach Möglichkeit verkümmert und, soweit Diess nicht gelang, wenigstens verleugnet. Die Nachwirkungen dieses bedauerlichen Geistes sind leider noch immer vorhanden und geben sich deutlich genug kund in der Redaktion der »Blätter für Gefängnisskunde« und den Beschlüssen des jüngsten Gefängnisskongresses zu Dresden, wodurch die Trennungshaft ihrem Wesen nach völlig vereitelt wird. Auch der Schreiber dieser Zeilen darf sich rühmen zu den Freunden und Mitkämpfern Füesslin's gehört und ein gutes Theil von Zorn von Seiten der Gegner des wackern Mannes und der unverpfuschten Einzelhaft auf sich geladen zu haben. Die gute Sache dieser »Trennungs- oder Besserungshaft« (wie der Verf. sie ausschliessend genannt wissen möchte) wird jedenfalls durch die von dem Verf. beigebrachten Thatsachen zu Gunsten Füesslin's noch mehr gewinnen, als sie kürzlich durch den Aufsatz des Niederländers Nieuwenhuis im »Gerichtsaal« gewonnen hat, wodurch die mangelnde Sachkunde ihrer heftigsten Gegner, der eifrigen Lobhudler des sog. irländischen Gefängnisssystems, in ein so treffendes Licht gestellt worden sind, dass deren Nachtreter doch allmählich einiges Schamgefühl ergreifen wird. Ausser Stande, hier aus dem reichen Inhalt der Schrift auch nur das Erheblichste mitzutheilen, beschränken wir uns auf Folgendes, um den erwähnten, in der That fast unglaublich engherzigen Geist zu veranschaulichen, der im Gefängnisswesen des »Musterstaats« Baden waltete. Man wollte alles Ernstes, um zu sparen, im Sommer den weiblichen Strafgefangenen die Unterröcke entziehen! Man geizte mit der Kost, namentlich mit den Brodzulagen, ebenso hinsichtlich des Verdienstantheils der Sträflinge. Der »Ernst der Strafe« sollte gehörig empfunden und, selbst auf Kosten der höheren Zwecke, der grösstmögliche Ertrag aus der Sträflingsarbeit herausgeschlagen werden, deren fabrikmässiger Betrieb sich durch immer weiter getriebene Theilung der Arbeit steigerte. Nächst der Dunkelhaft und Hungerkost, die ohnediess schon als gesetzliche Strafschärfungen in verderblicher Fülle zuerkannt waren, wurde daher als Ordnungsstrafe des Hauses auch die schmähliche Folter des sog. Strafstuhls noch zeitweilig gehandhabt. Man entzog den Sträflingen nicht etwa bloss den Schnupftaback, sondern beschränkte auch die Besuche, auf die sie Anspruch hatten, und schloss sie, zu Gunsten des Arbeitertrags, den man auch noch durch Einführung mehrer (z. B. Näh-)Maschinen zu steigern suchte, immer mehr vom Besuch der Gefängnissschule aus. Diese, deren Leistungen geradezu staunenswerth waren, suchte man allmählich auf den Richtstand einer Dorfschule herabzudrücken. Zu den Prüfungen ferner in unbeschränkter Zahl Fremde zuzulassen, fand man »unverträglich mit dem System der Einzelhaft«! —

Man setzte überhaupt der Anstalt immer mehr »die Tarnkappe büreaukratischer Geheimthuerei« auf, verwies dem Vorstand die Mittheilung der Jahresberichte — sogar an Mittermaier, verbot den Besuch der Anstalt ohne höhere Erlaubniss, den Besuch der Zellen ohne Begleitung; man verleugnete halbamtlich die Vorzüge der Einzelhaft, sogar in der Allgemeinen Zeitung (die überhaupt der Zellenhaft soviel möglich entgegenwirkte, was, beihin gesagt, seinen Hauptgrund hatte in der Befreundung ihres verstorbenen Hauptredakteurs mit einem der heftigsten, zudem durch Eigennutz mitbestimmten, Gegner derselben). Man begünstigte die Unbotmässigkeit der übrigen Beamten gegen den Vorstand planmässig, nicht minder wie das gegenseitige Denunziren Derselben mittelst der vorgeschriebenen einzusendenden Tagbucheinträge, gab dem Vorstand auf seine Beschwerden über dienstwidriges Verhalten seiner Mitbeamten und unbefugte Einmischungen Derselben, die man offen begünstigte, gelegentlich nicht einmal Antwort, liess seine Anträge grossentheils unberücksichtigt, »ahndete seine Verrranntheit in Recht, Gesetz und Menschenwohl auch finanziell empfindlich«, ärgerte ihn geflissentlich und verleidete ihm überhaupt seine Stellung dermassen, dass er sie endlich aufgab, so aber seine seltne Kraft dem badischen Gefängnissdienst verloren ging! Diess sind die Umrisse des traurigen Bildes, das uns der Verfasser mit genauester Kenntniss und meisterhaftem Geschick bis ins Feinste ausmalt, zugleich mit einer Wärme des Kolorits, wie sie nur durch die treueste Befreundung mit dem heimgegangenen Märtyrer, durch die regste Theilnahme an der Einzelhaft und überhaupt an dem wahren Besten der Gefangenen, endlich durch die sittliche Entrüstung über das ganze geschilderte Verfahren, sich erklären lässt. Die Schrift ist ohne Frage ein Beitrag von bleibendem Werth zur Geschichte der Entwicklung des Gefängnisswesens.

K. Röder.

Quaestiones Valerianae scripsit Gustavus Meyncke. *Bonnae apud Eduardum Weberum MDCCCLV. 8vo. p. 56.*

Es ist noch nicht lange her, dass man eingesehen hat, wie bei der Herstellung eines alten Schriftstellers zu verfahren sei; vorher hatte Willkür und Urtheilslosigkeit hierin geherrscht zum grossen Nachtheile des gelehrten Publikums, welches so nicht im Stande war, die wirkliche Beschaffenheit der Ueberlieferung zu erfahren. Ob man die eigenen Worte des Classikers oder die ihm von einem modernen Leser geliehenen vor sich hatte; ob jene aus einer neuen und interpolirten, oder aus einer alten und ungefälschten Handschrift herrührten, konnte man nie wissen. Jetzt ist durch viele und gründliche Ausgaben für die wichtigsten Autoren Sicherheit gewonnen; ihnen schliesst sich die neueste des Valerius Flaccus von G. Thilo würdig an; wir wollen wünschen, dass der in manchem Betracht lesenswerthe Epiker, welcher sich an poetischer Begabung und Kunst über seinen griechischen Vorgänger Apollonius Rhodius bedeutend erhebt, dadurch in weiterem Kreise als bisher bekannt werde, da ein eingehendes Studium desselben so sehr erleichtert ist. Freilich hat Thilo's sorgfältige Bearbeitung auch die starken Verderbnisse, in welchen die Argonautica auf uns gekommen sind, aufgedeckt und die Nothwendigkeit der Conjektur allenthalben Raum zu geben dargethan. Er betrachtet den Vaticanus 3277 als die einzige zuverlässige Tradition; die in jüngern codd. vorkommenden richtigen Varianten geben ihnen keinen diplomatischen Werth, da sie seiner Ansicht zufolge durchgängig Emendationen der Italienischen Gelehrten sind, die im 15. Jahrhundert dem kürzlich von Poggio (1416) entdeckten Werke grosses Interesse widmeten und eifrigst bemüht waren es lesbarer zu machen. Aus solchen Handschriften ging der durchcorrigirte Text in die editiones principes (Bononiensis, Aldina) über, und lag den spätern, selbst von N. Heinsius und Burmann ebenfalls zu Grunde, erst Th. basirt seine Diorthose auf jenen ehrwürdigen schon im 9. saec. geschriebenen cod., der demnach eine bedeutende diplomatische Sicherheit gewährt; da diese aber mehr negativer Art ist, und sonst der cod. den Kritiker sehr häufig im Stich lässt, entsteht die Frage, ob wirklich keine andern Hülfsmittel derselben Gattung existiren; wir dürfen sie bejahen, wenn anders Meyncke hierüber zu haltbaren Resultaten gelangt ist.

Als wesentliches Verdienst der Abhandlung betrachten wir nemlich die Beurtheilung des von L. Carrio 1565 benutzten, bald

darauf aber verschwundenen cod. C, von welchem Thilo annimmt, dass er nicht, wie Carrio versicherte, sehr alt gewesen, sondern im fünfzehnten Jahrhundert aus dem Vat. abgeschrieben, dann aber durch eine Menge schlechter und guter Conjecturen der Gelehrten jener Zeit umgestaltet worden sei. Nun will M. keineswegs leugnen, dass stellenweise C. interpolirt war, aber bemerkt dasselbe, wenn auch in geringerem Maasse, im Vat. Wo das Original unleserlich oder unverständlich war, versuchte man sich wohl oder übel mit Conjekturen; man schrieb wol auch zu vielen Versen Parallelstellen bei, oder glossirte einzelne Ausdrücke. Die aus einer solchen Vorlage gemachten Copieen konnten entweder den ursprünglichen, wenn auch lückenhaften oder sinnlosen Text wiederholen, oder die versuchte Ergänzung, wie die vermeinte, vielleicht auch wirklich gelungene Herstellung annehmen; sie konnten dem Citat den Vorzug einräumen, und durch die Glosse das echte Wort verdrängen. Dieses Verfahren erklärt zwar die zahlreichen Abweichungen in den Handschriften, welche nur aus einer Quelle geflossen sind; in vorliegendem Falle erhebt sich aber doch ein Zweifel daran, ob der Codex des Carrio (C), soweit wir ihn aus den Angaben dieses Herausgebers kennen, wirklich als blos stark interpolirte Abschrift des Vat. zu betrachten sei, wie Thilo behauptet, indem ihm alle die zahlreichen Lesarten, welche er selbst aus C aufzunehmen nicht umhin konnte, nur wie Conjecturen erscheinen, welche zu machen keine Kunst war — oder bei genauer und vorurtheilsloser Prüfung ein anderes Verhältniss der beiden wichtigten Fundamente der Texteskritik sich ergebe. Nun kommen unter den Varianten des C eine beträchtliche Anzahl vor, die viel mehr das Aussehen einer überlieferten Lesart als einer gelehrten Vermuthung haben; wie I, 331 pontum polumque, wo mancherlei gerathen wurde, ehe man das richtige erfuhr; Vat. hat da eine verunglückte Interpolation potumque Cretamque; wie II, 600 celeres hic prima piacula ferte manu, weniger bedeutet in Vat.: hic prima pia sollemnia Phrixo ferte manu; in III, 9 ist die Ergänzung des unvollständigen Verses cui tradit amicis zwar nichts weniger als sinngemäss, eben darum auch keine Interpolation, sondern Corruptel, welcher M. geschickt abhilft mit Cyzicus. abscessum nunc tardat amicis; ferner ist anzuführen V, 134 quam vexerit amnis in aequor, schwerlich durch Emendation entstanden aus quam sanguine vexerit amnis; VI, 165 aut is apud fluvios volucrum quatit aethera clamor für aut is a. f. v. clamor aethera quantus. Es ist ein sehr ansprechender Gedanke M.'s, VI, 163—165 vor 166—170 zu stellen, indem er mit Benützung der angeführten Lesung des C und ausserdem noch concentus agit mit demselben schreibend, einen bei weitem vorzüglichern Zusammenhang gewinnt; denn jetzt lesen wir, wie das Geschnatter der Flussvögel nicht so laut als der Schall der Zinken zum Himmel dringt, was auch nach dem Vorgang zweier andern Vergleichungen, die dieser letzten etwas von

ihrem Gewichte abzugeben bestimmt sein könnten, schlechten Eindruck macht. Ferner erwähnen wir VI, 651 flexit in admoti caput in fatumque Monesi, gewiss dem flexit ad ignotum caput infletumque M. in Vat. sehr vorzuziehen, wenn man nur adtoniti mit M. liest. Ein überaus geschickter coniector war erforderlich, um aus dem Texte des Vat. VII, 373 dat dextram blandique pavens vocem Venus quam adloquiis — trahit per moenia das richtige dat dextram vocemque Venus blandisque paventem adloquiis — trahit p. m. herauszubringen; der Kritiker der Aldina, mit welchem Thilo die Redacteure des C auf gleiche Linie stellen möchte, hat mit seinem dat dextramque blandeque pavens Venus et qua nur einen grossen Abstand von jenem verrathen. In VII, 533 würde ebenfalls nicht leicht jemand auf heu tantis iterum carpende periclis verfallen sein, wenn er h. t. i. mihi care periclis im Manuscript fand.

Diese und manche andere Beispiele machen die Ableitung des C aus V unwahrscheinlich und führen eher darauf, die Existenz eines andern Originals für C zu vermuthen, welches theilweise einen bessern Text als V hatte, aber auch mitunter noch mehr entstellt war und in diesem Fall viele unglückliche Heilungsversuche erfuhr, die in die Handschrift Carrion's übertragen wurden.

Angelus Politianus und Baptista Pius benutzten einen Cod. oder vielleicht auch zwei, welche nicht mit V stimmten, vgl. VII, 201. Ein Bobiensis wird von Muratori Ant. It. III, 818 verzeichnet. Einer von diesen mag dem C zu Grunde gelegen haben. Interpolationen hat nun Thilo in grosser Anzahl aus diesem angeführt, die offenbar keine blos handschriftliche Lesarten sein können, sondern eher das ungeschickte Bemühen verrathen, in verblichene und unleserlich gewordene Schriftzüge einen Sinn zu bringen, wie II, 283 non patriis bustis accendere saltus, III, 359 agros ad patrios, VI, 208 graviter iacit; bisweilen wirkte auch eine Reminiscenz übel ein, wie V, 25 supremo in funere aus V, 226 und VII, 160 me nunc furiata reliquit aus VIII, 443. Hier darf man nur nicht übersehen, dass auch im V. solche Experimente keineswegs fehlen, vgl. I, 331. An vielen Stellen bietet aber C auch Ergänzungen, wo V. defect ist, wie I, 132 von illa V, 197 placidus, 287 ingens VI, 300 quem quaerit, 666 sensere, VII, 211 levis, welche nebst zahlreichen andern sich so ungezwungen dem Gang der Rede anschliessen, dass man nicht leicht an eine künstliche Restitution denken wird; diese dürften nun ebenso, wie das oben bemerkte erweisen, dass wir in C kein blosses Magazin von Conjecturen der verschiedensten Qualität zu sehen haben, sondern eine auf guter Tradition beruhende, wenn auch stark alterirte Quelle, aus welcher wenigstens mittelbar die ältesten Ausgaben echtes und unechtes promiscue schöpften, vgl. Thilo Prolegg. p. 83 sq.

So viel ist gewiss, dass bei der grossen Verderbtheit des Textes der Divination noch ein weiter Spielraum offen steht;

durch Thilo's Vorgang veranlasst hat Ph. Wagner (N. J. f. Ph. 89, 382 sqq. sehr dankenswerthe Beiträge geliefert; auch schon, ehe Thilo's Ausgabe erschien, im Philol. XX, 618 sqq. mit Bezug auf Eyssenhardt's emendationes Valerianae, Rh. M. XVII, 378 sqq. Ihm ist jetzt Meyncke mit Glück gefolgt.

Unter den Vorschlägen M.'s werden diejenigen am ersten Eingang selbst bei scrupulösen Richtern finden, welche nur geringe Aenderungen verlangen, wie II, 16 vetus ecce deum damnataque bello Pallene statt metus etc. was keinen rechten Sinn gibt, insofern Pallene doch nicht metus deum heissen kann; der Ort war ihnen nur als Schlachtfeld der Giganten verhasst. Zu vetus vergleicht M. Val. II, 633 und Ovid. Fast. VI, 48. Eben so ansprechend ist IV, 229 rapitur für lavitur: der Sieger eilt an den Fluss, um sich den Staub abzuwaschen in ähnlicher Weise als Iason VII, 644 und Achilles bei Statius Achill. I, 178; ferner VI, 191 rapit ille pedem für r. i. necem, was von dem Krieger, welcher bedrängt den von ihm verwundeten und an den Haaren fortgeschleppten Moneses fallen lässt, nicht gesagt werden kann, da rapere necem überall Selbstmord bedeutet; für jenes wird Sen. Med. 380 citirt; ferner viridis circum horrida late silva tremit, wo man bisher nach Barth viridi (statt viridis) circum horrida tela s. t. las, mit Vergleichung für late von Val. III, 584, V. Aen. IX, 379. In VII, 552 wird die Tautologie vellera et ipsa terga gehoben durch ipsa templa; dass das Vliess in einem Tempel aufbewahrt wurde, sagt Valerius V, 632, VIII, 438, welcher Zug ihm eigenthümlich ist. V. 686 schreibt M. sehr annehmlich quantum luet und deutet impia = scelera; auf die Medea bezogen konnte das Epithet nur zu verkehrten Conjekturen führen. V, 480 gibt propius keinen vernünftigen Sinn, wohl aber das naheliegende promptus; VIII, 75 passt nicht te quoque — custos, sondern teque o — custos, und da diesen Medea verächtlich behandelt, wird miserande (meistande ut V.) gewiss den Vorzug vor den vielen von me stante ausgehenden Besserungsversuchen verdienen.

Auch im Rheinischen Museum (XXII, 362 sqq.) theilt M. mehrere eben so leichte als treffende Emendationen mit; z. B. V, 455 setzt er an die Stelle des kaum verständlichen Minyas operum defixerat error den horror, vgl. III, 74 und 226, von den mordlustigen Lemnierinnen, die ihre Gatten anfallen, lautet der Bericht II, 220 invadunt aditus et quondam cara suorum corpora sehr sonderbar; das hebt sich, wenn man mit M. artus liest. Für ante aperit VII, 32, was zu der Aenderung paratas zu nöthigen schien, bietet er ante premit; das lächerliche calcantem lumina, VII, 536, verwandelt er in calcare volumina. VIII, 54 kann Iason die Medea nicht bedauern, wohl aber bewundern, miseratur muss in miratur übergehen. Die formale Schwierigkeit von VIII, 232, dass Valerius nie unanimis braucht, die syntaktische, dass von adsunt unanimes Venus hortatorque Cupido auf suscitat noch dazu asyndetisch ohne

ein demonstratives Pronomen anzuwenden übergesprungen wird, verschwindet durch M.'s adnuit unanimis.

Einigemale hilft er ohne einen Buchstaben zu ändern durch Umstellung von Versen: von VI, 163—170 war bereits die Rede; VII, 295,6 müssen nur beide Hexameter ihre Plätze vertauschen, so bedarf es keiner der zahlreichen hier gemachten Versuche; Medea verbirgt von Zorn und Schamgefühl ergriffen ihr Antlitz im Kopfkissen und vernimmt daher nichts von dem, was sie nicht hören mag, V, 584—6 erhalten die rechte Stelle vor 606, wo das Gespräch mit einem allgemeinen Ausspruche passend endet; da, wo jene Verse sich jetzt befinden, hat Iason noch nicht nach den Helden Aron und Jaxartes sich erkundigt, worauf Aeetes das nöthige erwiedert; also wird dieser schwerlich weiteren Fragen mittelst einer solchen Andeutung, wie dort, entgegen getreten sein.

Sonst bringt der Verf. viele Emendationen vor, die auch ohne auf die Aehnlichkeit verwechselter Schriftzüge sich zu stützen, doch vermöge der Angemessenheit des Sinnes und Ausdrucks als solche betrachtet werden dürfen. II, 19 scheint ihm scopulis trabibusque Reminiscenz aus VI, 384, welche das richtige scopulis saxisque verdrängt habe, desgleichen II, 473 veteris aus II, 580 wiederholt, und zu ersetzen durch felix oder florens. Statt des unpassenden parco corpora Baccho vermuthet M. amico robora Baccho; die dadurch enstehende Tautologie vires — robora findet ihre Belege in III, 110, VI. 18, VIII, 101; wozu aber VIII, 60 oculos et lumina nicht gezählt werden darf, vgl. p. 37. II, 413 scheint pressit acu kaum möglich und expressit der erforderliche Ausdruck. IV, 26—29 verbindet M. mit der Lesart in ed. Bononiensis: limina coeli und Dilthey's Verbesserung hoc nemus heu fatis seine eigene iungit socios et fontis honores, vgl. Ovid. Met. XIII. 949. Auf die Handschrift C gründet sich IV, 175 dolor et durae consurgere mentes, vgl. II. 165, 525; dolor für dolet (V) gibt C, welcher duras insurgere mentes hat; ohne Zweifel richtig ist iuvat statt iubet im folgenden Verse. Nur beiläufig wird IV. 187 monitis cessere timentes empfohlen. V, 224 will inde canens nach incipe cantus nicht recht passen; sehr sinnreich ist daher die Abhülfe, welche M. mit Benutzung von Apollonius II, 1153 angibt, iam canens Scythica genitoris Solis zu lesen. Genitor kann der Sonnengott heissen, wie bei Aeschylus Ch. 986; canens interpretirte ein Leser mit senior iam; war das einmal in den Text gerathen, so verlor canens seine wahre Bedeutung und der scheinbar unmetrisch gewordene Anfang des Verses wurde durch inde scheinbar berichtigt. V, 571 ist patitur gut mit ponit vertauscht. Der VI, 614 in die angefüllten Ställe eingebrochene Löwe kann nicht famem spargere aber saniem, wobei que wegfallen muss; und der Soldat, welcher ein grosses Blutbad anrichtet, bewirkt nicht, dass pugnae rarescunt; die Metonymie pugna für acies ist ja unmöglich, sondern dass sie crudescunt. Zu VII, 533 ist o tandem

statt o utinam, und 549 in pestem Graiûm für parti Graiûm zu erwähnen. In Rh. M. p. 371 schreibt M. sehr angemessen madent für meant VI, 362, wo dieses nicht so viel als e manu in manum migrant heissen kann, und ib. 364 inlicet (inlicit)ire III 63 nach Vat. indiciere. Eine der schlagendsten Verbesserungen möchte noch ib. 371 sq. das an die Stelle des vielbesprochenen ille dies VI, 356 getretene diluvies sein. Burmann's Auffassung, welche Thilo billigt, dass die Winde sich streiten, quem sequatur ille dies ist höchst gezwungen. Für sequatur würden wir sequetur vorziehen.

In der verhältnissmässig grossen Anzahl dieser lectiones Valerianae finden sich nach unserm Gefühl nur wenige, gegen die etwas eingewendet werden könnte. Zweifelhaft scheint es ob I, 211 per quot discrimina rerum expedior in pro q. d. r. experior zu verändern, und damit das glückliche Bestehen vieler Gefahren angedeutet sei; in derselben prophetischen Rede des Mopsus hat man 223 bei quem circum vellera Martem aspicio wohl an den Kampf zu denken, welchen Iason mit dem Drachen zu bestehen haben wird, und es bedarf dann nicht der Correktur quod c. v. monstrum asp. II, 250 muss man laesi von der nicht erfolgten Rache der Thracier verstehen, die von den Lemniern bekriegt und stark beschädigt worden waren; mit saevi wäre kein bedeutender Gedanke gewonnen. III, 321 wird darum, weil Clita ganz wie die Homerische Andromache in ihrem Gatten zugleich Vater und Bruder verloren zu haben klagt, doch nicht fraternas rapuere domos gelesen werden müssen, vielmehr liegt in natales — domos nach patrem die von M. selbst p. 37 bei Valerius öfter wahrgenommene Tautologie. V, 187 nimmt er Anstoss an dem Pario de marmore, wie Maserius mit Burmann's, Heinsiu's und Thilo's Beifall das handschriftliche parvo de marmore corrigirte, und schlägt pariter de marmore vor; vgl. Rh. M. 365. II 466 zeigt wenigstens, dass der Dichter von Bildsäulen mit Parischem Marmor sprechen konnte. V, 246 will M. haec tua für haec tibi, so würde tua dreimal wiederholt, aber ohne auch haec an zweiter Stelle zu repetiren würde so eine grosse Härte entstehen. Vielleicht ist vor haec tibi ein Vers ausgefallen und das Asyndeton genitor tutela zu tilgen durch pater et tutela. V, 329 ist zwar sorte für forte sehr leichte Aenderung, aber da 326 sorte petit hervorgeht, stört die Wiederkehr des Wortes, welches auch zu der Sendung des Traumes nicht recht passen will; Ref. dachte an ante deum etc. ehe noch Iason zu Aeetes ging, erhob sich Medea von ihrem Lager, um sich vor den Wirkungen jenes Traums zu sichern.

Ein vorzügliches Hülfsmittel der Valerianischen Kritik findet M. noch in der Nachbildung des Statius. Er macht zu II, 151 darauf aufmerksam, dass die Emendation von N. Heinsius hos aliis forsan solabere casus tu thalamis statt hos tales f. s. c. t. t. eine Bestätigung erhalte durch Theb. V, 138 ipsa faces alias melioraque foedera iungam, woran ihr Urheber sich selbst nicht erinnerte.

Zu II, 233, welche Stelle Theb. V, 172 imitirt ist, bemerkt M. wol mit Recht, dass nicht it cruor, wie Sabellicus wollte und Thilo aufgenommen hat, auch nicht his cr. nach den Handschriften, sondern hinc cr. zu lesen sei. Dem Valerius selbst schwebte hier Soph. El. 95 vor. Ausser seinem griechischen Vorbild, welchem er ohne dessen Ostentation mythologischer Gelehrsamkeit zu theilen in der Anlage meistens folgt, sucht er besonders aus Vergil geeignetes zu übertragen; der Sturm im ersten Buch der Aeneide kehrt im ersten der Argonautika wieder und selbst die Aeolische Insel und Neptun fehlt nicht. Auch eine Benutzung des Lucan (VII, 5) weist M. VI, 31 nach, und verwendet jene Stelle zugleich zur Correktur: tunc gens quaeque suis commiscet proelia telis statt tunc et quisque suis commisit proelia telis, was keinen erträglichen Sinn gibt. **Kayser.**

Ueber den Fünfkampf der Hellenen von Dr. Eduard Pinder. Mit zwei Abbildungen. Berlin Verlag von Wilhelm Hertz. (Besser-sche Buchhandlung) 1867. 136 pgg. 8vo.

Der Verfasser dieser Schrift glaubt in einer Stelle des Philostratus περὶ γυμναστικῆς den bisher vermissten Aufschluss über die Folge der fünf Kämpfe des Pentathlon gefunden zu haben, wodurch ihm sowohl möglich werde, die sehr divergirenden Ansichten von Boeckh und Hermann zu beurtheilen als auch hinsichtlich der Forschungen Späterer nach jenen Koryphaeen, wie Philipp's de pentathlo, E. Meier's (in der Allg. Encykl.) Olympische Spiele, Krause's Gymnastik und Agonistik der Hellenen, und des Unterzeichneten Recension des Krause'schen Werkes (in den Wiener Jahrbüchern Bd. 95), »welche neue und befriedigende Resultate nicht gehabt haben,« zur Tagesordnung überzugehen. Dass über die Bestandtheile des quinquertium keine Controverse besteht, wenn auch einige unwissende Scholiasten meinten, das Pankration gehöre dazu, dürfen wir als bekannt voraussetzen. Der Irrthum gründet sich vielleicht (vgl. p. 23) auf H. Od. ϑ. 186 sqq. Wohl aber hat die Stelle Pind. N. VII, 70 Anlass gegeben, nach der Reihenfolge der den Pentathlos bildenden Kämpfe zu fragen. P. referirt p. 52—58 ausführlich die Meinungen, die von den Interpreten des Lyrikers geäussert worden sind, zieht dann auch Herod. IX, 33 und Paus. III, 11 zu, von welchen man auch früher schon Gebrauch gemacht hat, erweist aus Paus. VI, 14, 13 dass Tisamenus allerdings von Hieronymus besiegt wurde, gelangt aber schliesslich zu dem Ergebniss, allen bisherigen Vermuthungen stehe die beinahe unerklärlich scheinende Thatsache entgegen, dass das Unterliegen in vier einzelnen Kämpfen in dem mythischen Pentathlon dem Peleus den Gesammtsieg nicht unmöglich machte.« Freilich

durfte man nicht mit Hermann glauben, der Sieger im Pentathlon habe immer in allen fünf Theilen seinen Gegner überwunden, denn sonst wäre auch Hieronymus nicht gekrönt worden, welcher, zufolge der Annahme unseres Verf. nur im Ringkampf siegte; aber auch Boeckhs Vorstellung ist nicht annehmlich, in jenem Falle seien sich beide Athleten gleichgekommen, was aber schon durch Paus. VI. 14, 13 widerlegt wird. Auch Philipp's System, welches bereits Rutgersius hatte, und auf welches Rec. unabhängig von beiden längst verfallen ist, hält P. nicht für glücklich.« Denn wenn die Ueberzahl der Siege in den einzelnen Theilen entschied, so konnte diese schon im dritten Kampf erreicht sein und die beiden letzten blieben gegenstands- und interesselos ebensowohl für den, der bereits Sieger war, als für den der es nicht mehr werden konnte. Andrerseits konnte jeder Einzelkampf einen andern Sieger ergeben, oder je zwei denselben, der fünfte einen dritten, wo war dann eine Ueberzahl von Siegen?« Dagegen kann eingewendet werden, dass häufig die Mehrzahl erst am Ende sich ergab, und wir über das Verfahren der Hellanodiken, wenn die Preise billigerweise mehr als einem Athleten ertheilt werden mussten, nicht unterrichtet sind. Was aber die Erzählung Herodot's betrifft, zu welcher Pausanias gewissermassen den Commentar liefert, darf man sich wundern, wie sie von vielen Gelehrten missverstanden werden konnte: *παῤ ἓν πάλαισμα* heisst nicht dasselbe was *παρὰ μόνην τὴν πάλην*, sondern der Ringkampf bestand aus drei Gängen (Plat. Phaedr. 256,b), von welchen aber der letzte die Entscheidung brachte: mochte auch der Gegner vorher zweimal überlegen gewesen sein, er galt doch, wenn ihm das dritte *πάλαισμα* misslang, für überwunden. Hätte Tisamenus dieses noch glücklich bestanden, dann würde er und nicht Hieronymus den Preis erhalten haben; denn *τὰ δύο ἦν πρῶτος*. Der Sieg des Hieronymus war mithin erst dadurch gewonnen, wenn er ebenfalls noch in zwei Kampfarten seine Ueberlegenheit darthat, und so *τὰ τρία* den Gegensatz zu *τὰ δύο* bildeten.

Doch soll, wie schon bemerkt, der einzige Weg, der zu einer Lösung der Frage führen kann, erst erschlossen sein seit der Auffindung der Schrift des Philostratos. Dieser sagt cap. 3 ed. Daremberg. »Vor Iason und Peleus erhielten Sieger im Sprung, Diskus, Wurfspiess besondere Preise. Telamon war nun der beste Diskuswerfer, Lynkeus der beste *ἀκοντιστής*, im Lauf und Sprung zeichneten sich die Boreaden aus; Peleus hatte in allem dem nur den zweiten Rang (*ἦν δεύτερος*), übertraf aber die anderen im Ringen. Ihm zu gefallen vereinigte zuerst Iason *τὰ πέντε* als die Argonanten in Lemnos Wettspiele aufführten und Peleus ging so als Gesammtsieger aus diesem Complex von früher getrennten Agonen hervor. P. meint es gut mit Philostrat, wenn er aus ihm die Aufklärung über einen lang dunkel gebliebenen Punkt der agonistischen Alterthümer herleiten möchte; der Mythus ist auch ganz artig, aber P. beweist eigentlich nur, dass er selbst kein Rechenmeister ist. Wenn

Peleus im Ringen der erste war, in den andern Theilen des Pentathlon der zweite, die übrigen Heroen dagegen ausser in der einen Gattung, worin sie excellirten, auf einer tiefern Stufe standen als Peleus, musste er ja nothwendig im Pentathlon einen Vorzug vor allen behaupten, statt früher nur in der *πάλη* zu siegen, sonst aber besiegt zu werden.

Der Ringkampf, glaubt P., wurde im Pentathlon an's Ende gestellt, vorher ging der Wurf des Diskus; p. 74—77. Doch kann man die Stelle Xen. Hell. VII. 4, 28 nur von der Folge des Ringens auf den Lauf (*τὰ δρομικά*) verstehen; dass die Zuschauer bei diesem fünffachen Agon ihre Plätze verlassen mussten, wenn der vermeintlich letzte Theil begann, ist nicht glaublich, Xenophon berichtet, was P. merkwürdigerweise ganz übersieht, einen Ausnahmsfall, verursacht durch den Angriff der Eleer auf die Arkader und Pisaten, die sich die Leitung der Olympischen Spiele angemasst hatten; wäre diese damals nothgedrungene Aenderung sonst üblich gewesen, hätte der Geschichtschreiber keinen Grund gehabt, sie zu erwähnen. Gewaltsam deutet P. *τὰ δρομικά* als denjenigen Theil des Pentathlon, »deren Ausführung im *δρόμος* stattfand,« was er übrigens für »einfach« hält.

Eine weitere Schwierigkeit erhebt sich, wenn der Verf. die Vorstellung geltend machen will, es seien der Kämpfer in dem Pentathlon allmählig weniger geworden, und zuletzt nur zwei Ringer übrig geblieben. Demnach hätten die in den ersten Theilen minder glücklichen die Befriedigung wenigstens in den letzten einen Vorzug zu zeigen, nie haben können. Nichts kann Plut. Symp. IX, 2 beweisen, als dass ein sehr ausgezeichneter Athlete dieser Gattung immer mehr Anerkennung finde und schliesslich alle Mitkämpfer übertreffen konnte, wie das *α* die übrigen Buchstaben, und auch in gleichem Maass die Inferiorität der übrigen mehr und mehr ans Licht trat, aber nichts zwang diese sich aus dem Wettkampf zurückzuziehen. Das Institut der Ephedrie scheint P. übersehen zu haben; von der Zweiheit der Ringer schliesst er aber sehr kühn zurück auf die Dreiheit der Diskobolen, die er scheinbar begründet durch die Notiz bei Pausanias, VI, 19, 4 dass drei Disken in dem Thesauros der Sikyonier aufbewahrt wurden, *ὅσους ἐς τοῦ πεντάθλου τὸ ἀγώνισμα ἐσκομίζουσι.*

Wir sehen, wie es mit den Argumenten steht, welche P. aus den angeführten Stellen entnehmen zu können behauptet; aber seiner Sache ganz gewiss proklamirt er p. 52: »Das hier dargestellte System ist das einzige, durch welches ein solcher Sieg, wie ihn Peleus nach dem Mythos erfochten haben soll, möglich wird, es ist ein dem Gleichniss von dem Vorzuge des *α* vor allen andern Buchstaben entsprechendes, es erhält eine besondere Stütze in der Nachricht bei Pausanias von den drei Disken im Pentathlon. Dieses System also einer sich fortschreitend vermindernden Kämpferzahl je nach der geringeren oder höheren Leistung der Einzelnen in

den einzelnen stellt das Ergebniss eines Siegers und zwar nur eines Siegers in jedem Pentathlon fest. — Auch die Durchführung aller Theile ist durch dieses System gesichert.« Und doch sind diese Resultate unrichtig und beruhen nicht auf den hier angewandten Thatsachen.

Er führt in dem nun folgenden Abschnitt: »Erklärung des Selbstvergleiches des Pindar mit einem Pentathlos (Nem. VII, 70) in Gemässheit des vorgeschlagenen Systems« so fort: »Die Betrachtung kehrt zu dem Punkte zurück, von welchem sie ausging. Wenn das vorgeschlagene System eine innere Wahrheit hat, so muss es auch zu der Erklärung jenes Vergleiches bei Pindar dienen, welcher ohne Hypothesen und Conjekturen über die Natur des dem Pentathlon zu Grunde liegenden Systems nicht gedeutet werden könnte« etc. Und was ist die Erklärung des Verf.? Abermals eine solche, wobei der Sprache Gewalt angethan wird. Pindar schwört l. c. *μὴ τέρμα προβὰς ἄκονθ' ὦτε χαλκοπάραον ὄρσαι θοὰν γλῶσσαν, ὃς ἐξέπεμψεν παλαισμάτων αὐχένα καὶ σθένος ἀδίαντον αἴθωνι πρὶν ἁλίῳ γυῖον ἐμπεσεῖν.* Hält man diese Stelle mit der Pyth. I, 42 zusammen, *ἔλπομαι μὴ χαλκοπάραον ἄκονθ' ὡσείτ' ἀγῶνος βαλεῖν ἔξω παλάμᾳ δονέων, μακρὰ δὲ ῥίψαις ἀμεύσασθ' ἀντίους,* so ergibt sich die Aehnlichkeit beider, dass Pindar einen zu weiten Speerwurf mit einer Uebertreibung im Urtheile verglich. Die Pentathlen, welche über den Kampfplatz hinauswarfen in P. I, 42 kommen auf den heraus, welcher N. VII, 71 als *τέρμα προβὰς*, worin P. irrig den Vorwurf des Frevels erkennen will, bezeichnet ist. Der zu weite Wurf gibt, wenn er auch ein Beweis von Stärke ist, doch keinen Anspruch an den Siegeskranz, weil auch das Ziel getroffen sein muss,*) welches entfernt genug war, um eine bedeutende Kraft des Athleten zu erfordern. Wer, wenn auch weiter geworfen, doch die Aufgabe dieses Theiles vom Pentathlon nicht erfüllt hatte, verlor den Preis dafür, keineswegs aber, wie auch Dissen und andere wähnten, konnten dadurch die Mitbewerber von dem Ringkampfe, der »letzten und schwersten Partie des quinquertium abgeschreckt werden. Diese Ansicht ist nun auch nicht die P.'s, wol aber meint er, ein ungehöriger Lanzenwurf, oder, nach seiner Vorstellung, gar ein frevelhafter, habe den Kämpfer selbst vom Weiterkampf ausgeschlossen. Diese Bedeutung von *ἐκπέμπειν* wäre erst noch zu belegen. Die Wirkung eines solchen Wurfes soll auch gar nicht besprochen werden, sondern er selbst wird bewirkt durch einen mit Leichtigkeit ausgeführten, also nothwendig vorausgegangenem Ringkampf: ein solcher lässt ein ungewöhnliches Mass von Kraft übrig; der *ἄκων* leitete aus den *παλαίσματα* den Pentathlos über, ehe er noch mürbe gemacht seinen Nacken fühlte, ehe er noch die Gluth der Sonne

*) Der Speerwurf in Pentathlon hatte dieselbe Gesetze, wie der vereinzelte, vgl. O. XI, 74, XIII, 90.

empfand, daher der Wurf wenigstens eine gewaltige Kraftfülle, von seiner Zweckmässigkeit abgesehen, bewies. P. interpretirt *τέρμα προβὰς* als Verletzung des Anlaufes, wodurch, um nicht von der falschen Auffassung des *ἐξέπεμψεν παλαισμάτων* zu sprechen, die darauf folgende Schilderung eines noch frischen Kämpfers ganz müssig und unnütz wird.

Mithin wird die Folge: *ἅλμα, δρόμος, πάλη, ἄκων, δίσκος* zunächst für die drei mittleren Agone feststehen und hiermit auch für die beiden übrigen jeder Zweifel wegfallen.

Was der Verf. in dem Abschnitt: »Der Sprung, der Speer — und Diskoswurf als Theile des Pentathlon q. 96—114 vorbringt, darf als haltbar gelten mit Ausnahme der Behauptung, die wir so eben bestritten haben. Auf p 115, 116 gibt der Verf. eine Uebersicht vom Verlauf des Pentathlon, natürlich als Resultat der neuen Entdeckungen darüber. Ein Missverständniss des Philostrat §. 55 *οἱ νόμοι — οὐ — ξυγχωροῦσι διαμετρεῖν τὸ πήδημα, ἣν μὴ ἀρτίως ἔχῃ τοῦ ἴχνους* verrathen die Worte: »nach dem Niedersprung untersucht das strenge Gericht der Dreimänner erst genau die Spur der Füsse. Dann werden die gethanen Sprünge dem Volk verkündigt« Denn l. c. meint der Schriftsteller, jene Bedingung des sichern Niedersprungs sei den Bewerbern um den Preis gestellt worden, in der Weise, dass wer sie nicht bei den Vorübungen erfüllte, zum Wettkampf gar nicht zugelassen wurde. Dass auf den Sprung der Akon folgte, ist, wie alles weitere, individuelle Vorstellung Pinder's. Es folgt ein Verzeichniss sämmtlicher Pentathlen, von welchen wir Kunde haben: zuerst die in bekannten Olympiaden, dann die in unbestimmten aufgetretenen Olympischen Fünfkämpfer. Darunter ist nur ein Knabe, weil das *πένταθλον παίδων* nur in der 38. Olympiade vorkam, dann wieder aufgehoben wurde. Irrthümlich sagt P.: »nach Pausanias V, 9, 1 und Philostratos de Gymn. c. XIII. veranlasste die Eifersucht über diesen lacedaemonischen Sieg die Eleier den Knabenfünfkampf sofort wieder aufzuheben.« Daselbe ist p 32 zu lesen. Aber beide Schriftsteller wissen von einem solchen Motive nichts. Zu den Siegern, deren Jahre nicht genau bestimmt werden können, gehören Damaretos von Heraea, sein Sohn und Enkel, beide Theopompos genannt; der Grossvater war Hoplitodrome, der Sohn Pentathlos, der Enkel Ringer. Was Pausanias VI, 10, 4 davon sagt, hat Philipp de quinquertio nicht verstanden und Pinder wenigstens falsch übersetzt, weil er die bei diesem Autor gewöhnliche Ellipse nicht kennt. Denn *Θεοπόμπῳ δὲ τῷ Δαμαρέτου καὶ αὖθις ἐκείνου παιδὶ ὁμωνύμῳ ἐπὶ πεντάθλῳ, Θεοπόμπῳ δὲ τῷ δευτέρῳ πάλης ἐγένοντο αἱ νῖκαι* heisst nicht: »Der Vater Th. und wieder dessen Sohn im Pentathlon; die Siege des Sohnes aber waren Ringsiege,« sondern dem Vater Th. und wieder dessen gleichnamigem Sohn gelangen Siege; dem einen (ersten Th.) im Pentathlon, dem zweiten Theopompos im Ringen. P. tadelt mit Recht Philipp's Einfall vor

πάλης ein καὶ einzuschieben, wenn er aber selbst glaubt τῷ μὲν dürfe vor πεντάθλῳ nicht fehlen und Rutgers, der dasselbe verlangte, habe nicht ungeschickt conjicirt, so verweisen wir ihn zu besserer Instruktion auf das »Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1848, p. 1097« bemerkte. Unrichtige Schreibung ist Klearestos für Klearetos; nicht nur Rutgers, sondern auch Schubart liest so Paus. VI, 16, 9. Dass die Zahl der Pentathlonkämpfer in Nemea und auf dem Isthmos möglicherweise noch um den Antiochus aus Lepreon bereichert werden könnte, wenn nämlich mit Schubart und Dindorf Paus. VI, 3, 9 δὶς πεντάθλῳ zu lesen gestattet wäre, das ist der Verfasser wol gar nicht gewahr geworden.

Kayser.

Der Mytholog Fulgentius. Ein Beitrag zur römischen Litteraturgeschichte und zur Grammatik des afrikanischen Lateins. Von Dr. Michael Zink, k. Studienlehrer. Würzburg, A. Stuber's Buchhandlung. 95 S. in gr. 4.

Diese Schrift zerfällt, wie schon der Titel andeutet, in zwei Theile: der eine verbreitet sich über einen Schriftsteller der späteren römischen Zeit, dessen Heimath Africa war, der andere nimmt daraus Veranlassung, die Sprache dieses Schriftstellers nach ihren Eigenthümlichkeiten im Einzelnen näher zu verfolgen und damit die sogenannt Afrikanische Redeweise ins Licht zu setzen, wie diess unlängst durch eine ähnliche Schrift über die Ausdrucksweise des Appulejus (von Kretschmann) geschehen ist. Was den ersten Theil betrifft, oder die Erörterung über Leben und Schriften des Fulgentius, so hat Ref. früher den Gegenstand in einem Artikel der Halle'schen Encyklopädie Sect. I. Bd. LI. S. 26 ff. behandelt, welcher dem Verfasser unbekannt geblieben zu sein scheint, da er sonst manche Erörterung über das, was dort schon erwiesen ist, sich hätte ersparen können. An einigen abweichenden Punkten fehlt es nicht: wir haben hier derselben in der Kürze zu gedenken. Den Namen des Schriftstellers stellt der Verf. in Uebereinstimmung mit dem Ref. nach der handschriftlichen Ueberlieferung fest in Gajus Fabius Planciades Fulgentius, und wenn er weiter diesen Fulgentius von dem Bischof dieses Namens zu Ruspe, so wie von einem andern Fulgentius (Ferrandus), dessen Schüler, unterschieden wissen will, so hat Ref. diesen Unterschied sowohl an dem angeführten Ort als in seiner Geschichte der Römischen Literatur Suppl. II. (Christl. Röm. Theologie) § 184 ff. mit aller Evidenz, wie er glaubt, nachgewiesen, so dass selbst die neueren, dem Verf. ebenfalls nicht bekannten Versuche, den Grammatiker mit dem Bischof zu identificiren (Jahrbb. d. Philol. XLIII p. 79 ff.), schwerlich ein anderes Resultat hervorrufen werden. Dass ausser

diesen beiden noch andere Männer und Gelehrte mit dem Namen Fulgentius in der späteren römischen Zeit bis in den Beginn des Mittelalters vorkommen, die aber alle von dem Grammatiker zu unterscheiden sind, hat Ref. a. a. O. ebenfalls gezeigt. Dass der Grammatiker nach Afrika gehört, dort als Lehrer lebte und wirkte, hat Ref. gleichfalls nachzuweisen gesucht und findet sich darin mit dem Verf. (§. 3) im Einverständniss, welcher ebenfalls in Fulgentius einen Lehrer, und zwar einen öffentlich angestellten zu Carthago erkennt, der aber durch die Vandalische Occupation seine Lehrstelle verloren (welches letztere wir jedoch nicht zu beweisen vermöchten). Wenn nun dazu, wie es dem Ref. bedünkte, der Titel V. C. (vir clarissimus), welcher in einer Wiener Handschrift dem Namen beigefügt ist, nicht passt, daher in mehr als einer Beziehung verdächtig erscheint, so meint der Verf. doch, dass derselbe solchen Lehrern oder Professoren zugetheilt werden konnte, während Fulgentius in seiner an den Presbyter Catus gerichteten Vorrede in einer so demüthigen und unterwürfigen Weise sich ausspricht, dass er wohl kaum eine solche Stellung und einen solchen Rang eingenommen haben kann, welchem dieses Prädicat zukam. Auch die in den Handschriften befindliche Bezeichnung Episcopus ist, wie Ref. gezeigt hat, eben so falsch und irrig. Richtig dagegen erscheint die Annahme, die auf bestimmte Aeusserungen gestützt ist, dass Fulgentius zu den Katholiken, und nicht zu den Arianern zählte. Schwieriger wird die genaue Bestimmung der Zeit, in welche Fulgentius und die Abfassung seiner Schriften zu verlegen ist. Der Verf. denkt an die Jahre 480—484 unter dem Vandalenkönig Hunerich, und bezieht auf die Vandalen sogar die »Gallogetici impetus« in der Stelle p. 600 (»Sopitis in favilla silentii raucisonis jurgiorum classicis, quibus me Gallogetici quassaverunt impetus« etc.) was nach unserer Ueberzeugung nicht wohl angeht, indem bei Gallogetici (was übrigens Verbesserung von Salmasius ist statt Galagetici), doch nur an eine etwas verächtliche Bezeichnung eines aus Galliern und Geten (Gothen) gemischten Haufens gedacht werden kann, mithin nicht an Vandalen, sondern an Gothen und Gallier, unter welchen hier auch Bewohner des nördlichen Italiens verstanden werden können; Ref. hat diese Stelle auf ein unter dem König Hilderich im Jahr 523 stattgefundenes Ereigniss, das einzige, von dem wir wissen, das eine solche Beziehung verstattet, bezogen, und darnach auch in diese und die nächst folgende Zeit die Abfassung der Schriften des Fulgentius, der hiernach in die drei ersten Decennien des sechsten Jahrhunderts zu verlegen wäre, gesetzt: er vermisst auch sichere und bestimmte Gründe, welche auf eine frühere Lebensthätigkeit noch im fünften Jahrhundert führen können. Was die Bemerkungen §. 7 über den Bildungsstand des Fulgentius im Allgemeinen betrifft, so hat sich Ref. in ähnlicher Weise auch früher darüber ausgesprochen und diess im Einzelnen zu begründen gesucht. Auch

unser Verfasser schliesst seine Erörterung mit der Bemerkung, dass bei Fulgentius »Oberflächkeit und unwissenschaftliche Eitelkeit an die Stelle der Gründlichkeit und ernsten Wissenschaftlichkeit getreten seien« (S. 20). Dann wendet sich Derselbe zu den Schriften, welche dem Fulgentius beigelegt werden, den nicht mehr vorhandenen, aber von ihm erwähnten und den noch erhaltenen, unter welchen an erster Stelle das mythologische Werk erscheint, in welchem Einheitlichkeit des Planes vermisst wird, die allerdings aus der Tendenz des Ganzen, wie selbst aus der geistigen Beschaffenheit unseres Autors sich hinreichend ergibt. Es folgt dann die Schrift über Virgil, und an dritter Stelle die Expositio, über welche der Verf. sich nur kurz auslässt. »Sie enthält, heisst es S. 28, eine Reihe von Erklärungen veralteter und seltener Wörter in willkürlicher Auswahl mit vielen gefälschten und theilweise ganz erdichteten Citaten aus wirklichen oder ebenfalls fingirten Autoren.« Im Uebrigen wird auf die Schrift von Lersch verwiesen, nach dessen Untersuchungen es kaum möglich sein dürfte, Etwas wesentlich Neues darüber beizubringen. Ref. war früher und ist noch jetzt nicht ganz der gleichen Ansicht, er hat sich deshalb die Mühe genommen, die sämmtlichen Anführungen von Schriftstellern, welche in diesem Büchlein vorkommen, im Einzelnen prüfend zu durchgehen, und ist in Folge dessen zu dem Resultate gelangt, dass von einer absichtsvollen und schlau angelegten Fälschung hier nicht die Rede sein könne, wohl aber von einem Mangel an Genauigkeit, von Nachlässigkeit jeder Art, woraus die Irrthümer, Unrichtigkeiten u. dgl. m. zu erklären sind, die uns hier entgegentreten; s. S. 38. 41. Auch der Verfasser scheint das Bedürfniss einer näheren Erörterung dieses Gegenstandes erkannt zu haben, indem er unter Abschnitt IV. eine solche in ausführlicher Weise zu geben gesucht hat; wir kommen darauf zurück. Noch verbreitet sich der Verf. §. 11 über Bedeutung und Deutung des Mythus und §. 12 über die Methode des Fulgentius so wie dessen Etymologieen; den Schluss dieser Abtheilung bildet S. 35 ein kritisches Corollar, in welchem einige Stellen der Mythologie kritisch behandelt und Verbesserungen des Textes in Vorschlag gebracht werden.

Der andere Theil oder Abschnitt III. hat die Latinität des Fulgentius zum Gegenstand und beginnt mit einer allgemeinen Charakteristik der Sprache und des Ausdruckes, welcher in den Schriften des Fulgentius angetroffen wird, um dann die einzelnen Belege zu den hier aufgestellten Behauptungen zu geben. Es folgen daher Zusammenstellungen der einzelnen bei Fulgentius vorkommenden, aus dem Griechischen entlehnten und unverändert übertragenen Wörter, Substantive wie Adjective, dann von neugebildeten lateinischen Wörtern, Substantiven, Adjectiven, Verben, dann von vereinzelten Idiotismen in den Formen; daran schliesst sich eine ähnliche Zusammenstellung der syntaktischen Anomalien, und zwar zuerst in der Rection der Casus, wobei auch die merkwürdi-

gen Irregularitäten in dem Gebrauche der Präpositionen aufgeführt werden, was auf manche ähnliche Erscheinungen, wie sie zum Theil bei den Schriftstellern des karolingischen Zeitalters, und noch mehr in der späteren Zeit vorkommen, ein Licht wirft. Auch der Gebrauch der Adjectiva, Pronomina und Numeralia zeigt manche Abweichungen, die aber noch mehr in der Rection der Tempora und Modi hervortreten, wie die S. 47 ff. gegebene Zusammenstellung gleichfalls zeigt, die auch die unregelmässige Participialconstruction in dem häufigen Gebrauch des Nominativus absolutus zuletzt noch berührt. Es folgen Seite 49 ff. die stilistischen Eigenthümlichkeiten, die poetische und figürliche Ausdrucksweise, die bei einem Schriftsteller, welcher seine Prosa durchweg mit poetischen Wörtern und Phrasen aufzuputzen sucht und die zwischen Prosa und Poesie zu ziehende Schranke gar nicht mehr kennt, eine reiche Ausbeute liefert: im Zusammenhang damit stehen die Katachresen und Solöcismen, Pleonasmen und Ellipsen, wie die zahlreich angeführten Belege erweisen: so dass wir hier eine dankenswerthe Zusammenstellung der Eigenthümlichkeiten des Sprachgebrauchs erhalten: die Lexicographie wie die Grammatik wird aus diesem dritten Abschnitt Manches gewinnen, was bisher in den betreffenden Schriften noch unbeachtet geblieben ist, und wird daraus, da Fulgentius, als Afrikaner, die Schreibart des Appulejus und Tertullianus (s. S. 38) insbesondere nachzuahmen sucht, auch der Charakter der sogenannten afrikanischen Redeweise immer klarer werden. Unter Abschnitt IV S. 62 ff. folgt die schon oben erwähnte Besprechung über die »Quellen und Citate des Autors«; und werden hier die übrigen Schriften des Fulgentius, und die in ihnen vorkommenden Citate zunächst berücksichtigt, die der Expositio nur insofern, als die beiden andern Schriften dazu eine Veranlassung bieten. Der Verf. unterscheidet ächte Citate, die er im Einzelnen nachweist, dann die wahrscheinlich ächten, zu welchen unter Andern, insbesondere die aus Petronius gezählt werden; dann erweisbar und wahrscheinlich unächte Citate, an welche sich noch eine Anzahl von unbestimmbaren Citaten anreiht. Das Resultat dieser umfassenden und eingehenden Untersuchung, die bis S. 92 reicht, läuft dahin aus, dass nahezu zwei Drittel aller Citate sich als wahrscheinlich ächt bezeichnen lassen, auch wenn hie und da ein lapsus memoriae unterlaufen, bei dem übrigen Drittel aber nur bei verhältnissmässig wenigen Stellen die Absicht zu täuschen oder auch nur die offenbare Unrichtigkeit derselben sich erweisen lasse, der weitaus grössere Theil dagegen in suspenso bleiben müsse, wie diess bei dem Untergang so mancher Schriftsteller, aus deren Werke diese Citate entnommen sind, begreiflich ist; wobei wir freilich uns nicht verhehlen werden, dass diese Citate, wenn sie anders ächte sind, schwerlich aus den betreffenden Schriftstellern selbst entnommen sind, sondern aus andern Schriften späterer Zeit, grammatischen oder encyclopädischen Inhalts, ausgesucht worden

sind, um das Ansehen der Gelehrsamkeit, das sich Fulgentius zu geben sucht, damit aufrecht zu halten. Eben desshalb stimmen wir dem Verf. bei, wenn er S. 93 sich dahin ausspricht, es hiesse eben den Fulgentius unbillig in seinem Rechte verkürzen, wollte man auf blosse Wahrscheinlichkeitsgründe hin solche Citate aus verlorenen oder auch unbekannten Autoren als Falsifikate erklären, eben so, wenn er glaubt, dass in dieser Beziehung Lersch in seiner Besprechung der Expositio zu weit gegangen; wir wissen jedoch es nicht ganz damit zu vereinigen, wenn wir weiter am Schluss dieser Untersuchung die Worte lesen: »Im Ganzen aber bin ich auch durch meine Untersuchung zu derselben Ansicht gelangt, welche Lersch zu Ende seiner Schrift (S. 87) bezüglich der Expositio auspricht: »dass sich ein absichtlicher Betrug in Verbindung mit der vollsten Gedankenlosigkeit nicht läugnen lasse.« Nur tritt ersterer in den beiden von uns behandelten Schriften noch schüchterner und seltener auf, während letztere sich allenthalben geltend macht.« Ref. so wenig er die Schwächen dieses Schriftsteller's, so unläugbar sie überall hervortreten, in Schutz nehmen will, kann doch auch jetzt noch nicht zu der Annahme einer absichtlich und schlau angelegten Fälschung sich entschliessen, indem das, was in diesen Bereich gebracht wird, wohl aus andern Schwächen des Autors sich wird erklären lassen.

Chr. Bähr.

Wormser Luther-Buch zum Feste des Reformations-Denkmals von Dr. Carl Alfred Hase, Collaborator an der Hofkirche zu Weimar. Mainz. C. G. Kunze's Nachfolger 1867. 384 S. 8.

Die äussere Veranlassung zum Erscheinen dieser Schrift gab das in diesem Jahre enthüllte Lutherdenkmal zu Worms; einem grösseren Publikum soll hier eine biographische Schilderung gegeben werden, welche aus den eigenen Schriften Luthers geschöpft und selbst an dessen eigene Worte sich haltend, in beredter und anziehender Weise die Lebensmomente uns vorführt, und so ein Bild des Mannes, seiner Bedeutung und seines Einflusses vor die Seele führt. Das Buch »will keiner Partei, nur der Wahrheit dienen, aber es dankt seinen Ursprung der Liebe und Verehrung für Luther.« Und in diesem Sinne bittet der Verf. dasselbe aufzunehmen; nachdem im ersten Kapitel ein Blick auf die reformatorischen Erscheinungen, die Luther's Auftreten vorangingen, geworfen ist, wird in den neunzehn folgenden Kapiteln eine Darstellung des Lebens von den Kinder- und Klosterjahren an bis zu den letzten Lebensjahren und seinem Hinscheiden gegeben in einer Fassung, welche dem Zweck, den der Verfasser damit verband, wohl zu entsprechen geeignet ist.

Nr. 43. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Schriften über den Parsismus.

1) *Over het woord Zarathustra en den mythischen persoon van dien naam. Door J. H. C. Kern. Amsterdam 1867. 33 p. 8.*
2) *Gâthâ Ahunavaiti Sarathustrica carmina septem. Latine vertit et explicavit, commentarios criticos adjecit, textum archetypi recensuit C. Kossowicz. Petropoli 1867. VI u. 165 pg. 8vo.*

Die kleine Schrift, mit welcher wir diese Anzeige beginnen, hat Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit sowohl durch den Gegenstand welchen sie behandelt, als auch durch die Art und Weise in welcher die Untersuchung geführt wird. Dass man gerade in der jetzigen Zeit eingehend den Werth der verschiedenen Nachrichten erörtert, die uns über Zarathustra erhalten sind, ist sehr natürlich und begreiflich, da man eben jetzt angefangen hat sich ernstlich mit dem Religionssysteme zu beschäftigen, welches auf ihn als Urheber zurückgeführt wird. An seine Persönlichkeit knüpfen sich wichtige Probleme, und unsere Ansicht über die Entstehung dieser Religionsform ist vielfach von der Anschauung bedingt die wir uns von dem Stifter gebildet haben. Auch die vorliegende Schrift hat sich die Aufgabe gestellt das Dunkel zu lichten, welches noch über Zarathustra ausgebreitet ist, und das Endresultat derselben lässt sich bereits aus dem Titel erkennen. Für den Ref. zerfällt dieselbe in zwei Theile, dem einen kann er beistimmen, dem andern muss er seine Zustimmung versagen. Wir billigen es vollkommen, wenn Herr K. darauf dringt, man solle sich vor Allem klar machen, was man unter mythisch verstehe. Blos darum, weil wir von den Lebensumständen einer Person nichts mehr wissen, hört diese noch nicht auf historisch zu sein. »Eine mythische Person sagt Herr K. (p. 3. 4) sehr richtig, ist eine Person aus der Mythologie des einen oder andern Volks.... Unter einer mythischen Person braucht man nicht gerade einen Menschen zu verstehen, sondern ein Wesen, das in grösserm oder geringerm Grade uns gleichförmig ist, oder wenigstens diese Gleichförmigkeit anzunehmen vermag. Für den Ungläubigen bestehen die mythologischen Wesen nicht als solche, nicht als Persönlichkeiten im eigentlichen Sinne des Wortes. Natürlich erkennt auch der Ungläubige z. B. das Bestehen der Sonne an, aber nicht als Persönlichkeit im gewöhnlichen Sinne: Apollo ist für ihn eine mythische Person«. Um nun zu ermitteln, ob Zarathustra blos eine Person

sei von der wir nichts mehr wissen, oder ein Mythus, unterwirft Herr K. die vorhandenen Zeugnisse einer gerechten Kritik, die Ref. nur in Bezug auf die Alten etwas zu scharf findet. So möchten wir namentlich den Agathias und Berosus, und selbst den Ammianus Marcellinus gegen das zu harte Verdammungsurtheil des Verfassers (p. 8. 9.) in Schutz nehmen. Gewiss, hätten die genannten Schriftsteller eine Geschichte Persiens von den ältesten Zeiten an geschrieben, so könnten wir ihnen mit Recht den Vorwurf machen, sie hätten es mit dem Studium der Quellen gar zu leicht genommen; so sind aber die Nachrichten, die sie uns geben, nur ganz gelegentliche Bemerkungen, sie erzählen blos was sie gehört oder gelesen haben, und wir sind ihnen auch dafür dankbar, wir wissen nun wenigstens, was man in jener Zeit über diese Angelegenheiten dachte. Wir sind z. B. überzeugt, dass Agathias nichts viel Anderes über Zarathustra gehört hat, als wir auch aus der Legende wissen, er hörte, dass Zarathustra unter einem Könige Vîstâçpa gelebt und gewirkt habe, er sah ein, dass dies derselbe Name sei, den Herodot Hystaspes schrieb, aber er vermochte nicht zu sagen, ob auch mit diesem Vîstâçpa der Vater des Darius gemeint sei wie bei Herodot. Wenn ferner Berosus die Religion der Perser aus der babylonischen ableitet, so ist diess freilich ein grosser Irrthum, allein Berosus hat gewiss nicht gelogen, es war seine Ueberzeugung, und diese Ueberzeugung wurde auch von Andern getheilt. Es ist eine uns auch sonst bekannte Ansicht der späteren Bewohner Babylons, dass alle Völker sammt ihrer Religion von ihnen abstammten, Ref. hat darüber schon anderswo Zeugnisse zusammengestellt, das Buch des Berosus war aber wahrscheinlich zum Theil deshalb geschrieben, um das Alter Babylons den Griechen und umwohnenden Völkern gegenüber hervorzuheben. Aehnlich wird es sich nun auch mit den Nachrichten des Ammianus verhalten: er erzählt was er gehört hat. Seine Nachricht, dass der mit Zarathustra in Verbindung stehende Hystaspes der Vater des Darius sei, ist falsch, die Angabe, dass er der Magie etwas hinzufügte, ist wahrscheinlich unwahr, aber man darf nicht vergessen, dass auch die christliche Welt jener Zeit Weissagungen des Hystaspes kannte, von welchen Kunde zu Ammianus Marc. gedrungen sein kann, und durch die er sich für berechtigt hielt, denselben für eine Art von Propheten zu halten. Selbst für manche Berichte noch späterer Muhammedaner möchte Ref. ein gutes Wort einlegen, im Ganzen aber stimmt er, wie gesagt, Herrn K. vollkommen bei: alle abendländischen Berichte geben uns nicht das Recht, den Zarathustra für eine historische Person zu halten, unter den morgenländischen verhält es sich bereits mit den ältesten derselben, den Angaben des Avesta ebenso, nirgends ist ein Zug angegeben, der uns nöthigte, den Zarathustra als historische Person anzusehen, und Herr K. ist in seinem vollkommenen Rechte, wenn er sich weigert auf Grund dieser Zeugnisse ihn als historisch anzuerkennen.

Nichts desto weniger nehmen wir doch Anstand Herrn K. in seinem Endresultate beizustimmen. Die historische Persönlichkeit Zarathustras ist nämlich nach unserer Ansicht zwar nicht durch äussere Zeugnisse sichergestellt, wohl aber durch innere. Wenn wir auch alle Ueberlieferung über Zarathustra verwerfen, den Namen mit eingeschlossen, so tritt doch, sobald wir das nach ihm benannte Religionssystem ernstlich untersuchen, an uns die Frage heran, ob wir dasselbe für eine allmählige Schöpfung des ĕrânischen Volkes oder für das Werk eines Einzelnen halten wollen, und in diesem Falle entscheiden wir uns mit voller Ueberzeugung für das letztere. Natürlich wird der Volksgeist Jahrhunderte lang thätig gewesen sein dem Schöpfer dieser Religion vorzuarbeiten, aber die letzte Hand, das wiederholen wir, kann nur ein einzelner und zwar ein hochgebildeter, genialer Mann angelegt haben, denn Alles ist so genau bedacht und abgemessen, wie es sonst nur in philosophischen Systemen, nicht in Religionen vorkommt. Wir gehen sogar noch weiter. Aus denselben innern Gründen legen wir auch der wenigstens im Oriente überwiegend beglaubigten Tradition ein grosses Gewicht bei, dass Zarathustra im westlichen Erân geboren und von dort nach Baktrien gekommen sei, um seine Lehre zu verkünden. Untersuchen wir nämlich dieses Religionssystem, so trägt es allerdings unzweifelhafte Spuren in sich, dass es im Osten des ĕrânischen Reiches entstanden sei, allein ebenso unzweifelhaft ist die Beimischung semitischer Ideen, die doch nur aus dem Westen nach Ostérân gekommen sein können und die am leichtesten ihre Erklärung finden, wenn man annimmt, der Stifter der Religion habe sie mitgebracht. Die ĕrânischen Priester waren ein bewegliches Volk, das im Lande umherzog, und der Einzelne vertauschte leicht seinen Aufenthaltsort mit einem andern, wenn er hoffen durfte sich dort besser zu nähren, sie waren also ganz darnach angethan in jener alten Zeit die Cultur zu verbreiten. Auf diese Art werden wir zur Annahme eines aus dem Westen gekommenen ĕrânischen Religionsstifters gedrängt, wenn wir auch nicht angeben können wie er geheissen habe.

Bisher sind wir mit unsern Ansichten mit Herrn K. nicht in einen unversöhnlichen Gegensatz getreten. Nichts beweist, dass der historische Stifter der ĕrânischen Religion der in unserm Texte genannte Zarathustra sein müsse, es wäre möglich, dass die historische Persönlichkeit mit einer mythischen zusammengeworfen worden sei, ja sogar, dass sie sich absichtlich hinter dieselbe versteckt habe. Um nun zu zeigen, in wie fern wir von den weiteren Ermittelungen Herrn K.'s abweichen, werden wir etwas weiter ausholen müssen. Bekanntlich hat sich in neuerer Zeit aus der noch jungen vergleichenden Sprachwissenschaft die vergleichende Mythologie abgezweigt, welche für die Mythologie dasselbe zu leisten versucht was die Sprachwissenschaft für die Sprache leisten will. Sie sucht die mythologischen Vorstellungen zu ermitteln,

welche nicht nur einem einzelnen Volke angehören, sondern sich bei alten oder doch den meisten indogermanischen Völkern vorfinden, und von denen man daher annehmen darf, dass sie aus der Zeit herrühren, in welcher sich der indogermanische Sprachstamm noch nicht in seine verschiedenen Zweige gespalten hatte, mithin, dass sie die ursprünglichsten sind. Es lässt sich hoffen, wenn nur erst eine genügende Anzahl von solchen ursprünglichen mythologischen Gestalten ermittelt ist, dass man einen Einblick gewinne in die allgemeinen Ideen, von welchen die indogermanische Mythologie ausging. Ref. gehört nicht zu den Verächtern dieser Wissenschaft, erwartet im Gegentheil Grosses von ihr, um so mehr aber muss er wünschen, dass sie nicht aus den ihr durch die Natur der Sache angewiesenen Gränzen heraustrete, und namentlich sich aller unberechtigten Eingriffe in das Gebiet der Einzelforschung enthalte. Die vergleichende Mythologie hat, wie ihr Name sagt, verschiedene durch die Einzelforschung bei den verschiedenen indogermanischen Völkern ermittelte Mythologeme zu vergleichen, zu untersuchen ob sie ursprünglich identisch sind oder nicht. Am sichersten erreicht man diesen Zweck, wenn man nachweisen kann, dass derselbe Name eines Gottes bei verschiedenen indogermanischen Völkern vorkommt, doch kann in Ermanglung eines gemeinsamen Namens die ursprüngliche Identität auch aus gleichartigen mythologischen Zügen erschlossen werden, die sich bei verschiedenen Völkern desselben Stammes finden, nur muss dann natürlich begründet werden, dass diese Züge nicht blos gleichartig, sondern identisch sind. Ist einmal nach diesen Regeln eine genügende Anzahl von Mythologemen nachgewiesen, welche den ursprünglichen mythologischen Zusammenhang zweier oder mehrerer Völker begründen, so mag man in einzelnen Fällen einen Schritt weiter gehen und den ursprünglichen Charakter einer mythologischen Figur nach Analogie der übrigen herstellen, wenn nämlich das uns überlieferte mythologische Material durchsichtig genug ist um uns diess zu gestatten.

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zu Zarathustra zurück, so ist zuerst wohl als unzweifelhaft hinzustellen, dass die Avestaphilologie als solche die Frage nach dem ursprünglichen Gehalt der Zarathustramythe nicht kümmert. Es ist gewiss, dass schon das Avesta in Zarathustra einen Religionsstifter sieht, einen Menschen wie andere, wenn auch mit besondern Gaben ausgerüstet, die ihm nothwendig waren, da er mit einer besondern Sendung betraut war. Was er in früherer Zeit war, in einer Zeit die jedenfalls von unseren ältesten Urkunden durch Jahrhunderte getrennt ist, kann die Avestaphilologie nur in so weit berühren, als diese frühere Gestaltung der Mythe geeignet ist auch über die späteren Texte noch Licht zu verbreiten. Aber auch für die vergleichende Mythologie scheint Ref. Zarathustra keine geeignete Persönlichkeit zu sein. Den Namen Zarathustra bei andern indogermanischen

Völkern nachzuweisen, ist nicht gelungen, obwohl man es versucht hat, ebensowenig werden sich die ihn umgebenden Legenden in den übrigen Mythologien wiederfinden lassen. Für uns, die wir den Zarathustra im Zusammenhang mit den übrigen éränischen Mythen aufzufassen gewohnt sind, hat diese Erscheinung nichts Auffallendes, wir halten ihn nämlich, selbst für den Fall, dass er ganz und gar mythisch sein sollte, für ein speciell éränisches Gebilde, und namentlich die mit ihm in Zusammenhang stehenden Vîstâçpamythen lassen sich deutlich als bewusste Nachahmung der alten Heldensage nachweisen, wenn diese Nachahmung auch älter ist als unsere ältesten éränischen Denkmale. Der Weg indess, auf dem Herr K. den mythischen Gehalt Zarathustras zu erforschen sucht, ist ein anderer als der oben von uns angedeutete. Er geht nämlich von der Etymologie aus und sucht aus der ursprünglichen Bedeutung des Wortes die mythische Vorstellung zu ermitteln. Er erklärt (p. 19) Zarathustra mit »Goldstern« aus zara Gold und thustra, zusammengezogen aus thwistra. Nachdem er gefragt hat ob nicht etwa Zarathustra nur ein anderer Name sei für Mithra, fährt er fort (p, 24): »Der Name »glänzend wie Gold« zwingt uns sicher nicht, denn obwohl die Sonne χρυσοφάης ist, obwohl sie vorzüglich zarathustrôtema heisst, so kann das Appellativ im Positiv wenigstens auch auf andere Sterne passen. Ist es aber ein Stern (oder die Personificirung eines Sternes), so muss es ein sehr heller Stern sein, z. B. Canopus oder Sirius, oder unter den Planeten, Venus. Nun, in der indischen Mythologie heisst dieser Planet (Kavi Uçanas, Çukra, Bhrigu u. s. w.) der weisseste, d. i. der hellste unter den Sternen, er ist der Meister oder der Lehrer (im Sanskrit gehen diese Begriffe in einander über, gerade wie bei uns) der Asuras, welches Wort im Baktrischen ahura lautet; es wird also nicht ungereimt sein, wenn wir einmal Zarathustra für denselben halten wie Kavi Uçanas: für den Abendstern, Hesperus.« Als Vervollständigung dieser Ansicht dient was Herr K. über Çaoshyanç bemerkt (p. 30): »Was und wer ist Çaoshyant? Grammatisch ist es das part. fut. act. einer sogenannten Wurzel, die sowohl im Sanskrit als im Altbaktrischen çuc heisst und »glänzen, leuchten« bedeutet. Çaoshyant kommt überein mit sc. çoxyant und bedeutet also »leuchten werdend«. Von eben diesem çuc kommt im Sanskrit çukra, welches als Adjectiv »leuchtend« als Subst. »der Planet Venus« ist, das Avesta versteht unter Çaoshyant eine mythische Person, welche der Bringer eines neuen Morgens für die Menschen sein soll ....« Ferner (p. 32) »Çaoshyant wird aus dem Samen Zarathustras geboren, heisst es in der Bildersprache der Mythologie, in schlichter Prosa, er ist eine spätere Form von Hesperus, er ist eigentlich eins mit diesem. Eine Zeitlang wird Hesperus verschwinden, heliacisch untergegangen sein, aber nach einiger Zeit wird er sich wieder im Osten zeigen, dort soll er heliacisch aufgehen.« — Ref. spricht diesen Ansichten nicht den Scharfsinn ab, aber bei-

stimmen kann er unmöglich, dazu ist seine eigene Methode bei solchen Forschungen allzu verschieden. Schon dass Herr K. von der Etymologie bei seinen mythologischen Untersuchungen ausgeht können wir nicht billigen, obwohl wir wissen, dass er hierin mit seiner Ansicht nicht allein steht. Wir halten die Etymologie in mythologischen wie in andern Fällen, wo die specielle Bedeutung eines Wortes in Frage kommt, für einen sehr unsichern Führer. Noch hat die vergleichende Grammatik keine objectiv gültigen Gesetze für die Bedeutungslehre geschaffen, sondern die Meisten verfahren hierin nach ihrem subjectiven Gutdünken, wie neulich Schleicher treffend bemerkte; um so weniger können solche Etymologien als Ausgangspunkt für objective Forschungen dienen. Wir können also in den Etymologien nur dann eine wichtige Beigabe für eine mythologische Erklärung sehen, wenn schon andere Gründe für dieselbe sprechen. Sodann können wir in dem vorliegenden Falle auch die Etymologien selbst nicht billigen auf denen die mythologische Erklärung ruht. Die Uebersetzung des Wortes zarathustra durch »Goldstern« ist nicht neu, aber sie ist von dem Urheber dieser Erklärung, Fr. Windischmann, selbst zurückgenommen worden (cf. dessen zoroastrische Studien p. 46. 47); mit grossem Rechte, denn eine Wurzel thwish, glänzen, gibt es im Altbaktrischen nicht, und selbst wenn sie vorhanden wäre, so würde eine Zusammenziehung in thustra immer noch unerhört sein. Noch bestimmter müssen wir uns gegen die Etymologie von Çaoshyanç erklären. Nach der traditionellen Auffassung ist Çaoshyanç stets »der Nützende«, und so erklären das Wort auch die alten Texte selbst, cf. Yt. 13, 129 avatha çaoshyanç yatha viçpem ahûm açtvantem çâvayât d. i. er ist so hülfreich, dass er die ganze bekörperte Welt erretten wird. Çaoshyanç ist mithin nach der Ansicht der zarathustrischen Religionsbücher selbst »der Retter«, und diese Ansicht ist auch mit der Etymologie sehr wohl vereinbar, da die Wurzel çu, nützen, im Avesta oft genug vorkommt und aus dieser in der That ganz regelmässig ein part. fut. act. çaoshyanç gebildet werden muss, während dagegen çuc, leuchten, regelmässig çaokshyanç bilden würde, und wir annehmen müssten, das kh sei unregelmässiger Weise ausgefallen.

Noch ein Punkt ist zu erwähnen, in welchem die grösste Strenge dringend geboten ist, wenn wir über das Avesta und die Sprachen, in welchen dasselbe verfasst ist, zu objektiven Resultaten kommen wollen: wir meinen die Etymologie. Nach unserer Ansicht sind die traditionell überlieferten Wortbedeutungen zwar nicht auf Treu und Glauben anzunehmen, aber auch nicht leichtsinnig zu verwerfen und zwar muss man vor Allem suchen, die älteren Wörter und ihre Geschichte innerhalb der êrânischen Sprachen selbst zu verfolgen, nur auf diese Art können wir hoffen, den individuellen Charakter der Sprache zu finden, der uns doch die Hauptsache sein muss. Daher können wir es nicht billigen, wenn

Hr. K. sagt (p. 16): »Es ist wahr, dass das Baktrische so nahe mit dem Altindischen, besonders dem Veda, verwandt ist, dass es ohne Uebertreibung ein Dialekt desselben heissen kann; aus diesem Grunde dürfen wir meist unsere Zuflucht zum Sanskrit nehmen.« Wir halten diesen vielfach ausgesprochenen, aber in diesem Umfange nicht richtigen Satz für sehr gefährlich. Es lässt sich zeigen, dass eine ganze Reihe von falschen Erklärungen diesen Voraussetzungen ihren Ursprung verdankt und da diese Erklärungen nicht selten wieder verwendet werden, um zu beweisen, dass das Sanskrit so nahe mit dem Altbaktrischen verwandt sei, so bewegt man sich fortwährend im Kreise. Auch der Verfasser vorliegender Abhandlung hat sich nicht frei von den unrichtigen Erklärungen halten können, welche aus jener Voraussetzung stammen. So erklärt er z. B. (p. 15 not.) aparazâta durch »im Westen geboren.« Der Gedankengang ist natürlich der folgende: das Altbaktrische ist so ziemlich ein Dialekt des Sanskrit, im Sanskrit heisst apara westlich, folglich heisst es im Altbaktrischen auch westlich. Unsere Methode ist eine ganz andere. Wir gehen nicht von oben hinab, sondern von unten herauf. Wir sehen zuerst, dass die traditionellen Uebersetzungen dem Worte apara nur die Bedeutung, der hintere, spätere, andere geben, wir sehen ferner, dass man in der That mit diesen Bedeutungen für die Texte ausreicht und ebenso auch die neueren érânischen Dialekte das Wort nur in diesen Bedeutungen kennen. Aus den Texten sehen wir ferner, dass sich die Erânier überhaupt anderer Ausdrücke für die Benennung der Himmelsgegenden bedienen, als die Inder und daraus schliessen wir, dass sich Bedeutungen wie pûrva östlich, apara westlich, die ja auch im Sanskrit zu den abgeleiteten gehören, noch nicht entwickelt hatten, als Inder und Erânier sich trennten. Es ist demnach ganz richtig, wenn Justi in seinem Wörterbuche aparazâta mit »nachgeboren« übersetzt. Hr. K. fragt zwar sehr erstaunt: »nachgeboren, nach wem oder was?«, aber diese Frage ist nur theilweise berechtigt. Gesetzt es würde uns gesagt, dass drei jetzt lebende Individuen x. y. z. das Prädicat »nachgeboren« erhielten und wir würden gefragt, warum dies geschehe, so würden wir in aller Ruhe antworten: dass wir dies nicht wüssten, weil uns die Verhältnisse der genannten Individuen unbekannt seien, wir würden aber nicht schliessen, der Titel müsse unrichtig sein, weil er uns unverständlich ist. Ganz im ähnlichen Falle befinden wir uns mit den Personen die im Avesta aparazâta genannt werden, wir wissen von ihnen sehr wenig, eine Erklärung lässt sich zwar geben, aber keine ganz sichere. Es wäre ein grosser Missgriff, wenn wir so objektiv ermittelte Wortbedeutungen wie die vorliegende darum für unrichtig halten wollten, weil sie uns nicht ganz verständlich sind. Aehnlich verhält es sich mit der p. 16 mit grosser Bestimmtheit vorgetragenen Ansicht çpento mainyus sei der lichte, weisse, agrô mainyus dagegen der dunkle, schwarze

Geist. Bekanntlich verstehen die Erânier aller Zeiten unter çpento mainyus den vermehrenden, unter agrô mainyus den schlagenden, zerstörenden Geist und diese Bedeutungen lassen sich etymologisch so leicht vermitteln, dass kein Grund vorhanden ist, von dieser Ansicht abzuweichen.

Wir haben bereits so lange bei dieser kleinen Schrift verweilt, dass es endlich Zeit sein wird, unser Urtheil zusammenzufassen. Wir wissen es dem H. Verf. aufrichtig Dank, dass er ernstlich und hoffentlich mit Erfolg an dem historischen Zarathustra gerüttelt hat, wenn wir uns auch mit den mythologischen Begründungen, die er an die Stelle setzt, nicht einverstanden erklären konnten.

Das zweite Werk führt uns unmittelbar in die altérânische Literatur hinein und zwar in den schwierigsten Theil derselben. Herr Kossowicz, dessen früheres Werk (decem Sendavestae excerpta) wir bereits in diessen Blättern besprochen haben, beschenkt uns hier mit einer Ausgabe der Gâthâ Ahunavaiti (Yaçna cap. 28—34.) Die Gesänge, zu denen diese Abtheilung gehört, bilden den ältesten aber auch den schwierigsten Theil des Avesta, mehrere unter den gerade hier veröffentlichen Stücken sind vergleichungsweise durchsichtig und wichtig, so z. B. c. 29 das von der Sendung Zarathustras handelt und c. 30 über die Schöpfung durch die beiden sich entgegenstehenden Principien. Die vorliegende Ausgabe enthält den Urtext mit lateinischer Uebersetzung, der auch noch eine lateinische Paraphrase beigefügt ist, wo es nöthig schien, dazu kurze Anmerkungen meist kritischen oder grammatischen Inhalts. Der Verf. verspricht uns, späterhin noch andere Theile der Gâthâs zu bearbeiten. Der Text ist nicht etwa nach einer der bereits vorhandenen Ausgaben abgedruckt, sondern mit Hülfe der zugänglichen Varianten selbständig constituirt und in nicht wenigen Fällen eigenthümlich. Nicht billigen können wir es, wenn Hr. K. die Präpositionen mit dem dazu gehörigen Verbum äusserlich verbinden will, wie z. B. paitîzanatâ (29, 11) upâjaçat (30, 6) aibîvaenatâ (31, 13) pairîgaethê (34, 2) parévaokhemâ (34, 5). Der lange Endvokal der Präposition zeigt in allen diesen Fällen deutlich, dass man sie vom Verbum abgetrennt wissen wollte; wo diess nicht der Fall ist, wird der auslautende Vocal auch in den Gâthâs kurz geschrieben. Druckfehler haben sich trotz der Sorgfalt des Verf. im Texte mehrere eingeschlichen, ausser den vom Verf. selbst schon aufgeführten, haben wir noch die folgenden bemerkt: p. 113, 4. l. managhô 124, pen. viçpéng 128 pen. skyaothanâcâ 132, 8 yé 135, 4. v. u. vakhshyantê ib. pen. ahurahyâ 138, 5 v. u. dregvatô 150, 5 yâo. Sehr häufig ist auch die seltenere Form des g für ç gesetzt worden. Von der Uebersetzung und den Noten mag es genügen, hier im Allgemeinen zu sagen, dass die ganze Arbeit nach des Ref. Ansicht mit grosser Sorgfalt und Sachkenntniss ausgeführt ist und von Niemanden übersehen werden darf, der sich

mit den Gâthâs beschäftigt. Es handelt sich bei diesen Stücken ganz besonders darum, den Gedankengang wieder aufzufinden, welcher die einzelnen Verse und Strophen verbindet, und gerade hierin scheint uns Hr. K. Treffliches geleistet zu haben. Dem Texte und der Uebersetzung im Einzelnen zu folgen, unsere theils zustimmende theils abweichende Ansicht auszusprechen und zu begründen, scheint Ref. nicht räthlich, es würde dies zu weit führen, andrerseits aber auch nicht einmal von grossem Nutzen sein. Die Interpretation der Gâthâs steht noch in ihren ersten Anfängen, es handelt sich hier noch nicht um Einzelheiten, sondern um Allgemeines und Allgemeinstes. Zwei philologische, oder besser zwei linguistische Richtungen bekämpfen sich auf diesem Gebiet, welche beide unvereinbar sind und desshalb ist es nöthig, gleich von Anfange an sich zu entscheiden, welcher von beiden man folgen will. Es ist auch hier die Frage, ob man von oben herab oder von unten hinauf gehen soll. Die Richtung, welche Hr. K. gewählt hat und zu der auch Ref. sich bekennt, geht von unten hinauf, man pflegt sie gewöhnlich die traditionelle zu nennen, aber mit Unrecht; Ref. hat schon vor langen Jahren, gleich bei dem Beginn seiner Studien über die Gâthâs die Ueberzeugung ausgesprochen, dass die Tradition in diesen Stücken nicht so zuverlässig sei, als in den übrigen Theilen des Avesta und diese Ueberzeugung ist auch bisher nicht erschüttert worden. Leider ist aber mit einem solchen negativen Resultate gar nichts geholfen, wenn man die Gâthâs bearbeiten soll. Um die Gâthâs zu übersetzen und verstehen zu lernen, handelt es sich nicht darum, was man nicht brauchen, sondern was man brauchen kann, es muss also die Tradition im Einzelnen geprüft werden, was etwa als haltbar sich erweisen möchte. Dazu wird man am besten von den übrigen leichter verständlichen Texten ausgehen und namentlich werden mit Hülfe dieser Texte die Wortbedeutungen festzustellen sein. Eine solche Prüfung führt nun zu dem Resultate, dass die Tradition hinsichtlich der Wortbedeutungen zuverlässig ist und nur hinsichtlich der Wortverbindungen sich Unzukömmlichkeiten erlaubt; es wird also um so mehr geboten sein ihr zu folgen, als der grösste Theil des Wortschatzes zu dem des übrigen Avesta stimmt und man also gar nicht einsieht, wie die Wörter in den Gâthâs eine total verschiedene Bedeutung haben sollen. — Die andere Richtung geht von oben herab. Der Satz, dass Veda und Avesta auf das innigste verwandt sind, wird an die Spitze gestellt, es versteht sich also, dass die ältesten Stücke des Avesta mit den ältesten indischen die grösste Verwandtschaft haben müssen. Mit Hülfe des Sanskrit und der übrigen indogermanischen Sprachen werden die Wortbedeutungen in den Gâthâs festgestellt, zeigt sich dann unwiderleglich, dass die späteren Schriften, des Avesta und die neueren érânischen Sprachen, den Worten eine andere Bedeutung geben, so kann diess nur ein Abfall von dem Ursprünglichen sein. Bei dieser Richtung wird

es sich hauptsächlich darum fragen, ob die Sprachvergleichung eine objektive Methode besitzt, um Wortbedeutungen aus ihren Wurzeln mit Sicherheit zu ermitteln. Ist diess der Fall, so thut man natürlich sehr Recht, von dieser Methode Gebrauch zu machen, nicht blos im Altbaktrischen, sondern auch in vielen anderen Sprachen, bis jetzt aber müssen wir leugnen, dass eine solche Methode gefunden sei. Wie dem auch sein möge, das kann nicht geläugnet werden, dass man zu ganz andern Resultaten gelangt, je nachdem man sich der einen oder der anderen Methode bedient. Während wir auf unserem Wege zu der Ueberzeugung gelangen, dass die Gâthâs sich in demselben Ideenkreise bewegen wie die übrigen Schriften des Avesta, findet die andere Richtung in ihnen ein ganz neues mythologisches System, das weder mit dem übrigen Avesta noch mit einer anderen Religion übereinstimmt.

Um aber nun den Beweis zu geben, dass wir das vorliegende Buch auch im Einzelnen mit Aufmerksamkeit geprüft haben, heben wir aufs Gerathewohl einige Stellen aus, in welchen uns der Verf. das Richtige getroffen zu haben scheint. 28, 8 hat Hr. K. wohl richtig die Lesart râoghâoghôi vorgezogen, die sich schon aus metrischen Gründen empfiehlt, und übersetzt demnach die 2 ps. sg. (pergas impertire), während Ref. bei der Lesart râoghôi gezwungen war die 1. ps. sg. zu wählen. — c. 29 scheint uns im Ganzen etwas zu spiritualistisch gefasst, doch ist auch hier im Einzelnen manches beachtenswerth. So möchte Ref. Hr. K. Recht geben, wenn er 29, 2 dregvôdibîs als Instr. übersetzt: una cum omnibus malignis, während Ref. das Wort im Sinne des Abl. fassen wollte. Die Form dregvôdibîs ist nach den Hdschr. ebenso zulässig wie dregvôdebîs, wir wollen also nicht missbilligen, wenn Hr. K. sie vorgezogen hat, nur war dann 31, 3 auch cazdôghvadibyô zu schreiben str. 5, welche Hr. K. den Priestern zutheilt, wird nach der Tradition von Asha gesprochen str. 8 wird dem Vôhumano, str. 10 dem Goshurun in den Mund gelegt. In 30, 3 hat Hr. K. nach unserer Ansicht sehr mit Recht die Uebersetzung des Wortes yémâ durch »Zwillinge« verlsasen und übersetzt in terra, dann hätte aber auch 31, 8 für yazu nicht die Bedeutung maxime venerabilis beibehalten werden sollen, sondern die traditionelle Bedeutung »abstammend« gewählt werden müssen. 30, 11 hat Hr. K. das dunkle ἅπ. λεγ. qîti, das ich rein conjectural mit »von selbst« übersetzt habe, wohl richtiger in Uebereinstimmung mit Neriosengh durch alacriter oder cum voluptate, desiderio wiedergegeben, indem er an gr. χατέω, χατίζω und einige slavische Analogien erinnert. An andern Stellen möchte Ref. seine und die traditionelle Ansicht gegen Hr. K. festhalten, z. B. 28, 6 wo Hr. K. ashâdâo als ein Wort lesen will, während die Tradition in ashâ einen Vocativ sieht und dâo als 2. pr. sg. betrachtet wissen will. Ebensowenig können wir uns entschliessen, 29, 1. 5. die Formen Khshmaibyâ und vâo als Duale aufzufassen. In 30, 5

ist kein Grund, von der Lesart und gut beglaubigten Bedeutung von vaçtê abzugehen und dafür vastè aufzunehmen und zu übersetzen. Auch 31, 7 dürfte die Correktur yaç tâ sich nicht bestätigen und bei der Lesart yaçtâ sein Bewenden haben. Doch diess sind Kleinigkeiten, im Ganzen stimmen wir der Erklärungsweise des Verf. bei und hoffen, dass auch diese neue Bearbeitung der Gâthâs gute Früchte tragen werde. **Fr. Spiegel.**

Die Ritter des Aristophanes griechisch und deutsch mit kritischen und erklärenden Anmerkungen von W. Ribbeck. Berlin. Verlag von F. Guttentag. 1867. VIII u. 333 S. in gr. 8.

Diese Bearbeitung der Ritter des Aristophanes schliesst sich ganz, nach Plan und Einrichtung, an die ähnliche Bearbeitung der Acharner an, welche der Verfasser im Jahre 1864 hatte erscheinen lassen, sie unterscheidet sich in dieser Beziehung nur dadurch, dass der Verf. unter dem Texte nicht etwa blos eine Ausnahme der nahmhaftesten Abweichungen angegeben, sondern die handschriftliche Varia lectio aufgeführt hat in der Weise, wie sie von den verschiedenen Herausgebern bis jetzt mitgetheilt worden ist; allerdings nehmen hier die ravennatische und venetianische Handschrift die erste Stelle ein, und lassen die Abweichungen, welche in Bezug auf die erstere Handschrift zwischen den Mittheilungen von Bekker und Dindorf stattfinden, allerdings dringend eine neue, sorgfältige Collation dieser Handschrift wünschen, wie diess überhaupt bei allen den von Bekker verglichenen und benutzten Handschriften auch bei andern Autoren der Fall ist, da man sich, wie Ref. zur Genüge erfahren hat, auf keine der Collationen Bekker's, namentlich was die für die kritische Würdigung doch nothwendige Vollständigkeit und Genauigkeit derselben betrifft, verlassen kann.

In der vorliegenden Ausgabe der Ritter erhalten wir demnach zuerst eine Einleitung, in welcher die historischen Beziehungen, unter welchen dieses Stück auf die Bühne gebracht wurde, erörtert, der Inhalt des Stückes genau nach seinen einzelnen Theilen angegeben, und zuletzt noch die in neuester Zeit vielbesprochene Person des Kleon in ihrem Verhältniss zu Aristophanes gewürdigt wird, indem davon allerdings die richtige Auffassung des ganzen Stückes abhängig ist. Aristophanes kann nach dem Verf. (S. 17) nicht als ein unparteiischer Beurtheiler des Kleon gelten, da er ein politischer Gegner desselben war und die Ritter schrieb nach einem Processe, den er sich durch seine früheren Angriffe auf Kleon zugezogen hatte, was begreiflicher Weise auch auf die Darstellung des Kleon in diesem Stücke Einfluss üben musste und die Uebertreibungen hinreichend schon zu erklären vermag, welche der Dichter sich in dem Bilde erlaubte, das er von Kleon für die Bühne

entwarf. »Kleon war, so urtheilt der Verf. S. 19, ein in Partei-Ansichten befangener aber thätiger und mit populärer Redegabe ausgestatteter radicaler Demokrat von höchst sanguinischem Temperament, der dem Vaterland zu dienen glaubte, aber einerseits falsche Vorstellungen von dem hatte, was zum Heile des Vaterlandes gereichte, andererseits vermöge seiner Eitelkeit und seines ungezügelten lebhaften Naturels bisweilen unbewusst, bisweilen absichtlich als Staatsmann persönliche Zwecke verfolgte. Im Einzelnen hat Aristophanes ihm Motive und Handlungen angedichtet oder scheint sie ihm anzudichten, die nicht als böswillige Verläumdungen aufzufassen sind und deren wahre Meinung das Publikum gewiss sofort wird erkannt haben. So kann, wer den Kleon aus Aristophanes allein kennen lernen will, abgesehen von dem anmuthigen Bilde, das er dann von der persönlichen Erscheinung des unglücklichen Mannes bekommt, ihn nur für den abgefeimtesten Gauner und ruchlosesten Räuber halten, der je mit raffinirter Bosheit einen Staat ruinirt und ausgesogen hat. Aber Aristophanes hat sich sicherlich nicht träumen lassen, dass es einem späten Geschlechte beikommen würde, alle seine Crimina für vollkommen buchstäblich gemeint zu nehmen« u. s. w. »Dergleichen Erfindungen, so schliesst der Verf. seine ins Einzelne der gemachten Anschuldigungen noch näher eingehende Betrachtung, gehören aber zum Apparat der Komödie und dürfen nicht mit dem Maassstabe der strengen Wahrheit gemessen werden.«

An die Einleitung schliesst sich noch eine Uebersicht der von dem Dichter in diesem Stücke angewendeten Metra, Vers um Vers, und nun folgt, nach den vorausgeschickten griechischen Argumenten oder Ὑποθέσεις, der Text des Stückes mit der gegenüberstehenden deutschen Uebersetzung: darunter auf beiden Seiten die Zusammenstellung der Varia lectio nach den Handschriften und Citaten, welche bei den Grammatikern vorkommen, die hier mit vieler Sorgfalt und in aller Vollständigkeit angeführt sind. Auf den Text, der mit S. 227 schliesst, folgt der Commentar, d. h. die auf dem Titel bezeichneten kritischen und erklärenden Anmerkungen. Dieselben sind kritisch, insofern sie in einzelnen Fällen die aufgenommene Lesart rechtfertigen oder in zweifelhaften Stellen auf die richtige Lesart führen sollen; die Mehrzahl dieser Anmerkungen betrifft das richtige Verständniss und die richtige Auffassung einzelner in sprachlicher wie sachlicher Hinsicht schwierigen Stellen und namentlich finden sich auch die sachlichen Punkte berücksichtigt. Es kann hier nicht der Ort sein, in das Einzelne der kritischen Behandlung, die allerdings manche Abweichung von den bisherigen Herausgebern bietet und das selbständige Verfahren des Herausgebers kennzeichnet, oder auch in die Einzelheiten der Erklärung näher einzugehen, indem diess billig den philologischen Zeitschriften, die dazu mehr Raum bieten, zu überlassen ist; man wird aber, bei näherer Durchsicht, auch wenn man über Einzelnes

eine andere Ansicht hegen sollte, wie diess in der Natur der Sache selbst liegt, im Allgemeinen kein Bedenken tragen, diese Anmerkungen für befriedigend und den Bedürfnissen des Lesers, der diese Ausgabe benutzt und ein volles Verständniss dieses Drama's gewinnen will, für entsprechend zu erklären. Was die deutsche Uebersetzung betrifft, dis sich streng an das griechische Original hält und dieses getreu wiederzugeben bemüht ist, mit Beibehaltung desselben Metrum's (was bekanntlich keine geringe Schwierigkeit ist), so wird ihr Charakter am besten aus einer Probe ersichtlich sein, welche wir hier beifügen wollen. Wir wählen dazu die in Anapästen gehaltene erste Parabase Vs. 506 ff. (492 ff.), in welcher an die Zuhörer folgende Worte vom Chor gerichtet werden:

Ihr aber, wir bitten, verleiht uns Gehör und vernehmet des Chors Anapaiste.
Kam sonst ein Komödienschreiber und hiess zum Theater uns sprechen, ein alter,
was ér über dieses und jenes gedacht, in muthiger Festparabase,
nicht leicht wohl geschah ihm der Wille sodann; doch diesmal verdient es der Dichter,
denn er hasset von Herzen dieselben wie wir, und was Recht ist, das sagt er mit Kühnheit,
Trotz bietet er mannhaft des Sturmes Gebrüll und der tobenden Wuth des Orkanes.
Mit Staunen — so spricht er — ist mancher von euch schon zu ihm gekommen, zu fragen,
warum er nicht selber in eigner Person schon lange den Chor sich gefordert;
das sollen wir jetzt euch erklären, will er. Nicht Thorheit war's, was ihn also
im verborgenen hielt — das trug er uns auf —, vielmehr es bewog ihn die Meinung,
nicht geb' es ein schwieriger Ding auf der Welt als Komödien schreiben und spielen,
denn viele schon hätten's versuchet, und doch nur wenigen sei es gelungen;
und dann auch, dass er veränderlich euch schon immer und launenhaft kannte,
wie die früheren Dichter im Alter noch stets ihr missachtet und treulos verlassen.
Da dacht' er zuerst, wie es Magnes erging, als grau sich der Scheitel ihm färbte,
der die Gegner doch früher mit Chören so oft auf's beste zu schlagen verstanden;
zu ergötzen wohl wusst' er mit allerlei Klang, mit der Laute, mit Vögelgezwitscher,

mit Lydergesang, Gallwespengesumm, laubfroschgrünschimmerndem Anstrich;
doch gefiel er zuletzt euch nicht mehr, er ward (ein Greis, nicht da er ein Jüngling),
weil im Spotten der Meister dem Alten sich fand, vom Theater gar schimpflich verbannet.
Und weiter gedacht er des wackern Kratin, wie er einst weit strahlendes Ruhmes
einherfuhr über das flache Gefild ein gewaltiger Strom und entwurzelnd
mitführte Platanen und Eichen mit Macht und zu Boden geschmetterte Feinde;
bei Gelagen vernahm man nichts anderes mehr, als 'Bestechung mit Feigensandalen'
und 'Bildner des Sanges voll edelster Kunst', so hoch stand jener in Blüthe.
Doch nun, da ihr seht, dass zum Aberwitz ward sein Witz, wo fühltet ihr Mitleid,
da der Schmuck ihm dahin und der mächtige Klang aufhört von der Leier zu strömen
und die Saiten verstimmt und die Fugen gesprengt? so irrt er als Greis nun verlassen,
gleich Konnas bewahrend den trockenen Kranz, doch verschmachtend mit durstiger Zunge;
der ob früherer Siege doch wahrlich verdient hochpreislich im Rathhaus zu zechen
und nimmer zu faseln, ansehnlich vielmehr ein Geselle des Bakchos zu thronen.
Und Krates, was hat er für Launen von euch zu erdulden gehabt und für Tritte,
der mit mässigen Kosten ganz tüchtig verstand euch bewirthet von hier zu entsenden
gar spasshafte Sachen nach Hausmannsgeschmack zurüstend für eueren Gaumen;
doch hat er sich allein noch gehalten, manchmal durchfallend und manchmal gefallend.
Dies alles hat immer in Angst ihn versetzt, und dazu noch erfüllt ihn die Meinung,
erst müsse man gründlich das Rudern versteh'n, eh' am Steuer zu sitzen man tauge,
dann Untersteuermann werden gemach und die Winde studieren mit Eifer,
und zuletzt erst komme des Steuermanns Kunst. Aus all den Gründen nun also,
weil mit Sinn und Verstand er die Sachen betreibt und nicht albern ins Haus mit der Thür fällt,

hoch lasset des Beifalls Wogen ihm geh'n und erhebet mit elf-
fachem Schlage
des lenaischen Festes willkommenen Lärm,
dass der Dichter hübsch fröhlich das Haus uns verlässt,
weil es heut ihm gelabg,
hell strahlend mit leuchtendem Antlitz!

Oder die Ansprache an die Pallas in der Antistrophe in Glyconeen 581 ff.

Schützerin Pallas, unsres hoch-
heiligen Landes Königin,
welches der Dichter Ruhm und Kriegs-
thaten und Macht erheben weit
über die Länder alle;
nah' dich, o komm mit unserer
Gönnerin Nike auf den Feld-
zügen und in den Schlachten,
die der festlichen Chorlieder sich freuet
und den Feinden mit uns stehet genüber.
Komm o Göttin, erscheine jetzt!
gilt's mit jeglicher Kunst doch heut
uns den Männern des Ritterstands
Sieg zu schaffen, wenn jemals.

Noch ist zu bemerken, dass ein Index beigefügt ist, in welchen jedes griechische Wort, das in diesem Stücke vorkommt, aufgenommen ist. Die äussere Ausstattung des Ganzen in Druck und Papier ist vorzüglich zu nennen.

Geschichte und Institutionen des römischen Privatrechts von Dr. Friedrich H. Vering, Professor der Rechte an der Universität zu Heidelberg. Zweite umgearbeitete sehr vermehrte Auflage. Mainz. Verlag von Franz Kirchheim. 1867. XI und 564 S. gr. 8. (2 Thlr.)

In meiner Selbstanzeige der ersten Auflage in diesen Jahrbüchern 1865. Nr. 30. S. 476 ff. habe ich mich über Zweck und Plan meines Werkes des Näheren ausgesprochen. Die vorliegende zweite Auflage ist eine umgearbeitete und sehr vermehrte. Der Text des Buches ist um 118 Seiten vermehrt, dagegen das Register durch compresseren Druck auf einen um einen halben Bogen kleineren Raum zusammengedrängt. Ich habe im Wesentlichen den ursprünglichen Plan festgehalten, ein Lehrbuch der Geschichte des römischen Privatrechts und des heutigen gemeinen Rechts zu bieten, welches sich durch Einfachheit und Fasslichkeit der Darstel-

lung als Einleitungswerk für Anfänger und durch Vollständigkeit seines Inhalts auch zur Repetition und zum Nachschlagen eigene. Durch viele grössere und kleinere Verbesserungen in der Fassung und Darstellung, durch einige Erweiterung der äussern Rechtsgeschichte, Vervollständigung der inneren Rechtsgeschichte und theilweise neue Aufnahme einer Anzahl dogmatisch wichtiger Lehren hoffe ich das Buch für seinen Zweck noch brauchbarer gemacht zu haben. Statt der früheren 18 Bücher, in die das Werk zerfiel, habe ich aus Buch I—IX jetzt ein erstes Buch: Allgemeine Lehren mit 9 Kapiteln gemacht (1. von dem Rechte und den Rechtsregeln im Allgemeinen, 2. die Bearbeitungen und Sammlungen des römischen Rechts, 3. die Natur der Rechte im subjectiven Sinne, 4. von der Rechtsfähigkeit oder Persönlichkeit, 5. Begriff und Arten der Sachen, 6. von dem Erwerbe und Verluste der Rechte, 7. vom Einflusse der Zeit, 8. die Sicherung und Vertheidigung der Rechte, 9. der Besitz). Buch II behandelt in 5 Kapiteln die dinglichen Rechte (1. Eigenthum, 2. Servituten, 3. Emphyteuse, 4. Superficies, 5. Pfandrecht). Buch III das Obligationenrecht. Buch IV in 3 Kapiteln das Familienrecht (1. das Eherecht, 2. die patria potestas, 3. die Vormundschaft). Buch V das Erbrecht.

Auch die Zahl der Paragraphen ist von 236 auf 274 vermehrt, indem mehrere ganz neu hinzugefügt und einige durch Zerlegung in kleinere Abschnitte unter Erweiterung des Inhalts derselben hinzugekommen sind. Im ersten Buche sind namentlich ganz neu hinzugefügt, die Paragraphen 22—24 über die Anwendung der Gesetze in Ansehung der Personen, in örtlicher Beziehung und in Ansehung der Zeit, §. 27 über die römischen Juristen in ihrer Aufeinanderfolge und deren Thätigkeit im Einzelnen, §. 83 von der Stellvertretung u. s. w. Auch habe ich jetzt an verschiedenen Stellen kurz die Grundabweichungen des germanischen, des canonischen und des modernen Rechtes von den römischen Rechtsgrundsätzen mit Petitschrift hervorgehoben. So S. 222 die Ausdehnung des Begriffes der juris quasi possessio im canonischen und germanischen Rechte, S. 278 die deutschrechtliche Erbpacht im Unterschiede von der Emphyteusis, S. 317 die modernen Obligationen auf den Inhaber im Gegensatze zur römischrechtlichen Unübertragbarkeit des Forderungsrechtes, S. 462 die Grundabweichungen des germanischen und canonischen Begriffes der Erbschaft und Erbfolge von der Auffassung des römischen Rechts. Im Einzelnen ist so zu sagen kein Paragraph ohne grössere oder kleinere Veränderungen und Verbesserungen geblieben. Auch der Druck in der 2. Auflage zeichnet sich durch viel grössere Correktheit von der 1. Auflage aus, während im Uebrigen die Ausstattung vielleicht noch mehr wie bei der 1. Auflage befriedigen wird. **Fr. H. Vering.**

Nr. 44. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Traité d'Algèbre, à l'usage des candidats aux Ecoles du Gouvernement, par H. Laurent, Répétiteur d'Analyse à l'Ecole Polytechnique et ancien Elève de cette Ecole. Paris, Gauthier-Villars. 1867. (XVI. u. 520 S. in 8).

Das vorliegende Buch hat sich zur Aufgabe gestellt, diejenigen, welche in die Schulen der französischen Regierung eintreten wollen, in der Algebra so weit zu führen, als das von der Regierung festgesetzte Programm es fordert. In einigen Punkten ist es übrigens insoferne von diesem Programme abgewichen, als eine oder die andere Theorie etwas weiter entwickelt wurde, als nach der Vorschrift gerade nöthig war.

Indem wir nachstehend eine kurze Uebersicht des Inhalts geben, bezwecken wir zugleich damit, das Maass der elementaren Kenntnisse in der Mathematik zu bezeichnen, welche in Frankreich für den Eintritt in die polytechnische Schule und ähnliche Anstalten gefordert werden. Dazu bemerken wir gleich von vorn herein, dass die Darstellung im Allgemeinen eine untadelhafte ist.

Das Buch beginnt mit der Theorie der »vier Operationen«, nachdem es die negative Zahl nicht als für sich bestehend angesehen wissen will, sondern sie immer nur als Theil einer Formel, in der die übrigen Glieder eben nicht besonders angegeben werden, betrachtet. Darauf wird der Gränzbegriff eingeführt und auf die Behandlung der incommensurablen Grössen angewendet, und endlich die Grundprinzipien der algebraischen Rechnung angegeben.

Das zweite Kapitel behandelt die Polynome, die algebraischen Brüche und die mit diesen Grössen auszuführenden (vier) Rechnungsarten, worauf im dritten Multiplikation und Division geordneter Polynome, die Eigenschaften ganzer Funktionen und die dabei in Betracht kommende Methode der unbestimmten Koeffizienten dargestellt werden.

Das nächste Kapitel betrachtet die arithmetischen Wurzelgrössen, bezüglich deren Theorie; beweist sodann die Binomialformel, welche auf ein beliebiges Polynom erweitert wird, wozu noch die Ausziehung der Quadratwurzel aus einem Polynom hinzukömmt. Im fünften Kapitel werden die Gleichungen ersten Grades mit einer und mehrern Unbekannten nach verschiedenen Methoden aufgelöst, wobei auch die Ausnahmsfälle, die dabei auftreten können, berücksichtigt werden. Hieran schliest sich naturgemäss eine elementare Theorie der Determinanten, dann einige Aufgaben, sowie einige Fundamentalsätze der Theorie der Gränzwerthe.

Das sechste Kapitel behandelt die Gleichung zweiten Grades in eingehender Weise, woran die Auflösung von Aufgaben über Maxima mittelst der Gleichungen zweiten Grades geknüpft werden. Die arithmetischen und geometrischen Reihen in kurzer Darstellung bilden den Inhalt des siebenten Kapitels, indess das achte in grösserer Ausführlichkeit die combinatorische Analysis behandelt, wobei das Binom, die figurirten Zahlen, die Berechnung der Anzahl Kugeln in Kugelhaufen, die Factoriellen und einige Sätze aus der Zahlenlehre als Anwendung der allgemeinen Sätze auftreten. Damit schliesst der erste Theil des Buches.

Der zweite Theil, welcher die »algebraische Analysis« enthält, beginnt mit dem Begriffe der Stetigkeit und einigen Sätzen über stetige Funktionen, worauf dann die einfache algebraische Funktion (x^m), die Eponentialfunktion (a^x) und die logarithmische Funktion ($\log x$) hinsichtlich ihrer Eigenschaften untersucht werden. Bei letzterer verweilt das Buch, wie das in der Natur der Sache liegt, länger, indem namentlich die geschichtliche Entwicklung des Logarithmus dargestellt wird. Als Anwendung erscheint die Zinseszins- und Annuitäten-Rechnung.

Im dritten Kapitel wird die Theorie der imaginären Grössen dargestellt. Der Verf. geht dabei von der Cauchyschen Theorie der algebraischen Schlüssel (clefs) und dessen symbolischen Gleichungen aus. Die ganze Theorie erhält aber dadurch so sehr einen Anstrich von Willkürlichkeit, dass wir nicht dafür halten, in einem elementaren Kursus so verfahren zu sollen. Ohnehin ist die Bedeutung von $\sqrt{-1}$, wenn man von einer solchen reden will, in dieser Weise nicht festzustellen.

Das vierte Kapitel behandelt in eingehender Untersuchung die allgemeine Theorie der Reihen, also vorzugsweise die Konvergenz und Divergenz unendlicher Reihen, dann die Rechnung mit denselben, woran die Summirung einiger unendlicher Reihen sich schliesst, wie etwa des (allgemeinen) Binomiums; daraus dann Bestimmung des Gränzwerthes von $\left(1+\frac{x}{m}\right)^m$, die exponentiale und die trigonometrischen Reihen, die logarithmische Reihe, Berechnung von π u. s. w.

Das fünfte Kapitel handelt von den unendlichen Produkten und den Kettenbrüchen, wobei namentlich auch die Verwandlung von Reihen in Kettenbrüche erläutert wird. Im sechsten Kapitel wird sodann die Theorie der ganzen Funktionen, also die Elemente der höheren algebraischen Gleichungen gegeben; die eigentliche Auflösung der numerischen Gleichungen findet sich sodann im folgenden Abschnitte, in dem alle Sätze zusammengestellt sind, namentlich werden die bekannten Lehrsätze von Descartes, Budan (Fourier), Rolle und Sturm erwiesen. Die thatsächliche Auflösung mittelst der theoretisch angedeuteten Näherungsmethoden ist wohl etwas zu kurz abgethan.

Zur Theorie der Gleichungen gehört auch noch das achte Kapitel, das von der Elimination handelt, bei der dann natürlich der Satz von Bezout (nach Liouville) bewiesen wird. Einige besondere Arten von Gleichungen (binomische, dritten und vierten Grades) löst der nächste Acshnitt auf.

Im zehnten Kapitel wird die Zerfällung in Partialbrüche gelehrt, während das elfte (und letzte) die Elemente der Differentialrechnung (unter der Bezeichnung: théorie des fonctions dérivées) aufführt. Die Anwendungen beziehen sich auf eine kurze Darstellung der Maxima und Minima, den Beweis des allgemeinen Taylorschen Satzes und die Untersuchung der scheinbar unbestimmten Formen.

Damit haben wir in Kürze den Inhalt des Buches näher bezeichnet und empfehlen dasselbe, seiner im Allgemeinen gründlichen Darstellung wegen, der Aufmerksamkeit der jungen Mathematiker.

Generalbericht über die europäische Gradmessung für das Jahr 1866. Berlin. Druck und Verlag von Georg Reimer. 1867.

Indem wir für die gütige Zusendung des Generalberichtes für 1866 unsern Dank hiermit aussprechen, wollen wir den Lesern dieser Blätter durch eine Uebersicht des Inhalts den Stand des für die Wissenschaft so wichtigen Unternehmens am Schlusse des Jahres 1866, das allerdings für solche Arbeiten nicht günstig war, bezeichnen.

Wie aus unsern früheren Anzeigen bekannt, enthält der „Generalbericht« die Zusammenstellung der Berichte der einzelnen Kommissäre (Länder) jeweils auch noch mit wissenschaftlichen oder praktischen Beigaben, die dem angestrebten Ziele dienen.

Der alphabetischen Ordnung folgend, beginnt Baden die Reihe dieser Berichte. Nachdem, in Folge der Aufforderung des Zentralbureaus für die europäische Gradmessung, von der Grossherzoglichen Regierung die Originaldreiecke erster Ordnung an jenes eingereicht waren, stellte sich, wie schon aus den früher vorgelegten Koordinaten, heraus, dass zwischen der badischen Vermessung und den an sie angeschlossenen Differenzen bestehen, welche als unzulässig erklärt werden müssen. Es wird also wohl eine neue Messung nothwendig werden und es hat sich desshalb das Centralbureau (Vorstand: General Baeyer) erboten, Beobachter und Instrumente dazu zu stellen, natürlich unter der Voraussetzung, dass die badische Regierung — wie sie dies selbst vorgeschlagen — die weitern Kosten trage.

Aus Baiern, Belgien, Dänemark gingen bis zur Abfassung des Berichts noch keine Nachrichten ein. Frankreich, das bekanntlich nicht in den Bereich der eigentlichen Gradmessung fällt,

hat aber sonst seine Mitwirkung durch Anschluss seiner ausgedehnten Messungen, sowie durch Messung von Längengraden u. s. w. zugesagt. Yvon Villarceau hat in einer kleinen Schrift: Notice sur les travaux scientifiques, Paris 1866, eine historische Uebersicht über die wissenschaftlichen Arbeiten in Frankreich gegeben, aus der nun der Generalbericht so viel heraushebt, als zum Verständnisse dessen nöthig ist, was durch die Mitwirkung Frankreichs für die europäische Gradmessung geschehen ist. Diesen Auszügen ist ein Aufsatz von Y. Villarceau beigegeben, in dem ein neues Theorem in Bezug auf den Einfluss der Lokalanziehungen auf Länge und Azimuth erwiesen und dann zum Beweise des von Laplace in der »Mécanique céleste« (Ausgabe von 1799, tome II, pag. 177, Zeile 5 v. u.) durch eine sehr umständliche Behandlung gefundenen Satzes verwendet wird. Die allgemeine Anwendung dieses Satzes auf das Studium der Erdfigur wird dann noch angedeutet. Endlich ist eine neue Bestimmung des Haupt-Azimuthes zur allgemeinen Orientirung der Karte von Frankreich, von demselben Gelehrten, angegeben.

Aus Darmstadt ging kein Bericht ein; aus Holland ging wohl ein solcher ein, der aber wesentlich nur Pläne für die Zukunft enthält. Aus Italien wird eine »Relazione sugli studii fatti per assegnare il coefficiente di temperatura, e la lunghezza della Tesa del Macch^sto^ Spano inviata a Berlino« mitgetheilt, deren Titel ihren Inhalt genügend bezeichnet und wozu wir nur bemerken, dass die Beobachtungen selbst mitgetheilt sind.

Mecklenburg und Oesterreich haben keine Berichte eingesendet; dagegen ist aus Oldenburg ein solcher über die Feststellung eines Beobachtungspunktes am Jade-Busen und über dort gemachte Beobachtungen vorgelegt.

Nachdem die spanische Regierung sich aus freien Stücken erboten, bei der europäischen Gradmessung ihrerseits mitzuwirken, wurde auch die portugiesische darum ersucht, und es hat letztere den Direktor des geographischen Instituts in Lissabon beauftragt, sich hierwegen mit dem Centralbureau in Verbindung zu setzen.

Aus Preussen erstattet zuerst General Baeyer Bericht über die durch den Krieg leider beschränkten Arbeiten des Jahres 1866; sodann werden Berichte aus Holstein, Hannover, Kurhessen, zum Theile unter Mittheilung von Originalbeobachtungen, aufgeführt. Eine höchst wichtige Zugabe bildet ein Auszug aus dem »Monatsbericht der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin« worin die Beobachtungen besprochen werden, welche General Baeyer über »die Veränderungen, welche Maassstäbe von Eisen und Zink in Bezug auf ihre Länge und ihren Ausdehnungs-Koeffizienten mit der Zeit erleiden«, gemacht hat.

Russland sandte den 27. Band der Memoiren des Kriegskarten-Depots ein; die telegraphischen Längenbestimmungen wur-

den von Saratow, wo sie 1865 abgebrochen wurden, bis Orenburg fortgesetzt.

Aus Sachsen erstattet Weisbach Bericht über eine Reihe von Nivellirarbeiten, und Bruhns über die begreiflich sehr beschränkten geodätisch-astronomischen Arbeiten. Aus Schweden wird angezeigt, dass ungeachtet der beständig misslichen Witterung, behufs Umarbeitung des im Anfang dieses Jahrhunderts gemessenen Dreiecksnetzes, die Ausstreckung des (neuen) Netzes vollzogen wurde.

Aus der Schweiz wird ein Protokoll-Auszug der Commissions-Sitzung vom 4. April 1866, Nivellirungsarbeiten betreffend, mitgetheilt; Spanien ist mit seinem Berichte noch im Rückstand und Württemberg erwartet noch bestimmte Entschliessung seiner Regierung.

So weit der Generalbericht, wie er der diesjährigen Conferenz in Wien vorzulegen war (25. April). Nachträglich sind nun noch weitere Einzelberichte eingegangen, die also auch als »Nachtrag« zu dem eigentlichen Berichte erscheinen.

Aus Oesterreich, in dem die geodätischen Arbeiten zu feiern hatten, werden (ausführlich) astronomische Beobachtungen zur Feststellung von Azimuth und Polhöhe mitgetheilt, die durch diese vollständige Darlegung von grossem Interesse sind; aus Preussen ist ein Bericht des Prof. Förster über die Längebestimmung Berlin-Königsberg gegeben, in dem ganz besonders auf die persönliche Gleichung zwischen den Beobachtern Rücksicht genommen wird; endlich enthält eine »Beilage« den Beweis, dass auch in Preussen, wie anderwärts, zuweilen Missverständnisse vorkommen. Unsers Wissens ist die hier berührte Sache, welche schon in dem Generalbericht für 1865 (S. 30) angedeutet wurde, auch anderweitig zur öffentlichen Besprechung gelangt.

Zum Schlusse unserer Anzeige können wir nur den Wunsch aussprechen, dass der um die Wissenschaft und die Anwendung derselben so hochverdiente General Baeyer noch lange mit ungeschwächter Kraft an dem von ihm unternommenen und ins Leben gerufene Werken thätig sein möge.

Dem Generalbericht liegt das »Protokoll der Sitzungen der permanenten Commission der mitteleuropäischen Gradmessung in Wien vom 25.—30. April 1867« bei. Diese Sitzungen wurden unter dem Vorsitze von Hansen und mit den Schriftführern Bruhns und Hirsch an den eben angegebenen Tagen gehalten. Ihnen wohnten, ausser den Genannten, noch die Mitglieder der permanenten Kommission: Baeyer und v. Fligely, sowie die (Regierungs-)Commissäre Peters, Wittstein, Herr, Schering, Hornstein und v. Ganahl bei. Die Verhandlungen bewegten sich im Kreise der bereits im Generalbericht angedeuteten Gegenstände; sodann wurden einzelne Berichte über die im Allegmeinen freilich nicht übervielen Arbeiten des Jahres 1866 erstattet, und endlich eine Geschäftsord-

nung für die allgemeine Conferenz, welche am 30. September 1867 in Berlin zusammentreten soll, festgeset. Ebenso unterstützte, bezüglich befürwortete die permanente Kommission in einem Schreiben an das k. pr. Ministerium des Unterrichts die Gründung eines geodätischen Instituts in Berlin.

Taschenbuch der Mathematik. Tabellen und Formeln zum Gebrauche für den Unterricht an höheren Lehranstalten und zur Anwendung bei den in der Praxis vorkommenden Berechnungen. Bearbeitet von Dr. W. Ligowski, Prof., Lehrer an der ver. Art:- und Ing.-Schule in Berlin. Mit Holzschnitten. Berlin Verlag von Ernst und Korn. 1867. (XVI. u. 172 S. in kl. 8).

Das vorliegende Taschenbuch ist, trotz der verhältnissmässig geringen Seitenzahl, vollständig und zweckmässig, wenn man die Anforderungen nicht gar zu hoch spannt. Natürlich sind blos die Sätze angeführt, ohne dass ein Beweis derselben angedeutet wäre, wie dies auch ganz in Ordnung ist. Ob die Logarithmentafeln in einem solchen Buche aufzuführen sind oder nicht, lässt sich bestreiten; sie sind in dem vorliegenden enthalten und wir wollen desshalb über die theoretische Frage der Zwekmässigkeit ganz wegsehen.

Die Bedeutung des Buches wird sich für den Lehrer am besten aus einer Uebersicht des Inhalts ergeben, da ja daraus auch am sichersten entnommen werden kann, ob dasselbe etwa den persönlichen Wünschen entspreche oder nicht.

Den Beginn des Buches bilden Vorschriften für den Gebrauch: der gewöhnlichen Logarithmen, sowie der natürlichen und der Gaussischen; der trigonometrischen Logarithmen; der Tabelle zur Ermittelung der hyperbolischen Funktionen und der hyperbolischen Cosinus und Sinus.

Diesen Anweisungen folgen nun die Tabellen selbst und zwar: eine Tabelle der gewöhnlichen Logarithmen mit vier Dezimalen, in einer etwas von der gebräuchlichen verschiedenen Form, für die Zahlen von 1 bis 999; sodann eine Tabelle der Gaussischen Logarithmen, für Addition und Subtraktion eingerichtet, ebenfalls mit vier Dezimalen; eine Tabelle der Logarithmen der vier trigonometrischen Funktionen von 10 Minuten zu 10 Minuten; die Werthe derselben Funktionen in derselben Ausdehnung, sowie der Sekante und Cosekante; die Werthe der Bögen wieder in derselben Weise; die Werthe von $\mathrm{l\,tg}\left(45^0+\frac{\varphi}{2}\right)$; die Werthe der hyperbolischen Sinus und Cosinus des Bogens ψ, wenn ψ von o

bis 8·45 geht; daneben sind die Werthe von $\frac{2}{\sqrt{\pi}}\int_0^t e^{-t^2}dt$ angeführt wenn $\frac{t}{\varrho}$ von 0 bis 5 geht ($\varrho = 0·47694$) oder t von 0 bis 2·3: eben so die Werthe von $\log \Gamma(a)$ für a von 1·01 bis 1·99; Zahlenwerthe und Logarithmen häufig vorkommender (meist mit π zusammenhängender) Zahlen; eine Tabelle rationaler Dreiecke; Tabellen für $d\pi$, $\frac{1}{4}d^2\pi$, d^2, d^3, $\sqrt{d}$, $\sqrt[3]{d}$, wenn d in ganzen Zahlen von 1—1000 geht; endlich eine Tabelle für $F\left(\frac{\pi}{2}, \varepsilon\right)$, $E\left(\frac{\pi}{2}, \varepsilon\right)$, wenn $\varepsilon = \sin\alpha$ und α durch halbe Grade von 0^0—90^0 geht.

Nach diesen Tabellen werden nun die einzelnen Zweige der mathematischen Wissenschaften behandelt.

Aus der Arithmetik erscheinen: die Grundformeln in positiven und negativen Zahlen; die Potenzen und Wurzeln; die imaginären Zahlen; die Lehrsätze der Logarithmentheorie; die Kettenbrüche; die Factoriellen und Binominalkoeffizienten; die Combinationslehre; die Determinanten; die endlichen Reihen; die arithmetischen Reihen; Entwicklung der Funktionen in Reihen; allgemeiner binomischer Lehrsatz; Exponential- und logarithmische Reihen; die hyperbolischen Funktionen; Gleichungen und die Eliminationsmethoden; Proportionen; Theilungs- und Zinsrechnung; allgemeines arithmetisches Mittel; Gleichungen des zweiten, dritten und vierten Grades; höhere Gleichungen; reziproke Gleichungen.

Die Goniometrie enthält die Beziehungen der vier trigometrischen Funktionen in den vier Quadraten; die Auswerthung derselben durch einander; die zwischen den trigonometrischen Funktionen verschiedenen Winkel bestehenden Verhältnisse; Summirung trigonometrischer Reihen; die Formeln zur Berechnung der Funktionen kleiner Winkel; die Gleichungen zwischem dem Arcus (letzteres unserer Meinung nach nicht vollständig, da wir hinsichtlich dieser Arcus gewisse Einschränkungen machen).

Aus der ebenen Trigonometrie werden die allgemeinen Gesetze aufgeführt für das rechtwinklige, gleichschenklige und schiefwinklige Dreieck, wobei die Formeln für Flächeninhalt ebenfalls gegeben sind, sowie für die ein- und umgeschriebenen Kreise. Dann werden die Formeln zur Berechnung der Stücke ebener Figuren für die obigen dreierlei Dreiecke, das Parallelogramm, Trapez, Viereck im Kreise, Trapezoid und die regulären Vielecke gegeben,

Die sphärische Trigonometrie enthält die Grundformeln und deren Anwendung in gedrängter Kürze.

Aus der Stereometrie (die ebene Geometrie ist übergangen) werden die Berechnungen der gewöhnlichen Körper mitgetheilt; dann die Guldin'sche Regel angewendet auf Rotationskörper und endlich die Gewölbe und Fässer berechnet.

Die analytische Geometrie der Ebene enthält die Erklärung der Koordinaten; die Verwendung derselben; die Lehrsätze für die gerade Linie; die Kegelschnitte sowohl im Einzelnen als auch die allgemeine Untersuchung der Gleichung des zweiten Grades.

Für die analytische Geometrie im Raume werden eben so zunächst die Fundamentalsätze aufgeführt; dann Ebene und Gerade betrachtet; die axonometrische und perspectivische Projektion kurz behandelt; endlich der Flächen zweiten Grades gedacht, ohne dass jedoch die Untersuchung der allgemeinen Gleichung zweiten Grades gehörig durchgeführt ist.

In der Differentialrechnung werden die Differenzirungsregeln ausführlich angegeben; die Taylor'sche Reihe aufgeführt; die unbestimmten Formen behandelt; Maxima und Minima finden gelehrt und endlich die Zerfällung nationaler Brüche vorgenommen.

Die Integralrechnung enthält eine vollständige Zusammenstellung der Hauptformeln; Einiges aus der Theorie der bestimmten Integrale mit Werthen von einzelnen solcher; die Euler-schen Integrale und die Gamma-Funktionen; die näherungsweise Berechnung bestimmter Integrale.

Aus der Theorie der Differentialgleichungen werden blos die Fälle getrennter Veränderlichen, unmittelbarer Integration, des integrirenden Faktors, homogener Gleichungen und der Riccatischen Gleichung betrachtet. Von höherer Ordnung sind nur lineare Differentialgleichungen aufgeführt.

Die Anwendung der Differentialrechnung auf Geometrie behandelt die ebenen Kurven (Tangente, Krümmung, Asymptoten), dann die doppelt gekrümmten Kurven und die krummen Flächen. Daran schliesst sich Einiges über die Berechnung gewisser elliptischer Integrale und Tabellen für $E(\varphi, \varepsilon)$, $F(\varphi, \varepsilon)$, wo $\varepsilon = \sin\alpha$ und φ, α von 10^0 zu 10^0 gehen.

Den Schluss macht die Wahrscheinlichkeitsrechnung mit den Hauptsätzen der Methode der kleinsten Quadrate.

Als Anhang figuriren vergleichende Maass- und Gewichttabelle mit Hilfstabellen; Münzwerthe; mittlere Zeit für den wahren Mittag (in Minuten); Proportionaltheile und Multiplikationstabelle, und endlich eine Ortstafel (Länge und Breite), die übrigens nur Sternwarten enthält.

Wir glauben, dass diese Uebersicht des Inhalts völlig hinreichen wird, das Buch zu empfehlen, ohne dass wir etwas Weiteres zufügen.

Dr. J. Dienger.

Zur juristischen Lexicographie.

Wir beschränken uns auf die Lexicographie der lateinischen Sprache: Was nun

1) das römische Recht angeht, so hat es seit dem Mittelalter viel Mühe und Anstrengung gekostet, um Etwas zu leisten: Wir sind lange nicht den Darstellungen gewachsen, welche die allgemeinen lateinischen Lexica enthalten. Man vergleiche die Lexica von Klotz, Freund, und die Rücksicht, welche bei einer neuen Ausgabe von Facciolati-Forcellini selbst die Italiener auf die deutschen Werke nehmen, die obenerwähnten, dann die Schriften von Döderlein und Andere, und die Arbeit ist so grossartig, dass wir viel aber doch nicht das gethan haben, was die Philologen geleistet haben. Die Geschichte für die Lexicographie des Rechts ist Folgende: Brissonius hat viel geleistet zunächst wohl in der Hervorhebung der Stellen, und Heineccius hat dessen Werke eine bessere Ordnung gegeben und so konnte Hugo in seiner dritten und letzten Ausgabe seiner Literärgeschichte sagen:

»Wir haben von ihm oder durch ihn (Brissonius und Heineccius) das grosse civilistische Wörterbuch, welches neuerlich das Lob erhalten hat, den Sprachgebrauch der Alten genau beobachtet zu haben.«

Die frühere Ausgabe des Brissonius von Tabor und Itter, die vor mir liegen, haben nur einige neue Stellen zugethan.

Darauf kam Dirksen in seinem Buche Manuale Latinitatis fontium juris Civilis Romanorum thesauri latinitatis epitome in usum tironum, er hat eine Dogmatik hereingebracht durch Paragraphen, wo einestheils der verschiedene Inhalt des Wortes angezeigt wird, anderntheils die dazu gehörenden andern Worte als opposita oder in der Mitte stehend als conjuncta oder theilweise contraria angezeigt werden. Epitome nennt der Verfasser sein Buch weil er noch ein ausgedehnteres derselben Art herausgeben wollte. Auch er war dem Brissonius und Heineccius darin zugethan, dass es ihm nicht an Worten und Stellen der Quellen fehlte, so z. B. führt er eine Stelle aus l. 28. D. 48, 5 über die condictio ex lege an und zwar bei condicticius (quae ex lege descendit) die Brissonius hat, obgleich in dem Titel de condictione ex lege nicht darauf verwiesen ist. Im Reiche der Condictionen ist noch Vieles streitig. Gibt es wirklich eine c. ex lege? Wir hätten auch von Calvinus oder Kahl sprechen können, der sich ebenfalls viele Mühe gegeben hat, und von Dionysius Gothofredus sehr gelobt wird, der sich auch auf das Canonische, Feudal und Criminalrecht einlässt, aber viel ungenauer ist, wie Brissonius, auch im canonischen Recht blos die graeca anführt, nicht aber die Fortbildungen nach germanischen Wörtern, wofür freilich du Cange du Fresne nicht viel für das canonische Recht geleistet hat. Dieses führt uns nun

2) auf das canonische Recht. Hier ist nicht viel geschehen, und zwar nicht ohne guten Grund. Es kommen hier griechische, germanische, mittelalterlische, theologische, aus dem römischen Recht herübergezogene Worte vor, und der Manualist weiss nicht, wem er es recht machen soll. Daher ist es erklärlich, dass des Verfassers manuale latinitatis juris canonici, obgleich schon fünf Jahre ausgegeben keine Beurtheilung erfahren hat. Es sollte ein rein juristisches Werk sein, aber alle canonistischen Schriften ebenso benützen, wie einst die juristischen Schriftsteller über das römische Recht es gethan haben. Der Verf. hat wenigstens zehn Jahre seines Lebens darauf verwendet. Dass Theologen nicht befriedigt sind, lässt sich erklären, aber die germanistischen Rechtsquellen hat der Verf. berücksichtigt. In seiner Vorrede hat er den Zweck seiner Arbeit und seine Hilfsmittel genau angeführt. Allerdings fehlt an dem Buche, dem ersten Versuch dieser Art, sehr viel, und er hat dieses in seinem neuesten Werke »äussere Encyclopädie des Kirchenrechts bemerkt, S. 275, namentlich über die Worte, die er vergessen hat. Ob das manuale eine zweite Auflage erleben wird, ist zweifelhaft, daher gedenkt er schon hier über einige Worte sich zu erklären: z. B. über aes et libra (dieses Wort hat nicht einmal Calvinus) es kömmt bei der Baulast vor, die Besitzer der Güter sollen nicht pro capita personarum vel domorum, sondern als opulentes nach ihrem Einkommen vom Bischof besteuert werden, die Pächter aber arbitrar. Wiestner Instt. Jur. Can. tom. III p. 910. Nr. 52. 53. Vergl. auch Barbosa und die declar. zum Concil von Trient. Ampullae sind Krüglein, wo Wein und Wasser zum Opfer gebracht wird, Amictus ein Kleid der Geistlichen s. Bona de rebus liturg. lib. 2. c. 24. Arcosolia sind Gräber der Märtyrer in den Katacomben von arcus und solium. Aureola ist ein Licht, welches die Figuren Gottes und der Heiligen beleuchtet nach Didron Iconographie chretienne Paris 1843. Epiclesis nach der neueren Darstellung von Hoppe 1864. Faldistorium episcopi, stalla canonicorum. Polytichum i. e. ordo Romanus. Phillipps Kirchenrecht VI. Band S. 404. Regionales i. e. legati. Sacratarium i. e. absida. tigna oris Bernard summa decretalium lib. II. tit. 18. Zancha — Stiefel Watterich pag. 4 — es mögen diese Worte genügen.

In unserer Zeit wird so viel gedruckt, dass ein Buch von 192 Seiten nicht den Zweck haben kann, umfassend zu sein, sondern die einzelnen Forscher nur hinzuweisen auf Werke, wo sie sich orientiren können. Man kann keine lexicographische Werke für alle Fächer schreiben, sondern es genügt vor Allem der Zweck, Dirksen hat seinem Werke ein Buch über Lexicographie vorausgehen lassen und doch ist sein Buch nur in usum tironum geschrieben. Der Verfasser des manuale latinitatis juris Canonici hat Aehnliches in seiner Vorrede angegeben. Noch ist die Zeit nicht, da seit dem vollendeten Drucke neun Jahre vergangen sind, aber der Verf. sieht jetzt schon ein, dass er sich an Etwas Unausführbares

gewagt hat, und er bittet ganz besonders Alle, welche sich um diese Arbeit interessiren mögen, mit vollster Güte und Nachsicht den Verfasser zu beurtheilen. **Rosshirt.**

Die Komödien des Plautus. Kritisch nach Inhalt und Form beleuchtet zur Bestimmung des Echten und Unechten in den einzelnen Dichtungen. Von K. H. Weise. Quedlinburg, Druck und Verlag von G. Basse 1866. 189 S. in gr. 8.

Die Stücke des Plautus sind in der neuesten Zeit Gegenstand erneuerter Sorge von Seiten der Gelehrten geworden, und hat diese Sorge insbesondere der Kritik des Textes, in Herstellung des ursprünglichen von Plautus selbst ausgegangenen Textes, wie in richtiger Auffassung und Erklärung desselben, auch in metrischer Hinsicht sich zugewendet. Mit diesen Bemühungen hängt allerdings auch das Bemühen zusammen, von dem, was als richtig im Texte ermittelt ist, dann das Unächte, d. h. das später hinzugekommene auszuscheiden, und so einen ächten und wahren Plautus zu gewinnen. Dass diess schon im römischen Alterthum eine schwierige Sache war, welche die gelehrten Kritiker des augusteischen Zeitalters viel beschäftigte, zeigen uns die Nachrichten des Gellius über die zahlreich unter Plautus Namen gehenden, aber nicht von ihm verfassten Stücke, und die Nothwendigkeit, die ächten und anerkannten Stücke des Dichters von der ganzen Masse der sogenannt Plautinischen Stücke auszuscheiden. Bekanntlich, wie uns derselbe Gellius mittheilt, unternahm der gelehrte Varro eine solche Ausscheidung, und ein und zwanzig von ihm vorzugsweise ausgelesene und als ächte Stücke des Plautus erkannte Dramen galten im Alterthum auch unzweifelhaft als solche und haben daher sich auch, mit Ausnahme eines einzigen, das den Schluss bildete, und verloren ging, erhalten: ein Umstand, der uns gewiss auf die Bedeutung dieser sogenannt Varronischen Recension und den Werth, den man in der nachfolgenden Zeit darauf legte, hinweist. Denn die Autorität dieses Mannes, allerdings des gelehrtesten Kenners der römischen Welt in ihrer nächsten Vergangenheit wie in der Literatur, überwog selbst in dem Grade, dass uns von den übrigen Plautinischen Stücken, deren Gesammtzahl (diese 21 mit einbegriffen), Gellius auf hundert und dreissig berechnet, kaum eine nähere Notiz vorliegt, indem dieselben in der nachfolgenden Zeit nicht mehr beachtet oder abgeschrieben wurden. Der Verf. dieser Schrift hat auch keinen Zweifel darüber (S. 8), dass die noch vorhandenen zwanzig Stücke des Plautus keine andern sind, als die von Varro ausgewählten; allein er meint, dass, wenn auch alle Kunstrichter in Rom über die Aechtheit dieser Komödien einig gewesen, so könnten doch alle diese Autoritäten uns nicht verge-

wissern, dass nicht immer noch eine und die andere darunter sich befinde, die man dem Plautus mit Unrecht beigelegt habe, und müsse uns immer auch in Hinsicht ihrer die Authenticität offen stehen. So wenig man einem blinden Glauben an Alles das, was uns nun einmal aus dem Alterthum überliefert ist, das Wort reden will, eben so bedenklich wird man doch auf der andern Seite die Aufstellung eines Satzes finden, der auf einer rein subjektiven Unterlage ruht, und nicht auf sichere und verlässige Zeugnisse des Alterthums sich zu stützen vermag, ja vielmehr sich mit denselben in offenen Widerspruch zu setzen geneigt ist. Als eine solche rein subjektive Grundlage werden wir aber es zu betrachten haben, wenn die Grundsätze, nach denen wir zu verfahren haben, um ein Stück als ein plautinisches oder als ein nicht plautinisches anzuerkennen, nicht von den vorhandenen Stücken abstrahirt, sondern apriorisch aufgestellt werden sollen, wie S. 10 verlangt wird, und das Hauptkriterium der Aechtheit eines plautinischen Stückes, nächst der zeitgemässen Sprache und Rhythmik, in der ästhetischen Beschaffenheit und in dem ästhetischen Werthe gesucht wird (S. 16). Und wenn diess S. 22 näher dahin bestimmt wird, dass »Interesse, Charakter, logischer Bau in der Zusammensetzung, Natürlichkeit der Sprache und des Witzes, Rhythmus und antikes Idiom des Ausdrucks« die Kriterien sein sollen, nach welchen über die Vortrefflichkeit und Plautinität plautinischer Stücke entschieden werden soll, so wird man das Allgemeine dieser Bestimmungen, welche jeder nach seiner Subjectivität auslegen und anwenden wird, nicht verkennen und in allen derartigen Bestimmungen nur subjektive Ansichten, nicht aber allgemein gültige und feststehende Grundsätze zu erkennen vermögen. Der ächte Meister Plautus, heisst es S. 79, konnte nur Harmonisches, nur Vernünftiges nur Logisches, nur relativ Richtiges dichten. Alles, was diesen Forderungen nicht entspricht, kann und muss mit dem Obelus bezeichnet werden u. s. w. Aber eben über das, was als vernünftig, logisch und richtig anzusehen sei, werden die Ansichten eben so verschieden sein, als es die Individualität der Forschenden ist, und verlieren daher alle Machtsprüche der Art, näher betrachtet, ihre Geltung. Wir stossen hier auf Aehnliches, wie man es früher und theilweise noch in neuester Zeit auch bei anderen Schriftstellern, wir erinnern nur an Plato, und, um einen anderen römischen Dichter zu nennen, auch bei Horatius versucht hat, jedoch trotz alles angewendeten Scharfsinnes, ohne Erfolg, da kein besonnener Forscher die sichere positive Grundlage aufgeben wird, die schon durch die handschriftlich beglaubigte, feste Ueberlieferung gegeben ist, und nicht dem subjektiven Urtheil und der persönlichen Anschauung, die je nach der Individualität des Einzelnen, bald so bald anders, auch im entgegengesetzten Sinn, ausfällt, preisgegeben werden darf.

Wir haben damit den Standpunkt des Verfassers und unsere davon durchaus abweichende Ansicht andeuten wollen und wenden

uns nun zu dem Inhalt der Schrift selbst, in welcher von S. 24 an die einzelnen unter des Plautus Namen, nach Varro's Recension, auf uns gekommenen zwanzig Komödien (mit Ausnahme der beiden letzten) nach Inhalt und Form näher besprochen und nach dem bemerkten Massstab, der an jede einzelne angelegt wird, beurtheilt werden, nicht blos was ihren künstlerischen Werth, die mehr oder minder gelungene Ausführung wie die Anlage des Ganzen betrifft, sondern auch in Bezug auf die Frage nach ihrer Aechtheit, d. h. der wirklichen Abfassung durch den Dichter Plautus und keinen andern, ihm näher oder ferne stehenden Dichter. Wenn man auf das, was den ersten Punkt betrifft, also auf die mehr ästhetische Betrachtung des Einzelnen sieht, so wird man auf manche wohl zu beachtende Bemerkung stossen, ohne damit, was den anderen Punkt betrifft, zu einem gleichen Resultat zu gelangen, auch abgesehen von Manchem, was dem ruhigen und besonnenen Leser doch übertrieben erscheint, insofern es nur darauf berechnet ist, ein Urtheil der Unächtheit hervorzubringen oder zu erhärten. Dass damit die zahlreichen Einschiebsel, die in alter und neuer Zeit gemacht sind, die in neuerer Zeit zum Theil hinzugedichteten Prologe u. A. der Art, nicht in Abrede gestellt werden sollen, ist begreiflich: es handelt sich hier zunächst um das Endurtheil, das über die Aechtheit oder Unächtheit eines ganzen Stückes abgegeben werden soll.

In der Betrachtung der einzelnen Stücke ist die alphabetische Reihefolge eingehalten. Es kommt daher zuerst der Amphitruo an die Reihe, welches Stück als eines der vorzüglichsten des Plautus anerkannt wird; »da Plautus, so heisst es S. 30. stets nur für die Belustigung des grösseren Publikums schrieb, und da es überall darauf ankam, dem Publikum nur das Geeignetste vorzutragen, um es in möglichst grösster Masse anzuziehen und festzuhalten, so erscheint allerdings der Amphitruo, in Betracht seines Gegenstandes, als Etwas Aussergewöhnliches unter den übrigen Stücken, und nur die ganz vortreffliche, lebendige und abgerundete Durchführung desselben, nebst der Idee, dass Plautus für diesen Fall das Publikum wohl auch einmal höher genommen haben könne, lässt uns in Hinsicht seiner Authenticität über alle Bedenklichkeiten wegschreiten. — Dass aber Sprache und Rhythmik und Witz und Lebendigkeit der Darstellung ganz plautinisch, d. h. eines so bedeutenden und lebendigen Dichters, wie wir uns den Plautus zu denken haben, würdig erscheinen, bedarf wohl keiner besonderen Darlegung noch umständlichen Beweises.« Man wird gern einem solchen Urtheil beitreten. Auch die Asinaria, die nun folgt, wird zu den Normalstücken plautinischer Dichtung gezählt, ebenso gilt die Aulularia in den hier als ächt bezeichneten Scenen für eines der vorzüglichsten Stücke des Plautus, welches für die zweifelhaften vorzüglich als Norm der Entscheidung genommen werden muss. Anders fällt das Urtheil über die Bacchides

aus, welchem Stücke eine längere Besprechung (S. 47—62) gewidmet ist. Bei der Gestalt, in welcher das Stück auf uns gekommen, bei den aus diesem Stück von alten Grammatikern angeführten Stellen, welche sich in dem vorhandenen Stück nicht vorfinden und noch auf ganz andere Scenen schliessen lassen sollen, glaubt der Verf. mit Nothwendigkeit eine doppelte Recension annehmen oder andernfalls das Stück in seiner gegenwärtigen Gestalt als ein sehr verkürztes betrachten zu müssen. »Genug, setzt er hinzu, die jetzt vorhandenen Bacchides sind nicht die eigentlichen des Plautus. Wir können aber unter diesen Umständen weiter nichts thun, als das Produkt nehmen, wie es uns gegenwärtig nach der Ueberlieferung der vorhandenen ächten Codices vorliegt, das gut Poetische darin anerkennen, das Auffallende jedoch und Unpassende bemerken, damit man nicht auch das Falsche für gerade aufgehen lasse.« Wir haben hier nicht den Raum, um in die Besprechung des Einzelnen einzugehen, wodurch dieses Urtheil begründet werden soll, nach welchem das Ganze, wie es jetzt vorliegt, einer Ueberarbeitung und neuern Bearbeitung sehr ähnlich sieht, und demnach ein solches Stück nicht als Normalstück bei kritischer Beurtheilung fraglicher Stücke gebraucht werden darf, es wäre denn mit der allerstrengsten Sichtung der ächten von den unächten Scenen; und da das Letztere sehr schwierig und unsicher sei, will der Verf. lieber das Stück selbst als problematisch betrachten (S. 62). Darauf läuft das Endergebniss der hier geführten Besprechung hinaus, das, wir zweifeln kaum, in seiner Begründung auf manchen Widerspruch stossen dürfte. Auch die Captivi, oder, wie der Verfasser schreibt, Capteivei gelten für plautinisch, jedoch mit Unterscheidung dessen, was später hinzugekommen, und werden zu den trefflichsten Stücken des Dichters gezählt, dessgleichen gilt die Casina für ächt und unbezweifelt plautinisch, aus der Blüthezeit des Dichters; ebensowenig werden Cistellaria und Curculio bezweifelt. Dagegen wird der Epidicus mit dem Bacchides auf Eine Stufe gestellt, und für die Arbeit oder Bearbeitung eines Dichters erklärt, der bei ganz hübschem Talent doch nicht die Umsicht bewährt, die man von einem guten Dichter überall erwarten könne, wenn auch gleich das Stück auf dem Theater Glück gemacht, da das Unterhaltung suchende Publikum einen grossen Theil der Mängel nicht erwartet habe. Die Erklärung des Dichters selbst (in den Bacchides heisst es: »Epidicum, quam ego fabulam aeque ac me ipsum amo) verdient nach dem Verf. keine Berücksichtigung, weil sie von Plautus nicht herrührt, wie denn die ganze Scene, in welcher dieser Vers vorkommt, schon früher nicht ächt plautinisch befunden worden, sondern als ein Surrogat zu betrachten sei, an die Stelle einen ächt plautinischen hinzugedichtet (S. 83). In wie weit nun die hier gegebene Besprechung eine solche Annahme, die nach dem Ermessen des Ref. eine ganz andere Begründung erfordern würde, zu recht-

fertigen vermag, wollen wir auch hier nicht weiter erörtern; die Freunde der plautinischen Muse werden aber gewiss Veranlassung finden, mit diesem Gegenstand sich näher zu beschäftigen und die ganze Beweisführung weiter zu prüfen. Demselben verwerfenden Urtheil unterliegen die Menächmen, bis auf diesen Tag allgemein als ein ächtes plautinisches Stück betrachtet, wie der Verf. selbst S. 122 hervorhebt, mit dem Bemerken, wie er sich Dank zu verdienen glaube, wenn er der Welt diesen Irrthum benehme. Wer freilich diesen Irrthum nicht aufgeben will, weil er noch nicht davon überzeugt ist, der wird auch der weiteren Vermuthung des Verfassers, (S. 122) dass die drei Stücke, Bacchides, Epidicus und Menächmi von Einem und demselben Theaterdichter herrühren, und zwar von einem solchen, der dem Sclavenstande angehört und selbst Schauspieler gewesen, schwerlich seinen Beifall schenken könnnen. Nicht besser als den genannten Stücken ergeht es dem Mercator (S. 123—135), der nach der Ansicht des Verf. zu den schlechtesten plautinischen Stücken gehört und nicht für ächt gelten kann; Pseudotalent, Stümperei und Unverstand treten auf allen Seiten hervor, Unpassendes in der Sache wie in der Diction thut sich darin auf, Alles zusammengestoppelt aus andern Stücken u. dgl. m. Zu solchem Urtheil gelangt der Verf., indem er die einzelnen Akte und Scenen dieses Stückes durchgeht; ob bei Andern diess in gleicher Weise der Fall sein wird, möchten wir bezweifeln; auch wenn man das Stück nicht zu den vorzüglicheren des Plautus zählt, so wird daraus noch kein bestimmter Grund seiner Unächtheit abzuleiten sein. Auch in dem Miles werden so manche Widersprüche und Unstatthaftigkeiten gefunden, dass dieses Stück nicht für eine Dichtung des wahren Plautus gelten kann, wenn auch aus der besten, muntersten und freiesten Zeit der römischen Komödie (S. 142). Die Mostellaria wird im Ganzen dem Miles gleich gestellt, soll jedoch noch einige Vorzüge vor demselben haben (S. 148); Persa dagegen wird einer weit späteren Periode zugetheilt, vielleicht als eine Art von Nachahmung des Pseudolus, in keinem Fall der eigentlich plautinischen Periode angehörig (S. 148), »eine Scheinplautine, keine wahre,« das Produkt eines Dichters, »der jedoch nicht ganz unglücklich den Ton und Gang plautinischer Dichtung in ihren untersten Darstellungen nachzuahmen strebte« (S. 157). Entschieden aus der Reihe der ächten Plautinen zu streichen ist nach S. 158 der Pönulus, der unverkennbar das Siegel der Unächtheit an sich tragen soll und von dem Verf. dann im Einzelnen in der Weise durchgangen wird, dass nichts als Fehler, Stümpereien u. dgl. darin gefunden werden. Besser kommen noch die beiden letzten Stücke weg; der Pseudolus, der nach Cicero's Zeugniss ein Lieblingsstück des Plautus war, nach unserm Verf. es auch ist, wenn man die gegenwärtige Gestaltung des Stücks nicht als seine ursprüngliche betrachten, sondern die mancherlei Pfuschereien, die hinzugekommen sind, ausscheiden will:

so aber ist der Pseudolus »eine Beute der Zeit, der Verfälschung, der Pfuscheranmassung und Gewaltthat geworden. Es fand sich nämlich ein unvollkommenes Manuscript ächter Scenen des Plautus vor. Diese ächten Scenen wurden durch irgend einen Dichtergeist ergänzt, so gut es ging. Das Ende fehlte und wurde hinzugedichtet. Die echten Scenen selbst waren entweder schon, oder wurden durch den Dichterpfuscher hier und da verlängt und neue Motive hinzugefügt. Nur Weniges blieb von diesen Harpyenkrallen gänzlich verschont, das herauszufinden und das Echte darzuthun, eine Pflicht der Kritik und eine Genugthuung ist, die wir dem wahren Plautus für so viele Beeinträchtigungen durch Afterpoeten und Afterkunst, die er erlitten, wenn auch spät, nach aller Macht zu verschaffen bestrebt sein müssen.« Also der Verf. S. 183. Wir dächten, es sei die Pflicht der wahren Kritik, uns mit allen derartigen Phantasiegebilden zu verschonen und auf sichere Pfade uns zu leiten: übrigens ist auch Niemand genöthigt, solchen Gebilden Glauben zu schenken, und wird der unbefangene Leser des Plautus und der Freund der plautinischen Muse sich durch derartige Urtheile nicht beirren lassen. Im Rudens werden nur einige Stellen gefälscht oder untergeschoben gefunden, das Ganze mithin für ächt und vollständig erklärt: »Hier ist antike Sprache, ernste kräftige Komik und gute Gestaltung von Anfang bis Ende« (S. 184.) Und diesem Urtheil schliessen auch wir uns an, da es wohl begründet erscheint und ohne alles Vorurtheil gefasst. Von dem Stichus und Trinummus ist nicht die Rede.

Wir haben hiernach Inhalt und Charakter der Schrift, so genau als es bei dem beschränkten Raume dieser Blätter möglich war, angegeben: die nähere Prüfung der über die einzelnen Stücke des Plautus ausgesprochenen Urtheile und Ansichten wird man billig den Lesern und Verehrern des alten Dichters überlassen können, welche wohl Veranlassung genug finden werden, mit dieser Schrift sich näher zu beschäftigen. Und darauf hinzuweisen, war der Zweck dieser Anzeige, welche sich darauf beschränken musste, den Gegenstand und die Tendenz der Schrift in der Kürze zu bezeichnen, und damit den Leser in den Stand zu setzen, selbst zu bemessen, was von einer solchen »kritischen Beleuchtung« der Stücke des Plautus überhaupt zu halten ist.

Nr. 45. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Konrad der Zweite. Historisches Schauspiel in sechs Handlungen von Albert Dulk. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1867. Erster Theil 156 S. Zweiter Theil 184 S. 8.

Die deutsche Geschichte ist reich an grossen Charakteren und bietet in den politischen und kirchlichen Conflicten feindselig einander entgegenwirkender Mächte mannigfachen Stoff zu dramatischer Bearbeitung. Die Ziele einer wahrhaft volksthümlichen Entwickelung sind die Einheit und Freiheit. Aber schon diese beiden höchsten Güter der Nation stehen vielfach zu einander im feindlichen Gegensatze. Die Einheit beeinträchtigt die Freiheit und die Freiheit steht häufig hindernd der Einheit im Wege. Das deutsche Volk ist ein Freiheit liebendes; aber es ist auch nur dann ein Volk im wahren Sinne des Wortes, wenn es ein einheitliches ganzes Volk ist. Nirgends zeigt sich dieser Kampf entschiedener, als in der deutschen Geschichte. Das heilige römische Reich deutscher Nation, von Otto dem Grossen wieder hergestellt, umfasst die deutschen Fürstenthümer und viele ausserdeutschen Lande. Die Sondergelüste der bevorrechteten Stände, der kleinen deutschen Fürsten, des deutschen Adels und der deutschen Geistlichkeit streben nach möglichster Unabhängigkeit und schmälern dadurch das einheitliche, im deutschen König und römischen Kaiser alle verknüpfende Band. Es ist nicht die wahre Freiheit, wie sie sein sollte, um die es sich hier handelt, es ist das Lostrennen vom Ganzen auf Kosten der einheitlichen Entwickelung des Ganzen, die Kastenwillkür auf Kosten der wahren Freiheit. Die bessern deutschen Könige haben diesem Sondertreiben durch ihr Festhalten an der Idee der Einheit des Reiches und durch die Verwirklichung alles dessen, was diese Idee förderte, entgegengearbeitet. Erst später kam die bürgerliche Freiheit zu den die Reichseinheit gefährdenden Adels- und Geistlichkeitsbestrebungen hinzu, und mit der individuellen Freiheit, einem Resultate der politischen Entwicklung unserer Zeit, hat jenes Streben nach Freiheit einen vernünftiger Anforderung entsprechenden Weg gefunden. Auch zur Einheit sind mächtige Schritte vorwärts gethan, und das Ziel ist erreicht, wenn mit möglichster individueller Freiheit die Einheit der Macht, des Gesetzes, der über allen waltenden Staatsvernunft sich verbindet. Wenige deutsche Könige haben, wie der erste Salier Konrad II. (gewählt am 8. September 1024 gest. 4. Juni 1039), für Hebung der einheitlichen, im deutschen König und römischen Kaiser vereinigten Macht des deutschen Reiches gewirkt. Weber zeichnet

den Charakter desselben in seiner Geschichte des Mittelalters (Thl. II, S. 185) also: »Er besass alle Eigenschaften, die in jener eisernen Zeit einem Herrscher unentbehrlich waren: feste, unbeugsame Willenskraft, Kriegsmuth und Tapferkeit und alle ritterlichen Tugenden, und, wenn auch sein strenger durchfahrender Charakter mehr geneigt war, jeden Widerstand mit starker Hand niederzuwerfen und zu zermalmen, so fehlte es ihm doch auch nicht an Klugheit und Gewandtheit, wo es galt, widerstreitende Elemente zu versöhnen, und seine fürstliche Grossmuth und Freigebigkeit gewann ihm Freunde und Anhänger unter allen Ständen. Im blühenden Mannesalter stehend, von imponirender Gestalt und Haltung, war Konrad eine gebieterische, zum Herrschen geschaffene Persönlichkeit. Ein wechselvolles, von manchen Widerwärtigkeiten durchzogenes Leben hatte ihn frühe zum Manne gereift und aus den Erfahrungen hatte er ein sicheres Urtheil über Menschen und Dinge erworben.« Die vielen Unfälle seiner Regierung wurden besonders durch das unruhige Treiben seiner Vasallen hervorgerufen. Eine Situation in Konrad's II. Leben ist besonders zu dramatischer Bearbeitung geeignet, die Stellung zu seinem Stiefsohne Ernst. Konrad hatte seine an sich nicht bedeutenden Stammgüter durch eine Heirath mit Gisela, der verwittweten Herzogin von Schwaben, vermehrt. Die nicht minder schöne, als geistig hochbegabte Frau hatte einen Sohn aus früherer Ehe, Ernst, ihrem neuen Gatten zugebracht. Die Ansprüche Ernst's auf Burgund hatten eine feindliche Stellung zu seinem Vater zur Folge. Für seine Gefahr drohende Erhebung gestraft, wurde der Sohn auf seiner Mutter Gisela Verwendung mit dem Vater ausgesöhnt. Er sollte für seine gestörten Hoffnungen auf das burgundische Reich zum Ersatze das Herzogthum Schwaben als Lehen unter der Bedingung erhalten, seinen treuen Waffengefährten, Werner von Kyburg, den Geächteten, zu bekriegen. Ernst weigerte sich, seinen Freund zu verlassen und wurde mit der Reichsacht vom Kaiser, mit dem Bann von der Kirche belegt. Unstet irrte er mit Werner, seinem Freunde und einer Schaar treuer Anhänger in den öden Gegenden des Schwarzwaldes umher. Ernst und Werner, die geächteten Freunde, werden von einem Geschichtschreiber unserer Zeit »friedlose Waldgänger« genannt. Sie fanden zuletzt auf der Burg Falkenstein eine Zuflucht. Sie fielen nach heldenmüthiger Gegenwehr im Kampfe gegen Mangold, Schirmvogt des Klosters Reichenau, der vom Bischofe Warmann, dem Verweser des Herzogthums Schwaben, den Auftrag zum Vollzuge der Reichsasht erhalten hatte. Der Kampf des Vaters gegen den Sohn, zwischen welchen vergebens vermittelnd die Gattin und Mutter Gisela steht, der Opfertod des Freundes für den Freund, der Untergang eines heldenmüthigen, eines bessern Looses würdigen Jünglings bieten einen willkommenen Stoff für die dramatische Dichtung. Ein bedeutender Geschichtschreiber sagt von Ernst: »Das deutsche Volk, von Alters her geneigt, jedes Anringen gegen

die Uebermacht fürstlicher Allgewalt als ein ruhmwürdiges Trachten nach angeborner Mannesfreiheit und Selbständigkeit zu preisen, besang Ernst's Kampf in lange nachhallenden Liedern.« Aus diesen Liedern entstand im Laufe der Zeit eine Ernst und Liudolf, Sohn Otto's I., zu einer Person verbindende Heldendichtung. Ernst wurde zuletzt ein Herzog von Baiern, Gisela, als seine Mutter, Adelheid, Konrad, als Stiefvater, Otto, der Unheil verbreitende Feind Pfalzgraf Heinrich. So entstand das Volksbuch vom Herzog Ernst. Aber, was tiefer ergreift, als der Kampf des Vasallen gegen den Lehnsherren, des Stiefsohnes gegen den Stiefvater und, was dramatischer, als dieser Kampf, wirkt, ist die bis in's Elend der Aechtung und des Kirchenbannes und bis zum Heldentode sich gleich bleibende, aufopfernde Treue des Freundes, der den Kampf für den gebannten und geächteten Freund dem Besitze eines Herzogthums, der Gunst eines mächtigen Herrschers vorzieht. Das ist auch, was unser unsterblicher Uhland in seinem schönen, 1817 erschienenen Trauerspiele: Ernst, Herzog von Schwaben, besonders hervorgehoben hat.

Wenn auch der Boden geschichtlich ist, so sind die Charaktere in Uhlands Dichtung veredelt und aus dem Conflicte der Lehns-Unterthanen- und Sohnespflicht mit der Pflicht gegen den von aller Welt verlassenen, ihm stets treu gebliebenen Freund zu einer einheitlichen, psychologisch und dramatisch trefflich durchgeführten Handlung verbunden.

Während in Uhlands Dichtung Konrad, der Mann des eisernen Willens, in den Hintergrund tritt, die beiden Freunde dagegen die Helden des Dramas werden, ist es Konrad, der in dem vorliegenden historischen Schauspiele als der eigentliche Held, als der Angelpunkt der ganzen dramatischen Entwicklung erscheint.

Der Unterzeichnete hat schon früher in diesen Blättern die genialen schriftstellerischen Leistungen des talentvollen Herrn Verf. mit der ihnen gebührenden Anerkennung besprochen. Gewiss verdient diese Anerkennung auch das vorliegende Gedicht im vollen Maasse. Eine geistvolle Auffassung, eine gründliche geschichtliche Durchbildung, eine reich und lebendig gestaltende Phantasie, besonders glücklich in Darstellung der Volksscenen, sind Vorzüge, durch welche sich auch das vorliegende historische Schauspiel auszeichnet. Konrad wird als der Mann der That aufgefasst, wie ihn die Geschichte darstellt, als der Fürst, welchem als das höchste Ziel die Erhaltung und Förderung der deutschen Reichseinheit, der Fürsten- und Pfaffenwillkür der Einzelnen entgegen, vorschwebt. In seiner Zeit thut die Einheit gegenüber der Scheinfreiheit und der Willkür bevorzugter Stände Noth. Ernst, der Stiefsohn, gehört mit zu diesen Aufrührern und muss nothwendig fallen. Seine Erhebung gegen den Vater muss gesühnt werden. Agnese, die Gattin Ernst's, die ihn selbst zum Kriege gegen den Kaiser angetrieben, muss nach einer wunderbaren Rettung vom sichern Tode

und nach dem Falle ihres Gatten der sühnende Engel seines Vergehens im Reiche werden. Als geheimnissvolle Schicksalsgöttin Vala, dem Heere die Fahne voraustragend, im Kriege gegen Polen, Böhmen, Ungarn warnend und rettend, hat sie das für die Einheit des Reiches gethan, was der ehrgeizige Gatte, falschem Rathe und blindem Herrschertriebe folgend, versäumte. Sie stirbt als Opfer für die Vergehen ihres Gatten, und glanzvoll, wie zu den Tagen Otto's des Grossen, steht des Reiches ungebrochene Einheit da, ein Unterpfand für seine spätere einige und freie Entwicklung. Konrad schliesst mit den Worten:

»So, fromm und hoffnungsvoll, lasst uns beten:
Gott walte Deutschland — einig, gross und frei!«

Das vorliegende historische Schauspiel hat zwei Theile. Jeder Theil hat drei Acte oder, wie diese von dem Herrn Verf. zur Vermeidung eines Fremdwortes genannt werden, Handlungen.

Die erste Handlung des ersten Theiles spielt in Konstanz, beginnt nach der Krönung Konrads und Giselas und schliesst nach dem Erscheinen des Stadtmeisters von Pavia als Abgesandter mit dem Entschlusse des deutschen Königs zur Römerfahrt. Die zweite Handlung hat Rom zum Schauplatze. Die Thaten Konrads werden erzählt. Er tritt in Rom auf. Die Verschwörung seiner deutschen und italischen Gegner bildet sich wider ihn. Er ist entschlossen zur Krönungsfeier am Osterfeste. Treffend schildert Gebhard, König Konrad's Halbbruder, die um sich greifende Macht des Klerus (Theil I, S. 89):

Was Pfaff' ist, wird mit Reichsgut aufgemästet,
Mit Exemptionen, Privilegien,
Wär's auch als Erbe einer halben Lanze,
Ja nur als nakter Musikant geboren!
Wir aber, der Geschlechter Fürsten, wir,
Die unabhängig freien Männer, werden
All noch Vasallen der verwünschten Pfaffen.

Auch die dritte Handlung spielt in Rom. Treffend sind hier die Volksscenen, die Gruppen des einander gegenüber stehenden römischen und deutschen Kriegsvolkes geschildert. Das römische Kriegsvolk singt:

Otto rex
Tua lex
Vili asse venditur!
Romae quid
Gratum sit
Auro Romae penditur.

Das deutsche Kriegsvolk aber erhebt das Lied:

Des Slaven Sinn
Schwankt her und hin.
Des Lombarden Treu
Ist des Kukuks Ei.
Und der römische Aberglaube
Ist Herrn Valand's Daumenschraube.
Doch, wer will übel fahren, heran,
Der binde mit dem Deutschen an!
Kommt der Deutsche h'nein, schlage drein!
So wird Fried' im Reiche sein.
Schlag drein!

Der Krönungszug wird dargestellt, der Aufruhr unterdrückt. Ernst, sich gegen den Kaiser erhebend, ist mit seinem Anhange aus Rom entwichen. Der Kaiser, durch die Verlobung seines Sohnes Heinrich mit Gunhild, der Tochter Kanuths, des Grossen, des Königes von Dänemark und England, in seiner Herrscherkraft gestärkt und im Süden gesichert, ist entschlossen, der Gefahr in Deutschland und den angrenzenden Ländern entgegenzutreten. Auch hier ist die Einheit des Reiches sein Ziel. Er schliesst mit den Worten:

So lasst uns das Panier der Einheit tragen!
Unbeugsam kämpfend lasst uns nicht verzagen,
Ob spät das Licht auch tagt — doch muss es tagen.

Der Chor der dem Kaiser ergebenen Mönche aber singt:

Gib, Herr, des Geistes Kraft,
Der uns dem Zwist entrafft,
Einheit erschafft!
Gib aus des Krieges Brand,
Gib an Verderbens Rand
Ein Einig Vaterland,
Ein Reich der Kraft!

Die erste Handlung des zweiten Theiles wird in der grossen Halle der Kaiserpfalz zu Ulm dargestellt. Es ist die falsche Freiheit des Sonderfürstenthums, welche aus Ernst spricht, wenn er (S. 48) sagt:

Erbärmlich, wer die angestammte Freiheit
Nicht über Alles setzt! Und müsst' ich Krieg
Entzünden, wie des grossen Otto Sohn,
Ruhmvollen Namens, Liudolf, einst im Trachten
Nach Mannesfreiheit that —: ich diene Keinem!
Ich steh' und falle mit der Freiheit.

Ernst erhält nach des Kaisers Konrad Machtgebot Schwaben als Reichslehen, wenn er an dem Genossen seines Aufstandes, Wehelo, Grafen von Kyburg, die Reichsacht vollzieht. Er will am »Freunde nicht zum Schurken werden« und seine Meinung spricht er S. 51 dahin aus:

Des Mannes erster Ruhm ist Ehr' und Freiheit,
Das Vaterland, das Ehre gibt, der zweite.

Konrad spricht über den Trotzigen die Reichsacht, Erzbischof Aribo von Mainz den Kirchenbann. Bei Uhland spricht den Kirchenfluch Warmann, der Bischof von Konstanz, Schwabens Statthalter. Das durch Wehelo beabsichtigte Verhaften Heinrichs, des jüngern Sohnes Konrads, misslingt. Statt Gisela wird Agnese in einem Kahne fortgeschleppt. Man glaubt an ihren Untergang.

Die zweite Handlung spielt in der Abtei von St. Gallen. Man hört, dass, für die Schicksalsgöttin Vala gehalten, eine stumme, geheimnissvolle Frau (die gerettete Agnese) die Heere des Kaisers gegen die Angriffe des Auslandes schützt, und dass die gebannten und geächteten Freunde Ernst und Wehelo im Schwarzwalde mit feindlichen Schaaren herumziehen. Der Schauplatz ihrer verwüstenden Wirksamkeit ist die »Hölle«, Baargegend in den Ausläufen des Schwarzwaldes, unter Burg Falkenstein. Ernst und Wehelo ziehen mit ihren Schaaren gegen das Heer des Grafen Mangold aus, der an ihnen die Reichsacht vollziehen soll. Die todten Freunde werden vom Schlachtfelde dem siegreichen Kaiser gebracht und die Angriffe der Feinde an des Reiches Grenzen gemeldet. Die unerkannte Vala erhält zum Kampfe die Reichssturmfahne.

Der Schauplatz der dritten Handlung des zweiten Theiles oder der sechsten der ganzen Dichtung ist der Conciliensaal zu Kostnitz (Konstanz). Aribo, Erzbischof von Mainz, der dem Kaiser entgegenwirkte, fällt in Ungnade, Piligrim von Köln wird mit Gnade ausgezeichnet. Die mit des Kaisers Bewilligung abgehaltene Synode spricht sich für den letzten aus. Die Vala wird als die Herzogin Agnese erkannt, sie hat den Sieg des kaiserlichen Heeres drohend, warnend, kämpfend gefördert, sie wird als fürstliche Siegerin gefeiert und stirbt, sie hat die Vergehen ihres Gatten am Reiche gesühnt. Von allen Seiten kommen Boten, welche Siege der kaiserlichen Heere melden. Des Reiches Einheit steht befestigter als je da. Die letzten Worte der sterbenden Agnese sind:

Heil,
Heil sei dem deutschen Land!

Das historische Schauspiel des Herrn Verf. ist von denen Schiller's und seiner Nachahmer wesentlich verschieden. Es ist ein Stück Geschichte, das zur Aufführung kommt und etwa zehn Jahre umfasst. Der Aufstand Ernst's gegen den Kaiser und sein Ausgang sind nicht, wie bei Uhland, die einzige dramatische Hand-

lung. Es ist nicht, wie bei Uhland, eine Tugend Ernst's, idealisirt aufgefasst, die Tugend der Freundestreue, welche im Conflicte mit den Reichspflichten dargestellt wird, nicht der Ausgang einer edlen Seele, welche den ganzen Rahmen des Dramas erfüllt. Uhlands Trauerspiel ist ein organisches Ganzes, das uns das Ideal der Freundestreue bis zum Tode in einem vergeistigten Geschichtsbilde veranschaulicht. Herrlich sind die Schlussworte Gisela's, der Mutter, vor der Leiche ihres Sohnes:

Hat so viel Wärme nicht ein Mutterherz,
Dass es beleben kann den todten Sohn?
Soll der mir todt sein, dessen Leben eins
Mit meinem ist, den meine Brust gesäugt?
Nein! leben, leben soll mein treuer Ernst,
Fortleben wird er in dem Mund des Volks,
Er lebt in jedem fühlenden Gemüth,
Er lebt dort, wo reines Leben ist.
Nicht wieder deckt mir diesen Vorhang auf,
Darunter Leiche neben Leiche liegt!
Dort oben öffnet sich ein himmlisch Zelt,
Wo Freund in Freundes Arm erwacht und wo
Der Frühgealterte verjüngt erscheint.

Im Sinn und Geiste der Schiller'schen historischen Dramen und doch mit origineller, echt dramatischer Auffassung hat Uhland das treffliche Trauerspiel: Ernst von Schwaben gedichtet.

Nirgends zeigt sich der Unterschied der Auffassung des historischen Schauspieles durch unsern Hrn. Verf. einerseits und durch die Schiller'sche Schule anderseits deutlicher, als gerade in dem vorliegenden Schauspiele, Konrad II., weil es einen wesentlichen Theil seines Stoffes, von Uhland in seinem Ernst, Herzog von Schwaben, behandelt, der Geschichte entnimmt. Die Charaktere sind bei Uhland, wie bei Schiller, idealisirt; doch von ersterem im Ganzen mehr der Geschichte gemäss gehalten; die Handlung bildet ein aus dem sittlichen Conflicte der auftretenden Charaktere hervorgehendes Ganzes. Bei unserem Herrn Verfasser ist Ernst's Auftreten nur ein bedeutendes Stück des grossen dramatischen Gemäldes, das uns den historisch treu gehaltenen und dramatisch gut durchgeführten Charakter Konrad's II. darstellt. Es sind zwei Ideen, die als die belebenden Mächte in den Handlungen des Stückes wirken, die Einheit und die Freiheit. Die Freiheit ist in jener finstern, eisernen Zeit noch nicht zur ganzen und vollkommenen Entwicklung gediehen. Es ist das Streben des willkürlich sich gebarenden Sondergelüstes im Einzelfürstenthume, des Theiles, der sich gegen das Ganze auflehnt, das hier anschaulich gemacht wird. Die Einheit ist dem Reiche nothwendig, damit die Freiheit erwachse. Die Einheit erhebt die Siegesfahne durch Konrad, die Scheinfrei-

heit unterliegt und das Vergehen der Selbstüberhebung gegenüber dem Reiche wird durch Agnesens aufopfernde Hingabe gesühnt. Dadurch erhält auch ein Zeitraum von 10 Jahren einen die Handlung als organisches Ganzes abschliessenden Rahmen. Die Charaktere sind historisch treu gehalten. Konrad ist der Mann, um den das Stück sich bewegt, von ihm geht es aus, auf ihn läuft es zurück; denn er ist der Vertreter der siegreichen Idee des Stückes, der deutschen Einheit. Durch diesen Kampf der Einheit und der noch nicht zur Klarheit, zum rechten Verständniss gekommenen Freiheit erhält das Stück eine besonders anziehende Stellung zur Gegenwart, in welcher die Hebel der Bewegung dieselben Ideen unter andern Formen und Verhältnissen sind. Die in der Sprache des Dichters gebrauchten Bilder sind ursprünglich, nicht von andern entlehnt, treffend und ungezwungen, der Dialog lebendig, die Gruppirung anschaulich. Das Stück hat einen dichterischen Werth in Form und Inhalt. Für die Aufführung ist das Ganze zu breit angelegt. Schon der erste Theil hat 156 Seiten, der zweite 30 mehr. Das müsste an zwei Abenden abgespielt werden. Dadurch wird das Interesse getheilt. Es wäre besser, wenn man das Ganze in fünf Akte theilte, was leicht geschehen könnte, wenn man den ersten Akt mit dem zweiten und den letzten mit dem vierten verschmelzen würde. Der in den beiden zur Abkürzung empfohlenen Akten vorhandene Stoff ist so beschaffen, dass er, wie z. B. der Bärenkampf im Anfange des ersten Theiles, oder die Synodalverhandlung im letzten Akte sich leicht ohne Störung in Erzählungen kurz andeuten liesse, während er hier zur genauen Ausführung kommt. Manches von dem, was im Stücke als zur Scenerie gehörig angeführt wird, muss, wenn der dramatische Eindruck nicht verwischt werden soll, hinweggelassen werden. Der Herr Verf. scheint diesen Missstand selbst zu fühlen, daher hat er auf der Rückseite des ersten Blattes angedeutet, dass die »Einrichtung für die Bühne von ihm in Stuttgart zu beziehen sei.« So hängen bei Dulk den besiegten Römern niederen Ranges Stricke, den Vornehmen Schwerter vom Halse herunter, was wohl kaum einen ernsten Eindruck machen wird, wenn es auch ganz geschichtlich treu ist, und von Uhland in seinem Ernst von Schwaben einfach erzählt wird, weil es sich besser zur Erzählung, als zur Darstellung eignet. Zu den schönsten Scenen gehören, wie schon angedeutet wurde, die lebenvollen, charakterischen Volksscenen, welche bei Uhland gänzlich fehlen, da er in der Darstellung seines Ernst von Schwaben andere Zwecke verfolgt und darum andere Mittel wählen muss. Dem grossen Publikum durchaus unverständliche Worte, wie die bei den einzelnen Versen immer widerkehrenden Anfangsworte des deutschen Kriegsliedes: »Gare, Gare« müssen hinweggelassen oder durch andere verständliche ersetzt werden. Eine Umänderung und Zusammenziehung lassen sich ohne Nachtheil für das Ganze ausführen und dann wird eine gute Darstellung der gelungenen Dichtung den Eindruck, welchen sie schon

in der jetzigen Gestalt bei dem Leser hervorruft, gewiss auch auf der Bühne bei dem Zuschauer nicht verfehlen.

v. Reichlin-Meldegg.

Die Parabase und die Zwischenakte der alt-attischen Komödie von von C. Agthe. Mit sechs Holzschnitten. Altona, Verlag von Adolf Lehmkuhl et Co. (O. Sorge) 1866. 192 S. in gr. 8.

Die Parabase, diese eigenthümliche Erscheinung der älteren attischen Komödie, ist in neuester Zeit Gegenstand mehrfacher Besprechung geworden, um ihr Verhältniss zu den übrigen Theilen des Drama richtig aufzufassen und damit zu einer richtigen Würdigung des alten Drama selbst zu gelangen. Die vorliegende Schrift, welche diesen Gegenstand in umfassender Weise, und mit Rücksicht auf die denselben Gegenstand behandelnden Vorgänger zu erfassen bemüht ist, zerfällt in zwei Theile, deren erster allgemeiner Art ist und die Frage nach dem Ursprung und Wesen der Parabase behandelt, der zweite Theil dann zur Anwendung der im ersten Theil gewonnenen Kriterien übergeht und hiernach in den noch vorhandenen eilf Stücken des Aristophenes diejenigen Abschnitte zu ermitteln sucht, welche als Parabasen angenommen werden können. Bedingt ist die Parabase durch das Abtreten sämmtlicher Schauspieler von der Bühne, durch das dann erfolgende Auftreten des Chors, der um den Zwischenakt auszufüllen, nicht etwa ein auf die Handlung des Stückes bezügliches Lied vorträgt, sondern, ganz aus Inhalt und Gegenstand desselben heraustretend, diese Gelegenheit benutzt, um über irgend einen andern Gegenstand oder irgend eine andere, mit dem Stücke in gar keiner Verbindung stehende Persönlichkeit sich spottend auszulassen, oder auch durch eine Ansprache des Chorführers (Dichters) sich unmittelbar an das Publikum wendet und dieses anspricht, meist in persönlichen Angelegenheiten, wie diess in der späteren Komödie durch den Prolog der Fall war. Es entsteht nun allerdings die Frage, wie die alte attische Komödie zu einer solchen Einrichtung, mag man dieselbe als eine Abnormität mit dem Verf. betrachten, welche den Fortgang der Handlung unterbrach und aller dramatischen Illusion widersprach, gelangte, und diese Frage sucht der Verf. dahin zu beantworten, dass er nachzuweisen sich bemüht, wie diese Einrichtung doch nicht in direktem Widerspruch mit dem Wesen des Drama stehe, sondern ihre Erklärung in der Entstehung der Komödie aus dem alten κῶμος finde, dessen in bestimmte Normen und Fesseln gebrachter Ueberrest die Parabase gewesen, die mithin den ältesten Theil der Komödie gebildet und für den Dichter selbst der wichtigste Theil der ganzen Komödie geworden sei, weil sie ihm eine Gelegenheit geboten, sich und seine Poesie wider die

Angriffe neidischer und lästiger Gegner zu vertheidigen, und zugleich als eine bedeutende politische Waffe gedient, die mit Erfolg zu politischen Zwecken angewendet werden konnte (Vgl. S. 27). Wir theilen diese Auffassung der Parabase hier mit, ohne weiter in eine Prüfung uns einzulassen, in wie weit dadurch die ganze Erscheinung ihre hinreichende Erklärung findet, indem dazu hier der Raum nicht ausreicht und wir überhaupt mit dieser Anzeige nur den Zweck verbinden, die Leser auf eine Schrift aufmerksam zu machen, welche diesen wichtigen Bestandtheil der alten attischen Komödie einer neuern gründlichen Besprechung zu unterwerfen und diese eigenthümliche Erscheinung zu erklären und zu erörtern versucht hat. Nachdem der Verf. auf die bemerkte Weise den Ursprung und Bestand der Parabase behandelt, geht er dann S. 28 ff. über zu einer Betrachtung der Parabase in ihren Einzelheiten, wobei zuerst der Ausdruck selbst (*παράβασις*) besprochen wird und Veranlassung gibt zu einer näheren Erörterung über die Art und Weise des Vortretens des Chors, seiner Stellung und Bewegung während dem Vortrag dieses Theils des alten Drama's, welcher dann selbst mit diesem Namen bezeichnet ward. Dann geht der Verf. zu der näheren Bestimmung der einzelnen Theile einer Parabase über, wie sie schon bei Pollux (IV, 112) und noch besser in den Scholien zu den Wolken 518 aufgeführt werden, also zuerst das sogenannte *κομμάτιον*, dann die *παράβασις* im eigentlichen oder engern Sinne des Wortes, wie sie vom Chorführer gesprochen, nicht aber, es sei von ihm oder vom Chor gesungen ward, dann der vom ganzen Chor gesprochene Abschnitt *μακρόν* oder *πνῖγος* genannt. Diesen drei Theilen der vollständigen Parabase reihen sich dann noch an (4 und 6) *ᾠδή* und *ἀντῳδή*, vom ganzen Chor gesungen, und (5 und 7) *ἐπίρρημα* und *ἀντεπίρρημα*, von einem der Choreuten gesprochen. Nachdem noch das Metrum der einzelnen Theile besprochen worden, folgt zum Schluss S. 59 ff. eine Besprechung der tragischen Parabase, mit Bezug auf die Stelle des Pollux IV, 111, wornach Euripides wie Sophocles in ihren Dramen mehrmals einer Art von Parabase sich bedient haben sollen, insofern sie dem Chor in irgend einem Zwischenakt Worte in den Mund gelegt, die auf den Dichter selbst sich bezogen, der also, wie bei der Komödie, hier von sich selbst, dem Publikum gegenüber gesprochen habe. Die ganze Sache ist etwas unsicher, aus Mangel an nähern Angaben; und daher auch unsicher die weitere Vermuthung, die am Schlusse dieser ganzen Erörterung ausgesprochen wird, dass auch im Satyrdrama eine Parabase wie in der Komödie und Tragödie stattgefunden habe.

Der zweite praktische Theil, wie wir ihn wohl nennen dürfen, wendet sich, nach einer einleitenden Erörterung über die Kriterien und über die hier einzuschlagende Methode, den einzelnen Stücken des Aristophanes zu, und sucht hier prüfend nachzuweisen, welche Theile bei einem jeden Stück als Parabasen anzusehen seien.

Wir können auch hier dem Verf. in das Einzelne seiner Untersuchung nicht folgen, die, wir zweifeln nicht, auf wohlbegründeten Widerspruch stossen wird, namentlich in Bezug auf das Verhältniss, in welches hier die Parabase zu dem Episodium gesetzt wird, indem der Verf. (S. 182) annimmt, dass in der Komödie am Ende eines jeden Episodiums sich eine Parabase finde (?). Demnach werden z. B. in den Acharnern vier Parabasen angenommen, welche auf die vier Episodien folgen sollen, eine erste vollständige Parabase (626—718) am Ende des ersten Episodiums, eine zweite (836—59) am Ende des zweiten Episodiums, und so fort eine dritte (971—999) und vierte (1143—1173) nach Ende des dritten und vierten Episodiums. In den Rittern wird ebenfalls eine erste vollständige Parabase (498—610) angenommen am Ende des ersten Episodiums, eine zweite (wir zweifeln, ob mit genügendem Grunde), am Ende des zweiten Episodiums 973—996, und eine dritte, die auch wir für richtig halten, von 1263—1315 am Ende des dritten Episodiums. In den Wolken findet der Verf. eine erste, des Pnigos ermangelnde Parabase 510—626 nach dem ersten Episodium, und eine zweite 1113—1130 am Ende des zweiten Episodiums; am Ende des dritten Episodiums wird eine jetzt fehlende Parabase angenommen. In den Wespen, im Frieden und in den Fröschen werden zwei solche Parabasen angenommen, in den Vögeln gar fünf, die auf die fünf Episodien gefolgt, in den Thesmophoriazusen drei nach eben so vielen Episodien; in der Lysistrata fehlen die Parabasen zwar, allein am Schlusse eines jeden der vier Episodien werden diesen ähnliche Chorika gefunden, auch in den Ekklesiazusen eine erste Parabase von 1155—1162 angenommen. Vom Plutus kann bekanntlich keine Rede sein.

Die auf dem Titel erwähnten Holzschnitte beziehen sich auf die Stellung des Chors während der Parabase und sind dem betreffenden Abschnitt S. 33 ff. eingedruckt.

Cicero's Partitiones oratoriae. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Karl Wilhelm Piderit, Director des Gymnasiums zu Hanau. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1867. 96 S. in gr. 8.

Diese Bearbeitung einer der kleineren rhetorischen Schriften Cicero's schliesst sich ganz den von demselben Verfasser besorgten Ausgaben der Bücher De oratore, des Brutus und des Orator an, sie ist ihnen ähnlich in ihrer ganzen Einrichtung und nach ihrer ganzen Fassung. Sie ist, wie schon der Titel andeutet, keine neue kritische Ausgabe, sondern zunächst der Erklärung dieser Schrift gewidmet, die in früherer Zeit vielfach in Schulen gelesen und erklärt, wie diess selbst Melanchthon's Ausgaben und Erklärungen

beweisen können, in den letzt verflossenen hundert Jahren weniger Beachtung gefunden hat, so dass selbst Zweifel über ihre Aechtheit auftauchen konnten, die indess Niemand, der Cicero's Schriften nur einigermassen kennt, theilen wird. Um so erwünschter mag diese neue Bearbeitung erscheinen, die es sich zur Aufgabe gestellt hat, das Verständniss dieser Schrift durch eine eingehende Erklärung in sachlicher wie sprachlicher Hinsicht herbeizuführen und damit die Lectüre dieser vielfach vergessenen oder selbst geringschätzig angesehenen Schrift zu fördern, in der auch wir mit dem Verfasser »einen trefflichen rhetorischen Katechismus erkennen, der sich durch die Vorzüge einer geschickten systematischen Anordnung des Lehrinhalts, wie durch prägnante Fassung der rhetorischen Begriffe auszeichnet und auch noch in mancher andern Hinsicht nützliche Dienste leistet.« Denn es werden in dieser Schrift die Hauptpunkte der gesammten Lehre von der Beredsamkeit, also das ganze rhetorische System in wohlgeordneter Folge und in fasslicher Weise, wie es die Bestimmung der Schrift, die zunächst dem Sohn eine zweckmässige Anleitung zu geben beabsichtigt, dargelegt; wir erhalten also damit ein Compendium oder ein kurzgefasstes Lehrbuch der römischen Beredsamkeit, das sich durch manche Eigenschaften empfiehlt, daher wohl auch auf Schulen gelesen zu werden verdient.

Die Ausgabe beginnt mit einer Einleitung, wie diess auch bei den ähnlichen, oben genannten Bearbeitungen der Fall ist, und werden darin alle auf die Abfassung der Schrift, ihre Tendenz und ihren Inhalt bezüglichen Fragen näher behandelt; daran schliesst sich eine genaue Uebersicht des Inhalts im Einzelnen S. 16 ff. Die Abfassung der Schrift wird (S. 7) in das Jahr 46 v. Chr. (708 u. c.) verlegt, woran wohl nicht zu zweifeln ist; die Bedeutung der Schrift selbst nach Gebühr in dieser Einleitung betont. Nun folgt der Text mit der darunter gesetzten Erklärung, welche, wie schon oben bemerkt, Sachliches und Sprachliches gleichmässig berücksichtigt und dabei auf den Nachweis des Zusammenhangs, so wie auf die Erörterung Alles Dessen, was in das Gebiet der Rhetorik einschlägt, besondere Rücksicht nimmt, namentlich auch durch die Anführung passender, das richtige Verständniss und die Auffassung fördernden Parallelstellen aus dem Auctor ad Herennium wie aus den andern rhetorischen Schriften Cicero's. Ohne näher in das Einzelne einzugehen, wird man doch bald sich überzeugen, wie das, was in diesen Punkten geleistet worden ist, dem beabsichtigten Zwecke entspricht und befriedigend ausgefallen ist. Auch der Text selbst ist, wenngleich die Kritik zunächst der Aufgabe des Verf. ferne lag, doch einer Revision unterzogen und an manchen Stellen, wo es der Verf. für nöthig erachtete, geändert oder berichtigt worden. Darüber gibt der am Schluss des Ganzen befindliche kritische Anhang nähere Auskunft. So bereitwillig man nun manche der vorgenommenen Aenderungen als Verbesserungen

anerkennen wird, so finden sich doch auch Stellen, in welchen man anderer Ansicht sein kann. So wird man IV, §. 14 der von dem Verf. in den Text gesetzten Lesart: »quod accusator rerum ordinem prosequitur et singula argumenta quasi hasta in manu collocata vehementer proponit, concludit acriter« etc. wohl unbedenklich den Vorzug geben, selbst vor der in dem kritischen Anhang ausgesprochenen Vermuthung »quasi hasta sit in manu collocata«, wozu die in den beiden massgebenden Handschriften, der Pariser und Erlanger, befindliche Lesart hastas die Veranlassung gab; denn der Vorschlag: hastas — collocatas zu setzen, passt nicht, schon um des Verbums willen, der Ablativ aber führt hier ganz gut das Bild vor, das Cicero anwendet, indem er den anklagenden mithin angreifenden Redner vergleicht mit dem Krieger, oder vielmehr mit dem Feldherrn, der seine Streitkräfte zum Angriff vorführt, mit den Waffen in der Hand, wohlgeordnet in die Reihen. Der Verf. vergleicht unser Deutsches: »gleichsam zur Attaque das Gewehr.« Minder nothwendig erscheint V, §. 15 die Aenderung: »nam auditorum aures moderantur oratori prudenti et provido«, wo die beiden eben genannten Handschriften auditoris haben, was eben so gut stehen kann, zumal da auch oratori im Singular folgt; in der Stelle III, §. 10 auf welche verwiesen wird (»auditorum eam genere distingui«), liegt kein näherer Grund, auch hier den Plural zu setzen. Aber cap. XXXIX, §. 136 glauben wir nicht, dass die in den Text gesetzte Lesart: »non in verbis ac in literis«, wie die Erlanger Handschrift hat, richtig ist, da wir uns nicht überzeugen können, dass Cicero in dieser Weise ac vor einen Vokal und vor das einsilbige in gesetzt habe; wir bleiben daher bei der Vulgata ac literis, oder lesen lieber atque in literis, was dem vorausgegangenen in consilio atque in mente dann völlig entspricht; auch hat eine Handschrift (Rehdigeranus) für ac wirklich atque. Eher möchte sich die VII, 24 vorgenommene Aenderung empfehlen: »in conjunctis autem verbis duplex adhiberi potest commutatio, non verborum sed tantummodo ordinis, ut cum semel dictum sit directe, sicut natura ipsa tulerit, invertatur ordo et idem quasi sursum versum retroque dicatur, deinde idem intercise atque permixte.« Hier ist statt des aufgenommenen duplex die Lesart der Codd. und Edd. triplex, was aber nicht passt. Denn, wie hier richtig bemerkt wird, schon das nachfolgende deinde zeigt deutlich, dass hier nur eine zweifache Formveränderung mittelst der Wortstellung angeführt werden soll; wie diess von dem Verfasser weiter ausgeführt wird. Dagegen III, §. 9 ist die Vulgata: »adhibenda sunt illa etiam, quae ad motum animorum pertinent« belassen, wo die beiden Handschriften ad motus haben, was im Hinblick auf die vom Verf. selbst angeführten Stellen doch den Vorzug zu verdienen scheint. Wir setzen diese kleine Nachlese nicht weiter fort: das Angeführte mag ge-

nügen, um dieser Bearbeitung die wohlverdiente Aufnahme und Verbreitung zu sichern.

Quaestiones Claudianeae. Vom Oberlehrer Dr. Paul. Berlin 1866. Druck von E. v. Hulsen. 36 S. in 4to.

Es ist gewiss an der Zeit, auch einmal an den Dichter Claudianus zu denken, der in früheren Zeiten viel gelesen und beachtet, in der neuesten Zeit fast ganz vergessen erscheint, wenn man etwa absieht von dem historischen Gebrauch, welcher von einigen seiner Dichtungen gemacht und selbst näher erörtert worden ist. Aber auch zu diesem Gebrauch wird, abgesehen von Allem Andern, ein richtiger und reiner Text, den wir leider noch nicht besitzen, nöthig sein, und erscheint ein solcher als das nächste Bedürfniss. Auch die vorliegende Abhandlung hat es zunächst mit dem Texte der Gedichte Claudian's zu thun, indem sie nicht blos zahlreiche Verderbnisse nachweist, sondern auch eine nahmhafte Anzahl von Stellen auf dem Wege der Conjecturalkritik und unter Benutzung der ältesten Ausgaben wiederherzustellen versucht, und in diesem Streben durch eine genaue Kenntniss der Sprache des Dichters und seiner Ausdrucksweise unterstützt wird; davon gibt auch die längere Erörterung über die Nachbildung des Lucanus (nicht des Statius, wie Barth behauptete), die in so vielen Stellen des Claudianus neben der des Virgilius hervortritt, S. 31 ff. einen befriedigenden Beweis. Man wird daher in den meisten Fällen dem Verfasser zustimmen und die vorgeschlagene Aenderung als eine Verbesserung betrachten können. Allerdings steht einer durchgreifenden Verbesserung des Textes der Umstand im Wege, dass wir noch keine genaue Kenntniss der noch vorhandenen Handschriften des Dichters besitzen, wie sie doch nöthig ist, um mit einiger Sicherheit in der Gestaltung des Textes voranzugehen; und möchten wir das anerkennenswerthe Streben des Verfassers insbesondere auf diesen Punkt lenken, wenn derselbe auch mit manchen Mühen und Schwierigkeiten verknüpft ist. Eine auf genaue Kenntniss der vorhandenen Handschriften gestützte Classification der Handschriften, welche den Werth der einzelnen mit Sicherheit bestimmt und damit der Texteskritik eine feste Grundlage zu schaffen vermag, wird um so wünschenswerther sein, als die früheren Herausgeber diesen Gegenstand mit der in früherer Zeit allerdings noch nicht verlangten oder nöthig erachteten Akribie behandelt haben. Es hat seine vollkommene Richtigkeit, wenn wir S. 19 bei dem Verfasser lesen: »Pessime accidit, quod optimorum librorum, quos Nicolaus Heinsius et reperit et primus emendandis Claudiani carminibus adhibuit, condicio et species plane ignoratur. Itaque ubi quove saeculo confecti sint et quo literarum genere

exarati, qui fuerit versuum in unaquaque pagina numerus et quae sunt cognitu commoda id genus alia frustra quaesieris, nisi quod Vaticanum primum, cui plurimum tribuit ille, undecimo fere saeculo scriptum esse commemorat.« Diese Unsicherheit in Bezug auf die handschriftliche Ueberlieferung zu heben, erscheint darum vor Allem geboten und der Verfasser dieser Abhandlung bei seiner gründlichen Kenntniss des Dichters, die ihn in den Stand gesetzt hat, so manchen Stellen ihre wahre Gestalt wieder zu verleihen, wohl berufen, diese nächste Aufgabe zu lösen. Was die einzelnen in diesen Quaestiones behandelten Stellen des Claudianus betrifft, so verweisen wir, da auf das Einzelne einzugehen, der Raum dieser Blätter nicht verstattet, auf die Schrift selbst, die wir allen denen, die sich für einen Dichter, wie Claudianus, interessiren, zu empfehlen allen Grund haben.

Ueber das Entwickelungs-Gesetz der Erde. Von Bernhard von Cotta, Professor der Geologie. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 1867. 8. S. 29.

Den Bau der Erde naturgemäss zu erklären, ist die höchste Aufgabe der Geologie. Die Gegenwart lässt uns hiebei auf die Vergangenheit schliessen; auf die unzähligen Vorgänge und Aenderungen deren Schauplatz unsere Erde war. Auf den dauernden Folgen, welche alle diese Zustände hinterliessen, beruht das Entwickelungs-Gesetz, welches folgendermassen lautet: die Mannigfaltigkeit der Erscheinungs-Formen ist eine nothwendige Folge der Summirung von Resultaten der Einzelvorgänge die nach einander eintraten oder kürzer: die Mannigfaltigkeit der Entwickelungs-Formen ist die Folge der Einzelvorgänge.

Die geologischen Forschungen führen uns auf einen heissflüssigen Zustand der Erde zurück, d. h. zu der Annahme, dass die gesammte Erde sich seiner Zeit in einem derartigen Zustande befunden, wovon das Gegenwärtige nur noch ein Ueberrest sei, ursprünglich umgeben von einer — im Vergleich mit der jetzigen Atmosphäre — dicken, an Stoffen reicheren Gas-Hülle, jedoch ohne eine Hülle von Wasser. Diese Annahme bildet die Grundlage. Die Erdmasse wurde nun — indem sie fort und fort Wärme in den Weltraum ausstrahlte — allmählich kälter: es entstand eine feste Rinde der Erstarrung. Es ist dies die erste, die älteste Gesteins-Bildung. Aber die kaum entstandene Kruste erlitt alsbald mannigfache Störungen; sie wurde von den aus dem Erdinnern hervordringenden heissflüssigen Massen gesprengt und durchbrochen — die Bildung der ersten Eruptiv-Gesteine fand statt, welche sich von nun an mit verschiedenem Wechsel fortdauernd wiederholte.

Mit der Abkühlung fing aber auch die Wasser-Bildung auf der nun starren Kruste an, welche unter dem Druck einer dichten Atmosphäre und bei hoher Temperatur eintrat. Und von nun an begann das Wasser seine unausgesetzte Thätigkeit; hier zerstörend und fortführend, dort ablagernd und aufbauend. Die sedimentären Gesteine wurden in einem langen Zeitraume abgesetzt. Es entwickelte sich aber auch mit der zunehmenden Abkühlung das organische Leben, dessen Ueberbleibsel wir in Schichten des verschiedensten Alters begraben finden. Durch die stete Abkühlung der Erde von ihrer Oberfläche aus prägten sich allmählig die Unterschiede der Erwärmung durch die Sonne mehr und mehr aus zu den gegenwärtigen Klimazonen; es wurde die Bildung von Eis möglich.

Am Schlusse seiner interessanten, die Beachtung aller Geologen in hohem Grade verdienenden Schrift stellt B. v. Cotta in sehr anschaulicher Weise die Reihenfolge der Vorgänge in der Entwickelung der Erde zusammen, nämlich:

1) Ballung der Materie und dadurch immense Temperatur des Gasballes.

2) Durch Wärme-Ausstrahlung in den kälteren Weltraum geht ein Theil der gasförmigen Stoffe in den flüssigen Zustand über; ein flüssiger Kern ist von einer Gashülle umgeben.

3) Durch weitere Abkühlung erstarrt ein Theil des flüssigen Kerns. Es bildet sich eine aus Mineral-Substanzen bestehende feste Kruste um den flüssigen Kern, umgeben von einer Gashülle.

4) Durch noch grössere Abkühlung wird auf die Oberfläche der festen Kruste Wasser-Bildung möglich und von da an Wasser-Wirkungen. Zwischen die feste Kruste und die Gashülle tritt demnach eine unterbrochene Wasser-Schicht.

5) Nach einer gewissen Temperatur-Erniedrigung bilden sich organische Stoff-Verbindungen und aus diesen Organismen, deren Mannigfaltigkeit sich nun stetig vermehrt, wie die der unorganischen Gestaltungen.

6) Die Wärme-Unterschiede der Sonnen-Bestrahlung werden bemerkbar; es bilden sich Klima-Zonnen und endlich Eisregionen. Von da an auch Eis-Wirkungen.

7) Im Thierreiche entwickelt sich mehr und mehr das geistige Leben und erreicht im Menschen sein augenblickliches Maximum.

Die Ausstattung vorliegender Schrift ist, wie man solches von dem Verleger der »Illustrirten Zeitung« gewohnt, eine sehr gediegene.

G. Leonhard.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Auf der Scholle. Elegien von Stephan Milow. Heidelberg. Verlag von G. Weiss. 1867. 84 S. 8.

Von dem tallentvollen Herren Verf. oben genannter Elegien wurden in den Jahrbüchern die zweite vermehrte Ausgabe seiner Gedichte und die Erzählung: Das verlorene Glück durch den Unterzeichneten angezeigt. Dieselbe glückliche dichterische Schöpfungs- und Gestaltungsgabe, durch welche sich die beiden genannten Werke des Herrn Verf. auszeichnen, bekundet sich in gleicher Weise auch in der vorstehenden Elegiensammlung, welcher die bezeichnende Aufschrift: Auf der Scholle gegeben wird. Sie ist »meinem Weibe zugeeignet« und die ganze Reihe der hier gegebenen fünfzig Elegien wird mit einem Prologe begonnen und einem Epiloge geschlossen. Vom heimischen Heerde, von Weib und Kind, geben die sinnigen, gedankenvollen Gedichte aus und rücken, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft umfassend, der ewig wahren und schönen Natur, dem All der Erscheinungen, näher, mit welchem sich der Dichter durch die Liebe Eins fühlt. Er ruft dem Weibe und Kinde im Prologe zu:

Und so fühl' ich, indem ich in euch mich liebend versenke,
   Jedem mich näher gerückt, fühl' ich mich Eins mit dem All.

Die Gedichte sind 1866—1867 geschrieben. Der Kriegslärm tobt an das Ohr des Verfassers (eines österreichischen Kriegers) und wir lesen S. 9 u. 10:

Weichliches Träumen und Ruhe unwürdig erscheint es des Mannes,
   Doch nicht rühm' sich der That, der wie ein Sklave gehorcht,
Wenn der verblendete Eifer, der Ehrgeiz einzelner Mächt'ger
   Fort in den Kampf ihn spornt, welcher die Welt nur befleckt.
Stritten um Licht wir oder zum Schutze des eigenen Heerdes,
   Wie es verklungener Zeit Schaaren begeistert gethan,
Jeder entflammte im Drang, die heiligen Güter zu schützen,
   Welche das Leben allein füllen mit edlem Gehalt.....
Denn, wo Gewalt sich gegen Gewalt auflehnet, entspringet
   Oft nur so grösseres Leid durch den entfesselten Drang....
Bringet Erlösung der Welt, bringt Heilung den fressenden Uebeln,
   Dann mag rasseln das Schwert, Blumen zertreten der Fuss,
Dann sei jeglicher Bau des Friedens zertrümmert und prächtig
   Blühe das Leben verjüngt aus der Zerstörung empor.

So doch kehr' ich mich ab und schaue zum Trost in die Schöpfung,
Die in erhabener Ruh' rollet den sicheren Kreis;
Ueber die ewige Pracht hochragender, säuselnder Wälder,
Ueber die Fluren, vom Hauch laulicher Lüfte bewegt,
Folgt mein Auge der Sonne, die schwimmend im goldenen Dufte
Andacht weckend und gross ferne im Westen verschwebt.

Meisterhaft sind Friede und Herrlichkeit der Natur gegenüber dem wilden Treiben der Menschen in der fünften Elegie geschildert (S. 11 u. 12). Die Liebe ist es, deren Athem die Natur durchweht und sich in immer neuen Geschlechtern der Menschheit beseligend wiederholt. Darum fühlt sich der Dichter im Besitze seines Weibes und des theuern Kindes glücklich, beseligt in der Gegenwart, vorgeniessend in der Zukunft, sich rückerinnernd an den heiligen Bund, welcher ihm das höchste Glück des Lebens schuf. Nur, wer die Liebe kennt, kennt auch das geheimnissvolle göttliche Walten der Natur. Des Kindes Auge schafft ihm das Eden, ist ihm ein Gruss von »jenseits irdischer Schranke«, es hellet ihm das »Dunkel des Seins.« Für das »selige Kind« gibt es kein »Schicksal«, keinen »Tod« in der Welt. Von dem, welcher das Kind begreift und mit ihm zum seligen Kinde wird, sagt der Dichter in der Elegie an seinen Sohn S. 18:

Schwerstes erscheint ihm ein Spiel, an des Daseins dräuendem Abgrund.
Ahnungslos, wie du, schreitet er lächelnd dahin.
Wenn der schlummernde Knabe aus seinen Träumen erwachet,
er erschrickt und weint, kehrend zurück in die Welt.«

Wie schön lässt der Dichter die Liebe als Lehrerin des künftigen Geschlechtes auftreten, wenn er S. 26 singt:

Seid nur Alle im Kreis stets treffliche Väter und Mütter,
Wollt ihr dem eigenen Sein Würde verleihen und Werth.
Vieles versäumten wir selbst, so lasst ein Geschlecht uns erziehen,
Welches mit stärkerer Hand stützet die wankende Welt.«

Die Jugend ist es, die Blume, an welche, als die Frucht der Zukunft, er sich hält. Jeder sei in seinem Kreise, wozu ihn Beruf und Gaben bestimmen. So heisst es S. 30:

Ganz sei Jeder, wofür er sich giebt, dann blühet uns Einklang,
Dies mein Glaube — so lass' stets nur die Tadler mich flieh'n.

Durch seine Anschauungen über Gott und Welt bewegt sich ein tiefer, wahrhaft philosophischer Gedanke. Nicht die »Pfaffen« sollen seinen Sohn lehren, was Gott ist, auch »die arme gedunsene Weisheit nicht«, welche »die Seele des Seins schon im Atome ver-

meint.« Nicht das »Aufdringen« dessen, was wir »bebend nur ahnen können«, nicht »das kecke Läugnen« dessen, was »sich dem Tasten entzieht«, führt zum Ziele. Er will seinem Knaben »nur das Eine« sagen, dass »hinter dem Kleinsten noch ein Geheimniss sich birgt, das auf das Ewige weist, dass ihn der fallende Stein anhalte zu staunendem Sinnen, wie der wachsende Keim und der zerstäubende Mensch« (S. 31). Der Vater will ihn nur »vor dem Wahne schützen«; er soll den »waltenden Gott mit eigenem Blicke« suchen. Wenn er ihn auch in »Kämpfen« suchen muss, nur der, den er »selbst gefunden«, kann ihm »Tröster« und »einzig der rechte« sein (S. 32). Die wahre Liebe lehrt ihn das Leben ernster und tiefer erfassen (S. 33 u. 34). Vielfach sieht er, von der schönen Natur abgewendet, das Schmerzliche, das »nur von den Menschen kommt.« Ein Volk »blutet«, dem »Alles sich zum Glücke einte, zwäng' es ein Einzelner nicht rauh in das schimpfliche Joch" (S. 37 u. 38). Freiheit ist der Ruf des Einzelnen, des Volkes. Ihm erscheint eben so nachtheilig »des Gewaltherrn Joch«, wie der »entfesselte Schwarm der fanatischen Menge« (S. 39 und 40). Nur die Herrschaft über uns selbst giebt uns die wahre Freiheit und macht uns der äussern würdig. Darum ruft der Vater dem Kinde S. 41 zu:

Fest im Wahren und Echten! Du folg' dem Spruche im Leben,
 Müsstest du Tausenden auch stürzen die Götzen in Staub.
Alles verzeih', was dir die Anderen Schmerzliches anthun;
 Aber verzeihe du nie, dass sie verschänden die Welt.

Nur das Gute soll bestehen. Zum Kampfe gegen das Böse sollen sich alle Gutgesinnten verbinden (S. 42 u. 43). Wer nicht im All wie ein verlorener Schrei dahin zittern, als »ein Nichts« vorübergehen will, soll sich »dem Grossen im innersten Herzen erschliessen« (S. 44). Nicht Genuss und Glück allein sind die »Bestimmung des Daseins«, auch die »Schmerzen desselben« muss man kennen lernen und »als einen Schatz hegen.« Das »ewige Weh« klagt neben dem Jubel vom »Schauer des Baumes, den rüttelnd entblättert ein Windstoss, bis zum Menschen empor.« Das Gefühl des Schmerzens läutert die Brust und stählt den in uns »Wunder bewirkenden Glauben« (S. 45). Wenn wir auch den Schmerz mit andern fühlen, so erscheint uns doch »jegliche Rose im Lenz« als »holdes Symbol des herrlichen Schönen der Erde«. Der Tod ist, wie das Leben, die Blüthe, wie das Verwelken, nothwendig. Die Selbstsucht weckt des Menschen Kräfte, aber sie wird auch zur »Hölle der Welt«. Sie »treibt und belebt«, aber sie »verzehrt« auch. Wenn des Dichters Sohn auch vor dem schlechten Menschen gewarnt wird, so soll er sich desto fester an die »Guten« halten, und an »einen erhabenen Geist in der Menschheit glauben, fähig den Schwarm zu durchschauen und zu belächeln verklärt.«

Besonders hervorzuheben ist die treffliche Elegie XXX (S. 52), welche das Schöne beschreibt. Das Schöne ist dem Dichter das Höchste. Er schildert es also in dieser Elegie an seinen Sohn:

Wenn ich als Höchstes das Schöne dir rühme, so fasse nur recht mich;
Denk nicht blos an das Werk, welches der Meissel vollbringt,
Oder der Pinsel des Künstlers, der Griffel des sinnenden Dichters,
Nein, nimm Alles dazu, was zum Gestalten sie drängt;
Sei's die liebliche Form, das seelische Auge des Menschen;
Sei's der Reiz der Natur, wenn sie erblüht und verwelkt.
Schön auch nenn' ich das Gute, die siegende Wallung des Herzens,
Das, wie tief es gehasst, endlich dem Feinde verzeiht;
Auch den gläubigen Muth, der ruhig den Sternen vertrauet,
Und die begeisterte That, die das Gemüth uns erhebt.
Schön ist Alles im Kreis und würdig verehrender Liebe,
Wo das Ew'ge mit Macht über das Nichtige siegt.

Das »Wirkliche« ist »allein nur das Jetzt«. Das Leben von Jahrtausenden mit den Völkern und ihren Gewaltigen ist zerstoben; wir leben und tragen das Leben (S. 54 u. 55) Nicht Klugheit und List, Liebe und Weisheit sollen das Leben leiten; denn nur diese stammen von dem Göttlichen. Jede Zeit hat Schlechte und Gute, wie auf jeden Winter die belebende Frische des Lenzes folgt. Die Zeit ist ein Traum. Das Gottesgeschöpf frage sich nicht, wie lange es lebe. Genug, wenn es vollendet gelebt. Die Gräber bergen den Moder; der siegende Gedanke erhebt sich über sie. Die Welt gewinnt ihre Schönheit allein im liebenden Auge des Herzens. Den Schöpfer verehrt die Liebe in seinem Geschöpfe. Wie der Einzelne, so darf das Volk nie verblendeten Eifer erproben. Jeder Tropfen seines Blutes sei der Freiheit Saamen, nicht der Cäsaren Raub. Dauernd ist das Glück nur, wo uns der Stern des Rechtes, der segnenden Freiheit schimmert. Nur der schaut die Harmonie in der Welt, der sie in der eigenen Brust trägt. Sich herrlich fühlen im All ist Mensch sein. Nur der Mensch lebt in den Sternen, auf der Scholle, schauert mit den Wettern, fühlt den sonnigen Lenz. Jahrtausende gräbt er aus dem Moder, Jahrtausende spiegelt er ahnend voraus. Der Liebe Erinnerung erhebt ihn über den Staub. Alles Einzelne dient dem schaffenden Weltgeist. Die Kunst ist die höhere Auffassung der Natur. Wie der Prolog mit der stillen beseligenden Liebe am häuslichen Heerde beginnt und die Geist und Natur umfassenden Elegien aus dieser hervorgehen, so führen sie im Epiloge wieder auf die Liebe, den Born der Dichtung, zurück. Den philosophischen Geist, der diesen Dichtungen eigen ist, bezeichnet die 31. Elegie (S. 53):

Knabe, verschwindendes Glied der endlos rollenden Kette,
Punkt im unendlichen Raum, schwindelnder Blick in das All,

Schrick nicht bange zusammen, wie riesig die Welten sich dehnen,
Lass dir der Kräfte Gewog nimmer bedrängen die Brust.
Bist du der Ewigkeit ein flüchtig zerstäubendes Nichts auch,
Fühl es: in diesem Moment bist du das Auge der Welt.
Zwischen Entsteh'n und Vergehen ruh' fest als Spiegel des Daseins,
Bebst du, so bebt mit dir auch der gewaltige Bau.
Schaue zurück in die Zeit und mache das Todte lebendig,
Dass im zerbröckelten Schutt einst'ge Vollendung du ahnst;
Flieg' in die Zukunft dann und bringe dem heiligen Sehnen,
Das in die Brust uns gelegt, holde Erfüllung im Traum,
Und so spinn' ihn weiter den ew'gen Gedanken der Menschheit,
Bis dich das kreisende Rad wieder zu Staube zermalmt.

Besonders gelungen sind die Naturbeschreibungen. Die Form ist in allen Elegien eine durchaus correcte; jeder Elegie liegt ein abgerundeter Gedanke zu Grunde, welcher sich in ungezwungener, einfacher Schönheit zum Gedichte gestaltet. Tiefe Empfindung ist mit einer glücklich gestaltenden Phantasie, richtigem Urtheile und einer edeln Gesinnung verbunden. Die Weltanschauung ist eine wahrhaft philosophische. Aus dem Strome der Mittelmässigkeit, der in dem Gebiete einer Dichtkunst reichlich fliesst, die, wie besonders in unserer Zeit, mehr in der Form oder dem blosen Klingklang des Rythmus, als in der Tiefe des Gedankens und dessen bildlicher Erscheinung das Schöne sucht, taucht diese Sammlung als eine rühmliche Ausnahme auf und verdient in jeder Hinsicht die Aufmerksamkeit des denkenden, künstlerich gebildeten Lesers.

v. Reichlin-Meldegg.

Das Leben Mosis. Allen denkenden Bibelfreunden gewidmet von Dr. Herm. Reckendorf. Leipzig, Wolfgang Gerhard. 1868. 8.

Den Sagen von dem Aufenthalte der Juden in Aegypten, von ihrer Befreiung durch Moses und von der Wirksamkeit dieses als Religionsstifter, Feldherr, Staatsmann und Gesetzgeber gleich grossen Mannes liegt unbezweifelt ein historischer Kern zu Grunde, wenn gleich das Wunderbare in den von den mosaischen Urkunden erzählten Geschichten in ein mythisches Dunkel gehüllt ist und die von der Orthodoxie angenommene Zeit der Abfassung und der Ursprung dieser Quellen von der Kritik beanstandet werden. In dem vorliegenden Buche wird uns die Lebensgeschichte des merkwürgen Mannes gegeben, dessen Lehre noch jetzt der Glaube einer auf allen Theilen der Erde verbreiteten Bekennerschaft ist und welche ihrem Grundkeime nach auf die Gestaltung der Religionen der gebildetsten Völker, auf das Christenthum und den Islam, mächtig einwirkte.

Erfüllung findet sich in der Gottes- und in der allgemeineren, der Selbstliebe gleichen Menschenliebe. Hierin erhalten Gesetz und Propheten ihre Vollendung. Es ist aber ein Fehler des Mosaismus, dass er »sich in sich abgeschlossen hält und jede Fortsetzung verneint.« Eine verwandte Form findet sich im Romanismus. Aber der rationelle Protestantismus kennt keine Glaubensschranke, er fasst das Christenthum in seiner universellen oder allgemein menschheitlichen Bestimmung. Er verneint den Fortschritt nicht, er steht höher, als der des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts stand, und ringt nach einer immer geistesfreieren Vervollkommnung. Ihm ist die Vernunft die Quelle des Göttlichen und die Offenbarung hat für ihn nur in ihrer Uebereinstimmung mit den Forderungen der Menschenvernunft ihre Bedeutung. Das Christenthum ist für die ganze Menschheit bestimmt. Das ethische Element ist das Ziel und alle Glaubensformen sind nur das Mittel zu diesem Ziele. Sein Vorzug ist eben dem Mosaismus gegenüber, dass es nicht »in sich abgeschlossen ist«, dass es nicht »die Fortsetzung verneint.« Was man im Mosaismus »thun« nennt, war von jeher nicht immer das Beste. Es bezog sich auf das Gesetz und dieses wurde immer mehr äussere oder Ritualvorschrift und ist es bei der strengen Partei des Judenthums bis auf den heutigen Tag. Aeussere, an sich gleichgültige Handlungen, welche nur eine klimatische oder lokale Beziehung haben, wurden dieses Thun. Im Christenthum ist es die Gesinnung, welche über alle Legalität des äussern Handelns gesetzt wird. Die Liebe wird über den Glauben gestellt. Wer einen Glauben besitzt, welcher so stark ist, dass er Berg und Thal versetzen könnte und keine Liebe hat, ist ein »tönendes Erz« und eine »klingende Schelle«. Der Glaube ist eben, weil er aus der Liebe hervorgeht, That, und hat ohne diese keinen Werth. »An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen«, sagt der in Charakter und Leben weit über Moses stehende Stifter des Christenthums. Der Protestantismus kennt keine Exclusive und kein Alleinseligmachen; er verneint die Weiterentwicklung nicht, sondern fordert sie als eine nothwendige Bedingung seines Lebens. Er erkennt in jeder Religionsform das Gute, das Lebenskräftige und will sie alle einer höhern religiösen Vernunftentwickelung entgegenführen. Wenn der Glaube Mosis ein »Glaube der gesammten Menschheit« werden soll, so muss er das starre Gesetz des äussern Werkes, das opus operatum, aufgeben und mit dem geläuterten Protestantismus darin übereinstimmen, dass, frei von allen äussern Formen des Gesetzes, von einem absolut bindenden Dogmenzwang, die vernünftige Entwicklung der sittlichen Natur des Menschen das Ziel aller Religion wird, und dass diese sittliche Entwicklung von dem Innern, der Gesinnung des Menschen, ihren Ausgang nehmen muss. Nur eine solche Religion kann »Gemeingut der Menschheit« werden. Immer aber gehört der Herr Verf. hinsichtlich seiner religiösen Grundsätze nicht der alten thalmudistischen, sondern

der Fortschrittspartei des Judenthums an. Er will mit der Lösung seiner Aufgabe »den Anforderungen der vernünftigen Forschung genügen.« Der jüdische Glaube fordert, wie er sagt, »den Gläubigen zum Forschen« auf. Von dem Juden wird bei solcher Forschung »keine Buchstabengläubigkeit« verlangt. Er führt selbst eine Stelle aus dem Thalmud (tract. Kidduschin 49, 1) an, welche also lautet: »Wer die Schrift buchstäblich auslegt, ist ein Lügner und Gotteslästerer.« Ein besonderer Theil soll später über das Mosaische Gesetz ausgegeben werden.

v. Reichlin-Meldegg.

Krebs, Antibarbarus der lateinischen Sprache. 4. Auflage, neu bearbeitet von Dr. F. H. Allgayer, Gymnasialrector a. D. Frankfurt a. M. Christian Winter. 1866.

Das Buch, das hier in neuer Auflage erscheint, ist ein in Philologen-, besonders Schulmännerkreisen so wohl bekanntes, dass es nicht mehr nöthig ist, seine Bedeutung und Stellung in der philologischen Litteratur länger zu erörtern. Wir beschränken uns daher in der nachfolgenden Anzeige auf die Besprechung dessen, worin die neue vierte Auflage über die vorhergehende hinausgegangen ist. Die keineswegs leichte und einfache Aufgabe, das seit dem Jahr 1843 nicht mehr aufgelegte Krebs'sche Buch zu revidiren, hat die Verlagshandlung den Händen eines erprobten Schulmannes und ausgezeichneten Kenners der lateinischen Litteratur anvertraut, des Herrn Dr. Allgayer, früheren Gymnasialrectors in Ehingen (Württemberg), jetzigen Pfarrers in Kocherthürn, der schon im Jahr 1862 Zusätze und Berichtigungen zum Antibarbarus veröffentlicht und nun neuestens die Musse, die ihm das geistliche Amt gewährt, darauf verwendet hat, die Früchte seiner Lectüre und praktischen Uebung in solch gemeinnütziger Weise zu verwerthen.

Wenn schon dem verstorbnen Krebs bei Bearbeitung der 3. Auflage der Gedanke kam, ob nicht eine gänzliche Umarbeitung des Buchs vorzunehmen sei, so musste dieser Gedanke dem neuen Herausgeber noch näher liegen; aber wir glauben, dass beide Male mit Recht davon Abstand genommen wurde. Eine wesentliche Umarbeitung hätte doch nur darin bestehen können, dass die einleitenden Abschnitte systematischer oder, wenn man so will, positiver geworden wären, damit aber hätten sie nothwendig zu einer förmlichen Grammatik oder Stilistik werden müssen, während die Aufgabe eines Antibarbarus die mehr negative ist, die Grammatik und Stilistik praktisch zu ergänzen durch Hervorhebung der bei Neulateinern vorkommenden unclassischen Wörter und Redensarten, natürlich mit gelegentlicher Angabe der an die Stelle zu setzenden

classischen Wendungen. — Nur von diesem praktischen Standpunkt aus ist auch die litterargeschichtliche Einleitung zu fassen: sie soll nur die Grenzen zwischen classisch, weniger classisch und unclassisch oder barbarisch angeben. Der neue Herausgeber hat in diesem Abschnitt einmal einige Lücken ergänzt, sodann aber hinsichtlich der nachclassischen Zeit auf einen Punkt aufmerksam gemacht, der in der That näher ins Auge gefasst zu werden verdient, auf die Bedeutung der patristischen Latinität (S. 10f. 109f.). Man wird zugeben müssen, dass die Kirchenväter, abgesehen von der Verwerthung ihres antiquarischen Inhalts, von den Philologen in Bausch und Bogen bei Seite gelegt zu werden pflegen; theologi sunt, non leguntur — diess ist die Maxime, die sich stillschweigend schon aus der unvermeidlichen Theilung der Arbeit ergeben hat. Und doch wird man nicht läugnen können, dass die älteren Kirchenväter ein formell wie materiell wohl zu beachtender Theil der lateinischen Litteratur sind: brachte doch das Christenthum einen neuen Kreis von Ideen — sowohl specifisch religiösen als allgemein menschlichen — in die heidnische Welt herein zu einer Zeit, in welcher die Sprache noch nicht erstarrt war, in welcher sie jedenfalls noch so viel Leben hatte, um aus sich heraus für diese neuen Ideen neue Ausdrücke zu finden. Wir halten es daher für eine wirkliche Bereicherung des Krebsschen Buchs, dass Herr Dr. Allgayer, dem vermöge seiner Berufsstellung die Beschäftigung mit der patristischen Litteratur näher lag als Andern, diesen Gesichtspunkt geltend gemacht und auch in dem lexicalischen Theil des Antibarbarus verwerthet hat. Sonst bemerken wir hinsichtlich dieses litterargeschichtlichen Theils nur noch, dass S. 10 bei Erwähnung des Pomponius Mela von Krebs her die Notiz stehen geblieben ist, es werde an dessen Aechtheit stark gezweifelt. Unsres Wissens ist dieser Zweifel nur ganz vereinzelt in wenig bedeutender Weise aufgetreten und jetzt so ziemlich verschollen; er findet sich nämlich nur in einem Briefe von Schultz an Göthe vom 29. Januar 1829 (Rhein. Museum 4, 327 bis 331). Schultz behauptet zwar, Osann und Welcker hätten ihm beigestimmt, allein Niemand hat, so viel wir wissen, seitdem die Sache aufgenommen. — Hinsichtlich des grammatischen Theils bemerkt der Herausgeber mit Recht, dass hierin Krebs eher des Guten zu viel als zu wenig gethan, enthält sich aber seinerseits bedeutendere Abzüge zu machen: wir meinen, Regeln wie die über die Tempora in §§. 108. 113 u. ähnl. hätten ohne Schaden wegbleiben können. Dagegen hätte die Formenlehre wohl gewonnen, wenn gewisse auf éinem Grunde beruhende Regeln, die unter verschiednen Rubriken zerstreut sind, einheitlich zusammen gefasst oder wenigstens ihrem Grunde nach erkenntlich gemacht worden wären. Gewiss ist es nicht die Aufgabe des Antibarbarus, sich auf die Ergebnisse der genetischen Sprachforschung näher einzulassen, da er seiner Natur nach auf dem Standpunkt der fertigen

Classicität steht und diese als etwas positiv Gegebenes auffasst; allein bei einigen Punkten wäre darum doch das Eingehn auf Geschichtliches und Principielles dem Zweck des Buchs nahe gelegen. So wären die Regeln über die Declination der ins Lateinische aufgenommenen griechischen Wörter, wenn sie, statt durch alle Declinationen zerstreut zu sein, zusammengefasst, ans Ende der Declinationslehre gestellt und schriftlich motivirt worden wären, zum Theil auch materiell modificirt worden. Bekanntlich sind die Grundsätze in Behandlung der griechischen Wörter nicht immer dieselben gewesen; zwei Richtungen lösen sich theils geschichtlich ab, theils gehen sie neben einander her, die eine, welche zuerst unwillkürlich, dann bewusst und principiell die griechischen Namen römisch umlautet und flectirt, die andere, welche die griechischen Formen in der Flexion beibehält. Da nun eben in der ciceronischen Zeit dieser Gegensatz als ein völlig bewusster auftritt, so fragt sich, ob man nicht hier den sonst üblichen Weg verlassen und statt bloss die vorkommenden Beispiele zu constatiren, sich für das eine oder andere Princip entscheiden muss, also entweder mit Cicero, der zwar nicht immer consequent ist, aber diese Inconsequenz selbst an sich tadelt*), römisch flectiren oder wie die Classiker der augusteischen Zeit griechisch. Allerdings sprechen sich sowohl Krebs als der neue Herausgeber in §. 25 im Allgemeinen für das erstere Princip aus und auch den Regeln der §. 30 ff. liegt dasselbe als das herrschende zu Grunde; allein dann muss man z. B. den Accusativ des Pluralis der consonantischen Declination auf -as (§. 32) verwerfen trotz der Beispiele bei Cicero und trotzdem, dass Cäsar sogar Allobrogas sagt. Dabei kann man für einzelne Wörterclassen immer noch Zugeständnisse machen und unter verschiedenen Möglichkeiten solche Formen wählen, welche dem griechischen Gebrauch näher liegen, wenn auch die lateinische Analogie sie nach einer andern Seite ziehen sollte, also z. B. für die Accusative Sing. latinisirter griechischer i-Stämme die Endung -im, ferner in der Flexion der griechischen Neutra auf -a die consonantische Declination, statt wie im Altlateinischen die der a-Stämme; sie können dann als Neutra behandelt werden, welche zu masculinischen und femininischen -at-Stämmen (primas, civitas) gehören. Ein anderes Beispiel von den Vortheilen einer gewissen Systematisirung ist folgendes: in §. 23 wird die Vorschrift gegeben, im Plural von deus nicht dii, sondern di oder dei zu schreiben; ferner wird §. 24 gelegentlich bemerkt, dass statt divum, equum — divom, equom geschrieben werde, was bekanntlich die Schreibart der augusteischen Zeit ist. Mit Recht bringt Corssen, Aussprache, Vocal. 1, 308—313 diese beiden

---

*) Ad Att. 7, 3, 10: Venio ad Piraea, in quo magis reprehendendus sum, quod homo Romanus „Piraea" scripserim, non „Piraeum" — sic enim omnes nostri locuti sunt — etc.

Punkte zusammen mit noch andern Erscheinungen unter den Gesichtspunkt eines Strebens nach Dissimilation der Vocale. Gerade für einen Antibarbarus nun scheint uns dieser Gesichtspunkt besonders verwerthbar und ausdrücklich erwähnenswerth zu sein; von ihm aus wäre dann z. B. §. 21 die daselbst als classisch constatirte Schreibung Appi, ingeni festzuhalten, ferner beim Pronomen nachzutragen, dass statt ii, iis entweder i, is oder ei, eis zu schreiben sei, nicht minder bei der Lehre vom Verbum zu erwähnen, dass zwar emundus, vendundus von Cicero gesagt werden konnte (vgl. §. 48), aber nicht restituundus, fruundus, und derselbe Gesichtspunkt ist es auch, welcher §§. 56 und 51 (quaesivisse oder quaesisse, nicht quaesiisse u. dgl.) motivirt. — Beim Pronomen hätte auch noch hice statt hicce, wie noch Georges schreibt, empfohlen werden können. Diese orthographischen Fragen, eine Frucht der epigraphischen Studien, sind bekanntlich gegenwärtig auf der Tagesordnung; indem der neue Herausgeber sich auf dieselben nicht näher einliess, mag er wohl gedacht haben, man müsse die neue Orthographie, wie sie vorläufig in Fleckeisens 50 Artikeln zusammengefasst ist, sich erst mehr befestigen lassen, ehe sie als gesicherter Theil des Antibarbarus auftreten dürfe.

Besondrer Bereicherungen hatte sich der syntaktische Abschnitt zu erfreuen; die §§. 65, 67, 71, 75, 116, 118 u. a. sind gegenüber der dritten Auflage namhaft erweitert worden, an die Stelle von unbedeutenderen Paragraphen sind wichtigere getreten, zum Theil ist die Anordnung eine andere geworden. Wir erlauben uns zu diesem Theil nur einige wenige Bemerkungen über Punkte, in denen wir mit dem Herausgeber nicht ganz übereinstimmen: In § 89 ist gesagt, Adjectiva wie infinitus, immensus, ferus, rudis lassen keine Gradformen zu; allein hier wird doch ein Unterschied zu machen sein; bei immensus, infinitus ist es der Sinn, welcher eine Gradation ausschliesst, bei ferus bloss der vielleicht zufällige Umstand, dass die Gradformen nirgends vorkommen, wesshalb sollten ihm aber dieselbe abgesprochen werden, während immanis, das dem infinitus und immensus näher steht, dieselbe hat? In §. 121(=120 der 3. Aufl.) ist der Gebrauch der Bescheidenheitsconjunctive malim, putaverim u. dgl. gegen Krebs in Schutz genommen; indessen hatte Krebs darin wenigstens Recht, dass er dem Missbrauch gegenüber, der mit solchen Phrasen getrieben wird, eine bestimmtere Ausdrucksweise empfahl. §. 147 (früher 146) hatte Krebs gesagt: »gewagt ist es und ohne Beispiel eines Klassikers, wenn Florus III, 21 sagt »adversariis hostibus iudicatis, wo Object und Prädicat eines Verbums beide in den Ablativ gesetzt sind«; der neue Herausgeber weist nun allerdings eine Reihe von Stellen bei Klassikern nach, in denen sich dieselbe Construction findet, aber empfehlenswerth dürfte sie darum doch nicht sein. Dagegen

ist in §. 156 der Gräcismus, Adverbia mit Substantiven als Stellvertreter für Adjective zu gebrauchen, für die Adverbia des Raums und der Zeit für die Fälle, wo ein Genetiv als Stütze vorhanden ist, mit Recht gegen Krebs in Schutz genommen (z. B. Deorum saepe praesentiae), und so könnten wir noch eine Reihe treffender Bemerkungen hervorheben, wenn es der Raum gestattete.

Der zweite Theil des Antibarbarus wird bekanntlich eröffnet durch allgemeine Vorschriften über die Wahl der Wörter. Diese Vorschriften hat der neue Herausgeber zum Theil emendirt. Die zweite Vorschrift lautete bei Krebs: »Vermeide wo möglich alle dichterischen Wörter«; diese ist ganz gut angebracht gegenüber von Geschmacklosigkeiten, wie sie in §. 174 aufgeführt sind, nichts desto weniger aber müssen wir es billigen, wenn in der neuen Ausgabe beigesetzt ist: »Doch lässt der historische Stil, der mit der Sprache der Dichter am nächsten verwandt ist, am rechten Orte manches sonst poëtische Wort zu. Livius schon gibt darüber reiche Ausbeute; soweit er gegangen ist, dürfen wir zutreffenden Falls auch gehn.« Nur möchten wir diess genauer mit dem rhetorischen Charakter der lateinischen Geschichtschreibung motiviren und für Neulateiner poëtische Ausdrücke in historischen Darstellungen eben nur in dem Masse empfehlen, als ihr ganzer Stil jenes rhetorische Gepräge angenommen hat. — Die dritte bis fünfte Vorschrift sind zusammenzunehmen; sie lauteten bei Krebs Nr. 3: »Gebrauche die classischen Wörter nur in der Bedeutung und Verbindung, in welcher sie bei nachfolgenden spätern Schriftstellern gefunden werden. Nr. 4: »Vermeide alle nachclassischen und spätlateinischen Wörter, wenn classische aus den bessern Schriftstellern vorhanden sind, besonders diejenigen, welche erst in der vierten Sprachperiode sich neben altclassische in die Sprache unnöthig eingeschlichen haben.« Nr. 5: »Zulässig dagegen und anwendbar sind alle nachclassischen und spätlateinischen Wörter, zu deren Begriffsbezeichnung sich noch kein Wort aus der bessern Zeit vorfindet und welche demnach classische Geltung haben müssen. Bei mehreren gleichbedeutenden sind die älteren immer den späteren vorzuziehn. Diese Vorschrift gilt vor Allem für die technischen Wörter, aus welcher Sprache und Zeit sie auch sein mögen.« Die neue Ausgabe setzt zu Nr. 3 hinzu: »Haben aber die Nachclassiker ein classisches Wort in neuer, natürlich entwickelter Bedeutung oder Verbindung gebraucht, so ist auch diess nicht zu verwerfen« und fasst in demselben Sinn Vorschrift Nr. 4 so: »Vermeide alle spätlateinischen Wörter, wenn classische und nachclassische u. s. w.« Auch hier wieder geben wir der neuen Fassung, welche S. 106 und 109f. an einzelnen Beispielen ausgeführt wird, Recht und führen ein weiteres Beispiel aus Krebs selbst an, welches zugleich das oben über die patristische Litteratur Gesagte belegt: Krebs selbst hat im lexicalischen Theil unter dem Artikel »religio« zugegeben, dass an religio Christiana

zur Nachzucht, d. h. durch Zuchtwahl zu häufen sehr beträchtlich ist. Sodann wendet sich Darwin im zweiten Capitel zur Veränderlichkeit der Arten im Naturzustande; sucht zu beweisen, was für Umstände solche vorzugsweise begünstigen, wie weit und sehr verbreitete Arten am meisten variiren, wie die Arten der grösseren Gattungen jedes Landes viel häufiger variiren, als die der kleineren Genera, und wie endlich viele Arten der grossen Gattungen der Varietäten darin gleichen, dass sie sehr nahe aber ungleich mit einander verwandt sind und beschränkte Verbreitungs-Gebiete haben.

Das dritte Capitel schildert den Kampf ums Dasein unter den organischen Wesen. Es entstehen mehr Individuen jeder Art, als fortleben können, als Mittel zu ihrer Erhaltung vorhanden. Desshalb das dauerde und stets wiederkehrende Ringen um Existenz in welchem nur diejenigen Arten (und deren Nachkommen) überdauern, die eben durch ihre Organisation zu diesem Kampfe gerüstet sind, die unter mannigfachen, oft veränderlichen Bedingungen des Lebens mehr Aussicht auf Fortdauer haben und also von der Natur selbst zur Nachzucht auserkoren sind. Solche durch natürliche Züchtung gewählte Varietäten streben dann nach dem strengen Erblichkeits-Gesetze jedesmal seine neue und abgeänderte Form fortzupflanzen. Im vierten Capitel wird die natürliche Zuchtwahl noch weiter betrachtet und gezeigt, dass dieselbe die unvermeidliche Veranlassung zum Erlöschen weniger geeigneter Lebensformen ist und das herbeiführt, was der Verfasser als Divergenz des Charakters bezeichnet.

Das fünfte Capitel bespricht die zusammengesetzten und wenig bekannten Gesetze der Abänderung und der Correlation des Wachsthums. In den folgenden Capiteln (6—9) geht der Verfasser nun auf die Schwierigkeiten ein, die seiner Theorie entgegenstehen. Es sind dies ganz besonders die Schwierigkeiten der Uebergänge; die Möglichkeit, dass ein einfaches Wesen oder Organ zu einem höher entwickelten Wesen oder zu einem vollkommen ausgebildeten Organ werde. Ferner der Instinkt, die geistigen Fähigkeiten der Thiere bieten Schwierigkeiten, so wie die die Bastard-Bildung oder die Unfruchtbarkeit der gekreuzten Species und die Fruchtbarkeit der gekreuzten Varietäten; endlich die Unvollkommenheit der geologischen Urkunde.

(Schluss folgt.)

Nr. 47. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Darwin: Entstehung und Erhaltung der Rassen.

(Schluss.)

Aus letzterer und aus der im zehnten Capitel betrachteten geologischen Aufeinander-Folge organischer Wesen hebt Darwin folgende Momente zu Gunsten seiner Theorie hervor. Die Unvollständigkeit geologischer Schöpfungs-Urkunde; wie klein der Theil der Erdoberfläche, welcher bis jetzt untersucht; dass nur gewisse Classen organischer Wesen zahlreich in fossilem Zustande vorkommen und dass die Zahl der in unseren Sammlungen aufbewahrten Individuen und Arten verschwinde gegen die unermessliche Zahl von Generationen, die nur während einer Formations-Zeit auf einander gefolgt sein müssen; dass gewöhnlich ungeheuere Zeiträume zwischen je zwei einander folgenden Formationen verflossen sein müssen, weil fossilienreiche Bildungen — mächtig genug, um künftiger Zerstörung zu widerstehen — sich in der Regel nur während Senkungs-Perioden ablagern können, dass demnach wahrscheinlich während der Senkungs-Zeit mehr Aussterben, während der Hebungs-Zeit mehr Abändern organischer Formen stattgefunden hat. Darwin weist darauf hin, wie unvollständig der Schöpfungs-Bericht aus den ältesten Perioden; dass die einzelnen Formationen nicht in ununterbrochenem Zusammenhang abgelagert wurden; dass die Dauer jeder Formation vielleicht nur kurz zur mittleren Dauer der Arten-Formen; dass Einwanderungen einen wesentlichen Antheil am ersten Erscheinen neuer Formen in der Formation irgend einer Gegend hatten; dass die weit verbreiteten Arten am meisten variirt und am öftesten Veranlassung zur Entstehung neuer Arten gegeben haben; dass Varietäten von Anfang nur local gewesen sind und dass es endlich — obschon jede Art zahlreiche Uebergangs-Stufen durchlaufen haben muss — wahrscheinlich dass die Zeiträume, während deren eine Art der Modification unterlag, wohl zahlreich und lang, aber mit den Perioden verglichen, in denen sie unverändert blieben, kurz gewesen sind. Alle diese Ursachen zusammengenommen — so folgert Darwin — werden es grossentheils erklären, warum wir zwar viele Mittelformen zwischen den Arten einer Gruppe finden, aber nicht endlose Varietäten-Reihen die erloschenen und lebenden Formen in den feinsten Abstufungen mit einander verketten sehen.

Das elfte und zwölfte Capitel handelt von der geographischen Verbreitung der Organismen; im dreizehnten wird

ihre Classification oder gegenseitige Verwandtschaft im reifen wie im Embryonal-Zustande besprochen; im vierzehnten und letzten Capitel eine Zusammenfassung des Inhaltes vom ganzen Werke gegeben, nebst einigen Schluss-Bemerkungen. Da in diesen der berühmte Verfasser in sehr klarer Weise nochmals ein Resumé seiner Forschungen gibt, mögen sie hier eine Stelle finden. Schriftsteller ersten Ranges — so sagt Darwin — scheinen vollkommen von der Ansicht befriedigt zu sein, dass jede Art unabhängig erschaffen worden ist. Nach meiner Meinung stimmt es besser mit den, der Materie vom Schöpfer eingeprägten Gesetzen überein, dass Entstehen und Vergehen früherer und jetziger Bewohner der Erde, so wie der Tod des Einzelwesens, durch sekundäre Ursachen veranlasst werde, denjenigen gleich, welche Geburt und Tod des Individuums bestimmen. Wenn ich alle Wesen nicht als besondere Schöpfungen, sondern als lineare Abkommen einiger weniger, schon lange vor der Ablagerung der silurischen Schichten vorhanden gewesener Vorfahren betrachte, so scheinen sie mir dadurch veredelt zu werden. Und nach der Vergangenheit zu urtheilen, dürfen wir getrost annehmen, dass nicht eine der jetzt lebenden Arten ihr unverändertes Abbild auf eine ferne Zukunft übertragen wird. Ueberhaupt werden von den jetzt lebenden Arten nur sehr wenige durch irgend welche Nachkommenschaft sich bis in eine sehr ferne Zukunft fortpflanzen; denn die Art und Weise wie alle organischen Wesen im Systeme gruppirt sind zeigt, dass die Mehrzahl der Arten einer jeden Gattung und alle Arten vieler Gattungen keine Nachkommenschaft hinterlassen haben, sondern gänzlich erloschen sind. Man kann insofern einen prophetischen Blick in die Zukunft werfen und voraussagen: dass es die gemeinsten und weitverbreitetsten Arten in den grossen und herrschenden Gruppen jeder Classe sind, welche schliesslich die andern überdauern und neue herrschende Arten liefern werden. Da alle jetzige Lebensformen lineare Abkommen derjenigen sind, welche lange vor der silurischen Periode gelebt haben, so können wir überzeugt sein, dass die regelmässige Aufeinanderfolge der Generationen niemals unterbrochen worden ist und eine allgemeine Fluth niemals die ganze Welt zerstört hat.

Kaum hat in neuerer Zeit ein wissenschaftliches Werk solches Aufsehen erregt, als das Darwin'sche. Die rasch einander folgenden Auflagen sind der bündigste Beweis hiefür. Im November 1859 erschien die erste (englische) Ausgabe, im Januar 1860 die zweite, im April 1861 die dritte, im Juni 1866 die vierte. Die Uebersetzung ins Deutsche verdanken wir bekanntlich Bronn, die Durchsicht der vorliegenden dritten deutschen Auflage Professor Carus. Die Ausstattung ist geschmackvoll und den zahlreichen Verehrern Darwin's das der dritten Lieferung beigefügte Portrait des Verfassers gewiss eine erwünschte Zugabe.

G. Leonhard.

Die Spectral-Analyse. Erklärung der Spectral-Erscheinungen und deren Anwendnng für wissenschaftliche und praktische Zwecke, mit Berücksichtigung der zu ihrem Verständnisse wichtigen physikalischen Lehren in leicht fasslicher Weise dargestellt. Von Andreas Lielegg, ordentl. öffentl. Lehrer der Chemie an der Landes-Oberrealschule in St. Pölten. Mit 9 in den Text eingedruckten Figuren und einer lithographirten Tafel. Weimar 1867. Bernhard Friedrich Voigt. 8. S. 99.

Gewiss hat die merkwürdige Entdeckung der chemischen Analyse durch Spectral-Beobachtungen bei vielen Gebildeten, welche aber durch ihren Beruf nicht in unmittelbarer Berührung stehen mit der Wissenschaft, den Wunsch erregt, sich einen Begriff dieser Forschungen zu verschaffen. Einem solchen Wunsche entspricht nun in sehr geeigneter Weise vorliegende Schrift. Der Verfasser hat in derselben mit grossem Geschicke — eine streng wissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes vermeidend — eine solche, allgemein fassliche versucht, durch die es ihm gelingen wird, Gesetze und Resultate jener wichtigen Beobachtungen auch in weiteren Kreisen bekannt und verständlich zu machen.

In der Einleitung gibt zunächst Professor Lielegg eine Erklärung aller der physikalischen Lehren, die als Vorbereitung zum Verständniss der zu schildernden Erscheinungen unumgänglich nothwendig; er bespricht also die theoretischen Ansichten über das Licht, chemische Wirkungen, Fortpflanzung, Brechung des Lichtes; das Sonnen-Spectrum, so wie die Spectra anderer Lichtquellen, u. s. w. Alsdann folgt die Beschreibung der Spectral-Apparate, so wie eine genaue Besprechung der Bedingungen, von welchen die Darstellung der Spectra abhängig ist; sie wird Jedem, der Spectral-Beobachtungen machen will, die Ausführung wesentlich erleichtern. Für diejenigen, welche sich noch eingehender zu unterrichten wünschen, sind bei Beschreibung der Apparate von der verschiedensten Construction, die wichtigsten Abhandlungen im Texte angeführt. Im letzten Abschnitt zeigt der Verfasser die grosse Bedeutung der Anwendung der Spectral-Analyse zur Lösung wissenschaftlicher Fragen; wie solche für den Chemiker und Mineralogen bei der Untersuchung von Gesteinen, von Mineral-Wassern, zur Auffindung von Stoffen von unberechenbarem Nutzen. Denn, was für die meisten schweren Metalle die Löthrohrprobe, das ist für die Metalle der Alkalien und alkalischen Erden und für einige schwere Metalle die Spectralprobe; diese kann in manchen Fällen jene ergänzen, zu Aufschlüssen über die chemische Zusammensetzung führen. Dabei ist die Ausführung der Untersuchung nicht viel schwieriger, als die vermittelst des Löthrohrs. Aber auch dem Physiologen und Arzte gibt die Spectral-Analyse Mittel in die Hand Flüssigkeiten und Aschen pflanzlichen wie thierischen Ursprungs näher zu untersuchen. Endlich gewinnt sie für den Techniker, den Färber grosse

praktische Bedeutung zur Unterscheidung von Farbestoffen. So i[illegible] durch die Spectral-Analyse eine Bahn gebrochen worden, die [illegible] Zweifel noch zu weiteren Entdeckungen über die Natur des Lichtes, über die chemischen Bestandtheile vieler Körper führen wird.

Die Ausstattung der nützlichen und werthvollen Schrift des Prof. Lielegg ist sehr gut. Besondere Sorgfalt wurde auf die beigegebene Spectral-Tafel verwendet, welche zum besseren Verständniss der Beschreibung der Spectra dient, die beim Gebrauche eines Apparates mit einem Prisma und der Bunsen'schen Gaslampe erhalten werden können.

G. Leonhard.

Praktischer Gebrauch der lateinischen Sprache. Nach seiner früheren und jetzigen Beschaffenheit und Bedeutung beleuchtet. Nebst einer Methodik für höhere Lehranstalten und Selbstunterricht. Von Dr. August Ferd. Soldan. Marburg N. G. Elwert'sche Universitätsbuchhandlung 1867. X u. 148 S. in gr. 8.

Diese Schrift mag wohl als eine zeitgemässe betrachtet werden, in so fern ihr die Absicht zu Grunde liegt, einem Missstande entgegenzutreten, der in der letzten Zeit, zum Nachtheil aller wahren und gründlichen wissenschaftlichen Bildung immer mehr hervorgetreten ist. »Der Entschluss zu vorliegender Arbeit, so lesen wir in der Vorrede, erhielt durch die gegründete Ansicht, dass in der praktischen Handhabung der lateinischen Sprache seit mehreren Decennien die Mangelhaftigkeit und Schwäche in bedenklicher Zunahme begriffen wären, seine erste Anregung, mehr Nachdruck aber durch die deutliche Wahrnehmung, dass sachkundige und vorurtheilsfreie Männer diese Ansicht nicht allein theilten, sondern dem gerechten Anstoss, den sie an dem argen Uebelstande nahmen, in eindringlichen Klagen lebhaften Ausdruck gaben.« Und Niemand wahrhaftig, der auf diesen Gegenstand seine Blicke gerichtet hat, wird das Begründete dieser Klagen in Abrede stellen können, deren Hebung die nächste Aufgabe derjenigen sein muss, welchen die Erhaltung einer gründlichen Jugendbildung am Herzen liegt. Der Verf. als vieljähriger Schulmann hat vielfache Gelegenheit gehabt, diese Missstände wahrzunehmen: er sucht darum nach den Mitteln einer Abhülfe, und legt in dieser Schrift das Ergebniss langjähriger Erfahrung und einer diesem Gegenstand unausgesetzt gewidmeten Sorge einem weiteren Kreise vor, insbesondere aber ist seine Aufgabe dahin gerichtet, »denjenigen jungen Philologen, die in der lateinischen Darstellungskunst einem würdigen Ziele zustreben, zur beharrlichen Verfolgung des zu demselben führenden Weges, Anleitung, Anregung und Ermunterung zu geben.« Sind allerdings die künftigen Lehrer an unsern Mittelschulen, welchen die Vorbereitung der Jugend zu einem wissenschaftlichen Beruf obliegt, von

dieser Ansicht durchdrungen, haben sie die Bedeutung und Wichtigkeit der schriftlichen Uebung in dem lateinischen Ausdruck erkannt, so werden sie am besten im Stande sein, dem fühlbaren Uebelstande mit allem Erfolg entgegenzutreten, und die ihnen anvertraute Jugend zu derjenigen Kenntniss der Sprache und Literatur des alten Rom's heranzuführen, welche die Grundlage aller wissenschaftlichen Bildung ausmacht, und ohne derartige Uebungen nicht zu erringen steht, indem wir nur durch solche Uebungen dahin gelangen können, die lateinische Sprache in dem Grade, wie es jedem wissenschaftlich gebildeten Mann nöthig ist, zu verstehen und uns dann auch richtig in derselben auszudrücken. Liegt doch hier der Grund und der Boden, auf welchem die ganze wissenschaftliche Entwicklung unserer Zeit ruht, und sich auf diesem Boden sicher zu wissen, ist die erste Bedingung eines thätigen und erfolgreichen Eingreifens in die aus diesem Boden herangewachsene geistige Entwicklung unserer Zeit. Diesen inneren Zusammenhang, in welchem die geistige Entwicklung unserer Zeit mit der ganzen vorausgegangenen seit dem Wiederaufblühen der Wissenschaft überhaupt steht, hat der Verf. wohl erkannt und darum seine Darstellung mit einer geschichtlichen Uebersicht der Leistungen in der praktischen Anwendung der lateinischen Sprache in Italien, Frankreich, Holland und Deutschland vom fünfzehnten Jahrhundert an bis auf die neuere Zeit, begonnen. Die bedeutendsten Gelehrten, welche in dieser Beziehung sich ausgezeichnet und die Anwendbarkeit der lateinischen Sprache für alle Gebiete menschlichen Wissens dargethan haben, werden hier charakterisirt, und der Zusammenhang, in welchem diess mit der Gesammtbildung der Zeit steht, nachgewiesen. Gern wird man dem Verf. in dieser Charakteristik folgen, in welcher insbesondere Muretus, dann Erasmus, Melanchthon u. A. hervortreten, eben so wie in neueren Zeiten ein Ruhnken u. A., welche als Muster der Latinität, in jeder Hinsicht uns vorleuchten, weil wir aus ihnen am besten die Anwendung der lateinischen Sprache zum Ausdruck moderner Anschauungen und Begriffe ersehen und von ihnen lernen können, diese Sprache, und zwar im Sinn und Geist der altrömischen classischen Zeit, auf Gegenstände der neueren Zeit anzuwenden, und damit selbst unserem Ausdruck in der Muttersprache Bestimmtheit und Klarheit zu verleihen. Den hier genannten Gelehrten aus der italischen und französischen Welt würden wir noch den früh verstorbenen Perpinianus († 1536) anreihen, da er einem Muretus u. A. in Ausdruck und Sprache beinahe gleich steht.

Auf diesen historisch-literarischen Ueberblick folgt die Beleuchtung der verschiedenen Vorwürfe und Anklagen, welche in neuerer Zeit wider die Anwendung der lateinischen Sprache gemacht worden sind, nachdem vorher S. 32ff. auf den Werth und die hohe Bedeutung des Gegenstandes hingewiesen war, wobei insbesondere und mit allem Recht darauf hingewiesen wird, dass die Sprache,

um deren Anwendung es sich hier handelt, die Grundlage und die Vermittlerin unseres ganzen modernen Culturlebens geworden ist; durch Rom ist die Wissenschaft ein Gemeingut der europäischen Welt, und die Sprache Rom's das Organ der wissenschaftlichen Mittheilung geworden, ihre Handhabung ist daher auch jetzt noch die Grundlage wissenschaftlicher Bildung. Wir wollen diess nicht weiter ausführen und lieber auf die Schrift selbst verweisen, in welcher dann auch die Anklagen der Gegner, die hier zunächst auf drei Punkte zurückgeführt werden, ihre Abfertigung erhalten; näher betrachtet liegt allen diesen Anklagen zum Grunde die Trägheit und Faulheit, die Bequemlichkeit und Oberflächlichkeit unserer Zeit, die jede Anstrengung scheut, und mit möglichst geringer Mühe das Ziel materiellen Lebensgenusses zu erreichen sucht.

Im vierten Abschnitt S. 42 ff. wird gegeben eine »Beleuchtung des im praktischen Gebrauche der lateinischen Sprache jetzt herrschenden Zustandes, so wie der Hindernisse, die seiner Verbesserung entgegenstehen.« Wenn der schlaffe Betrieb des Lateinschreibens und Sprechens in der neuesten Zeit hier hervorgehoben wird, so wird darin um so mehr Grund gefunden, dieser Verschlaffung entgegenzutreten, und mit allen Mitteln, wie sie die Wissenschaft an die Hand gibt, kräftig dieselbe zu bekämpfen. Den Lehrern, als den Vertretern der Wissenschaft, wie den Behörden, welche das höhere Schulwesen zu leiten und zu beaufsichtigen haben, liegt in dieser Hinsicht die gleiche Pflicht ob, und wenn in der Erfüllung dieser Pflicht beide Hand in Hand gehen, so wird auch an einem günstigen Erfolg nicht zu zweifeln sein, und es gelingen, dem Drängen des sogenannten Zeitgeistes, d. h. der Verflachung und Verschlaffung Halt zu gebieten. Dazu aber ist allerdings bei dem Unterricht selbst nothwendig, den richtigen Weg und die richtige Methode in der Behandlung des Gegenstandes einzuschlagen, weil dadurch der gewünschte Erfolg bedingt ist. Deshalb verbreitet sich der Verfasser darüber des Näheren in dem sechsten Abschnitt S. 57 ff., in welchem, nachdem die bisher befolgten Methoden in ihren beiden Hauptrichtungen dargelegt sind, der Verf. ausführlicher, aus eigener langjähriger Erfahrung, diejenigen Mittel und Wege bespricht, welche vorzugsweise zur Erreichung jenes Zieles führen. Wir finden hier eine Anleitung über die Art und Weise, in welcher der lateinische Stil in den verschiedenen Classen eines Gymnasiums, von den beiden untersten an bis zu der obersten behandelt werden soll, und wie er mit der Lectüre der lateinischen Schriftsteller zu verbinden ist, um die gewünschten Erfolge herbeizuführen. Der Verf. will die schriftliche Uebung in Verbindung gesetzt wissen mit der mündlichen Uebersetzung aus dem Deutschen in's Lateinische und schon auf der untersten Stufe, in den beiden untern Classen, der letzteren sogar ein Uebergewicht über die schriftlichen Uebungen einräumen, und er will ein ähnliches Verfahren in der Tertia fortsetzen, hier dem zusammenhängenden Unter-

richt in der Grammatik Eine Stunde wöchentlich widmen, während die schwierigeren Parthien der Behandlung in der Secunda vorbehalten bleiben sollen, so dass in dieser Classe der selbständige grammatische Unterricht zum Abschluss kommt. Die deutschen Aufgaben zum Uebersetzen sollen mit der Grammatik wie mit der Lectüre in Beziehung gebracht, und auch hier noch mehr mündlich als schriftlich behandelt und von den neun, dem lateinischen Unterricht in den mittleren und oberen Classen zugewiesenen Stunden, vier zu diesen Uebungen wöchentlich verwendet werden, von welchen »eine der Grammatik und drei den andern, theils mündlichen, theils schriftlichen Leistungen zuzuwenden ein unerlässliches Erforderniss ist« (S. 69). Als ein weiteres, eben so unerlässliches Erforderniss möchten wir freilich auch einen Lehrer bezeichnen, der nicht etwa blos die dazu nöthigen Kenntnisse (was doch in der Regel vorausgesetzt werden kann), sondern auch die dazu nöthige Gewandtheit und das Geschick besitzt, diese Uebrigen in der Weise zu leiten, dass ein sicherer Erfolg dann zu erwarten steht. Der Verf. der von dem richtigen Grundsatz ausgeht, dass die Uebungen im Sprechen und Schreiben nicht blos als eines der bewährtesten geistigen Bildungsmittel überhaupt anzusehen sind, sondern auch als der sicherste Weg zum Eingang in den Tempel der alt-classischen Denkmäler (S. 70), verhehlt sich nicht die Einwürfe, welche gegen diese Vermehrung der Stundenzahl für die Stilübungen, die er auch für die beiden oberen Classen festhält, etwa gemacht werden können und hat ihre Widerlegung in eingehender Weise versucht, wobei er den Nutzen bespricht, den die Lectüre der Schriftsteller auf die stilistische Entwicklung in diesen beiden Classen ausüben soll, was freilich eben so hinwiderum durch die richtige Wahl der Schriftsteller wie deren Behandlung bedingt ist. Wir können die goldenen Worte, in welcher ein erfahrener Schulmann hier über beides die nöthige Anweisung gibt, jüngern Lehrern im Interesse der Sache nicht dringend genug empfehlen; eben so das, was er über die höheren Anforderungen vorschreibt, welche in der Prima in dieser Beziehung zu stellen sind. Werden die von ihm gegebenen Vorschriften in Anwendung gebracht. so fallen die sogenannten Extemporalien so zu sagen von selbst weg, da ihre vermeintlichen Vortheile besser auf anderem Wege erreicht, die kaum zu vermeidenden Nachtheile aber beseitigt werden (Vgl. S. 87 ff.). Zuletzt berührt der Verf. noch das Lateinsprechen, wie es als ein Mittel, zur Geläufigkeit und Gewandtheit im schriftlichen Gebrauche der Sprache zu verhelfen, vielfach in Vorschlag gebracht worden ist. Der Verf. ist weit davon entfernt, die Zweckmässigkeit der Uebungen im Sprechen in Abrede zu stellen, aber er will sie an die Bedingung geknüpft wissen, dass sie zur rechten Zeit und mit den geeigneten Mitteln betrieben werden; er gibt daher auch hier eine Anleitung, nach welcher bei dieser Uebung verfahren werden soll, um sie erfolgreich zu machen; dazu gehört aber

vor Allem eine gute Vorbereitung, wie sie, wir setzen es mit Bedauern hinzu, nicht immer angetroffen wird, und dann treten leicht Nachtheile ein, welche, wie unser Verf. ganz richtig bemerkt, den Nutzen überwiegen, und es selbst räthlich machen, die ganze Uebung zu unterlassen. So gelangt der Verfasser zu dem Schluss, »dass die mündlichen und schriftlichen Uebungen in der lateinischen Sprache auf dem Gymnasium noch nicht ihren Abschluss erhalten, sondern vielmehr nur darauf berechnet sein können, für die weitere Fortbildung eine geordnete Basis dem Lernenden zu schaffen. War für denselben bis dahin Richtigkeit, Reinheit und Verständlichkeit das Hauptziel der Anleitung und Uebung, so muss jetzt sein Streben nicht allein auf immer grössere Festigkeit und Fertigkeit, sondern auch auf die Aneignung der höheren Vorzüge, lichtvolle Klarheit, Leichtigkeit, Gefälligkeit und Schönheit der Darstellung gerichtet sein. Zur Erwerbung dieser Eigenschaften aber soll die akademische Laufbahn demjenigen, der sich dem Studium der altclassischen Philologie gewidmet, den angemessene Spielraum bieten« u. s. w. (S. 92). Diess ist auch unsere Ueberzeugung, und Alles, was der Verf. weiter zur Begründung seiner Ansicht ausführt, die Rathschläge, die er in dieser Beziehung zur Erreichung dieses Zieles dem angehenden Philologen gibt, verdienen gewiss alle Berücksichtigung: sie werden besser, als alle äusseren Zwangsvorschriften, welche keine wahre geistige Bildung hervorzurufen vermögen, im Stande sein, tüchtige Lehrer in den classischen Sprachen für unsere Mittelschulen zu bilden, und so auch am besten in den Erfolgen alle die Vorwürfe widerlegen, welche eine in Oberflächlichkeit und Sinnengenuss versunkene Zeit wider die classischen Studien und deren Pflege auf unsern höhern Bildungsanstalten, und damit gegen die Wissenschaft selbst, erhebt. Und so geben wir uns auch der Hoffnung hin, die der Verf. am Schlusse seiner beherzigenswerthen und durchaus ruhig gehaltenen Erörterung dieses Gegenstandes ausspricht, »es werde trotz der zahlreichen Klagen über die nach allen Richtungen verbreitete Zerstreuungs- und Genusssucht, so wie über zunehmende Verweichlichung, Erschlaffung und Arbeitsschen, doch nicht an Jüngern der Wissenschaft in Deutschland fehlen, die noch Willenskraft und Strebsamkeit genug bewähren, um in der vorgezeichneten Richtung nach einem ihrer grossen Vorgänger würdigen Ziele zu ringen.«

Die Anmerkungen, welche von S. 105—148 angereiht sind, beziehen sich zum grösseren Theil auf den ersten Abschnitt, dessen Inhalt wir oben kurz angegeben haben: es sind biographische und literärhistorische Notizen über die in diesem Abschnitt erwähnten Gelehrten, deren Lebensverhältnisse in der Kürze angegeben, deren Hauptschriften, so wie die Ausgaben derselben aufgeführt und kurz charakterisirt werden: gewiss eine recht erspriessliche Zugabe gerade für diejenigen, für welche der Verf. überhaupt seine Schrift bestimmt hat; der Rest der Anmerkungen etwa von Nr. 74 an

(S. 137 ff.) bringt einzelne Belege zu dem, was in der theoretischen Erörterung des Verf. enthalten ist, indem die bezüglichen Aeusserungen einzelner Gelehrten wörtlich angeführt werden, da dieselben um die Erörterung nicht zu unterbrechen, in diese selbst nicht wohl aufgenommen werden konnten. Den Nutzen dieser Mittheilungen wird Niemand verkennen. **Chr. Bähr.**

Neue Mittheilungen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen. Im Namen des mit der königl. Universität Halle-Wittenberg verbundenen Thüringisch-Sächsischen Vereins für Erforschung des vaterländischen Alterthums und Erhaltung seiner Denkmale herausgegeben von dem Secretär desselben Rector J. O. Opel. Eilfter Band. Halle, Bureau des Thüringisch-Sächsischen Vereins. Nordhausen, in Commission bei Ferd. Förstemann. 1867. IV und 522 S. in gr. 8.

Der vorliegende Band zeigt eine grosse Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit in seinem Inhalt, der nicht blos den engern Kreis betrifft, welchem der Verein zunächst seine Thätigkeit gewidmet hat, sondern auch die Gränzen dieses nächsten Kreises überschreitend, nicht Weniges bringt, was eine Bedeutung für die Kenntniss deutscher Zustände in früheren Zeiten, der politischen Geschichte, wie der Culturgeschichte überhaupt gewinnt und kein blos örtliches Interesse in Anspruch nimmt. Es wird sich diess bald herausstellen, wenn wir nur in der Kürze die einzelnen grösseren oder kleineren Aufsätze und Mittheilungen, welche den Inhalt dieses Bandes bilden, hier anführen, wobei wir allerdings der Fürsorge des leitenden Secretärs dankbar zu gedenken haben, der diese einzelnen Mittheilungen zu einem so schönen Ganzen verbunden und selbst einige der werthvollsten Aufsätze beigesteuert hat.

Der erste Aufsatz von G. A. von Mülverstedt gibt zu der früher im neunten Bande gelieferten Erörterung über den sächsischen Rautenkranz einen weiteren Beitrag, welcher zunächst durch die inzwischen erschienene Schrift des Fürsten von Hohenlohe-Waldenburg über denselben Gegenstand veranlasst ward (s. diese Blätter Jahrgg. 1864. Nr. 10. S. 148 ff.). Der letztere hat in der andern später erschienenen Abtheilung dieses Bandes auch darauf eine Erwiederung gegeben, S. 515 ff. in der er bei seiner Ansicht beharrt, dass der sächsische Rautenkranz ein wirklicher Laubkranz ist, und kein ornamentirter Strich oder Balken, und geht diess auch aus der beigefügten Abbildung eines Siegels des Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg aus der Zeit von 1315—1360 so klar hervor, dass billig jeder Zweifel darüber verschwinden sollte. Eben so erklärt sich auch dieser grosse Kenner der Heraldik — und man wird ihm auch hierin nur beistimmen können, gegen die An-

sicht, welche dieses Wappenbild in dem Sinne eines heraldischen Beizeichens, als eine Minderung des Stammwappens auffasst, da im Gegentheil in dem vorliegenden Fall eine Mehrung des Wappens den Verhältnissen entsprechender gewesen wäre. Wer der eingehenden, alle die hier in Betracht kommenden Punkte so gründlich erwägenden Untersuchung des Fürsten Hohenlohe mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird auch darüber kaum ein Bedenken haben können; er wird vielmehr das hier gewonnene Resultat als ein wohlbegründetes und sicheres zu betrachten haben. Es folgt nun Otto von Guericke's Bericht an den Magistrat von Magdeburg über seine Sendung nach Osnabrück und Münster 1646—1647; wir verdanken diese Mittheilung dem Herrn Opel, von dessen eigenen werthvollen Beiträgen wir hier anführen die Notizen zur Eroberung Magdeburgs durch Tilly, die Visitationsakten der Universität Wittenberg aus den Jahren 1614 und 1624; die Chronik des St. Clarenklosters zu Weissenfels. Zur Kunde der geistlichen Verhältnisse des Landes Baruth als eines abgesonderten Bestandtheiles der magdeburger Diöcese dienen die Mittheilungen von Ed. Jakobs S. 95 ff. so wie die Nachrichten über die Bibliothek und das Archiv des Klosters Ilsenburg; eben so beachtenswerth erscheinen die Wettinischen Studien von Ad. Cohn, als Beiträge zur Genealogie des Sächsischen Fürstenhauses, ferner das zum erstenmal von Q. A. v. Mülverstedt herausgegebene Landrecht von Burg (S. 159—169), das alte Merseburger Todtenbuch von E. Dümmler S. 223 ff. und die Hallische Lehntafel von W. Wattenbach S. 444 ff. Auf die musterhafte Sorgfalt und kritische Umsicht, mit welcher diese Publikationen hier veranstaltet sind, brauchen wir wohl kaum noch besonders aufmerksam zu machen. Auf die Stadt Halle beziehen sich weiter die »Hallensia« von E. M. Lambert S. 425 ff.; sie enthalten aus einem in dem Provincialarchiv zu Magdeburg befindlichen Aktenfascikel mehrere auf die Geschichte der Stadt Halle im Mittelalter bezügliche Dokumente in einem erstmaligen correcten Abdruck, zuerst (in lateinischer Sprache) ein die Rechte des Erzbischofs, des Burggrafen und Schultheissen an der niedern Gerichtsbarkeit zu Halle betreffendes Aktenstück, dann (in deutscher Sprache) die Statuten der sechs alten Innungen, die, wenn auch die vorliegende schriftliche Aufzeichnung in das vierzehnte Jahrhundert fällt, doch, wie hier wahrscheinlich gemacht wird, in den Anfang des dreizehnten oder in das letzte Jahrzehnt des zwölften Jahrhunderts fallen; an dritter Stelle erfolgt der Abdruck eines alten, bisher unbekannten Thalrechtes von Halle, ebenfalls aus dem vierzehnten Jahrhundert in deutscher Sprache. Weiter nennen wir noch die aus dem städtischen Archiv zu Braunschweig (Schmalcaldice Bd. 21) von Dr. G. Schmidt in Hannover mitgetheilten gleichzeitigen Berichte über Naumburg und Halle im Schmalkalder Kriege S. 477 ff.; recht interessant sind auch die zur Geschichte der Kleidertrachten im 16. und 17. Jahrhundert von Dr. M. Heyne

gegebenen Beiträge S. 461 ff., entnommen einem alten Innungsbuch der Schneider zu Halle vom Jahre 1579; es sind meist Vorschriften, welche auf die Fertigung des Meisterstückes sich beziehen. Auf die Stadt Nordhausen beziehen sich die aus dem Nachlass des Prof. Dr. G. E. Förstemann von Dr. Th. Perschmann veröffentlichte Nordhusana S. 265 ff., welche über die Juden in Nordhausen sich verbreiten, und zwar über die ältere Geschichte derselben, indem die Juden schon in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts aus der Stadt vertrieben, erst im Anfange des neunzehnten (1808) wieder aufgenommen wurden: daran reiht sich eine Besprechung über: »Slaven und Fläminger bei Nordhausen in der goldenen Aue«, mit einer beigefügten Abbildung eines der ältesten Denkmäler dieser Gegend, es ist der Pomai Beg in Windhausen, ein ziemlich roh aus Holz gefertigtes Marienbild, das Maria als Mutter sitzend, mit dem todten Christuskind auf ihren Knieen, darstellt. Ueber den Verfasser selbst und dessen, zunächst die Stadt Nordhausen und ihr Gebiet betreffende literärische Thätigkeit verbreitet sich der Herausgeber näher in dem Vorwort. Auf diese Nordhusana folgt von S. 289—334 ein längerer Aufsatz von Gust. Sommer: Archäologische Wanderungen in den königl. preuss. landräthlichen Kreisen Zeitz, Weissenfels und Merseburg, unternommen während der Jahre 1856 bis 1866. Der Inhalt dieses Aufsatzes zerfällt in zwei gleich interessante Theile: I. Allgemeines. II. Einzelnes. In dem ersteren Theile ergeht sich der Verf. über die Beschaffenheit der Landschaft im Allgemeinen, und das Verhältniss des jetzigen Zustandes zu dem frühern, dessen Spuren immer seltener geworden sind, so dass auch das Alterthümliche der früheren Feldeintheilung immer mehr verschwindet; nachdem über Hünengräber Einiges bemerkt worden, verbreitet sich die Darstellung insbesondere über die Anlage der Dörfer, deren Namen mehr oder minder auf Niederlassungen von Slaven (Sorben-Wenden) zurückführen, zu welchen im Ganzen nur wenig Deutsche hinzugekommen sind. Plan und Anlage dieser Dörfer, der Bau der Wohnungen u. dgl. wird besprochen und selbst durch beigefügte Abrisse klar gemacht, es wird gezeigt, wie dieses Volk »in seiner vorzugsweise der Landwirthschaft ergebenen Beschäftigung ein durch und durch praktisches Volk, mit Umsicht die brauchbarsten, passendsten Plätze für Ansiedelungen wählte und die Höfe auf Grund seiner socialen Lebensweise ziemlich constant nach denselben durch Alter und Bewährung geheiligten Gesetzen rund um einen in der Regel mit einem kleinen Teiche versehenen, freigelassenen Dorfplatz gruppirte, nur einen einzigen Zugang von der in einiger Entfernung daran führenden Strasse uns enthaltend, welcher im gemeinen Leben mit »Sackgasse« bezeichnet wird.« In dem andern Theile durchgeht der Verf. die einzelnen Ortschaften der genannten Landrathsbezirke, und verbreitet über die (meist auf das Wendische zurückführenden) Namen derselben, so wie über die

Eigenthümlichkeiten derselben in Bezug auf Anlage, Bäulichkeiten zumal Kirchen, und werden stets die Spuren des Wendischen nachgewiesen. Wir übergehen einige andere Mittheilungen antiquarischer Art, welche noch weiter in diesem Bande enthalten und theilweise selbst mit Abbildungen begleitet sind; wir denken, dass das, was hier über Inhalt und Gegenstand dieses Bandes bemerkt ist, genügen wird, die Freunde vaterländischer Forschung auf diese Erscheinung aufmerksam zu machen und Allen denen, welche dazu beigesteuert, die gebührende Anerkennung zu sichern.

Ueber die Bedeutung Karls des Grossen für die Entwicklung der Geschichtschreibung im neunten Jahrhundert. Probevorlesung, gehalten am 22. Dezember 1866 zum Behuf der Habilitation an der Hochschule Zürich von Gerold Meyer von Knonau Dr. phil. Zürich, gedruckt bei Friedrich Schulthess. 1867. 24 S. in gr. 8.

Der Verf. dieses Vortrags hat es unternommen, in frischen und lebendigen Zügen die Entwicklung der Geschichtschreibung unter Karl dem Grossen und der auf ihn zunächst folgenden Zeit darzustellen, und auf diese Weise eine im Allgemeinen gehaltene Schilderung der einzelnen Geschichtschreiber dieser Periode zu geben. So stellt sich hier uns in ihren Folgen Eine Seite der Bemühungen Karls des Grossen um die Wiedererweckung der Wissenschaft und deren erneuerte Pflege dar, welche der Verf. mit sichtbarer Vorliebe schildert und in einem fast zu günstigen Lichte erscheinen lässt. Als den Ausgangspunkt aller dieser Bemühungen, und damit auch der wieder erstehenden Geschichtschreibung betrachtet der Verf. die von diesem Herrscher gegründete Hofschule (Schola Palatina); und wenn man im Allgemeinen auch diess wollte gelten lassen, so dürften sich doch dafür im Einzelnen schwerlich bestimmte und genügende Zeugnisse beibringen lassen, da bekanntlich unsere Nachrichten über diese Hochschule sehr dürftig sind, am wenigsten aber der Art sind, um solche Folgerungen daraus zu gestatten. Wo findet sich z. B. ein Beweis für den S. 10 hingestellten Satz, dass ein Hauptbestandtheil der Leistungen dieser Hochschule auf dem historischen Felde zu suchen sei, oder für den S. 12 hingestellten Satz, dass von Karl die Anregung zu einer Reichsannalistik ausgegangen, welche durch Einhard zur Kunstform erhoben worden, in dessen Arbeit sich dessen eigene stylistische Fortschritte, Folgen des Einflusses der Hochschule (?), noch sollen erkennen lassen. Dahin gehört auch, wenn z. B. S. 16 Einhard's Leben Karls des Grossen »in formaler Hinsicht der Triumph der Latinität der Hochschule« (ist uns über diese auch nur Irgend Etwas bekannt?) genannt wird, »wo nicht blos wie eine Verklei-

dung für deutsch gedachte Sätze fremde Worte erscheinen, sondern in dem die fremde Sprache selbst im Dienste des Schreibenden auftritt« u. s. w. Auch wird man dabei nicht übersehen dürfen, dass in jener Zeit mit den Cathedralsitzen wie mit angesehenen Abteien bereits Schulen verbunden waren, in welchen ein ähnlicher Unterricht zur wissenschaftlichen Bildung gegeben, die (römischen) Classiker gelesen und die sieben Künste gelehrt wurden; in Südfrankreich hatte sich, wie manche Spuren beweisen, ohnehin noch ein Rest altrömischer Bildung erhalten, der nun neue Stärkung erhielt. Man wird daher bei manchen einzelnen Angaben und Behauptungen, die hier mit aller Sicherheit und Gewissheit vorgetragen werden, doch eine gewisse Vorsicht anzuwenden haben, um sich nicht von der glänzenden Darstellungsweise des Verf. fortreissen zu lassen: so sehr man auch geneigt ist anzuerkennen, in welcher beredten Weise hier die grossen Verdienste Karls des Grossen um die Förderung oder vielmehr Wiedererweckung wissenschaftlicher Pflege und Bildung hervorgehoben werden. Auf Einzelnes weiter einzugehen unterlassen wir, zumal als wir nicht manche der allzu günstig ausgefallenen Urtheile unterschreiben möchten, die über einzelne Schriftsteller dieser Zeit hier gefällt werden, und allerdings den mehr panegyrisch gehaltenen Vortrag des Verfassers kennzeichnen.

Historisches Quellenbuch zur alten Geschichte für obere Gymnasialklassen. II. Abtheilung. Römische Geschichte, bearbeitet von Fr. A. Weidner, Conrector am Domgymnasium in Merseburg. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1867: Erstes Heft. VI u. 141 S. Zweites Heft IV u. 214 S. in gr. 8.

Dass das Verständniss der alten Geschichte, wie es der geschichtliche Unterricht auf unsern Gymnasien erzielen soll, durch die Lectüre der betreffenden Abschnitte der alten Historiker wesentlich gefördert wird, und es daher räthlich ist, auf die Quellen selbst zurückgehen und aus ihnen die geschichtlichen Thatsachen, so wie selbst deren innern Zusammenhang kennen zu lernen, wird Niemand bestreiten wollen, Niemand aber auch verkennen, dass die praktische Anwendung dieses Satzes eine natürliche Gränze in der ungemeinen Ausdehnung des zu beachtenden Stoffes findet, in so fern man von der Schule nicht erwarten kann, dass sie auf diese Weise ihre Schüler mit der alten Geschichte in ihrem Gesammtumfang bekannt mache, auch wenn es sich nur um die griechische und römische Geschichte handelt. Es wird sich aber auch hier nur um einzelne wichtige Partien handeln, welche auf diesem Wege der Erkenntniss des Schülers näher gebracht werden können. Und von diesem Standpunkt aus wird sich auch das vorliegende

Quellenbuch in der reichen Auswahl die es bietet, dem Lehrer empfehlen, der mit dem geschichtlichen Unterricht die Lectüre einzelner Abschnitte, so weit nur immer die Zeit ausreicht, in zweckmässiger Weise zu verbinden versteht. Allerdings wird der Schüler schon eine gewisse Fertigkeit und Gewandtheit in dem Lateinischen wie Griechischen erlangt haben müssen, um die hier rein nach historischen Rücksichten zusammengestellten Lesestücke ohne besonderen Anstoss zu lesen, indem das Grammatisch-Sprachliche mehr in den Hintergrund tritt, so sehr auch das richtige Verständniss von der sprachlich-grammatischen Auffassung bedingt ist. Wir können daher hier kaum an eine andere Classe, als die oberste unserer Gymnasien und an eine andere Lectüre, als die cursorische denken, die indessen bei Schriftstellern, wie Polybius, Plutarchus oder Appian, und selbst bei Livius in Manchem doch ihre eigenen Schwierigkeiten hat, wiewohl sie auf der andern Seite beitragen kann, den geübteren Schüler mit Schriftstellern bekannt zu machen, welche sonst nicht auf Schulen gelesen zu werden pflegen. Der Herausgeber selbst scheint auch bei seinem Unternehmen zunächst Schüler der obersten Classe in's Auge gefasst zu haben, da er ausdrücklich verlangt, ein Primaner solle es dahin bringen, den griechischen oder lateinischen Text eines Historikers als Etwas Bekanntes und Heimisches zu begrüssen und zu erfassen (S. IV). Ob indess einer solchen Forderung allerwärts entsprochen werden dürfte, ist eine andere Frage, die wir kaum zu bejahen vermögen, zumal angesichts der vielen andern Anforderungen, die man jetzt an einen Primaner zu stellen pflegt, welcher, wie man sich jetzt auszudrücken beliebt, auch den Anforderungen der Zeit (!) genügen soll. Um so mehr wünschen wir dem Herausgeber solche Schüler, die durch ihn zu dem bezeichneten Ziele gelangen können.

Was die Einrichtung dieses Quellenbuches betrifft, so enthält das erste Heft zunächst Lesestücke aus Livius, welche die römische Geschichte von Romulus an bis auf Pyrrhus incl. behandeln und kann das Ganze hiernach auch als eine zu historischen Zwecken wohl zu benutzende Chrestomathie aus Livius betrachtet werden, indem nur einmal aus Ovid Fast. II, 687—852 die schöne Schilderung über den Sturz des Königthums, und ein andermal bei der Verfassung des Servius Tullius die betreffende Darstellung aus Dionysius von Halicarnass eingeschaltet ist: dieses und das letzte Lesestück, welches den tarentinischen Krieg und Pyrrhus enthält, aus Plutarch's Leben des Pyrrhus entnommen, sind die einzigen griechischen Stücke dieses Heftes. Unter dem Texte finden sich kurze deutsche Bemerkungen, welche in schwierigen Fällen dem Schüler nachhelfen, oder in sachlichen Punkten die nöthige Aufklärung geben sollen: bei dem griechischen Lesestück sind diese Bemerkungen etwas ausführlicher, was in der grösseren Schwierigkeit, die dieser Text dem Schüler bietet, wohl seinen natürlichen

Grund hat. Das zweite Heft führt in ähnlicher Weise die römische Geschichte fort bis zur Zerstörung Carthago's und zu dem Ende des dritten punischen Krieges; die Lesestücke, welche den ersten punischen Krieg betreffen, sind aus dem ersten Buch des Polybius sämmtlich genommen; die des zweiten punischen Krieges aus Livius, mit einziger Ausnahme der Beschreibung der Schlacht bei Cannä, die aus dem dritten Buche des Polybius gezogen ist, dagegen die Belagerung und Eroberung von Syracus, das Schicksal Capua's, die Schlacht bei Zama und das Gespräch des Hannibal und Scipio u. A. aus Livius, wobei jedoch in den Anmerkungen auch die betreffenden Stellen des Polybius, der Vergleichung wegen, wörtlich angeführt werden. Man kann übrigens aus diesen Anführungen ersehen, dass die von dem Herausgeber getroffene Auswahl hervorragende und wichtige geschichtliche Momente betroffen hat, die durch Inhalt wie durch die Darstellung das Interesse des Schülers steigern. Die beiden folgenden Abschnitte, der zweite macedonische Krieg (200—196 v. Chr.) und der syrische Krieg (192—189) enthalten lauter Stücke aus Livius, mit Ausnahme des letzten Lesestückes, welches den Frieden mit Antiochus betrifft und mit der Erzählung des Livius auch die des Polybius verbindet. Der fünfte Abschnitt, welcher den dritten macedonischen Krieg befasst, ist ganz aus Stücken des Livius gebildet, der sechste und letzte, welcher den dritten punischen Krieg enthält, aus Appian in zwei Abschnitten, von welchen der eine die Lage und Befestigung Carthago's, der andere die Eroberung und Zerstörung desselben bringt; zur besseren Orientirung ist auch ein ganz netter Plan von Carthago beigefügt. Im Uebrigen ist Einrichtung wie Behandlung ganz gleich den Lesestücken des ersten Heftes. Und so mag das Ganze für den oben bemerkten Gebrauch empfohlen werden. Druck und Papier sind ganz befriedigend.

Beiträge zur Geschichte der Mathematik in Ulm bis zur Mitte des XVII. Jahrhunderts, von Professor Dr. L. F. Ofterdinger (Programm des Gymnasiums von Ulm) 1867. Druck der Wagnerschen Buchdruckerei (J. A. Walter). 12 S. in gr. 4.

Da in den freien deutschen Reichsstädten frühzeitig Handel und Gewerbe blühte, so ward auch dadurch frühzeitig eine Pflege mathematischer Studien hervorgerufen, welche selbst zur Gründung mathematischer Schulen, wie diess in Ulm der Fall war, führten. Der Verf. dieser Schrift beabsichtigt nun in ähnlicher Weise, wie diess von Nürnberg in den 1730 erschienenen Nachrichten Doppelmaiers über die Nürnberger Mathematiker und Künstler geschehen ist, die Mathematiker, welche Ulm hervorgebracht, und welche theils in ihrer Vaterstadt, theils auswärts wirkten, namentlich als

Lehrer in Norddeutschland, zu Leipzig, Wittenberg u. A. aufzuführen, und die Leistungen eines jeden, insbesondere die von ihm verfassten Schriften zu verzeichnen. Er beginnt mit drei Mathematikern, deren Thätigkeit noch vor die Reformationszeit fällt J. Engel († 1411), J. Pflaum und G. Precellius; mit dem Reformationszeitalter beginnt eine eifrigere Pflege der Mathematik in den Schulen, wie diess auch Melanchthon's Rath verlangte; ein Zeitgenosse und Freund desselben, aus Ulm, Michael Stiefel, der in hohem Alter 1567 zu Jena starb, war ein Hauptbeförderer mathematischer Studien; ihm reihen sich mehrere andere an, bis auf Johann Faulhaber, der als ein bedeutender Mathematiker seiner Zeit erscheint und auch als Ingenieur grossen Ruf hatte; er war es, der die Rechenschule in Ulm zu einer wahren mathematischen Schule und dabei zugleich zu einer Artillerie- und Ingenieurschule erhob. Und neben ihm, der 1635 von der Pest dahingerafft ward, wirkten noch einige andere tüchtige Männer, welche hier ebenfalls aufgeführt und nach ihren Leistungen gewürdigt werden. Faulhaber selbst war der Sohn eines Webers und hatte sich von dem Handwerke des Vaters, das er erlernt, durch eigene Thätigkeit die wissenschaftliche Bildung gewonnen, die ihm in jener Zeit ein so grosses Ansehen verlieh und Ulm zu einem Vereinigungspunkt vieler Mathematiker damals machte. Der Verf. hat daher mit aller Genauigkeit die einzelnen zahlreichen Schriften dieses Mannes, die in ihren ausführlichen Titeln auch meist schon ihren Inhalt zu erkennen geben, so weit sie im Druck erschienen sind, verzeichnet, und lässt dann eine eingehende Betrachtung über die Verdienste desselben folgen, die eben so sehr in der Ausbreitung der mathematischen Wissenschaft überhaupt als in der Entwicklung einzelner Theile derselben liegen, wie denn Faulhaber insbesondere bemüht war, neuer Entdeckungen sich zu bemächtigen, sie näher zu entwickeln und in weitere Kreise zu führen: diess wird im Einzelnen hier nachgewiesen: eine Reihe von Mathematikern, die von ihm abstammten, und in Ulm bis zu Ende des achtzehnten Jahrhundert den Ruhm ihres Ahnen aufrecht erhielten, wird in der Einleitung noch genannt.

Es erhellt aus diesem Bericht, dass der Verf. einen anerkennenswerthen Beitrag zur Culturgeschichte seiner Vaterstadt, wie überhaupt zur Geschichte der mathematischen Studien in Deutschland gegeben hat, und wird man daher mit Verlangen der weiteren Fortsetzung dieser Beiträge in der Schilderung der späteren Mathematiker Ulms entgegensehen, zumal die Forschung mit aller Gründlichkeit und Genauigkeit geführt ist.

Nr. 48. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Die Weltgeschichte für höhere Schulen und Selbstunterricht übersichtlich dargestellt von Dr. Karl Kiesel, Director des Gymnasiums zu Düsseldorf. Zweiter Band: die christliche Zeit. Erste Abtheilung: die fünfzehn ersten Jahrhunderte. Zweite Abtheilung: die vier letzten Jahrhunderte. Zweite verbesserte Auflage. Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagsbuchhandlung 1867. XI und VIII. 1402 S. in gr. 8.

Von dem ersten Bande dieser Weltgeschichte in ihrer erneuerten und verbesserten Auflage ist in diesen Jahrbüchern 1866. Nr. 13 S. 193 ff. ein eingehender Bericht erstattet und der Charakter wie das Ziel dieses Werkes näher angegeben worden. Es unterscheidet sich dasselbe von andern ähnlichen, wie sie unsere Literatur besitzt, durch das Festhalten an dem christlichen Standpunkt, welcher auch die Abtheilung des Ganzen in zwei Bände, von welchen der eine die vorchristliche, der andere die christliche Zeit behandelt, veranlasst hat. Wenn in dem ersten Bande, wie a. a. O. bemerkt ward, die Darstellung sich streng an die Quellen hält, durchweg auf positivem Grunde ruht, und alles Spiel mit unsichern, oder wie man es jetzt zu nennen beliebt, geistreichen Combinationen und Vermuthungen vermeidet, durch welche die Lücken ausgefüllt oder die Berichte der Alten nach der eigenen subjectiven Anschauung gemodelt werden, wenn eine christliche Anschauung und Auffassung der einzelnen Ereignisse wie des ganzen geschichtlichen Verlaufs in der vorchristlichen Zeit vorwaltet, so konnte man schon erwarten, dass dieser Standpunkt in dem zweiten Bande, der in seinen beiden Abtheilungen die Geschichte von den römischen Kaisern, zunächst von Caligula und Claudius an bis auf unsere Zeit, d. h. bis zu dem Schluss des Jahres 1866 fortführt, nicht verlassen werde; aus den diesen Band einleitenden Bemerkungen über den Gang und die Gliederung der christlichen Geschichte wird diess aber auch zur Genüge ersichtlich. Im Uebrigen wird man auch in diesem Bande nirgends die ruhige Darstellung und die besonnene Haltung vermissen, welche schon bei dem ersten Bande hervorgehoben ward und welche in dieser Fortsetzung, wo der Gegenstand auch gewissermassen näher liegt, überall so sehr anspricht. In den einleitenden Bemerkungen zeichnet der Verfasser trefflich die Lage des römischen Reichs, die verschiedenen Bemühungen, den Bestand desselben zu erhalten, im Innern gegen Willkür zu schützen und nach Aussen gegen die zerstörende Macht der Rohheit zu vertheidigen; aber er zeigt auch das Ver-

gebliche dieser Bemühungen, welche »dem Reiche das Leben fristen sollten, damit es in allmähligem Verfall die Kraft zum Widerstand gegen die neue Weltorduung verliere und die Kraft zur Ueberlieferung seiner Civilisation bewahre. Der Verfall entscheidet sich, sobald das Reich, die von dem Chsistenthum gemachten Fortschritte gewahrend, sich gegen dieses, als seinen Feind zur Wehre setzt. Ein nie erlebtes Schauspiel, den Anbruch einer neuen Zeit in wunderbarer Weise bezeugend, eröffnet sich ein Kampf, in welchem der Duldende siegt. Das grösste Reich, das je bestanden, mit geordneten Mitteln der Gewalt, wie keines ausgestattet, bricht zusammen unter den Schlägen, die es auf den in seinem Innern erstandenen wehrlosen Gegner führt. Aus dem Blute der zur Rettung des Heidenthums Geopferten steigt die christliche Kirche emper, durch die Art ihres Entstehens für alle Zeiten der Geschichte Zeugniss davon gebend, was der Menschen Meinung gegen Gottes Willen, was die Gewalt gegen die Wahrheit vermag.«

In diesem Sinne nun wendet sich der Verf. an die Darstellung des Einzelnen, indem er in dem nächsten Abschnitt die Geschichte des römischen Reiches unter den Imperatoren bis zu den Anfängen germanischer Herrschaft in Italien durchführt, am Schlusse auch das Verhältniss der Kirche zu der Staatsgewalt, so wie die kirchliche Verfassung selbst zur Zeit des Untergangs des westlichen Reiches bespricht, um dann in dem folgenden dritten Abschnitt das oströmische Reich bis gegen Ende des achten Jahrhunderts, die Ostgothen und die Longobarden zu schildern. Der vierte Abschnitt hat die Geschichte der Araber bis zu dem oben bemerkten Zeitraume, so wie die der Westgothen zum Gegenstand, der fünfte das fränkische Reich bis auf Karl den Grossen. Diesen und seinen Nachfolgern ist der sechste Abschnitt gewidmet, welcher die Aufschrift trägt: das karolingische Reich. Die Bedeutung Karls des Grossen und seiner grossartigen Schöpfung, seine Verdienste um Staat und Kirche, seine Gesetzgebung und Verwaltung, seine Sorge für geistige Bildung, für Unterricht und Wissenschaft, wird, wie sich kaum anders erwarten lässt, in gebührender Weise hervorgehoben und im Einzelnen dargelegt. Man vgl. z. B. nur S. 187 ff. wie das Ergebniss der Kriege Karls des Grossen dargestellt wird und wie seine auf diese Weise gemachten Eroberungen als solche betrachtet werden, welche die menschliche Kultur gemacht, wie das Schwert, mit dem sie gemacht worden, überall im Dienste der höchsten Macht, deren Geltung die allein sichere Gewähr wahrer Cultur ist, des Christenthums, gestanden u. s. w., so dass das neue, durch Karl den Grossen geschaffene Reich wesentlich ein christliches Reich geworden. Durch die Erneuerung des weströmischen Kaiserthums ward Karl zum Nachfolger der alten Imperatoren und Auguste erklärt, aber zu einem Nachfolger, dem die inzwischen durch das Christenthum bewirkten Veränderungen neue Rechte und Pflichten zutheilten. In welchem Sinn diess zu

nehmen ist, wird darauf im Einzelnen gezeigt. Wie aber der Verf. im Allgemeinen diesen Fürsten auffasst, namentlich auch in seinem Verhältniss zu den drei auf ihn folgenden Jahrhunderten, mag am besten aus den oben erwähnten einleitenden Bemerkungen ersehen werden, wo es S. 6 heisst: »Karl der Grosse ist ein Held der Christenheit. Sein Walten zeugt von der Erkenntniss, dass christliche Gesinnung die Grundlage des Staates sein muss und der Herrscherberuf nur in Uebereinstimmung mit der Kirche zu erfüllen ist. Erobernd vergrössert er mit dem fränkischen Gebiete auch das Gebiet des Christenthums, indem seine Eroberungen den Boten des Glaubens die Wege zu heidnischen Völkern öffnen und durch das Bestreben, die fränkische Hoheit über die Unterwortenen zu behaupten, zugleich jedem von den Anhängern des Heidenthums ausgehenden Versuche zu dessen Wiedererhebung wehren müssen. Dadurch endlich, dass er für das Abendland die römische Kaiserwürde mit der Bedeutung eines zugleich den Schutz der Kirche in sich schliessenden Amtes erneuert, ist eine höchste weltliche Macht ganz neuer Art geschaffen. Es ist eine Macht, die sich dem Papstthum als der höchsten geistlichen Macht zu gemeinsamem Wirken verbindet und so die doppelte Pflicht übernimmt, der geistlichen Gewalt ein freies Walten in ihrem Bereiche zu sichern und die weltliche Gewalt so zu gebrauchen, dass bei allen Entscheidungen und Anordnungen die kirchlichen Rücksichten nicht verletzt werden. Indem so zu einem Gesammtstaate der Christenheit, in welchem alle christlichen Staaten Glieder bilden, die Grundzüge gegeben sind, ist zugleich eine grosse Aufgabe für die geistlichen und weltlichen Regenten gestellt. Sie haben fortan das in diesen Grundzügen Geforderte, das den natürlichen Verhältnissen der Völker und den persönlichen Vortheilen der Herrscher in vieler Beziehung so sehr entgegen sein muss, mit der nämlichen Selbstüberwindung zu verwirklichen, mit welcher der Einzelne sich aus dem Menschen zum Christen zu machen bestrebt sein soll. Die Bemühungen, dieser Aufgabe zu entsprechen, so wie die Störungen, welche durch Mangel an Erkenntniss derselben entstehen, bilden für den Kreis, in welchem Karl der Grosse gewaltet, einen grossen Theil der Geschichte von drei mit der erneuerten Kaiserwürde beginnenden Jahrhunderten.«

In dem siebenten Abschnitt wird das deutsche und das römisch-deutsche Reich bis zum Ende des eilften Jahrhunderts behandelt, in den vier folgenden Frankreich, England und der Norden, die Reiche der Moslemen und das christliche Spanien, das oströmische Reich bis zu demselben Zeitraum; dann beginnt im zwölften Abschnitt das Zeitalter der Kreuzzüge und die Bildung des Abendlandes in dieser Zeit; die Rückwirkung der Kreuzzüge auf das Abendland, das Ritterthum wie das Mönchthum, die Ritterdichtung wie die Wissenschaft, an beides sich anlehnend, werden geschildert, und dann im Einzelnen das römisch-deutsche Reich, Frankreich,

England und Spanien während dieser Periode in den beiden folgenden Abschnitten behandelt. Nur ungern versagen wir es uns, aus der Darstellung Einzelnes zur Würdigung des Ganzen hier anzuführen. Die drei folgenden Abschnitte behandeln die Geschichte der beiden nächsten Jahrhunderte nach dem Ende der Kreuzzüge, zuerst die des römisch-deutschen Reiches, dann die Geschichte von Frankreich und England, zuletzt von der pyrenäischen Halbinsel, Scandinavien und Russland.

Die zweite Abtheilung beginnt mit der Erzählung der grossen Entdeckungen zu Ende des fünfzehnten und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, insbesondere in der amerikanischen Welt; zunächst werden aber auch die Folgen dieser Entdeckungen und der Ansiedlungen, die daraus hervorgingen, erörtert, so dass wir daraus mit die Ereignisse, die sich in unsern Tagen dort zugetragen, und als die Folge früherer Zustände zu betrachten sind, uns zu erklären vermögen. »Die Ansiedelungen der Spanier, lesen wir S. 633, beruhten nicht auf dem Ackerbau, durch welchen Ansiedler in der Fremde heimisch werden und sich in den Schranken gesitteten Lebens zu bewegen lernen oder fortfahren, nicht auf dem Handel, der zwar die Völker in Abhängigkeit von den Ankömmlingen bringen kann, aber die persönliche Freiheit bestehen lässt und in steter Berührung die höhere Bildung den geistig minder Ausgestatteten allmählig mittheilt. Ihr Zweck war die unbedingte Herrschaft und die unmittelbare Hebung der Schätze des Landes zum Nutzen des spanischen Staates und zum Nutzen der in die neue Welt ausgewanderten Spanier. So ward der Einheimische auf seinem Boden zum Fremden gemacht und hatte daselbst nur noch in sofern Bedeutung, als er dem Spanier zum Werkzeuge bei der Gewinnung des Reichthums diente. Er sank daher zu einer Dienstbarkeit herab, die ihn zu geistiger Erhebung unfähig machte. Die Härte der Arbeit, die ihm in Bergwerken und Pflanzungen auferlegt wurde, rieb ihn allmählig auf und setzte diejenigen, welche durch Entbehrung und Misshandlung zur Empörung getrieben wurden, der grausamsten Rache aus. Die Religion aber, die sie zu sich einlud, war ihnen die Religion ihrer hartherzigen und verhassten Dränger, da sie nicht wussten, dass diese im Widerspruche mit ihrer Religion also handelten. Dazu kam, dass in Spanien selbst die Regierung in Betreff der Grundsätze, nach welchen die Verhältnisse der neuen Länder geordnet werden sollten, im Schwanken war.« Und was die Rückwirkung dieser Entdeckungen und Eroberungen in der neuen Welt betrifft, so heisst es unter Andern S. 634: »Den Wissenschaften, welche zu jenen Erfolgen geführt hatten und zu deren vollständigerer Benutzung thätig sein mussten, ward eine allgemeinere Pflege. Noch nie hatte die Wissenschaft die Fähigkeit, auf das Leben einzuwirken, so glänzend bethätigt. Was in stiller Zurückgezogenheit erdacht worden, war herausgetreten, der Menschheit neue Schätze zu erschliessen. Obschon die

wissenschaftlichen Mittel, womit dies erreicht worden, schon die vorige Zeit bereitet hatte, glaubte man sich jetzt plötzlich weit über die Kenntnisse der bisherigen Zeit hinausgelangt. Bei dem Werthe, den die Menschen auf Vermehrung dessen, was zur Erleichterung und Verschönerung des Lebens dient, zu legen pflegen, richtete sich alle Theilnahme dahin, wo jener grosse Fortschritt erzielt worden war. Die Wissenschaft der Natur fing daher an, sich auszubilden. Wie das Dunkel, das über einem Theile des Erdballs gelegen hatte, verscheucht war, begründete Copernicus aus der preussischen Stadt Thorn mittelst eines Werkes, das im Jahre seines Todes 1543 bekannt wurde, die richtige Ansicht von dem Verhalten der Erde zur Sonne. Alle diese Fortschritte, verbunden mit der ebenfalls erst jüngst begründeten Wissenschaft des Alterthums und der damit zusammenhängenden Pflege der redenden Künste, sowie mit den zur höchsten Blüthe gelangten Künsten des Pinsels und des Meissels, bildeten einen Schmuck, der für den Abgang der scholastischen Wissenschaft zu entschädigen schien. Zwar blieb hinsichtlich der auf der Erde und am Himmel gemachten Entdeckungen die grosse Mehrheit der Menschen auf die äussere Kunde von dem letzten Ergebniss beschränkt, aber die daraus fliessenden Veränderungen der Lebensverhältnisse liessen Jeden empfinden, dass jene Entdeckungen auch für ihn gemacht seien.« In welcher Weise aber auch die Stellung der einzelnen Staaten zu einander davon berührt wurde, wie Handelsthätigkeit und Gewerbsthätigkeit hervortraten, und die Kraft des Staates auch durch das Zurücktreten des Adels eine andere Grundlage erhielt, diess und Anderes mag man lieber in der wohlgelungenen Darstellung selbst nachlesen.

Die geschichtliche Darstellung selbst beginnt mit den Kriegen in Italien und der Lage des deutschen Reichs am Ende des fünfzehnten und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, worauf in den beiden folgenden Abschnitten (XX und XXI) Kaiser Karl V. und die Kirchentrennung in Deutschland, dann in England, im Norden und in Polen folgt. Abschnitt XXII hat Spanien, Deutschland und Italien zur Zeit Philipp's II. zum Gegenstande, Abschnitt XXIII Frankreich in seinen durch die Kirchentrennung veranlassten inneren Kämpfen, Abschnitt XXIV den Sieg des Protestantismus in England und Schweden. Eine möglichst unbefangene Darstellung des dreissigjährigen Krieges gibt der folgende Abschnitt, an dessen Schluss auch die Kämpfe Spaniens mit Frankreich und den Niederlanden, so wie der schwedisch-polnische Krieg dargestellt sind. Auch werden die innern Angelegenheiten Frankreichs und die Verwaltung von Richelieu und Mazarin besprochen; Abschnitt XXVI behandelt die Staatsumwälzung in England, Abschnitt XXVII setzt die Darstellung der französischen Verhältnisse unter Ludwig XIV. und was daran sich weiter knüpft, fort, und befasst die Kriege in der Pfalz, wie in der Türkei, den spanischen

Erbfolgekrieg, den nordischen Krieg, mit besonderm Bezug auf Karl XII. Der Verf. hat diesem wichtigen Abschnitt die Aufschrift gegeben: »Die Zeit des französischen Uebergewichtes und der von den Vorurtheilen des Handels bestimmten Staatskunst« auch in einem einleitenden Paragraphen die ganze Richtung des französischen Staatslebens, die bestimmend für ganz Europa wurde, sehr gut auseinandergesetzt. Er zeigt, wie mit der Selbstregierung Ludwig's XIV. für Frankreich die Zeit völliger Allgewalt des Königs beginnt, dem alle Kräfte des Staats unbedingt zur Verfügung stehen, und dem gegenüber jede Vertretung von Ansprüchen des Staates (wir denken dabei an die Worte l'état c'est moi) aufhört, und wie für Europa eine Zeit französischen Uebergewichts beginnt, das sich in allen Verhältnissen mehr oder minder kund gibt, indem bald Alles, was von Frankreich ausging, eine europäische Bedeutung gewann, sowohl in politischen Dingen, wie auf dem Gebiete des Geistes, in der Wissenschaft, und im Gebiete der Sitte. »Das Beispiel des französichen Hofes erschien kleineren Fürsten auch nachahmungswerth wegen der Höhe, in welche dort die Person des Herrschers gestellt war. In Deutschland und Italien fehlte es nicht an Fürsten, welche in ihrem Bestreben nach Steigerung fürstlicher Gewalt und fürstlichen Ansehens eben so sehr von Frankreich her Förderung und Schutz erwarteten, wie die Bewunderung französischen Glanzes und die Neigung für französischen Genuss die Unterwürfigkeit gegen den zu Paris in der Fülle von Glanz und Genuss thronenden Herrscher vorbereitete.« Dabei verhehlt der Verf. nicht die gefährlichen Folgen dieser von Frankreich auf die Geister ausgehenden Richtungen. »In dem Masse, heisst es, wie das Jagen nach Genuss allgemeiner wurde, musste der christliche Glaube bei Vielen nicht allein an Macht zur Gestaltung des Lebens einbüssen, sondernihnen in dem Maasse fremd werden, dass sie eine feindliche Stellung gegen denselben und gegen die ihn bewahrende Kirche erhielten. Die Leiter der Staaten aber wurden einer auf Pflege der höchsten menschlichen Zwecke gerichteten Thätigkeit entfremdet. Sie wandten sich ausschliesslich dem äusserlichen Zwecke einer Vermehrung des Besitzes und der Herrschaft zu. Es entstand ein allgemeines Ringen nach Erweiterung, Behauptung und Erwerbung äusserer Herrlichkeit. Die Gewinnung der dazu erforderlichen Kräfte wurde ein Hauptgegenstand der Fürsorge der Regierenden. Da die Leistungsfähigkeit der Unterthanen durch Handelsthätigkeit am meisten gesteigert werden konnte, wurden die Verhältnisse des Handels für die Richtung des staatlichen Lebens eben so bestimmend, wie es in der vorhergegangenen Zeit die religiösen Angelegenheiten gewesen waren. Dadurch wurden die Länder fremder Erdtheile, die von Ansiedlungen europäischer Völker besetzt waren, mehr und mehr in die Streitigkeiten derselben hereingezogen. Die Kriege, die in Europa entbrannten, verbreiteten sich bei der Ausbildung, welche einzelne derselben

ihrem Seewesen gegeben hatten oder zu geben bemüht waren, auch über die Meere bis zu jenseitigen Küsten.« Wie bei diesem Eifer für blos äusserliche Zwecke die Kirche ihren Einfluss auf das staatliche Leben verlor, wie die Staatsweisheit, so Viel Neues sie auch ersann, darüber vergass, dass die staatliche Ordnung Europa's sich auf kirchlichem Grunde aufgebaut, und dass nur auf diesem Grunde ihr Bestehen gesichert war, und wie sich so eine Umwälzung der staatlichen Verhältnisse, die in der französischen Revolution später ihren vollen Ausdruck fand, vorbereitete, wird gezeigt. »Das Bestreben, die Kirche in ihrem lange an den Völkern geübten Erzieheramte zu beschränken, und dem Geiste persönlichen Beliebens und Dafürhaltens eine früher nicht gekannte Berechtigung zu gewähren, fand in dem Frankreich Ludwig's XIV. eine Fortsetzung, welche zur tiefsten Erschütterung aller menschlichen Zustände führte.« Mit diesen allzu wahren und nicht genug zu beherzigenden Worten verbinde man noch das, was weiter unten §. 32 über »die Staatskunst der Herrschsucht und der Habsucht« bemerkt wird. Passend reiht sich daran der Abschnitt XXVIII: Die Zeit der falschen Aufklärung und der gewaltthätigen Staatskunst. Er begreift die Zustände Frankreichs vor dem Ausbruche der Revolution, insbesondere das Verderbniss des französischen Hofes und die von da ausgehende Entsittlichung, er führt uns die schlesischen Kriege Friedrich's II. und den siebenjährigen Krieg, die Theilung Polen's, die Neuerungen des Kaiser's Joseph II., den amerikanischen Freiheitskrieg und was sonst noch von Belang in diese Zeitperiode fällt, vor, und weist aus der Darstellung selber nach, wie es zu einer Revolution kommen musste, deren Ausbruch wie deren Sieg bis zu dem zweiten Sturze Napoleon's Gegenstand des folgenden Abschnittes XXIX wird, während der letzte Abschnitt XXX dann die darauf folgende Zeit bis auf unsere Tage in einer eben so ruhigen als unparteiischen, von aller Parteifärbung freien und das Thatsächliche gut gruppirenden Darstellung vorführt. Wenn die im Anfang des erwähnten Abschnittes XXVIII gegebenen Erörterungen über die in jener Zeit auftauchenden Gleichgewichtsbestrebungen, über mechanische Staatsverwaltung und falsche Aufklärung, so wie über die daraus hervorgegangene revolutionäre Staatslehre den Leser passend einführen in die geschichtliche Erzählung, um den Gang der Ereignisse und die Folgen derselben richtig zu erkennen und zu würdigen, so kann damit wohl noch verbunden werden, was am Anfang des folgenden Abschnittes über das Wesen der Revolution selbst bemerkt wird, und was man darunter eigentlich zu verstehen hat. Wir würden gern den betreffenden Paragraphen hier wörtlich mittheilen, wenn wir nicht befürchten müssten, die uns gesteckten Gränzen zu überschreiten, zumal wir schon mehrere Proben der Auffassung und Darstellung des Verfassers den Lesern mitgetheilt haben, und dessbalb auf weitere, umfangreichere Mittheilungen verzichten müssen. Wohl aber mag das Gesagte hin-

Schriftsteller wie bei dem Studium der römischen Geschichte insbesondere in Betracht. Das achte Blatt stellt Spanien nebst dem südlichen Theil Galliens, und die nordafrikanische Küste dar; Hannibal's Zug bis nach Italien ist genau darauf verzeichnet. Das neunte Blatt enthält das alte Gallien, das gegenüber liegende Britannien, soweit es den Römern bekannt war, dann das an Gallien östlich anstossende Germanien sammt den untern Donauländern, also mit Einschluss von Dacien und Mösien. Das letzte, zehnte Blatt schliesst mit einer Uebersicht des römischen Kaiserreichs, soweit dasselbe in den ersten christlichen Jahrhunderten reichte, das Ganze passend ab. Die artistische Ausführung ist eine vorzügliche zu nennen, dabei der Preis so billig gestellt, dass die Anschaffung nicht wenig erleichtert wird.

Lippische Regesten. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen bearbeitet von O. Preuss und A. Falkmann. Vierter Band. Vom Jahr 1476 bis zum Jahr 1536 nebst Nachträgen zu den drei ersten Bänden. Mit 14 Siegelabbildungen (Taf. 65 bis 72). Detmold. Meyer'sche Hofbuchhandlung 1868. VIII u. 527 S. in gr. 8.

Mit diesem vierten Bande hat das ganze Werk seinen Abschluss erreicht. Ursprünglich auf drei Bände berechnet, zeigte sich bald für die spätere Zeit eine solche Masse des Stoffs, dass es unmöglich erschien, Alles in dem dritten Bande zusammenzufassen, und somit ein weiterer vierter Band nothwendig ward, wie er hier nun vorliegt und schon durch seinen Umfang die grössere, aber nöthig gewordene Ausdehnung des Werkes in vier Bände rechtfertigen kann. Unmittelbar an den dritten Band, der mit dem Jahre 1475 abschliesst, sich anreihend, führt dieser vierte Band das Verzeichniss der Regesten fort bis zu dem 17. September des Jahres 1536, dem Todestage Simon's V., weil seine Regierungszeit den Uebergang vom Mittelalter zur Neuzeit bildet, eine neue Entwicklung in kirchlichen wie staatlichen Verhältnissen beginnt, und das Zeitalter der Urkunden in die der Akten übergeht. Mit dem Tod dieses Fürsten, auf den eine vormundschaftliche Regierung folgte, tritt, auch durch Einführung und Durchführung der Reformation, der er abhold war, eine neue Zeit ein, namentlich in allen inneren Verhältnissen, so dass der mit ihm gemachte Abschluss der Regesten vollkommen gerechtfertigt erscheint. Sein älterer Sohn und Regierungsnachfolger Bernhard VIII. († 1563) ward durch seinen 1554 gebornen Sohn, Simon VI., der Stammvater aller noch blühender Linien des Lippischen Hauses.

Es beginnt also der vorliegende Regestenband mit einer Urkunde aus dem Januar des Jahres 1476 und läuft dann fort bis

zu dem bemerkten Zeitraum, vorausgeschickt ist noch von Nr. 2497—2532 incl. eine Anzahl Regesten der früheren Jahre, von 1204—1474, welche zu den vorhergehenden Bänden gehören und hier nachträglich noch eine Stelle erhalten haben, eben so wie am Schlusse dieses Bandes von S. 433 an, unter Nr. 3258—3294 eine Anzahl Regesten von 1140—1515 als Nachträge zu diesem und den früheren Bänden gebracht werden.

Ueber die Einrichtung des Ganzen und die Bearbeitung dieser Regesten ist schon bei der Besprechung der früheren Bände, zuletzt noch 1866 S. 767 ff., in diesen Blättern das Nöthige bemerkt worden: die Behandlung in diesem vierten Bande schliesst sich ganz an die der früheren Bände an und verdient gleichmässig die Anerkennung der grössesten Sorgfalt und Genauigkeit in allen urkundlichen Mittheilungen, wie in den daran geknüpften, in kleinerer Schrift jeder Urkunde beigefügten Erörterungen. Dadurch hat allerdings das Ganze eine Wichtigkeit und Bedeutung erhalten, welche über den Kreis des kleinen Landes und dessen Dynastie, wofür die ganze Bekanntmachung zunächst berechnet ist, hinausreicht; denn es enthalten diese Urkunden in ihrem Inhalt so viele Beziehungen zu den anstossenden, wie überhaupt zu den in der Nähe liegenden Territorien von Westphalen und Niedersachsen, dass sie auf diese selbst vielfach ein Licht werfen, das uns dann weitere Blicke in die grössere deutsche Geschichte, in die Culturgeschichte zumal, eröffnet; die verschiedenen Rechtsverhältnisse früherer Zeiten, die kirchlichen, städtischen und bäuerlichen Zustände, Handel und Ackerbau, kurz die Verhältnisse des gesammten Verkehrs in Verbindung mit dem Lehnwesen u. A. der Art treten in einer Weise hervor, welche auch für die Zustände anderer deutschen Länder und deren Erkenntniss von gleichem Belang ist. In den Regesten gegen den Schluss dieses vierten Bandes treten auch schon die Anfänge der Reformation hervor und die dadurch herbeigeführten Streitigkeiten, die, wie bemerkt, erst nach dem Tode Simon's V. mit der Durchführung der Reformation ihr Ende erreichten. Wir unterlassen es, einzelne Beispiele als Belege des Gesagten anzuführen, da Jeder, der in diese Regesten einen Blick werfen will, sich bald davon überzeugen wird. Uebrigens ist die grössere Mehrzahl der Regesten deutschen Urkunden entnommen, die in ihrer Mehrheit im fürstlichen Haus- und Landesarchiv zu Detmold sich befinden — An den nöthigen Registern, die allerdings bei einem derartigen Werke als eine nothwendige Zugabe erscheinen, hat es die Sorgfalt der Herausgeber nicht fehlen lassen. Zuerst kommen einige Ergänzungen und Berichtigungen zu dem Register über die beiden ersten Bände S. 455—458; dann folgt von S. 459—523 auf doppelten Columnen jeder Seite ein sehr genaues Namen- und Sachregister zu dem dritten und vierten Bande. Schon der grosse Umfang dieses Registers mag für die Vollständigkeit und Genauigkeit desselben ein Zeugniss ablegen.

Endlich sind noch acht Blätter beigefügt mit netten Abbildungen von Siegeln, die sich den in den früheren Bänden beigefügten mit Nr. 94—107 anreihen, es sind einige Klostersiegel, so wie das Siegel der Stadt Salzuflen, dann verschiedene Siegel Bernhard's VII. und Simon's V., von letzterem fünf verschiedene, unter denen insbesondere das vom Jahre 1530 zu beachten sein wird.

Ein Lorberhain auf den Gräbern der Veteranen des deutschen Befreiungskrieges. Von einem Veteranen und Mitkämpfer Louis Baron von Falkenstein, Oberstlieut. der Cavall. z. D. (Freimund Ohnesorgen). Erste Reihe. Erster Band 228 S. Zweiter Band 221 S. 8. Potsdam. Verlag von Eduard Döring.

Wer, wie Ref. sich noch die Erinnerung an die Befreiungskämpfe aus seiner Jugendzeit bewahrt hat, und an die Begeisterung denkt, welche damals Alles ergriffen hatte, aber auch an den Druck, an die Noth und das Elend, durch welches die Begeisterung mit hervorgerufen war, der wird sich, wenn er diese Blätter durchgeht, im Geiste wieder in jene Zeit versetzt fühlen, welche der Verf., selbst ein alter Veteran aus jener Zeit, in Schilderung ihrer hervorragendsten Träger, zum Theil nach eigenen Wahrnehmungen und Erlebnissen darstellt, er wird die körnige, kräftige, man möchte fast sagen derbe Sprache, die der Verfasser führt, verstehen und auch darin den Ausdruck jener Zeit wieder erkennen, an welche unsere jüngere Generation nicht oft genug erinnert werden kann.

»Vor einem halben Jahrhundert, so beginnt der Verf. sein Vorwort, war der Geist des Krieges wie der Krieger ein anderer als heute, wo der Fortschritt des speculativen Zeitgeistes Alles aus den Fugen des politischen und conventionellen Lebens getrieben«, wo die gewaltigen Erfindungen der Neuzeit, sowohl in der Vervollkommnung der Zerstörungswerkzeuge, der Waffen, als in der Schnelligkeit der Communicationsmittel in Eisenbahnen, Dampfschiffen u. dgl. in allen Verhältnissen einen solchen Umschwung haben, »dass das jetzt nachgewachsene, verfeinerte Menschengeschlecht, welches die alte Zeit in deren einfacher Derbheit nicht mehr versteht, seine eigenen Voreltern in der offenen Ehrlichkeit und biederen Geradheit nicht mehr begreift und vom gehobenen Standpunkt aus das Denken und Handeln der Alten nicht in deren Sinn aufzufassen und richtig zu würdigen vermag, ja zu deren deutschem Wort und deutscher That auch wohl die Nase rümpft und die Achseln zuckt.«

»Die alten Helden jener grossen Zeit des deutschen Befreiungskrieges — sie sind nicht mehr. — Es war ein anderes Geschlecht, es waren eiserne Naturen an Körper und Geist, die nur in ihre

Zeit, in die einfacheren, beschränkteren Verhältnisse passten, wo es in den Freilagern und auf den Schlachtfeldern noch keine Mäntel mit Kapuzen, keine Kaffeetöpfchen, kein Hoff'sches Magenbier, keinen Daubitz-Liqueur, keine Gratis-Cigarren und keine herbeifliegenden Transporte von Speck und Wurst, Zwieback und Kuchen gab — wo keine Krankenträger-Compagnien die gefallenen Tapferen aus ihrem Blute aufhoben, wo in keinen Johanniter-Lazarethen liebreiche barmherzige Schwestern die Verwundeten pflegten und die alten Feldscheerer noch nicht zu Doctoren vermenschlicht, aber freilich auch noch keine Cholera und keine Trichinose von der medicinischen Fakultät erfunden war« (S. 6). — »Die damals leuchtenden Sterne des kriegerischen Horizonts waren von altem Schrot und Korn, fest, wie deutsche Eichen, von rauher Borke, aber von gesundem Kern. Es waren oft eigenthümliche Charaktere — aber Preussen von der narbigen Stirne bis zur Randsohle des Reiterstiefels. Der Marschall Vorwärts war der eigentliche Typus der alten Ehren- und Haudegen, von der ganzen Schaar der Untergenerale bis zu den jüngsten Subalternen hinab« (S. 9). Darum ist auch der Fürst Blücher an die Spitze der hervorragenden Persönlichkeiten jener Zeit gestellt, welche in diesem Lorberhain, und zwar als erste Reihe geschildert werden sollen; die persönliche Stellung des damals noch jungen, aber doch scharf beobachtenden Verfassers, in der er mit diesen Persönlichkeiten in nähere Verbindung kam, liess ihn Manches aus unmittelbarer Nähe wahrnehmen und setzte ihn in den Stand, »die verschiedenen, oft sich widersprechenden Urtheile über Personen und deren Denk- und Handlungsweise durch eigene Anschauungen und Wahrnehmungen, manches verfärbte Bild in anderem Lichte erblicken und für sich berichtigen zu können« (S. 9). Auch von dieser Seite aus gewinnen diese Schilderungen eine Bedeutung, welche zu mancher Berichtigung in der Auffassung dieser Persönlichkeiten zu führen vermag; immer aber wird der Leser dem Verf. gern folgen, wenn er mit jugendlicher Frische und mit dem Feuer jugendlicher Begeisterung uns die Helden jener Zeit nach ihren Thaten und in einzelnen Zügen schildert.

Den Anfang dieser Lebensbilder macht, wie bemerkt, der Fürst Blücher von Wahlstatt, auf welchen Graf York von Wartenburg folgt: beide füllen den ersten Band, und ist es dem Verf. insbesondere gelungen, aus einer Reihe von einzelnen frappanten Zügen Wesen und Charakter dieser Männer erkennen zu lassen, welchen Deutschland hauptsächlich seine Befreiung von der Fremdherrschaft verdankt, und die blutigen Siege, durch welche diess bewirkt ward. Beide treten als ächte Soldatennaturen vor uns, in alter Derbheit und selbst Schroffheit, aber darum nicht leer der edleren Gefühle, wie diess aus mancher pikanten Erzählung, die uns hier, vielfach als Selbsterlebtes mitgetheilt wird, erhellt. Und darum wird selbst der Mann des Fachs gehörige Rücksicht auf diese Lebensbilder zu neh-

men haben, die zunächst bestimmt sind, das Andenken an diese starken Helden zu erhalten und zu bewahren. Im zweiten Band erscheint zuerst Graf Bülow von Dennewitz, wohl würdig den beiden genannten als einer der Retter der preussischen Monarchie an die Seite gestellt zu werden, und daher in grösserer Ausführlichkeit geschildert, von seiner Jugend an bis zu seinem, bald nach dem Ende der Befreiungskriege erfolgten Tod im Februar des Jahres 1816. An ihn reihen sich einige kürzer gefasste Lebensbilder, die aber auch des Piquanten und Interessanten genug bieten und den Leser auf gleiche Weise zu fesseln vermögen, zuerst der General von Horn und der General von Hünerbein, der Major von Platen, Major von Zastrow, zuletzt noch General von Dobschütz, Graf Henckel, von Losthin, von Oppen, Oberst von Sohr, Major Holtsche. Wir versagen es uns ungern, weiter in das Einzelne einzugehen und aus der Darstellung einzelne, frappante, charakteristische Züge dieser Soldaten von altem Schrot und Korn hier anzuführen. Die oben mitgetheilten Proben mögen von der ganzen Art und Weise der Darstellung wie der Auffassung einen Begriff geben. Wer übrigens einmal die Lectüre angefangen, wird sie auch nicht aussetzen bis er zum Ende gelangt ist.

In einem weiteren Theile sollen auch merkwürdige Männer aus der Zahl der Verbündeten, die mit diesen preussischen Helden in engere Berührung traten, eigenthümliche Charaktere, die auf den Schlachtfeldern des deutschen Befreiungskampfes mit einwirkten, in ähnlicher, wenn auch nicht so umfassender Weise geschildert werden. — Die äussere Ausstattung in Druck und Papier ist sehr befriedigend.

Die letzten Räuberbanden in Oberschwaben in den Jahren 1818—1819. Ein Beitrag zur Sittengeschichte. Nach den Akten und nach mündlicher Ueberlieferung dargestellt von Dr. M. P. Mit 6 Holzschnitten nach Originalzeichnungen Joh. Baptist Pflug's. Stuttgart. Verlag von Albert Koch 1866. XVI u. 256 S. in 8.

Diese Schrift, welche eine geschichtliche Darstellung der letzten Gauner- und Räuberbanden Schwaben's aus den Jahren 1818 und 1819 liefert, zeigt in ihrem Inhalt manche Aehnlichkeit mit der Darstellung, welche über die Gauner und Räuber des Odenwaldes und Spessarts in kurz vorhergehender Zeit von Pfister geliefert worden ist. Wenn das Treiben der Letzteren einen blutigen Ausgang durch die zu Heidelberg 1812 erfolgte Hinrichtung der Häupter dieser Bande machen, so trat ein solcher Ausgang hier nicht ein, da die von dieser Bande begangenen Verbrechen, in Raub und Diebstahl bestehend, blos zu lebenslänglicher oder vieljähriger Zuchthausstrafe, die mit körperlicher Züchtigung verbunden war, führten: aber das Interesse, das wir auch

an dieser Erscheinung nehmen, ist kein geringeres, und das Ganze erscheint als ein wahrer »Beitrag zur Sittengeschichte« jener Zeit, zumal nach den jetzt bestehenden Verhältnissen und der wohl geordneten Polizei Verbrechen der Art, und Gauner und Räuber, wie sie hier uns vorgeführt werden, kaum noch vorkommen, ohne dass darum die Verbrechen selbst aus der menschlichen Gesellschaft verschwunden wären, in der sie nur in anderer Weise und zum Theil an andern Orten desto raffinirter hervortreten. Die geschichtliche Erzählung, wie sie in dieser Schrift gegeben ist, beruht theils auf den zu Ulm bei dem dortigen Gerichtshof noch aufbewahrten Akten, theils auch den Mittheilungen und Aufzeichnungen eines Freundes, des Maler's Pflug, welcher zu Biberach, wo die Untersuchung geführt ward, in jener Zeit lebte, die Gauner während ihrer langen Haft selbst besuchte und mit ihnen verkehrte, ja selbst damals schon die Absicht hatte eine Schrift darüber herauszugeben, von der aber nur ein kleines Bruchstück in einem Ulmer Tagebuch erschien; sie entbehrt nicht des vielfachen Interesses zur Würdigung der damaligen Culturzustände, so wie auch in psychologischer Hinsicht: sie verdient daher die Beachtung Aller derer, welche durch ihren Beruf mehr oder minder hingewiesen sind zu einer Besserung unserer socialen Zustände und zur Bewahrung der menschlichen Gesellschaft vor Verbrechen jeder Art. Zwar haben sich die hier geschilderten Verbrecher geflissentlich auf eine niedere Sphäre des Verbrechens beschränkt und vor schwereren Vergehungen, wie Mord u. dgl. gehütet, so dass das Grässliche und Blutige, wie der Verf. selbst bemerkt, seiner Darstellung abgeht; aber es geht ihr darum doch nicht ein gewisses Interesse ab, welches die bis in alle Einzelnheiten der verübten Verbrechen eingehende Erzählung hervorruft. Nach dem Verfasser selbst (S. X) beruht aber dieses Interesse auf der klaren und vollständigen Einsicht, die man in das ganze Leben und Treiben der Gauner, in ihre Wohn- und Zufluchtsorte, Nahrung und Unterhalt, Umgang und Verkehr untereinander, wie mit Andern, kurz in ihre ganze Lebensweise ebensosehr gewinnt, wie in ihr inneres Leben, in ihre ganze Denk- und Gefühlsweise, in ihre Begierden und Leidenschaften. Diess Alles in ein klares Licht zu setzen, war ein Hauptbestreben des Verfassers, das insbesondere in der Schilderung der einzelnen Perönlichkeiten hervortritt. »Man wird, bemerkt Derselbe S. XI, durch diesen biographischen Theil den alten Satz bestätigt finden, dass der Mensch noch weit mehr ist, was Geburt, Erziehung, Beispiel und äussere Umstände aus ihm machen, als wozu er sich mit freier Selbstbestimmung ausbildet und wenn auf der einen Seite die Rohheit und Brutalität jener Menschen, wie sie besonders bei den zum Zweck der Gelderpressung verübten Misshandlungen hervortritt, sittlicher Ekel und Abscheu erregen, so wird man doch auf der andern Seite immer wieder erwägen müssen, was wohl aus diesem oder jenem geworden sein würde, wenn

seine Intelligenz und Thatkraft zu rechter Zeit auf andere Bahnen gebracht worden wären, so wie auch was aus so vielen der ehrlichen Leute geworden sein würde, wenn das Böse so frühe und mit solcher Gewalt durch Erziehung und Beispiel, Noth und Entblössung an sie herangetreten wäre. Wir werden sehen, wie einzelne jener Menschen nach den Einflüssen, unter denen sie aufwuchsen, gar nichts anderes werden konnten als Verbrecher und wie bei den meisten wenigstens sehr starke äussere Antriebe dazu vorhanden waren. Mangel an Schulunterricht und geistiger Pflege, besonders bei dem frühe geübten Gewerbe des Viehhütens, erzeugt nothwendig eine sittliche Verwilderung, welche die Unterschiede des Guten und Bösen verwischt, und das von den Eltern auf die Kinder übergegangene Vagantenleben ist nichts anderes als eine Vorschule des Verbrechens.« Man mag aus diesen Worten des Verfassers entnehmen, in welchem Sinn er die ganze Erscheinung auffasst und dann auch im Einzelnen dargestellt hat. Nach einer Einleitung, in welcher zuerst berichtet wird über die Verhaftung einiger Glieder dieser Gauner, die zu weiteren Aufschlüssen über die Existenz von Räuber und Diebesbanden führte, und so die erste Veranlassung zum policeilichen Einschreiten überhaupt gab, wird dann insbesondere die Frage untersucht, wie es möglich gewesen, dass noch in dem Jahre 1819 solche Banden entstehen und ihr Unwesen treiben konnten, und dann wird in dem ersten Kapitel uns die erste Bande vorgeführt, die unter der Leitung des alten Bregenzer Seppel, Joseph Lang stand; die Mitglieder derselben werden nach ihrer Persönlichkeit gezeichnet und ihr Umherschweifen wie ihre Verbrechen geschildert; im zweiten Kapitel kommt die zweite Bande an die Reihe, die unter der Leitung des schwarzen Veri, Xaver Hohenleiter stand, und auch hier werden die Glieder dieser Bande und ihre Verbrechen geschildert; im dritten Kapitel wird die dritte Bande unter Leitung des Schleiferstoni, Anton Rosenberger in ähnlicher Weise dargestellt, während das vierte Kapitel diese Gauner in der Gefangenschaft betrachtet, ihre verschiedenen Ausbrüche aus derselben und ihre Wiederverhaftung erzählt, so wie den im Gefängniss erfolgten Tod einiger der Hauptverbrecher, von welcher einer sogar in der Zeit seiner Gefangenschaft, noch ehe das Urtheil erfolgt war, durch einen Blitzstrahl in seiner Gefängnisszelle erschlagen ward; dann werden die Straferkenntnisse, welche über die einzelnen Verbrecher und die mit ihnen in Verbindung gestandenen Personen verhängt wurden, mitgetheilt, und am Schlusse noch über einige Bilder, welche der obengenannte Maler von diesen Gaunern im Gefängniss genommen hatte, berichtet. Nach diesen Bildern sind auch die der Schrift eingefügten zierlichen Holzschnitte gemacht, welche die Hauptführer dieser Banden darstellen.

Kaiser Maximilian's Erhebung und Fall. Originalcorrespondenzen und Documente in geschichtlichem Zusammenhange dargestellt von Emil Grafen Kératry. Leipzig, Verlag von Dunker und Humblot. 1867. VI u. 328 S. in 8.

Diese Darstellung der Erhebung und des Untergangs des neu errichteten Mexicanischen Kaiserthums ist eine deutsche Bearbeitung einer Reihe von Aufsätzen, welche zuerst in der Revue Contemporaine französisch erschienen sind, in der Absicht ein näheres Licht über dieses Ereigniss zu verbreiten, insbesondere durch Mittheilung wichtiger darauf bezüglicher, officieller Aktenstücke, welche noch nicht an das Tageslicht gedrungen waren, und dadurch zu einer richtigen Auffassung und Beurtheilung des Ganzen zu führen, wie sie das, was bisher in den Tagesblättern darüber veröffentlicht worden, nicht zu geben vermag. Es war aber der Verfasser in der Lage, nähere und sichere Aufschlüsse über Alles zu geben und Aktenstücke, die ein ganz neues und von der gewöhnlichen Auffassung vielfach abweichend Licht auf das Ganze werfen, und dies s dann auch anders beurtheilen lassen, der Oeffentlichkeit zu übergeben, da er als Ordonanzofficier dem Marschall Bazaine beigegeben war, und so in den Besitz dieser Aktenstücke gelangte; in der deutschen vorliegenden Bearbeitung sind sogar noch mehrere hinzugekommen, welche in der Revue Contemporaine aus Rücksicht auf die französischen Pressverhältnisse nicht mitgetheilt werden konnten. Es bestehen aber überhaupt diese mitgetheilten Aktenstücke in Briefen, Depeschen, Anordnungen, Berichten u. s. w. aller der bei diesem Drama näher betheiligten Personen, des Kaisers Maximilian wie der Kaiserin Charlotte, der verschiedenen Minister von Frankreich, der Gesandten und Generale, sowie in den von der französischen Regierung ertheilten Instructionen; sie sind in wörtlichem Abdruck gegeben und begleiten die Erzählung, welche mit der ersten Absendung einer französischen Expedition nach Mexico in Folge der mit England und Spanien am 30. Nov. 1861 abgeschlossenen Uebereinkunft beginnt, und die daran sich reihenden Ereignisse, die Rückkehr der Spanier und Engländer nach erreichtem Ziele darstellt, dann zu der französischen Invasion übergeht, welche die Erhebung Maximilians auf den neu gegründeten Thron zur Folge hatte, und die weiteren Begebnisse berichtet bis zu dem Abzug des französischen Heeres unter Bazaine, im März des Jahres 1867. Damit endigt die Schrift, indem die Ereignisse, welche die drei letzten Lebensmonate Maximilian's ausfüllen, dem Bereich der mexi-

canischen Geschichte angehören und von dem Verf. ausgeschlossen blieben, der nur in einer Schlussbetrachtung das traurige Geschick, das den edlen Fürsten betroffen, näher von seinem Standpunkte aus zu beurtheilen sucht. Sein Zweck ist vielmehr darauf zunächst gerichtet, die französische Intervention in Mexico darzustellen, die Motive, welche zu derselben die Veranlassung gaben, zu entwickeln, und das Verhalten, das nachher eingeschlagen ward und die Gründe desselben darzulegen. Und wer dem Verf. mit Aufmerksamkeit folgt, die von ihm mitgetheilten Aktenstücke prüfend durchgeht, der wird bald sich überzeugen von dem Verfehlten des ganzen Unternehmens, das von Anfang an unhaltbar geworden war, und nach Missgriffen jeder Art einen so traurigen Ausgang nahm; um so mehr wird man den Fürstensohn beklagen, der das Opfer grossartiger Ideen ward, die er ins Leben zu rufen vermeinte, ohne an ihre Unausführbarkeit zu denken und an die Täuschung, die ihm von der Seite bereitet werden sollte, von der er am wenigsten es erwarten konnte; an der Reinheit seiner Absichten, die er mit dem Tod besiegelte, lässt auch diese Darstellung nicht zweifeln, welche, indem sie zunächst Frankreich im Auge hat, gleich am Anfang die darauf bezügliche Frage (S. 2) aufwirft, welche Absicht dem ganzen Unternehmen von Seiten Frankreichs zu Grunde gelegen und was die eigentliche Veranlassung zu dem Verlassen der Uebereinkunft von Soledad und zu der Kriegserklärung wider den Präsidenten Juarez gewesen. In einem hier mitgetheilten Schreiben des Kaisers von Frankreich aus Fontainebleau den 3. Juli 1862, an den General Forey, als dieser den Oberbefehl über das französische Armeekorps gegen Mexico erhielt, heisst es: »wenn in Mexico eine feste Regierung unter dem Beistande Frankreichs gebildet wird, haben wir der lateinischen Race jenseits des Oceans ihre Kraft und ihren Glanz wiedergegeben«; dazu bemerkt der Verf. Folgendes: »Der Zweck der Expedition ist also von nun an der Sieg der lateinischen Race auf dem amerikanischen Boden, dem Umsichgreifen der Anglosachsen gegenüber. In diesem Dokument enthüllt sich zum erstenmal deutlich der eigentliche Gedanke und Wille des Kaisers.« Der Verf. zeigt dann weiter, wie das Vorgeben, die verletzten Interessen Frankreichs zu schützen, nur der Vorwand gewesen zur Unternehmung des Krieges, und wie schon vorher der Plan mit dem Erzherzog Maximilian als künftigem Herrscher des Landes angelegt und verabredet war. Wie daraus eine Inconsequenz in Allem erwuchs, lauter halbe Massregeln vom Beginn der Expedition bis an ihr Ende ergriffen wurden, und Frankreich zuletzt durch die Drohungen der Vereinigten Staaten sich einschüchtern liess und den unglücklichen Kaiser von Mexico preis gab, kurz das ganze Unternehmen scheitern musste, wird darauf weiter ausgeführt. Dass der Verf. das ungünstige Urtheil, das er über das ganze Unternehmen fällt, nicht auf die französische Armee ausdehnt, war zu erwarten. Die französche Armee, schreibt

er, Land- und Seetruppen, stand allein auf der Höhe ihrer Mission und blieb ihrer Pflicht streng getreu, ohne nur einen Augenblick von ihrer grossen Tradition sich zu entfernen. Jene Expedition, die so viel Menschenleben kostete, wird ihren Ruhm nur mehren und erhöhen. Die französische Tapferkeit hatte selten Gelegenheit auf einem so grossen Felde der Thätigkeit sich zu zeigen u. s. w. Ja, wenn man das liest, was S. 318 ff. bei der Rückkehr des Marschall Bazaine bemerkt wird, scheint der Verf. selbst diesen in Schutz zu nehmen, als er, nachdem er den Fuss wieder auf heimischen Boden gesetzt, mit Missachtung empfangen ward, während er doch das Bewusstsein gehabt, seine Pflicht als französischer Soldat erfüllt zu haben. Was die vielfach gegen denselben gemachten Angriffe in der Presse betrifft, die schon vor seiner Rückkehr in Frankreich eingeleitet, nur die Bestimmung haben konnten, die öffentliche Meinung über denselben irre zu führen, so macht der Verf. aufmerksam, wie man dabei zu rasch vergessen, dass ein Marschall dem Gebote militärischer Verschwiegenheit zu gehorchen verpflichtet ist und dass die Regierung die Bewahrerin der Ehre ihrer Grosswürdenträger wie der eigenen, das Recht zu reden allein besitzt. »Aber, setzt er dann hinzu, diess Recht enthält auch eine unverjährbare Pflicht, welche keine Verschweigung duldet und welche befiehlt, nach einer eindringenden Untersuchung entweder den General zu degradiren, wenn er seinen wirklichen Auftrag unerfüllt gelassen oder gegen die Delicatesse und Ehre gesündigt hat, oder aber, nachdem man Alles streng untersucht hat, öffentlich zu verkündigen, dass er sich um sein Land wohl verdient gemacht habe. Die Armee, Frankreich und Europa warten mit Ungeduld auf diesen höchsten Spruch« (S. 319). Wir zweifeln, ob diese Erwartung je erfüllt wird, aber man wird in diesem Verlangen einen schweren Vorwurf gegen die französische Regierung oder vielmehr gegen den Kaiser selbst finden, auf welchen überhaupt die ganze Darstellung, wenn man ihr mit einiger Aufmerksamkeit folgt, die ganze Schuld der eben so ungerecht als unklug unternommenen, und dann gänzlich gescheiterten Expedition zu werfen sucht. Wir können uns selbst kein Urtheil in dieser Sache erlauben, die kaum noch in Allem völlig spruchreif erscheint, da sie noch zu nahe liegt und weitere Aufschlüsse auch von andern Seiten her noch zu erwarten sind. Aber diess thut der Schrift selbst keinen Abbruch, die durch ihre durchaus ruhige und würdig gehaltene Darstellung unwillkürlich unser Interesse in Anspruch nimmt, abgesehen selbst von der Mittheilung so vieler wichtigen, bisher nicht bekannten Aktenstücke der bei dieser Sache irgendwie betheiligten Personen. Das Ganze, obwohl eine Uebersetzung aus dem Französischen, liest sich sehr gut und lässt uns kaum daran denken, dass wir hier eine Uebersetzung vor uns haben; auch die äussere Ausstattung ist sehr befriedigend.

Theorie der complexen Zahlensysteme insbesondere der gemeinen imaginären Zahlen und der Hamilton'schen Quaterinonen nebst ihrer geometrischen Darstellung von Dr. Hermann Hankel. Leipzig, Leopold Voss. 1867. (XII u. 196 S. in 8.).

Die vorliegende Schrift ist der erste Theil der in zwei Theilen bestehenden »Vorlesungen über die complexen Zahlen und ihre Funktionen«, die sich, wie der Titel wohl schon klar genug sagt, mit einem in neuerer Zeit vielfach behandelten, wir möchten sagen im Werden begriffenen Gegenstande beschäftigen. Die Absicht des Verfassers geht dabei auf Begründung der ganzen Theorie und er hält dafür, dass diese Begründung durch seine Schrift endgiltig geschehen sei.

Wir sind nicht gemeint, in eine kritische Untersuchung der hier vorgetragenen Lehren einzutreten, sondern wollen nur unserer Aufgabe genügen, die hier in einer Anzeige des in vieler Hinsicht interessanten Werkes besteht. Ein eigentliches Urtheil wird ohnehin ein jeder aufmerksame Leser erst dann sich bilden können, wenn das Werk vollendet ist. Aber auch eine Anzeige in dem Sinne, dass über den Inhalt in einer Art Auszug referirt wird, scheint uns nicht wohl anzugehen, da wir nothwendiger Weise weitläufig werden müssten, wenn wir den Gegenstand des Buches einigermassen deutlich bezeichnen wollten. Theilweise sind die Grundanschauungen, theilweise die Ausführungen deutschen Lesern neu oder doch ziemlich fremd, so dass wir nicht an Bekanntes anzuknüpfen im Stande wären.

Wir begnügen uns daher, dem Leser eine Art Inhaltsanzeige zu geben, aus der er doch mindestens entnehmen kann, was in dem Buche betrachtet wird; genauere Auskunft wird er aber in letzterem selbst suchen müssen, was für ihn sicher nicht ohne Nutzen sein wird.

Der erste Abschnitt behandelt die ganzen Zahlen und ihre thetischen Verbindungen, die lytischen Operationen, die Erweiterung des Zahlbegriffs und das Prinzip der Permanenz formaler Gesetze.

Der zweite Abschnitt — allgemeine Formenlehre — handelt von dem Algorithmus assoziativer Rechnungsoperationen ohne oder mit Commutation, sodann betrachtet er die Addition und Subtraction, Multiplication und Division, immer natürlich unter Bezugnahme auf die allgemeinen Gesetze.

Im dritten Abschnitte — reelle Zahlen in ihrem formalen Begriffe — erscheint der Begriff eines Zahlensystems, die positiven und negativen ganzen Zahlen; während der vierte Abschnitt die reellen Zahlen in der Grössenlehre behandelt.

Im fünften Abschnitte — die gemeinen imaginären Zahlen — wird zunächst die »formale« Theorie der imaginären Zahlen gegeben, dann die geometrische Addition von Strecken in der Ebene

und im Raume gelehrt; eben so die commutative Multiplikation solcher Strecken in der Ebene, worauf die Darstellung der gemeinen imaginären Zahlen in einer Ebene und die Anwendung derselben in der Geometrie folgt. Endlich werden die verschiedenen Beweise des bekannten Fundamentalsatzes der Theorie der höhern Gleichungen mehr angedeutet als wirklich durchgeführt (was im zweiten Theile wohl geschehen wird).

Der sechste Abschnitt — die höhern complexen Zahlen — enthält eine Theorie der complexen Zahlen im Allgemeinen, dann die eines begränzten Systems, eines solchen mit zwei imaginären Einheiten und eines unbegränzten commutativen Systems; endlich noch die Addition von Strecken und Punkten (baryzentrischer Calcul).

Im siebenten Abschnitt — Theorie und geometrische Darstellung der alternirenden Zahlen — wird ein besonderes System imaginärer Einheiten gewählt, das den »alternirenden« Zahlen zu Grunde liegt. Angewendet werden dieselben auf die Zerlegung der Determinanten in Produkte. Endlich wird die Multiplikation von Strecken und Punkten betrachtet.

Der achte Abschnitt enthält die reine, der neunte (und letzte) die geometrische Theorie (und Darstellung) der Quaterinonen. Der Verf. bezweckt damit, diese von Hamilton erfundene und ausgebildete Theorie (mathematische Methode) auf deutschen Boden zu verpflanzen. In wie ferne ihm dies gelingen wird, kann natürlich erst die Zukunft lehren; jedenfalls hängt aber auch viel von den in dem zweiten, noch erwarteten Theile seines Werkes ab, in dem sich herausstellen muss, wo die neue Lehre für die Wissenschaft nützlich ist. Es ist allerdings immerhin von Werth, wenn man bereits bekannte Sätze durch neue Methoden leichter und bequemer beweisen kann; nach unserer unmaassgeblichen Meinung ist das aber nicht empfehlend genug. Es müssen auch neue, durch andere Methoden nur schwer beweisbare Sätze mittelst einer sich als neu und wichtig ausgebenden Methode gefunden werden, wenn man sich die immer nicht geringe Mühe machen soll, mit ganz ungewohnten Bezeichnungen und Anschauungen sich vertraut zu machen. Der Verf. wird es uns nicht verargen, wenn bei den vielen neuen, künstlichen und gar willkürlichen Dingen, die jetzt in der Mathematik auftauchen, man zuweilen froh ist, schon in einem gewissen Alter zu sein, um nicht gerade Alles mehr sich aneignen zu müssen. Das mag aber ohne Beziehung auf das vorliegende Buch gesagt sein, das wir den Lesern, welche sich für rein theoretische Untersuchungen und für »neuere Mathematik« überhaupt interessiren, zu aufmerksamem Studium empfehlen. Auch wenn sie nicht gesonnen sind, Alles sich eigen zu machen, werden sie wesentlichen Gewinn für die etwaige Klärung ihrer eigenen Anschauungen daraus ziehen. Vom Verf. aber wünschen wir, dass er im zweiten Theile uns die Anwendung des im ersten Gelehrten zeige. Dieser

zweite Theil soll die Theorie der Functionen complexer Veränderlicher enthalten.

Anleitung zum Linearzeichnen, mit besonderer Berücksichtigung des gewerblichen und technischen Zeichnens, als Lehrmittel für Lehrer und Schüler an den verschiedenen gewerblichen und technischen Lehranstalten, so wie zum Selbststudium, von Professor G. Delabar, Conrector der Kantonsschule und Vorstand der Fortbildungsschule in St. Gallen. In drei Theilen. Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagsbuchhandlung.

Von diesem tüchtigen Werke des in der technischen und wissenschaftlichen Literatur bekannten Verfassers liegen uns die beiden ersten Theile (in drei Heften) vor, von denen der erste 1866, der zweite 1867 erschienen ist. Sie behandeln: im ersten Theile das geometrische Linearzeichnen, im zweiten die Elemente der darstellenden Geometrre und die weitere Ausführung der rechtwinkligen Projektionsart.

Den Erklärungen sind jeweils Tafeln in vortrefflich ausgeführter Zeichnung beigegeben und zwar dem ersten Hefte 16 solcher mit 111 Figuren, dem zweiten ebenfalls 16 Tafeln mit 86 Figuren, und dem dritten 28 mit 125 Figuren.

Im ersten Hefte begegnen wir nach einer Einleitung zunächst der Beschreibung der zum Linearzeichnen nöthigen Materialien, Instrumente und Apparate, so wie der Anweisung zum besten Gebrauche derselben. Sodann werden die verschiedenen Bezeichnungsarten der Linien erläutert und Uebungen im Zechnen derselben angestellt; die Konstruktiou verschiedener Senkrechten und Parallelen gelehrt; Linien und Winkel getheilt; Proportionallinien konstruirt; Maassstäbe gezeichnet; regelmässige Vielecke auf eine gegebene Seite errichtet; die wichtigsten Konstruktionen im Kreis durchgenommen; regelmässige Vielecke in Kreise eingezeichnet; Ovalen und Eiformen, so wie die Kegelschnitte konstruirt; eben so die jonische Schneckenlinie, die Evolvente (des Kreises), die Herzform, die Cykloiden, Sternfiguren, Rundbogen und Rosette; und endlich werden Verzierungen und geradlinige nebst krummlinigen Dessins gegeben.

Das zweite Heft geht nach einer Einleitung in die darstellende Geometrie überhaupt und die rechtwinklige Projektionsart insbesondere zu den Hauptaufgaben der darstellenden Geometrie (in rechtwinkliger Projektion) über. Wir finden: Die Projektionen der Punkte, geraden und krummen Linien im Raume; die Projektionen der begränzten ebenen Flächen und der Ebenen im Raume; die Erzeugung und Darstellung der krummen Flächen; die Darstellung der einfachen Körper; dann die der Prismen und Pyramiden in beliebig schiefer Lage; Abwickelung und Netzebestimmung bei den-

selben; Darstellung und Abwickelung der drei elementaren runden Körper (Zylinder, Kegel, Kugel) und endlich die Darstellung der gewundenen Körper.

Das dritte Heft, das eine Fortsetzung und Erweiterung des zweiten ist, enthält: Lehrsätze und Aufgaben über die rechtwinkligen Projektionen der Geraden und Ebenen im Raume; Durchschnittskonstruktionen der Körper mit Ebenen bei der Pyramide, dem Prisma, Kegel, Zylinder und den Umdrehungs- und windschiefen Flächen; Konstruktion der Tangenten an krumme Linien; Tangirungsebenen an Zylinder, Kegel, Umdrehungs- und windschiefe Flächen; Durchschnittskonstruktionen bei Durchschnitten von Prismen, Pyramiden, Kegeln und Zylindern unter sich, so wie bei Umdrehungskörpern unter sich; endlich Anwendungen auf Dachzerlegungen, Rohrentwicklungen, Gewölbekonstruktionen u. s. w.

Wir begnügen uns mit der Anzeige des Inhalts, da bei der Gewissenhaftigkeit und den Kenntnissen des Verfassers ein weiteres Eingehen überflüssig ist. Die Angabe des Inhalts reicht hin zur Charakterisirung des bis jetzt vorliegenden Theils des Werkes, das allen Betreffenden möge empfohlen sein. Wir bemerken zum Schlusse nur noch, dass das Ganze auf zwölf Hefte berechnet ist, von denen die zwei nächsten das »projektive Zeichnen« abschliessen, und die folgenden das Bau- und Maschinenzeichnen enthalten werden. Jedes Heft bildet ein für sich bestehendes Ganzes und wird auch einzeln verkauft.

Recueil de Rapports sur les progrès des Lettres et des Sciences en France.

Rapport sur les progrès les plus récents de l'Analyse mathématique, par J. Bertrand, Membre de l'Institut.

Rapport sur les progrès de l'Astronomie, par M. Delaunay, Membre de l'Institut et du bureau des longitudes.

Publication faite sous les auspices du ministère de l'instruction publique. Paris. Imprimé par autorisation de son Exc. le garde des sceaux. A l'imprimerie impériale. 1867.

Von den Berichten, welche durch verschiedene Gelehrte über die Fortschritte der Wissenschaften in Frankreich an den Minister des öffentlichen Unterrichts erstattet werden, liegen zwei vor uns: über die Fortschritte der mathematischen Analyse und der Astronomie. Nebst diesen werden noch — was die mathematischen Wissenschaften betrifft — Berichte über die reine Geometrie, die angewandte Mechanik, die Himmels-Mechanik, die mathematische Physik erscheinen.

Diese kurzen Berichte (die uns vorliegenden zählen 38 Seiten in gr. 8. jeder) sind im höchsten Grade interessant für jeden, der

sich einen Ueberblick über die wichtigsten unter den ausserordentlich vielen Arbeiten der letzten Jahre verschaffen will. Ohne auf den eigentlichen Inhalt, bezüglich die Methoden der Hauptrepräsentanten der Wissenschaft, einzugehen, was begreiflich in solch engem Rahmen nicht zulässig war, werden doch die Arbeiten derselben dermassen bezeichnet, dass ein Bild des Gesammtfortschritts, so weit Franzosen daran Theil hatten, sich ergibt.

Wir wollen versuchen, dem Leser in kurzem Umrisse den Inhalt der Berichte darzuthun.

Lagrange und Laplace, im Anfang dieses Jahrhunderts, waren in Frankreich die in der Wissenschaft herrschenden Geister. Ihnen standen zur Seite, oder folgten ihnen unmittelbar: Monge, Legendre, Ampère, Poinsot, Poisson, Fourier, Cauchy, Fresnel, Dupin, Poncelet, Duhamel, Lamé, Sturm, Liouville, Chasles — Männer, welche der Bericht nur anführt, denn »das sind die Namen unserer Meister und Lehrer«, deren Werke nicht mehr zu beurtheilen sind. Es handelt sich also nur um die jüngern Männer, deren Arbeiten als Fortschritte in der Wissenschaft bezeichnet werden können.

Die Theorie der imaginären Funktionen, welche Cauchy völlig erneuerte, hat in ihrem Gefolge die grössten Fortschritte der mathematischen Analyse in diesem Jahrhundert gehabt. Liouville, Hermite, Puiseux, Briot und Bouquet haben ihre Namen in glänzender Weise in das Verzeichniss derer eingeschrieben, welche diese Fortschritte hervorriefen. Die zwei ersten haben ihre Arbeiten allerdings noch nicht veröffentlicht; doch haben die Vorträge, welche Liouville in dem Collége de France vor einem ausgewählten Publikum hält, grossen Einfluss geübt, und die Arbeiten Hermites sind durch einen höchst anerkennenden Bericht Cauchy's genauer bezeichnet worden.

Puiseux hat eine Funktion von λ, definirt durch die rationale Gleichung $\varphi(x, \lambda) = 0$ studirt, für alle möglichen Werthe von λ. Diese Untersuchung hängt eng zusammen mit der über $\int z\,d\lambda$, in welchem »längs einer Kurve« (bei imaginären Werthen von λ und z) integrirt wird. Diese Untersuchungen hängen dann weiter mit der Theorie der elliptischen Funktionen zusammen, bei denen Puiseux nicht blos schon bekannte Resultate wieder ableitete, sondern auch neue fand, welchen auf ganz anderm Wege auch Hermite begegnete.

Briot und Bouquet haben diese Untersuchungen in ihrem klassischen Werke über die doppelt periodischen Funktionen zu einer Art Abschluss geführt, und wenn auch heute die Darstellungsweise Riemanns überwiegend zu werden verspricht, so wird ihr Werk doch noch auf lange hin mit grossem Nutzen gelesen werden.

Der Geniekommandant Alphons Laurent, der vor kaum zehn Jahren der Wissenschaft durch den Tod entrissen wurde, hat unter den anstrengenden Arbeiten zur Vergrösserung Havre's mehrere

wichtige Abhandlungen über reine Mathematik verfasst. Die erste (1848) über die Variation vielfacher Integrale wurde nur zu spät der Akademie eingereicht, um von derselben eben so würdig befunden zu werden, wie die gekrönte Abhandlung von Sarrus. Zuletzt beschäftigte er sich mit den schwierigsten Fragen der mathematischen Physik.

Hermite, dessen Name wir schon oben genannt, hat neben jenen Arbeiten auch die Algebra und die Zahlentheorie durch tiefsinnige Untersuchungen bereichert. Schon als Zögling des ersten Jahres in der polytechnischen Schule schikte er Jacobi eine Abhandlung, von der letzterer aussagte, dass dadurch der analytischen Methode ein bedeutender Aufschwung gewonnen sei. Von da an hat der berühmte Mathematiker fortwährend über die schwierigsten Probleme der Algebra und Zahlentheorie Untersuchungen veröffentlicht.

Serret hat die geometrische Darstellung der elliptischen Funktionen zum Gegenstande einer seiner ersten Arbeiten gemacht, und dadurch den Beifall der Akademie sich erworben. Auch der Pater Joubert, Moutard, Mathet, Emile Mathieu, Despeyrous haben hierin wichtige Arbeiten geliefert. Der Name Serret's ist übrigens in allen Theilen der mathematischen Analyse bekannt, und in seinem Traité d'Algèbre supérieure (Heidelberger Jahrbücher, 1866) hat er die höchsten und schwierigsten Parthieen mit gleicher Klarheit behandelt, wie die einfacheren.

Camille Jordan, ein hervorragender Ingenieur, hat einige wichtige Arbeiten über die schwimmenden Körper und die Polyeder geliefert, deren Beurtheilung einem andern Berichte angehört. Er hat aber auch die Arbeiten von Galois über die durch Wurzelgrössen auflösbaren algebraischen Gleichungen bedeutend weitergeführt.

Maximilian Marie, der der Theorie der imaginären Funktionen seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, hat sich zunächst als Hauptaufgabe die geometrische Darstellung der reellen und imaginären Auflösungen einer Gleichung mit zwei Veränderlichen gestellt.

Lebesgue hat der Zahlentheorie, insbesondere dem Fundamentalwerke von Gauss, seine Kräfte gewidmet, und er wird einen Kommentar darüber der Oeffentlichkeit übergeben; Bonnet beschäftigt sich seit mehr als zwanzig Jahre mit der Theorie der krummen Oberflächen und doppelt gekrümmter Kurven; auch Abel Transon hat darüber wichtige Studien veröffentlicht, während der Ingenieur de la Gournerie, als Professor der darstellenden Geometrie an der polytechnischen Schule, ebenfalls die Anwendungen der Analyse auf die Geometrie gefördert hat.

Die Theorie der geographischen Karten (Abbildung krummer Oberflächen auf einer Ebene), welche Gauss, Lambert, Lagrange schon bearbeiteten, hatseither von Bonnet, Tissot, Collignon, Davezac, Germain weitere Behandlung und Erörterung erfahren. Hieher

gehört auch die von Bour gelöste Preisaufgabe der (Pariser) Akademie für 1860 über die auf einander abwickelbaren Oberflächen. Derselbe hat ebenfalls eine wichtige Abhandlung über die Integration der Differentialgleichungen der analytischen Mechanik der Akademie vorgelegt, über welche Bertrand und Liouville einen sehr günstigen Bericht verfassten.

Neben diesen Arbeiten, die gewissermassen als solche ersten Ranges angesehen werden (der Berichterstatter selbst hat seine eigenen Arbeiten gar nicht angeführt), wird nun auch noch einer Anzahl Männer der Wissenschaft gedacht, die als Herausgeber von Zeitschriften, als Professoren u. s. w. an der Verbreitung der mathematischen Wissenschaften thätig Antheil nehmen, so dass wir durch denselben ein sehr lebendiges und anschauliches Bild der in diesen Gebieten mehr oder minder hervorragenden Männer und ihrem Wirken erhalten, das — wenn es auch nicht vollständig sein kann — doch so weit uns orientirt, dass wir den Schritten der einzelnen leichter nachforschen können. Wenn Referent sich zum Schlusse einen Wunsch erlauben darf, der freilich nicht in Erfüllung gehen kann, so wäre es der, dass jeweils angeführt wäre, wo die betreffenden Arbeiten veröffentlicht sind.

Der zweite Bericht — über die Fortschritte der Astronomie in Frankreich — enthält bedeutend weniger Namen, als der so eben besprochene erste. Dafür konnte er eingehender und also auch zusammenhängender sein, und — was wir oben vermissten — es werden die Schriften bezeichnet, in denen die Arbeiten der einzelnen Männer der Wissenschaft niedergelegt sind.

Einleitend bezeichnet der Verf. die eigentliche Aufgabe der theoretischen Astronomie und wendet sich dann zu den einzelnen Arbeiten, welche dieser Aufgabe gewidmet sind. Wie begreiflich, ist der Name Leverrier's der weitaus meist genannte.

Die Entwicklung der Störungsfunktion nach Sinus und Cosinus von Winkeln, die von den Vielfachen der mittlern Anomalien der verschiedenen Planeten abhängen, und der Koeffizienten der einzelnen Glieder nach steigenden Potenzen der Exzentrizitäten und der Neigungen der Bahnen, ist schon von Laplace durchgeführt worden. In der Regel hat derselbe aber sich mit geringerm Grade der Näherung begnügt. Leverrier hat diese Arbeit bedeutend weiter geführt, und zwar bis zur siebenten Ordnung der eintretenden (kleinen) Grössen; in Folge dessen konnte er frühere Ergebnisse verbessern und dazu neue erhalten. So hat er die sekularen Störungen (inégalités séculaires) für Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter, Saturn, Uranus genau festgestellt. Das war seine erste astronomische Arbeit.

Er hat sodann die Störungen in der Bewegung der Erde neu untersucht und zu den schon von Laplace gefundenen noch einige weitere zugefügt. Auf Grund dieser Untersuchungen hat er neue Sonnentafeln konstruirt, welche die scheinbare Bewegung dieses

Gestirns sehr genau darstellen. Auch in der Theorie der Bewegung des Merkur waren den Resultaten Laplace's Verbesserungen zuzufügen, worauf auch für diesen Planeten Tafeln berechnet wurden. In ähnlicher Weise wurden Venus und Mars behandelt.

Von den bis jetzt bekannten 91 kleinen Planeten zwischen Mars und Jupiter wurden in Frankreich 27 entdeckt, und zwar 14 von Goldschmidt (in Paris), 6 von Chacornac (Marseille und Paris), 4 von Tempel (Marseille), 2 von Stephan (Marseille) und 1 von Laurent (Nîmes). Eine vollständige Theorie der Ceres und der Juno lieferte Damoiseau; Leverrier untersuchte die Bewegung der Pallas, die grosse Schwierigkeit darbietet.

Die Tafeln des Uranus, welche Bouvard (1821) nach der Theorie Laplace's berechnete, zeigten bekanntlich eine Abweichung von der wirklichen Beobachtung und Bouvard selbst spricht sich schon im Vorwort dahin aus, dass »elle dépend de quelque action étrangère et inaperçue qui aurait agi sur la planète.« Delaunay versichert, von demselben persönlich gehört zu haben, dass er, als diese noch unbekannte Ursache einen unentdeckten Planeten bezeichnete, dessen Entfernung von der Sonne wohl das Doppelte von der des Uranus sei.

Der Verfasser beschreibt nun näher die wissenschaftliche Entdeckung des Neptun durch Leverrier, die bekanntlich den Namen dieses Astronomen s. Z. populär gemacht hat. Er gedenkt dabei auch des englischen Astronomen Adams, der seine Rechnungen freilich später veröffentlichte, zu einer Zeit, da bereits Neptun auch physisch entdeckt war.

Die Mondtheorie bietet bekanntlich keine geringen Schwierigkeiten dar, und es sind desshalb auch die Mondtafeln, deren man sich im Anfang dieses Jahrhunderts bediente, halb theoretisch, halb empirisch konstruirt. Die Pariser Akademie stellte darum 1820 als Preisaufgabe: Mondtafeln mittelst bloser Theorie zu konstruiren, eben so genau als die mittelst Erfahrung und Theorie verfertigten. Zwei Arbeiten lösten die Aufgabe: die eine von Damoiseau, die andere von Plana und Carlini (Italienern). Die letztere hatte den Vortheil der völlig analytischen Auflösung; ihre Ergebnisse wurden durch Lubbock (England) und Pontécoulant bestätigt. Unser Hansen hat neue Mondtafeln konstruirt, die 1857 auf Kosten der englischen Regierung gedruckt wurden, und in England und Frankreich benützt werden. In den vereinigten Staaten werden Tafeln gebraucht, die nach den theoretischen Untersuchungen Planas verfertigt sind.

Auch Delaunay (der Berichterstatter) hat die Arbeit Planas weiter geführt, indem er eine Theilung der fast unermesslichen Arbeit durchgehend anwandte. Die genaue Bestimmung des Einflusses, den die säkulare Verminderung der Exzentrizität der Erdbahn auf die mittlere Bewegung des Mondes übt, die Adams fand, wurde von Delaumay bestätigt, der den ziemlich heftigen Wider-

spruch in der Akademie abzuweisen hatte. Wir haben einen hieher gehörigen Punkt bereits in diesen Blättern (7. Heft 1866) angezeigt, wollen also darauf nicht näher eingehen. Auch eine Arbeit Hansens wurde von Delaumay abermals aufgenommen.

Simon zeigte, dass die Mondaxe eine halbmonatliche Nutation erleide, was Poisson nicht vollständig erklärt hatte.

In Bezug auf die Erdbewegung werden zunächst die bekannten Experimente Foucaults beschrieben. Dann wird der geodätischen Arbeiten Y. Villarceau's gedacht, die wir jüngst bei Anzeige des »Generalberichts über die europäische Gradmessung« ebenfalls berührten; ferner der Bestimmung der Breite der Sternwarte von Paris durch Laugier und Mauvais.

Leverrier und Foucault haben sich mit der Bestimmung der Sonnen-Parallaxe beschäftigt. In Bezug auf die Beschaffenheit der Sonne selbst werden die Hypothesen von Faye aufgeführt. Kennt der Verf. die Arbeit Kirchhoff's nicht?

Himmelskarten wurden von Valz und Chacornac geliefert; ein Katalog von 140 Fundamentalsternen von Laugier. Bravais ist in Bezug auf die Bewegung des Sonnensystems zu den Ergebnissen Argelanders gelangt; Villarceau hat sich mit den Doppelsternen näher beschäftigt, und Laugier einen Katalog von 53 Nebelflecken veröffentlicht.

Ueber die Kometen hat Leverrier (Komet von Lexell) Untersuchungen angestellt; Faye sich mit der Ursache des Kometenschweifes beschäftigt und Roche die Hypothese Faye's analytisch zu bestätigen gesucht. Die Ansichten Schiaparelli's in Mailand über die Sternschnuppenschwärme hat Leverrier ebenfalls analytisch geprüft, wenn auch beide Gelehrten nicht ganz derselben Meinung sind.

Endlich wird noch der parabolischen Spiegel mit versilbertem Glase von Faucoult (später als Steinheil), und dessen Belegung des Objektivs mit einer dünnen Silberschichte bei Sonnenbeobachtungen, so wie des Verfahrens von Wolf gedacht, den persönlichen Fehler bei Durchgangs-Beobachtung zu bestimmen.

Wir müssen schliesslich nochmals bemerken, dass die Darstellung des Berichtes eine zusammenhängende und — so viel dies bei dem Umfange desselben möglich war — eingehende ist. Selbstverständlich konnten wir nur die Sachen anführen, wenn wir nicht eine Uebersetzung liefern sollten, die doch wohl für diese Blätter nicht geeignet wäre.

Exercices méthodiques de Calcul différentiel par M. Ed. **Brahay**, *Prof. à l'athénée royal de Bruges etc. Bruxelles. 1867. (263 S. in 8.).*

Sein Zweck bei Herausgabe der vorliegenden Schrift sei einzig der gewesen, den jungen Leuten, die den Infinitesimal-Calcul zu studiren beginnen, wirklich nützlich zu sein, sagt der Verfasser. Das ist nun allerdings in kurzen Worten die Aufgabe jeder vernünftigen Aufgabensammlung, zu welcher Kategorie die des Verfassers ebenfalls zu rechnen ist.

Dieselbe erstreckt sich über die gesammte Differentialrechnung und deren Anwendungen auf analytische Geometrie und ist auch im Einzelnen wieder sehr vollständig, so dass wirklich aus derselben Vieles gelernt werden kann. Wir wollen den Inhalt etwas näher betrachten, wobei wir auch Gelegenheit haben werden, unsere Ansicht, in so weit sie von der des Verf. abweicht, näher darzulegen.

Die Einrichtung des Buches ist derart, dass bei jedem Abschnitte zuerst die eigentlichen theoretischen Hauptsätze sich angegeben finden, worauf Aufgaben folgen, denen zuweilen eine Andeutung für die Art der Auflösung, jedenfalls aber das Ergebniss derselben beigegeben ist.

Zunächst erscheint die Differenzirung der entwickelt gegebenen Funktionen einer einzigen Veränderlichen. Neben den Differentialquotienten (dérivée) erscheint natürlich auch das Differential, wenn auch in löblicher Weise anfänglich die ersten die Hauptrolle spielen. Es ist nun einmal so Brauch, mit den Differentialen zu operiren, und wir werden diesen alten Brauch nicht ändern. Darum lassen wir dem Verfasser getrost seine Differentiale. Dass er in seinem »Tableau des différentielles des fonctions simples«, wo z. B. $d x^m = m x^{m-1} d x$, $d l(x) = \frac{d x}{x}$, u. s. w. erscheint, als ganz besonders wichtig hervorhebt, dass »x nicht eine blose Veränderliche, sondern jede entwickelte Funktion von x« vorstelle, ist, abgesehen von dem Widerspruch in den Zeichen, ganz unnöthig. Wer den Satz der Differenzirung einer Funktion von einer Funktion versteht, begnügt sich damit, x als blose (unabhängig) Veränderliche anzusehen. Die Beispiele sind zahlreich und gut gewählt. Nur müssen wir gegen die unbedingte Differenzirung unendlicher Reihen, die hier und auch noch später öfters vorkommt, Einsprache erheben. (Siehe S. 10, 59 u. s. w.).

Die Differenzirung entwickelt gegebener Funktionen mehrerer Veränderlichen wird nun ganz im Geiste der »Differentiale« getrieben. Aus $u = F(x, y, z, ..)$ folgt $d u = \frac{d u}{d x} d x + \frac{d u}{d y} d y + \frac{d u}{d z} d z + \ldots$ Wir brauchen nicht zu wiederholen, dass wir eine derartige Glei-

chung als durchaus bedeutungslos ansehen, und ihr höchstens einen symbolischen Werth beilegen. Bewiesen kann sie ohnehin nie werden, und wenn sie auch von Lehrbuch zu Lehrbuch wiederholt wird. So bildet nun der Verf. eine ganze Schaar von totalen Differentialen, aus denen er nöthigenfalls wohl das eigentlich in Betracht Kommende — die partiellen Differentialquotienten — bestimmt. Uebrigens müssen wir anführen, dass in dem ersten Beispiele diese letztern bestimmt und daraus das totale Differential geleitet wird.

Für Funktionen einer Veränderlichen werden blos höhere Differentialquotienten gebildet, wobei lehrreiche und sehr allgemeine Beispiele vorkommen, wie die n^{ten} Differentialquotienten von $(a + bx + cx^2)^m$ in zwei von Lagrange (Memoires von Berlin, 1772) gegebenen Formen u. s. w., woraus z. B. $\frac{d^n}{dx^n} \operatorname{arc} (\sin = x)$ abgeleitet wird. Bei Funktionen mehrerer Veränderlichen verlässt der Verf. seine gute Gewohnheit theilweise und er fällt den Differentialen wieder zu. Wir finden da $d^n u = \left(\frac{du}{dx} dx + \frac{du}{dy} dy + \frac{du}{dz} dz + ..\right)^n$ als symbolische Gleichung u. a. m. Allerdings zeigt er ebenfalls, wie man die partiellen Differentialquotienten bildet und die meisten seiner Beispiele sind diesem Geschäfte gewidmet.

Vollständig anders verfährt er bei der Differenzirung von Gleichungen (also bei unentwickelt gegebenen Funktionen), da er hier nur von totalen Differentialen spricht und die (ebenfalls totalen) Differentialquotienten daraus ableitet. Das hat nun nicht gerade Vieles auf sich, so lange es sich um eine einzige unabhängig Veränderliche handelt. Wahrhaft verwirrend wird aber die Darstellung, wenn mehrere unabhängig Veränderliche vorkommen. Aus $F(x, y, z) = 0$ folgt $\frac{dF}{dx} dx + \frac{dF}{dy} dy + \frac{dF}{dz} dz = 0$, woraus (sagt der Verf.) man (aisément) ziehe: das totale Differential dz und die partiellen Differentialquotienten $\frac{dz}{dx}$, $\frac{dz}{dy}$. Wie dies geschehe, ist nicht gesagt. Eine zweite Differenzirung (die aber nicht ausgeführt wird) gebe, wenn man dx, dy als konstant ansehe, das totale Differential $d^2 z$, sowie die partiellen Differentialquotienten $\frac{d^2 z}{dx^2}$, $\frac{d^2 z}{dx\,dy}$, $\frac{d^2 z}{dy^2}$. Brauchen wir zuzusetzen, dass das Alles verkehrt ist. Dass der Verfasser mit seiner entsetzlich verwirrenden Rechnungsweise sich selbst verwirrt, beweist sein Exemple IV (S. 47). Dort ist $ax + by + cz + ku = l$, $a^2x^2 + b^2y^2 + c^2z^2 + k^2u^2 = m$ und er findet durch seine künstliche Methode $\frac{d^2 z}{dx^2} = -\frac{d^2 u}{dx^2} = \frac{a^2}{c} \frac{1 + (ax - ku)^2 + (cz - ax)^2}{(ku - cz)^3}$, während thatsächlich

$c\frac{d^2 z}{dx^2} = -k\frac{d^2 u}{dx^2} = a^2\frac{(ku - cz)^2 + (ax - ku)^2 + (cz - ax)^2}{(ku - cx)^3}$ ist, ein Resultat, das sich in der einfachsten Weise von der Welt ergibt, und das man auch einzig braucht. Diesen Abschnitt würden wir somit aus dem Buche ausgemerzt, d. h. gänzlich geändert wünschen, wenn er wirklich einigen Nutzen stiften soll.

Den Taylor'schen Satz stellt der Verf. mit dem Ergänzungsglied in der einen Form: $\frac{h^n}{1..n} F^n (x + \Theta h)$ dar; er benützt dieses Ergänzungsglied aber blos zur Schätzung des Fehlers, den man begeht, wenn man bei einem bestimmten Gliede schliesst. Die entstehenden Reihen scheint er sofort für unendlich und ohne Weiteres giltig zu halten, wie denn z. B. die Gleichungen $\frac{\pi}{2} = \frac{\varphi}{2} + \sin\varphi + \frac{1}{2}\sin 2\varphi + \frac{1}{3}\sin 3\varphi + \ldots$, $0 = \frac{1}{2} + \cos\varphi + \cos 2\varphi + \cos 3\varphi + \ldots$ vorkommen, die für $\varphi = 0$ etwas wunderliche Resultate ergeben. Eine Menge Reihenentwickelungen, die hier vorkommen, leiden an dem Grundfehler, dass nicht untersucht wird, in wie weit sie gelten. Ohne diese Untersuchung gelten aber diese hübschen Sächelchen nicht viel. Auch für das Lagrangesche Theorem erscheint dieselbe Unbestimmtheit. Ohnehin ist da nicht entschieden, welche der Wurzeln denn eigentlich durch dieses Theorem entwickelt sei. So ist die letzte Aufgabe: $\left(\frac{e}{1 + \sqrt{1 - e^2}}\right)^n$ nach steigenden Potenzen von e zu entwickeln. Setzt man $y = \frac{e}{1 + \sqrt{1 - e^2}}$, so ist $y^2 - \frac{2}{e}y + 1 = 0$, welche Gleichung aber auch die Wurzel $\frac{e}{1 - \sqrt{1 - e^2}}$ hat. Welche der zwei wird nun durch das Lagrangesche Theorem ausgedrückt?

Der Vertauschung der unabhängig Veränderlichen ist sehr viele Sorgfalt gewidmet. Für den Fall einer unabhängig Veränderlichen haben wir nichts Besonderes zu erinnern. Auch der Fall zweier solcher Grössen ist theoretisch in Ordnung. Anders aber verhält es sich bei den Beispielen. Es ist, um gleich das erste Beispiel zu nehmen, wohl nicht ganz in Ordnung, eine Aufgabe so zu stellen: Was wird aus der Gleichung $\frac{d^2 z}{dx^2} + \frac{d^2 z}{dy^2} = 0$, wenn x und y durch r ersetzt werden, wobei $x^2 + y^2 = r^2$? Denn hier sind zwei unabhängig Veränderliche, die durch zwei andere ersetzt werden müssen. Aehnliches wird man bei mehrern andern Beispielen zu bemerken haben.

Bei der Elimination von Konstanten und Funktionen (mittelst Differenzirung) hätten wir etwa zu bemerken, dass aus einer Gleichung $F[x, y, z, \varphi(u), \psi(v)] = 0$, wo $\varphi(u)$, $\psi(v)$ willkürliche Funktionen von u, v sind, welche Grössen in bekannter Weise aus x, y, z sich bilden, man im Allgemeinen nicht beide Funktionen eliminiren kann, auch wenn man zu zweiten Differentialquotienten geht.

Damit ist der theoretische Theil der Differentialrechnung zu Ende.

In den Anwendungen erscheinen die unbestimmten Formen zuerst. Die Beispiele sind zahlreich und auch lehrreich gewählt. Ob es eine Funktion $f(x)$ gibt, für welche alle Differentialquotienten Null sind für $x = a$? (S. 105).

Auch die Maxima und Minima für Funktionen einer Veränderlichen sind reich bedacht. Für die Funktionen mehrerer Veränderlichen und mit Bedingungsgleichungen wird die Theorie in folgender Weise gegeben: »Sei $u = f(x, y, z, v, w, ..)$ eine Funktion von $m + n$ Veränderlichen, an einander gebunden durch die n Gleichungen $L = 0$, $M = 0$, $N = 0$, ... Um die Werthe der Veränderlichen zu finden die u zu einem Maximum (oder Minimum) machen können, bilde man das totale Differential von u, und eben so differenzire man die Bedingungsgleichungen; aus den $n + 1$ so erhaltenen Gleichungen eliminire man die n Differentiale der abhängigen Veränderlichen und setze in der Endgleichung den Koeffizienten jedes bleibenden Differentials Null.« Wir wären auf einen Beweis begierig, der diese Behauptung ohne möglichen Widerspruch rechtfertigte. Die Beispiele, auch für mehrere Veränderliche, sind sehr zahlreich.

Die Anwendung auf analytische Geometrie betreffen Tangenten und Normalen an ebene Kurven in rechtwinkligen und Polarordinaten; dann die Asymptoten und besondern Punkte ebener Kurven; Krümmungshalbmesser und Evoluten derselben — immer in sehr zahlreichen Beispielen. Für die krummen Oberflächen werden Tangentialebene, Normale, Hauptkrümmungshalbmesser, so wie besondere Punkte allgemein und an vielen Einzelfällen ermittelt; Aehnliches gilt für die doppelt gekrümmten Kurven (courbes gauches); die zweite Krümmung wird als »angle de torsion« aufgeführt. Stellt — sagt der Verfasser — ε diesen Winkel vor, so ist $\varepsilon \left(\frac{ds}{dz}\right)^6 = \varrho^2 \left(\frac{d^2y}{dz^2}\frac{d^3x}{dz^3} - \frac{d^2x}{dz^2}\frac{d^3y}{dz^3}\right) ds$, wo ds das Bogenelement, ϱ der Halbmesser der (ersten) Krümmung und $x = \varphi(z)$, $y = \psi(z)$ die Gleichungen der Kurve sind.

Endlich werden die Einhüllenden für (ebene) Kurven und krumme Oberflächen bestimmt und die Theorie an zahlreichen auch in das Gebiet der Anwendungen eingreifenden Beispielen geübt.

Den Schluss des Buches bildet die Zerfällung rationaler Brüche in Einzel-(Partial-)Brüche in theoretisch und praktisch genügender Weise.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich, wenn wir auch mancherlei Anstände erheben mussten, doch jedenfalls, dass das Buch von Anfängern in der Differentialrechnung mit grossem Nutzen zur Uebung gebraucht werden kann, und in so ferne die Sprache kein Hinderniss ist, kann es denselben, und also auch dem Lehrer, dem Uebungsbeispiele erwünscht sind, empfohlen werden.

Dr. J. Dienger.

Nr. 50. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Plato's Phädon. Eine Reihe von Betrachtungen zur Erklärung und Beurtheilung des Gesprächs von Albert Bischoff. Erlangen 1866. Verlag von Andreas Deichert. 373 S. in 8.

Der grössere Theil der Schrift, fast zwei Drittel des Ganzen (S. 3—235), enthält eine zusammenhängende Darlegung des Inhalts des platonischen Phädon, wobei die einzelnen Theile des Gesprächs, wie sie auf einander folgen, genau durchgangen, ihr Inhalt angegeben und mit Erörterungen begleitet ist, welche auf die richtige Auffassung des betreffenden Abschnittes, oder auch einzelner Stellen desselben, zumal wo die Auslegung auf verschiedene Weise gegeben wird, sich beziehen. Die genaue Darlegung dieses Inhalts und die Ausführlichkeit, womit Alles Einzelne behandelt wird, um so den Gang der Untersuchung und den inneren Zusammenhang aller einzelnen Theile derselben erkennen zu lassen und dadurch zur richtigen Auffassung des Ganzen wie zum richtigen Verständniss des Einzelnen zu führen, erhellt schon aus dem grossen Umfang dieser Darlegung und Erklärung des Inhalts und ist damit jedem Leser des Phädon ein Hülfsmittel an die Hand gegeben, das er mit Nutzen gebrauchen kann, um zu dem vollen Verständniss zu gelangen. Im Zusammenhang damit steht noch Abschnitt III, S. 241 ff., in welchem eine Uebersicht des Gedankenganges gegeben ist, während Abschnitt II, S. 236 ff. die Frage zu beantworten sucht, ob der Stoff des Gesprächs historich oder erfunden sei: eine Frage, auf welche wir übrigens eine so grosse Bedeutung nicht legen möchten, insofern es sich am Ende doch nur um die Verbindung und Anknüpfung des Inhalts an einige äussere Momente der Wirklichkeit, wie hier der Tod des Socrates es ist, handelt und damit zugleich um ein Denkmal der Erinnerung aller Zeiten, welches von dem treuen Schüler dem geliebten Lehrer gestiftet werden sollte. Der Verf. betrachtet es als zuverlässig (?), dass das von Plato hier gezeichnete Bild des Socrates im Wesentlichen ein getreues gewesen und dass Diesem Untersuchungen wie die im Phädon geführten, in keinem Fall fremd geblieben. »Und wenn wir, so schliesst der Verf. S. 240, hiezu die andern Wahrscheinlichkeitsgründe nehmen, so werden wir Grund genug haben anzunehmen, dass Socrates in seinen letzten Stunden Unterredungen ähnlich der von Plato erzählten mit seinen Freunden werde geführt haben.« Ref. kann sich nicht, aus Mangel an allen näheren Beweisen, mit der gleichen Sicherheit zu einer solchen Annahme für berechtigt halten, so sehr er auch sonst die in diesem Dialog von

Plato durchweg erstrebte πιθανότης anzuerkennen bereit ist. Abschnitt IV, S. 256 ff. erörtert den Grundgedanken und die Bedeutung des Gesprächs. Ausgehend von dem Satze, dass es nicht genüge, einfach zu sagen, Plato habe die Absicht gehabt, die Unsterblichkeit der Seele zu beweisen, durchgeht der Verf. dann die verschiedenen Versuche, wie sie seit Schleiermacher gemacht worden sind, um den letzten Zweck und die Hauptabsicht zu bestimmen, welche Plato mit der Abfassung des Phädon verbunden; der Verf. findet diese Versuche nicht genügend, um die Frage in ihrem ganzen Umfang zu lösen; am nächsten der Wahrheit scheint ihm Schmidt zu kommen, wenn derselbe den wissenschaftlichen Zweck des Dialogs in die philosophische Begründung der Unsterblichkeitslehre setze, den künstlerischen Zweck aber in die Freudigkeit, mit welcher der wahre Weise in den Tod gehe, durch den er das wahre Leben gewinne. Der Verf. findet in dieser Annahme eines doppelten Zweckes einen Vorwurf gegen Plato, einen Vorwurf wegen Mangels an Einheit, der freilich erst noch zu beweisen wäre; er ist vielmehr geneigt, in dem, was Schmidt den künstlerischen Zweck nennt, den Grundgedanken des ganzen Dialogs zu erkennen und in dem, was sich bei Vergleichung aller Theile als der dem Plato vorschwebende Zweck herausstelle, auch den alleinigen Zweck des Gespräches zu erblicken. »Dieser ist aber zu zeigen, dass der Tod für den Philosophen kein furchtbares, sondern das wünschenswertheste Ereigniss ist, dass der Tod dem Philosophen nicht des Lebens Vernichtung, sondern des Lebens höchste Vollendung ist. Diess wird bewiesen, indem gezeigt wird, dass das ganze Leben des Philosophen ein Sterbenwollen ist, da er nur im Tod, im Leben nur insofern es dem Tod nahe kommt, die Erfüllung seines Strebens erwarten kann, indem weiter gezeigt wird, worauf es am meisten ankam, dass diese Erwartung eine berechtigte, an philosophischer Betrachtung sich bewährende ist« u. s. w. Auch wird noch weiter bemerkt, wie für den Gedanken, dass der Tod des Lebens höchste Vollendung ist, die Unsterblichkeit bewiesen werden musste und wie diese Beweise mit der Schilderung des sterbenden Socrates und der Todesfreudigkeit desselben passend verbunden werden. Und so lassen sich — damit schliesst der Verf. — alle einzelne Theile des Dialogs und ihr gegenseitiges Verhältniss zu einander aus dem Grundgedanken erklären: Sterben ist für den Weisen Gewinn (S. 262). Indessen, meint der Verf., wäre noch nicht das volle Verständniss des Phädon gewonnen, wenn man den Zweck des Gesprächs in den Erweis der Unsterblichkeit oder der Todesfreudigkeit setze, und darum müsse man weiter fragen, welche Bedeutung der Inhalt dieses Gesprächs im System der platonischen Philosophie habe. Diese Bedeutung findet der Verf. in dem, was schon im Phädrus und im Gastmahl angefangen, im Phädon vollkommen ausgesprochen sei, in dem Gedanken, wie das Einzelne und Besondere im Allgemeinen ein reales Sein gewinnen

kann, als selbstbewusster Geist, also in dem Realwerden des Einzelnen im Allgemeinen als Geist (S. 266). Nur dem Allgemeinen kommt ein wahres Sein zu, das Einzelne als solches hat für das Allgemeine keinen Werth und ist etwas blos vorübergehendes; aber indem das einzelne Sein (die Seele) auf das Andere verzichtet und für sich selbst zu sein sich entschliesst, d. h. indem es selbstbewusster Geist wird, erhebt es sich zum Allgemeinen Sein, erhält reale Existenz und gehört somit selbst der realen Welt der Ideen an. Eine solche »Vergeistigung und Verselbstständigung der Seele konnte nicht besser, nicht lebendiger dargestellt werden als durch die Schilderung des dem Tod mit erhöhtem Lebensgefühl entgegengehenden Philosophen« (S. 267).

Wir sind absichtlich etwas länger bei diesem Abschnitt verweilt, in Betracht seiner Wichtigkeit für die Beurtheilung des Phädon; wir haben die Ansicht des Verfassers meist wörtlich mit dessen eigenen Worten hier mitgetheilt, um jedes Missverständniss zu beseitigen, namentlich auch seine Polemik gegen Schmidt, der, wie wir es ansehen, nicht den Vorwurf eines dualistischen Zweckes, mit Hintansetzung der erforderlichen Einheit des Zweckes verdient, indem der künstlerische Zweck, wie ihn Schmidt bezeichnet, doch nur als ein Nebenzweck erscheint, der mit dem Hauptzweck in Verbindung stehend zugleich mit demselben erreicht werden soll, nicht aber als Hauptzweck und als Grundgedanken gelten kann, welcher doch immer kaum in Etwas Anderem, als in der Begründung der Unsterblichkeitslehre aus dem Begriff der Seele zu suchen ist, zumal im Gegensatz zu andern darüber aufgestellten und verbreiteten Ansichten, welche ihre Widerlegung finden sollen, so wie in Verbindung mit der aus Allem sich ergebenden Lehre, wornach das wahre Streben des Philosophen, als Zweck dieses irdischen Daseins, in die Erkenntniss der Seele, und damit in das Freisein von Allem Aeusseren und Materiellen, also in das Streben nach dem Tod, der diese Befreiung uns bringt, zu setzen ist.

Abschnitt V, S. 268 ff. betrachtet die künstlerische Form, wobei am Schlusse auch der Gebrauch der Mythen erwähnt wird, in deren Anwendung der Verf. keineswegs eine Lücke in der wissenschaftlichen Erkenntniss finden möchte, sondern in folgender Weise sich ausspricht: »es ist das Wahre für Plato einerseits ein durchaus Unsinnliches, Jenseitiges, so dass es, um erkannt zu werden, eine Entäusserung von aller sinnlichen Vorstellung erfordert, aber andererseits doch vollkommen real und konkret, so dass ihm die Abstraction nicht entspricht. Um nun beides darzustellen, dazu diente die poetische Form des Mythus, in welcher eben so sehr das Uebersinnliche wie das Konkrete der Idee zum Ausdruck kommt.« Also der Verf. S. 281; in wie weit damit die Anwendung des Mythus seine volle Erklärung erhält, möchte man doch bezweifeln. Abschnitt VI, S. 282 ff. welcher über die wahrscheinliche Abfassungszeit des Phädon und dessen Stellung in der Reihe der plato-

nischen Schriften sich verbreitet, führt uns gewissermassen zu dem vierten Abschnitt zurück und steht damit in Verbindung, in so fern aus dem im Phädon nach der Ansicht des Verf. entwickelten Grundgedanken und dessen Verhältniss zu andern Dialogen auch die Zeit der Abfassung erkannt werden soll; diese will nun der Verf. in die späteren Jahre Plato's verlegen, vor die Abfassung der Bücher vom Staat, aber unmittelbar nach Abfassung des Symposium's. »Im Phädrus und Gastmahl wird angebahnt, was im Phädon vollendet wird; dort geht er aus von der Welt und dem Schönen in ihr, im Phädon kommt er bis dahin, dass er das ewige Leben der Seele erkennt. Wenn er aber, um zu dieser Kenntniss zu gelangen, das Irdische preisgeben musste, so gewinnt er dasselbe wieder in den Büchern vom Staat« (S. 294). Da nun das Gastmahl nicht vor 335 a. Chr. geschrieben sein kann, wegen der in der Stelle p. 193 A enthaltenen Anspielung, so würde also die Abfassung des Phädon jedenfalls nach diesem Jahre fallen, und vor das Jahr 365, und zwar, wie es der Verf. für wahrscheinlich hält (S. 305), nicht lange vor diesem Zeitpunkt. Zwischen dem Tode des Socrates (399 a. Chr.) und der Abfassung des Phädon würde hiernach jedenfalls eine Kluft von etwa dreissig Jahren liegen, was uns, offen gesagt, etwas zu lange erscheint, da eben die Verbindung, in welche der Tod des Socrates, als äussere dramatische Einkleidung, mit der philosophischen Erörterung gebracht ist, auf eine Zeit hinführt, in welcher die Erinnerung an den hingeschiedenen Lehrer noch so frisch und lebendig war, um eine solche Verbindung herbeizuführen; immerhin aber würde die Abfassung nach der Rückkehr Plato's von den Reisen fallen, in welchen Plato mit den Pythagoreern in nähere Beziehung getreten, welche auf die Ausbildung seines System's und namentlich auf den Inhalt des Phädon einen wesentlichen Einfluss gehabt hat.

Abschnitt VII, S. 306 ff. lässt sich über die Gültigkeit der platonischen Beweise für die Unsterblichkeit, wie sie in dem Phädon gegeben sind, näher aus, und steht damit gewissermassen in Verbindung der nächstfolgende Abschnitt VIII, S. 342 ff., welcher über den jetzigen Stand der Frage und die Möglichkeit der Lösung sich verbreitet; da nämlich die von Plato vorgebrachten Beweise nicht für vollständig befriedigend in dem vorhergehenden Abschnitt befunden worden, so knüpft sich daran die natürliche Frage, ob die Nachfolger Plato's eine solche Befriedigung uns zu geben im Stande sind, und hat daher der Verf. auch diese wichtige Frage in den Kreis seiner Erörterung gezogen. In dem Abschnitt VII hat sich Derselbe auf eine Prüfung der einzelnen von Plato für die Unsterblichkeit der Seele im Phädon vorgebrachten Beweise eingelassen und dabei auch die verschiedenen Einwendungen berührt, die von verschiedenen Seiten wider diese Beweise gemacht worden sind, namentlich auch die Behauptung, dass die hier entwickelte Lehre Plato's im Widerspruch stehe mit seinem eigenen System — eine

Behauptung, die als eine irrige nachgewiesen wird — und so gelangt der Verf. zu der Frage, ob denn die Unsterblichkeit der Seele von Plato vollständig bewiesen, die Untersuchung damit abgeschlossen sei, oder eine Lücke bemerkbar, und wie viel überhaupt Plato in dieser Lehre geleistet. Wir wollen die Antwort mit den eigenen Worten des Verfassers S. 339 beifügen: »Der wesentliche Mangel in diesem Theil des platonischen Systems besteht darin, dass das Verhältniss der Seele zum Körper theils zu wenig beachtet, theils falsch aufgefasst ist, und dieser Mangel benimmt auch seinen Beweisen für die Unsterblichkeit die volle Ueberzeugung. Für Plato besteht kein nothwendiger Zusammenhang zwischen Seele und Leib, dieser ist ihm nur etwas Aeusseres, rein Zufälliges, wofür er keinen nothwendigen Grund anzugeben weiss. Er hätte aber eben dieses Verhältniss zu begreifen suchen sollen, um für die Unsterblichkeit der Seele einen vollkommen befriedigenden Beweis zu liefern.« Der Verf. bemerkt weiter, wie aus dieser Lehre von der zu erstrebenden Trennung des Leibes von der Seele leicht irrige Folgerungen gezogen und eine unvernünftige Verachtung des Leibes abgeleitet werden kann, und wie es ungenügend sei, nur die höhere und unabhängige Stellung der Seele zu beweisen, ohne ihren Zusammenhang mit dem Körper und die Nothwendigkeit dieses Zusammenhangs zu erklären. Wenn also, meint der Verf., hier eine Lücke in der platonischen Beweisführung erkennbar ist, so wird auf der andern Seite um so mehr anzuerkennen sein, dass Plato das nachgewiesen hat, was vom höchsten Belang ist, die Freiheit der Seele im Denken und Wollen, und dass die Seele keine Wirkung des Körpers ist, nicht im Leib den Grund ihres Daseins hat. Und dass die Nachfolger des Plato über diese Beweisführung im Ganzen nicht hinausgekommen sind, und dass die Philosophie als solche die Unsterblichkeit nicht neu zu begründen und zu entwickeln vermocht, ist in dem oben bemerkten, sich unmittelbar anschliessenden achten Abschnitt gezeigt. Mit einer Betrachtung »über den religiös-ethischen Charakter der platonischen Philosophie mit besonderer Rücksicht auf den Phädon« schliesst die Schrift in Abschnitt IX. Es ist darin der sittliche wie der religiöse Charakter des Phädon, wodurch er zu einem der herrlichsten Denkmale der gesammten alten Literatur wird, gut hervorgehoben und daraus auch eine Empfehlung der Lectüre desselben hergeleitet. Wir theilen vollkommen diese Ueberzeugung und haben stets den Phädon als eine Schrift betrachtet, die kein wissenschaftlich gebildeter Mann ungelesen lassen sollte, am wenigsten ein Theologe. Allein für eine Lectüre auf Gymnasien können wir darum den Phädon doch nicht als geeignet betrachten. Mag man wohl die Schlussscene von dem Hinscheiden des Socrates in ihrer dramatischen Fassung mit den Schülern der obersten Classe lesen, für welche sprachlicher Seits keine besondere Schwierigkeiten hervortreten: aber der Dialog selbst, d. h. die philosophische, voraus-

gehende Untersuchung und Beweisführung erfordert doch weit mehr Reife, um in ihrem vollen Sinne verstanden zu werden, eben so eine Kenntniss der früheren philosophischen Anschauungen, wie sie bei einem Schüler des Gymnasiums nicht erwartet und auch nicht vorausgesetzt werden kann: es wird demselben hier Manches unverständlich bleiben, da er nicht diejenigen Vorkenntnisse und diejenige philosophische Vorbildung besitzt, um in das volle Verständniss einzudringen, wie es doch nothwendig ist, wenn das, was diese Schrift bieten will, wahrhaft erkannt und erfasst werden soll.

Bloemlezing uit middelnederlandsche dichters, bijeenverzameld door Dr. E. Verwijs, Archivaris-Bibliothecaris der Provincie Friesland. Met Woordenlijst en Spraakkunst. Zutfen (1858—1867). D. I 182, II 216, III 196, IV 242 SS. fl. 6.

Der Verfasser, der unter den jüngeren Kräften, die sich an De Vries angeschlossen haben, eine der bedeutendsten ist und sich bereits durch verschiedene kritische Ausgaben, darunter die in Gemeinschaft mit De Vries besorgte des Spieghel historiael von Jacob van Maerlant bekannt gemacht hat, gibt im vorliegenden Werke eine Reihe von ziemlich umfangreichen Proben aus den bedeutendsten Schriftwerken der mittelniederländischen Literatur. Auch diese Arbeit des Herrn Verwijs verdient alle Achtung, namentlich wenn man sie vergleicht mit denen seiner Vorgänger, z. B. mit dem Handboek van den vroegsten bloei der Nederlandsche letterkunde von Lulofs, Groningen 1845. Freilich ist seitdem in den Niederlanden die alte Literaturgeschichte mit besonderem Eifer und Erfolg betrieben worden, so dass ein Werk dieser Art, das vor 20 Jahren erschienen ist, als unbedingt veraltet gelten muss; aber es muss doch hervorgehoben werden, dass das vorliegende Buch gerade einer höheren Auffassung von den Aufgaben einer solchen Chrestomathie nachstrebt und nahe kommt. In den drei ersten Theilen werden die ausgewählten Stücke in einem kritisch gereinigten Texte mit kurzer literarhistorischer Einleitung gegeben, und im vierten ein Wörterbuch und eine mnl. Laut- und Formenlehre beigefügt. Es lässt sich also die Einrichtung im allgemeinen mit dem freilich weniger umfangreichen mhd. Lesebuch von Weinhold vergleichen.

Beginnen wir bei Besprechung der Einzelheiten mit einer Ausstellung, die sich gegen die äusserliche Erscheinung der Proben richtet. Die Niederländer behalten in ihren Ausgaben mehr, als wir es bei den unsrigen thun, die Orthographie der Handschriften bei. Sie haben dafür ihre guten Gründe, namentlich bei Handschriften eines gewissen Alters oder bei solchen, die allein die Ueberlieferung vertreten. Allein bei einer Anthologie, die doch

niemals die Ausgaben selbst zu ersetzen beanspruchen kann, hätte von diesem Prinzip wol abgegangen werden können; es hätte in den Texten die Orthographie, wie sie die wissenschaftliche Grammatik verlangt, durchgeführt werden sollen. Jetzt findet man in der Bloemlezing von Verwijs Formen wie jamberlike kaitive huze heeren, und andere Schreibungen, welche zum Theil wenigstens gewiss nur dem späteren Abschreiber, nicht aber dem Dichter zukommen. Es müsste eine einheitliche Orthographie namentlich auch den Angehörigen höherer Schulen, für die das Buch doch wol in erster Linie bestimmt ist, die Auffassung wesentlich erleichern.

Die Texte sind nach den besten Ausgaben wiederholt: wo die Ausgaben nicht befriedigten, ist auf die Handschriften selbst zurückgegangen worden, wie wir dies beim Fergnut durch die Güte eines Freundes zu beurtheilen in den Stand gesetzt sind. Einige Stücke sind mitgetheilt, welche bis jetzt wenigstens noch nicht herausgegeben sind, deren kritische Bearbeitung nach den Handschriften Hr. Verwijs also selbst besorgt hat. So ein Stück der in einer Oxforder Handschrift vorhandenen Teesteye des Jan Boendale genannt de Clerc; ein Stück, welches die demokratischen und antiklerikalen Ideen des Antwerpener Stadtschreibers in höchst anziehendem, kräftigem Ausdrucke erkennen lässt und welches die von einer künftigen Ausgabe des gesammten Werkes gehegten Erwartungen allerdings durchaus rechtfertigt. Ebenfalls bis jetzt noch nicht herausgegeben ist der Mellibeus, eine Sittenlehre, die sich freilich mit der Teesteye nicht messen zu können scheint.

Weniger befriedigt die lyrische Abtheilung (III, S. 115 fg.). Die Minnelieder Herzog Jans I. von Brabant sind nach der mnl. Herstellung von Willems mitgetheilt. Diese Herstellung aus mhd. Formen ist unstreitig eine sehr schwierige Aufgabe und überzeugend ist sie bis jetzt noch nicht gelöst. Aber ganz unglaublich wird wol allen deutschen Lesern die Art erscheinen, in welcher Hr. Verwijs selbst die mnl. Lyrik um ein Lied zu bereichern gewusst hat. S. 124 heisst es unter dem einfachen Titel Zoet gedenken:

Onder der linden
Uptie weide,
Waer (müsste doch wol heissen Daer) ons tweër bedde was,
Daer moochdi vinden,
Scone beide
Ghebroken bloemen ende gras,
Vore dat wout altemael,
Tandaradei!
Scone sanc die nachtegael.
Ic quam ghegaen enz.

Im Ernste kann Herr Verwijs doch nicht angenommen haben, dass Walther von der Vogelweide mittelniederländisch gedichtet

hat. Soll es aber ein Scherz sein, so frägt es sich doch sehr, wie viel verständige Leser daran Gefallen finden. Für Unkundige ist es doch wol nicht ganz unverfänglich, dass Walthers Lied ohne weiteres unter niederländischen Volksliedern erscheint, ohne dass irgendwie, in der Ueberschrift, oder in einer Anmerkung oder im Register die leiseste Andeutung der Wahrheit zu finden ist. Wo bleibt da die Philologie? wo bleibt die Wissenschaft?

Um mit Erfreulicherem zu schliessen, so ist auch dem letzten Theile, dem Wörterbuch und der Grammatik, Kürze und dabei Inhaltsfülle nachzurühmen. Von der Grammatik sagt der Herausgeber: er müsse geltend machen, dass la recherche de la paternité interdite sei. Auch wir halten darum unsere nicht grundlose Vermuthung zurück. Es genüge zu sagen, dass die Grammatik einen vortrefflichen Abriss der Laut- und Formenlehre bietet. Einzelnes, wie die in einer Anmerkung gegebene Ableitung von diet, gotisch thiuda aus griechisch *θής θητός* wird freilich kaum Beifall finden. Für eine spätere Arbeit dieser Art möge der Wunsch ausgesprochen werden, dass sie das vollständige Material der mnl. Grammatik und zwar mit den Belegstellen liefere.

Ernst Martin.

Dr. Jan ten Brink, Schets eener geschiedenis der nederlandsche letterkunde. (Nederlandsche klassieken, uitgegeven en met aanteekeningen voorsien door Dr. Eelco Verwijs.) Leeuwarden, 1867. I[e] aflevering. SS. 128. fl. 0,85.

Die von Herrn Verwijs veranstaltete Sammlung niederländischer Klassiker, der wahrscheinlich deutsche Unternehmungen dieser Art zum Muster gedient haben, soll hauptsächlich die wichtigsten Werke aus der neueren Blütezeit der holländischen Literatur, aus dem XVII. Jahrhundert in einzelnen Bändchen und mit Erläuterungen weiteren Kreisen zugänglich und verständlich machen. Ausnahmsweise sind auch andere Arbeiten von gleichem populären Interesse aufgenommen worden, darunter die Skizze einer niederländischen Literaturgeschichte von Herrn ten Brink. Die erste Abtheilung dieses Werkes umfasst den grössten Theil der mnl. Literatur, ein Gebiet, das auch deutschen Philologen von besonderem Interesse sein muss, von grösserem jedesfalls als die aus Nachahmung der Alten und der Franzosen hervorgegangene zweite Blüteperiode. Es wird daher auch für deutsche Leser eine Besprechung dieses, wenn brauchbar, recht willkommenen Hilfsmittels nicht unpassend erscheinen.

Gehen wir bei der Besprechung von der Form der Arbeit aus, von der Darstellung, dem Ausdrucke: so ist zunächst daran zu erinnern, dass in den Niederlanden überhaupt unter dem Ein-

fluss französischer Werke ein grösseres Gewicht auf eine blühende, lebhafte Diction gelegt wird als bei uns. Dass gerade Herr ten Brink dieser Darstellungsweise zuneigt, zeigte uns eine feurige Rede über einen Dichter des XVII. Jahrhunderts, die wir auf dem Niederländischen Congress zu Gent im August d. J. zu hören Gelegenheit hatten. Dem entspricht nun auch der Stil dieses Buches, und niemand würde, zumal bei dem populären Zwecke etwas daran auszusetzen haben, wenn nicht das Mass eben zuweilen überschritten wäre. Das scheint aber doch der Fall zu sein, wenn es S. 92 heisst: »Sant Brandan erscheint in seiner Legende theils als Faust, theils als Columbus, theils als Odysseus. Er fängt an als Zweifler und gibt die Wunder der göttlichen Schöpfung auf. Darum der Befehl eines Engels, dass er sich auf Reisen begeben solle um mit eignen Augen das zu sehen, was ihm unglaublich vorkam. Nun schweift er ziellos umher wie der Fürst von Ithaka und sieht die unerhörtesten Wunder und Seeungethüme.« Das genügt denn doch kaum um Brandan mit Faust, Columbus und Odysseus zu vergleichen. Ein zweiter Vorwurf, den man gegen die Darstellungsweise des Verf. erheben könnte, ist das Uebermass des Citirens. Von einem Autor geht er zum andern über und namentlich die Literaturgeschichte von Jonckbloet wird stark in Contribution gesetzt. Etwas anderes ist die Einmischung von Proben aus der alten Poesie; es ist dies freilich die einzige Art demjenigen, der die betreffenden Werke nicht nachlesen will oder kann, eine gewisse Anschauung von ihnen zu geben. Ein drittes endlich ist das Anführen von Werken, die ausserhalb des eigentlichen Kreises der Beschreibung liegen, und hier scheint uns wieder von dem Verfasser etwas zu viel gethan zu sein. Z. B. S. 6 sollen die verschiedenen Arten der lyrischen Gattung aufgeführt werden: »Unter die lyrische Dichtungsart reihen wir unter anderem das Volkslied des Mittelalters und des XVI. Jahrhunderts, insonderheit die Ode in ihren verschiedenen historischen Formen von den Dithyramben Pindars bis zu den Chören von Sophokles, von Racine und Vondel, von Göthes unnachahmlichem Lied bis zu Heines Jugendgesängen, von den Elegien des Tibull und Properz bis zu den Chansons von Béranger.« Wer die hier angeführten Beispiele kennt, der wird schwerlich aus der Einleitung des Verf. über die Dichtungsarten etwas zu lernen haben; und was helfen sie dem, der sie nicht kennt? Zur letzteren Classe von Lesern dürften doch wol sämmtliche Schüler der höheren Bürgerschulen gehören, für die der Verf. in seinem Vorworte das Buch vorzüglich bestimmt.

Gehen wir zur Anordnung des Stoffes über, so ist die Periodeneintheilung des Verfassers die folgende: »I, 1150—1550 Mittelalter: Ritterpoesie — Ascetische Literatur — Didaktische Richtung der bürgerlichen Literatur; 1550—1600 Uebergangszeit; II, 1600—1795 Die Literatur der Republik der Vereinigten Provinzen unter dem Einfluss der Renaissance; 1795—1830 Uebergangszeit; III,

1830 bis heute: Moderne Literatur des konstitutionellen Königreichs der Niederlande unter dem Einfluss der Romantik.« Sprechen wir blos von der ersten Periode, so scheinen deren Grenzen nicht ganz richtig festgestellt zu sein. Abgesehen von Veldekes Servatius (den wir uns erlauben zur deutschen Dichtung zu rechnen) ist auch nicht ein mnl. Dichtwerk als sicher vor 1200 entstanden nachzuweisen: vermuthen kann man es höchstens bei einigen der Karlromane. Und ebenso ist, als das Ende der eigentlich mittelalterlichen Dichtung und als der Beginn der Uebergangsliteratur ein anderes Datum gewiss passender: 1430, um welche Zeit das burgundische Herrscherhaus ganz Niederland erworben hatte und damit die französische Sprache durchaus in den Vordergrund gedrängt wurde, während zu gleicher Zeit die Poesie der Rhetorykers, ebenfalls unter französischem Einflusse stehend, die übrige dichterische Production so gut wie ganz erstickte. Auch innerhalb dieser Zeit scheint uns eine Periodeneinrichtung nicht unmöglich. Ist doch seit Maerlands Reimbibel 1271 bis zu Jan Boendales Tod 1365 die bürgerlich-didaktische Richtung die unbedingt siegreiche, der die Menestreeldichtung nach französischen Romanen vorausgeht, die allegorische Poesie der Sprekers folgt. Wir denken diese Eintheilung an einem anderen Orte auszuführen. — Wirft man dagegen alle der ersten Periode angehörigen Werke derselben Gattung und desselben Stoffes zusammen, wie Herr ten Brink thut, so erscheinen Werke ganz verschiedenen Charakters, z. B. Brandaen und S. Amand nebeneinander. Aber auch abgesehen vom Princip kann man mit der Ausführung des Verf., mit seiner Einordnung der einzelnen Gedichte unter die Sagenkreise nicht durchaus einverstanden sein. Floris ende Blancefloer erscheint unter den Karlromanen; aber die Anknüpfung an diese ist doch eine ganz äusserliche — Baerte metten breden voeten soll die Tochter des Floris gewesen sein —; die eigentliche Sage ist vielmehr byzantinisch. Ein ähnliches Verhältniss ist bei der Sage von Parthenopeus und Meliur vorhanden, welche man in der Literaturgeschichte des Herrn ten Brink vergebens sucht.

Frägt man weiter nach der Richtigkeit des Mitgetheilten, so ist im Allgemeinen die Sorgfalt des Verfassers anzuerkennen. Dass W. Grimms Rolandslied 1858 erschienen sein soll (S. 31) ist wol nur ein Druckfehler für 1838. Mehr verdient Rüge, dass der Verf. öfters Vermuthungen anderer als Gewissheit gegeben hat, selbst wenn sie seitdem ihre Widerlegung gefunden haben und von den Urhebern selbst zurückgezogen worden sind. So wird S. 75 behauptet und S. 74 und 116 wiederholt, dass Jacob von Maerlant seine Alexanders Geesten 1246 geschrieben habe. Jonckbloet hatte dies allerdings in seiner Literaturgeschichte behauptet und den Widerspruch, der darin liegt, dass Pabst Innocenz IV. als gestorben (1254) erwähnt wird, hinwegzuräumen gesucht; allein bei den Verhandlungen des Niederländischen Congresses zu Brügge sagte

er selbst: »Die Vergleichung des Maerlant'schen Werkes mit seiner lateinischen Quelle, der Alexandreis Gauthiers von Châtillon lehrt deutlich, dass ich mich irrte, als ich das Jahr 1246 als Zeitpunkt für die Abfassung der Uebersetzung annahm, die sicher erst 10 Jahre später fällt.« Dies Datum ist aber von grosser Wichtigkeit, nicht nur, weil es eins der ersten in der mnl. Literaturgeschichte ist, sondern weil im Alexander auch verschiedene andere mnl. Dichtungen und Sagen angeführt werden, die natürlich noch früher entstanden sein müssen. Eher darf man einem Niederländer verzeihen, dass er das mhd. Rolandslied des Pfaffen Konrad noch nach W. Grimms Vermuthung 1173—1177 entstanden sein lässt, während jetzt bei den deutschen Fachgenossen die Ueberzeugung so ziemlich allgemein sein dürfte, dass es 1131 oder 1132 gedichtet ist. S. Oskar Schade, veterum monumentorum Theotiscorum decas, Hallenser Habilitationsschrift. Weimar 1860.

Am meisten aber tritt das zuversichtliche Behaupten der von Anderen als Vermuthung aufgestellten Ansichten störend hervor in dem Abschnitt X vom Thierepos. Schon der Name Thierepos ist ein unzweifelhaft misbräuchlicher. J. Grimm, desselben Ansicht man mit diesem Namen wiederzugeben glaubt, scheint ihn fast absichtlich vermieden zu haben. Er spricht von einer Thiersage, die er aus der ältesten Zeit nicht nur des deutschen, sondern des indogermanischen Urvolkes stammen lässt. Er meint damit z. B. die Erzählung von dem Fuchse, der in eine Färberkufe gefallen und so unkenntlich geworden den Wolf oder andere Thiere täuscht, oder die, wie der Fuchs den Wolf zum Fischfang auf das Eis führt. Dergleichen Erzählungen finden sich allerdings heutzutage bei vielen Völkern und sie können schon eine geraume Zeit als Märchen von Mund zu Mund gegangen sein. Aber das ist doch nicht genügend um von einem Epos zu sprechen. Zum Epos gehört nothwendig die dichterische Form und zwar die Liederform. — Gehn wir nun auf die einzelnen Bemerkungen des Herrn ten Brink ein. »Schon im IV. V. VI. Jahrhundert entstand inmitten der germanischen Wälder bei den umherschweifenden Stämmen ein lebendiges Interesse für alles, was die Thierwelt anging.« Woher hat der Verfasser dies Datum? Und weiss er nicht, dass schon zu Tacitus' Zeit die Deutschen keine Nomaden mehr waren? — Ebenso zuversichtlich und dabei halb unrichtig ist Grimms Ansicht wiedergegeben in der Anmerkung auf S. 77: »Grimm hat bereits bewiesen, dass Reinhart eine Zusammenziehung war von Reginhart oder von dem gotischen Raginohart mit der Bedeutung Rathgeber, welche Bedeutung in den späteren französischen Bearbeitungen nicht verloren gegangen ist.« Grimm selbst ist sehr ungewiss, ob in den Worten des Renart: si ai maint bon conseil doné, par mon droit non ai non Renart, wirklich eine Erinnerung an die von ihm aufgestellte Bedeutung des Namens Reinhart liege. Dabei begeht er auch nicht den grammatischen Fehler von einem gotischen Ragino-

hart zu sprechen (denn zur Zeit des Ulfilas würde der Name Raginahardus gelautet haben, im westgotischen des IX. Jahrhunderts lautete er Rainhart, s. Haupts Zeitschrift für deutsche Alterthumswissenschaft I, 390); sondern er spricht nur von einer ältern d. h. noch immer althochdeutschen Form Raginohart. Endlich ist Grimms Uebersetzung des Namens Reginhart als Rathgeber unzweifelhaft falsch.

Wie der Verf. nun für den Ursprung der Thiersage die Ansicht J. Grimms als gewiss hinstellt, so gibt er auch bei der Darstellung der unmittelbaren Quelle des Reinaert, des französischen Roman du Rénart die Versuche Jonckbloets diesen spröden Stoff zu bewältigen mit der grössten Zuversicht wieder. S. 78. 79. Anm. 1. Und doch scheinen diese Versuche nicht das richtige getroffen zu haben und sie mussten verunglücken, so lange sie sich nur auf die Ausgabe Méons stützen konnten.

Wir müssen hoffen, dass die folgenden Bändchen über die neuere Blüteperiode der niederländischen Literatur, ein Gebiet, auf dem der Verf. schon selbständige Arbeiten veröffentlicht hat, mehr ihrem Zwecke entsprechen als das erste.

Ernst Martin.

Die Urform der Voss'ischen Uebersetzung vom Lob Italiens. Vergilii Georgica, II. 136—176.

Vor vielen Jahren fand ich in einem Leipziger Antiquariat zwei alte Quartblätter, welche die metrische Uebersetzung eines Bruchstückes aus dem zweiten Gesange der Georgiken Vergil's enthalten. Die Voss'ische Uebersetzung kannte ich damals noch nicht, und jene Blätter kamen bald in Vergessenheit. Erst später stellte sich mir durch Vergleichung der letzteren mit der ersten Ausgabe (1789) die Vermuthung heraus, dass jene aus einer, vor dem Druck angefertigten Handschrift der Uebersetzung Voss' stammen müssten, ja, die spätere Einsicht in Voss'ische Originalmanuscripte gab mir sogar die erfreuliche Gewissheit, dass die Blätter von Voss' eigener Hand geschrieben sind. Es sind die kräftigen, aber schon zur plastischen Schönheit seiner spätern Schriftzüge neigenden Charaktere; die ganze äussere Form der Scriptur aber zeugt von jener ehrenhaften Solidität, von jenem reinen Formensinn, welche die Grundzüge vom Charakter Voss' selbst bilden. Da der erste Gesang seiner Georgika (unter dem Titel: »Virgil's Landleben«) 1783 im »deutschen Museum«, der ganze »Landbau« aber zuerst 1789 erschien, so müssen jene Blätter aus den dazwischen liegenden Jahren stammen, was auch aus der auffallenden Gleichheit der Schrift mit Manuscripten aus dieser Periode erhellt.

Wenn ich nun dieses Bruchstück, das glücklicher Weise das grandiose »laus Italiae« ganz enthält, hier mittheile, so will ich die Berechtigung dazu nicht einmal herleiten weder aus Lessing's treffendem Worte (in den »Literaturbriefen« in der Anzeige des »Messias«) über Veränderungen und Verbesserungen, welche die Dichter in ihren Werken machen, und den Werth des Studiums derselben, noch aus Vischer's (Aesthetik, III. 20.) Werthbestimmung der Skizzen finden, »der in die Geheimnisse des Werdens des Kunstwerks eindringen will.« In dieser Zeit der oberflächlichsten und gewissenlosesten Schnellproduction, wo Platens Mahnung: »Früh von der Stirn mühevoll rinne der männliche Schweiss« — nicht oft genug wiederholt werden kann, dürfte schon das ethische Beispiel Voss' nicht ohne segensreiche Wirkung bleiben, der sich selbst nie genug that und Tag und Nacht seine Werke läuternd in der Seele wälzte.

Was für ein sprachliches und ästhetisches Werthverhältniss zwischen den Formen des ersten Gesanges in den Drucken von 1783 und 1789 besteht, weiss ich nicht, da mir erstere bisher unbekannt geblieben ist; aber das ästhetische (das philologische muss ich Fachmännern überlassen) zwischen den nachfolgenden Versen und ihrer Gestalt im Druck von 1789 bezüglich innerer und äusserer Formschönheiten ist ein so gewaltig verschiedenes, dass wir aus ihm nur mit Rührung den neuen Beweis von Voss' »ernster und ausdauernder Arbeit und seines unermüdlichen Fleisses« (Prutz, Gött. Dichterb.) entgegen nehmen können.

Ich gebe nun folgend nicht nur das »Lob Italiens«, sondern selbstredend das ganze erhaltene Manuscript, und zwar mit diplomatischer Genauigkeit.

Manuscript.

— — — — —

»Oder was Indien sonst in der Erde fernesten Winkeln
Nah dem Meere für Wälder trägt? wo den Wipfel der Bäume
Kein Pfeil von der straffesten Sehne verschossen erreichet:
125 So geschickt auch diess Volk den Bogen zu führen verstehet.
Media erzeuget den Apfel (die Citrone) von lange dauernder Herbe,
Dessen heilsamer Saft, die schleunigste Hilfe gewähret,
Wenn Stiefmütter voll Tücke, den anvertraueten Kindern,
Ihr Getränk vergiften, mit Kräutern und schädlichen Sprüchen,
130 Kühlend befreyet er bald die Glieder vom schleichenden Tode.
Hoch ist der Baum, und gleicht an Gestalt und an Farbe dem Lorber.

Jedermann hielt ihn dafür, wofern er nicht andere Düfte
Weit umher verströmte. Kein Sturm entreisst ihm die Blätter,
Noch die festen Blühten: des Mundes widrigen Odem
135 Bessert der Meder durch ihn, und heilet die keuchenden Greise.«

(Lob Italiens.)

»Aber weder India, reichgesegnet an Wäldern,
Noch der stolze Ganges, noch Hermus von Golde getrübet,
Ringt um den Preis mit Italien: weder der Indus, noch Baktra,
Noch das fette Panchäa, mit weihrauchtragendem Sande.
140 Hier hat niemals ein Stier, von feuerschnaubendem Rachen,
Zähne schrecklicher Hydern, dem Boden untergepflüget:
Niemals starrte die Saat, von Speeren bepanzerter Krieger.
Aber schwangere Halmen, und Libers Massische Traube,
Füllen die selige Flur, und Oliven und fröliche Heerden.
145 Hier zeucht muthig zum Kampfe, mit stolzer Mähne das Streitross;
Weisse Heerden, gebadet im heiligen Strome Klitumnens,
Und den mächtigen Stier, (der Sieger erhabenstes Opfer)
Führet der Römer hier oft, im Triumph zu den Tempeln der Götter.
Hier herrscht ewiger Lenz, mit dem Sommer in lieblichem Wechsel:
150 Zweymahl gebieret das Vieh, und zweymal blühet der Fruchtbaum.
Fern ist der Löwen schreckliche Brut, und der reissenden Tiger.
Auch betrüget den Kräuterleser, kein tödtliches Wolfskraut:
Keine schuppichte Schlange, zieht in entsetzlichen Krümmen,
Ueber das Feld, und keine lauscht in geringelten Kreisen.
155 Denke dir noch die Werke der Kunst: so viel prangende Städte:
So viel Festen, auf unersteigliche Felsen gethürmet:
So viel Ströme die sich um Mauren des Alterthums winden.
Wie besing ich den Adrischen, wie den Thuscischen Pontus.
Wie, den Larischen See, und deine Tiefen Benakus,
160 Der du dein brausendes Wasser, gleich Meereswogen emporschwellst.
Wie besing ich den Port, und den schützenden Damm des Lukrinsees,
Oder den Donner der zürnenden Fluth, wo die Julische Welle,
Die Gewässer des Meers, in rasendem Kampfe zurückdrängt,
Und Tyrrheniens Wagen, in den Avernischen Schlund wirft.
165 Ja, diess nämliche Land hegt Kupfer und Adern von Silber
In den Busen der Berge, und wälzt Gold in den Strömen.

Dieses, erzeugte die kriegerischen Marser, die harten Ligurer,
Und Sabiniens Volk, und die lanzenführenden Volsker:
Dieses, die Decier, Manier und die erhabnen Kamillen,
170 Der Scipionen Heldengeschlecht, und dich mächtiger Caesar!
Der du jetzt an Asiens fernesten Ufern ein Sieger
Schon den entwaffneten Inder, durch Römische Festen zurückschreckst.
Heil dir! grosse Mutter der Früchte, Saturnische Tellus
Mutter der Helden! dich lehr' ich die nähmlichen Künste der Vorwelt,
175 Dir eröfn' ich voll Muth, der Dichtkunst heiligen Quell und
Sing in Romulischen Städten, das Lied des Barden von Askra.
»Izo betrachte mein Blick, der Felder Farb' und Naturart,
Und der Erde Gehalt, und ihre verschiedenen Kräfte.
Karge Hügel, ein Feld das den Pflüger zu lohnen sich weigert,
180 Kies und magerer Thon, mit Haidekrautstauden bewachsen,
Lieber der Haine Minervens langelebenden Oelbaum.
Solches bezeugt der Oleaster (Oleaster, wilder Oelbaum), der häufig in solcher
Erde spriesst, und den Boden mit wilden Beeren bestreuet.
Aber ergiebiges Land, von milder Nässe geschwängert,
185 Das von Fruchtbarkeit strotzt, und dicht in Kräuter gehüllt ist,
(Wie wir oft in den Thälern zwischen Gebirgen erblicken
Wo der waldichte Fels geschlängelte Bäche herabgiesst
Reich an düngendem Schlamm) ein Berg der vom Mittag beleuchtet
Wildes Farrenkraut nährt, zu des krummen Pfluges Verderben,
190 Diese verheissen dereinst uns starke, vom Safte Lyäens
Ueberfliessende Reben, diese verheissen uns Trauben,
Diese den Opferwein, den wir aus goldener Schale vergiessen,
Wenn der Rauch der Geweide, von heiligen Schüsseln emporsteigt,
Und der frohe Tyrrhener, die Flöte von Helfenbein spielt.
195 Hast du beschlossen für Kälber und Rinderheerden zu sorgen,
Oder Schaafe zu ziehn, und staudenverheerende Ziegen;
So benutze des fernen Tarents gesegnete Forsten,
Oder ein Feld, wie Mantua jüngst an die Sieger verlohren,
Das den glänzenden Schwan, in Mincius grasichter Flur nährt.
200 Nie vermisset die Heerde hier Gras, nie lautere Quellen;
Und was weidende Rinder, in langen Tagen entrupfen,
Das ersetzet der Thau, in der letzenden Kühle der Nächte.
Fettes und schwärzliches Land, dass unter dem Pfluge sich lockert
(Denn die Lockerkeit ist des Pflügers nachahmender Endzweck)

205 Ist dem Getreidebau hold: von keiner anderen Ebne,
Zieht der träge Stier, uns mehrere Wagen zur Tenne.
Auch der Boden ist günstig, von dem der zürnende Pflüger,
Wälder vertilgt, die Jahrelang müssigen Haine hinwegführt
»Und der Vögel veraltete Sitze, tief aus der Wurzel
210 Reisset: schnell entflieht das verscheuchte Geflügel gen Himmel,
Und die verwilderte Flur lacht unter dem Schnitte des Kolters.*)
Aber kaum Rosmarin, für Bienen kaum milderen Zeilan,
Träget der magere Kies, auf hügelvollem Gefilde,
— — — —

Es ist nicht nöthig, an einzelnen Beispielen die ungemein fortgeschrittene Vollendung der Uebersetzung von 1789 nachzuweisen, in der äussern Form durch die Tilgung der zahlreichen weichlichen weiblichen Cäsuren, Cäsurmangels, matter Trochäen, falschen Arsen und Scansionen, auch untergelaufener Hiaten, durch die flüssiger gewordene Sprache und melodischern Rhythmus; in der inneren Form durch das plastischer herausgearbeitete Bild. Indess kann nicht geläugnet werden, dass schon hier, wie später in zahlreichen Werken von Voss, allerdings in der Umarbeitung doch auch einzelne Schönheiten der ersten Gestalt matteren Formen haben Platz machen müssen, wie beispielshalber Vs. 144. Mscr. »Füllen die selige Flur, und Oliven und fröliche Heerden« — Ausg. 1789: »Füllten das Land, Oelgärten sind rings, und fröhliche Rinder«; Vs. 151. Mscr. »Fern ist der Löwen schreckliche Brut etc.« — Ausg. 1789: »und grausamer Löwen Zeugungen etc.«

*) „Kolter", Pflugschaar, engl. coulter (colter); franz. coutre; ital. coltro; lat. culter. S. Eduard Müller, et. Wörterb. der engl. Sprache I. S. 242., u. Frisch, teutsch-lat. Wörterb. I, 533. II, b. 26. unter „culter."

Halberstadt. **Dr. Franz Weber.**

Nr. 51. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Franciscus Bopp, Glossarium comparativum linguae sanscritae, in quo omnes sanscritae radices et vocabula usitatissima explicantur et cum vocabulis graecis, latinis, germanicis, lituanicis, slavicis, celticis comparantur. Editio tertia, in qua vocabula sanscrita accentu notata sunt latinisque literis transcripta. Berolini, prostat in liberaria Dummleriana. MDCCCLXVII.

Es war in den Heidelberger Jahrbüchern, dass der Name Franz Bopp vor mehr als fünfzig Jahren der gelehrten Welt zum ersten Mal genannt worden. Diese Blätter standen damals in hohem Ansehen; ihre Mitarbeiter waren die besten Männer der Zeit. So fand sich August Wilhelm von Schlegel veranlasst, über eine Eröffnungsrede, welche A. L. Chézy in Paris beim Beginne seiner Vorlesungen über Sanskritsprache und Literatur gehalten, darin einen Bericht zu erstatten. Die Rede war schon darum bedeutungsvoll, weil sie den ersten Lehrstuhl einzuweihen bestimmt war, welcher überhaupt in Europa für Sanskrit hergerichtet worden. Wie natürlich kam der Berichterstatter am Schlusse seiner Anzeige und Recension auch darauf zu sprechen, was zur Zeit wohl in Deutschland für jene Studien zu thun sei. Es sei noch zu früh, meinte er, auch dort bereits Lehrstellen für die indische Sprache stiften zu wollen. Bis man einen reicheren gedruckten Vorrath habe, könne dies nur da gedeihlich werden, wo eine Sammlung von Handschriften sei, daran es bei uns, die wir keinen Nachlass von Missionaren haben, gänzlich fehle. Das Nützlichste würde vor der Hand sein, junge Männer von Geist und besonders von beharrlichem Eifer zu diesem Behuf reisen zu lassen. Zuerst nach Paris, dann nach London, und wen sein Muth und seine Mittel so weit trügen, der »wallfahrte zu den geheiligten Fluten des Ganges und frage die Weisen von Benares.« Er freue sich hier erwähnen zu können, dass dies wirklich durch die Freigebigkeit einer deutschen Regierung bereits geschehe. »Herr Bopp aus Aschaffenburg, ein ebenso fleissiger als bescheidener Forscher hält sich seit mehreren Jahren mit königlich baierischer Unterstützung in Paris auf und hat neben seiner Kenntniss anderer morgenländischer Sprachen sehr beträchtliche Fortschritte im Sanskrit gemacht.« — So Schlegel im im Jahre 1815. Er hatte in eben demselben Jahre in Paris Sanskrit zu lernen begonnen, hatte dort die Bekanntschaft des jungen Bopp gemacht, und — wie er an anderer Stelle später erzählt — häufig mit ihm zusammen gearbeitet.

Ein zwanzigjähriger Jüngling war Franz Bopp im Jahre 1812 nach Paris gekommen, damals, in den ersten Zehenden unseres Jahrhunderts, dem Mittelpunkt der orientalischen und besonders auch der altindischen Studien. Dort bot eine an Handschriften reiche Bibliothek die Gelegenheit unmittelbar aus den Quellen zu schöpfen, und Männer von Ruf und Gelehrsamkeit waren dort, befähigt und gern bereit, den Strebsamen zu unterstützen. Da waren Sylvestre de Sacy, Abel-Rémusat, Etienne Quatremère, da war Langlès, der gelehrte und um seine Liebenswürdigkeit nicht minder gerühmte Conservator der Bibliothek, da war endlich — um andere zu geschweigen, — Alexander Hamilton, ein englischer Marine-Offizier und Mitglied der asiatischen Gesellschaft zu Calcutta, ein grosser Kenner sowohl vieler asiatischer Idiome als namentlich auch des Sanskrit. Nach dem Bruche des Friedens von Amiens als Gefangener in Paris zurückgehalten, hatte er seine unfreiwillige Musse der Durchsicht und Anordnung altindischer Manuscripte gewidmet, welche schon im siebzehnten Jahrhundert durch Missionare in die dortige königliche Bibliothek gebracht waren aber freilich gleich den ägyptischen Papyrusrollen da lagen, da Niemand sie zu lesen, geschweige denn zu erklären verstand. Um diesen Alexander Hamilton nun sammelte sich die gelehrte Welt von Paris und alle diejenigen namentlich, welche Sanskrit lernen wollten. Wie der vorhin genannte Chézy, so hatte dort und bei ihm auch Friedrich Schlegel gelernt, der erste Deutsche, welcher mit wissenschaftlichem Sinn altindische Sprachstudien getrieben.

Das bekannte Werk dieses jüngeren Schlegel »über die Sprache und Weisheit der Indier«, welches 1808 in Heidelberg erschienen, war epochemachend gewesen. Nicht weniger freilich durch seine offenbaren Mängel und Lücken als durch seinen Inhalt hatte es die Neugierde überall gestachelt und angeregt. Und der Verfasser selbst hatte darin die Hoffnung ausgesprochen, dass sich »wie einst bei der Wiederauflebung der Wissenschaften, so auch jetzt Deutsche finden möchten, das begonnene Werk fest zu begründen und weiter zu führen.« Dies Alles reizte nun aber dahin zu gehen, wo sich jener seine Kenntniss um die merkwürdige Sprache geholt, reizte namentlich den jungen und strebsamen Franz Bopp, welcher sich bereits als Knabe unter Windischmanns Leitung mit ausnehmendem Fleiss und Eifer auf das Studium der Orientalia und des orientalischen Alterthums geworfen. Er hatte, wie Windischmann erzählt, seinen »Scharfblick« und seine »vorwaltende Neigung zu ernster Wissenschaft« vor allem der Sprachforschung gewidmet, sogleich von Anbeginn mit der Absicht, auf diesem Wege in das Geheimniss des menschlichen Geistes einzudringen und demselben etwas von seiner Natur und von seinem Gesetze abzugewinnen. So habe er denn die Sprachen des klassischen Alterthums sowohl als die gebildetsten des neueren Europa gelernt und dieselben seinem tief erforschenden Sinne gleichsam als Organe anzueignen gesucht. Dies

Alles — fügt der entzückte Lehrer hinzu — sei in der Stille geschehen, und eben in ihr habe er auch das Verlangen gehegt, den Sinn für die innere Natur der Sprache durch Bekanntschaft mit den ältesten Sprachen der Welt zu üben und zu schärfen. — Genug, der Schüler Windischmanns wollte wo möglich der erste sein, welcher jener Hoffnung Schlegels entspräche. Wo möglich, — denn allerdings stellten sich seinem Vorhaben Schwierigkeiten entgegen, der zwischen Deutschen und Franzosen noch immer wüthende Krieg, dessen erste Schrecken bereits an seine Wiege in Mainz getreten, und dann das Unvermögen seiner sonst braven Eltern. — Ueber das eine half ihm sein entschlossener Muth hinweg, wie Friedrich Schlegel in seinem Buche gerathen, über das andere, — ebenfalls nach Friedrich Schlegels Voraussicht, — die Freigebigkeit des Königs von Baiern, welcher ihm für seinen Zweck ein kleines Stipendium gewährte. So konnte Franz Bopp nach Paris gelangen.

Ueber die Art seines Lebens und Arbeitens dort, wollen wir uns hier nicht verbreiten. Wir denken an anderer Stelle bald zu erzählen, wie er die Schwierigkeiten in beider Hinsicht durch eine seltene Ausdauer, durch mässige Enthaltsamkeit und unermüdlichen Fleiss überwunden, wie er mit nüchternem Ernst auf einem noch gänzlich unangebauten Felde der Forschung immer weiter vor- und immer tiefer eindrang. Auch über die Erstlingsschrift Franz Bopp's, welche 1816 bald nach jener Ankündigung durch Wilhelm Schlegel erschien, wollen wir hier kurz hinweggehen. Es war die erste Frucht seiner Arbeiten, durch welche sich ihr Verfasser selbst der gelehrten Welt auf das Vortheilhafteste empfahl. Die Vorerinnerungen dazu hat bekanntlich Karl Joseph Windischmann geschrieben, welcher die Idee seines vormaligen Schülers, »das Sprachstudium als ein historisches und philosophisches zu behandeln«, mit dessen eigenen Worten darin ausgesprochen. Es ist ferner bekannt genug, wie diese Schrift »über das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache« der erste glückliche Versuch zur Ausführung jener Idee war, den »Grundbau der Sprachen« in durchgängiger Beziehung offen und klar darzulegen, der Anfang einer neuen wissenschaftlichen Methode, der vergleichenden Sprachforschung. — Schon Friedrich Schlegel hatte in seinem Werke den entscheidenden Punkt, der Alles aufhellen werde, in »die innere Struktur der Sprache und die vergleichende Grammatik« gesetzt und von dieser ganz neue Aufschlüsse über die »Genealogie der Sprachen« auf ähnliche Art erwartet, »wie die vergleichende Anatomie über die höhere Naturgeschichte Licht verbreitet.« — Aber was er dazu von »der inneren Entfaltung des eigentlich wunderbaren und geheimnissvollen Theils der Sprache« vorgebracht, hatte die Sache viel mehr verdunkelt als aufgehellt. Seine Erklärungen waren nach Art der Creuzer'schen Symbolik auf jene Begabtheit

»des lichten Gefühls und der unmittelbaren Anschauung« gestützt, deren sich die »Urmenschheit« dereinst in überschwänglichem Masse erfreut; wie des Heidelberger Professors Enthüllungen über Götter und Göttermythen, so waren des frommen Dichters Offenbarungen über »Sprache und Weisheit« der Inder. — Diesen Standpunkt nun hatte die Arbeit Franz Bopp's gründlich überwunden. Statt der dunkeln Ahnungen von »innerer Umbildung und Veränderung des Wurzellauts« war bei ihm eine klare Analysis der verglichenen Flexionsformen gegeben; statt der Mystik und Romantik war bei ihm eine nüchterne und besonnene Forschung eingetreten; der jugendliche Forscher selbst aber war auf der von ihm gebrochenen Bahn vom Jünglinge zum Manne gereift.

Schon damals nun im Jahre 1816 war Franz Bopp darauf bedacht, die Mittel zu beschaffen, welche die Erlernung des Sanskrit erleichtern und die Ausbreitung dieser Kenntniss namentlich auch in Deutschland ermöglichen könnten. Diese Mittel sind bekanntlich Texte, Grammatik und Wörterbuch. Wie schlimm es damals noch um diese Dinge aussah, braucht ebenfalls nicht erst gesagt zu werden. Die wenigen Bücher, welche seit William Jones Ausgaben der Sakuntala (1789) und des Manu (1794) durch andere englische Gelehrte, wie Wilkins, Colebrooke, Carey und Marshman besorgt in Calcutta oder Serampore gedruckt erschienen, hatten sich durchweg aufs engste den älteren schriftlichen und theilweise den mündlichen Ueberlieferungen damals lebender Brahmanen angeschlossen. Mit ihnen fertig zu werden und daraus die fremde Sprache zu erlernen, setzte deren Kenntniss, so zu sagen, schon voraus. Dazu waren diese Bücher nur sehr schwer, nur um vieles Geld, eine Zeitlang sogar, während der Continentalsperre, gar nicht zu erhalten. Diesem Uebelstande war unser Bopp abzuhelfen gesonnen. Während seines nahezu fünfjährigen Aufenthalts in Paris hatte er sich mit den wenigen dort vorhandenen Hilfsmitteln in die Sprache gründlich hineinzuarbeiten gewusst und bald hernach, aufgemuntert — wie er sagt — durch den bedeutsamen Inhalt dessen, was Wilkins in englischer und Friedrich von Schlegel in deutscher Sprache davon bekannt gemacht hatten, das Durchlesen jenes riesenhaften Epos der alten Inder, des Mahâ-Bhârata, unternommen. Ueberzeugt, dass das grosse Ganze, ein Sammelwerk vieler Zeitalter und verschiedener Redaktionen, nicht geeignet sei, »jemals ganz in der Ursprache herausgegeben oder in einer vollständigen Uebersetzung bekannt gemacht zu werden«, hatte er eine Auswahl getroffen und mit feinem Gefühl und kritischem Sinn eine Anzahl der schönsten Episoden sorgfältig nach den Handschriften copirt. Jede einzelne derselben konnte als ein Ganzes für sich angesehen werden. Einige Proben davon waren bereits seiner Erstlingsschrift in deutscher Uebertragung angehängt worden. Und König Maximilian Joseph von Baiern und der Kronprinz, sein Sohn, denen Windischmann daraus vorgelesen, hatten Geschmack

genug daran gefunden, um dem jungen Uebersetzer ihre weitere Unterstützung gern zu gewähren.

Hiernach war Franz Bopp dann zur Fortsetzung seiner Arbeiten nach London gegangen, wo ihn Wilkins und Colebrooke mit offenen Armen empfingen. Die »ostindische Bibliothek« dort, mit welcher auch Colebrooke's Sammlung war vereinigt worden, lieferte ihm weitere Manuscripte zur Vergleichung seiner Pariser Abschriften. Und so erschien im Jahre 1819 zu London zum ersten Mal jenes wunderherrliche Gedicht von »Nalas und Damayanti« im Urtext mit lateinischer Uebersetzung, das zweite Buch, welches mit indischen Lettern in Europa gedruckt worden. Wilkins, der Herausgeber des ersten, des Hitopadesa, jenes indischen Spruch- und Fabelbuchs, vom Jahre 1810, hatte seine Typen bereitwilligst hergeliehen. Die Wahl jenes Stückes aber war so überaus trefflich gewesen, die Arbeit mit so vielem Geschick und kritischem Urtheil gemacht worden, dass selbst August Wilhelm Schlegel seine gewohnte Eitelkeit und absprechende Manier darüber vergass und bis auf geringe Ausstellungen in der Uebersetzung die Eigenschaften des Buches und seines Herausgebers nicht genug zu rühmen und anzupreisen wusste. »Wir können — sagt er — Herrn Bopp nicht genug für diese schöne Mittheilung danken. Wir haben nunmehr ein zweckmässiges und leicht anzuschaffendes Buch für den ersten Unterricht. Denn die epische Poesie ist ohne Vergleich die leichteste Gattung in der indischen Literatur.« — Dazu war Schlegel von der in ihrer Art unübertrefflichen Schilderung ähnlich wie einst Göthe von der Sakuntala ergriffen, und der Reiz des behandelten Gegenstandes hatte ihn so hingerissen, dass er meinte, jenes in Indien so unendlich volksmässige Mährchen von der heldenmüthigen Treue und Ergebenheit der Damayanti, einer andern Penelope, verdiene bei uns in Europa eben so berühmt zu werden. Wir wissen auch, wie viel seitdem durch die wiederholten Ausgaben und Uebersetzungen von Bopp selbst, Rückert u. A. dazu geschehen.

In demselben Jahre 1819, — das sich nächst dem Jahre 1816 auch noch durch andere höchst wichtige Erscheinungen auf dem Gebiete der Wissenschaft auszeichnet, — war aber auch zu Calcutta das erste Sanskritwörterbuch erschienen, welches, mit Schlegel zu reden, »auf europäischem Fusse« verfasst worden. Der Engländer H. H. Wilson, der gelehrte Herausgeber des Megha-Duta, hatte dasselbe aus dort vorgefundenen Wörtersammlungen mit grösstem Fleisse zusammengestellt. Man muss diese Arbeiten, die Kosha's (Thesauren) der altindischen Lexicographen kennen, muss wissen, wie sie allzumal bis auf den besten und bekanntesten, den nach seinem Verfasser Amara(-Sinha oder Deva) sogenannten Amara-Kosha, gar nichts weiter als blosse Vocabularien sind, welche für den der Sprache Kundigen beim Nachschlagen fast unübersteigbare Schwierigkeiten haben, für den Anfänger aber gänzlich unbrauchbar sind, um das grosse Verdienst Wilson's vollkommen würdigen und be-

greifen zu können, warum man das Erscheinen seines Werkes mit Recht als ein Ereigniss begrüsst hat. Dennoch war das Werk durchaus nicht ohne Mängel. Auch in ihm war zuerst, wie in den meisten früheren und theilweise noch heutigen Wörterbüchern anzutreffen, dass man aus ihnen wohl ersiehet, was ein Wort zum ersten, zweiten, dritten u. s. f., nicht aber was es ein für allemal zu bedeuten hat, — ein Fehler, der gerade mit der Kenntniss des Sanskrit aufhören soll. Indem es ferner aber in der einen Hinsicht zu viel, in der andern aber, da Belegstellen fehlten, zu wenig gab, liess auch bei allem Umfang die Vollständigkeit zu wünschen übrig, und manches Wort, manches Verbum compositum konnte man da vergebens suchen. Endlich, um Anderes, was sich bei dem damaligen Stand der Sprachkenntniss eher entschuldigen lässt, zu geschweigen, war ein grösster Fehler des Buches immerhin der, dass es wieder viel zu theuer und bei der geringen Anzahl der gestellten Exemplare nicht sowohl allzubald vergriffen als überhaupt schwer zu erlangen war. Die geringe Verbreitung des Werkes, dass es manchen selbst grösseren Bibliotheken lange gefehlt, auf einigen noch heute, nachdem es die dritte Auflage erlebt hat, nicht angetroffen wird, ist wohl dem letzteren Uebelstande vor Allem zuzuschreiben. Man sieht indess, ein Wörterbuch, wie es Franz Bopp beabsichtigt, war damit keineswegs überflüssig, sondern im Gegentheil nur noch mehr nothwendig geworden. Anfangs gewillt, seinem Nalus sogleich ein kurzes Glossar beizugeben, besann er sich eines Besseren. Er wollte nun erst die ganze Reihe seiner Mahâbhârata-Episoden herausgeben, um sein Wörterbuch dann für diese alle und etwa einige andere bis dahin gedruckte leichtere Stücke aus der indischen Literatur einzurichten. — Noch volle zehn Jahre sollten darüber hingehen.

Unterdessen war auch in Deutschland das Interesse für Sanskritstudien lebendiger geworden. August Wilhelm von Schlegel war nach dem Tode der Frau von Staël aus Paris zurückgekehrt und Professor an der Rheinischen Universität geworden. Auf sein Betreiben hatte im Jahre 1820 die königlich preussische Regierung unter dem Fürsten von Hardenberg die Mittel zur Anlegung einer »Indischen Druckerei« in Bonn bewilligt. Damit hatte sich Schlegel, der sich dessen oft gerühmt, in der That kein geringes Verdienst erworben. »Sollten — hatte er gefragt — die Engländer etwa auf ein Monopol mit der indischen Literatur Anspruch machen? Der Zimmet und die Gewürznelken mögen ihnen bleiben; diese geistigen Schätze sind ein Gemeingut der gebildeten Welt.« Die »Indische Bibliothek« (1820—1826), eine Episode des Mahâbhârata, religionsphilosophischen Inhalts, die Bhagavad-Gita, und die ersten Theile vom Epos Râmâyana sind aus jener Officin bekanntlich hervorgegangen. Auch noch andere Arbeiten auf diesem Gebiete wurden und — blieben von Schlegel zugesagt. Mit wahrem Verlangen aber sah er der Zurückkunft Franz Bopp's, seines »ge-

lehrten Landsmannes« entgegen, gewiss, an ihm »einen eben so freundlichen als redlichen Mitarbeiter« und »reiche Mittheilungen der im Auslande durch den beharrlichsten Fleiss gesammelten Schätze« zu erhalten. — Und wirklich dachte auch die baierische Regierung daran, den »jungen und tüchtigen« Gelehrten, welchen sie bisher unterstützt hatte, auf die Dauer zu gewinnen und ihm einen Lehrstuhl in Würzburg anzutragen. Da dachten jedoch die Herren Professoren der Landesuniversität anders und hielten Sanskrit und vergleichende Sprachforschung für unnützes und überflüssiges Studium, was man ihnen auch, beiläufig bemerkt, nicht zu schlimm anrechnen darf, denn Andere haben, noch lange nachher, nicht viel anders gedacht. — Franz Bopp aber, nachdem er noch in London eine erweiterte englische Bearbeitung seines Conjugationssystems herausgegeben, war gleichwohl nach Deutschland zurückgekommen, nicht nach Würzburg, sondern einer Einladung Ottfried Müllers folgend nach Göttingen, wo er den Winter 1820—21 zubrachte und die Doctorwürde honoris causa erhielt. Diese Universität, welche sich rühmen darf, die Begründer der neuen Sprachwissenschaft zu den ihrigen zu zählen, — denn Wilhelm von Humboldt hatte in den Jahren 1788—99 dort seine Studien gemacht und vollendet, und Jacob Grimm sollte mit seinem Bruder Wilhelm bekanntlich später dort Aufnahme und Anstellung finden, — die Georgia Augusta hätte auf ein gleiches Ansinnen von Seiten ihrer Regierung vielleicht anders als ihre baierische Schwester geantwortet. Franz Bopp aber trug sich damals immer noch mit dem Gedanken nach Schlegel's und Windischmann's Rath auch nach Indien, dem Ursitz der heiligen Sanskrita, zu pilgern. Da traf ihn ein Ruf nach Berlin, an die Hochschule, welche vor einem Jahrzehend ungefähr gegründet und durch Heranziehung der besten Kräfte bereits zu hohem Glanze gediehen war. Wie einige andere früher, deren Namen die junge Universität ihren raschen Aufschwung verdankte, hatte Wilhelm von Humboldt auch Franz Bopp empfohlen, bei dem er als Gesandter in London Unterricht im Sanskrit genossen. Der ergangene Ruf ward angenommen, die Reise nach dem Orient damit aufgegeben, und im Herbst 1821 nach Berlin übergesiedelt, das fortan die zweite Heimath unseres Bopp geworden.

Ueber seine Wirksamkeit dort als Lehrer und Schriftsteller viel mehr mitzutheilen, als unser besonderes Thema angeht, müssen wir uns hier versagen. Im Jahre 1825 (durch Ministerialrescript vom 15. Februar) wurde Bopp vom ausserordentlichen zum ordentlichen Professor »der orientalischen Sprachen und besonders des Sanskrit« gemacht, nachdem ihn bereits 1823 die Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede ernannt hatte. Als solches las er jene Abhandlungen, welche vom Jahre 1824 anfangend alljährlich und mit nur geringen Unterbrechungen in den Berichten der Akademie gedruckt erschienen, die ersteren unter dem gemeinsamen

Titel einer »vergleichenden Zergliederung des Sanskrit und der mit ihm verwandten Sprachen.« Wir gewahren in ihnen die Fortschritte, welche der vergleichende Sprachforscher auf seinem Wege machte, wie er allmählich seine Resultate gewann, um sie nachher als Baumaterial in einem grossen Gesammtwerke zu vereinigen.

Es versteht sich, dass man nun auch in Berlin einer typographischen Einrichtung nicht mehr entbehren konnte, wie sie Schlegeln in Bonn gewährt war. Das erste Erzeugniss dieser Art, welches die akademische Druckerei lieferte, war wieder eine Sammlung der von Bopp ausgewählten Mahâbhârata-Episoden, — Ardschuna's Himmelsreise nebst drei anderen, — welche 1824 erschienen, von dem dankbaren Herausgeber dem Staatsminister Stein von Altenstein gewidmet. Wiederholt war auch in der Vorrede zu dieser Ausgabe das verheissene Glossar bald nachzuliefern versprochen. Ehe dies aber nach einer dritten Sammlung solcher Mahâbhâratastücke endlich erfolgte, war unter den Händen des arbeitsamen Gelehrten noch ein Werk fertig geworden, dessen wir hier wenigstens kurz erwähnen müssen. Wir meinen Franz Bopp's »Lehrgebäude der Sanskritsprache«, welches 1827, zugleich mit seiner Bekämpfung der Jacob Grimm'schen Theorie vom Ablaut in den Jahrbb. für wissenschaftliche Kritik, — später 1836 als »Vocalismus« besonders abgedruckt, — erschien und seinem ersten Sanskritschüler und nachherigen Freunde und Gönner Wilhelm von Humboldt in sinniger Weise zugeeignet war.

Es war dies nicht nur die erste deutsche Sanskritgrammatik, es war ohne Frage auch das beste Lehrbuch dieser Sprache, welches bis dahin überhaupt zu Tage getreten; denn Othmar Frank's misslungener und alsbald nach Schlegel's vernichtender Kritik vergessener Versuch vom Jahr 1823 kann wohl nicht in Betracht kommen. — Zwar nicht ganz so schlimm wie mit dem Wörterbuch, aber doch auch nicht viel besser hatte es für den Lernenden mit der altindischen Grammatik ausgesehen. Lehrbücher, wie sie Bopp schon in Paris vorfand, das von Carey (1806), Wilkins (1808), Forster (1810), und auch das, welches er später erst kennen lernte, von Colebrooke (1805), waren alle unzulänglich genug, alle theils nach indischen Grammatikern, — jene besonders nach Vopadeva, letzteres allein nach Pânini, — theils und sogar vornehmlich nach Aussagen von Brahmanen verfasst. Selbstständige Erkenntniss, Kritik und wissenschaftlichen Geist musste man ihnen absprechen. Und gerade mit allem diesem ging Bopp zuerst in gründlicher Weise vor und lieferte ein Buch, das an Klarheit, Schärfe und fasslicher Darstellung noch heute unübertroffen dasteht. Später, 1832, als Grammatica critica in lateinischer Sprache, nachher in kürzerer Fassung deutsch in noch drei verbesserten Auflagen erschienen, ist das Werk heute in aller Lernenden Händen und hat zur Erleichterung und Verbreitung der Sanskritstudien mehr als irgend ein anderes beigetragen. Auch in der Vorrede zu die-

dem Buche hatte der Verfasser das baldige Erscheinen seines bereits begonnenen Glossars angekündigt; es sollte noch vor Bearbeitung einer Syntax fertig werden. Den gewissenhaften Lehrer trieb das Bedürfniss seiner Schüler. Und wirklich, nach einer dritten Sammlung von Episoden — Diluvium cum tribus aliis Mahâ-Bhârati episodiis, 1829 — erschien im Jahre darauf endlich in zwei getrennten Hälften das lange verheissene Buch.

Es war Franz Bopp's Glossarium sanscritum im Verhältniss zu dem umfangreichen Werke Wilson's immerhin ein kleines fast unscheinbares Werk, eine alphabetisch geordnete Sammlung von Sanskritwörtern mit lateinischer Uebersetzung, einzig für das Lesen der bisher von ihm edirten Episoden — einschliesslich der einen von Schlegel nach Wilkins herausgegebenen Bhagavad-Gita — bestimmt. Und dennoch, die Behauptung ist nicht zu gewagt, es war das beste von allen bis dahin erschienenen Wörterbüchern. Ein Wörterbuch, alphabetisch geordnet, ist an und für sich freilich kein wissenschaftliches Werk, nicht einmal im Sanskrit, obwohl dessen Alphabet systematischer Ordnung folgt. Franz Bopp aber verstand es, Geist und Leben, Wissenschaft in die einzelnen Theile seiner Arbeit zu bringen. Seine gründliche Erforschung der durchsichtigen Sprache hatte ihm das Werden der Wörter, ihre Bildung und Bedeutung erschlossen, und die beständige Rücksicht auf diese Erkenntniss leitete ihn bei Bearbeitung seines Glossars. Weit entfernt, auch dem bequemen Gebrauche desselben damit Eintrag zu thun, erhöhte er vielmehr dessen Werth. Denn nun wurden die an dem Wilson'schen Werke gerügten Mängel vermieden, »die zahlreichen Bedeutungen, deren eine Wurzel in Verbindung mit verschiedenen Präfixen fähig ist, unter einem Gesichtspunkt zusammengestellt«, und auch den Bedeutungen die bestimmt zutreffenden Belegstellen beigegeben. Kurz, je grösser die Vorzüge waren, durch welche Bopp's kleinere Arbeit vor der grösseren Wilson's hervortrat, um so mehr verschwinden auch die einzelnen Ausstellungen, welche ein Recensent damals in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik an dem Buche zu machen fand, da »der Schüler zufällig seinen Lehrer und Meister des Besseren belehren« zu können vermeinte. Auch die nicht einmal mit Unrecht von Rückert, — denn eben der war es, — ausgesprochenen Rügen, wie »Aufopferung der Eigennamen und ungenügende Erklärung der sogenannten Expletivpartikeln« können dagegen geringfügig erscheinen. — Wie drei Jahre früher in seinem »Lehrgebäude« den grammatisch formellen, so hatte Bopp hier von dem lexicalischen Reichthum der merkwürdigen Sanskrita, eine ganze Summe selbstständig erlangten Wissens niedergelegt. Er hatte nicht nur sein Versprechen glänzend erfüllt und ein Buch geschaffen, das, wie es sollte, sich dem Anfänger sowohl als auch dem vertrauteren Kenner nützlich erwies, — er hatte auch, soweit sich dies von dem unausgesetzt stetigen Fortschritte dieses Mannes

sagen lässt, seinem eigenen Wirken damit eine Art von erstem Abschluss gegeben.

Ein Zeitraum von fast zwanzig Jahren trennt diese erste von einer andern Vollendung des Wörterbuchs. Wie bedeutungsvoll diese Zeit für die Fortschritte der vergleichenden Sprachforschung geworden, brauchen und vermögen wir hier nicht des Weiteren darzuthun. Schon zeigten sich die Schüler, welche in die Fusstapfen des Meisters tretend mit frischen, rüstigen Kräften auf dem Gebiete mitzuwirken begannen, auf welchem Franz Bopp bisher thätig gewesen. So war es vor Allem der leider allzu früh verstorbene Fr. Rosen, der es sich nach Abfassung einer ersten Sanskritwurzelsammlung zur Lebensaufgabe machte, die heiligen Schriften der Inder, die Veden, und damit die ältesten Denkmäler der Sprache zu veröffentlichen; schon 1830 konnte er ein erstes Specimen des Rig-veda erscheinen lassen. Andere namhafte Gelehrte haben nachher fortgesetzt und ausgeführt, was jenem fortzusetzen und auszuführen nicht vergönnt gewesen. Männer wie Lassen, wie Pott und Benfey sind in dieser Zeit der dreissiger Jahre zuerst aufgetreten. Es hat Georg Curtius diese Zeit später einmal eine »Periode der Eroberung« für die vergleichende Sprachforschung genannt. Und in der That, ein Gebiet nach dem andern galt es sich erobern und dienstbar machen, gegen die herrschenden Vorurtheile und Meinungen, wie sie namentlich von Seiten der klassischen Philologen der neuen Forschung entgegen getragen wurden, vertheidigen, dabei aber auch denjenigen gewaltig Einhalt thun, welche im Siegesgefühl über die gewonnenen Resultate übereilten Schrittes vorzugehen sich erkühnten. Ein wackerer Vorkämpfer, unbeirrt durch Lob oder Tadel, verfolgte da Franz Bopp den Pfad, welchen er einmal eingeschlagen.

Die Arbeiten der nächsten drei Jahre, 1830—33, bezeichnen seine akademischen Abhandlungen als ein neues Studium, das in den Kreis seiner Forschungen getreten. Sie betrafen das alte Baktrisch, die Sprache der Zendbücher. Seit der Zeit, dass die erste ungenügende Kenntniss dieser Sprache und Schriften durch Anquetil Duperron nach Europa gebracht worden, bis heute, wo Friedrich Spiegel's Grammatik der altbaktrischen Sprache die Formen derselben mit wissenschaftlicher Gründlichkeit dargelegt, sind ganze hundert Jahre verflossen, und die grosse Bedeutung dieses eranischen Sprachzweiges sowohl an sich als innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie überhaupt ist vollkommen erkannt und gewürdigt worden. — Anders noch damals, als Eugène Burnouf in Paris unsern Franz Bopp einlud, mit ihm an seinen Studien des Zend-Avesta Antheil zu nehmen. Damals war es mit der Kenntniss jener Sprache sowohl als mit den Hilfsmitteln sie zu erwerben noch durchaus übel bestellt. Und nicht mit Unrecht durfte es Franz Bopp stets als eine seiner schwierigsten Arbeiten ansehen, zuerst so gut

als möglich den grammatischen Bau dieser Sprache in seinem grossen sprachvergleichenden Werke aufgestellt zu haben.

Hiermit waren aber auch die ersten Vorarbeiten dieses Werkes vollendet, davon der erste Theil bekanntlich schon 1833 herauskam, welchem dann noch fünf andere bis zum Jahre 1849 gefolgt sind. So lange neben anderen mehr oder minder grossen Arbeiten, — wie eine weitere Reihe akademischer Abhandlungen, welche immer neue Sprachgebiete in die Vergleichung zogen, wie die erwähnten wiederholten Ausgaben seiner kleineren Sanskritgrammatik, wie die deutschen Uebertragungen seiner Mahâbhârata-Episoden, welche er auf Anrathen seiner Freunde herausgab, — so lange, sagten wir, beschäftigte Franz Bopp die erste Ausgabe seiner »vergleichenden Grammatik des Sanskrit, Zend, Lateinischen, Griechischen, Lithauischen, Gothischen und Deutschen«, das Werk, daran sein Name ewig ruhmvoll geknüpft bleibt. Wir haben hier nicht über die neuen und gewaltigen Aufschlüsse zu sprechen, welche dasselbe über alle Partien des grossen Sprachgebiets verbreitet, weder über seinen Inhalt und seine Bedeutung, noch über Lob oder Tadel, welchen es gefunden. Denn allerdings konnte noch nicht Alles, was dem grossen Ganzen angehört, als solches erkannt und gewürdigt, nicht jedes Einzelne gleich ausreichend und vollkommen richtig behandelt werden. Nur zu häufig aber wird es vergessen, wie gerade auch die Lücken und Mängel, welche der eine Vorgänger gelassen, die Handhaben des Fortschritts für seine Nachfolger werden. Auch nicht über das Aufsehen und die steigende Theilnahme, welche die vergleichende Grammatik bewirkte, ist hier zu reden, wie sich die Zahl der Schüler, Freunde und Anhänger mehrte, der Arbeiter und Arbeiten, welche bald einen Theil, bald das Ganze des sprachverwandten Gebiets umfassten. Nur Eines sei hier bemerkt. Mittels seiner bewährten, wissenschaftlich strengen Methode hatte Franz Bopp beobachtet, verglichen und nach festen Regeln die Erscheinungen zu bestimmen gesucht, welche im Wandel der sprachlichen Formen seit ihrer Trennung vom mütterlichen Boden hervortreten. Jede, auch die geringste Veränderung, welche sie im Wechsel der Zeiten erfahren, musste als Thatsache des sprachschaffenden Volksgeistes aufgefasst werden, der Zusammenhang dieser Thatsachen und ihre Verkettung als eine Geschichte der indoeuropäischen Sprachgemeinschaft, welche die vergleichende Sprachforschung darzustellen hat. Sie im grossen Ganzen auszuführen, im Einzelnen wo immer möglich und nothwendig zu berichtigen und zu ergänzen blieb einer weiteren Arbeit vorbehalten. Wie nun aber am Leben einer Volksgemeinschaft auch jedes einzelne Glied derselben Antheil hat und je nach seiner Geltung mehr oder minder hervortritt, so haben auch die einzelnen Formen einer Sprachgemeinschaft in der Geschichte der Gesammtheit jedes seine Entstehungs- und Bildungsgeschichte, treten jedes nach seiner Bedeutung mehr oder minder hervor, und sind theils bald verloren

oder verdunkelt, theils in den Sprachen weit verzweigt und fortdauernd erhalten. Die vergleichende Grammatik der betreffenden Sprachen lehrt diesem möglichst genau nachzugehen, — ein Verzeichniss aller Wortfamilien aber, oder — wie es noch Bernhardy von ihr verlangt — »ein sicheres Verzeichniss nackter Wurzeln« zu geben, war nicht mehr Aufgabe jener, der Grammatik, sondern der vergleichenden Lexicographie geworden. Und soweit dies anging, suchte Franz Bopp ihr in einer andern Ausgabe seines Glossars seines Theils gerecht zu werden.

Die lexicalischen Arbeiten auf dem Gebiete des Sanskrit hatten nicht geruht. Schon 1832 war eine zweite Ausgabe des Wilson'schen Wörterbuchs erschienen und bald wieder selten geworden. In den Jahren 1840—41 hatte N. L. Westergaard, ein dänischer Gelehrter, eine neue und vollständige Sammlung aller Sanskritwurzeln herausgegeben, darin die einfachen Verben und Verbalformen, ihre Weiterbildung durch Präfixe und dadurch veränderte Bedeutung aufgestellt und durch Belege aus der Literatur nachgewiesen. Aufs sorgfältigste waren neuere Forschungen in Verbindung mit den Arbeiten altindischer Grammatiker benutzt und zu Rathe gezogen worden. Ein Werk von bleibendem Werth verdiente dasselbe als »ein erster Versuch die Sanskritstudien auch in Dänemark aufzubringen«, dem Könige des Landes gewidmet zu werden. — Bald darauf, im Jahre 1842, hatte dann auch Franz Bopp die zweite Bearbeitung seines Glossars begonnen, welche noch vor dem letzten Theil seiner vergleichenden Grammatik vollendet ward. Sie trägt die Jahreszahl 1847 und den alten Titel eines »Glossarium sanscritum«, aber mit dem bedeutenden Zusatze: »in quo omnes radices et vocabula usitatissima explicantur et cum vocabulis graecis, latinis, germanicis, lithuanicis, celticis comparantur.« — Und in der That, Plan und Anlage des Buchs waren dieselben geblieben, im Uebrigen aber war es ein ganz anderes geworden. Denn nicht allein war die Anzahl der Wörter bedeutend vermehrt worden, — sollten sie doch neben den früheren auch für die Lectüre des Hitopadesa und des (von Lenz edirten) Drama des Dichters Kalidasa, der Urvasi, ausreichen; — nicht allein waren auch die Belegstellen bedeutend vermehrt und theilweise vollständig hergestellt worden: es war aus der bisherigen Forschung des Verfassers ein ganz Neues, die entsprechenden Wortformen aus den andern Zweigen der grossen Sprachverwandtschaft hinzugefügt worden. Das konnte nun Alles freilich nur unter vorausgesetzter Bekanntschaft mit den Wandlungsgesetzen, Manches nur vermuthungsweise, mit einem »fortasse« neben sich, Einiges sogar noch immer gewagt erscheinen. Indessen hatte der Herausgeber auch nur sicher Erkanntes als sicher ausgegeben und durfte darum von seiner an Umfang und Inhalt erweiterten Arbeit recht wohl wie von der ersten Ausgabe sich sagen, sie werde nicht allein Anfängern, sondern auch erfahrenen Kennern sich nützlich erweisen.

Wiederum zwanzig Jahre sind seit dem Erscheinen dieser anderen Ausgabe verflossen. Auch die vergleichende Grammatik war 1852 in der ersten Ausgabe vollendet, und eine neue Periode der vergleichenden Sprachforschung sollte beginnen. Abermals aber und viel mehr noch als vorhin müssen wir hier davon abstehen, die überaus fruchtreiche Thätigkeit, welche seitdem auf diesem ganzen Gebiete gewaltet, auch nur annähernd zu schildern. — Der neuen Forschung und ihren Ergebnissen konnte die allgemeine Anerkennung auch seitens der klassischen Philologie nicht länger vorenthalten werden. Hatte ihr dies doch längst der geniale Philipp Buttmann geweissagt, welcher die Mängel in seinem Lexilogus lediglich einer mangelhaften Kenntniss in jener Hinsicht zuschreiben durfte. Hatte sich doch Gottfried Hermann selbst einmal dazu herbeigelassen, griech. *ἐστι* mit altind. asti zu vergleichen. Und wenn die älteren Meister, wie ein Lobeck gar, sich zu alt erklärten, um noch Sanskrit zu lernen, so war den jüngeren solcher Vorwand nicht gestattet. Mit der allgemeinen Anerkennung wuchs aber auch die Theilnahme, und mit der wachsenden Theilnahme und den vermehrten Kräften trat auch das ein, was den Fortschritten einer Wissenschaft vor Allem zu Statten kommt, die Vertheilung der Arbeit. Ihr konnte mit der Zeit gelingen, was dem Einzelnen niemals möglich gewesen, die eingehende und genaue Durchforschung eines jeglichen Theils im grossen Ganzen der indoeuropäischen Sprachgemeinschaft. Und eben dies ist für die neue Periode charakteristisch geworden.

Mit welcher innigen Theilnahme aber Franz Bopp selbst alle diese Arbeiten verfolgte, das können uns neben manchen beurtheilenden Aufsätzen, die er geschrieben, zunächst wieder seine akademischen Vorlesungen beweisen, welche er in diesem und in den vorausgehenden Jahren gehalten. Da finden wir ihn bald im äussersten Wesen des Sprachgebiets, bis wohin die Kelten vorgedrungen, bald im äussersten Osten, mit den malayo-polynesischen Mundarten, den nach seiner Meinung entarteten Töchtersprachen des Altindischen, beschäftigt; bald sind es die Letten und Altpreussen im Norden, bald im Süden die Albanesen oder Chipewaren, bald endlich die kaukasischen Stammesglieder, welche seine Thätigkeit nach den Mittheilungen des einen oder andern Gelehrten in Anspruch nehmen. — Eine Abhandlung Boehtlingk's über die Betonung im Sanskrit veranlasste Bopp auch diesen wichtigen Gegenstand einer näheren Forschung zu unterwerfen, deren Resultate, die merkwürdige Uebereinstimmung zwischen der altindischen und griechischen Accentuation, er in einem besonderen Werke, dem »vergleichenden Accentuationssystem«, 1854, niedergelegt hat.

Mehr aber als in allem diesem erweist sich der unermüdliche Fleiss Franz Bopp's und seine aufmerksame Theilnahme an allen neuen Erscheinungen auf dem Gebiete seiner Wissenschaft in der nun alsbald begonnenen zweiten Ausgabe seiner vergleichenden

Grammatik. Da ist denn kein Werk von einigem Belang, kein Name von gutem Klang, dem wir dort nicht begegnen. So konnte er für das Sanskrit bereits die ersten Theile des grossen »Petersburger Wörterbuchs« benutzen, welches seit 1851 von Böhtlingk und Roth herausgegeben erscheint und die neue Epoche hier so zu sagen, inaugurirt hat. So finden wir da neben den Namen eines Pott, Benfey, Max Müller u. a. unsern rüstigen und arbeitsamen Albrecht Weber, der seit Ende der vierziger Jahre unermüdlich die Schätze der indischen Literatur an's Licht zu bringen bestrebt ist, in seinen »Indischen Studien« aber bereits selbst einen reichen Schatz von dahin gehörigen Kenntnissen und gelehrtem Wissen niedergelegt hat. So finden wir einen Neriosengh, Olshausen, Brockhaus, Spiegel genannt, welche auf eranischem Sprachgebiete thätig, die Kenntniss, namentlich des Altbaktrischen, mächtig gefördert haben, derjenigen Sprache, welche auch der Entzifferung der altpersischen Keilinschriften die ersten guten Dienste geleistet. Auch die Namen und Leistungen der Gelehrten, welchen wir diese Enthüllungen verdanken, ein Grotefend, Burnouf, Lassen, Holtzmann, Westergaard, Rawlinson u. A. konnten in dem Werke Bopp's nicht wohl unberücksichtigt bleiben. So mussten für das Armenische die Namen und Werke eines Schröder und Petermann, für andere kaukasische Mundarten eines G. Rosen angeführt, so auf litauischem und slavischem Sprachgebiet zu den älteren, den Milcke und Dobrowsky, jüngere wie Nesselmann, wie August Schleicher und Miklosich, auf keltischen ein Pictet, O'Reilly u. A. genannt werden. Und wie für die altitalischen Sprachdenkmäler, für Oskisch und Umbrisch ein Mommsen, Aufrecht und Kirchhoff, für das Lateinische nächst Grotefend und Madvig ein Ritschl, Ag. Benary und Corssen, so werden für die griechische Dialectforschung nächst einem Buttmann die Schüler und Mitarbeiter des kürzlich dahingegangenen Altmeisters August Boeckh, ein Ahrens und Hartung, ein Kuhn, G. Curtius u. A. gerühmt. So müssen wir endlich auf germanischem Sprachgebiet neben einem Rask, einem Jakob und Wilhelm Grimm, die Namen eines Graff, Schmeller, von der Gabelentz und Löbe, eines Holtzmann, L. Diefenbach, Müllenhoff u. A. antreffen. Doch wozu Namen und Namen nennen, die aller Welt wohl bekannt sind? Die meisten von ihnen und noch viele andere mehr hat die »Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung« in der immer grösseren und glänzenderen Reihe ihrer Mitarbeiter aufzuzählen. Schon 1846 hatte, beiläufig bemerkt, A. Höfer eine Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft herauszugeben begonnen, die aber, sei es weil sie ihre Grenzen zu wenig oder zu weit bestimmt hatte und an dem Zuviel, was sie wollte, sei es aus andern Gründen bald unterging, nachdem im Jahre 1852 jene von Aufrecht und Kuhn gegründet worden, welche alsdann unter des Letzteren alleiniger Redaktion überall Anklang und Aufnahme fand. Schon 1856 konnte ihr eine andere, unter desselben Kuhn und Schleichers Leitung zur Seite treten, als

Beiträge u. s. w., namentlich für keltische und slavische Sprachen. Und nicht mit Unrecht ist auch das Auftreten der »Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung« als herrliches Zeichen für die neue Periode begrüsst worden.

Fünf Jahre nachher war der erste Band von der zweiten Ausgabe des Bopp'schen Werkes, — diesmal nicht im Selbstverlage des Verfassers, — fünf Jahre später das ganze Werk in drei starken Bänden erschienen; ein vierter, die Sach- und Wortregister enthaltend, und durch Carl Arendt bearbeitet, ward ihnen angeschlossen. — Da war nun fast kein Abschnitt der vergleichenden Grammatik gänzlich unverändert geblieben, Vieles war ergänzt, nicht gar Weniges berichtigt worden. Als ein ganz Neues war namentlich das Armenische in die Vergleichung gezogen worden. — Doch genug, der Begründer dieser Methode hatte seinem Werke die Vollendung gegeben, deren es ihm fähig war. Nach einer Seite Entstehen und Werden, nach einer andern Wechsel und Wandel, und also in engster Verknüpfung die Bedeutung und Geschichte der indoeuropäischen Sprachformen aufhellend, war das weltberühmte Werk Franz Bopp's, weit entfernt davon, ein blosses Compendium zu sein, — eine Art von Evangelium für die historisch-philologische Sprachforschung geworden.

Noch drei Jahre, — und ein halbes Jahrhundert war seit ihrer Begründung und dem Erscheinen der Bopp'schen Erstlingsschrift verflossen. Wie zum 16. Mai 1866 Schüler, Anhänger und Verehrer des greisen Jubilars wetteiferten, ihm ihre Huldigungen darzubringen, wie aus allen Ländern von nah und fern »dem Lehrer zweier Welttheile« Ehrenbezeugungen und Glückwünsche zukamen, wie von allen Seiten endlich Gaben der Liebe für die Stiftung zusammengebracht wurden, welche seinen Namen dauernd verherrlichen und seine Wissenschaft unterstützen sollte, — von allem diesem ist hier nicht der Ort zu erzählen.

Aber trotz getrübter Sehkraft, trotz Altersschwäche und abnehmender Körperkraft hatte der greise Gelehrte auch in diesen und den letzten Jahren nicht zu arbeiten aufgehört. Noch gegen Ende des vorigen Jahres erschien die eine, in diesem Jahre die andere Hälfte der dritten Ausgabe seines Wörterbuchs, — diesmal kurzweg als Glossarium comparativum, in quo omnes sanscritae radices .... comparantur.« Auf dem Tittelblatte ist dieser Editio tertia nun der fernere Zusatz beigefügt: »in qua vocabula sanscrita accentu notata sunt latinisque literis transcripta.« Und wirklich ist es vornehmlich dies, worin sich die dritte von der zweiten Ausgabe vortheilhaft unterscheidet. Dadurch, dass jede aufgeführte Wortform oder Wurzel nur einmal in Nâgarî-Characteren erscheint, ist die Uebersicht leichter, durch die hinzugestellte Umschrift mit Accentzeichen die Aussprache und Bedeutung sicherer geworden. — Durchgehends sind ferner die ursprünglichen und

stärkeren Formen der Wörter und Wurzeln da gesetzt, wo früher die »schwächeren« — wie z. B. die Wortausgänge at, mat, vat statt der jetzt gegebenen ant, mant, vant — standen; besonders betrifft dies die Wurzeln mit RVokal, welche jetzt unter den ursprünglicheren Formen auf ar — wie mar, marg statt mr, mrg — zu suchen sind. Langer RVokal ist dabei ganz weggefallen. Abgesehen davon, dass die primitive Form namentlich bei solchen initialem R zweifelhaft sein kann, ist dadurch in diesen Fällen allerdings die Wurzel von ihren abgeleiteten verkürzten Wortformen weiter entfernt worden; aber der Verfasser wollte auch am Abende seines Lebens und in diesem seinem letzten Werke einem durch die Auctorität geheiligten Missbrauch der altindischen Grammatiker nicht mehr nachgeben, gegen deren Irrthümer er schon als Jüngling in seiner ersten Schrift mit selbstständigem Urtheil aufgetreten war. — Die der vorhergehenden Ausgabe nachgeschickten »Addenda et corrigenda«, welche besonders des früher zu wenig berücksichtigten Keltischen ziemlich viel enthalten, sind diesmal an Ort und Stelle gekommen. Uebrigens ist, was Anzahl und Erklärung der Wörter angeht, kaum noch etwas anders geworden. Nur Eines noch darf nicht verschwiegen werden. Angefügt ist der neuen Ausgabe ein »Index verborum comparatorum«, und damit die Möglichkeit gegeben, auch ein anderes Wort als nur altindische nachzuschlagen und im Verein mit seinen Verwandten leicht aufzufinden. Und offenbar ist damit der Werth dieser dritten Ausgabe um nicht wenig erhöht worden. — Durfte der Verfasser ein drittes Mal sich sagen und hoffen, seine Arbeit werde auch in dieser Gestalt nicht allein dem Anfänger, sondern auch dem erfahrenen Kenner sich nützlich erweisen?

Am 23. October ist Franz Bopp gestorben. Das Glossarium comparativum war sein letztes Werk. Dieses und die vergleichende Grammatik und alles Andere seinen Schülern überlassend, hat er die Hoffnung mit sich hinüber ins Jenseits genommen.

Lefmann.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Julii Valerii Epitome. Zum erstenmal herausgegeben von Jul. Zacher. Zur Begrüssung der Germanistischen Section der XXV. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Halle. Halle. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1867. XIV und 64 S. in gr. 8.

Indem wir diese Gelegenheitsschrift, welche uns ein Ineditum bringt, anzeigen, haben wir uns vor Allem auf die in diesen Jahrbüchern S. 361 ff. angezeigte Schrift des Verfassers, den Pseudocallisthenes zu beziehen, insofern die vorliegende Schrift gewissermassen als ein Corollarium und selbst als eine Vervollständigung und Ergänzung der in jener Schrift geführten Untersuchung über die älteste Aufzeichnung und Verbreitung der Alexanderfrage anzusehen ist. Es war, wie a. a. O. in diesen Blättern gezeigt ward, in dieser genauen und gründlichen Untersuchung nachgewiesen worden, wie die unter dem Namen des Julius Valerius auf uns gekommene und erst in neuerer Zeit durch den Druck bekannt gewordene, lateinische Schrift über das Leben und die Thaten Alexanders des Grossen eigentlich Nichts Anderes ist, als eine lateinische Bearbeitung der unter dem falschen Namen des Callisthenes im zweiten christlichen Jahrhundert zu Alexandria entstandenen, mit manchen Zuthaten, Fabeln u. s. w. ausgeschmückten und für die Lesewelt, die eine angenehme Unterhaltung suchte, berechneten Geschichte Alexanders des Grossen, die bald im Abendlande weitere Verbreitung fand und diese lateinische Bearbeitung eines uns unbekannten Verfassers hervorrief, welche, wie Herr Zacher dort nachgewiesen hat, jedenfalls vor 340 p. Ch. fallen muss, wahrscheinlich selbst noch bedeutend früher. Diese lateinische Bearbeitung existirt nur noch in zwei lückenhaften Handschriften, nach welchen deren Veröffentlichung durch den Druck in der Weise von Angelo Mai erfolgte, dass Derselbe einige Lücken dieser Handschriften durch einen aus dieser lateinischen Bearbeitung gemachten Auszug, auf den er bei seinen Forschungen stiess, zu ergänzen suchte. Schon von dieser Seite her gewinnt dieser Auszug eine gewisse Bedeutung, die eine nähere Untersuchung und dann auch eine Veröffentlichung desselben um so wünschenswerther machen musste, als dieser Auszug, schon frühe veranstaltet, in den nachfolgenden Jahrhunderten schon um seiner Kürze und Bequemlichkeit willen mehr beachtet und abgeschrieben, sein Original, das nun nicht weiter mehr abgeschrieben wurde, verdrängt zu haben scheint, so dass selbst Vincens von Beauvais nur den Auszug, aus dem er längere Stücke in sein Spe-

culum aufnahm, kannte. Dieser Auszug hat daher insbesondere zur Verbreitung der Alexandersage im Westen Europa's beigetragen, eben weil er öfters abgeschrieben ward, und liegt daher noch eine ziemliche Anzahl von Handschriften desselben vor, nach welchen eine Veröffentlichung durch den Druck möglich war. Der Verfasser dieser Schrift hat sich dieser Aufgabe in vorliegender Gelegenheitsschrift unterzogen, und seinerseits Alles aufgeboten, um uns in derselben einen auf die ältesten Quellen der handschriftlichen Ueberlieferung begründeten, kritisch gesichteten Text vorzulegen; er hat in der That keine Mühe gescheut, dieses Ziel zu erreichen, was man bei einem Schriftstück, das, wie das hier vorliegende zum ersteumal im Druck erscheint und nicht die Aussicht hat, alsbald wieder in einem erneuerten Abdruck zu erscheinen, mit doppeltem Dank anzunehmen hat. Es ist aber nicht blos der Text selbst, der hier zum erstenmal im Druck erscheint, sondern damit ist zugleich verbunden die Zusammenstellung aller der Abweichungen der von dem Verfasser verglichenen und benutzten Handschriften, und zwar unter dem Texte selbst, so dass wir damit einen kritischen Apparat erhalten, welcher zugleich ein Mittel der Prüfung wird zur Beurtheilung der in den Text aufgenommenen Lesart. Es ist aber die handschriftliche Grundlage des Textes eine ziemlich alte zu nennen, da sie bis ins neunte Jahrhundert zurückgeht. Denn in dieses Jahrhundert fällt eine zu Haag befindliche, wahrscheinlich in Italien geschriebene Pergamenthandschrift, und eine andere jetzt zu Leiden befindliche, wo noch drei andere sich finden, zwei Pergamenthandschriften des zehnten und zwölften Jahrhunderts, und eine von Perizonius nach einer (noch vorhandenen) Oxforder Pergamenthandschrift des zwölften Jahrhunderts gemachte Abschrift, die aber schon im fünften Kapitel abbricht. Weiter kommen dazu zwei Wolfenbüttler Pergamenthandschriften, die eine wohl noch aus demselben, die andere aber, obwohl von verschiedenen Händen geschrieben, aus dem zehnten Jahrhundert. Diese, hier genannten Handschriften hat der Verf. selbst eingesehen, abgeschrieben oder verglichen: und werden diesen Handschriften von ihm noch zwei Pariser, die eine Nr. 8518 aus dem X.—XI. Jahrhundert, die andere 8519 aus dem XIII. Jahrhundert, die ebenfalls benutzt wurden, angereiht, so wie zwei Vatikaner, nach welchen Mai in seiner Ausgabe des Julius Valerius die bei diesem vorkommenden Lücken ergänzt hat; auch der Text des Valerius ward hier und dort zu Rathe gezogen und selbst der griechische Text des Pseudocallisthenes hier und dort verglichen. Dass ausser den hier benutzten Handschriften noch andere, die aber, so viel wir wissen, nicht über das zwölfte Jahrhundert zurückreichen, vorhanden sind, unterliegt keinen Zweifel; wir nennen hier nur die beiden nachher noch anzuführenden Handschriften zu Montpellier, ferner die bei Pertz Archiv XI. p. 289 aufgeführte Pariser Nr. 8501 (wenn sie anders von der eben genannten 8519

wirklich verschieden ist), eine Brüsseler, eine Erlanger, und wahrscheinlich auch noch einige andere von den bei Pertz a. a. O. VII. p. 491—493 und 1025 genannten, über welche zum Theil noch nähere Angaben vermisst werden, eben so die bei Pertz a. a. O. IX. p. 497. 502 angeführten englischen Handschriften; ob aber die Vergleichung dieser Handschriften ein anderes Resultat ergeben würde, bezweifeln wir aus mehr als einem Grunde. Man wird sich daher bei der hier gegebenen handschriftlichen Grundlage wohl beruhigen können.

Aus diesen Angaben mag ersichtlich werden, welche Mühe der Herausgeber auf seine Bekanntmachung verwendet hat: nicht minder anzuerkennen ist die Sorgfalt, mit welcher die Herausgabe veranstaltet worden ist. Hier galt es vor Allem, das Verhältniss der benutzten Handschriften zu einander festzustellen, um hiernach ihren Einfluss auf die Gestaltung des Textes zu bestimmen. Bestimmte Classen oder Familien der handschriftlichen Ueberlieferung aufzustellen, ging bei der Beschaffenheit der Handschriften nicht wohl an, die bei einzelnen Fehlern auch wieder einzelne Vorzüge zeigen, ohne dass es möglich wäre, eine Beziehung der einen Handschrift auf die andere, oder eine Ableitung der einen aus der andern mit genügendem Grund zu erweisen. Das beste Lob ertheilt der Verfasser der einen Wolfenbüttler des zehnten Jahrhunderts (E), da sie aus einer verhältnissmässig reinen Quelle stamme und einen kundigen, sorgfältigen und enthaltsamen Schreiber bewähre (S. X). Auf diese Weise musste der Verf. bei der Aufstellung des Textes mit aller Vorsicht verfahren, da keine der genannten Quellen ein so entschiedenes Uebergewicht besitzt, um vorzugsweise die Grundlage des Textes zu bilden und keine wiederum so werthlos, um sofort unbeachtet zu bleiben; es war vielmehr »eine jede nach ihrem eigenthümlichen Charakter mit richtiger Einsicht und zutreffendem Tacte für die Kritik des Textes auszunutzen«, und dass diess auch geschehen, wird ein Jeder ersehen, der einen Blick in die oben erwähnte Zusammenstellung der abweichenden Lesarten, die unter dem Texte mit aller Genauigkeit aufgeführt sind, werfen will. Er wird dann bald wahrnehmen, wie der Verf. sich seiner schwierigen Aufgabe mit glücklichem Takt entledigt und einen Text geliefert hat, der auf urkundliche Treue Anspruch machen kann und selbst in zweifelhaften Fällen, d. h. in Stellen, wo die älteren Handschriften schwanken und von einander abweichen, doch das Richtige nach unserem Gefühl meist bietet. Mit grosser Vorsicht ist der Verf. in Aufnahme eigener Verbesserungen verfahren; er hat es auch nur da gethan, wo die zu bessernden Fehler nicht als Fehler des Auszuges selbst, sondern als Folge der mangelhaften schriftlichen Ueberlieferung sich herausstellten. Denn der Verfasser dieses Auszuges, der uns gänzlich unbekannt ist, und jedenfalls vor das neunte Jahrhundert gehört, weil wir aus diesem Handschriften besitzen, ist nicht gerade ein grosser Geist oder ein besonderer

kritischer Forscher zu nennen, da er sich mit sclavischer Treue an sein Original hält, abgesehen von manchen Ungenauigkeiten, die wir auf seine Rechnung setzen können, und von einem Verfahren, das als höchst ungleich in der Fertigung des Auszugs sich darstellt, und in so fern kaum besondere Erwartungen von seiner Tüchtigkeit erwecken kann. Er hat, wie der Verf. im Einzelnen nachweist (S. XII), Vieles gänzlich übergangen, dann am Anfang seinen Auszug ziemlich ausführlich begonnen, im weiteren Verlauf aber immer mehr gekürzt, und im dritten Buch den Bericht von Alexanders Verkehr mit den Brahmanen und mit den Amazonen, so wie die Briefe an Aristoteles und an Olympias theils ganz weggelassen, theils nur mit wenigen Worten angedeutet, wie der Verfasser vermuthet, weil der Brief an Aristoteles und der Briefwechsel Alexander's mit den Brahmanen damals schon, von dem Ganzen losgerissen, als abgesonderte Schriften in Umlauf gekommen waren, in diesem aber wohl wieder in Manchem eine abweichende Gestalt oder auch Zusätze erhalten hatten, was diese Auslassung und Verkürzung erklärt. Keine der vorhandenen Handschriften gibt den Namen des Verfassers dieses Auszugs, oder auch den des Julius Valerius an, nur in der Perizonischen Abschrift stehen als Aufschrift die Worte: »Julii Valerii Alexandri regis magni Macedonum ortus vita et obitus«, wenn anders diese Aufschrift nicht von Perizonius herrührt, was wir fast vermuthen, da nach Pertz Archiv VII, p. 237 die Aufschrift in der Oxforder Handschrift lautet: »Ortus vita et obitus Macedonis Alexandri.« Dieselbe Aufschrift haben auch die beiden Handschriften zu Montpellier aus dem dreizehnten Jahrhundert (s. Catalog. d. Mss. de Departt. I, pag. 297 und 437) und die Englischen (siehe Pertz, Archiv IX, p. 497), während eine Brüsseler des zwölften Jahrhunderts (s. Pertz, Archiv VII, p. 539): »liber historiae magni Alexandri imperatoris« enthält. Die Haager Handschrift hat als Aufschrift: »Exceptio historiae magni Alexandri regis Macedonum«, die eine Leidner (des neunten Jahrhunderts) sogar: »Incipit liber Esopi cujusdam greci fabulatoris prosaico aeditus stilo de ortu actuve ac fine Alexandri Magni Macedonis«, die ältere Wolfenbüttler: »Incipit textus de ortu Magni Alexandri Macedonis.« In andern Handschriften findet sich »Gesta« oder »Vita Alexandri regis magni Macedonis«, und geht aus allen diesen Bezeichnungen dieses Auszug's nur die völlige Unbekanntschaft mit dem wahren Verfasser schon im neunten Jahrhundert hervor, sonst hätte man nicht das Buch dem Aesopus, dessen Fabeln in jenem wie in den vorausgehenden Jahrhunderten weit verbreitet waren und dessen Namen für jede Art von Fabeln oder fabelhafter fingirter Erzählung, es sei in Poesie oder in Prosa, gebraucht ward, zuschreiben können. Wir möchten daraus nur so viel schliessen, dass die Abfassung des Auszugs doch geraume Zeit vor das neunte Jahrhundert fällt, in welchem alle Erinnerung an den Verfasser des Auszugs

selbst verschwunden war, den wir in eine viel frühere Zeit setzen möchten, im Hinblick auf die Sprache und den Ausdruck, wie den ganzen Periodenbau, kurz die ganze stylistische Fassung. Denn das Ganze ist in einer einfachen und ziemlich reinen Sprache gehalten, die nur in wenigen Ausdrücken und Wendungen Anstoss erregen kann, und Einiges der Art ist gerade dem excerpirten Original entnommen, an welches sich der Verfasser des Auszugs möglichst zu halten sucht. Wenn wir z. B. etwa anstossen I, 24 bei der von der Olympias in ihrem Verhältniss zu Pausanias gebrauchten Phrase: cum — mulier consentiret, scilicet ut deserto Philippo ad illum transnuberet« an dem transnuberet ad illum, so ist zu bemerken, dass dieselbe Phrase im Original vorkommt, und dasselbe finden wir bei Ausdrücken, wie aetatula, homullus u. dgl., die übrigens noch in der älteren Latinität vorkommen. Wenn es I, 35 heisst: »Sed quum vos primi omnium extitistis, qui meis jussis insolentius obviaretis, terribile exemplum aliis praebebitis etc.«, so ist der Indicativ extitistis wohl daraus zu erklären, dass es in dem Original an der entsprechenden Stelle heisst: »At enim vos primi omnium extitistis, qui mihi insolentius obviaretis« und der nun folgende Satz von dem Epitomator als Nachsatz in seine Darstellung, in abgekürzter Form verwendet worden ist. Ueberhaupt wird man nirgends bei der Betrachtung der Sprache und Darstellung des Autors diesen engen Anschluss an sein Original ausser Acht lassen dürfen. Wir stossen daher auch z. B. II, 12 bei den Worten: »His Alexander auditis promissi et audaciae laudatum ad propria redire concessit« nicht an, wo die eine (jüngere Wolfenbüttler) Handschrift promissis bietet und das folgende et weglässt, da die Phrase gerade so bei Valerius sich findet und die mit laudatum zu verbindenden Genitive promissi et audaciae als Nachbildung Griechischer Construction erscheinen, wie schon bei Silius Punicc. IV, 259 »laudabat leti juvenem« (*ἐμακάριϭε τοῦ θανάτου*). An einer andern Stelle II, 15: »At vero Alexander — incidit in alium (alvei locum) non congelatum simulque in flumen ipse et equus in profunda cernuantes prosiliunt, jam quippe nox erat« kann allerdings der Ausdruck cernuantes befremden, wenn auch gleich das Verbum cernuare (sich überschlagen, einen Purzelbaum schlagen), bei Appulejus wie bei Fronto, um von Späteren nicht zu reden, vorkommt; allein er passt doch ganz gut in den Zusammenhang, ja selbst besser als das, was wir bei Mai lesen, der bei der Lückenhaftigkeit des Originals diese Stelle aus zwei Vaticanischen Handschriften des Auszugs ergänzt hat; hier heisst es: »incidit in alveum non congelatum simulque in flumen ipse et equus jam profunda rimantes prosiliunt: jam quippe nox erat.« Was soll hier jam profunda rimantes? es scheint sogar dem Gedanken zu widersprechen, und sieht beinahe aus wie eine Aenderung von Seiten dessen, welcher den Ausdruck cernuantes nicht verstand und nicht zu erklären wusste. Es war daher

von dem Herausgeber gewiss wohlgethan, die Lesart cernuantes, die in allen seinen Handschriften sich findet (nur in einer, der jüngeren Wolfenbüttler, steht cacientes, ein offenbarer Fehler) im Texte zu belassen. Anderes, wie z. B. der öftere Gebrauch von enim vero, oder von competens, oder e contra u. dgl. m. übergehen wir, da sich diess Alles auch in dem Original findet. Wir wollten nur an einigen Beispielen zeigen, wie selbst das, was man von Seiten des Sprachlichen etwa beanstanden könnte, nicht dem Verfasser des Auszugs, sondern dem Original, an das er sich möglichst anschloss, zuzuschreiben ist. Weitere und nähere Indicien über die Zeit, in welche der Verfasser des Auszugs zu setzen wäre, liegen nicht vor: wir möchten aber wegen der verhältnissmässigen Reinheit der Sprache und der Einfachheit des Stils in der Darstellung im Ganzen, den Epitomator nicht in das karolingische Zeitalter oder in die unmittelbar vorausgehende Zeit setzen, sondern lieber in eine frühere, bald nach dem vierten Jahrhundert.

Der, wie schon früher bemerkt, mit aller kritischen Sorgfalt behandelte Text ist, da er in den Handschriften ununterbrochen fortläuft, hier mit den Capiteln der Müller'schen Ausgabe des Pseudocallisthenes und des Valerius versehen und überdem ist in eckigen Klammern die abweichende Capiteleintheilung der beiden Ausgaben von Mai eingefügt mit den Zeichen M und R. Es ist auf diese Weise für die Bequemlichkeit der Leser in der Benützung des Auszugs gut gesorgt. **Chr. Bähr.**

Grundriss der Geschichte der Philosophie von Thales bis auf die Gegenwart. Erster Theil. Das Alterthum. Von Friedrich Ueberweg, Professor der Philosophie an der Universität Königsberg. Dritte, berichtigte und ergänzte und mit einem Philosophen- und Litteratorenregister versehene Auflage. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. 1867. XI und 298 S. 8.

Kaum war ein Jahr seit der Vollendung des dritten und letzten Theiles des vorliegenden Werkes verflossen, als schon eine dritte Auflage des ersten Theiles, welcher die Philosophie des Alterthums enthält, nöthig wurde. Dies beweist wohl mehr, als jede Anzeige, wie sehr das Buch einem dringend gefühlten Bedürfnisse des lehrenden und lernenden Publikums entgegenkommt. Es existirt auch in der That kein Grundriss, der, wie der vorliegende, durch eine so passende Anlage und Ausführung des Textes und seiner Erläuterung, durch ein in allen Theilen gleichmässiges, genaues Quellenstudium, durch Unbefangenheit in der Beurtheilung der Lehrmeinungen, durch eine alle philosophischen Disciplinen umfassende Darstellung, durch eine erschöpfende, zuverlässige Angabe aller Quellen und Hülfsmittel, durch die Vereinigung möglichster Kürze

mit umfassender, eingehender Stoffbehandlung, klarer ansprechender Darstellungsgabe mit gerechter Würdigung aller andern gelehrten Forschungen sich so vortheilhaft auszeichnete und dem Lehrer, wie dem Lernenden ohne den beengenden Einfluss eines Schulsystems so viele Winke zum weiteren Nachdenken und Erforschen böte. Der Unterzeichnete hat die drei Theile des werthvollen Buches in diesen Blättern ausführlich angezeigt und beschränkt sich daher in gegenwärtiger Anzeige lediglich auf die Angabe des neu Hinzugekommenen.

Der Grundriss wurde in dem vorliegenden ersten Theile seiner Anlage nach nicht erweitert, dagegen aber an sehr vielen Stellen im Einzelnen berichtigt und vervollständigt. Ueberall wurden die neuesten literarischen Erscheinungen berücksichtigt. Zugleich wurde, um der didaktischen Aufgabe zu genügen, Manches klarer dargestellt.

Die bedeutende Erweiterung (Berichtigung und Ergänzung) dieses Theiles wird eine Uebersicht der Zusätze am besten darthun.

S. 12 werden als Hülfsmittel für die Geschichte der Philosophie die seit der zweiten Auflage erschienenen Werke von F. Michelis (1865), Erdmann (1866), F. Schmid aus Schwarzenberg (1867), E. Zeller (geschichtliche Abhandlungen, 1865), Prantls Fortsetzung der Geschichte der Logik im Abendlande (bis inclus. Bd. III, 1867) angeführt. Hermanns Geschichte der Philosophie ist nicht erwähnt. Was die Geschichte der einzelnen philosophischen Doctrinen betrifft, so wurden schon in den früheren Ausgaben die darauf bezüglichen historischen Schriften namhaft gemacht. In der neuen Auflage kommen (S. 13) hinzu das System der Ethik von J. G. Fichte, die Werke von Rossbach, Röder, Trendelenburg, Rob. v. Mohl, Bluntschli (S. 14).

Bei den orientalischen Theoremen folgt (S. 19) als Zusatz die Erwähnung von Bluntschlis asiatischen Gottes- und Weltideen (1866), Gobineau's: Les réligions et les philosophies dans l'Asie centrale (Paris, 1865) und von Joh. Heinr. Plath: Die Religion und der Cultus der alten Chinesen (in den Abhandl. der philos. philolog. Classe der k. bayer. Akademie der Wissenschaften, Bd. IX. Abth. 3, München 1863, S. 731—969), von Emil Schlagintweit über den Buddhismus (1864), L. Diestel: Ueber Setyphon, Asahel und Satan in Niedners Zeitschrift für historische Theologie (1860), Ollivier Baurегard: Les divinités égyptiennes (Paris 1866). Ueber die jüdischen Religionsanschauungen wird A. Ewalds und L. Herzfelds Geschichte des Volkes Israël, über die jüdische Dämonologie Alexander Kohut in den Abhandlungen für Kunde des Morgenlandes, herausgegeben von Herm. Brockhaus (besonders abgedruckt Leipzig 1866) als Hülfsmittel aufgeführt (S. 20).

Bei den Quellen der griechischen Philosophie finden wir (S. 22) die Zusätze der umfassenden Schrift des Theophrastos *περὶ φυσικῶν*, von der Fragmente erhalten sind, und von welcher ein Auszug Späteren als eine Hauptquelle ihrer Angaben gedient zu haben scheint (Usener, Analecta Theophrastea, Lips. 1858) und der polemischen Schriften des Epikureers Kolotes. Als Anfangsjahr der Regierung des Ptolomäus Philadelphus wird 285 v. Chr. bezeichnet und beigefügt, dass die alexandrinische Bibliothek schon unter seinem Vater durch Demetrius, den Phalareer, der 294 v. Chr. nach Alexandrien kam, verbreitet wurde, dass Kallimachus aus Cyrene 294—224 v. Chr. als Vorsteher der Bibliothek dem Zenodotus folgte (S. 22). Ferner wird Aristophanes von Byzanz (254—177 v. Chr.) nach Eratosthenes (267—194) und nach der um 144 v. Chr. verfassten metrischen Chronik des Apollodorus genannt. Zugleich wird auf Naucks Sammlung der Fragmente des Byzantiners Aristophanes hingewiesen. Der letztere lieferte eine Ergänzungsarbeit zu den Tafeln (*πίνακες*) des Kallimachus aus Cyrene (ebend.). Ebenso hat Hermippus aus Smyrna (um 200 v. Chr.) ein Supplement zu den Kallimachischen Tafeln geliefert, woraus Favorinus und mittelbar auch Diogenes Laërtius Vieles entnahmen. Auch wird, was die Alexandriner betrifft, (S. 23) beigefügt: »Wie unkritisch viele jener Alexandriner, insbesondere Hermippus und Satyrus, in ihren biographischen Angaben verfuhren, indem sie manche Fictionen früherer für historische Wahrheit nahmen und mit eigenen Erdichtungen vermehrten, hat schon Luzac (lectiones Atticae, Lugd. Bat. 1809) nachgewiesen.«

Von den Schriften Späterer werden für die Geschichte der Philosophie genannt ausser Suidas (etwa um 1000 im Lexikon) noch ein spät verfasster Auszug aus Diogenes Laërtius erwähnt und daran die Bemerkung geknüpft, Suidas scheine die dem Hesychius von Milet zugeschriebene Schrift: *Περὶ τῶν ἐν παιδείᾳ διαλαμψάντων σοφῶν* (Lehrs im rhein. Mus. XVII, 1862, S. 453—457) benutzt zu haben.

Bei Eusebius (de praeparat. evang.) wird (S. 25) bemerkt, dieser habe den Pseudo-Plutarch: De placitis philosophorum stark gebraucht, bei den Eclogen des Jo. Stobaeus, dass die betreffenden Partien der eclogae mit Pseudo-Plutarch: De placitis philosophorum und mit Pseudo-Galen übereinstimmen, stellenweise aber die gemeinsame Quelle vollständiger excerpiren. Bei den neuern Hülfsmitteln zum Studium der griechischen Philosophie sind (S. 26) neu hinzugekommen die Fortsetzung der Geschichte der Entwicklungen der griechischen Philosophie von Brandis (von den Stoikern und Epikureern bis auf die Neuplatoniker), nebst den 1866 erschienenen Ausführungen als 2. Abth. des 3. Th. des Handb. (1864), von L. Lenoël: Les philosophes de l'antiquité, Paris 1865, von M. Morel, hist. de la sagesse et du gout chez les Grecs, Paris (1865), Franco Fiorentino, Saggio storico sulla filosofia greca, Firenze, 1865, W. A.

Butler, lectures on the history of ancient philosophy, edited by M. H. Thomson, 2 vols. London, 1866.

Ueber Rechts- und Staatslehre der Griechen sind als Zusätze aufgeführt: Ihering's Werk: Geist des römischen Rechts auf den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung, Leipzig, 1852 ff.; über antike Aesthetik: Eduard Müller, Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten (1834—1837), Zimmermann's Aesthetik, A. Kuhn, die Idee des Schönen in ihrer Entwicklung bei den Alten bis in unsere Tage, 2. Auflage, Berlin, 1865, über die Unsterblichkeit der Seele Karl Arnold (1864); über die Einheit Wagener de uno sive unitate apud Graecorum philosophos, Potsdam, 1863.

In der ersten Periode der griechischen Philosophie, der vorsophistischen oder der Vorherrschaft der Kosmologie, wird bei Thales der Saros d. h. die von den Chaldäern durch fortgesetzte Beobachtung aufgefundene Periode der Mond- und Sonnen-Verfinsterungen schon in der früheren Auflage als Etwas angeführt, mit welchem Thales möglicher Weise bekannt war, und dazu bemerkt (S. 38), dass auf Grund dieses Saros nur die Mond-, nicht die Sonnenfinsternisse für einen bestimmten Ort mit zureichender Wahrscheinlichkeit vorauserkanntwerden konnten und dass daher die dem Thales zugeschriebene Vorausverkündigung nur als eine vielleicht auf Grund seiner naturwissenschaftlichen Erklärung einer schon wirklich eingetretenen Sonnenfinsterniss entstandene Sage anzusehen sei. Hiezu ist Henri Martin: Sur quelques prédictions d'éclipses mentionnées par des auteurs anciens (revue archéologique IX, 1864, S. 170—199) erwähnt. Zugleich sind Zusätze über Thales' Abstammung, seine Auszeichnung in der Politik, die ihm später beigelegten Schriften z. B. *ναυτικὴ ἀστρολογία*, die Aeusserungen des Aristoteles über diesen Jonier (S. 38) eingeschalten.

Zu den Schriften über Anaximander von Milet werden ausser der älteren, in Hissmanns Magazin verdeutschten Abhandlung des Abbé de Canaye auch Krische, Forschungen I, S. 42—52 hinzugesetzt, eben so bei Anaximenes von Milet und Diogenes von Apollonia (S. 40 u. 41). Bei Erwähnung der Monographie Ferd. Lassalle's: Die Philosophie Herakleitos' des Dunkeln von Ephesus, 2 Bde. Berlin, 1858 ist zur Vergleichung angeführt: Raffaele Mariano: Lassalle e il suo Eraclito, Saggio di filosofia Egheliana, Firenze, 1865 (S. 43).

Die Pythagoreer erhalten die Zusätze: Ed. Zeller: Pythagoras und die Pythagorassage (Vorträge u. Abhandl. Leipz. 1865, S. 30—50), Georg Rathgeber: Grossgriechenland und Pythagoras, Gotha, 1866, L. Prowe: Ueber die Abhängigkeit des Copernicus von den Gedanken griechischer Philosophen und Astronomen, Thorn, 1865, S. 48 u. 49); insbesondere Alcmaeo von Kroton: Krische, Forschungen I, S. 68—78, die Fragmente des Epicharmus: Leopold Schmidt, quaestiones Epicharmeae, spec. I, Bonnae, 1846, Jacob Bernays, Epicharmos im rhein. Mus. 1853,

Aug. O. Fr. Lorenz, Leben und Schriften des Koërs Epicharmos nebst einer Fragmentensammlung, Berlin, 1864, G. Bernhardy, Grundriss der griech. Litt. zweite Bearbeit. 1859, II^b, S. 458 ff. (S. 49).

S. 50 und 51 enthalten Zusätze von Schaarschmidt's Untersuchungen über die Unechtheit vieler von Böckh gesammelter Philolaos'scher Fragmente.

S. 52 wird die pythagoreische Tafel der fundamentalen Gegensätze behandelt und dieselbe als von einigen Pythagoreern«, nicht von Alkmäon verfasst, bezeichnet. Von dem letzteren wird beigefügt, dass er ein Arzt war und Aristoteles Metaph. I, 5 von ihm sagt: *Ἐγένετο τὴν ἡλικίαν ἐπὶ γέροντι Πυθαγόρᾳ*, und dass er ohne Annahme einer bestimmten Zahl von Gegensätzen die Vielheit des sich auf die Menschen Beziehenden auf eine Zweiheit zurückgeführt habe.

S. 53 finden wir bei Epicharmos aus Kos die Bemerkung, Plato habe Theaet. p. 152 A gesagt, der Komiker Epicharm huldige, wie Homer, der von Heraklit auf ihren allgemeinsten philosophischen Ausdruck gebrachten Weltanschauung, die in dem Wahrnehmbaren und Veränderlichen das Reale finde, und eine Hinweisung auf die Nachbildung eines pythagoreischen Lehrgedichtes des Epicharmus durch den römischen Dichter Ennius und auf die frühzeitigen Fälschungen unter Epicharms Namen.

Die Lehren des Philolaos werden wegen der Bestreitung der Echtheit der Fragmente nicht, wie früher, im Texte, sondern am Schlusse der in engerem Drucke mitgetheilten Ausführungen (S. 53) gegeben.

Bei den Eleaten werden ausser den früheren Hülfsmitteln erwähnt: Theodor Vatke, Parmen. Veliensis, doctrina qualis fuerit, diss. inaug. Berol. 1864 (S. 54), bei den Sophisten: R. Wecklein, die Sophisten und die Sophistik nach den Angaben Plato's, Würzburg, 1866 (S. 76), bei Protagoras das neue Citat: Plutarch. adv. Coloten, IV, 2 (S. 78). Zu Protagoras wird eine Aeusserung Göthe's (Göthe-Zelter'scher Briefwechsel, V, 354), welche Jac. Bernays in seiner Abhandlung über »die Wirkung der Tragödie, Breslau, 1858 anführt, erwähnt und auf das Verdienst jenes Sophisten um sprachliche Untersuchung hingewiesen. Dabei werden die Stellen Plato Phaedr. 267, c, Diog. Laërt. B. IX, 53, Aristot. Poët. c. 19 zur Erörterung eingeflochten (S. 79).

Bei Gorgias aus Leontini bemerkt der Herr Verf. (S. 80), sein Leben falle nach Frei etwa zwischen 483 und 375, er habe nach einer unzuverlässigen, jedoch möglicherweise wahren Angabe des Athenäus XI, 505 D das Erscheinen des Platonischen Dialogs Gorgias noch erlebt und denselben missbilligt und scheine die letzte Zeit seines Lebens in dem thessalischen Larissa zugebracht zu haben, er habe die Tragödie als einen wohlthätigen Trug bezeichnet (Plut. de gloria Atheniensium 8.).

Bei dem Sophisten Prodikus aus Keos folgen ausser andern Hülfsmitteln die Zusätze: Hummel de Prodico Sophista, Leyden, 1847, E. Cougny, 1858, Diemer, Corbach, 1859, Krämer, die Allegorie des Prodikos und der Traum des Lukianus in den N. Jahrb. f. Phil. u. Päd. Bd. 94, 1866, (S. 81) und die Bemerkung, in der Synonymik des Prodikus liege dessen erheblichstes Verdienst. Zugleich ist hier eingeschalten, dass die Menschen der Vorzeit das Nutzen Bringende vergötterten, das Brod als Demeter, den Wein als Dionysos, das Feuer als Hephästos verehrten (Cic. de nat. Deorum I, 42, 118; Sextus Empir. adv. Mathem. IX, 18, 51).

Bei den spätern Sophisten werden als Hülfsmittel genannt: Vahlen: Der Sophist Lykophron, der Rhetor Polykrates (rhein. Mus. N. F. XXI, S. 143 ff.) Unter diesen Sophisten wird auch Antiphon erwähnt, nicht mit dem Redner gleiches Namens zu verwechseln, der sich mit Problemen der Erkenntnisslehre (περὶ ἀληθείας, nach welcher Schrift nur das Individuelle Realität hat), Mathematik, Astronomie, Meteorologie und Politik beschäftigte, ferner der Architekt Hippodamus von Milet, wie auch Phaleas, der Chalkedonier, mit ihren politischen Theorieen (S. 82 u. 83).

Als politischer Grundgedanke des Sokrates wird S. 87 dieser bezeichnet, dass dem Einsichtigen, philosophisch Gebildeten die Herrschaft gebühre. Bei den Hülfsmitteln zum Studium des Sokrates ist hinzugesetzt: Ferd. Friedr. Hügli, das Dämonium des Sokrates, Bern, 1864 (S. 90), bei den Megarikern Schaarschmidt's Sammlung der Plat. Schriften, Bonn, 1866, S. 210 ff. (S. 94), bei Phädo von Elis Prellers kleine Schriften, herausg. von R. Köhler, bei Antisthenes, dem Gründer der cynischen Schule, Krische, Forschungen I, S. 234—246, bei Krates die ihm zugeschriebenen unechten 38 Briefe, herausg. von Boissonade in: Notices et extraits de manuscripts de la bibliothèque du roi t. IX. Paris, 1827 (S. 96). Zugleich werden unter der Rubrik der cynischen Schule die Fragmente des Demonax aufgeführt, von welchen F. V. Fritzsche de fragm. Demonactis philos., Rostock und Leipzig 1866, handelt.

S. 98 weist der Herr Verf. unter Anführung einer Stelle aus Zeller über den Stoicismus auf den Cynismus des ersten Jahrhunderts n. Chr. hin, welcher als blosse Sittenpredigt auf's Neue hervortrat, erwähnt dessen viele leere Ostentationen und zählt unter den besseren Cynikern der spätern Zeit Demetrius, Seneca's und des Thrasea Paetus Freund, Oenomaus von Gadara zur Zeit Hadrians (Euseb. praepar. evang. V, 18 ff.), welcher das Orakelwesen bekämpfte, den von Lucian gepriesenen Cyprier Demonax (50—150 n. Chr.), welcher am Cynismus mehr sokratisch mild, als schroff festhielt, auf.

Unter den Hülfsmitteln für die Philosophie der Cyrenaiker ist S. 99 die Abhandlung von Ganss über Euemerus (Quaestiones Euhemereae, Kempen, 1860, genannt. Wenn H. von Stein in seiner Schrift: De philosophia Cyrenaica die chronologischen Verhältnisse

dahin bestimmt, dass Aristipp, der Gründer der cyrenaischen Schule um 435 geboren, seit 416 in Athen, 399 in Aegina, 389—388 mit Plato bei dem ältern, 361 mit ebendemselben bei dem jüngern Dionysius und nach 356 wieder in Athen gewesen sei, so betont derselbe Schriftsteller in seiner Geschichte des Platonismus, II, S. 61 die Unsicherheit der Ueberlieferung dieser Annahme (S. 99).

Auf die in der ersten Auflage genannte Lebensbeschreibung Plato's von Olympiodorus folgt S. 103: Vita Platonis ex cod. Vindob. ed. A. H. L. Heeren in Bibl. der alten Litt. und Kunst, Gött. 1789; auch in *Βιογράφοι* ed. Westermann, Brunsv. 1845. Die Vita findet sich im sechsten Bande der K. F. Hermann'schen Ausgabe der Platonischen Schriften.

Zu den Schriften über **Plato** kommen neu hinzu (S. 103) die Arbeiten von George Grote: Plato and the other companions of Socrates, London, 1865, von Heinrich von Stein, welcher in seinem Werke: Der biographische Mythus und die literarische Tradition die Angaben über das Leben des Plato kritisch behandelt und fast das ganze Leben desselben als unhistorisch und unzuverlässig ansieht, von Schaarschmidt: Sammlung der Platonischen Schriften, Bonn, 1866, von E. Welper das romanhafte Werk: Plato und seine Zeit, 1866. Bei der Prüfung der Echtheit der Platonischen Schriften ist von Aristoteles auszugehen. Vieles ist zweifelhaft. Die echt scheinenden Dialoge werden von den unechten getrennt und Ansichten des Herrn Verf. über die Aufeinanderfolge der Platonischen Schriften, wobei sehr Weniges als gewiss feststeht, angedeutet (S. 108 u. 109). Von den fremden Uebersetzungen der Platonischen Werke wird die italienische Uebersetzung von Rug. Bonghi: Opere di Platone nuovamente tradotte, Milano, 1857 genannt (S. 109), von Monographien über einzelne Schriften Plato's Meinardus: Wie ist Plato's Protagoras aufzufassen? Progr. Oldenb. 1865 (S. 110). Der Herr Verf. entwickelt in seinen Zusätzen die Ansichten Grote's und Schaarschmidt's über die Echtheit und Zeitfolge der Platonischen Dialoge (S. 112 und 113). Zu den Monographien über Plato's Ideenlehre werden als Zusatz angefügt (S. 120) die platonische Ideenlehre von Hermann Cohen in der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft von Lazarus und Steinthal, Bd. IV, Berlin, 1866, Schneidewins disquisitiones philosophicae über Plato's Theätetus, Trendelenburg's Festgruss an Gerhard (1865). Bei der Platonischen **Sprachphilosophie** wird nachträglich C. Schaarschmidt, die Unechtheit des Dialogs Kratylus, im rhein. Mus. N. F. XX, 1865 genannt. Zu Plato's **Gotteslehre** werden als neuere Hülfsmittel beigesetzt die Abhandlungen von Ant. Erdtmann (1855), G. F. Rettig (1866), bei Plato's Naturlehre Heinr. von Stein (Gött. Anz. 1862), Friedr. Ueberweg (Zeitschr. für Philos. Bd. 42, 1863), Böckh im dritten Bande seiner gesammelten kleinen Schriften, 1866, bei der **Unsterblichkeitslehre** Alb. Bischoff (Phädon, Erlangen, 1866)

angeführt (S. 126). Bei Plato's Ethik und Politik finden wir (S. 131 u. 132) die neuen Zusätze von Eman. Grundey (Berl. 1865), Glasers Jahrb. für Gesellschafts- und Staatswissenschaften, Bd. VI, Heft 4, 1866, bei Plato's Erziehungslehre Hahn (die pädagog. Mythen Plato's, 1860). S. 138 ist unter der Rubrik der Akademie bei Krantor beigefügt: Er »starb vor Polemo (Diog. L. IV, 27)« und »Krates leitete nach Polemo die Schule, wie es scheint, auf kurze Zeit.«

S. 143 werden ausser den in frühern Auflagen erwähnten Uebersetzungen und Erklärungen der Aristoteles'schen Werke von Barthélemy St. Hilaire die französischen Uebersetzungen der Meteorologie (1863), der Schriften de coelo (1866), de generatione et corruptione, de Melisso, Xenophane et Gorgia und des Uebersetzers introduction sur les origines de la philosophie grecque (1866) genannt. Als nachträgliche neuere Hülfsmittel zur Aristoteles'schen Politik sind eingeschalten die Abhandlungen von W. Oncken und Susemihl (S. 144), zur Beurtheilung der Schriften des Aristoteles (S. 145) die Arbeiten von W. Eucken (1866), E. Essen (1866), Aristoteles Pseudepigraphus (Lips. 1863), Emil Heitz (die verlorenen Schriften des Aristoteles, 1865). Bei der Geschichte der Schriften des Aristoteles findet sich S. 52 der Beisatz: »Die Annahme, dass mehrere philosophische Hauptschriften des Aristoteles in der Zeit nach Theophrast und Neleus bis auf Apelliko und Andronikus unbekannt gewesen seien, erhält eine gewisse Bestätigung durch das Verzeichniss der Aristotelischen Schriften bei Diog. L. V, 22—27, dessen letzte Quelle höchst wahrscheinlich der (wie es scheint, durch Hermippus angefertigte oder erläuterte) Katalog Aristotelischer Schriften auf der Alexandrinischen Bibliothdk ist.« Dabei wird auf Emil Heitz: Die verlorenen Schriften des Aristoteles (Leipz. 1865) verwiesen. Von neueren Specialschriften über die logischen Schriften des Aristoteles kommen hinzu J. Hermann (Quae Arist. de ultimis cognoscendi principiis docuerit, 1864), Aristotle on fallacies or the sophistical elenchi, with a translation and notes von Edward Poste, London, 1866 (S. 154).

S. 155 wird weiter ausgeführt das Verhältniss der Logik des Aristoteles als Propädeutik seines ganzen Systems. S. 164 wird die populäre Behandlung des Gottglaubens durch Aristoteles mit Hinweisung auf eine Stelle in Bernays' Schrift: Die Dialoge des Aristoteles angedeutet. Zu den naturwissenschaftlichen Aristotelischen Schriften werden die Hülfsmittel von George Lewes (Aristotle, a chapter from the history of science, London 1864, deutsch von Jul. Victor Carus, 1865, Anzeige von J. B. Meyer in Gött. Gel.-Anz. 1865), zu den psychologischen A. Gratacap Arist. de sensibus doctrina, Montpellier, 1866, angeführt (S. 165 und 166). S. 168 findet sich eine interessante Bemerkung über die Zeugungslehre des Aristoteles und dessen Ansicht von der generatio aequivoca oder spontanea eingeschalten. Bei der Aristotelischen

Ethik wird die Schrift von Traug. Brückner, das Verhältniss der Kantischen Moral (de tribus ethices locis etc. Berol. 1866), bei der Lehre von Poësie und Kunst die Abhandlungen von Gerh. Zillgenz, 1865, von Paul Grafen York von Wartenburg, 1866, Untersuchungen von Wachsmuth, Vahlen, Susemihl, Teichmüller u. A., bei der Erziehungslehre die Dissertation von Alb. Janke, 1866, zu den früher erwähnten Hülfsmitteln hinzugefügt. Unter der Kunstlehre ist S. 178 eingeschalten: »Schön ist das Gute, wenn es als solches zugleich angenehm ist (Rhet. I, 9). Die Schönheit besteht in Grösse und Ordnung (Poët. c. 7).«

Von Aristoteles kommen wir zu den Aristotelikern. Als Zusätze folgen die neueren Hülfsmittel für Theophrast von Jacob Bernays, Theophrastos' Schrift über die Frömmigkeit, 1866, für Eudemus Spengel's Eudemi Rhodii fragmenta, Berol. 1866, für Aristoxenus Paul Marquard (de Aristox. Tarent. element. harmonicis, 1863), für Straton von Lampsakus Krische's Forschungen I, S. 349—358, für Aristo von Keos die Untersuchungen von F. Ritschl und Krische (S. 181). Von den spätern Peripatetikern wird Adrastus genannt und über ihn auf Martins Schrift: Theo Smyrnaeus (Paris, 1849) verwiesen, ferner Nicolaus von Damascus und über ihn Conrad Trieber (Quaest. Laconic. Berol. 1867). Bei Aristoxenus, dem Musiker, wird bemerkt, dass er ausser den Elementen der Harmonik auch Biographien von Philosophen, insbesondere von Pythagoras und Plato verfasst habe (S. 183). S. 184 werden nachträglich Diodotus, der Bruder des Boëthus, und Xenarchus als Peripatetiker angeführt und die compendiarische Darstellung der peripatetischen Philosophie durch Nicolaus von Damaskus und die Bearbeitung der Logik und Physik durch den Peripatetiker Aristo angedeutet (S. 184). S. 184 und 185 finden wir eine Einschaltung über die Exegese der Aristotelichen Schriften, welche in der Kaiserzeit das Hauptverdienst der Peripatiker ist. Es findet sich hier eine Andeutung der exegetischen Leistungen des Alexander von Aegae, eines Lehrers Nero's, des Aspasius, Adrastus, Herminus, Aristokles und besonders des Alexanders von Aphrodisias.

Es folgen die hervorragenden Stoiker (S. 186). Ueber Zeno's Gotteslehre handelt nach den neuen Zusätzen (S. 186) Krische, Forschungen I, S. 365—404, über dieselbe Lehre nach Aristo von Chios derselbe a. a. O. S. 404—415, über Persäus derselbe a. a. O. S. 436—443, über Kleanthes derselbe a. a. O. S. 436—445, über Diogenes von Babylon derselbe S. 482—491, über den römischen Stoicismus Martha (les Moralistessous l'empire Romain, philosophes et poëtes, Paris, 1864), P. Montec (le Stoicisme à Rome, Paris, 1865), über Musonius Rufus Bäbler im N. Schweizerischen Museum IV, 1, 1864, Otto Bernhardt (Monographie über den genannten Philosophen, Sorau, 1866), über Marc Aurel E. Zeller in dessen Vortr. u. Abhandl.

Leipz. 1865. Als Schüler des Stoikers Panätius wird nachträglich G. Mucius Scaevola (gest. 82 v. Chr.) genannt und dessen Unterscheidung der dreifachen Theologie angeführt. Auch M. Terentius Varro (115—25 v. Chr.) huldigte denselben Ansichten (S. 190). Von den Stoikern unter den römischen Kaisern kommt vor Heraklitus oder Heraklides zur Zeit des Augustus, Attalus zur Zeit des Tiberius und Chäremon zur Zeit des Nero (S. 191).

Als Stoiker werden auch die Republikaner Thrasea Paetus und Helvidius Priscus mit den bezüglichen Citaten genannt. Zur Erklärung der stoischen Schlusslehre sind Stellen aus Prantl's Geschichte der Logik und Zeller's Philosophie der Griechen angeführt (S. 195).

Wir kommen zu den Epikureern. Hier finden wir (S. 203) die Erwähnung neuer Bruchstücke aus der Schrift Epikurs (περὶ φύσεως) in dem 6. Bande der Hercul. voll. collectio altera, dessen erster Fascikel zu Neapel 1866 erschien, der Herkulanischen Studien von Theodor Gumperz, zweites Heft: Philodem über Frömmigkeit, 1866, der Brieger'schen Uebersetzung des Lucrez vom Wesen der Dinge (1866). Epikurs Naturphilosophie wird (S. 209) also charakterisirt: »Nur auf Abwehr theologischer Erklärung und Feststellung des naturalistischen Princips, nicht auf gesicherte naturwissenschaftliche Erkenntniss geht Epikurs wesentliches Interesse in seiner Naturphilosophie.« Unter der Ueberschrift der Epikureischen Ethik lesen wir (S. 212): »Die sittlichen Gesetze sind nach der Epikureischen Doctrin weder den Menschen angeboren, noch auch von Gewalthabern denselben aufgenöthigt worden, sondern aus der Einsicht der hervorragenden und leitenden Männer in das der menschlichen Gesellschaft Nützliche (συμφέρον) hervorgegangen (Hermarchus bei Porphyr. de abstin. I, c. 7—13; Bernays, Theophr. Schrift über Frömmigkeit, Berlin, 1866, S. 8 ff.). Hinsichtlich der Bedeutung des Epikureismus wird S. 214 A. Lange's Gesch. des Materialismus, 1866, angeführt.

An die Epikureer reiht sich der Skepticismus. Hier finden wir in Zusätzen bei Pyrrho (S. 219) erwähnt D. Zimmermann, Darstell. der Phyrrh. Philos. u. s. w., im römischen Eklekticismus bei der Religion der Römer E. Zeller (24. Heft der gemeinverst. wissensch. Vorträge von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorf, 1866), bei Cicero als Philosophen die Abhandlungen von C. M. Bernhardt (1865), F. Hasler und Hugo Jentsch (1866).

Der Herr Verf. macht nicht den Sokrates, sondern die Sophisten zum Wendepunkte in der Geschichte der griechischen Philosophie, während Ref. das Erstere für zweckmässiger hält, da der Einfluss des Sokrates ein auf alle Hauptsysteme späterer Zeit dauernder, nachhaltiger ist. Er nennt die Periode der vorsophistischen Philosophie den Zeitraum der Vorherrschaft der Kosmologie. In der zweiten Periode bis zu den Skeptikern ist die An-

thropologie, in der dritten, der Prriode der Neuplatoniker und ihrer Vorgänger, die Theosophie vorherrschend.

In diesem dritten Zeitraume findet sich bei der allgemeinen Kennzeichnung des Neuplatonismus als Beisatz die Bemerkung: »Der Neuplatonismus ist der Synkretismus der orientalischen (insbesondere der alexandrinisch-jüdischen) und der hellenischen Bildung unter der Form des Hellenismus; die jüdisch-alexandrinische Religionsphilosophie und die christliche Gnosis ist derselbe Synkretismus unter der Form des Orientalismus.« Zugleich wird auf eine Stelle in Zimmermann's Geschichte der Aesthetik hingewiesen, nach welcher Plato's Versuch, orientalische Mystik in wissenschaftliche Forschung zu übersetzen, im Neuplatonismus mit einer Rückübersetzung des Gedankens in Bilder endet (S. 225). Bei den einzelnen Neuplatonikern, insbesondere dem Pseudo-Phokylides (eine moralphilosophische, judaisirende Poësie) finden wir die Abhandlung Leopold Schmidt's im 75. Bande von Jahn's Jahrbüchern (S. 228), bei den Neupythagoreern, insbesondere bei Apollonius Tyanensis A. Chassang, le merveilleux de l'antiquité, Apoll. de Tyan. (1862, 2 ed. 1864), Iwan Müller in der Zeitschr. f. Theol. und Kirche von Delitzsch und Guerike, 24. Jahrg. (S. 235), was das Verbot des Fleischgenusses durch die Neupythagoreer betrifft, eine Stelle aus Bernays: Theophrast's Schrift über Frömmigkeit (S. 236), bei den Neuplatonikern überhaupt Heinrich Kellner, Hellenismus und Christenthum, 1865 in Köln erschienen, (S. 242) bei Erennius insbesondere dessen Beziehung der Metaphysik auf das jenseits der Natur Liegende nach Brandis' Andeutung im Jahrg. 1831 der Abhandl. der Berl. Akad. (S. 243), bei Plotin Arthur Richter's neuplatonische Studien (1864—1867), die Schrift von E. Grucker, de Plotinianis libris, bei Porphyrius die 1866 erschienene Jacob Bernays'sche Schrift des Theophrastos über die Frömmigkeit (S 246 und 247) erwähnt, und bei den Lehren Plotins einige Zusätze (S. 247) eingeschalten. In Bezug auf die Schönheit nach Plotins Auffassung wird S. 254 bemerkt: »Nicht in der blossen Symmetrie, sondern in der Herrschaft des Höheren über das Niedere, der Idee über den Stoff, der Seele über den Leib, der Vernunft und des Guten über die Seele liegt das Wesen der Schönheit. Die künstlerische Darstellung ahmt nicht bloss die sinnlichen Objecte nach, sondern zuhöchst die Ideen selbst, deren Abbilder die Objecte sind.«

(Schluss folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Ueberweg: Geschichte der Philosophie. 3. Aufl.

(Schluss.)

Als Gegner der Schrift des Porphyrius gegen die Christen sind Methodius, Eusebius aus Cäsarea, Apollinarius und Philostorgius genannt (S. 256). Zu den Schriften der Neuplatoniker ist die von L. Spengel in München 1859 zuerst herausgegebene Schrift des Dexippus, dubitationes et solutiones in Aristotelis categorias, hinzugefügt (S. 257). Als Hülfsmittel kommen hinzu bei dem römischen Kaiser Julian, dem Apostaten, Baur's christliche Kirche vom 4—6. Jahrh., Schaff's 1867 erschienene Geschichte der alten Kirche und der Jahrgang 1867 der Zeitschrift für hist. Theol. herausgeg. von Kahnis, als Quelle bei Themistius die von Spengel 1866 herausgegebene Schrift dieses Neuplatonikers: Themistii paraphrases Aristot. librorum, quae supersunt (S. 258). Bei Proklus ist die Unvollständigkeit des Mediceischen Codex der Abhandlung desselben über Plato's Staat mit dem Index des vollständigen Commentars erwähnt unter Hinweisung auf Val. Rose in Hermes II., und beigefügt, der Salviatische Codex aus Florenz, jetzt in Rom befindlich, enthalte die fehlenden Abschnitte, doch mit manchen Lücken, wobei auf Mais Spicileg. Rom. VIII. praef. hingewiesen wird (S. 260). Als neue Hülfsmittel zum Studium des Proklus werden A. Berger (Proclus, exposition de sa doctrine, Paris, 1840), Steinhart (Art. Proklus, in Pauly's Realencykl. d. cl. A. Bd. VI, S. 62—76) bezeichnet. Nachträglich sind (S. 261) zu den Commentaren des Simplicius K. Enks deutsche Uebersetzung des Commentars des Simplicius zu Epiktets Enchiridion (1867) und der Commentar des Simplicius zu den vier Büchern des Aristoteles vom Himmel (Utrecht, 1865) erwähnt.

Von S. 265—267 folgt in einem Anhange die Tabelle über die Succession der Scholarchen. Daran reihen sich Berichtigungen und Zusätze zur dritten Auflage des ersten Theiles, zur zweiten Auflage des zweiten und zur ersten Auflage des dritten Theiles (S. 269—275) und ein alphabetisches Register zum ersten, die Philosophie des Alterthums enthaltenden Bande der vorliegenden Ausgabe des Grundrisses (S. 277—298). Es ist genau und vollständig von Dr. Ferd. Ascherson ausgearbeitet, »der sich, wie früher, auch diesmal wiederum in mehrfacher Weise um die Correctheit des Buches verdient gemacht hat« (Vorrede zur dritten Auflage des ersten Theiles S. VII). Das Register enthält sowohl die Namen

der in diesem Theile erwähnten Philosophen, als auch der darin vorkommenden Geschichtsschreiber der Philosophie und Litteratoren. Es ist so angelegt, dass es durch verschiedene Zeichen für die Besitzer aller drei Ausgaben brauchbar wird.

v. Reichlin-Meldegg.

Sciences mathématiques et physiques au commencement du XIX^e^ siècle. Par Ad. Quetelet, directeur de l'observatoire royal de Bruxelles, etc. Bruxelles, librairie européenne de C. Muquardt. 1867. (IV u. 754 S. in 8.).

Das vorliegende umfangreiche Werk des berühmten Verfassers ist eine Art Fortsetzung seines frühern Buches: »Histoire des sciences mathématiques et physiques chez les Belges«, dies wenigstens in so ferne, als er hier die Dokumente, die er bei Abfassung des letztgenannten Werkes sammeln musste, und welche die Geschichte des laufenden Jahrhunderts betreffen, niederlegt oder theilweise verarbeitet, damit sie zu einer eigentlichen Geschichte später verwendet werden können. Wir haben es also auch keineswegs mit einer systematisch zusammenhängenden Darstellung zu thun, da — wie so eben gesagt — das nicht Absicht des Verfassers war; vielmehr spielt derselbe in weitaus dem grössten Theile des Buches die Rolle des Biographen, der jedoch ganz besonders bei dem verweilt, was er selbst gesehen und gehört, selbst mit erlebt hat. Das aber erzählt er in einer so lebendigen und dabei herzgewinnenden Weise, dass man das Buch mit immer steigendem Interesse liest, und sich wahrhaft stärkt und aufrichtet an den Beispielen, die von liebender Freundeshand uns vorgeführt werden. Glücklich der Mann, welcher einen solchen Biographen erhält; glücklich aber auch das Land, das seine Kinder, die sich auszeichnen, so behandelt, wie wir dies in den meisten dieser Biographieen sehen, wenngleich auch hier das hässliche Bild verächtlicher und intriguanter Mittelmässigkeit im Streite mit dem wirklich verdienten Manne zuweilen erscheint.

Wenn wir hier von einem einzigen Lande sprechen dürfen, so rührt dies daher, dass weitaus der grösste Theil der Männer der Wissenschaft, deren Leben hier ganz oder theilweise geschildert wird, Belgier oder in Belgien naturalisirte Fremde sind. Der Titel des Buches ist also scheinbar etwas zu weit gehalten, und wirklich ist demselben auf S. 1 gleich der Zusatz »chez les Belges« zugefügt.

Das ganze Werk zerfällt in vier Bücher, von denen die drei letzten den eigentlich biographischen Theil ausmachen.

Das erste enthält den »allgemeinen Stand der Wissenschaften« (im Anfange und Verlauf des 19. Jahrhunderts). Der Verf. hebt

dabei ganz vorzugsweise auf die Gesammtarbeiten ab, indem er die im 19. Jahrhundert wesentlich ausgebildeten wissenschaftlichen Verbündungen beschreibt, bei denen also mehrere Männer der Wissenschaft zu einem und demselben Endzwecke (namentlich der Beobachtung) zusammentreten und dadurch Ziele erreichen, die einem Einzelnen, und sei er noch so begabt und thätig, immer unerreichbar bleiben müssen. Dazu gehören auch die wissenschaftlichen Kongresse, wissenschaftliche Zusammenkünfte u. s. w. Die allgemeine Uebersicht schliesst mit der nähern Bestimmung des Standes der betreffenden Wissenschaften in Belgien.

Wir müssen uns enthalten, hier auf das Nähere einzugehen, da das Buch selbst ja nur eine Art Uebersicht ist, und also eine Uebersicht der Uebersicht geliefert werden müsste, wenn wir über Weiteres berichten wollten.

Das zweite Buch, mit dem nun die Lebensbeschreibungen beginnen, enthält die »savants belges.« Wir finden hier behandelt: Charles-François le Prud'homme d'Hailly, vicomte de Nieuport (1746—1827); Jean-Baptiste van Mons (1765—1842); le Colonel G. P. Dandelin) (1794—1847); Pierre François Verhulst (1804—1849); Gaspard-Michel Pagani (1796—1855); Jean-Guillaume Garnier (1766—1840); Jacques-Guillaume Crahay (1789—1855); Pierre Simons (1797—1843); François-Philippe Cauchy (1795—1842); Antoine Belpaire (1789—1839); Jean Kicka (1775—1831); dessen gleichnamigen Sohn (1803—1864); Daniel-Joseph-Benoit Mareska (1803—1858); Henri-Guillaume Galeotte (1814—1858), sämmtlich Mitglieder der belgischen Akademie.

Neben der mehr oder minder ausführlichen Darstellung der wissenschaftlichen Leistungen dieser Männer, behandelt Quetelet ganz besonders ihr Leben, wir möchten sagen, ihren menschlichen Theil am Leben, so weit derselbe ihm persönlich bekannt war — und er ist mit allen diesen seinen »confrères« genau bekannt und vertraut gewesen. Gerade dieser Theil macht das Buch zu einer angenehmen und liebenswürdigen Lektüre, da der Verf. ein weiches Herz besitzt, das selbst da, wo vielleicht einmal etwas zu viel geschah, immer entschuldigt und möglichst verschönert. So erscheinen denn eine Reihe Züge, die, wenn sie manchmal auch nicht zu einem vollendeten Bilde vereinigt sind, doch den Charakter und das Herz des geschilderten Mannes in dem Lichte, das der Verf. für das richtige erachtet, erscheinen lassen.

Wir sehen da den alten »Kommandeur« Nieuport, dem die französische Revolution seine Stelle als Kommandeur des Maltheser-Ordens entrissen und ihn sonst schwer geschädigt, sein Leben lang »effarouché« von dem Liberalismus, der ihm noch obendrein verhasster wurde durch heftige Angriffe von Seiten unliebenswürdiger Jünglinge der Presse, welche der Verdienste des alten Mannes um Vaterland und Wissenschaft nicht gedachten, der durch beissenden Witz freilich auch manchem unangenehme Stunden bereitete. Dabei

sehen wir ihn voll Liebenswürdigkeit gegen talentvolle Anfänger, denen er mit väterlicher Liebe entgegenkam, und die in der Regel vom ersten Besuche das Geschenk seiner Werke mit nach Hause nahmen.

Van Mons wird uns geschildert in seinem freundschaftlichen Verhältnisse zu dem als Kommissär in Belgien weilenden Conventsmitgliede Roberjot, wie er in jeder Weise das Wohl seines mit Frankreich vereinigten Vaterlandes zu fördern strebt, und ganz besonders für den Unterricht thätig ist. Wir trauern mit ihm, wenn seine schönen Baumschulen in Brüssel und Löwen, wegen Verwendung des Terrains »in öffentlichem Nutzen« mit wahrer Barbarei zerstört werden. Im ersten Orte wurden Strassen und Häuser, im zweiten eine Gasfabrik darauf errichtet, welche ganz eben so wohl anders wo hätte stehen können. Aber die Herren Ingenieure vollzogen »un acte d'ignorance et du plus grossier vandalisme.« In welchem Maasse der Mann als rechtlich bekannt war, geht aus der Anekdote hervor, die der Verf. aus der Zeit der Deportation von Pichegru von ihm erzählt. Eine dem General beigegebene Person, mit ihm im Temple gefangen, wollte ein Packet von grossem Werth, das sie bei Brüssel vergraben hatte, sichern. In der Verzweiflung wusste dieselbe nicht an wen sich zu wenden, und schrieb endlich an den ihr nur dem Namen nach bekannten Gelehrten.

Ein ganz besonders mif dem Verf. befreundeter Gelehrter war Dandelin, der sich mit ihm neben andern wissenschaftlichen Dingen auch mit der Verfertigung von Theaterstücken beschäftigte. So entstand »Jean Second«, und ward 1816 in Gent aufgeführt. Der Vater Dandelin's, der nicht übermässig erbaut war über des Sohnes literarische Thätigkeit, wollte anfänglich auf das Durchfallen des Stücks hinarbeiten, liess sich jedoch von väterlicher Zärtlichkeit während der Aufführung von seinem grausamen Vorhaben abbringen und suchte den Sohn auf. Wenig bekannt mit den Geheimgängen der Kulissen gerieht er aber in den unrechten, und erschien urplötzlich auf der Szene, zum mächtigen Ergötzen der Zuschauer. Nachdem die künstlerische Laufbahn aufgegeben war, wurde die wissenschaftliche genauer eingehalten und beide Freunde brachten es in dieser weiter, als es ihnen wohl in der andern würde geglückt sein.

Da ist der alte Garnier, der vor lauter Pünktlichkeit sich seine Vorträge aufschreibt und sie dann textgetreu abliest — zur geringen Aufmunterung seiner Zuhörer —, immer aber als tüchtiger und gewissenhafter Mann erscheint. Herumgeworfen in Frankreich, wo er seine Stellen verlor, wird er nach Belgien gerufen, wo ihm abermals die Revolution (1830) seine ziemlich einträgliche Stelle entzieht, bis endlich die belgische Regierung dem alten Manne seine wohl verdiente Pension gewährt. Rührend ist die Schilderung, die Quetelet von den letzten Tagen dieses Mannes gibt, wo er und seine eben so alte Frau, die ein langes Leben glücklich

mit einander durchlebt, beide auf den Tod krank zu Bette liegen, und jedes doch nur um das andere besorgt ist.

Wir lernen das Herz Cauchy's (eines Verwandten des berühmten Mathematikers) am besten aus folgender Thatsache kennen. Ein junger Mann, Sohn eines alten Militärs und unbemittelt, war vor der Commission, welche die öffentlichen Prüfungen abhielt und zu der Cauchy gehörte, als nicht befähigt erklärt worden. Dem jungen Manne stürzten bei der Eröffnung dieses Urtheils die Thränen aus den Augen und die Commission war um so mehr von diesem Schmerzens-Erguss ergriffen, als man einsah, dass die Schuld nicht sowohl in dem Verstande und Fleisse des Kandidaten, als in seinen beschränkten Mitteln lag. Cauchy war desselbigen Abends bei dem Kriegsminister eingeladen und erschien da zerstreut und träumerisch. Auf die Nachfrage nach dem Grunde dieses Zustandes erzählte er den betrübenden Vorfall des laufenden Tages, und schon den folgenden Tag erhielt der junge Mann Staatsunterstützung, die er so gut verwendete, dass er ein Jahr später mit Auszeichnung promovirt wurde. In welchem Ansehen der von der Regierung viel verwandte Ingenieur stand, beweist die Thatsache, dass in dem Theile des Königreiches, der seiner Inspection untergeben war, die Regierung keinen einzigen Prozess zu führen hatte. Wenn Cauchy, nachdem er eine Sache geprüft, sich ausgesprochen, war kein Widerspruch zu erwarten.

Wir wollen diese Auszüge nicht fortsetzen, wie wir sie denn auch nur gemacht, um ungefähr zu zeigen, was unter Anderm auch in dem Buche zu finden sei, und was man nach dem Titel nicht von vorn herein darin vermuthet. Ob wir das Rechte getroffen, müssen wir dahin gestellt sein lassen; es ist eben gar Vieles da, unter dem eine Auswahl schwer ist.

Das dritte Buch behandelt die Literaten und Künstler Belgiens. Wir finden die Lebensschilderungen von: Charles-Joseph-Emmanuel van Hulthem (1764—1833); Louis-Déodat Dewez (1760—1834); Egide-Norbert Cornelissen (1769—1849); Philippe Lesbroussart (1781—1855); Goswin-Joseph-Augustin baron de Stassart (1780—1854); Fr. Aug. Ferd. Th. baron de Reiffenberg (1795—1850); Louis-Vincent Raoul (1770—1848); Jean-Théodore-Hubert Weustenraad (1805—1849); Léonard Pycke (1781—1842); Philippe Rernard (1797—1853); Matthieu-Edouard Smits (1789—1852); Jean Baptiste van Eycken (1809—1852) — wie man sieht, eine Reihe wohl bekannter Namen. Dass hier in fast noch grösserem Maasse als im ersten Buche Anekdoten ernsthaften und witzigen Inhalts erscheinen, liegt in der Natur der Sache*); aber auch den Werken

*) Wir erwähnen hier der Inschrift, welche der überall aushelfende Cornelissen den guten Gentern über das Thor der „petite Boucherie“ bei dem Besuche Napoléons setzte: „Les petits bouchers de Gand à Napoléon le Grand“, die aber „par ordre“ sofort unterdrückt wurde.

der Männer hat Quetelet grosse Aufmerksamkeit gewidmet, wie sich denn ganze Abschnitte von Gedichten verzeichnet finden.

Das vierte Buch behandelt: »Savants et littérateurs étrangers; leurs relations avec la Belgique«, oder — wohl eigentlich — mit dem Verf., der ganz eigentlich hier sein Vaterland repräsentirt. Diese Fremden sind: Arago, Humboldt, Bouvard, Schumacher, Gauss, Göthe, Gioberti, Droz, Malthus, Falck, van Eywick, Keverberg v. Kessel.

Auch hier wird das innerste Leben der berühmten Männer, deren Namen eben niedergeschrieben wurden, so weit es Quetelet durch eigene Anschauung kannte, mit Liebe und unverwüstlichem Humor wiedergegeben.

Da fahren wir mit Arago und unserm Verf. in einem Coupé der Eisenbahn in Gemeinschaft noch mit einem wohlbeleibten Philister, der ausser seinem Platze einen guten Theil des dem Verf. zukommenden occupirt. Den übernimmt nun Arago, und bringt ihn durch haarsträubende Schilderungen von Eisenbahn-Unglück in eine wahre Verzweiflung, so dass er bei der nächsten Station eiligst aussteigt, und so unsere Reisenden bequemer sich einrichten können. Der lustige Gelehrte hat aber eine wahre Kinderfreude an der gelungenen Kriegslist.

Wir hören Humboldt und Arago im Pariser Observatorium sich über wissenschaftliche Gegenstände so lebhaft unterhalten, dass sie in ernstlichen Streit gerathen und ersterer in vollem Zorne das Zimmer verlässt, ohne nur den Hut mitzunehmen. Arago eilt ihm mit diesem unentbehrlichen Kleidungsstück nach, aber Humboldt will Nichts davon wissen, bis endlich die gar zu komische Situation sich in einen unwillkürlichen Ausbruch von Lachen auflöst*). Wir sehen aber auch, wie der sonst so heitere Arago mit der wehmüthigsten Empfindung von dem Verluste seiner Frau spricht.

Die treue und aufopfernde Anhänglichkeit Bouvards an Laplace wird in vollstem Maasse gewürdigt, eben so wie die Liebe, mit der dieser thätige Astronom an einigen seiner Schüler hing, von denen Gambart ihn geradezu Vater hiess.

Wir sind mit Quetelet in der Familie Göthes, der den belgischen Astronomen und dessen Frau mit grösster Zuvorkommenheit aufnahm und dem er über die Aufnahme seiner optischen Arbeiten bei der Naturforscherversammlung in Heidelberg zu berichten hatte.

Wir wiederholen schliesslich nochmals, dass natürlich die Würdigung der Arbeiten der Männer, von denen hier gesprochen wird, den grössten Theil des Werkes, das wir hier anzeigen, ausmacht, und wir eben die Anekdoten, die allerdings ebenfalls sehr zahlreich

---

*) Eines der lustigsten Stückchen zwischen Humboldt und Arago ist S. 587 erzählt.

sind, nur besonders hervorheben, weil gerade sie, wenn man nur auf den Titel des Buches achtet, nicht in demselben gesucht werden dürften.

Essai critique sur les principes fondamentaux de la Géométrie élémentaire ou Commentaire sur les XXII premières propositions des élémens d'Euclide. Par J. Houël, anc. élève de l'Ec. Norm., Prof. de Math. pures à la Fac. des Sc. de Bordeaux. Paris. Gauthier-Villars. 1867. (VIII u. 88 S. in 8).

Die vorliegende kleine Schrift des um die mathematischen Wissenschaften wohl verdienten Verfassers behandelt eine Aufgabe mit der schon Viele sich beschäftigt haben, und wohl noch Viele beschäftigen werden: der Beseitigung des bekannten (sogenannten) Postulatums Euclids in der Theorie der Parallelen. Nicht als wollte der Verf. diesen Satz beweisen — er erachtet einen Beweis nicht für möglich, sondern er will denselben durch ein anderes Axiom ersetzen, das ihm natürlich zweckmässiger für den Unterricht erscheint.

Die Schrift beginnt mit einer Einleitung, die im Grunde nur für französische Leser geschrieben ist, da sie die Bedeutung der »Elemente« Euclids gegenüber den (mehr oder weniger Legendreschen) französischen Lehrbüchern hervorhebt. In Deutschland ist das nicht nöthig, da wir die grosse Bedeutung des mustergiltigen Werkes des griechischen Mathematikers nie verkannt haben, überdies bis jetzt auch viel zu »particularistisch« gesinnt waren, um uns vor einer Autorität in der Wissenschaft zu beugen. Ob die uns bevorstehende politische Kur das ändern wird, steht sehr in Frage.

Daher rührt es denn auch, dass der Verfasser zunächst die 22 ersten Sätze des ersten Buches von Euclid, wie sie dieser erwiesen hat, darstellt, und je nur in Noten anzeigt, was ihm nicht ganz genau, oder nicht deutlich genug erscheint. Das Letztere ist nun allerdings von Wichtigkeit und hätte, ohne den Text der Euclidschen Beweise zu geben, nicht leicht geschehen können.

Der eigentliche Gegenstand der Schrift beginnt jedoch erst mit S. 37, als »Essai d'une exposition rationelle des principes de la géométrie élémentaire«, wo er nun die Art darstellt, nach der — seiner Meinung gemäss — diese Wissenschaft, in ihren ersten Elementen, zu behandeln ist.

Die Geometrie ist dem Verfasser auf den durch Erfahrung gegebenen undefinirbaren Begriff der Unveränderlichkeit der Figuren gegründet. Ueberdies entlehnt sie der Erfahrung einige Sätze, die als solche keines Beweises fähig sind, die sie dann Axiome heisst.

Nach den sich im Allgemeinen dem Herkömmlichen anschliessenden Erklärungen von Punkt, Linie u. s. w., wobei der Verf. mit Recht sich auch der Bewegung bedient, erscheinen diese Axiome, der Zahl nach vier. Das erste heisst: Drei Punkte genügen im Allgemeinen, um im Raume die Lage einer Figur festzustellen.

Bewegt sich eine Figur, indem sie sich um zwei ihrer Punkte dreht, so zeigt uns die Erfahrung, dass ein ganzes System von Punkten in Ruhe bleibt. Diese Punkte reihen sich aneinander längs des Weges, den ein Lichtstrahl, der von einem der zwei festen Punkte zum andern geht, beschreibt, und bilden die gerade Linie. Daraus ergibt sich als zweites Axiom: Es gibt eine Linie, deren Lage im Raume durch zwei Punkte völlig bestimmt ist, und von der jeder einzelne Theil genau auf einen andern beliebigen Theil gelegt werden kann, sobald beide Theile zwei Punkte gemeinschaftlich haben. Hieraus folgert der Verf., dass von einem Punkt zu einem andern nur eine Gerade möglich sei; dass zwei Gerade, die zwei Punkte gemeinschaftlich haben, zusammenfallen in ihrer beliebigen Ausdehnung; dass also eine Gerade nur in einer einzigen Weise verlängert werden kann.

Hinsichtlich der Ebene wird durch Bewegung und Drehung einer Geraden deutlich gemacht, dass man als drittes Axiom aufstellen könne: Es gibt eine Fläche so beschaffen, dass eine Gerade, die zwei Punkte derselben verbindet, ganz in ihr liegt, und dass ein beliebiger Theil der Fläche sich auf die Fläche legt, entweder unmittelbar, oder indem sie umgewendet ist (indem man habe Drehung gemacht).

Hierauf erklärt der Verf. den Winkel (»wenn zwei Gerade sich begegnen, so sagt man, sie bilden einen Winkel«) und zeigt, in welcher Weise derselbe mit der Drehung einer Geraden um einen ihrer Punkte (den Durchschnittspunkt) zusammenhängt. Ebenso erklärt er den Kreis und das Maass der Winkel mittelst Kreisbögen.

Zu der Parallelentheorie übergehend, werden die Parallelen erklärt als Gerade, die sich nie treffen können, und gezeigt, dass wenn man eine Gerade, die beide schneidet, zieht und es bestehen die bekannten Beziehungen der Winkel, die Geraden nothwendig parallel sind.

Um nun aber umgekehrt zu erweisen, dass wenn zwei Gerade parallel sind, auch nothwendig z. B. die innern Gegenwinkel zusammen zwei Rechte betragen, bedarf der Verfasser eines (letzten) Axioms, das vierte, das heisst: Durch einen Punkt kann man mit einer Geraden eine einzige Parallele ziehen. Daraus folgt dann leicht, dass der eben geforderte umgekehrte Satz richtig ist. So wäre denn ein anderes Axiom an die Stelle der Euclidschen gesetzt, das uns allerdings nicht schwieriger erscheint, und Ref. selbst hat in frühern Zeiten, als er noch elementare Geometrie vortrug, sich dieses Axioms bedient, um die Parallelentheorie zu begründen. Auch ist er seiner Sache nicht ganz sicher, wenn er meint, schon

irgend wo und zwar vor vielen Jahren, diese Theorie so dargestellt zu haben.

Bekanntlich folgt dann leicht das vielbesprochene elfte Axiom Euclids und auch damit der Satz von der Summe der Winkel in einem Dreieck.

Referent macht bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam, dass man den Satz, dass die Winkel in einem Dreiecke zusammen zwei Rechte betragen, ganz unmittelbar, ohne irgend einen Lehrsatz, beweisen kann, und — wenn er sich recht erinnert — rührt dieser Beweis von Thibaut her; daraus folgt ganz von selbst, dass wenn die innern Gegenwinkel zwei Rechte betragen, die Geraden sich nicht schneiden können, und dass wenn zwei Gerade sich schneiden (und man zieht durch dieselben eine Querlinie) die innern Gegenwinkel auf der Seite, auf der sie sich schneiden, kleiner, auf der andern also grösser als zwei Rechte sind. Damit ist freilich der umgekehrte Satz noch nicht erwiesen. Wollte man ihn hier beweisen, so hätte man zu zeigen, dass bei zwei sich schneidenden Geraden die Summe der innern Gegenwinkel so nahe an zwei Rechte kommen kann als man will, woraus sich dann ergibt, dass immer zwei Winkel, die zusammen noch unter zwei Rechten sind, in einem Dreiecke vorkommen können. Daraus würde dann folgen, dass so lange die innern Gegenwinkel unter zwei Rechten sind, nothwendig ein Schneiden der Geraden auf der betreffenden Seite stattfindet; dass es auf der andern Seite eintritt, wenn diese Winkel grösser als zwei Rechte sind. Daraus dann endlich würde sich ergeben, dass wenn die Linien parallel sind, die innern Gegenwinkel nothwendig zwei Rechte betragen. Es liegt allerdings in dieser Darstellung auch eine Art Annahme verborgen — dass nämlich zwei Winkel, die zusammen unter zwei Rechten sind, immer in einem Dreiecke vorkommen können —; doch scheint dieselbe sich ziemlich fest begründen zu lassen. Wir begnügen uns hier mit diesen Andeutungen. In dem neuesten Hefte seines Archivs hat Grunert diesem Gegenstande eine Abhandlung gewidmet, welche namentlich den letzten Punkt vollständig erledigt.

Der Verf. stellt nun noch die Sätze Euclids, die er in seinem ersten Theil aufgeführt, in der Folge zusammen, die ihm die zweckmässigste erscheint, worüber wir jetzt, da doch im Grunde die Hauptsache das Ersetzen des Postulatums Euclids ist, weggehen dürfen.

Ein Anhang enthält als Noten einige weitere Ausführungen und zwar: Ueber die Unveränderlichkeit der Figuren; über die geometrische Bewegung; über die auf die Existenz der geraden Linie und der Ebene bezüglichen Axiome; über die Definition der geraden Linie; über die Winkeleinheit; über das Postulatum Euclids; über die Theorie der Parallelen; über die Länge einer krummen Linie; Gedanken über den Unterricht in der elementaren Geometrie.

Diese Noten, zu weitläufig, um den früheren Erörterungen unten beigesetzt werden zu können, zum Theil auch Dinge enthaltend, die eben erst hier vorkommen, enthalten recht lehrreiche Untersuchungen über die durch die Ueberschriften bezeichneten Gegenständen, in so weit dies eben mit den Zwecken der Schrift zusammenhing. Wir begnügen uns mit der Hinweisung darauf, da wir nichts Besonderes zu erinnern haben.

Hinsichtlich des ganzen Buches aber sprechen wir zum Schlusse aus, dass der Lehrer der Geometrie in demselben vieles für seine Zwecke Wichtiges finden wird und wir dasselbe desshalb der Aufmerksamkeit empfehlen wollen.

Mathematische Statistik und deren Anwendung auf National-Oekonomie und Versicherungswissenschaft von Theodor Wittstein, Dr. Phil. und Professor. Hannover. Hahn'sche Hofbuchhandlung. 1867 (55 S. in 4.).

Der gelehrte Verfasser, von dessen mathematischer Thätigkeit wir in diesen Blättern schon mehrfach berichteten, betritt mit dem vorliegenden Buche, dessen Umfang allerdings ziemlich mässig ist, ein so ziemlich neues Gebiet, indem er die strengern Formeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf die Probleme, die sich bei den Untersuchungen über die menschliche Sterblichkeit darbieten, anwendet. Nicht als ob man seither die Wahrscheinlichkeitsrechnung nicht angewendet hätte; das geschieht ja ganz selbstverständlich bei jedem Lebensversicherungs-Institut; der Verf. behandelt in so ferne die ganze Sache neu, als er auf den wahrscheinlichen Fehler, den man bei den fraglichen Untersuchungen begeht, wesentlich Rücksicht nimmt. Um den mathematischen Leser in Stand zu setzen, sich im Allgemeinen ein Urtheil über die Schrift zu bilden, wollen wir den Gedankengang des Verf. im Nachfolgenden darzustellen versuchen.

Sind von L jetzt Lebenden, die sämmtlich n Jahre alt sind, noch ihrer M nach einem Jahre am Leben, so pflegt man den Bruch $\frac{M}{L}$ die Wahrscheinlichkeit, noch ein Jahr zu leben (für einen n-jährigen) zu nennen. Der Verf. erklärt dies aber nur für den wahrscheinlichsten Werth dieser Wahrscheinlichkeit, der also auch mit einem wahrscheinlichen Fehler behaftet sein muss.

Ist w die (bekannte) Wahrscheinlichkeit für einen n-jährigen, noch ein Jahr zu leben, so ist die Wahrscheinlichkeit y, dass von λ Personen dieses Alters nach Umlauf einer Jahres noch μ leben, offenbar $\frac{\lambda(\lambda-1)..(\lambda-\mu+1)}{1.2....\mu} w^\mu (1-w)^{\lambda-\mu}$. Diese Grösse erreicht ihren grössten Werth bekanntlich, wenn λ so beschaffen ist, dass

$\frac{\mu+1}{\lambda+1} > w > \frac{\mu}{\lambda+1}$, woraus, wenn λ eine grosse Zahl: $\mu = \lambda w$, so dass also λw der wahrscheinlichste Werth von μ (d. h. der nach einem Jahr noch Ueberlebenden) ist.

Setzt man $\lambda_0 = \lambda w$ und $\mu = \lambda_0 + z$, so ist, wenn man diesen Werth oben einsetzt, λ, $\lambda_0 + z$, $\lambda - \lambda_0 - w$ als grosse Zahlen behandelt, z klein gegen λ: $y = \frac{h}{\sqrt{\pi}} e^{-h^2 z^2}$, wo $h^2 = \frac{1}{2\lambda w(1-w)}$, was wir hier natürlich nicht weiter herleiten wollen. Diese Grösse drückt also die Wahrscheinlichkeit aus, dass von λ Lebenden ihrer $\lambda_0 + z = \lambda w + z$ am Ende des Jahres überleben. Dabei kann z natürlich von $-\lambda_0$ bis $\lambda - \lambda_0$ gehen. Ist dabei λ, also auch λ_0 unendlich gross, so gehen die äussersten Werthe von z von $-\infty$ bis $+\infty$.

Wenn der Verf. sagt, obige Grösse y drücke auch die Wahrscheinlichkeit aus, es sei die Zahl der wirklich Ueberlebenden von ihrem wahrscheinlichsten Werthe um z verschieden, so mag man das zugeben; die Wahrscheinlichkeit aber, dass ein beliebig gewählter Werth von z gerade der richtige sei, ist $\frac{h\varepsilon}{\sqrt{\pi}} e^{-h^2 z^2}$, wenn ε eine unendlich kleine Aenderung von z ist (Satz des Rückschlusses auf das Bestehen einer Ursache); daraus ergibt sich dann erst, dass die Wahrscheinlichkeit, die Ueberlebenden von λ Personen seien zwischen $\lambda_0 + \zeta$ und $\lambda_0 - \zeta$, ist $\frac{2h}{\sqrt{\pi}} \int_0^{\zeta} e^{-h^2 z^2} dz$. Diese Grösse nimmt den Werth $\frac{1}{2}$ für $\zeta = \frac{0{\cdot}6745}{h\sqrt{2}}$ an, so dass (wenn man h einsetzt) man 1 gegen 1 wetten kann, die Anzahl von Ueberlebenden liege zwischen $\lambda w \pm 0{\cdot}6745 \sqrt{\lambda w(1-w)}$. Die Grösse $0{\cdot}6745 \sqrt{\lambda w(1-w)}$ bildet den wahrscheinlichen Fehler, der in der Beobachtung von μ zu erwarten ist.

Wir haben dabei vorausgesetzt, w sei (genau) bekannt. Diese Voraussetzung ist in den Anwendungen nicht zulässig.

Gesetzt die Erfahrung habe aus l Lebenden λ Ueberlebende (nach einem Jahre, beim Alter n) ergeben, und sei x die (unbekannte) Wahrscheinlichkeit, ein Jahr zu leben, so würde die Wahrscheinlichkeit für λ Ueberlebende, wie oben, sein $\frac{l(l-1)..(l-\lambda+1)}{1.2...\lambda}$ $x^\lambda (1-x)^{l-\lambda}$; daraus folgt, dass die Wahrscheinleichkeit Ω, x sei der wahre Werth ist $\frac{x^\lambda (1-x)^{l-\lambda} \varepsilon}{\int_0^1 x^\lambda (1-x)^{l-\lambda} dx}$, wo der Verf. den (unend-

lich kleinen) Faktor ε nicht hat, was ihm noch vielfach begegnet. Ω ist ein Maximum für $x=\frac{\lambda}{l}$, so dass diese Grösse eben der wahrscheinlichste Werth von x ist. Setzt man $x=\frac{\lambda}{l}+u$, nimmt an, dass λ, l grosse Zahlen, u aber klein sei gegen l, so findet sich $\Omega=\frac{h}{\sqrt{\pi}}e^{-h^2u^2}$, wo $h^2=\frac{l^3}{2\lambda(l-\lambda)}$. Daraus folgt dann wieder, dass der wahrscheinliche Fehler obiger Bestimmung von x gleich $0{\cdot}6745\sqrt{\frac{\lambda(l-\lambda)}{l^3}}$ ist.

Hat man aus Beobachtungen so x (mit seinem wahrscheinlichsten Werthe) und die Wahrscheinlichkeit, dass irgend ein Werth von x der richtige sei, gefunden, so ergibt sich leicht, dass die Wahrscheinlichkeit y, von irgend k neuen der Beobachtung unterworfenen Personen (von demselben Alter n) werden nach einem Jahre noch μ überleben, ist

$$\frac{k(k-1)..(k-\mu+1)}{1.2\ldots\mu}\;\frac{\int_0^1 x^{\lambda+\mu}(1-x)^{l+\lambda-k-\mu}dx}{\int_0^1 x^{\lambda}(1-x)^{l-\lambda}dx}.$$

Daraus folgt als wahrscheinlichster Werth von μ: $\frac{k\lambda}{l}$, mit dem wahrscheinlichen Fehler $0{\cdot}6745\sqrt{\frac{\lambda k(l-\lambda)(l+k)}{l^3}}$.

Der Verf. betrachtet dann noch den Fall, dass man die Erfahrungen mehrerer auf einander folgender Jahre vor sich habe und daraus Schlüsse ziehen wolle. Wir übergehen dies, da dasselbe im Wesentlichen nur eine Anwendung des Gesagten ist. Eben so übergehen wir die durchaus willkürliche Art, die aus Todtenlisten sich ergebenden Wahrscheinlichheiten zu gruppiren (§. 23).

Zur Anwendung seiner Lehren zeigt der Verf. die Bildung einer Sterblichkeitstabelle aus den Ergebnissen der Listen eines Versicherungs-Instituts. Er wählt als solches — natürlich nur als Beispiel, da die Zahlen sonst zu klein sind — die Hannover'sche Lebensversicherungsanstalt, aus deren Erfahrungen er eine Sterblichkeitstafel konstruirt. Wollte man vom wahrscheinlichen Fehler absehen (also blos den wahrscheinlishsten Werth der Sterblichkeitswahrscheinlichkeit erhalten), so käme das Verfahren eben doch darauf hinaus, zu untersuchen, wie viel von l Personen die n Jahre alt sind, noch nach einem Jahre lebten. Sind es ihrer μ, so ist die Sterbenswahrscheinlichkeit $\frac{l-\mu}{l}$. Das ist sicher der rationelle Weg,

den man, wenn man den einfachsten Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung folgt, einschlagen wird; die Untersuchungen des Verf. haben aber den Vortheil erreichen lassen, auch noch den wahrscheinlichen Fehler ermitteln zu können, dies freilich unter der etwas unbestimmten Annahme grosser Zahlen. Neben dieser Sterblichkeitstafel ist auch die aus der allgemeinen Wittwenverpflegungs-Anstalt in Berlin von Brune berechnete nochmals vom Verf. berechnet.

Eine Art Anhang bildet eine Untersuchung über den Capitalwerth des Menschen. In der »Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Virchow und Holtzendorff« findet sich ein solcher (oder vielmehr zwei) von Engel: »Der Preis der Arbeit«, der ohne den mathematischen Apparat doch im Wesentlichen das gibt, was der Verf. sagt, wenn wir uns nicht irren. Ob dieser Vortrag in der Note zu S. 52 gemeint ist, ist nicht ersichtlich.

Die so eben besprochene Schrift erscheint nach dem Vorstehenden als werthvoller Beitrag zur Theorie der Sterblichkeitstafeln und also zu einem wichtigen Zweige der mathematischen Statistik, und wir können im Interesse der Sache nur wünschen, dass der Verf. sein Versprechen, diese Untersuchungen fortzusetzen, bald erfülle.

Sammlung von Aufgaben aus der algebraischen Analysis. Bearbeitet von Johann Lieblein, a. o. Professor am Polytechnikum zu Prag. Prag, Verlag von H. C. J. Satow. 1867. (VIII und 192 S. in 8.)

Die uns vorliegende Sammlung von Aufgaben aus der eigentlichen Analysis ist eine der vollständigsten, die wir noch zu Gesichte bekommen, so dass schon durch die einfache Thatsache der Sammlung der Verfasser sich den Dank von Lehrern und Schülern erworben. Denn beide werden diese Sammlung mit Nutzen verwenden können, da sie nicht blos dem Anfänger dienen soll.

Es ist begreiflich, dass wir nicht auf den Inhalt im Einzelnen eingehen können, da das eben hiesse, wir sollten die einzelnen Aufgaben, die wir natürlich nicht revidiren wollen, anführen. Wir müssen uns somit begnügen, die einzelnen Hauptabtheilungen zu bezeichnen, nach denen der Verfasser seine Sammlung geordnet hat, woraus der Leser schon entnehmen kann, was er in dem Buche finden wird.

Diese Hauptabtheilungen sind der Anzahl nach zehn, die folgende Theile behandeln.

Zuerst begegnen wir Aufgaben »über die verschiedenen Arten von Funktionen«, die sich namentlich mit ganzen und symmetrischen Funktionen beschäftigen und auch nach der Art und Weise fragen, irrationale Formen rational zu machen.

Der zweite Abschnitt: »über cyclometrische Funktionen« beschäftigt sich im Grunde nur mit den Formeln der Addition und Subtraktion dieser Funktionsformen; während der dritte: »über Grenzwerthe« ein sehr reiches Material darbietet.

Im vierten Abschnitt begegnen wir Aufgaben über Unstetigkeit der Funktionen; der fünfte enthält die Convergenz und Divergenz unendlicher Reihen. Die Anzahl der hier vorgeführten Beispiele (und daneben auch allgemeiner Lehrsätze) ist ganz ausserordentlich gross und sind diese Beispiele in den verschiedenartigsten Formen gebracht. So ziemlich dasselbe lässt sich von dem folgenden Abschnitte, welcher die Doppelreihen behandelt, aussagen.

Der siebente Abschnitt bringt uns in mehreren Abtheilungen Reihenentwickelungen, und zwar in der Form rücklaufender Reihen, Binominal- und Exponentialreihe, logarithmische Reihen, goniometrische Reihen.

Die unendlichen Produkte sind ebenfalls reichlich im achten Abschnitt vertreten, während im neunten die Reihen und Produkte für complexe Veränderliche und endlich im zehnten (und letzten) die Kettenbrüche, natürlich hier in allgemeinen Formen, erscheinen.

Diesen Aufgaben sind nun (S. 129 bis Schluss) »Erläuterungen und Resultate zu den vorhergehenden Aufgaben« beigegeben, in denen allerdings nicht alle Aufgaben gelöst, dagegen vielfach die Theorie erörtert wird, was denen, die das Buch benützen wollen, entschieden angenehm sein wird.

In der Vorrede gibt der Verf. an, dass er als Quellen die in Crelles Journal, Grunerts Archiv, Schlömilchs Zeitschrift, Terquems Nouvelles Annales, Liouville's Journal enthaltenen Arbeiten von Arndt, Bessel, Bertrand, Betti, Bonnet, Catalan, Cauchy, Clausen, Dienger, Eisenstein, Euler, Gauss, Hankel, Heine, Jacobi, Lagrange, Möbius, Prouhet, Roberts, Schellbach, Schlömilch, Stern, Waring, Whitworth benützt habe, und er von dieser Berücksichtigung so vieler Originalarbeiten eine günstige Aufnahme seines Buches von Seiten des mathematischen Publikums hoffen dürfe. Das wünschen wir dem Verf. nun ebenfalls und empfehlen sein Buch recht sehr allen denen, die sich selbst üben oder Stoff zu Uebungen für andere haben wollen.

Cours de Calcul différentiel et intégral, par J. A. Serret, Membre de l'Institut, Professeur au Collége de France et à la Faculté des Sciences de Paris. Tome premier. Calcul différentiel. Paris. Gauthier-Villars. 1868. (618 S. in 8.).

Allerdings als 1868 erscheinend datirt, haben wir das Werk des berühmten französischen Mathematikers doch bereits 1867, wenigstens in seinem ersten Bande, vor uns liegen. Der zweite

Band, die Integralrechnung enthaltend, wird uns freilich erst 1868 zu Gesicht kommen und wir werden ihn auch dann erst anzeigen können.

Es erscheinen nachgerade in allerlei Sprachen so viele Werke, welche die Differential- und Integralrechnung behandeln, dass man sich nur über die grosse Verbreitung, welche das Studium der höhern Mathematik nothwendig gewonnen haben muss, wenn so viele Bücher sollen Absatz finden können, freuen muss. Es läuft freilich mitunter auch arg faule Waare in die Oeffentlichkeit hinaus, und wir haben in diesen Blättern mehrfach Gelegenheit genommen, darüber zu sprechen. Es ist uns das freilich nicht zum Besten bekommen, denn neben der Oeffentlichkeit hat man auch die löblichen Postanstalten mit Briefen belästigt, die an den Unterzeichneten gerichtet waren und ihm den Standpunkt gehörig klar machten. Leider hat der hochachtbare Verfasser des freundlichen Schreibens vergessen, seinen Namen beizusetzen, und wir sind also nicht in der angenehmen Lage gewesen, ihm persönlich danken zu können. Wenn der Unterzeichnete sonst auch ziemlich träge im Briefeschreiben ist, so hätte er in diesem Falle gewiss der schuldigen Pflicht genügt. Da der betreffende Mathematikus die Heidelberger Jahrbücher liest, so entspricht er vielleicht noch nachträglich der hiermit an ihn gerichteten Bitte, das Vergessene nachzuholen.

Nach dieser persönlichen Abschweifung wenden wir uns wieder zu dem vorliegenden Werke. Es ist ganz selbstverständlich, dass eine Schrift von diesem Umfange, welche den Namen Serret's auf ihrer Stirne trägt, als ein vortreffliches Werk auftreten wird und die Kritik nicht in der Lage ist, nach etwaigen Mängeln oder zu verbessernden Theilen zu suchen. Von diesem Gesichtspunkte aus, der uns freilich nicht von aufmerksamem Durchlesen des Buches abhalten durfte, werden wir uns begnügen, den Unterschied des vorliegenden Buches gegenüber der sonst herkömmlichen Anordnung in der Differentialrechnung besonders hervorzuheben, wobei wir sogleich zufügen, dass die einzelnen Abtheilungen eben doch auch die herkömmlichen sind, da für die Differentialrechnung sich in dieser Beziehung bereits ein Gebrauch festgestellt hat, der nicht mehr leicht wird geändert werden.

Es ist wohl überflüssig, diese einzelnen Abtheilungen, als in dem Buche enthalten, besonders zu benennen; nur die Anwendungen auf analytische Geometrie wollen wir hier aufführen.

Die Gränzmethode bildet für den Verf. gleichfalls die Grundlage der Differentialrechnung. Wie fast alle französischen Schriftsteller geht er dann zu den Differentialen über, wobei dx eben ein willkürlicher Zuwachs von x und dy der »erste Theil von Δy« ist, wenn $\Delta f(x) = f(x+h) - f(x) = h f'(x) + h\varepsilon$, und ε mit h zugleich unendlich klein wird. Demgemäss wäre $df(x) = f'(x)h$, und wenn $f(x) = x : dx = h$, so dass $df(x) = f'(x)dx$. Der Verf. spricht

sich hierüber (S. 27) wörtlich so aus: »On voit en résumé que la différentielle d'une fonction est égale à la dérivé de cette fonction multipliée par la différentielle de la variable indépendante; quant à cette dernière différentielle, elle n'est autre chose qu'un accroissement arbitraire attribué à la variable indépendante.«

Unsere Meinung hierüber haben wir in diesen Blättern schon oft ausgesprochen, und wiederholen sie hier desshalb nicht.

Dass nun $\frac{dy}{dx}$ in zweierlei Weisen: als bloses Zeichen (als dérivée oder Differentialquotient) und als wirklicher Bruch, dessen Zähler dy, dessen Nenner dx ist, aufgefasst werden kann, sagt der Verf. ganz ausdrücklich an derselben Stelle, welche den oben angeführten Ausspruch enthält. Diese Doppeldeutigkeit gestattet ihm aus $y = f(u)$ zu schliessen: $\frac{dy}{dx} = f'(u)\frac{du}{dx}$, $dy = f'(u)\,du$. Dabei müssen wir aber bemerken, dass die Ableitung der Differentiale der einzelnen Funktionen immer streng nach der Gränzmethode geschieht, also die Auffassung als Differentialquotient vorherrscht.

Ist $y = f(u, v)$, so schliesst der Verf.: $dy = \frac{dy}{du}du + \frac{dy}{dv}dv$, verwahrt sich aber jetzt entschieden dagegen, das man hier $\frac{dy}{du}, \frac{dy}{dv}$ als Brüche behandeln könne. Die Bezeichnung der partiellen Differentialquotienten als solcher kennt er in seinem Buche nicht.

Der Theorie der (unendlichen) Reihen hat der Verfasser viele Sorgfalt gewidmet, und dann diese Sätze bei Gelegenheit der Anwendungen des Taylor'schen Satzes verwerthet. Selbst der Entwicklung von $f(x+h)$ nach steigenden Potenzen von h wird gedacht in dem Falle, da diese Potenzen nicht blos ganze positive Exponenten haben. Die unendlichen Reihen für arc(sin = x), arc (tg = x) haben wir nicht gefunden.

Den grössten Theil des Buches nehmen die Anwendungen der Differentialrechnung auf Geometrie ein (S. 243—540). Ausser den gewöhnlichern Anwendungen finden wir die Benützung der von Hesse in die analytische Geometrie eingeführten »homogenen Koordinaten«, wie auch die bekannte Funktionalderminante geradezu durch das Zeichen H(u) bezeichnet wird.

(Schluss folgt.)

Nr. 54. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Serret: Calcul différentiel.

(Schluss.)

Die besondern Punkte (ebener Kurven) werden in einer sonst nicht häufig vorkommenden allgemeinen Weise untersucht, so wie dann auch den Kegelschnitten ganz besondere Sorgfalt zugewendet wird. Die Zykloiden und Spiralen, sowie die Kreisevolvente bieten ebenfalls Beispiele für die allgemeine Theorie.

Sehr ausführlich wird die Theorie der doppelt gekrümmten Kurven (courbes gauches) behandelt. Die in einem Punkte einer Kurve dieselbe in einer Oskulation dritten Grades berührende Kugel wird besonders untersucht. Die einhüllenden und abwickelbaren Flächen sind hier naturgemäss mit hereingezogen. Eine ausführliche Untersuchung der Evoluten und Evolventen, so wie der Berührungen von Kurven, schliesst diesen Abschnitt.

Der nächste ist den krummen Linien auf Oberflächen gewidmet. Dass hier die bekannten Sätze über die Normalschnitte erscheinen, ist natürlich; es wird diese Untersuchung aber dann auch noch in der Weise Dupin's durchgeführt. Die Krümmungslinien finden ebenfalls ihren gebührenden Antheil von Beachtung. Die »dreifachen Systeme orthogonaler Flächen« (Lamé) werden dargestellt und die speziellen elliptischen Koordinaten angewendet. Die Definitionen und allgemeinen so wie partiellen Differential-Gleichungen der bekannten Flächenfamilien werden zum Schlusse gegeben. Damit ist natürlich auch die Theorie der krummen Flächen selbst erledigt.

Ein besonderes Kapitel widmet der Verfasser den Funktionen imaginärer Veränderlichen. Namentlich findet sich hier die Cauchy'sche Theorie des (allgemeinen) Maclaurin'schen Satzes, so wie die Ableitung des Lagrange'schen Satzes (für selbst imaginäre Veränderliche).

Den Schluss des Werkes bildet die Zerfällung der rationalen Brüche in einfache Brüche in der Ausführlichkeit, wie sie bereits in der dritten Auflage des »Cours d'Algèbre supérieure« enthalten ist.

Dies mag hinreichen, um den mathematischen Leser in den Stand zu setzen, sich ein ungefähres Bild von dem Inhalte des neuesten Werkes des Mathematikers zu machen, dessen Name in allen Theilen der Wissenschaft hoch geehrt ist. **Dr. J. Dienger.**

Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des deutschen Volkes von Georg Büchmann. Vierte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin 1867. 263 Seiten Octav.

Dass seit dem ersten Erscheinen dieser Sammlung im Jahr 1864 jetzt bereits eine vierte Auflage nöthig geworden, bezeugt hinlänglich ihren Werth, und allerdings lässt sich leicht einsehen, dass die darin enthaltenen Nachweise nach vielen Seiten hin willkommen sein müssen; denn nicht nur das gebildete Publikum im allgemeinen, sondern auch der Gelehrte führt oft »geflügelte Worte« im Munde, über deren Ursprung er im Dunkeln ist oder wohl gar eine irrige Meinung hegt oder die er doch wenigstens ungenau anführt. Beispiele aller Art, die das hier Gesagte belegen, bietet das Buch in grosser Menge; eines der auffallendsten dürfte wohl das allbekannte »Ceterum censeo« sein, das sich bei keinem alten Autor findet und wahrscheinlich nichts weiter ist als die Uebersetzung einer Stelle des Plutarch; auch der Schlaf des Gerechten, der zwar »ganz biblisch aussieht« und nicht bloss bei den Deutschen, sondern auch bei andern Völkern (Franzosen, Engländern, Italienern) geschlafen wird, kommt in der Bibel nicht vor, und dürfte wohl, wie dem Ref. scheint, aus irgend einem lateinischen Mystiker des Mittelalters stammen. Diese und ähnliche überraschende oder sonst willkommene Angaben machen die Sammlung belehrend und anziehend, die übrigens sich nicht allein mit Citaten aus Schriftstellern, sondern auch mit nur gesprochenen oder gelegentlich geschriebenen Worten, namentlich politischen und historischen, befasst und ausser der deutschen Sprache auch die französische, italienische, griechische und lateinische hereinzieht; denn aller dieser bedienen wir uns beim Citiren. Freilich kann man in den genannten Dingen keine festen Grenzen ziehen; Citat und Sprichwort lassen sich oft nicht scheiden, auch die Natur beider überhaupt sich nicht sicher bestimmen; denn wer z. B. weiss, ob Terenz sein hinc illae lacrumae nicht schon als Citat oder Sprichwort vorgefunden und nur passend verwandt hat; und wenn ferner von der Häufigkeit der Anführung abhängen muss, was als »geflügeltes Wort« betrachtet werden soll, so ist dies ein sehr relativer Begriff. Mancher selbst gelehrte Leser wird sicher als solches hier Sprüche finden, die er wohl nur selten oder vielleicht nie vernommen oder selbst bloss gelesen. Um gleich wenigstens ein Beispiel zu bringen, so muss Ref. zu seiner tiefsten Beschämung gestehen, dass er das »una voce poco fa« aus Rossini's Barbier noch nie als »geflügeltes Wort« gehört und so noch manches andere. Jedoch sieht man von Einzelheiten ab, so ist freilich die bei weitem überwiegende Mehrzahl der hier gesammelten Aussprüche allgemein bekannt; und zwar belaufen sich die deutschen etwa auf 800, die lateinischen auf 250, die englischen auf 121, die französischen auf 115, die griechischen auf 19, die italienischen auf 10.

Daraus geht also hervor, dass wir ausser deutsch am häufigsten lateinisch citiren, dass Englisch und Französisch sich fast gleich stehen, Italienisch aber eine sehr kleine Rolle spielt und sogar vom Griechischen fast um das doppelte übertroffen wird. Ob die Folgerungen, die sich aus diesen Verhältnissen ergeben möchten und auf die Ref. hier nicht näher eingehen kann, auch alle richtig wären, lässt er dahingestellt. Dahingegen will er lieber einige kleine Beiträge zur Geschichte einzelner Citate liefern und zu späterer weiterer Vervollkommnung der vorliegenden Arbeit auch ein Scherflein beitragen; so z. B. in Betreff der Anführung aus Shakespeare's König Heinrich VIII. (S. 96): »Men's evil manners live in brass; their virtues — We write in water.« Percy in der Einleitung zur Ballade »Jane Shore« (Reliques vol. II. B. 2. No. 26) bemerkt, dass sich bei Thomas More, Hist. of Richard III. (Works 1557. p. 57) folgende Stelle findet: »Men use, if they have an evil turne, to write it in marble; and whoso doth us a good tourne, we write it in duste«, und dass Shakespeare, der in seinem Richard dem Dritten More's Geschichte dieser Regierung folgt, auch diese Worte gesehen haben muss und benutzt haben wird. — Cicero's Patria est, ubicumque est bene (S. 124) stammt wahrscheinlich aus dem griechischen *τῷ γὰρ καλῶς πράσσοντι πᾶσα γῆ πατρίς* in den *γνῶμαι μονόστιχοι* 597 bei Brunck Poett. gnomicc. p. 321 ed. Schaef. — Der Ausspruch des Virgil »Facilis descensus Averno« (p. 141) findet sein Vorbild in dem Philosophen Bias, der auch noch einen witzigen Nachsatz hinzufügte; er sagte nämlich: »*Εὔκολον τὴν εἰς ᾅδου ὁδόν· καταμύοντας γοῦν κατιέναι.*« Diog. Laert. l. IV, c. 7. s. 3. §. 49. — Den Versen des Ovid »Donec eris felix etc. (p. 144) entsprechen die des Theognis 697 f. »*Εὖ μὲν ἔχοντος ἐμοῦ πολλοὶ φίλοι· ἢν δέ τι δεινόν — Ἐγκύρσῃ, παῦροι πιστὸν ἔχουσι νόον.*« Dass Lucian seinen Spruch (Anthol. gr. 10, 35: »*Εὖ πράσσων* etc.«) aus Theognis erweitert, ist wahrscheinlich. — Ausser dem »Prediger in der Wüste« (S. 167), von dem Jesaias spricht, hat es auch noch einen andern »Prediger in der Wüste, wie wir lesen im Evangelisten«, gegeben, nämlich Johannes den Täufer, der freilich mit dem des genannten Propheten verglichen wird. Matth. 3, 3. Luc. 3, 4. Es wäre gut in der Sammlung auch auf jene Stelle des Kapuziners in Wallenstein's Lager hinzuweisen. — Der lateinische Spruch: »Quidquid agis, prudenter agas et respice finem« (S. 169) stammt nicht aus Jesus Sirach. Uebrigens findet er sich bereits in den Gesta Romanorum c. 103, im Dialogus Creaturarum, in den Flores poetarum Colon. 1472 so wie in Handschriften des 13. Jahrh.; s. Edélestand du Meril, Poésies inédites du moyen âge. Paris 1854. p. 162, welche Schriften sich sämmtlich auf Aesop berufen, wodurch also des Ref. schon früher in Ebert's Jahrbuch der roman. u. engl. Litter. 3, 154 f. ausgesprochene Vermuthung und Verweisung bestätigt wird; es heisst nämlich in Aes. Kor.

Nr. 4. Halm Nr. 45: »*οὕτω καὶ τῶν ἀνθρώπων τοὺς φρονίμους δεῖ πρότερον τὰ τέλη τῶν πραγμάτων σκοπεῖν, εἶθ' οὕτως αὐτοῖς ἐπιχειρεῖν.*« — Sonst will Ref. noch anführen, dass das dänische Wort für Kannegiesser (S. 67) »kandestöber« ist und dies im Dänischen ursprünglich nicht einen »Bierliebhaber«, sondern eben einen Kannegiesser bedeutet; ferner dass in dem Verse: »Principiis obsta; sero medicina paratur«, das Wort medicina nicht »Heilung« zu übersetzen ist (denn diese kommt nie zu spät), sondern »Heilmittel«, welches allerdings oft zu spät in Anwendung gebracht wird, und endlich, dass ausser dem nicht gesagten mot de Cambronne (S. 199) auch das Wort anzuführen war, welches von Cambronne wirklich gesagt und unlängst so vielfach in den öffentlichen Blättern discutirt, auch von Victor Hugo lebhaft vertheidigt und gepriesen worden ist, nämlich: »merde«! — Als Curiosum zu dem aus dem Propheten Daniel angeführten »Mene Tekel Peres« (S. 167) will Ref. beiläufig erwähnen, dass nach der patriotischen Behauptung eines neueren italo-albanesischen Gelehrten die Albaneser ein semitisches Volk und zur Zeit der Hyksos nach Europa gekommen sein sollen; auch mene tekel, fare noch zu dieser Stunde in ihrer Sprache das nämliche bedeute wie zur Zeit Belsazers! S. Rapsodie d'un Poema Albanese etc. Tradotto da Girolamo de Rada. Firenze 1866. p. 11. — In Betreff des Spruches: »Quos Deus perdere vult dementat prius« (S. 117) mag hier angeführt werden, was Guitard sagt in seinen Etudes histor. litter. et morales sur les Proverbes francais. Paris 1860. p. 278: Quos Jupiter vult perdere, dementat prius.« Les auteurs et commentateurs des seixième et dix-septième siècles ont souvent rapporté ce vers en l'estropiant et que voilà rectifié par M. Boissonade conformément aux règles de la versification. .... Il est certain que ce vers n'appartient à aucun poète de l'antiquité et qu'il ne peut être attribué qu'à un de ces compilateurs érudits qui vers la fin du moyen âge s'appliquèrent à recueillir toutes les pensées remarquables des bons classiques et à les convertir en sentences redigées sous une forme metrique.« Guitard verweist dann auf Vellej. Paterc. 2, 33: »Ineluctabilis fatorum vis, cujuscumque fortunam mutare constituit, consilia corrumpit«, so wie ferner auf ein französ. Sprüchwort: »Quand Dieu veut châtier une homme, il lui ôte la cervelle« oder »Quand Dieu veut quelqu'un châtier — De bons sens le fait varier.« Vgl. das oben zu »Quidquid agis etc. Bemerkte. — Die folgenden zwei Berichtigungen aus der Anzeige des vorliegenden Buches in der Augsb. Allgem. Zeitung 1867. S. 4371f. mögen gleichfalls hier wiederholt werden. Zu S. 38: »Erlaubt ist was gefällt«; dies soll aus Dante's »Libito fe' licito« stammen. Göthe im Tasso hatte aber vielmehr eine Stelle aus Tasso's Aminta im Sinne; Schluss des ersten Akts, dessen zweite Strophe mit den Worten endet: »Ma legge aurea e felice — Che Natura scolpì. »»S'ei piace

ei lice««; und zu S. 55: »Der Freiheit eine Gasse«; nicht erst bei Herwegh, sondern bei Körner. Zu S. 98: »It is a wise father that knows his own child« aus Shakespeare bemerkt ferner der genannte Rec., dass dieser Ausspruch, jedoch umgekehrt, schon Od. 1, 216 stehe: »*οὐ γάρ πώ τις ἑὸν γόνον αὐτὸς ἀνέγνω.*« Dies besagt indess ganz das nämliche wie der Shakespear'sche Text, der eigentlich statt »Das ist ein weiser Vater, der sein eigenes Kind kennt«, wo »Das« ausser dem Zusammenhang leicht deiktisch gefasst werden und irre führen kann, genauer durch: »Das müsste ein kluger Vater sein, der u. s. w.« zu übersetzen wäre. — Noch ist zu erwähnen, dass mancherlei Citate und historische Worte bei Büchmann ohne genaueren Nachweis der Quelle bleiben, wahrscheinlich weil er annahm, diese könne leicht gefunden werden, und das mag bei solchen, wie *εὕρηκα*, *ἄριστον ὕδωρ* u. dgl. allerdings der Fall sein; indess hätte das Hinzusetzen jener Angabe keinen grossen Raum weggenommen. Anders verhält es sich aber noch mit Citaten wie: »Dum Roma deliberat, Saguntum perit« (S. 128), ferner mit den historischen Worten auf S. 183 ff. (Huss, Oxenstjerna) auf S. 208 (Hie Welf, Ludwig der Baier, Ulrich von Hutten) u. s. w., in Betreff deren man gern ohne langes Suchen wüsste, wo ihre erste Quelle authentisch nachgewiesen ist. Dann würde sich ausserdem auch noch manches zu berichtigen Veranlassung finden; denn Ref. ist fest überzeugt, bei einem dergleichen genauen Nachweis würde sich herausstellen, dass Nelson's bekannter Tagesbefehl vor der Schlacht bei Trafalgar lautete: »England expects every man to do his duty« oder doch ganz ähnlich, auf keinen Fall aber, wie ihn Büchmann citirt (S. 188): »England expects that every body does his duty.« Gern erführe man dann auch genau, wie Friedrich der Grosse in seinem eigenhändigen Testament sich genannt, ob des Staates ersten ministre oder serviteur oder domestique. Nicht jeder hat das Werk von Preuss oder ähnliche zur Hand; ebenso wenig wie die Sammlungen Edouard Fournier's, die Büchmann im allgemeinen anführt und deren Angaben er als bekannt vorauszusetzen scheint. Noch will Ref. hinzufügen, dass mehrmals (wo, hat er sich leider nicht angemerkt) Porphyrius mit einer Kapitelzahl ohne Angabe der genannten Schrift angeführt ist; und endlich wäre es interessant zu erfahren, was das wohl für eine Fabel ist, auf die Terenz mit seinem »lupus in fabula« anspielt. Von Druckfehlern sind Ref. folgende aufgefallen. S. 46 Z. 17 v. o. statt irgend lies nirgend; — S. 118 Z. 12 v. o. lies »Sycophanta«; — S. 138 Z. 3 v. u. l. Parva; — S. 139 Z. 28 v. o. lies »Infandum.« — Hiemit schliesst Ref. diese Anzeige, aus der erhellt, wie sorgfältig er das Werkchen gelesen, für wie anziehend und belehrend er es hält, und deshalb auch wünscht, dass es in den neuen Ausgaben immer vervollkommneter erscheine. Der Verf. hat sich durch dasselbe jedenfalls grossen Dank erworben.

Lüttich. **Felix Liebrecht.**

Geognostische Beschreibung der linksrheinischen Fortsetzung des Taunus in der östlichen Hälfte des Kreises Kreuznach, nebst einleitenden Bemerkungen über das Taunus-Gebirge als geognostisches Ganzes. Von C. Lossen. Mit 2 Tafeln. (Abdruck aus der Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft. Jahrg. 1867.) Berlin. 8. S. 509—700.

Die in vorliegender Arbeit niedergelegten Beobachtungen sind das Resultat einer Reihe von Excursionen, die der Verf. im Jahre 1864 von Kreuznach aus unternahm und vergleichender Studien in den akademischen Sammlungen zu Halle, Würzburg und Bonn. Die Aufgabe, welche sich C. Lossen stellte, ist eine schwierige. Denn das Taunus-Gebirge — obschon sehr bewährte Forscher sich mit demselben beschäftigen — ist keineswegs noch genügend erkannt, sowohl was die mineralogische Beschaffenheit als was das Alter seiner Gesteine betrifft. Ein Blick schon in Lossens Schrift ergibt, dass sie des Wichtigen und Neuen Vieles bietet, und dass sich der Verfasser als einen gründlichen und scharfen Beobachter zeigt.

Die allgemeine Einleitung bringt zunächst ein topographisches Bild des geschilderten Gebietes. Fasst man die topographischen Verhältnisse und die schöne, das Werk begleitende Karte ins Auge, so erkennt man, dass der Verfasser in der Auswahl des Gebirgstheiles zum Gegenstand seiner Untersuchungen eine glückliche Wahl getroffen; denn man darf die Theilung der Hauptkette in drei nicht allzuhohe Nebenketten, die Aufschliessung derselben durch drei Hauptquerthäler in drei nur eine Meile im Streichen von einander entfernten Profilen, die bequeme Zugänglichkeit durch die in den Hauptthälern verlaufenden Kunststrassen, die Möglichkeit, in den verschiedenen Seitenthälern die in den Hauptprofilen gewonnenen Resultate auch innerhalb der durch die Querthäler abgetheilten Massivs zu verfolgen wohl als Vortheile bezeichnen, wie sie an keiner anderen Stelle des Taunus sich bieten. Allerdings werden dieselben wieder aufgehoben durch starke Bewaldung des Gebietes, durch Seltenheit von Steinbrüchen, Mangel an Tiefbauten und die nur zu häufige Bedeckung durch Tertiär- und Diluvial-Ablagerungen.

An die topographische Einleitung reiht sich eine Aufzählung der Taunus-Literatur, aus welcher ersichtlich, dass in früherer und neuerer Zeit sich bedeutende Geologen mit dem Gebirge beschäftigten und zu sehr verschiedenen Ansichten über dasselbe gelangten. Die Gesammtresultate der bisherigen Forschungen sind etwa folgende: 1) die krystallinischen Taunus-Gesteine sind entweder ursprüngliche, kryptogene, chemische Gebilde oder umgewandelte, ursprünglich Versteinerungen führende Sedimente. 2) Die Umbildung der ursprünglichen Sedimente zu dem jetzigen krystallinischen Zustand ist erfolgt entweder durch plutonische Einwirkungen oder durch chemische Umsetzung auf nassem Wege. 3) Das Alter der

Taunus-Gesteine — nach paläontologischen und Lagerungs-Verhältnissen — ist entweder devonisch oder untercarbonisch, sog. Culm.

Die Petrographie der Taunus-Gesteine bildet nun den Hauptgegenstand vorliegender Abhandlung. Lossen beginnt solche mit einigen Bemerkungen über die Mineralien, welche als Bestandtheile der geschichteten Silicat-Gesteine des Taunus von ihm erkannt wurden. Dann folgt die specielle Petrographie, die äusserst sorgfältige und durch viele Analysen noch werthvollere Beschreibung der Taunus-Gesteine. Dieselbe umfasst: A. Krystallinische geschichtete Gesteine. Gneisse, Glimmerschiefer, Phyllite, Augitschiefer, Magneteisengestein, Quarzite, Kieselschiefer, Kalksteine, Dolomit und körniges Rotheisenerz. B. Krystallinisch-klastisch geschichtete Gesteine. Quarzbreccien mit krystallinischem Schieferbindemittel und mit Albit-Körnern. Quarzite und conglomeratische Quarzite mit Schiefer- und Quarz-Einschlüssen. Kieselschiefer-Breccie. Quarzit-Sandstein. C. Klastische geschichtete Gesteine. Grauwackesandstein. Thonschiefer. D. Krystallinische ungeschichtete Gesteine. Hyperit. Glimmerporphyr. Eine grosse Mannigfaltigkeit von Gesteinen auf verhältnissmässig kleinem Gebiete.

Am Schlusse seiner petrographischen Betrachtung der Taunus-Gesteine fasst Lossen die Resultate zu welchen er gelangte in kurzen Sätzen zusammen. Die wichtigsten derselben seien hier besonders hervorgehoben.

Der Südrand des Rheinischen Schiefergebirges wird von der Wetterau bis zur Saar durch ein rechtsrheinisch eingliedriges, linksrheinisch parallelgliedriges Kettengebirge gebildet, das nach Höhe, Gipfel- und Thalbildung, so wie Gesteins-Beschaffenheit verschieden, von dem übrigen Schiefergebirge als ein geognostisches Ganzes für sich gelten muss und als solches die Taunuskette heissen mag. — Der innere Schichtenbau dieser Kette stimmt gleichwohl wesentlich im Streichen und Fallen mit dem übrigen Rheinischen Schiefergebirge überein und zeigt höchstens graduelle Verschiedenheiten. Durch den Wechsel von Gesteinen von sehr verschiedener Widerstands-Fähigkeit hat in der Taunus-Kette der Schichtenbau auch äusserlich Gestalt gewonnen. Die härteren Quarzite bilden die Hauptkette oder die Parallel-Ketten, die krystallinischen Schiefer den Abfall, parallele Plateaustrecken oder Hochthäler. — Es gibt nicht nur Sericitphyllite, sondern auch Sericitgneisse, Sericitglimmerschiefer u. s. w. im Taunus. Der Sericit ist eine selbstständige Mineralspecies, welche dem Glimmer verwandt, aber kein Glimmer, noch weniger ein Gemenge aus Glimmer und Thonschiefer. Die Beobachtung ausgezeichneter Glimmer (besonders eines weissen, seltener eines schwarzbraunen) beweist, dass auch ächter Glimmer als wesentlicher Gemengtheil der Sericitgesteine und anderer Taunus-Gesteine auftreten kann. — Der als constituirender Gemengtheil in den Sericitgneissen, Sericitphylliten des Taunus vorkommende Feldspath

ist nach drei übereinstimmenden Analysen ein fast kalifreier Albit; es findet sich also dieses Mineral als wesentlicher Gemengtheil in geschichteten krystallinischen Gesteinen und nicht einzig in Drusen und auf Gängen. — Die in der Taunus-Kette, als dem Südrande des Rheinischen Schiefergebirges lagerartig auftretenden Gneisse, Glimmerschiefer, Phyllite, Quarzite, Eisenglimmerschiefer, entsprechen petrographisch vollkommen analogen krystallinischen Schiefergesteinen der Alpen, Schlesiens, Brasiliens. Nichtsdestoweniger sind dieselben mit Versteinerungen führenden devonischen Quarziten, Sandsteinen, Thonschiefern, Kalken, Dolomiten zum Theil durch halbkrystallinische Mittelgesteine derart innig petrographisch wie stratigraphisch verbunden, dass man sie nur als gleichaltrige devonische Gebilde bezeichnen kann.

Die vorliegende Arbeit ist in der Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft enthalten, welche letztere im Jahrgang 1867 bereits einige vortreffliche Aufsätze brachte von G. Rose, F. Zirkel, Th. Wolf, Hornstein u. A. denen sich nun Lossens Schrift würdig anreiht. Hoffentlich wird der Verfasser bald seinem Versprechen gemäss den zweiten Theil seiner Abhandlung, die Schilderung der paläontologischen und Lagerungs-Verhältnisse der Taunus-Gesteine bringen. **G. Leonhard.**

Hülfstabellen zur Bestimmung der Gesteine (Gebirgsarten) mit Berücksichtigung ihres chemischen Verhaltens. Zusammengestellt von Dr. Karl Haushofer, Privatdocent an der Universität München. München 1867. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping). 8. S. 151.

Während wir verschiedene Leitfaden zur Bestimmung der Mineralien — sei es nach ihren krystallographischen, physikalischen oder chemischen Eigenschaften — besitzen, fehlt es an einer ähnlichen Schrift zum Bestimmen der Gesteine. Es ist daher mit Dank zu erkennen, dass Dr. Haushofer, welcher bereits mehrere schätzbare Abhandlungen, wie z. B. über Glaukonit, lieferte, sich entschloss eine solche auszuarbeiten. Seine sehr fleissige und gründliche Schrift erfüllt ihren Zweck vollkommen; die vorliegenden Tabellen gewähren dem in der Bestimmung von Gesteinen weniger erfahrenen eine gute Unterstützung, indem in ihnen die wichtigsten Gesteine nach einfachen, aber hervorragenden Kennzeichen in Gruppen getrennt sind, welche das Aufsuchen eines zu bestimmenden Gesteins unter einer beschränkten Anzahl von Arten erlaubt. Die auf chemischem Verhalten beruhenden Merkmale wurden dabei besonders berücksichtigt.

Die Anordnung des Ganzen ist folgende. In der Einleitung erläutert der Verf. den Begriff von Gestein, von Structur u. s. w.;

alsdann folgen einige Mittheilungen über Eintheilung der Gesteine sowohl vom geologischen Standpunkt, hinsichtlich der Genesis, als vom chemischen, in Bezug auf Constitution der Gesteine. Bekanntlich kommen hier nur die krystallinischen Felsarten in Betracht, die nach ihrem Kieselsäure-Gehalt classificirt werden. Endlich gibt der Verfasser Gang der Untersuchung, Art der Ausführung bei Bestimmung einer Gesteinsart näher an. Alsdann folgen nun die Tabellen. I. Tabelle über die Mineralien, welche als wesentliche oder sehr häufige accessorische Gemengtheile krystallinisch gemengten Gesteine auftreten. II. Einfache und scheinbar einfache, sogenannte kryptomere Gesteine. III Oolithische, sphärolithische, variolithische, mandelsteinartige und verwandte Gesteine. IV. Porphyr-Gesteine. V. Krystallinisch gemengte, körnige und schiefrige Gesteine, nebst den entsprechenden Breccien. VI. Trümmer-Gesteine.

Der Verf. hat — wie zu erwarten war — im Verlaufe seiner Arbeit gefunden, dass gewisse Kennzeichen der Gesteine nur äusserst sparsam bestimmt sind, so z. B. das Verhalten vor dem Löthrohr und gegen Säuren, das specifische Gewicht. Er hat daher, und dies verleiht seiner Schrift einen um so grösseren Werth, die hierauf bezüglichen Versuche bei nicht wenigen Gesteinen auf das Genaueste wiederholt und verglichen.

Was die Anordnung der Tabellen betrifft, so gibt Haushofer selbst zu, dass dieselbe oftmals von den Anforderungen wissenschaftlicher Systematik abweicht. Dies liegt aber in der praktischen Tendenz, welche die Tabellen verfolgen.

Es ist zu hoffen, dass Haushofer's Schrift die verdiente Anerkennung in einer vielfachen Anwendung finden wird.

G. Leonhard.

Acta Regum et Imperatorum Karolinorum digesta et enarrata. Die Urkunden der Karolinger gesammelt und bearbeitet von Th. Sickel. *Erster Theil: Urkundenlehre. Gedruckt mit Unterstützung der k. Akademie der Wissenschaften. Wien, C. Gerold u. Sohn. 1867. 8. XVIII u. 433 S. Zweiter Theil. Urkundenregesten. I. Abtheilung 206 S. Auch unter dem Titel: Lehre von den Urkunden der ersten Karolinger (751—840); und: Regesten der Urkunden der ersten Karolinger (751—840).*

Schon seit einer Reihe von Jahren hat Th. Sickel sich durch seine »Beiträge zur Diplomatik« und die »Monumenta Graphica« allgemeine Anerkennung als würdiger Nachfolger Mabillon's erworben; es ist seit diesem ersten Begründer der Diplomatik und den Arbeiten der Mauriner, die sich ihm unmittelbar anschliessen, kein Werk von ähnlicher Bedeutung erschienen, und wenn begreiflicher Weise nach einem so langen Zeitraum eifriger Forschung

vieles nachzutragen, weit weniger besser zu machen war, so dürfte jetzt, nachdem das vorhandene Material wohl fast vollständig erschöpft ist, die nun vorliegende Bearbeitung vielleicht als abschliessend für alle Zeit bezeichnet werden, abgesehen natürlich von einzelnen Nachträgen und Correcturen. Erst durch Sickel ist es überhaupt zum Bewusstsein gebracht, was bei einer vollständigen Urkundenlehre alles zu berücksichtigen ist. Nichts ist hier unbedeutend, nicht die geringste Aeusserlichkeit, denn bei der kritischen Untersuchung fallen oft gerade sehr kleinliche Umstände stark ins Gewicht, und wer nur irgend mit diesen Dingen sich beschäftigt hat, wird sehr bald bemerkt haben, wie wenig mit allgemeinen Regeln und Beobachtungen auszukommen ist. Es müssen deshalb die Merkmale der Echtheit für alle einzelnen Gegenden und Zeiträume besonders gesammelt werden; für keine andere Gattung von Urkunden aber ist das so wichtig, wie für die kaiserlichen, welche durch so viele verschiedene Archive zerstreut sind. Um so dankenswerther ist es, dass Sickel so weit es irgend erreichbar war, allen noch vorhandenen Originalen nachgegangen ist und durchweg nur von diesen seine Regeln gewonnen hat. Er hat keine Mühe gescheut, um Vollständigkeit zu erreichen, und da diese doch vor allem der Wissenschaft zu gute kommt, für niemanden aber von grösserem Werthe ist, wie für den künftigen Herausgeber der Kaiserurkunden, so ist es in der That kaum begreiflich (um kein härteres Wort zu gebrauchen), dass ihm von G. H. Pertz die Einsicht der für die Monumenta Germaniae gesammelten Urkunden verweigert wurde, im scharfen Gegensatze zu der sonst überall bewiesenen Bereitwilligkeit seine Arbeit zu unterstützen und zu fördern. Sickel hat sich darüber in der Vorrede in sehr beachtenswerthen Worten ausgesprochen, und auch G. Waitz hat in einer Anzeige des Buches sein Bedauern über dieses Verfahren nicht verhehlt.

Da übrigens bei den äusserlichen Merkmalen Worte allein nicht ausreichen, die Mon. Graphica aber ihrer Kostbarkeit wegen wenig verbreitet und schwer zugänglich sind, so ist es sehr erfreulich zu erfahren, dass Sickel auch die Ausgabe einer Sammlung von Schriftproben vorbereitet, auf welche im Texte schon Bezug genommen ist. Ganz besondere Sorgfalt ist der sachlichen Untersuchung der Urkunden gewidmet, der Scheidung ihrer verschiedenen Arten und Theile, und hier ist namentlich auch, was sehr zu loben, durchgehends auf die alten Formularien Rücksicht genommen, überall aber der überlieferte und formelhafte Theil der Ausfertigung von dem wechselnden und individuellen genau unterschieden, während unerfahrene Historiker sehr geneigt sind, aus dergleichen stereotypen Redensarten der Kanzlei sich Schlüsse auf die Gesinnung des Ausstellers zu erlauben. Zu bemerken ist jedoch, dass die von Rockinger an erster Stelle herausgegebenen Rationes dictandi nichts mit Albericus zu thun haben, und nicht wie hier p. 108

401. 403 geschieht, unter seinem Namen citirt werden dürfen, da sie vielmehr lombardischen Ursprungs sind.

Ausser dieser Bemerkung habe ich nur noch an einer Stelle Anlass zum Widerspruch gefunden, nämlich p. 288 wo der Verf. sich gegen die übliche Unterscheidung von italienischem und deutschem Pergament ereifert. Denn dass dieser Unterschied allerdings bestand und wohl bekannt war, zeigt das Schreiben des Albertus Bohemus bei Hoefler p. 111, worin der Erzbischof von Salzburg gebeten wird, einen Boten cum pergamena Teutonica zur Curie zu schicken, um einen Schuldbrief darauf schreiben zu können. Ein wesentlicher Unterschied bestand darin, dass in Deutschland in der Regel beide Seiten gleich behandelt sind, während in Italien die Rückseite der Urkunden andere Färbung hat. Diese ganze Sache bedarf noch genauerer Untersuchung, einfach ableugnen aber lässt sie sich nicht.

Besonders dankenswerth ist, um nur eines hervorzuheben, der sorgfältige Nachweis der von den ersten Karolingern gebrauchten Siegel, über welche durch die vielen schlechten Abbildungen grosse Verwirrung entstanden war. Hat doch noch Pertz seiner neuesten Ausgabe der Vita Karoli ein angebliches Porträt Karls des Grossen vorangestellt, welches nur eine sehr missrathene Zeichnung der Gemme mit dem Kopfe des Commodus ist, womit Karl zu ziegeln pflegte. Sickel hat diesen Fehlgriff gar nicht erwähnt, was ich bedauere, weil solche Dinge, besonders wenn die Autorität eines grossen Namens sie schützt, nicht leicht wieder ganz zu beseitigen sind.

Doch wir wollen uns von diesen Einzelheiten zu dem ungemein wichtigen Abschnitte »Hof und Kanzlei« wenden, welcher auch direct für die Reichsgeschichte von grosser Bedeutung ist. Hier ist nämlich alles gesammelt, was sich aus den Urkunden und anderen Quellen über die Einrichtung der Kanzlei und das dabei beschäftigte Personal, so wie über die Behandlungsweise der Geschäfte gewinnen liess. Fruchtbar war dafür namentlich auch die Entzifferung der Bemerkungen in tironischen Noten, welche in jener Zeit noch gebräuchlich waren, während es andererseits nicht an grundlosen Angaben fehlte, die beseitigt werden mussten. Für die Kritik der Urkunden und ihrer Zeitbestimmung ist die Sicherstellung jener Verhältnisse natürlich vom höchsten Werthe, aber die Wichtigkeit dieser Untersuchung reicht viel weiter, und mit grossem Scharfsinn sind die Folgerungen entwickelt, welche sich aus den Thatsachen ergeben. Wir sehen, dass unter Karl dem Grossen der clericale Einfluss noch nicht in die Kanzlei gedrungen ist, dass Mittelpersonen noch keinen hervorragenden Einfluss gewonnen haben, während unter Ludwig sich sofort alles ändert. Das rohe Urkundenlatein, welches sich bis dahin trotz der wissenschaftlichen Regeneration auf anderen Gebieten unberührt erhalten hatte, verschwindet und neue Formeln werden ausgearbeitet, deutlich aber

tritt zugleich der verstärkte Einfluss des geistlichen Personals der Kanzlei hervor, und auch die grossen Wechselfälle jener kläglichen Regierung haben deutliche Spuren im Urkundenwesen hinterlassen. Niemand der sich mit der Geschichte jener Zeiten beschäftigt, wird das Studium dieser Urkundenlehre unterlassen dürfen, und er wird durch die Reichhaltigkeit des Inhalts sich nicht selten überrascht finden. Gewiss ist es nicht nöthig, alle Theile auch nur der kaiserlichen Diplomatik mit gleicher Ausführlichkeit zu behandeln; nachdem einmal diese Grundlage gewonnen ist, genügt es die Veränderungen kurz zu bemerken, und das stellt Sickel für die späteren Karolinger in Aussicht.

Die zweite Abtheilung des Werkes, die in fortwährender Wechselbeziehung zur ersten steht, enthält die Regesten, die an Zahl seit Böhmers Arbeiten auf diesem Gebiete bedeutend gewachsen, vorzüglich aber auch weit gründlicher durchgearbeitet sind. So ist namentlich bei jeder Urkunde Auskunft gegeben, ob und wo das Original oder eine alte Abschrift noch vorhanden ist, oder woher unsere Kunde stammt. Eingereiht sind auch interpolirte oder ganz unechte Urkunden, wenn sich voraussetzen liess, dass eine echte der Fälschung zu Grunde liege. Dagegen sind unechte, welche sich zur Einreihung nicht eigneten, so wie Nachweise über verlorene Urkunden von unbekannten Daten abgesondert, und für den noch fehlenden zweiten Theil des Bandes bestimmt, welcher auch Anmerkungen zu den Urkunden bringen soll. Erst nach dem Erscheinen dieser letzten Hälfte wird über die Regesten ein begründetes Urtheil möglich sein; die drei Monate, binnen welcher sie erscheinen sollte, sind bereits abgelaufen, hoffen wir, dass sie nicht lange mehr ausbleibt. **W. Wattenbach.**

Reise nach Abessinien, den Gala-Ländern, Ost-Sudán und Chartum in den Jahren 1861 und 1862 von M. Th. von Heuglin. Mit Vorwort von Dr. A. E. Brehm. Nebst 10 Illustrationen in Farbendruck und Holzschnitt, ausgeführt von J. M. Bernatz, 1 lithographirten Tafel und 1 Originalkarte. (Das Recht der Uebersetzung wird vorbehalten). Jena, Hermann Costenoble, 1868. XII und 459 S. in gr. 8.

Das vorstehende Reisewerk erscheint in einer Zeit, in welcher Aller Blicke nach dem Lande gerichtet sind, das den Gegenstand der hier beschriebenen Reise ausmacht, und allerdings durch die treue und genaue Schilderung, die wir in diesem Bericht davon erhalten, uns näher gerückt ist; aber auch abgesehen von diesem natürlichen Interesse, das wir unwillkürlich an dieser so genauen und verlässigen Schilderung des Landes wie seiner Bewohner und deren Zustände nehmen, knüpft sich noch ein weiteres Interesse

an diese Darstellung, indem sie die Wissenschaft, die geographische sowohl wie die naturwissenschaftliche, im Allgemeinen zu bereichern und zu erweitern im Stande ist. Habesch oder Abessinien, so schreibt der Vorredner, hat von jeher die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf sich gezogen und jedem Reisenden, welcher es besuchte, von den Ptolemäer Zeiten an bis zum heutigen Tage eine Fülle von Erfahrungen und Erinnerungen gebracht, von denen nur der geringste Theil durch Wort und Bild wiedergegeben wurde und wiedergegeben werden konnte, weil es eben unmöglich ist, Alles zu schildern, Alles wieder zu erzählen, was der Fremdling hier erschaut, erlebt, in sich aufgenommen und später geistig verarbeitet. In ihm hat jeder wissenschaftliche Reisende Etwas gefunden: der Erd- und Völkerkundige wie der Sammler und Beobachter naturgeschichtlicher Gegenstände, der Geschichtsforscher wie der Sendbote einer Glaubensgenossenschaft. Ein Gebirgsland, welches an erhabener Schönheit kaum von einem andern der bekannten Erde übertroffen werden dürfte, die Schweiz Afrika's, eine Alpenwelt unter die Tropen gerückt, in welcher alle Klimate vom Gletscher an bis zum Polarkreise sich vereinigen, das Quellengebiet des Asrakh, Takazïe, Barka und Juba, bot und bietet dem Erforscher wie dem Pflanzenkundigen, dem Erdbeschreiber wie dem darstellenden Künstler mit gleicher Freigebigkeit seine unendlichen Schätze, von denen bisher nur ein geringer Theil erworben und zum Eigenthum der gebildeten Menschheit gemacht werden konnte u. s. w. (S. VIII).

Was der Vorredner in dieser Weise von diesem Land schreibt, das wird auch durch die vorstehende Reisebeschreibung in nicht geringem Grade bestätigt. Nicht blos der gelehrte Forscher auf dem Gebiete der Natur im weitesten Sinne des Worts, sondern eben so auch der gebildete Leser überhaupt wird nicht ohne Befriedigung das Werk aus der Hand legen, zumal der Verfasser nicht blos mit dem Lande selbst und seiner Beschaffenheit sich beschäftigt, sondern auch auf die Bewohner desselben, ihre Sitten und Gebräuche, ihren gesammten Culturzustand gleiche Rücksicht genommen hat, und selbst über den Herrscher des Landes, den jetzt so viel besprochenen Negus Theodor, mit dem er in freundschaftlichem Verkehr stand, Aufschlüsse bringt, die in Manchem von dem abweichen, was man von anderer Seite über diesen Herrscher vernommen hat.

Im ersten Capitel werden die Reisezurüstungen und die Abfahrt von Triest, die am 9. Februar des Jahres 1861 erfolgte, geschildert, dann die Fahrt über Syra, Constantinopel, Smyrna, nach Alexandria und von da nach Cairo, während das zweite Capitel das Tagebuch der Fahrt nach Suez und auf dem rothen Meer weiter nach dem auch jetzt so viel genannten Masaua enthält, die letztere Stadt mit ihren Umgebungen, insbesondere den Archipel von Dahlak schildert. Die natürlichen Verhältnisse dieser Gegenden, die Pflanzenwelt wie die Thierwelt werden sorgfältig beschrie-

ben und auch den Handelsverhältnissen gleiche Sorgfalt zugewendet, namentlich bei Masaua, das fast nur von Handelsleuten bewohnt, als Hauptstapelplatz für den Verkehr mit dem Innern zu betrachten ist.

Das dritte Kapitel bringt nach einer Beschreibung des Küstenlandes von Masaua, des sogenannten Samhar, die weitere Fortsetzung der Reise nach Keren und den dortigen Aufenthalt in dem Lande der Bogos; auch die nahen Berge Debra Sina auf der östlichen und Tsad-Amba auf der westlichen Seite wurden bestiegen: von letzterem Gebirge sind zwei Abbildungen beigefügt, die uns von dieser in der That grossartigen Gebirgswelt einen Begriff geben können. Von Keren ward die Reise weiter südwärts nach dem Lande Hamasen fortgesetzt, und im folgenden Kapitel näher beschrieben. Von Tsazega, der kleinen Hauptstadt des Landes und dem Sitz des Statthalters, wird ein recht unterhaltendes Bild entworfen, besonders von dem Besuch bei der Schwiegertochter des Statthalters, und der Bewirthung daselbst. Das nächste Ziel war Adoa, die bedeutendste Stadt in diesen Gegenden, welche den ganzen Handelsverkehr zwischen dem Meere und Gondar vermittelt; dass die nahen Ruinen von Aksum oder Axum ebenfalls besucht und näher beschrieben werden, bedarf wohl kaum einer besondern Erwähnung. Das nächste, fünfte Kapitel bringt die Fortsetzung der Reise bis Gondar und den Aufenthalt daselbst. Es fehlt auch hier nicht an einzelnen interessanten Punkten, wie der Uebergang über den Takazie-Strom und die Nilpferdejagd wie die Affenjagd, nicht minder der Uebergang über die Gebirge in einer Höhe von mehr als zehntausend Fuss, bis endlich Gondar, die Residenz des abessinischen Herrschers erreicht ward. Die Lage der Stadt wird genau angegeben, sie selbst mit ihren Umgebungen näher beschrieben, und von dem Schlossbezirk sogar eine Abbildung beigegeben. Der längere Aufenthalt an diesem Orte, vom 24. Januar bis 16. Februar gab Gelegenheit zu meteorologischen Beobachtungen, und bietet die Veranlassung, hier über das Land Abessinien eine Reihe von allgemeinen Bemerkungen anzuknüpfen, die zur näheren Kunde des Landes allerdings von Belang sind. So verbreitet sich der Verfasser näher über den Feldbau und die Bepflanzung, über die Hausthiere, wie über die übrigen Thiere, da Berge, Wälder und Steppen des Landes eine äusserst mannigfaltige thierische Welt beherbergen, die uns hier im Einzelnen genauer beschrieben wird. Aber auch die Industrie, Münze, Maass und Gewicht wird besprochen, dann auch die religiösen Verhältnisse behandelt, da in diesem Lande Mohamedaner, Juden und Christen, letztere mit manchen eigenthümlichen Festen und Gebräuchen, sich finden. Einige geschichtliche Angaben, welche die neueste Geschichte des Landes betreffen, machen den Beschluss der lehrreichen Erörterung.

Das sechste Kapitel führt uns noch weiter südwärts von Gondar, zuerst nach Dembea und dem Tana-See, dann in südöstlicher Richtung von demselben weiter über Eifag, Quafat nach Magdala und Tenta, und von da über das Kologebirge zu dem Lager des damals auf einem Feldzug in die Gala-Länder begriffenen Herrschers Theodor, welches in dem District Etsabed, dem südlichsten Punkt, welchen die Reise des Verfassers berührte, sich befand. Diess führte dann zu einem Zusammentreffen mit diesem Herrscher, und wird uns die Audienz, die dem Verf. zu Theil ward, mit allen Details erzählt, dann aber auch eine Schilderung des Lagers wie des Heeres entworfen, die in dem jetzigen Moment gerade unsere besondere Aufmerksamkeit allerdings ansprechen mag. Nach des Verfassers Schätzung, die er eher zu niedrig als zu hoch gegriffen erklärt, müsste das Lager mehr als 150,000 Köpfe gezählt haben, aber, abgerechnet den zahlreichen Tross von Knechten, Dienern, Frauen u. dgl. m. würde doch immer eine streitbare Mannschaft von mindestens 50,000 Köpfen übrig bleiben. (Sollten hier, nach Allem, was uns der Verf. selbst über Abessinien berichtet, die Zahlen nicht zu hoch gegriffen sein?) Weiter südwärts ward die Reise nicht fortgesetzt, sondern der Rückweg angetreten, und auf demselben Wege bis zu dem Punkte, wo der Tana-See erreicht ward, fortgesetzt, dann aber statt gerade nördlich nach Gondar, in nordwestlicher Richtung nach Metameh, der Hauptstadt der Provinz Qalabat, welche hier näher beschrieben wird. Das siebente Kapitel bringt den Schluss des Ganzen, mit der Beschreibung der Reise von Metameh über Dokah, Qedaref nach Abu Haráz, wo sich der Verf. auf dem blauen Nil nach Chartum einschiffte, welches auch nach einer viertägigen Fahrt glücklich erreicht ward, und den Endpunkt der ganzen Reise bildete. In einem Anhang wird noch eine Zusammenstellung der während der Reise durch Abessinien und Ost-Senár gemachten astronomischen Ortsbestimmungen gegeben.

Wir haben im Vorhergehenden nur einen kurzen Ueberblick der Reise und der von dem Reisenden berührten Punkte gegeben: es ist wohl zu einem grossen Theil dieselbe Route, die auch das englische Heer, das jetzt gegen den Herrscher des Landes zu Felde zieht, zu nehmen genöthigt ist, und es mag schon aus diesem Grunde der überaus genaue und sorgfältige Bericht, der hier gegeben wird, alle Beachtung verdienen, uns aber auch zeigen, mit welchen Schwierigkeiten in einem solchen Gebirgslande jedes Vorrücken eines Heeres verknüpft ist; es kommen dazu in diesem Werke noch die vielen Erörterungen aus dem Kreise der Naturforschung, welche in reichem Grade überall und bei jedem Orte gegeben werden, um uns ein genaues Bild der Beschaffenheit des Landes, seiner Gebirgswelt, seiner Flüsse und Seen, seines Gesteins, seiner Pflanzenwelt, wie insbesondere seiner Thierwelt zu geben: alle Theile der Naturforschung, welche damit sich beschäftigen,

werden manche Belehrung aus dieser Reisebeschreibung gewinnen, die darum aber doch auch für den gebildeten Leser, der nicht Fachmann ist, nicht Weniges bietet, was eine angenehme und belehrende Unterhaltung gewähren kann. Die äussere Ausstattung des Ganzen ist sehr befriedigend; die beigefügten Illustrationen geben meist wohl ausgeführte landschaftliche Bilder, und die grosse dem Werke angeschlossene Karte führt uns diesen ganzen Theil Africa's in grosser Genauigkeit vor; sie lässt uns genau die Reiseroute des Verfassers verfolgen.

Statistische Tafel aller Länder der Erde. Von Dr. Otto Hübner, Director des statistischen Centralarchivs zu Berlin. Sechszehnte völlig umgeänderte u. vermehrte Auflage. 1867. Frankfurt. Verlag der F. Boselli'schen Buchhandlung (W. Rommel).

Die vorliegende Tafel, für deren Brauchbarkeit und Nützlichkeit schon ihre ungemeine Verbreitung sprechen kann, da sie hier in einer sechzehnten Auflage erscheint, vereinigt auf verhältnissmässig geringem Raum und doch klar und übersichtlich zusammengestellt, Alles Mögliche von statistischen Notizen, die ein gebildeter Leser zur Hand zu haben wünscht. Sie verbreitet sich, wie die Aufschrift besagt, über alle Länder der Erde, auch die amerikanischen Staaten mit eingerechnet, und gibt bei jedem die Grösse und die Bevölkerung, die Regierungsform und das Staatsoberhaupt, die Ausgaben und Schulden, das Papiergeld und den Banknotenumlauf an, dann ebenso den Bestand des stehenden Heeres und der Kriegsflotte wie der Handelsflotte, die Aus- und Einfuhr, die Zolleinnahmen, die Haupterzeugnisse, die Münze, (die Reduction der Silbermünzen auf 30 Thaler per 1 Pfund Silber und 50 Thaler Kronen per 1 Pfund Gold ist durchgeführt) dann Gewicht und Maass für trockene und flüssige Stoffe, Eisenbahnen, Telegraphen, die Hauptstädte und deren Einwohnerzahl, Alles in tabellarischer Form, so dass man sich leicht überall zurecht finden kann. Bei den steten Veränderungen, die in Bezug auf die genannten Gegenstände eintreten, ist Alles nach den neuesten Ergebnissen festgestellt, und in Folge der grösseren Ausdehnung der einzelnen Notizen auch das Format der ganzen Tafel um einen halben Fuss vergrössert worden, ohne Erhöhung des Preises von 5 Sgr. oder 18 Kreuzer. Wir zweifeln daher nicht, dass diese neue berichtigte und vervollständigte Auflage sich einer günstigen Aufnahme erfreuen wird.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps par Guizot. Tome VIIIème. Paris Leipzig 1867.

Wer noch nicht weiss, dass Guizot von geistigem Hochmuth förmlich verzehrt wird, dem werden bei der Lektüre des VIII. Bandes seiner Mémoiren gewiss die Augen aufgehn. Wenn er am Eingang seines Werkes erklärt: dass der Tag noch nicht gekommen sei um freimüthig über Personen und Ereignisse zu sprechen, dass er dagegen seine eigene persönliche und innere Geschichte, was er empfunden, gewollt und gedacht, erzählen wolle; so hat er damit bereits das offene Geständniss abgelegt, dass die nun folgenden Mémoiren eine fortlaufende Selbstbespiegelung sein werden, und dass über fremde Personen und Ereignisse nur insofern ein freimüthiges und wahres Wort zu erfahren ist, als dasselbe der Persönlichkeit des Genfer Doktrinärs nicht zu nahe treten darf. Die ganze, die wahre Wahrheit soll nicht zum Vorschein kommen. Dagegen ist das philiströse Wohlgefallen an dem eigenen Scharfsinn überall massgebend; es verlässt ihn selbst da nicht, wo er die grössten Thorheiten begehn will, und so darf es uns nicht wundern, dass auch dieser letzte Band, der die Geschichte von Guizots eigenem Sturz von den Irrthümern die zur Februarrevolution geführt haben, enthalten soll, nichts ist als eine fortdauernde Selbstverherrlichung und von unbelehrbarem Hochmuth strotzt. Wer die Weltgeschichte nur aus den Guizot'schen Mémoiren kennen lernt, muss sich in der höchsten sittlichen Entrüstung über das französische Volk hinein lesen, welches dem so hochverdienten und wohlmeinenden Minister eines Tages plötzlich die Thüre wies.

Da finden wir gleich zu Beginn des Werkes eine lange Erörterung über die »freie Regierung«, deren Segnungen Guizot den undankbaren Franzosen zugedacht hatte. Auf die Formen derselben komme es nicht an. Wohl aber darauf, dass die Verantwortlichkeit der Regierung gewahrt sei. Der Parlamentarismus sei eine der Formen einer freien Regierung. Die Bildung politischer Parteien müsse als Kriterium einer parlamentarischen Regierung angesehn werden.

Alle diese Bedingungen des Parlamentarismus und der Freiheit seien in dem Kabinett vom 29. Oktober 1840 geboten gewesen; Guizot beginnt nun mit der ungescheutesten Naivetät sein eigener Lobredner zu werden. Er war von seiner Unfehlbarkeit so durchdrungen, dass ihn der Widerstand, auf den seine Regierung stiess, nicht im Geringsten irre machte: hatte er doch den Trost,

dass die Majorität der Kammer auf Seiten der Regierung stand, dass die Fiktion des Parlamentarismus treu gewahrt war. Als ihm der Herzog von Broglie am 30. Oktober 1844 den verständigen Rath ertheilte, er möge sich von den Geschäften zurückziehn, wenn die übrigen Minister und die Kammer nicht Jede seiner Bedingungen auch die strengste annähmen: La meilleure chance pour vous seroit une sortie par la grande porte (S. 25) fand sich Guizot bereits so unentbehrlich für Frankreich, dass er erwiederte »er wolle lieber auf der Bresche bleiben.« Das Gefühl der Mangelhaftigkeit alles politischen Thun und Treibens war so lebendig in ihm geworden, dass es ihn zu einer gewissen Resignation in sein schweres Loos brachte; über welche er dem gläubigen Leser seiner Mémoiren wahrhaft rührende Dinge zu sagen weiss.

Ueber die Vorwürfe der Wahlbestechung gleitet Guizot vorsichtig hinweg; er findet dass die Fälle wo die Regierung schuldig war, aussi peu graves que peu nombreux gewesen seien, und dass mit einigen Ausnahmen à travers l'exagération de quelques paroles et l'inconvenance de quelques démarches die Wahlen frei und legal von Statten gingen.

Trotz der Missbräuche die einer jeden grossen Wahlbewegung anhafteten, sei in Frankreich ehrlicher und unabhängiger verfahren worden als in England und Amerika.

Uebrigens tröstet sich Guizot vollkommen über diese hämischen Vorwürfe der Opposition, da ihn die Kammer selbst mit 225 gegen 105 Stimmen freispricht. Dass diese 105 Stimmen, welche das Ministerium grober Umtriebe bei den Wahlen beschuldigten, gegenüber den Satisfaits der künstlichen Regierungsmajorität immer eine bedeutsame Minorität repräsentirten, kommt dem selbstgefälligen Minister nicht in den Sinn. Ebenso wie die Wahlumtriebe gesteht er auch die Käufligkeit der Stellen, welche unter seinem Ministerium Gang und Gäbe war, nur freilich mit sehr verhüllten Worten, ein. Ce n'étoit point l'ancienne venalité des charges admise en principe: c'étoit une tolérance abusivement appliquée à certaines transactions particulières dont le gouvernement restoit toujours libre de ne pas tenir compte. Noch offener bekennt er gleich darauf, dass er unter den von der Anklage der Kammer wegen Stellenkauf bedrohten Personen Freunde gehabt habe; aber auch hier ward ihm die Genugthuung zu Theil, dass die Kammer im Vertrauen auf den guten Willen der Regierung die Untersuchung fallen liess und zur Tagesordnung überging.

Mit einigen allgemeinen Redensarten wird der sittlichen Fäulniss gedacht, die sich in den Regierungs- und Beamtenkreisen Kund gab. Die diplomatische Kunst, mit welcher Guizot des Processes Teste erwähnt, verdient wirklich die Bewunderung Allerderer, die naiv genug sind, das damalige Ministerium von der moralischen Mitschuld freizusprechen. De graves soupçons s'élevèrent contre un homme de talent, naguères membre du cabinet et qui en étoit sorti pour devenir l'un de présidents de la cour de cassa-

tion; nous y regardâmes avec une attention aussi scrupuleuse que douloureuse .... C'étoit là de la part du cabinet un de ces actes dont le mérite n'est senti que tard. ....

Mit einer ähnlichen sentimentalen Katzenpfote berührt Guizot den Mord der Herzogin von Praslin, der die in der höchsten Aristokratie um sich greifende Verderbniss so furchtbar offenbarte. Er zählt ihn zu den incidents déplorables, bemerkt in einer momentanen Erleuchtung seines übrigens verloren gegangenen historischen Bewusstseins, dass die Luft damals gleichsam von moralischen Unordnungen und unvorgesehenen Unthaten infizirt gewesen sei, um sogleich wieder in das salbungsvollste Selbstlob zu verfallen, sich mit Washington zu vergleichen, den man im Leben verlästert, dem man aber nach dem Tode Statuen errichtet habe, und sich implicite für einen vollendeten Tugendbürger auszugeben.

Dann rühmt er sich der polizeilichen Geschicklichkeit die er entfaltete, um die im Ausland reisenden Mitglieder der älteren legitimen Herrscherlinie zu chikaniren, und gibt einen ausführlichen Bericht über die diplomatische Schwierigkeit zu dem der Aufenthalt des Duc de Bordeaux in London und die dabei stattgehabte legitimistische Manifestation Anlass gegeben. Auch in der Kammer entstand damals eine lebhafte Diskussion, ob man den starken Ausdruck flétrir für die Verurtheilung dieser Skenen in London brauchen, oder den Legitimisten zu Gunsten die mildere Wendung setzen wolle, dass »das öffentliche Gewissen solche schuldvolle Manifestationen mit starkem Tadel treffe.« Die heftigsten persönlichen Vorwürfe über Guizot's ganze frühere Laufbahn wurden hierbei von Seiten der Opposition erhoben; oder, wie sich der unparteiische Mémoirenschreiber ausdrückt, die revolutionären bonarpartistischen und legitimistischen Leidenschaften vereinten sich um alten und neuen Groll gegen mich auszuhauchen. Aber Guizot war so »glücklich« diesen »brutalen Angriff ohne Mühe und Ermüdung« auszuhalten. Als er von der Tribüne herunterstieg, »machte er sich das Vergnügen« der Opposition die berühmten Worte zuzuschleudern: »Häuft Zorn, Beleidigungen und Verläumdungen so viel ihr wollt; sie werden die Höhe meiner Verachtung nie erreichen.« Obwohl der Ausdruck »flétrir« ihm selbst eingestandenermaassen einiges Unbehagen verursachte, hielt er nun mit aller Zähigkeit daran fest und die getreue Kammermajorität setzte ihn auch schliesslich durch. Guizot durfte sich durch den Beifall des Monarchen über das »unvernünftige Gebahren« seiner Gegner hinwegsetzen, und wenn er die zahlreichen Beweise der Huld, die vielen billigenden Billets und Briefe erwähnt, womit der Bürgerkrieg ihn während seines Ministeriums erfreute, so konnte er kein für ihn selbst und Louis Philippe charakteristischeres Schreiben wählen als jenes vom 21. August 1847, auf das die kommenden Ereignisse schon gleichsam ihren Schatten im Voraus werfen: Il faut que les hommes substituent comme vous et peutêtre puis-je dire aussi comme moi le courage de l'impopularité à la soif des applaudissements.« Dass

Guizot die vollkommene Entente die zwischen ihm und seinem Monarchen bestanden haben soll, nicht in egoistischem Interesse ausgebeutet hat, dass er nach Titeln und Ehrenbezeugungen nicht lüstern war, glauben wir ihm gern, obwohl wir es ihm lieber glauben möchten, wenn er bei seiner Bescheidenheit und Uneigennützigkeit weniger lang und wohlgefällig verweilte. Mit wahrem Unwillen berichtet er, dass die Opposition diese Harmonie zwischen dem Ministerium und dem König auf dem Mangel eines selbstständigen Willens bei diesem schob, und den König wegen seiner antikonstitutionellen Einmischung und Beeinflussung der Ministerialberathungen tadelte. Gegenüber der Maxime: Le roi règne et ne gouverne pas hielt er mit grosser Energie an dem Satz fest, dass der Thron kein Fauteuil sei, auf den man einen Schlüssel angebracht habe, so dass Niemand sich darauf setzen könne, sondern dass eine intelligente und freie Persönlichkeit auf diesem Thron sitze. Man möge immerhin wiederholen Le Roi règne et ne gouverne pas; mit solchen Principien würde man darum in der Praxis nie bewirken, dass der herrschende König eine Null in seiner Regierung würde.

Louis Philippe hat begreiflicherweise dieser sophistischen Vertheidigung der königlichen Prärogative seinen vollsten Beifall gezollt; und es scheint in der That, dass er den treuen Minister so lieb gewonnen hat, wie es seiner egoistischen, berechnenden Natur überhaupt möglich war zu lieben. Dafür erntet er denn aber auch die reichlichsten Lobsprüche und wird als ein »im besten Sinn des Wortes liberaler, echt konstitutioneller Fürst« in den Himmel erhoben. Interessant ist es immerhin zu verfolgen, wie wenig Illusionen sich der Bürgerkönig über das Prekäre seiner Stellung gemacht hat, und wie er es eigentlich gewesen ist, der die rosenfarbene Anschauung seines Ministers bekämpfen musste. Dass dies in den für Guizot schmeichelhaftesten Formen geschah, ist selbstverständlich: Tenez mon cher ministre, sagte Louis Philippe eines Tages in Neuilly zu seinem optimistischen Vertrauten: »je souhaite de tout mon coeur que vous ayez raison: mais ne vous y trompez pas: un gouvernement libéral en face des traditions absolutistes et de l'esprit révolutionnaire, c'est bien difficile; il y faut des conservateurs libéraux et il ne s'en fait pas assez. Vous êtes le dernier des Romains.« Und ein anderes Mal wehklagte der Bürgerkönig: Quelle confusion! quel gachis! une machine toujours près de se détraquer! Dans quel triste temps nous avons été destinés à vivre!

So entschieden Guizot den König gegen den Vorwurf, dass er dem Kabinett stets seinen Willen aufgezwungen habe, in Schutz nimmt, er kann doch nicht in Abrede stellen, dass die entgegengesetzte Meinung begründet gewesen sei. Der König habe einen Ueberfluss von Ideen über jede Frage gehabt; er habe es dann nicht verstanden mit denselben hauszuhalten, zu schweigen oder gleichgültig zu erscheinen. Il était de plus si profondément

convaincu de la sagesse de sa politique et de l'importance de son succès pour le bien du pays qu'il lui en coûtoit d'en voir attribuer à d'autres le mérite et qu'il ne pouvait se résoudre à n'en pas révendiquer hautement sa part. Einen unverhältnissmässig grossen Raum in Guizot's Werk nimmt die Erzählung des Hergangs bei den spanischen Heirathen ein, welche jetzt ziemlich vergessen, damals eine Reihe diplomatischer Verwicklungen zwischen England und Frankreich hervorriefen. England agirte insgeheim zu Gunsten eines Koburger Prinzen für die Hand Isabella's. Fürst Metternich war für den Sohn Don Carlos' thätig. Guizot erlebte den Triumph dass die französische Combination durchdrang, dass Isabella sich mit ihrem Vetter dem Herzog von Cadix, und ihre Schwester die Infantin Fernanda mit L. Philippe's letzten Sohne dem Herzog von Montpensier vermählte. Es ist ihm wohl zu gönnen, dass er bei dem gegenwärtig historisch wenig bedeutsamen Ereigniss mit besonderer Vorliebe verweilt und 238 Seiten damit ausfüllt; denn diplomatische Erfolge, sei es über England oder Oesterreich, sind in seiner Laufbahn sonst sehr dünn gesät; und dass er gar den Plan des Fürsten Metternich durchkreuzte, muss man ihm um so höher anrechnen, da er sich ja gewöhnlich von diesem Minister der diplomatischen Kunst ganz schulmeisterlich zurechtweisen liess. Ein Zug des Respekts, wenn auch gewiss nicht der Vorliebe für den österreichischen Staatsmann, geht merkwürdig genug durch das ganze Werk, und gern gedenken wir dabei der Hormayr'schen Bemerkung, dass Fürst Metternich ein besonderes Geschick besessen habe die »Doktrinärs« in seinen Netzen zu fangen, dass er stets nach ihnen so wohlgefällig und gütig mit seinem klaren Auge geblickt habe, wie der Vogelsteller nach dem Gimpel auf der Leimruthe. Die im 46. Kapitel erzälten Verhandlungen mit dem Pabst Pius IX. besitzen gerade für die Gegenwart ein unleugbar hohes Interesse. Schon zu der Zeit, da Pius von den Liberalen bejubelt ward, das Volk ihm auf der Strasse Coraggio Santo Padre! und Thiers von der Rednerbühne Courage saint Père zurief, zeigt sich die Abneigung des Pabstes gegen jeden entschiedenen Fortschritt, gegen eine Reform an Haupt und Gliedern, die gerade für die Regierung des Kirchenstaats dringend erforderlich war. Der Weihrauch der Popularität behagte Pius IX., aber er zögerte stets wenn eine Reform, die verlangt wurde, durchzuführen war, er reizte das Verlangen des Volkes ohne es zu befriedigen. Die Berichte Rossi's verdienen vollen Glauben, wenn derselbe schreibt (28. Juni 1846): »On touche à tout, on se décide in petto, on persévère dans ses résolutions mais on n'agit pas. Ce n'est pas l'idéal du gouvernement c'est le gouvernement à l'état d'idée. — La popularité du pape est entière, je crains seulement qu'il n'en abuse, croyant pouvoir s'y endormir comme sur un lit de roses. Guizot ist von der Weisheit der Rathschläge die er damals dem Pabst ertheilte, so durchdrungen, dass er sich nicht enthalten konnte die Politik des damaligen französischen Ministeriums im Mai und Juniheft der Séances et travaux

de l'Académie 1867 in den Himmel erheben; um zu erweisen, wie er stets die richtige Mitte zwischen den Extremen gehalten habe, citirt er einen Brief, den Mazzini im Januar 1848 an ihn in die Zeitungen drucken liess, und einen anderen des Fürsten Metternich vom 31. Oktober 1847, aus denen erhellt, dass sowohl Gegner wie Kämpe des Bestehenden unzufrieden mit ihm waren.

Wenn man aber erfährt, dass Guizot und der König am Ende Januar 1848 eine französische Truppenmacht in Toulon und Port-Vendres zum Einschiffen bereit hielten, welche dazu bestimmt war, den bedrohten Pabst zu unterstützen, d. h. wie die Dinge schon damals standen die weltliche Autorität des römischen Stuhls aufrecht zu erhalten, so sieht man nicht recht ein, in wiefern sich diese vielgerühmte Politik von der so getadelten Politik späterer Herrscher zu ihrem Vortheil unterscheidet. Guizot sieht schliesslich sehr dunkel in die Zukunft Italiens. Krieg und Revolution, so meint er, hätten den Italienern nur die eine grosse Wohlthat gebracht: Vertreibung der Fremden. Sie sei vielleicht zu gross. Es gebe Erfolge, die ein Volk sich selbst danken müsse um stolz darauf zu sein. Soweit können wir dem französischen Historiker gerne beipflichten. Dagegen kommt sein papistischer Standpunkt klar an's Licht, da er gleich darauf von Italien schreibt: Ses exigences et ses coups envers la Papanté et l'Eglise catholique jettent, un épais nuage et un péril immense sur son avenir. Noch deutlicher kennzeichnet sich Guizot als geheimer Anhänger der Hierarchie in seiner Behandlung der Sonderbundsfrage. Er erwähnt, dass Louis Philippe eine sehr gute Meinung von den Schweizern gehabt, aber den Radikalismus herb getadelt habe, der sich eine Stätte unter ihnen gesucht habe. Beau pays, me disait-il, et bon peuple, vaillant, laborieux, économe, un fond de traditions et d'habitudes fortes et honnêtes. Mais ils sont bien malades; l'esprit radical les travaille. Wir werden keinen Augenblick darüber im Zweifel gelassen, dass Guizot vollkommen mit den Augen seines Herrn sah und bemüht war diesen radicalen Geist, der sich freilich in diesem Falle mit Allem was lebenskräftig und frisch in der Schweiz war identifizirte, zu ersticken. Die Aufhebung der Klöster in Aargau erscheint ihm als höchst bedenkliches Symptom der revolutionären Leidenschaft, welche die Schweizer ergriffen habe. L'abolition des associations réligieuses et la confiscation de leurs bien, sont des violations flagrantes de la liberté et de la propriété. Dass der grosse Rath von Luzern die Jesuiten berufen und ihnen die öffentliche Erziehung im Kanton anvertraut, will Guizot nicht gerade vertheidigen; es erscheint ihm aber als ein kleines Vergehen im Vergleich zu der Sünde des Radikalismus in Zürich, der dorthin den berüchtigten Strauss berufen habe célèbre par son hostilité contre l'histoire évangelique et le dogme chrétien. Die Stiftung des Sonderbunds wird bei dieser Anschauungsweise zu einem Akt gerechter Nothwehr gegen die Attentate der radikalen Partei; Guizot bringt sie in tendentiöser Weise mit der Ermor-

dung Jacob Leus von Ebersol in Verbindung. Au souffle de l'indignation populaire le parti menacé résolut de se mettre en défense et de s'organiser. Er findet, dass diese allerdings exceptionellen Bündnisse innerhalb eines Staatenbundes doch nicht ohne Präcedenzfall in der Schweizergeschichte selbst gewesen seien. Er hält den Tadel über das Vorgehen der Majorität des Bundes gegen diese Minorität nur mühsam zurück, wenn er sich auch zu der Kühnheit des Fürsten Metternich nicht aufschwingen kann, der in dieser Frage von Anfang an seinen Principien getreu auf die Intervention zu Gunsten des Sonderbunds losgesteuert war. Als die Akkession des Kanton St. Gallen zu den »radikalen Kantonen« die Bildung einer zum Aeussersten, zum Krieg gegen den Sonderbund entschlossenen Majorität gesichert hatte, schlug Metternich vor zu erklären, »dass die Mächte nicht dulden werden, dass die cantonale Souveränetät verletzt werde.« Aber Guizot musste erst durch den vollkommen klerikal gesinnten Gesandten Boisle Comte, den er taktlos genug bei der Eidgenossenschaft akkreditirt hatte, zu ähnlichen Kreuzzugsthaten angespornt werden. Dieser verlangte sogar am 6. Januar 1847, dass ihm die Operationsarmee, welche in der Schweiz interveniren sollte, vollkommen zur Disposition gestellt werde. Er gehe davon aus, dass die Intervention im Fall des Bürgerkriegs entschieden sei. Aber es sei sehr zu wünschen, dass die Sache sich nicht in die Länge ziehe; denn sonst sei er in völliger Abhängigkeit von den drei nordischen Mächten. Damit hatte Boisle Comte die Lage in der That richtig charakterisirt. Er setzte voraus, dass Guizot ebenso handeln werde, wie er sprach. Aber zwischen That und Wort ist der Abstand nirgends weiter als bei einem so vollendeten Doktrinär wie der damalige französische Minister war. Er hatte wohl den Ehrgeiz, aber ihm fehlte die Bosheit um mit Lady Macbeth zu reden. Darin liegt die Ueberlegenheit der konsequenteren Politik des Fürsten Metternich; deshalb empfand ein so fanatischer Anhänger des Pabstes und der Jesuiten, wie Boisle Comte, es schwer, dass er, anstatt energisch im klerikalen Sinne vorzugehen, seine Impulse erst von den Nordmächten holen musste. Guizot machte vielmehr jetzt vergebliche Versuche die Grossmächte zu einem Collectivschritt beim Bund zu vermögen. Die religiöse Frage, die die Schweiz theile, solle dem Schiedsspruch des Pabstes, die politische Frage der Vermittlung der Grossmächte anheimgegeben und dadurch der Ausbruch der Feindseligkeiten in der zwölften Stunde verhütet werden. Nun aber zeigte sich, dass die Ostmächte zwar einverstanden waren, Metternich sogar die identische an den Bundesrath zu richtende Note zu gelind fand, dass aber Palmerston sich gegen jeden Collectivschritt sträubte und Guizot's schwaches Drohen zu stark fand. In Berlin nannte man nun freilich Palmerston einen Revolutionär, in Wien liess man dem Aerger über die englische Politik vollen Lauf. Während aber die Grossmächte über die Abfassung der Note hin und her haderten, handelten die Schweizer, und die Guizot'sche Politik

sah sich durch das Resultat, durch den völligen Sieg der Eidgenossenschaft schliesslich um die Frucht ihrer so lange sorgfältig gehegten Vermittlungsweisheit gebracht.

Lord Palmerston hatte nur eine richtige Witterung der Ereignisse, da er sich weigerte die Kastanien für den Pabst und die Jesuiten aus dem Feuer zu holen; und aus den Gesprächen die er mit dem Herzog von Broglio über die beabsichtigte grossmächtliche Vermittlung hatte, leuchtet die Einsicht in die Schwächen der sonderbündischen Sache für einen Jeden der nicht mit Guizot'scher Brille sieht, klar hervor. Guizot aber findet unerklärliche Widersprüche in der britischen Politik, und es nimmt sich deshalb sonderbar genug aus, wenn er dieselbe für das eigene Misslingen verantwortlich macht, und schliesslich berichtet, dass im selben Augenblick, wo die identische Note endlich ausgebeutet werden sollte, Lord Palmerston Herrn Peel Befehl gegeben habe, General Dufour davon zu benachrichtigen und ihn zu drängen, dass er die Einnahme Luzerns beeile; damit wenn die Note eintreffe der Krieg bereits aus und die Vermittlung ohne Gegenstand sei. Dieser Hergang ist freilich auch ohne das Geständniss Peel's, das Guizot anführt auf Treu und Glauben anzunehmen, und das Erstaunliche ist nur das Staunen Guizot's über den Streich den ihm die englische Politik gespielt hatte. Dass die grosse Diplomatie, die er begonnen ihr Spiel würdig fortsetzte, den Sonderbund, auch da er geschlagen war, anerkannte, und dass erst die grösseren Begebenheiten des Jahres 1848 dem diplomatischen Schmollen das Guizot angesichts der vollendeten Thatsachen beliebte, und der Spannung zwischen Frankreich und der Schweiz ein Ende machte ist bekannt: weniger bekannt, dass Guizot in der That noch jetzt mit der moralischen Mitschuld an dem ganzen Ausgang auch in den Augen der Sonderbündler behaftet ist, die es ihm nie vergessen haben, dass er seinen Sekretär Hamon in ihr Lager sandte und ihnen den Wunsch aussprechen liess, dass sie den Kampf bis auf's Aeusserste fortsetzten (Siegwart III, 955). Guizot ist geneigt die Angelegenheit des Sonderbundes als geringfügig darzustellen: aber sie bedeutete immerhin eine energische Zurückweisung aller Interventionsgelüste und damit eine völlige Niederlage seiner eigenen Politik, die freilich minder entschlossen und minder klar war als die des österreichischen Staatskanzlers. Dass er seinen eigenen Sturz und die Februarrevolution zu guter Letzt in einer Weise darstellt, die uns Louis Philippe als das Ideal eines Königs, Guizot als das Ideal eines liberalen Ministers, und Frankreich als einen Tummelplatz rasender Leidenschaften erscheinen lässt, ist nach Allem Vorausgehenden nur allzu erklärlich. Die Doktrinärs sind ja nach Guizot's eigener Definition die grossen politischen Wohlthäter Frankreichs, die nur verlangen, »dass Frankreich aus dem Chaos tauche, in welches die Nation gestürzt war, und dass es den Blick wieder gen Himmel richte, um dort das Licht zu suchen.«

C. Mendelssohn-Bartholdy.

Von Spitzbergen zur Sahara. *Stationen eines Naturforschers in Spitzbergen, Lappland, Schottland, der Schweiz, Frankreich, Italien, dem Orient, Aegypten und Algerien. Von Charles Martins, Professor der Naturgeschichte zu Montpellier, Direktor des botanischen Gartens u. s. w. Autorisirte und unter Mitwirkung des Verfassers übertragene Ausgabe für Deutschland. Mit Vorwort von Carl Vogt. Aus dem Französischen von A. Bartels. Jena, Hermann Costenoble. 1868. Erster Band XX und 354 S. Zweiter Band. VI und 333 S. gr. 8.*

Schon aus dem hier wörtlich mitgetheilten Titel mag die Mannichfaltigkeit der in diesen beiden Bänden behandelten Gegenstände entnommen werden. Und doch führen sie alle auf einen gemeinsamen Mittelpunkt zurück; es sind lauter naturwissenschaftliche Schilderungen, die das Selbsterkannte und Erlebte getreulich wiedergeben sollen, und zwar in einer auch für ein grösseres gebildetes Publikum, als das der Fachgelehrten, geeigneten Form. Alle die Gegenstände, die hier zur Sprache kommen, sind von dem Verf. erst wissenschaftlich behandelt worden und haben den Stoff zu einer Reihe von Aufsätzen geliefert, welche in verschiedenen gelehrten Zeitschriften nach einander erschienen sind; sie erscheinen hier in einer »einfachen Uebertragung in gewöhnliche Sprache von rein wissenschaftlichen Abhandlungen.« Aber der Verfasser bezweckt damit nicht sowohl die angenehme Unterhaltung des gebildeten Lesers, sondern er war stets dabei bemüht ihn zu belehren; und in diesem Sinn mag man insbesondere die eben so lehrreichen als anziehend geschriebenen und daher auch wohl unterhaltenden Aufsätze über die vormaligen und jetzigen Gletscher von Spitzbergen, der Alpen und der Pyrenäen, und Anderes der Art betrachten. Die in beiden Bänden enthaltenen Darstellungen beziehen sich auf die physische Geographie im weitesten Sinne des Wortes (S. XVI), vorwiegend ist allerdings dabei »die Pflanzengeographie oder die Kunde von den Gesetzen der Pflanzenvertheilung auf der Oberfläche der Erde. Diese Gesetze knüpfen sich an die der Meteorologie, der physischen Geographie und der Geologie, welche abwechselnd citirt und angewandt werden. Nach der Pflanzengeographie sind die Gletscher seit fünf und zwanzig Jahren der Gegenstand meiner Studien und Reisen gewesen, und zwar hat mich eben so sehr die Frage über ihre ehemalige Ausdehnung wie die gegenwärtigen Erscheinungen derselben beschäftigt.« Also spricht sich der Verfasser über den Inhalt und Gegenstand seines Werkes aus: gern wird aber der gebildete Leser, wie der Fachmann seinen anziehenden Darstellungen von dem Nordpol, von Spitzbergen, und bis zur Sahara und zur Sonnenglut Africa's folgen, und angenehme Belehrung daraus gewinnen: denn die Ergebnisse der Wissenschaft, zunächst auf Reisen in den verschiedensten Weltgegenden, an Ort und Stelle gesammelt, in allgemein verständlicher Weise darzulegen, war ja der Zweck des Verfassers: und wir dürfen wohl an-

nehmen, dass er diesen Zweck auch erreicht hat. Nicht ohne Befriedigung und vielfache Belehrung wird man die Schrift aus der Hand legen.

Der erste Band beginnt mit dem, was in fast allen einzelnen Abschnitten mehr oder minder zur Sprache kommt, mit einer Einleitung, welche über die Pflanzengeographie und deren neueste Fortschritte sich verbreitet: dann folgt das von dem Verf. selbst besuchte Spitzbergen in einer eingehenden Schilderung, welche zuerst die Entdeckung und Erforschung dieses Nordlandes darstellt, dann das Klima, die physische und geologische Beschaffenheit, und die ganze Flora, diese sehr genau, wie die Fauna bespricht; daran schliesst sich passend das Nordkap von Lappland und ein wissenschaftlicher Winteraufenthalt in Lappland mit all den während desselben unternommenen wissenschaftlichen Untersuchungen in meteorologischer Hinsicht, über Temperatur, atmosphärischen Druck, Nordlicht, Erdmagnetismus u. s. w. Von dem Orte des Aufenthalts, Bossekop, einer kleinen Handelsniederlassung, wird S. 147 ein schönes landschaftliches Bild entworfen. Es mag erlaubt sein, einige Züge dieses Bildes hier wörtlich wiederzugeben.

»Hammerfest verlassend, dringt der Reisende, welcher sich nach Süden wendet, durch ein enges Gat in den Fjord von Alten. Eine Zeit lang bemerkt er nur grünende Abhänge, deren dichtes Gras bis ans Ufer hinabzieht und sich mit den Tangen vermischt. Bald aber erheben sich schroffe Felsen um ihn herum, und ihr von dem klaren Gewässer zurückgeworfenes Bild scheint die Höhe der Steilufer zu verdoppeln. In spärlichen Zwischenräumen verrathen leichte Rauchsäulen die Hütte eines einsamen Lappen. Ein am Strande aufgelaufener Nachen und einige an der Sonne trocknende Schellfische, an langen Stangen aufgehängt, künden den Aufenthalt eines armen norwegischen Fischers an. Im Allgemeinen aber ist das Ufer verlassen, und der traurig umherschweifende Blick entdeckt nicht einmal einen Baum, der mit seinem regelmässigen Wiegen diese regungslose Natur belebte. Tiefes Schweigen, nie vom Rascheln des Laubes unterbrochen, herrscht in dieser Einöde. Nur selten fliegen plumpe Eidergänse, in einsamen Seitenbuchten versteckt, geräuschvoll auf und zerstreuen sich in der Ferne, auf den Gewässern hingleitend, oder ein schäumender Wasserfall braust inmitten der Felsen. Eine Weile vernimmt man sein eintöniges Rauschen, dann beim Umbiegen um ein Vorgebirge bricht es plötzlich ab und gleicht nur noch einem fernen Murmeln, das sich endlich in Schweigen verliert. Oft löst sich ein schwarzes und kahles Kap von der Küste ab und scheint den Hintergrund des Meerbusens zu versperren, allein je mehr sich das Boot nähert, desto mehr öffnet sich die Durchfahrt vor ihm und ein weites Becken nimmt es in seine ruhigen Gewässer auf. Hat man endlich einen grossen, aus sonderbar gewundenen Schichten gebildeten Felsen umschifft, so lässt der Wind nach, das erschlaffte Segel hängt am Mast herunter und der Nachen steht von selbst im Hintergrunde einer Bai von

geringer Tiefe still, deren anmuthige Krümmung sich am Ufer entfaltet. Einige Magazine umgeben den Landungsplatz, und die am Abhange eines langen Hügels zerstreuten Wohnungen scheinen den Reisenden einzuladen, sich daselbst ein Unterkommen zu suchen. Es ist das Dorf Bossekop. Der Distriktsvorsteher und ein paar norwegische Kaufleute, welche mit den Lappen Handel treiben, bewohnen diese bescheidenen Holzhäuser. Hinter dem Dorfe dehnt sich ein grosser Kiefernwald aus, unter dessen Schatten Wachholder, Haidekräuter, Heidelbeeren und andere die Kälte liebende Pflanzen wachsen. Durchschreitet man den Wald in östlicher Richtung, so gelangt man wieder an die stets ruhigen und klaren Gewässer des Fjords. Gegen Süden sind Torfmoore, auf denen einige verkrüppelte Kiefern sich hervorwagen, aber unter dem feindlichen Einflusse dieses schwammigen und feuchten Bodens in buschförmigem Zustande verharren. Weiterhin entdeckt man den Altenfluss, welcher zwischen den sandigen Ufern, die er sich selbst geschaffen, majestätisch dem Eismeere zuströmt. Ueberall am Horizonte hohe schneebedeckte Berge und bei jeder Wegbiegung unerwartet der Fjord, dessen bläuliche Gewässer sich zwischen die Flächen des Bildes drängen. In den seltenen Augenblicken, wo die Sonne nicht durch Wolken verhüllt wird, ist diese Landschaft denjenigen vergleichbar, welche die Seen der Schweiz und des südlichen Norwegens einrahmen. Wie schön dünkte sie mich, als nach der Rückkehr von Spitzbergen mein so lange vom Anblick schwarzer Felsen und schneebedeckter Ufer betrübtes Auge sich an diesem lachenden Anblick erquicken konnte! Wie mir die Bäume hoch und dicht, der Rasen grün, die Luft milde und mit harzigem Duft der Kiefern lieblich erfüllt schien! Aber leider hüllt zumeist ein Nebelschleier die ganze Gegend ein, oder ein lichtloser Tag entfärbt das Bild; denn die stets dicht am Horizonte verweilende Sonne vermag mit ihren bleichen Strahlen die Wolken, welche der Seewind beständig auf den Bergen ansammelt, nicht zu durchbrechen.«

Ein ähnliches, eben so anziehendes landschaftliches Bild gibt uns die S. 190 ff. daran sich reihende »Reise in Lappland vom Eismeer bis zum Bottnischen Meerbusen.« Die Reise ward im September unternommen, weil diess in der schönen Jahreszeit fast die einzige Zeit ist, in welcher man eine Reise durch Lappland unternehmen kann, wenn man nicht — vom 20. November bis 30. April — in einem mit Rennthieren bespannten Schlitten die Reise machen und allen Beschwerden, welche die strenge Kälte wie der Schnee verursacht, sich aussetzen will. Denn in den nächsten Monaten, wo der Schnee schmilzt, ist eine Reise kaum ausführbar. Als der Gebirgsrücken überschritten war, gelangten die Reisenden auf ein breites Plateau, von welchem S. 196 folgende Schilderung gegeben wird.

»Nichts vermag eine Vorstellung von dem öden und doch grossartigen Anblick dieser Hochebene zu geben. Die breiten wellenförmigen Erhebungen des Terrains folgen sich unabsehbar stets in derselben Art. Selten unterbricht ein Fels mit schroffen For-

men, die allgemeine Bodenfläche überragend, auf Augenblicke die Einförmigkeit der Landschaft. Ueberall ist der Fels nackt, nur hier und da verstecken sich verkrüppelte Büsche der Zwergbirke und einige noch niedrige Gewächse in den Bodenfalten, wo sie geschützt sind gegen die eisigen Winde, welche sich auf diesen entblösten Flächen frei umhertummeln. Einsame Seen schlummern in den grossen Bodensenken. Die einen, von ungeheurer Ausdehnung, tragen noch zur Einförmigkeit dieses Anblicks bei. Die andern, kleiner, vermögen ihn nicht zu beleben, denn kein Baum, kein Kraut badet seine Wurzeln in ihren gelblichen Gewässern, kein Weichthier kriecht an ihren nackten Gestaden, kein Vogel bestreicht mit schnellem Fittich ihre Oberfläche, nur ihre Tiefen sind von zahlreichen Fischen bewohnt, zu deren Fange die Lappen im Herbst hierher kommen. Während des Sommers steigen Myriaden von Schnaken aus diesen Seen auf und verbieten dem Reisenden die Wanderung über dieses Plateau. Im Winter gefriert Alles, und acht Monate lang verschwinden Erde und Wasser unter einem Leichentuch von Schnee. Das Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit beschleicht den Reisenden, welcher diese Wüsten des Nordens durchzieht. Nichts um ihn her lebt, Alles ist still und todt. Stets im Mittelpunkt einer Landschaft, die sich nicht verändert, stets in derselben Richtung die Schneekuppen der fernen im Westen sich verlierenden Lyngenkette vor sich, möchte er fast glauben, er komme nicht vom Fleck, sondern drehe sich unaufhörlich in einem magischen Kreise.«

Nun folgt ein Aufsatz über die Pflanzenbesiedelung der brittischen, der Shetland- und Faröerinseln, sowie Islands, S. 222 ff. und ein Bericht über die Zwanzigste Versammlung der brittischen Gesellschaft zu Edinburg im August 1851. S. 239 ff. Der Rest dieses Bandes ist den Alpengletschern gewidmet, und enthält eine Reihe von Betrachtungen und Erörterungen über die jetzigen Gletscher der Alpen, wie über deren frühere Ausdehnung in den Ebenen der Schweiz und Italiens. Hiernach erfüllte der Rhonegletscher einst »das ganze heutige Wallis und dehnte sich in der zwischen den Alpen und dem Jura liegenden Ebene vom Fort l'Ecluse bei der Perte du Rhône bis in die Umgegend von Aarau aus. Er war der Hauptgletscher der Schweiz; er hat jene zahllosen Blöcke, welche den Jura bis zur Höhe von 1040 Meter über dem Meere bedecken, verführt. Die übrigen Gletscher waren nur schwache Zuflüsse des Rhonegletschers, unfähig, ihn von seiner Richtung abzulenken. So erkennt man, wenn der Arvegletscher ihm auf dem Kamme der Salèves oder an den Abhängen der Voirons begegnet, an der Vertheilung der Moränen, dass der Rhonegletscher seinen Marsch fortsetzt, während der der Arve plötzlich stillsteht. Desgleichen drängt ein reissender Strom das kleine Bächlein zurück, welches ihm den Tribut seiner Welle zuträgt.

Die übrigen sekundären Gletscher nahmen die Hauptthäler der Schweiz ein. Dergleichen waren die Aargletscher, dessen letzte

Moränen die Hügel in der Umgegend von Bern krönen. Der Reussgletscher, welcher die Ufer des Vierwaldstättersees mit den den Spitzen des St. Gotthard entrissenen Blöken bedeckt hat. Der Linthgletscher hielt am Ende des Züricher Sees inne, und die Stadt ist auf der Endmoräne desselben gebaut. Der Rheingletscher endlich, weniger als die andern untersucht, nahm das ganze Becken des Konstanzer Sees ein und dehnte sich bis zu den Grenzpartien Deutschlands aus.

So war also während der Kältezeit, welche dem Erscheinen des Menschen auf der Erde gefolgt ist, die Schweiz ein mächtiges Eismeer, dessen Wurzeln sich in die Hochthäler der Alpen senkten, während die Endböschung sich auf den Jura stützte. Desgleichen stiegen auf dem Südabhange der Kette die Gletscher in die Ebenen Piemonts und der Lombardei hinab. Die der Südseite des Montblanc vereinigten sich, um den Gletscher des Aostathales zu bilden. Die Endmoräne desselben erhebt sich wie ein riesiger Damm in der Umgegend der Stadt Ivrea, es ist die Serra von Piemont. Die Mehrzahl der Seen Oberitaliens verdankt ihr Dasein den Stirnwällen dieser grossen Gletscher; indem sie den Lauf der Flüsse stauten, zwangen sie dieselben, sich unter der Form stiller Wasserspiegel auszubreiten. Unter den hervorstechendsten Moränen will ich die drei konzentrischen Bögen erwähnen, welche das Ende des Lago Maggiore bei Sesto Calende umschreiben; die des Gardasees sind nicht minder gut in der Nähe von Desenzano und Peschiera charakterisirt. Die Schlacht von Solferino ist auf diesen alten Moränen geliefert worden, die Oesterreicher hatten die Höhen derselben besetzt« u. s. w. Wir können nach Mittheilung dieser Probe nicht in das weitere Detail uns einlassen, müssen aber noch der beiden Besteigungen des Montblanc gedenken, deren Erzählung von S. 298 an den Rest des Bandes füllt. Zuerst wird die am 1. August 1787 von Saussure unternommene erstmalige Besteigung des Montblanc in anziehender Weise beschrieben und dann der sieben und zwanzig Besteigungen dieses Berges gedacht, welche in den Zwischenraum von sieben und fünfzig Jahren (1787 bis 1843) fallen; von 1844 an bis zu Ende des Jahres 1863 haben sich diese Besteigungen in dem Grade vermehrt, dass die Gesammtsumme auf nicht weniger als hundert ein und siebenzig sich beläuft. Von besonderem Interesse ist aber die eingehende Beschreibung der wissenschaftlichen Besteigung, welche der Verf. selbst im Spätsommer des Jahres 1844 mit einigen Freunden unternahm. Zweimal wurde der Versuch gemacht; Unwetter, welche jedes Weitergehen unmöglich machte, nöthigte zur Umkehr, ehe noch der letzte Gipfel erreicht war: erst zum drittenmal gelang diess, nachdem die Gesellschaft in der Nacht des 27. Augusts aufgebrochen, und am folgenden Tage ein und drei viertel Uhr glücklich den Gipfel erreichte. Nach längerem Verweilen auf dem Gipfel, wie es der wissenschaftliche Zweck des Ganzen mit sich brachte, machte man sich erst gegen Abend, als die Sonne unterzugehen begann, auf den Rückweg, der auch

ohne allen Unfall vor sich ging. Wir überlassen es dem Leser die Schilderung dieses Verweilens auf dem Gipfel und die Eindrücke, welche die Betrachtung der grossartigen Naturerscheinung hervorrief, und die wissenschaftlichen Erörterungen, welche sich daran knüpften, in der Schrift selbst nachzulesen, um noch Einiges über den Inhalt des zweiten Bandes zu bemerken, der uns in eine zum Theil ganz verschiedene Welt führt und andere Darstellungen bringt, denen ein gleiches Interesse nicht abgeht. Zuerst eine kurze Erörterung über die Schneemaus und eine weitere Betrachtung über die Ursachen der Kälte auf den Hochgebirgen, darauf ein Bericht über die Versammlung der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft im August 1863 zu Samaden im oberen Engadin. Eine eingehende wissenschaftliche Untersuchung ist dem Mont Ventoux in der Provence gewidmet (S. 94—134) mit besonderer Rücksicht auf die Erscheinungen in der Pflanzenwelt; daran schliesst sich eine Beschreibung der »Crau oder der französischen Sahara«, unter welchem Namen eine zwischen der grossen Rhone und den Voralpen im Norden, den Hügeln von Salon und Saint-Chamas im Süden sich ausbreitende Ebene von 980 Quadratkilometern Oberfläche begriffen wird. »Die Bodenfläche ist vollständig mit dicken, ovalen, auf einer röthlichen, sehr fein zertheilten Erde ruhenden Kieseln bedeckt. Während der Sommerhitze erscheint dieser Boden völlig kahl und jeglicher Vegetation beraubt; indem die Sonne mit ihren Gluten die aufgehäuften Kiesel erhitzt, dehnt sich die Luft bei der Berührung mit denselben aus, und das Phänomen der Luftspiegelung ist in der Crau ebenso gewöhnlich wie in den Wüsten Afrikas. Der Reisende, den der Dampf durch diese dürre Ebene dahinträgt, erblickt in der Ferne Bäume und Häuser, deren Fuss vom Wasser bespült wird, und der Spielball einer Täuschung, glaubt er das Meer zu gewahren, von dem er noch weit entfernt ist. Wenn aber die in Strömen aus den vom Südwinde aufgethürmten Wolken herabfallenden Herbstregen diesen steinigen Boden erfrischt und befeuchtet haben, so spriessen feine Gräser zwischen den Kieseln hervor; der Thymian, von der Sonne verbrannt, erwacht wieder zum Leben, und die von den Alpentriften, welche die Entholzung der provenzalischen Alpen verschont hat, herabkommenden Schafe finden in diesen kurz vorher noch entblössten Ebenen eine reichliche Weide. Im Frühling lassen ebenso starke, ebenso anhaltende Regengüsse, wie die im Herbst, noch einmal diese Kräuter zwischen diesen Kieseln hervorspriessen, welche der Schnee nur ein paar Stunden lang im Winter bedeckt. Von der Eisenbahn aus bemerkt man hier und da lange und niedrige Schafställe, wo die Mutterschafe während der kalten Nächte der rauhen Jahreszeit Schutz und Obdach finden. Anfangs Juni aber setzt sich das Heer der Hirten in Bewegung, um das Gebirge zu gewinnen, von dem es Ende Oktober zurückkehrt« (S. 136). Der Verf. zeigt, wie schon im Alterthum die Beschaffenheit dieses kieselartigen Landstriches die Aufmerksamkeit erregte, ja er bringt damit selbst die Sagen

in dem befreiten Prometheus des Aeschylus in Verbindung, wornach die Kiesel, welche diese Fläche bedecken, vom Himmel herabgefallen, als Jupiter seinem Sohne Herkules im Kampf mit den Liguriern durch einen Steinregen, den er vom Himmel fallen lässt, zu Hülfe eilt, um seine Feinde zu vernichten: daher die Bezeichnung Campus lapideus sive Herculeus, welche im Alterthum dieser Ebene gegeben ward, deren geologische Verhältnisse hier näher untersucht und besprochen werden. Aehnlicher Art ist der folgende Abschnitt, der uns mit einemmal zu den Pyrenäen führt und einen geologischen Ueberblick über das Vernetthal bringt und damit eine Untersuchung verbindet, welche die Unterscheidung der ächten von den unächten Moränen in den östlichen Pyrenäen zum Gegenstand hat. S. 165 ff. folgt dann die Galileitribune zu Florenz, und S. 178 ff. ein botanischer Spaziergang längst der Küsten von Kleinasien, Syrien und Aegypten: nacheinander werden Malta, Syra, Smyrna, Bosporus, Bujukdere, Rhodus, Pompejopolis, Alexandretta, Latakieh, Tripoli, Beyrut, Jaffa, Alexandrien, Kairo und die Pyramiden besucht und neben andern ansprechenden Reisebildern insbesondere die Verhältnisse der Pflanzenwelt an diesen Orten besprochen. Der Akklimatisationsgarten von Hamma bei Algier, im Jahre 1852 und zwölf Jahre später, im Jahre 1864 ist der Gegenstand eines anderen Abschnittes S. 221 ff. Dann kommt der Wald von Edough bei Bona S. 240 ff. Den Beschluss des Ganzen macht ein »physisches Gemälde der östlichen Sahara in der Provinz Konstantin S. 248 ff., bei welchem insbesondere die Wüstenregion, die Formen der Wüste, die Oasen, das Leben in der Wüste u. dgl. m., von dem Standpunkt des Naturforschers aus, in Betrachtung gezogen, aber auch die Reiseerlebnisse in gleicher Weise geschildert werden, insbesondere das Leben in dieser africanischen Welt in einzelnen Zügen vorgeführt wird. Wir erlauben uns auch hier den Schluss S. 329 ff. mitzutheilen, und schliessen damit auch unsern Bericht, durch den wir jedem gebildeten Leser ein Werk empfehlen möchten, »das, wie der Vorredner am Schlusse seines Vorwortes bemerkt, in anmuthiger Form und tadelloser Darstellung seine Kenntnisse bereichern, seine Anschauungen erweitern und vielleicht selbst ihn zu Gebieten führen wird, die ihm bisher unbekannt blieben.«

»Solcher Art, schreibt unser Verf. a. a. O., war unser Leben in der Sahara beschaffen; ein schöner Himmel, eine mässige Temperatur, einige Regenfälle, von denen die Wüste wieder ergrünte, trugen noch zum Reiz der Reise bei. Jeden Tag boten sich unserm Anblicke grossartige Schauspiele dar. Bald war es die Unermesslichkeit eines grenzenlosen Plateaus, breite Thäler, grosse Seen, mannichfach geformte Dünen, eine fruchtbare Oase, von Dörfern gedeckt, die mit malerischen Befestigungen umgeben waren. Der Anblick der fernen Gebirge fügte diesen Ansichten einen unaussprechlichen Reiz hinzu. — Das Schauspiel, welches der Himmel bot, war nicht minder interessant als das der Erde. Auf dem Meere und in allen flachen Ländern, wo die Himmelskuppel sich über einer ebenen Fläche ohne Erhabenheiten und

Unterbrechungen rundet, lenkt der Mensch seine Blicke gen Himmel; der Anblick der Wolken, der Sonne, der Morgenröthe, der Dämmerung, der Gestirne ersetzt den Anblick der Fernen der Erde, der Flüsse, der Seen, der Hügel und der Berge. Jeder Sonnenuntergang war ein Fest für unsere Augen, ein Staunen für unsern Verstand, namentlich wenn die Atmosphäre nicht völlig heiter war. Die Färbungen sind dann lebhafter und mannichfaltiger. Je mehr das Gestirn sich dem Horizonte nähert, befransen sich die grauen und zersausten Wolken des Himmelsgewölkes, die letzten Ausläufer der nordischen Nebel, mit mehr oder minder intensiven Purpurtinten, während die gerundeten Umrisse der weissen, auf den fernen Bergspitzen ruhenden Wolken sich mit einem hellleuchtenden, gelben Streifen besäumen und in das Gold eingerahmt zu sein scheinen, welches den Abendhimmel erfüllt. Sobald die Sonne unter den Horizont gesunken ist, verbreitet sich eine ungemein sanfte Rosatinte über den ganzen westlichen Himmel. Ein Ausfluss des verschwundenen Gestirns, färbt sie alle Gebirge. Eins derselben, von Biskra aus sichtbar, heisst Dschebel Hammar-Kreddu (der Rosenwangenberg); er verdient diesen Namen, denn noch lange nach dem Untergange der Sonne bewahrt er einen rosigen Abglanz, gleich dem Inkarnat auf den Wangen eines jungen Mädchens. Durch einen Kontrasteffekt mit dem Roth nimmt das Blau des Himmels eine wassergrüne Farbe an. Allmälig erbleicht das Rosa, der helle Bogen zieht sich zusammen; allein das Licht, welches ihn erleuchtet, ist weiss und rein wie das, welches im Aether jenseits der Grenzen unserer Atmosphäre glänzen muss. Dank der Durchscheinenheit der Luft sind alle Umrisse der irdischen Gegenstände vollkommen bestimmt. Die feinen Einschnitte der Palmenblätter werden sichtbarer als am hellen Tage, und wenn der Baum sich völlig auf diesen wechselsweise gelben, rothen und weissen Hintergründen abhebt, so scheint es, als ob die Poesie dieses edlen Gewächses sich dem Auge zum ersten Male enthülle. Indess wird es Nacht. Zuerst kommen die Planeten, dann die grossen Sternbilder zum Vorschein, der Himmel bevölkert sich mit Myriaden von Gestirnen, sein Gewölbe erhellt sich; die Milchstrasse, in den hohen Breiten ein weissliches und verloschenes Band, scheint eine über die Himmelskuppel geworfene Schärpe funkelnder Diamanten zu sein. Der Mond ist nicht mehr jenes fahle Gestirn, dessen melancholischer Blick die Schwermuth unserer nebeligen Länder mitzuempfinden scheint, sondern eine glänzende Scheibe vom reinsten Silber, welche die Strahlen, die sie empfängt, ohne sie abzuschwächen, zurückwirft, oder eine Sichel, vervollständigt durch das Halblicht, welches sichtlich die Umrisse des vollen Balles abzeichnet. Das war der Sonnenuntergang des 13. Dezember 1863 am Tage vor unserer Abreise von Biskra, er bewegte uns tief, es war unser Abschied von den Abenden in der Wüste.«

Nr. 56. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg.

1. Vortrag des Herrn Professor Friedreich: »Ueber wichtige auskultatorische Phänomene«, am 1. März und am 27. Mai 1867.

2. Vortrag des Herrn Professor Weber: »Ueber das epidemische Vorkommen der Rose«, am 3. Mai 1867. (Nach dem Protokolle.)

Herr Prof. Weber sprach über das epidemische Vorkommen der Rose. Ausgehend von dem durch die Hospitalkrankheiten veranlassten schlechten Credit der Heilanstalten, hat der Vortragende das in den letzten Jahren häufigere und gefährlichere Vorkommen der Rose genauerer Untersuchung unterworfen. Er glaubt zunächst nachweisen zu können, dass eine grosse Anzahl sogenannter spontaner Rosen doch von Eiterresorption kleiner oder versteckter Geschwüre herrühre. Die traumatischen Rosen können nicht allein von bösen, sondern auch von ganz gut aussehenden Wunden ausgehn. Die Rose muss aus verschiedenen Ursachen entstehn. In einigen Fällen handelt es sich einfach um Lymphangitis, deren eigenthümliches Wandern allerdings seltsam und kaum durch Bilroth erklärt ist. Der lokale oder epidemische Charakter, die Ansteckbarkeit sind kritisch. Ist nun das epidemische Erysipel identisch mit dem traumatischen, ist es, wie Roser meint, ganz analog mit Pyaemie? Genauere Untersuchung kann über diese Frage allein Klarheit geben. Fälle von Erysipel kommen unter ähnlichen Verhältnissen wie in dem Hospital auch unter den aller unschuldigsten Umständen ausserhalb desselben vor. Bevor der Vortragende die Frage, ob vielleicht die erysipelatöse Epidemie demnach im ganzen Lande, nicht blos in den Spitälern verbreitet sei, weiter untersucht, spricht er noch von der Mortalität dieser Krankheit. Kaum ein einziger Todesfall konnte eigentlich auf die Krankheit selbst geschoben werden, wenn man die an späterer Pyaemie nicht in Rechnung nimmt. Die Gestorbenen hatten dem Vortragenden schon in Bonn akute Nephritis und Hepatitis bis zum Zerfall der Sekretionszellen, wie bei akuter gelber Leberatrophie gezeigt; das wiederholte sich bei den hiesigen Sektionen der später gestorbenen und jedenfalls spielen diese Erkrankungen bei den tödtlich verlaufenden Fällen eine grosse Rolle.

Dazu kommen aber noch Muskelveränderungen und Erkrankung des Gefässepithels. Die Muskelfibrillen, besonders im Herzen, werden glasig und brüchig, bis zum fettig breiigen Zerfall. In den grössern und kleinern Arterien gewinnt eine fettige Degeneration der Endothelien eine kolossale Ausdehnung, wie Herr Ponfick entdeckte, geht selbst auf die media über und ist vielleicht mit in Rechnung zu ziehen als Ursache der Atherome in den Gefässen. Ist nun die Höhe des Fiebers, der Temperatur, wie nach Liebermeister bei Scharlach, abhängig vom Grad der Leber und Nierenentzündung? Die geführten Tabellen ergeben für die später gestorbenen Kranken, sei es von Pyaemie, Pneumonie, Tuberkulose, ein Mittel der Maximaltemperatur von 40,2 C., der Minimal von 37,5 C., ein Maximum von 41,5 C.; die nicht tödtlich abgelaufenen hatten 40,4 Durchschnittsmaximum, 37,3 Durchschnittsminimum. Ein Fall erreichte das Maximum von 41,6 C. Sehr hohe Fiebertemperaturen werden also ohne tödtliche Veränderungen der genannten Organe überstanden. Jedenfalls wird durch diese Erkrankungen tödtlicher Ausgang eher erklärt als durch seröse Hirndurchtränkung, die wohl sekundär der Nierenerkrankung folgt. Die Uebertragungsversuche haben bisher kein positives Resultat gegeben. Kaninchen, denen man kranke Haut unter ihre Haut brachte, bekamen Fieber, Nieren und Leberentzündung und starben, aber Rose bekamen sie nicht. In der Praxis stimmten mehrere Fälle für die Kontagiosität. Zur Kritik des Vorkommens im Spital wurde eine Tabelle gemacht auf die der Krankenstand, die eiternden Wunden und die Rosenfälle eingetragen wurden. Eine Relation der Zahlen ergab sich für 1865 nicht, bei abnehmender Zahl der Patienten und eiternden Wunden hatte die Rose ihr Maximum; ebensowenig stimmte die Zahl der Erysipele zu der der Phlegmone. Auch für 1866 blieben, besonders wenn man die Anhäufung von zum Wunderysipel geneigten Fälle in Rechnung bringt, Abweichungen genug um die Maxima nicht von einander abhängig erscheinen zu lassen. Der Vergleich mit der Verbreitung ausserhalb des Spitals, sowohl in Heidelberg als weiter im Lande und den Nachbarländern ergiebt, dass die Spitalrosen mit denen der Umgebung zusammenfallen, und dass eine merkliche Uebereinstimmung des Vorkommens der Rose in weitem Kreise herrscht. Es handelt sich also bei der Rose aller Wahrscheinlichkeit nach um eine epidemische Affektion, bei deren Zunahme die auffallende Zunahme der Diphtheritis sowohl als Angina wie als Hospitalbrand in Vergleich genommen werden mag. Die Therapie der Rose hat örtlich nur die Jodtinctur, innerlich das Chinin als förderlich erwiesen.

3. Vortrag des Herrn Geheimrath Helmholtz: »Ueber Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Reizung in den Nerven«, am 17. Mai 1867, (bereits am 29. April in die Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften aufgenommen.)

Die bisher über die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Reizung in den menschlichen Nerven angestellten Versuche beziehen sich auf die sensiblen Nerven, und leiden an dem grossen Uebelstande, dass ein Theil der dabei gemessenen Zeit von psychischen Processen abhängt. Es wurde dabei nämlich immer die Zeit gemessen, welche nach der Erregung eines sensiblen Nerven vergeht, bis der Inhaber dieser Nerven, der die Erregung empfindet, in Folge davon eine willkührliche Bewegung eines Muskels eintreten lassen kann. Die Uebertragung der Reizung von den sensiblen auf die motorischen Nerven geschieht also hierbei durch einen Willensact des Experimentirenden, bei recht gespannter Aufmerksamkeit allerdings ziemlich regelmässig in etwa dem zehnten Theil einer Secunde, aber doch immerhin nicht regelmässig genug, dass nicht die kleinen, verschieden langer Nervenleitung entsprechenden Zeitdifferenzen bei verschiedenen Beobachtern und auch bei demselben Beobachter zu verschiedenen Zeiten ziemlich erhebliche Abweichungen zeigten. Meine eigenen ersten Beobachtungen vom Jahre 1850 hatten mir für die Leitung in den Armen eine Geschwindigkeit von 61,0 ± 5,1 Meter für die Secunde ergeben, für die Beine 62,1 ± 6,7 Meter. Spätere Fortsetzungen dieser Versuchsreihen ergaben mir immer wieder ähnliche Zeitdifferenzen, nur bei zweien, wo ich statt mit der Hand den Strom mittels der Zähne geöffnet hatte, um eine grössere Sicherheit der Action zu erreichen, erhielt ich Zahlen, die mit den später von dem Astronomen Herrn A. Hirsch gefundenen besser übereinstimmen.*) Letzterer Beobachter fand dagegen eine Geschwindigkeit von 34 Meter, Herr Dr. Schelske 29,6 Meter, Herr F. C. Donders 26,09 Meter, Herr F. Kohlrausch wieder Werthe, die bis zu 94 Meter stiegen.

Unter diesen Umständen schien es mir wünschenswerth einen älteren Versuchsplan, bei dessen Ausführung ich früher gescheitert war, wieder aufzunehmen, und nach der für die motorischen Ner-

*) Ein Rechenfehler, Auslassung des Factor 2, den ich anfangs den Beobachtungen von Hirsch gegenüber selbst vermuthete, ist bei jenen Beobachtungen nicht gemacht worden, wie auch die Nebeneinanderstellung der unmittelbar beobachteten Zeiten zeigt. Es brauchte die Uebertragung

	von Hand zu Hand,	von Gesicht zu Hand.
1. Bei mir, ältere Versuchsreihe	0″,13524	0″,12040
2. Bei mir, spätere Versuchsreihe	0″,12776 0″,12495	0″,11320
3. Bei Herrn Guillaume (Beobachter Hirsch)	0″,1424	0″,1110.

ven des Frosches so sehr geeigneten Methode auch am Menschen Versuche anzustellen. Wenn man einen menschlichen Bewegungsnerven an zwei verschiedenen Stellen seines Verlaufes erregt, und die dadurch ausgelösten Zuckungen am Myographion aufschreiben lässt, so lässt der horizontale Abstand der beiden Zuckungscurven von einander den Zeitunterschied wegen der Fortpflanzung im Nerven erkennen. Eine erste Schwierigkeit für die Uebertragung dieser Versuchsmethode auf den Menschen liegt aber in dem Umstande, dass jede Reizung eines Nervenstamms an einem höheren Punkte mehr Muskeln in Bewegung setzt, als die an einem tieferen Punkte, und deshalb auch andere Bewegungsformen der Glieder zu Stande kommen. Indessen versprach die von Marey angewendete Methode, die Anschwellung der Daumenballenmuskeln bei ihrer Zuckung aufschreiben zu lassen, die Schwierigkeit zu beseitigen, und ich forderte deshalb Herrn N. Baxt auf, zu versuchen, ob auf diesem Wege das Ziel zu erreichen sei.

Es geschah das schliesslich nach vielen vergeblichen Versuchen folgendermaassen: Der Experimentirende (d. h. derjenige, dessen Nerven gereizt wurden; denjenigen, welcher am Myographion operirt, werde ich den Beobachter nennen) umfasst mit seiner rechten Hand in Supinationsstellung einen kurzen Holzcylinder, der in etwa drei Zoll Entfernung über einem horizontalen Brette festgelegt ist. Der Ellenbogen wird auf das Brett gestützt. In dieser Lage wird der Vorderarm mit Gyps umgossen, so dass eine aus drei Stücken, einem unteren und zwei oberen, bestehende Gypsform für den Arm gebildet wird. Das untere Stück der Form umfasst den Ellenbogen, die Dorsalseite des Vorderarms und der Hand, und reicht bis an die Enden der ersten Fingerphalangen. Von den beiden Deckelstücken überdeckt eines die Hand und den von ihr umfassten Holzcylinder bis zum Handgelenk hin. Das zweite Deckelstück bedeckt die Volarseite des Vorderarms. Zwischen diesen beiden letzteren Stücken bleibt ein Zwischenraum von zwei Zoll Länge dicht über dem Handgelenk, in welchem man das untere Paar von Elektroden anlegt, und zwar auf den ulnaren Rand der Sehne des Flexor carpi radialis, unter welchem die Zweige des N. medianus liegen, die zum Daumenballen gehen.

Das erste Deckelstück der Gypsform hat ausserdem gerade über dem Daumenballen eine Oeffnung, so dass die Muskeln dieses Theils frei liegen, die Knochen der Handwurzel dagegen und das Köpfchen des Metacarpalknochens des Daumens von der Form überdeckt und festgehalten werden.

So sind die Knochen des Vorderarms und der Hand in dieser Weise vollständig festgehalten und unbeweglich; reizt man aber den N. medianus entweder dicht über dem Handgelenk an der genannten Stelle, oder weiter oben am Oberarm neben dem M. biceps, so sieht man die Muskeln des Daumenballens zucken und bei der Zuckung schwellen. Auf die Mitte dieser Muskeln wurde nun das

Ende eines dünnen Glasstabs gestellt, dessen oberes Ende sich von unten gegen einen Stab stemmte, der den Schreibhebel des Myographion rückwärts verlängerte. Zuckten die Muskeln des Daumenballens, so hoben sie den Glasstab und drängten den Schreibhebel des Myographion nach abwärts, wobei dieser eine Zuckungscurve auf den rotirenden Cylinder schrieb. Eine passend angebrachte Spiralfeder hob den Schreibhebel wieder empor.

Damit die zu vergleichenden Zuckungscurven immer genau von gleicher Grundlinie ausgehen, und die Gleichmässigkeit des Muskeltonus vor der Zuckung constatirt wird, diente der erwähnte Stab am Schreibhebel. Derselbe war etwa $1^1/_2$ Fuss lang, und trug an seinem Ende eine Nadelspitze, welche sich dicht vor einer Millimetertheilung bewegte. Der Experimentirende hatte darauf zu sehen, dass die Nadel vor jeder Zuckung immer auf denselben Punkt der Theilung zeigte.

Uebrigens war das Verfahren wie bei den entsprechenden Versuchen an den motorischen Nerven des Frosches. Das Myographion, wenn es die normale Umlaufszeit erlangt hatte, unterbrach den primären Strom eines Inductionsapparates, der inducirte Strom wurde dem N. medianus zugeleitet, und zwar bald am Handgelenk, bald am Oberarm neben dem unteren Ende des M. coracobrachialis. Zwei solche von den beiden verschiedenen Nervenstellen her ausgelöste Zuckungen wurden so auf den Cylinder geschrieben, dass sie von gleicher Grundlinie ausgingen, und dass der dem Augenblick der Reizung entsprechende Punkt in beiden derselbe war. Hatten die Curven gleiche Höhe und congruente Form, so entsprach die horizontale Differenz ihrer Stellung dem Zeitunterschiede wegen der Nervenleitung.

Bei den Fröschen ist es verhältnissmässig leicht, Zuckungscurven von congruenter Gestalt zu erlangen, indem man die elektrischen Schläge so stark macht, dass man von beiden Nervenstellen aus das Maximum der Zuckung erhält. Beim menschlichen Arme stellte sich dagegen heraus, dass das Maximum der Zuckung bei momentaner Reizung des Nerven desto grösser ausfällt, je höher oben der Nerv gereizt wird.

Es ist dies ein wichtiger Umstand, weil er zeigt, dass momentane Reizungen der motorischen Nerven des Menschen sich nicht in vollständig unveränderlicher Form durch längere Nervenstrecken fortpflanzen. Schon Pflüger hat nachgewiesen, dass die von den Muskeln entfernteren Theile der Nerven schwächere Reizungen erfordern, um schwache Zuckungen zu erzeugen. Dasselbe zeigte sich auch bei diesen Versuchen am menschlichen Arme; trotzdem im Allgemeinen die Nervenstämme desselben höher oben, zwischen dickere Muskeln verpackt, viel ungünstiger für die elektrische Reizung liegen, waren schwächere Schläge erforderlich zur Erregung der Muskeln des Daumenballens, je höher oben die Reizung ausgeführt wurde.

Unter diesen Umständen müssen die Bedingungen, unter denen von einer Fortpflanzungsgeschwindigkeit die Rede sein kann, enger begrenzt werden. Wir haben die Versuche so ausgeführt, dass der elektrische Schlag für die obere Stelle des Nerven so weit abgeschwächt wurde, bis die von ihm erregte Zuckung dieselbe Stärke und Höhe erhielt, wie das Zuckungsmaximum von der unteren Stelle aus erregt. Wir hatten dann also zwei momentane Erregungen des Nerven, welche gleiche mechanische Wirkungen nach aussen hervorbrachten, und da der Muskel in beiden Fällen gleich arbeitete, waren wir sicher, dass die Verzögerung der Wirkung bei Reizung der oberen Stelle nur der Leitung im Nerven angehörte.

Da es nicht immer gelang, die Stärke der Reizung für die obere Stelle so zu treffen, dass die entsprechende Zuckungscurve genau gleich hoch mit der für die untere Nervenstelle wurde, so wurde aus längeren Versuchsreihen, die unter übrigens gleichen Umständen angestellt waren, eine Interpolationsformel berechnet von der Form.

$$D = A + B\delta$$

worin D das Mittel der Horizontalabstände eines einzelnen Curvenpaars bezeichnet, dieselben in verschiedenen Höhen über der Grundlinie gemessen, δ dagegen den Höhenunterschied der beiden Zuckungen, A und B zwei empirisch zu bestimmende Constanten, die nach der Methode der kleinsten Quadrate aus sämmtlichen Curvenpaaren einer Versuchsreihe bestimmt wurden. Die Constante A ist der gesuchte mittlere Horizontalabstand der Curven.

Um den Grad der Uebereinstimmung der Versuche zu zeigen, setze ich die Resultate einer Reihe von Versuchen hierher, wobei Herr Studiosus F. als Experimentirender, Herr Baxt als Beobachter fungirte; h_0 ist die Zuckungshöhe von der unteren, h_1 die von der oberen Nervenstelle, das obige $\delta = h_0 - h_1$. Unter Differenz sind in der letzten Columne die Unterschiede der beobachteten und der aus der Interpolationsformel berechneten Werthe angegeben.

	D	h_0	h_1	A + Bd	Differenz
1	6,9375	12,725	11,95	6,8409	— 0,0966
2	6,65	13,025	12,475	6,6797	0,0297
3	5,966	9,45	9,5	6,2704	0,3044
4	5,566	9,1	9,15	6,2687	0,7027
5	6,195	17,6	17,8	6,2186	0,0236
6	6,27	10,5	10,9	5,9885	— 0,2815
7	6,06	10,25	10,65	5,9798	— 0,0802
8	6,7	17,325	18,075	5,9436	— 0,7564
9	5,925	9,7	10,15	5,9169	— 0,0081
10	6,0875	11,575	12,125	5,9066	— 0,1809
11	6,6166	9,8	10,5	5,7006	— 0,9160
12	4,2	10,25	11,15	5,5592	+ 1,2592.

A = 6,3160 Millimeter. B = 8,6193. Nervenlänge = 400 Millimeter.

Aus dem Werthe von A ergibt sich als mittlerer Werth der Fortpflanzungsgeschwindigkeit für diese Reihe.

31,5389 Meter per Secunde.

Eine andere vorher ausgeführte Versuchsreihe von 15 Curvenpaaren, wobei Herr Baxt Experimentirender, ich selbst Beobachter war, und wobei der Schreibhebel vor der Zuckung einen festen Anschlag gehabt hatte, statt in seiner Stellung durch den langen Hebel controlirt zu sein, hatte bei 44 Centimeter Nervenlänge ergeben.

33,395 Meter.

Eine dritte Reihe von 10 Curvenpaaren, wo ebenfalls Herr Baxt Experimentirender, ich selbst Beobachter war, die Anordnung des Apparats übrigens wie bei der ersten Reihe, ergab

37,4927 Meter.

Der Mittelwerth aus allen diesen Bestimmungen würde sein

33,9005 Meter

sehr nahe übereinstimmend mit dem von Herrn A. Hirsch erhaltenen Resultate.

Nach der oben gegebenen Interpolationsformel treten schwächere Zuckungen von der oberen Nervenstelle später ein, als stärkere; es scheint dies nicht blos eine Folge der grösseren Steilheit der höheren Zuckungscurven zu sein, sondern schwächere Zuckungen von der oberen Nervenstelle erregt, lösen sich auch merklich später von der Grundlinie ab, als stärkere Zuckungen, während dies bei den von der unteren Nervenstelle erregten Zuckungen nicht in gleichem Maasse der Fall ist. Daraus scheint zu folgen, dass schwächere Reizungen sich im Nerven langsamer fortpflanzen, als stärkere. Versuchsreihen, bei denen absichtlich schwächere Zuckungen von beiden Nervenstellen aus hervorgerufen wurden, haben noch keine hinreichende Zahl guter Resultate ergeben.

Eine andere Versuchsreihe, wobei die obere gereizte Stelle dicht über dem Ellenbogen lag, schien eine etwas schnellere Fortpflanzung der Reizung in den Nerven des Vorderarms zu ergeben, den Angaben von H. Munk für Froschnerven entsprechend; doch war der Unterschied zu klein, um ihn bei der nicht sehr grossen Zahl gelungener Versuche schon als sicher zu betrachten.

Die Abreise des Herrn Baxt und die Nothwendigkeit, die Apparate den Versuchen besser anzupassen, hat für den Augenblick die Versuche unterbrochen.

4. Vortrag des Herrn Professor N. Friedreich: »Ueber Beobachtungen an rothen Blutkörperchen«, am 31. Mai 1867.

5. Vorstellung eines Kranken mit Knochenhyperplasie durch Herrn Professor N. Friedreich am 31. Mai 1867.

6. Vortrag des Herrn Professor O. Weber: »Ueber Impfung mit Kuhpockenlymphe«, am 31. Mai 1867.

7. Vortrag des Herrn Professor Hofmeister: »Ueber die Entstehungsfolge seitlicher Sprossungen«, am 14. und 28. Juni 1867.

8. Vortrag des Herrn Dr. Heine: »Ueber die Winkelstellung bei Coxitis und ein neues Coxankylometer«, am 28. Juni 1867.

(Das Manuscript wurde am 29. November 1867 eingereicht.)

Unter vollständiger Verkennung der allein maassgebenden Verhältnisse hat man in früherer Zeit (und es geschieht diess auch jetzt noch von manchen Seiten) die Verkürzung oder Verlängerung eines Beines, die seitliche Beckenerhebung oder Beckensenkung, oder eine fälschlich vermuthete spontane Luxation des Oberschenkels der Beurtheilung einer Hüftgelenksankylose als Maassstab zu Grunde gelegt. Die verstecktere Lage des Hüftgelenks und vor Allem der complicirtere Mechanismus desselben als Kugelgelenk verhinderten es, dass man hier dieselbe Frage sich stellte, wie bei dem leicht zugänglichen nach Art eines Charniers beweglichen Kniegelenke, nämlich die Frage nach dem Winkel, in welchem der Oberschenkel fehlerhafter Weise gegen das Hüftbein fixirt ist, während doch dieser Winkel, oder richtiger die Bestrebungen des Kranken, denselben beim Gehen und Liegen in eine für diese Zwecke vortheilhaftere Lage zu bringen, die sekundäre Beckenschiefstellung und relative Verkürzung oder Verlängerung des Beins erst bedingt. Von diesem relativen Längenunterschiede der Beine, von welchem mit gleichem Rechte bei einer Kniegelenksankylose die Rede sein kann, sind wohl zu unterscheiden wahre Verkürzungen oder Verlängerungen, welche in anatomischen Veränderungen der knöchernen Gelenktheile durch kariöse Zerstörung, einer Erweiterung der Pfanne (gewöhnlich nach Oben und Hinten oder nach Unten und Vorn) und einem Schwunde des Kopfes bestehen, und die aus einer Annäherung oder Entfernung des Trochanters zu oder von einem Punkte der Crista ilei unter Berücksichtigung der gleichzeitigen Winkelstellung erschlossen werden. Diese Alterationen der Formverhältnisse der Gelenktheile sind aber als Ursachen von Längendifferenzen besonders in den ersten Stadien und bei geringern Graden von Hüftgelenksentzündung von ganz untergeordneter Bedeutung gegenüber dem Antheil, welchen der zwischen Hüftbein und Oberschenkel bestehende Winkel an der Stellungsanomalie hat. Die Messung die-

ses Winkels ist daher auch allein im Stande, aller Verwirrung im Kapitel der Hüftgelenksankylose ein Ende zu machen. Nur freilich darf man diesen Winkel nicht auf die gleiche Weise wie bei einem Charniergelenke messen wollen, wie es bisher stets geschehen. Das Hüftgelenk gestattet Bewegungen um drei Axen, eine horizontale, um welche Flexion und Extension, eine sagittale (von Vorn nach Hinten verlaufende), um welche Adduktion und Abduktion und eine vertikale, um welche Auswärtsrotation und Einwärtsrotation erfolgt. Aus Winkelstellungen nach diesen drei Richtungen, die also in drei verschiedenen Ebenen zu Stande kommen, setzt sich die jeweilige Stellung des Oberschenkel zum Becken bei Coxitis zusammen. In diese drei Componenten muss daher auch der Hüftgelenkswinkel jedesmal zerlegt werden. Die seitliche Beckenverschiebung ist nur dann der getreue Ausdruck des Adduktions oder Abduktionswinkels, wenn ein vollständiger Parallelismus der Beine sich herstellen lässt; unter der gleichen Voraussetzung entspricht die Vorwärtsneigung des Beckens dem Flexions- und die Rotation desselben dem Rotationswinkel des Oberschenkels. Es lässt sich dieses durchaus folgerichtige Verhältniss sehr einfach an einem mit dem femur durch Kautschukbänder verbundenen Becken, welches beliebige Winkelstellungen gestattet, demonstriren (wie von dem Redner geschieht). Am besten ist es nun bei der Vornahme der Messung von der Normalstellung des Beckens unter Berücksichtigung der physiologischen Lordose der Lendenwirbelsäule auszugehen, indem man das ankylosirte Bein soweit flektirt, abducirt, rotirt, bis beide spinae antt. supp. in jeder Beziehung gleichstehen. Dann legt man seinen Massstab an, aber nicht wie Roser, Volkmann etc. einen solchen, mit dem man nur den Adduktions- oder Abduktionswinkel misst, sondern einen solchen, welcher dem Hüftgelenke (als Kugelgelenk) nachgebildet ist Ich habe dazu einen nach dem Principe eines Universalgelenkes verbundenen Massstab konstruiren lassen, der allein den Namen eines Coxankylometers verdient. Derselbe besteht aus einem kürzeren platten, stählernen und einem längeren (aus drei Stücken zusammenschraubbaren) runden, messingenen Arme, welche beide mittelst dreier in einander geschalteter halbkreisförmiger Messingbögen verbunden sind. Zwischen äusserem und mittlerem Bogen findet Flexion und Extension, zwischen mittlerem und innerem Adduktion und Abduktion statt; die Bögen sind an ihrer konvexen Seite in Grade eingetheilt und ermöglichen so die unmittelbare Ablesung des gefundenen Winkels. Der an die Aussenseite des Oberschenkels angelegte vertikale Arm lässt sich zugleich um seine eigene Axe drehen und zeigt mittelst eines Zeigers auf einem zu den obigen Bögen rechtwinklig stehenden Kreisbogen den Drehungswinkel an. Auf diesem vertikalen Arm kann ein rechtwinklig aufgesetztes Fussstück auf- und abbewegt werden, das der Richtung des Fusses parallel gestellt wird. Der platte, mit einem kleinen Quergriff versehene horizontale Arm kommt bei der Vor-

nahme der Messung unter das Becken zu liegen, so dass er die Spitzen der beiden Trochanteren rechtwinklig schneidet. Wird jetzt der absteigende Arm dem in die Höhe gehobenen kranken Beine von Aussen angelegt, so gibt derselbe zu gleicher Zeit winklige Abweichungen in den drei oben genannten Richtungen genau auf den Grad hin an.

In den Fällen von Hüftgelenksankylosen, in welchen das brisement forcé zur Correktur der Winkelstellung vorgenommen wird, lässt sich das durch die Streckung gewonnene Resultat nach derselben aus den noch zurückbleibenden Winkeln berechnen.

Schliesslich erübrigt noch, auf den grossen praktischen Werth des von dem Vortragenden schon früher in seinem Buche über »Schussverletzungen der unteren Extremitäten« vorgeschlagenen Hüftgelenk-Gypsverbandes mit Gypsbecken und doppelter Gypsspica behufs Sicherung der erzielten Stellungsverbesserung bei Hüftgelenksankylosen hinzuweisen, welcher auf der hiesigen chirurgischen Klinik bereits durch eine Reihe der schönsten Erfolge sich bewährt hat.

9. Vortrag des Herrn Dr. Knauff: »Ueber einen Fall von Anthrakose der Milz«, am 12. Juli 1867.

10. Vortrag des Herrn Prof. Knapp: »Ueber Markschwamm des Auges«, am 12. Juli 1867.

11. Vorstellung einer Patientin mit Blepharoplastik durch Herrn Professor Knapp, am 12. Juli 1867.

12. Vortrag des Herrn Professor Erlenmeyer: »Ueber die Umwandlung des ameisensauren Natrons in oxalsaures«, am 26. Juli 1867.

(Das Manuscript wurde am 28. September eingereicht).

Es wurde bisher ziemlich allgemein angenommen, ameisensaures Salz verwandle sich beim Erhitzen mit Kalihydrat in oxalsaures Salz, es bleibe dagegen beim Erhitzen mit Kalikalkhydrat unverändert.

Diese Annahmen gründen sich auf Mittheilungen von Peligot einerseits (Ann. chim. phys. 73 (1840) 220 und von Dumas und Stas anderseits ibid. 122 u. 123.

Peligot giebt an, dass ameisensaures Kali, mit einem Ueberschuss von Alkali erhitzt bei mässiger Temperatur unter Wasserstoffentwicklung in oxalsaures Salz verwandelt werde, dass letzteres selbst aber beim Erhitzen mit Alkalihydrat übergehe in kohlensaures Salz.

Dumas und Stas geben an:

1) Dass beim Erhitzen von Methylalkohol mit Kalikalkhydrat unter Wasserstoffentwicklung eine Salzmasse entsteht, die bei der Uebersättigung mit Schwefelsäure und nachfolgendem Destilliren eine Ameisensäure enthaltende Flüssigkeit liefert.

2) Dass bei Anwendung von Kalihydrat statt des Kalikalkhydrats ein noch reineres Wasserstoffgas erhalten wird, die Bildung desselben beruhe aber auf einer complicirten Reaction; denn der Rückstand enthalte, wie eine genauere Prüfung ergeben habe, oxalsaures Kali in Menge. Sie verweisen dann auf die Reaction von Peligot und erwähnen, dass sie ein Gemenge von ameisensaurem Salz mit Barythydrat (Mengenverhältnisse sind nicht angegeben) erhitzt haben. Es bildete sich dabei ohne Schwärzung der Masse eine grosse Menge Gas, das hauptsächlich Wasserstoff war, dem sich bei einem Versuch etwas Kohlenoxyd beigemischt fand. Der Salzrückstand scheint in diesem Fall gar nicht auf oxalsaures Salz untersucht worden zu sein. Sie sagen weiter: Man muss hinzufügen, dass sich die Reaction hier nicht aufhält und dass die Oxalsäure weiter zersetzt werden kann unter neuer Wasserstoffentwicklung. Sie fanden, dass sich beim Erhitzen von oxalsaurem Kali mit Barythydrat unter Wasserstoffentwicklung farbloses kohlensaures Salz bildet.

Zum Schluss bemerken sie, es sei evident, dass man die Mischung von Holzgeist mit dem Alkali weder zu rasch, noch zu stark erhitzen dürfe; denn statt des ameisensauren Salzes als Rückstand würde man sonst finden oxalsaures oder kohlensaures, statt einer Quelle von Wasserstoff, würden drei verschiedene zur Bildnng dieses Gases beitragen.

Es geht aus diesen Angaben hervor, dass Dumas und Stas der Ansicht waren, das Kalihydrat führe das ameisensaure Salz in oxalsaures und dieses in kohlensaures über.

Merkwürdigerweise haben sich die Chemiker daran gewöhnt, die Reaction des Kalihydrats auf die Salze verschiedener kohlenstoffhaltigen Säuren meistens mit vollständiger Vernachlässigung des Kalihydrats auszudrücken. So findet man z. B. fast immer die folgende Gleichung zur Erläuterung der Zersetzung eines essigsauren Salzes durch Alkalihydrat angegeben:

$$C_2 H_4 O_2 = CO_2 + CH_4.$$

Würde man diesen letzteren und ähnliche Processe in Gleichungen schreiben, die den Thatsachen entsprechen, nämlich:

$$C_2 H_3 K O_2 + H OK = CH_4 + CO_3 K_2 \text{ oder}$$

$$H_3 C - CO OK + H OK = H_4 C + CO \begin{matrix} OK \\ OK \end{matrix}$$

so hätte es schon längst auffallen müssen, dass bei der Ueberführung des ameisensauren Salzes in oxalsaures das Kalihydrat chemisch gar nicht mitwirken kann, denn man hat:

$$HCOOK + HCOOK\,[+ (HOK)_x] = H_2 + \begin{array}{c}COOK\\|\\COOK\end{array} [+ (HOK)_x]$$

dass es also auch voraussichtlich ganz überflüssig ist.

Ja wenn man auf der einen Seite die Zersetzung des essigsauren Kali's resp. der Salze anderer Säuren von der Zusammensetzung $C_n H_{2n} O_2$ durch Kalihydrat richtig würdigt und andererseits daran denkt, dass, wie Peligot, Dumas und Stas gefunden haben, oxalsaures Salz beim Erhitzen mit Kalihydrat wie folgt zersetzt wird:

$$\begin{array}{c}COOK\\|\\COOK\end{array} + \begin{array}{c}OKH\\ \\OKH\end{array} = \begin{array}{c}CO^{OK}_{OK}\\ \\CO^{OK}_{OK}\end{array} + \begin{array}{c}H\\|\\H\end{array}$$

so muss man sogar auf den Gedanken geführt werden, dass das Kalihydrat bei der Ueberführung von ameisensaurem in oxalsaures Salz nur schädlich wirken kann.

Denn entweder folgen die Salze der Ameisensäure der allgemeinen Regel, welche wir für die Zersetzung der Salze $C_n C_{2n-1} KO_2$ durch Kalihydrat kennen und welche durch folgende Gleichung versinnlicht werden kann:

$$C_n H_{2n-1} KO_2 + HOK = CO_3 K_2 + C_{n-1} H_{2n}.$$

Es wird dann aus ameisensaurem Salz nicht oxalsaures, sondern kohlensaures Salz und Wasserstoff gebildet:

$$CHKO_2 + HOK = CO_3 K_2 + H_2.$$

Oder das ameisensaure Salz macht eine Ausnahme von der Regel und wird von Kalihydrat gar nicht angegriffen, sondern ohne die Mitwirkung von Kalihydrat in Wasserstoff und oxalsaures Salz umgesetzt: auch dann wird das letztere nicht als solches bestehen bleiben, weil es ja durch Kalihydrat nach der obigen Gleichung weiter zersetzt wird. In beiden Fällen müsste also das Endresultat kohlensaures Salz und Wasserstoff sein, vorausgesetzt, dass gleiche Molekulargewichte ameisensaures Salz und Kalihydrat zusammengebracht wurden und dieses Gemisch bis zur Beendigung der Gasentwicklung erhitzt wird.

Nach diesen Erwägungen schien es mir von höchstem Interesse zu sein, experimentell nachzuweisen, 1) dass ameisensaures Salz beim Erhitzen für sich — ohne Zusatz von Kalihydrat — unter Wasserstoffentwicklung in oxalsaures Salz übergeführt werden könne, weil dies ein sehr schönes Beispiel der einfachsten Erzeugung eines Dicarbonids aus einem Monocarbonid abgeben würde, indem *ohne die Mitwirkung eines andern Körpers* aus zwei gleich zusammengesetzten Molekülen Monocarbonid je 1 Atom desselben Elements heraustritt, und die Reste sich mit einander verbinden zu 1 Mol. Dicarbonid.

2) Schien es mir nothwendig zu sein, den Beweis zu liefern, dass sich das ameisensaure Salz dem Kalihydrat gegenüber ganz analog verhalte, wie die Salze der andern Säuren von der Zusammensetzung $C_n H_{2n} O_2$ und dass in Gegenwart von Kalihydrat kein oxalsaures sondern nur kohlensaures Salz gebildet wird.

Ich stellte zu diesem Behufe in Gemeinschaft mit Herrn Dr. Gütschow aus St. Petersburg einige Versuche an, die ich im Folgenden mittheilen will.

Wir erhitzten zunächst ameisensaures Natron für sich ohne jeden Zusatz in einer mit Gasleitungsrohr versehenen Retorte im Asbestbad. Das geschmolzene Salz schäumte auf und entwickelte chemisch reines Wasserstoffgas in einem sehr regelmässigen Strome. Wir setzten die Erhitzung so lange fort, bis sich dem Wasserstoff Kohlenoxyd beimischte und liessen erkalten. Die rückständige Salzmasse reagirte alkalisch von kohlensaurem Natron. Ameisensaures Salz liess sich nicht mehr nachweisen, dagegen fand sich eine beträchtliche Menge oxalsaures Natron, das beim Behandeln mit Wasser zum grössten Theil ungelöst blieb.*)

Trotzdem, dass durch die einfachsten Reactionen schon die Gegenwart von oxalsaurem Natron festzustellen war, haben wir doch eine Reihe von Analysen sowohl von dem oxalsauren Natron selbst, als auch von daraus gefälltem oxalsaurem Kalk und oxalsaurem Silber ausgeführt, wir haben oxalsauren Aethyläther dargestellt und daraus Oxamid gebildet etc. um jeden Zweifel zu beseitigen.

Nachdem diese interessante Thatsache gewonnen war, schien es uns wichtig zu sein, zu ermitteln, ob Kalihydrat in der That auf ameisensaures Salz gar nicht einwirkt, d. h. ob dieses letztere in Gegenwart von Kalihydrat ebenso in oxalsaures Salz übergeht, als wenn das Kalihydrat gar nicht vorhanden wäre oder ob sich dieses gegen ameisensaures Salz analog verhält, wie gegen essigsaures Salz.

Es wurden zunächst gleiche Molekulargewichte Kalihydrat und ameisensaures Natron in derselben Weise, wie früher ameisensaures Natron für sich, erhitzt. Es entwickelte sich reines Wasserstoffgas. Das Erhitzen wurde so lange fortgesetzt, bis keine Gasentwicklung mehr stattfand, aber es war dem Wasserstoff kein Kohlenoxyd beigemischt. Der Salzrückstand enthielt kein ameisensaures Salz mehr, auch keine Spur von oxalsaurem, sondern nur kohlensaures Salz.

Es war denkbar, dass sich zuerst oxalsaures Salz gebildet hatte, das dann durch die Einwirkung des Kalihydrats nach der oben angegeben Gleichung in Wasserstoff und kohlensaures Salz umgewandelt wurde.

Desshalb erhitzten wir jetzt die Mischung aus gleichen Mole-

---

*) Der erwähnte Versuch lässt sich so leicht und in so kurzer Zeit ausführen, dass man ihn sehr gut als Vorlesungsversuch zeigen kann.

kulargewichten ameisensaurem Natron und Kalihydrat nur halb so lange, wie im vorigen Fall. Es traten wieder dieselben Erscheinungen auf, aber der Salzrückstand enthielt jetzt neben kohlensaurem Salz unverändetes ameisensaures, allein keine Spur oxalsaures Salz.

Zwei den oben erwähnten ganz parallele Versuche mit Natronkalkhydrat statt Kalihydrat ergaben ganz parallele Resultate.

Es geht hieraus wohl als unzweifelhaft hervor, dass sich dem Kalihydrat gegenüber ameisensaures Salz ganz analog verhält, wie essigsaures Salz und zwar:

$$\mathrm{H\,CO\,OK + H\,OK = H\,H + CO}\begin{matrix}\mathrm{OK}\\ \mathrm{OK}\end{matrix}$$

sowie, dass Natronkalkhydrat in der gleichen Weise wirkt, wie Kalihydrat.

Jetzt blieb noch die Frage zu beantworten, wie sich neben diesen Resultaten die von Peligot einerseits und die von Dumas und Stas andererseits angegebenen erklären lassen. Bei den Versuchen dieser Chemiker hat es offenbar in den Fällen, wo sie oxalsaures Salz bekamen an Kalihydrat gemangelt. In dem Falle, wo Dumas und Stas aus Methylalkohol mit Kalikalkhydrat ameisensaures Salz erhielten, ist die Reaction nicht zu Ende geführt worden; denn sonst hätte als Endresultat kohlensaures oder neben diesem oxalsaures Salz erhalten werden müssen, vorausgesetzt, dass kohlensaures Salz die Bildung von oxalsaurem aus ameisensaurem nicht hindert.

Ein Versuch, wobei zwei Molekulargewichte kohlensaures Natron mit einem Molekulargewicht ameisensaurem Natron erhitzt wurden, zeigte, dass sich anfangs reines Wasserstoffgas entwickelt, dem sich später Kohlenoxyd beimischt. Unterbricht man in diesem Augenblick die Erhitzung, so findet man im Salzrückstand neben kohlensaurem Salz nur oxalsaures aber kein ameisensaures Salz mehr.

Zu demselben Resultat gelangt man, wenn man ein Gemisch von 1 Molekulargewicht Kalihydrat oder Natronkalkhydrat mit 2 Molekulargewichten ameisensaurem Salz erhitzt, bis sich Kohlenoxyd zu entwickeln beginnt.

Die Angabe von Peligot und von Dumas und Stas, nach welcher oxalsaures Salz durch Kalihydrat in Wasserstoff und kohlensaures Salz zersetzt wird, haben wir durch den Versuch bestätigt gefunden.

Da in der Wirkung des Alkalihydrats auf den Methylalkohol eine Aufeinanderfolge von 2 Reactionen zu beobachten ist, insofern sich zuerst ameisensaures Salz bildet, so hielten wir es für möglich, dass das oxalsaure Salz durch Kalihydrat zuerst in ameisensaures und kohlensaures Salz und das erstere dann weiter in kohlensaures Salz und Wasserstoff zerlegt werde. Die folgende Gleichung möge den ersten Process versinnlichen:

$$\begin{matrix} CO\,OK \\ | \\ CO\,OK \end{matrix} + \begin{matrix} H \\ OK \end{matrix} = H\,CO\,OK + CO\begin{matrix} OK \\ OK \end{matrix}$$

Wir erhitzten 1 Molekulargewicht Kalihydrat mit 1 Molekulargewicht oxalsaurem Salz, bis die Wasserstoffentwicklung lebhaft geworden war und untersuchten den Salzrückstand. Er enthielt oxalsaures und kohlensaures Salz, aber kein ameisensaures. Entweder wirken also hier gleich zwei Molekule Kalihydrat auf 1 Mol. oxalsaures Salz oder, das durch 1 Mol. Kalihydrat auf 1 Mol. oxalsaures Salz hervorgebrachte Mol. ameisensaures Salz wird sofort durch ein zweites Molekul Kalihydrat weiter zersetzt.

13. Vortrag des Herrn Dr. Erb: »Ueber elektrotonische Erscheinungen am lebenden Menschen«, am 26. Juli 1867.

(Das Manuskript wurde am 15. November eingereicht.)

Anknüpfend an Versuche, die ich an einer andern Stelle schon veröffentlicht habe (Deutsch. Archiv f. klinische Medicin. Band III. S. 271) habe ich die electrotonischen Erscheinungen am lebenden Menschen einer wiederholten Prüfung unterzogen, zunächst desshalb, weil A. Eulenburg bei ähnlichen Versuchen (Deutsch. Archiv für klin. Med. Bd. III. p. 117 ff.) zu gerade entgegengesetzten Resultaten gekommen war, wie ich. Eulenburg hatte in Uebereinstimmung mit den Pflüger'schen Gesetzen eine Erhöhung der Erregbarkeit im extrapolaren katelectrotonischen Bezirk, eine Herabsetzung derselben im extrapolaren anelectrotonischen Bezirk gefunden. Mir hatte sich bei meinen Versuchen immer das Gegentheil, Herabsetzung der Erregbarkeit im katelectrotonischen und anelectrotonischen Bezirk ergeben. Dies veranlasste mich, meine Versuche mit verbesserten Methoden zu wiederholen, um etwaige Fehler in der früheren Versuchsanordnung auszumerzen und die so wünschenswerthe Uebereinstimmung über diese wichtige Frage wiederherzustellen.

Trotz aller Vorsichtsmassregeln jedoch und trotz verschiedener Modificationen der Versuche, blieben doch die Resultate aller der zahlreichen Versuche in vollkommener Uebereinstimmung mit dem, was ich früher schon gefunden hatte: d. h. es zeigte der katelectrotonische Bezirk constant eine Herabsetzung, der anelectonische dagegen eine Erhöhung der Erregbarkeit.

Ich habe die Versuche grösstentheils an mir selbst, am Nerv. ulnaris oberhalb des Ellbogens angestellt, habe jedoch auch andere Versuchspersonen und andere Nervenstämme zu ähnlichen Versuchen benützt — immer blieb das Resultat dasselbe. — Auch wenn ich die Versuche möglichst genau nach der Eulenburg'schen Me-

thode anstellte, blieben diese Resultate gleich. Die Versuche wurden bei verschiedener Stärke des polarisirenden Batteriestroms angestellt, bei verschieden langer Dauer des polarisirenden Stroms; es wurde dabei die Stellung und Grösse der Electroden des erregenden Stroms mannichfach verändert, es wurde die Erregbarkeit bei verschiedener Richtung des erregenden Stromes geprüft — immer blieb das Resultat das gleiche: Erhöhung der Erregbarkeit im anelectrotonischen, Herabsetzung im katelectrotonischen Bezirk. Die Aenderung der Erregbarkeit selbst wurde bestimmt entweder durch die Aenderung des Rollenabstandes des inducirten Stroms, bei welchem noch eine Minimalcontraction eintrat, oder durch die Aenderung in der sichtbaren Contractionsgrösse der erregten Muskeln, oder endlich durch die Aenderung der fühlbaren Widerstände, welche die erregten Muskeln dem Zuge der Antagonisten entgegenstellten. Bei allen 3 Methoden waren die Resultate übereinstimmend, nur die erste Methode gab natürlich in Zahlen ausdrückbare und tabellarisch zusammengestellte Resultate.

Die Resultate waren zunächst nur für den extrapolaren absteigenden electrotonischen Bezirk gewonnen: eine Prüfung der intrapolaren Erregbarkeitsänderungen zeigte jedoch auch hier eine Umkehr der Pflüger'schen Gesetze: der intrapolare Anelectrotonus wirkte erhöhend, der intrapolare Katelectrotonus herabsetzend für die Erregbarkeit des motorischen Nerven gegen inducirte Ströme.

Die Thatsache dieses anomalen Verhaltens der motorischen Nerven im lebenden Körper gegen die Polarisation ist somit über jeden Zweifel festgestellt. Es handelt sich nur um eine Erklärung der gefundenen Differenz mit den Resultaten der physiologischen Forschung.

Verschiedene naheliegende Möglichkeiten konnten schon im Verlaufe dieser Versuche durch eine geeignete Modification derselben ausgeschlossen werden. Da die von Andern (Valentin) aufgestellten Erklärungen nicht befriedigend erscheinen, so musste ich vorläufig auf eine genügende Erklärung des anomalen Verhaltens verzichten. Es handelte sich mir zunächst nur um die Feststellung der Thatsachen. (Eine ausführlichere Mittheilung dieser Untersuchungen, eine genaue Beschreibung der Methode und Zusammenstellung der Resultate wird im Deutsch. Arch. f. klin. Med. demnächst erscheinen.)

(Fortsetzung folgt.)

Nr. 57. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg.

(Fortsetzung.)

Nachtrag. Als ich dem Vereine die vorstehenden Mittheilungen gemacht hatte, äusserte der Vorsitzende, Herr Geh.-Rath Helmholtz die Ansicht, dass die gefundene Differenz sich wohl dadurch erklären lasse, dass bei diesen Versuchen am lebenden Körper sich ausser dem polarisirten Nerven noch eine grosse Menge gutleitenden Gewebes im Stromkreis befinde; daher komme es, dass nur in dem unmittelbar unterhalb der Electroden befindlichen Stücke des Nerven der Strom eine gewisse Dichte besitze, während dieselbe nach beiden Seiten von jedem Pole so rasch abnehme, dass man ohne grossen Fehler annehmen könne, schon in geringer Entfernung von jedem Pole befinde sich gleichsam der andere Pol. Wenn man also mit der erregenden Electrode z. B. nicht sehr nahe an die Kathode heranrücke, sei es sehr leicht möglich, dass dieselbe sich schon im anelectrotonischen Bezirk befinde, während man glaube, den Katelectrotonus zu prüfen.

Zur Prüfung dieser Ansicht suchte ich den erregenden Reiz möglichst sicher in den zu prüfenden Bezirk zu bringen. Dies erreichte ich durch Construction einer plattenförmigen Electrode für den polarisirenden Strom, die an einer Stelle von einem Glasrohr durchbohrt war, durch welches die erregende Electrode des inducirten Stroms eingeführt werden konnte. Der erregende Strom musste also an einer Stelle des Nerven eingreifen die mit Sicherheit unter dem vollen Einflusse desjenigen Pols stand, mit dem ich die neue Electrode in Verbindung brachte. Bei dieser Versuchsanordnung zeigte sich dann auch eine vollkommene Uebereinstimmung mit den Pflüger'schen Gesetzen: Erhöhung der Erregbarkeit im Bereich der Kathode, Herabsetzung im Bereich der Anode. Zugleich waren die Resultate sehr frappant, die Erregbarkeitsdifferenzen erreichten beträchtlich höhere Werthe als bei den früheren Versuchen. Gleichzeitig zur Controle angestellte Versuche nach den früheren Methoden ergaben auch den früheren conforme Resultate.

Es scheint damit die Uebereinstimmung zwischen den beim Frosch gefundenen und den am Menschen zu beobachtenden electrotonischen Erscheinungen in genügender Weise hergestellt; es kann

keinem Zweifel unterliegen, dass auch am lebenden Menschen electrotonische Erscheinungen beobachtet werden und dass dieselben bei richtiger Versuchsanordnung in Uebereinstimmung mit den Pflüger'schen Gesetzen sind. Die entgegengesetzten Resultate, welche sich bei einer gewissen Versuchsanordnung ergeben, erklären sich demnach einfach aus physikalischen Verhältnissen, aus der Lagerung des nicht isolirten Nerven im lebenden Körper.

14. Vortrag des Herrn Dr. Knauff: »Ueber Histologie des Miliartuberkels«, am 26. Juli 1867.

15. Vortrag des Herrn Geheimrath Helmholtz: »Ueber die Mechanik der Gehörknöchelchen«, am 9. Aug. 1867.

(Das Manuscript war bereits am 26. Juli überreicht worden, der Nachtrag dazu am 9. August.)

Die Aufgabe des Trommelhöhlenapparats kann so bezeichnet werden: Derselbe hat die Schallschwingungen der Luft, die mit relativ kleinen Druckkräften aber in grossen Excursionen geschehen, zu übertragen auf das relativ schwere Labyrinthwasser, dessen Bewegung eben wegen seiner Schwere grössere Druckkräfte verlangt, während wegen der mikroskopischen Kleinheit der mitschwingenden Endapparate der Nerven, welche gleichsam die Reagentien für die Schallschwingungen des Labyrinthwassers bilden, sehr kleine Amplitüden seiner Schwingungen genügen.

Um die nöthige mechanische Kraft für die Schwingungen der genannten Flüssigkeit zu gewinnen, wird der Druck der schwingenden Luft von der verhältnissmässig grossen Fläche des Trommelfells gesammelt und durch die Reihe der Gehörknöchelchen innerhalb der sehr viel kleineren Fläche des ovalen Fensters auf das Labyrinthwasser übertragen. Die genaue Uebertragung so kleiner Bewegungen erfordert, wie Riemann in den von ihm nachgelassenen Papieren*) mit Recht hervorhebt, eine ausserordentlich grosse Präcision und Festigkeit in den Verbindungen der Gehörknöchelchen. Damit steht es nun in einem sonderbaren, aber freilich nur scheinbaren, Widerspruche, dass man bei der anatomischen Untersuchung alle einzelnen Gelenke und Bandverbindungen innerhalb der Trommelhöhle schlaff und nachgiebig findet. Namentlich war die Existenz des in den meisten Richtungen sehr nachgiebigen Hammer-Ambossgelenkes in sehr entschiedenem Widerspruche mit der älteren, und von mir selbst in der Lehre von den Tonempfindungen vorgetragenen Theorie, wonach Hammer und Amboss zusammen ein um zwei Spitzen (den Processus Folianus des Hammers und den kurzen Fortsatz des Ambosses)

*) Zeitschrift für rationelle Medicin. 1867.

drehbares System bilden sollten, mit zwei nach unten reichenden Hebelarmen, dem Handgriff des Hammers und dem langen Fortsatze des Ambosses.

Anatomische Untersuchungen über die Verbindungen der Gehörknöchelchen, die ich während dieses Sommers angestellt, haben mir nun folgende Resultate gegeben:

1) Der Hammer behält seine Stellung mit nach innen gezogenem Trommelfell und seine Drehbarkeit um eine querlaufende Axe auch noch bei, wenn man den Amboss vorsichtig herausnimmt, und sogar auch noch, wenn man die Sehne des Tensor Tympani durchschneidet, doch macht die letztere Operation die Stellung des Hammers allerdings viel weniger fest als sie vorher war. Die Drehungsaxe des Hammers wird gebildet durch einen ziemlich straffen sehnigen Faserzug, der von der Spitze der Spina Tympanica posterior sich gegen eine knöcherne Hervorragung am hinteren Rande des Trommelfells (etwa der Grenze der ursprünglichen Pars tympanica entsprechend) hinzieht, und in welchen Faserzug der Hammer selbst eingeschaltet ist. Der vordere Theil dieses Bandes ist das bekannte Ligamentum Mallei anticum, welches den Processus Folianus umschliesst. Die Spina tympanica posterior von der der obere straffste Theil dieses Bandes entspringt, reicht übrigens, wie man mit einer Staarnadel fühlen kann, bis ganz nahe an den Hals des Hammers, so dass die Bandverbindungen an dieser Stelle eine sehr kurze ist. Der Processus Folianus ist in den von mir untersuchten Ohren von Erwachsenen immer bis auf einen kleinen Stumpf geschwunden, nicht blos abgebrochen gewesen. Mit einer feinen Nadel, die ich zwischen die Fasern des Ligamentum anterius einschob, konnte ich immer sein Ende fühlen, noch ehe irgend welche heftigere Bewegungen der Gehörknöchelchen an dem Präparate vorgenommen waren, und andrerseits war keinerlei etwa abgebrochene Fortsetzung jenes Processus in der Bandmasse fühlbar. Der hintere Theil des genannten Faserzuges dagegen, den ich Ligamentum Mallei posticum nennen möchte, liegt in der Schleimhautfalte, welche die hintere Trommelfelltasche bildet, oberhalb der im Rande dieser Falte verlaufenden Chorda Tympani, nach hinten stärker als diese aufsteigend. Ich möchte diesen gesammten Faserzug, das Axenband des Hammers nennen, wegen seiner Bedeutung für die Bewegung dieses Knöchelchens. Dadurch dass das vordere Ende dieses Bandes von der Spina Tympanica posterior ausgeht, die sich sehr merklich von der Ansatzebene des Trommelfells, nach innen hervorragend, entfernt, bleibt zwischen dem Axenbande des Hammers und dem Trommelfell ein hinreichender Zwischenraum, um dem kurzen Fortsatze des Hammers Platz zu gewähren. Wenn die Sehne des Tensor Tympani durchschnitten ist, ist das Axenband des Hammers nicht so prall gespannt, dass es nicht kleine Verschiebungen zuliesse. So lange aber jene Sehne erhalten ist, und einen mässigen Zug ausübt, bringt dieser Zug in dem Axen-

bande eine verhältnissmässig ziemlich straffe Spannung hervor, nach demselben Principe, wonach ein horizontal nicht ganz straff gespannter unausdehnsamer Faden durch ein kleines Gewicht, was man an seine Mitte hängt, sehr kräftig gespannt werden kann.

2) In der Fortsetzung jener Schleimhautfalte, welche die hintere Trommeltasche bildet, und das Lig. M. posticum enthält, da wo sie sich am oberen Rande des Trommelfells entlang zieht, liegen noch andere Sehnenstreifen, welche zugleich mit dem bekannten Ligamentum Mallei superius Hemmungsbänder für die Bewegung des Handgriffs und des Trommelfells nach aussen bilden.

3) Das Hammerambossgelenk ist zwar für eine ganze Reihe kleiner Verschiebungen ein schlaffes und widerstandsloses Gelenk, ausserdem auch nur von einer sehr zarten und zerreisslichen Kapselmembran umschlossen, aber einer Art der Verschiebung widersteht es in der natürlichen Lage der Knochen vollkommen sicher und fest; bei der Einwärtsdrehung seines Handgriffs fasst nämlich der Hammer den Amboss fest, wie eine Zange, während bei der Auswärtsdrehung des Hammergriffs beide Knochen sich von einander lösen. In dieser Beziehung entspricht die mechanische Wirkung des Gelenks vollkommen den Gelenken mit Sperrzähnen, wie man sie an Uhrschlüsseln anzubringen pflegt. Man kann das Hammerambossgelenk betrachten als ein solches Uhrschlüsselgelenk mit zwei Sperrzähnen. Von diesen ist je einer an der untern Seite beider Gelenkflächen sehr deutlich ausgebildet. Der des Hammers liegt nach der Seite des Trommelfells, der des Ambosses gegen die Trommelhöhle gewendet. Der obere Theil beider Gelenkflächen entspricht der Stossfläche der beiden zweiten Sperrzähne, neben welcher die Schraubenflächen, mit denen die Sperrzähne übereinander gleiten, zu schmalen Streifchen geschwunden sind. Wenn man sich übrigens einen Hammer und den zugehörigen Amboss an kleinen Holzstäbchen mit Siegellack passend befestigt, so dass das eine Hölzchen etwa in Richtung des Processus Folianus liegt, das andere den Processus brevis des Amboss verlängert, dann die Knochen mit ihren Gelenkflächen aneinander setzt, während man sie an den Hölzchen hält, so fühlt man sehr deutlich, wie fest und sicher der Hammer den Amboss packt, sobald man seinen Handgriff nach innen dreht. Dagegen weichen die Knöchelchen durch die entgegengesetzte Drehung sogleich von einander, und lassen sich gegenseitig los. Am unverletzten Ohre hat dies zur Folge, dass der Hammer durch Luft, die in die Trommelhöhle dringt, ziemlich weit nach aussen getrieben werden kann, ohne den Steigbügel mitzunehmen, und ohne ihn aus dem ovalen Fenster auszureissen.

4) Da die Spitze des kurzen Fortsatzes des Amboss im Ambosspaukengelenke befestigt ist an einer Stelle, die eine Strecke nach innen von der verlängerten Drehungsaxe des Hammers liegt, und der Hammerkopf mit dem Hammerambossgelenk sich bei Einwärtsziehung des Trommelfells nach aussen bewegt, also vom Am-

bosspaukengelenk entfernt, so werden die Gelenkbänder des Amboss dadurch gespannt, und die Spitze des kurzen Fortsatzes des Amboss wird von ihrer Unterlage ein wenig abgehoben, so weit es die über diesem Gelenke gelegenen starken sehnigen Verstärkungsbänder zulassen. Man sieht aber deutlich an passenden Präparaten, wenn man mit einer Nadel von oben auf den kurzen Fortsatz des Amboss drückt, wie er sich dann senkt und nun erst an seine knöcherne Unterlage anlegt, wobei die genannten sehnigen Verstärkungsbänder sich schlaff zusammenfalten. Also auch hier werden die Gehörknöchelchen nicht durch eine feste Unterlage, sondern durch, wenn auch kurze, gespannte Bänder festgehalten, so lange sie sich in der Stellung befinden, in der sie für das Hören gebraucht werden.

5) Die Spitze des langen Fortsatzes des Amboss drückt gegen das Köpfchen des Steigbügels, wenn der Hammergriff nach innen gezogen ist, soweit es das Trommelfell zulässt; er liegt also dem Steigbügel an, selbst wenn die Bänder des Ambosssteigbügelgelenks durchschnitten sind. Wird der Hammer aber nach aussen bewegt, so nimmt er bei durchschnittenem Ambosssteigbügelgelenk den Amboss mit nach aussen. Ist dagegen die Verbindung des Steigbügels mit dem Amboss erhalten, so geht der Hammer allein nach aussen, was er ohne einen zu starken Zug auf Amboss und Steigbügel auszuüben thun kann wegen der oben beschriebenen Form des Hammerambossgelenks. In Summa also sind die Gehörknöchelchen in derjenigen Stellung, wo sie sich beim Hören befinden, nur durch ein System gespannter sehniger Bänder in ihrer Lage gehalten, Bänder, welche alle einzeln genommen nicht sehr straff gespannt sind, aber so angeordnet, dass wenn der Zug des Musculus Tensor Tympani hinzukommt, der auch im unthätigen Zustande immer noch als ein elastisch gespanntes Band zu betrachten ist, alle die genannten Befestigungsbänder mit dem Trommelfell zugleich straff gespannt werden, wobei sich die drei Knöchelchen fest an einander schliessen, Hammer und Amboss mittels ihrer Sperrzähne, der Amboss an den Steigbügel in ihrem Gelenk. Andrerseits gewährt dieselbe Befestigung einen breiten Spielraum für Verschiebungen durch äussere zufällige Störungen, wie z. B. auch für die von Riemann besprochenen Temperaturänderungen, ohne dass dabei die zarte Einfügung des Steigbügels in das ovale Fenster gefährdet wird.

Ich habe mir ein Modell der Gehörknöchelchen in vergrössertem Maassstabe nachgebaut, in welchem die Sehnenbänder durch unausdehnsame Hanffäden, der Muskel durch ein elastisches Kautschukband, das Trommelfell durch Handschuhleder ersetzt ist. Die mechanischen Wirkungen dieses Modells sind denen der Gehörknöchelchen nach der von mir gegebenen Beschreibung ganz entsprechend, namentlich überträgt dasselbe, trotzdem die hölzernen Modelle der Knöchelchen nur durch Fäden festgestellt sind, Stösse,

die von aussen gegen den Hammergriff geführt werden, ganz sicher und kräftig auf den Steigbügel.

6) Die Gehörknöchelchen des Menschen bringen bei der Uebertragung der Bewegungen des Nabels des Trommelfells auf den Steigbügel keine erhebliche Veränderung der Amplitüde der Schwingungen hervor, weil die Spitze des Hammergriffs nicht viel weiter von der Drehungsaxe absteht, als die Spitze des langen Fortsatzes des Ambosses, der auf den Steigbügel drückt. Beim Kalbe ist der Handgriff des Hammers dagegen in der That viel länger, und hier muss eine beträchtliche Vermehrung der Kraft der Schwingungen mit gleichzeitiger Verminderung ihrer Amplitüde bei der Uebertragung auf den Steigbügel eintreten. Beim Menschen wird die Aufgabe, die Kraft der Luftschwingungen durch Verminderung ihrer Amplitüde zu vergrössern mittels eines ganz andern Mechanismus gelöst, auf den man bisher, so viel ich weiss, noch gar nicht aufmerksam geworden ist, und der auch bisher noch nicht einmal empirisch bei musikalischen Instrumenten angewendet worden ist. Es geschieht dies nämlich durch die besonderen mechanischen Eigenschaften, welche das Trommelfell als eine gekrümmte Membran darbietet.

Das Trommelfell enthält radiale und ringförmige Faserzüge, beide aus Sehnensubstanz gebildet, daher sehr wenig dehnbar: von gelbem elastischem Gewebe bleibt beim Kochen des Trommelfells in verdünnter Kalilösung kaum eine Spur übrig, die den Gefässstämmen und dem inneren Schleimhautblatte anzugehören scheint. Die Mitte oder der Nabel des Trommelfells ist durch den Hammergriff beträchtlich nach einwärts gezogen, und die radialen Faserzüge desselben sind nach aussen convex gewölbt, so dass sie gegen die Spitze des Hammergriffs in einer nahehin rechtwinkeligen Kegelspitze convergiren.

Wenn nun ein gerader Faden von der Länge l in einen Bogen vom Krümmungsradius r übergeführt wird, so wird die Länge λ der Sehne dieses Bogens

$$\lambda = 2\,r \sin\left(\frac{l}{2\,r}\right).$$

Die Annäherung der Endpuncte der Linie, während diese sich krümmt, ist also

$$l - \lambda = 2\,r \left\{\frac{l}{2\,r} - \sin\left(\frac{l}{2\,r}\right)\right\}$$

oder wenn r sehr gross gegen l ist

$$l - \lambda = \frac{1}{24}\,\frac{l^3}{r^2} \,\ldots\ldots\ldots \quad \Big\} \; 1$$

Die Hervorwölbung des Bogens, oder der Abstand s seiner Mitte von der Sehne ist

$$s = r - r \cos\left(\frac{l}{2\,r}\right)$$

oder für ein sehr grosses r

$$s = \frac{1}{8} \frac{l^2}{r} \quad \ldots\ldots\ldots \quad \} \; 2$$

oder wenn man r aus 1 und 2 eliminirt

$$l - \lambda = \frac{8}{3} \frac{s^2}{l}.$$

Es wächst also die Verkürzung der Sehne des Bogens wie das Quadrat der Verschiebung seiner Mitte, und bei sehr flachen Bögen, deren Wölbung zunimmt, ist die Verschiebung ihrer Endpuncte verschwindend klein gegen die Verschiebung ihrer Mitte.

Nun sind aber die Radialfasern des Trommelfells solche unausdehnsame Bögen, deren Mitte der Luftdruck zu verschieben strebt, während ihre Wirkung auf den Hammergriff nur von der verhältnissmässig geringen Verlängerung oder Verkürzung ihrer Sehne abhängt, und durch die Richtung des Ansatzes unter etwa 45^0 gegen die Axe die Verschiebung noch verkleinert wird. Der Luftdruck wird also eine verhältnissmässig grosse Verschiebung der Mitte dieser Bögen bewirken müssen, um eine sehr kleine Verschiebung des Hammergriffs und der Knöchelchen hervorzubringen.

Eben deshalb steigert sich aber nun auch die Kraft dieser letzteren Bewegung in demselben Maasse, in welchem sie kleiner wird. Ist t die Spannung des Fadens, und p der Luftdruck, der gegen die Einheit seiner Länge wirkt, so ist nach bekannten Gesetzen

$$p = \frac{t}{r}$$

oder indem wir r gegen l als sehr gross betrachten, nach Gleichung 2

$$p = \frac{8st}{l^2}$$

$$t = \frac{pl^2}{8s} = pr$$

das heisst: bei gleichbleibender Länge des Bogens wächst der Zug t den der Faden ausüben muss, um dem Drucke p das Gleichgewicht zu halten, direct wie der Radius, oder umgekehrt wie die Höhe der Wölbung. Dieser Zug kann also bei einem sehr flachen Bogen jede beliebige Höhe erreichen.

Beim Trommelfell wird nun die Krümmung der Radialfasern nicht durch den Luftdruck, sondern durch die Spannung der Ringfasern unterhalten, und durch den Luftdruck nur vermindert und vermehrt. Die mathematische Untersuchung des Gleichgewichts einer solchen gekrümmten Membran zeigt, dass dadurch an den oben angegebenen Resultaten nichts Wesentliches geändert wird.

Substituirt man statt des wirklichen ein ideales Trommelfell, welches rings um seine Mitte symmetrisch ist, so ergibt sich, dass die vortheilhafteste Form eines solchen die einer Rotationsfläche ist, welche bei gleichbleibender Länge ihrer Meridianlinien das kleinste Volumen an ihrer convexen Seite abgrenzt. Die Form

einer solchen Fläche lässt sich mit Hülfe der elliptischen Functionen berechnen und zeichnen. Das Trommelfell ist in der That, wenn man von der durch den oberen Theil des Hammerstiels verursachten Asymmetrie absieht, einer solchen Fläche ähnlich gestaltet. Die Stärke der elastischen Ringfasern müsste in jener Fläche nach Aussage der mathematischen Theorie ebenfalls von der Mitte nach dem Rande zunehmen, wie sie im Trommelfelle wirklich thut.

Um die Wirkungen solcher gekrümmter Membranen auf die Schallleitung zwischen Luft und festen Körpern practisch zu prüfen, habe ich einen gläsernen Lampencylinder an seinem Ende mit nasser Schweinsblase überspannt, deren Mitte durch einen beschwerten Stab nach innen gedrängt, und sie so trocknen lassen. Dadurch erhielt ich eine Membran, die ungefähr die Form des Trommelfells hat. Dann stützte ich auf die Mitte der eingezogenen Membran ein hölzernes Stäbchen, dessen anderes Ende als Steg für eine Darmsaite diente, welche auf einem nicht resonirenden starken Brette ausgespannt war. Die Membran, so mit der Saite verbunden, gab eine mächtige Resonanz, der einer Violine ähnlich, selbst wenn die Membran nur vier Centimeter Durchmesser hatte. Die Wirkung ist so überraschend, dass manche Zuschauer anfangs gar nicht glauben wollten, dass von einer so kleinen Membran ein so mächtiger Ton ausgehen kann, bis ich sie durch Gegenversuche davon überzeugte.

7) Da vom Hammer, wie vom Ambos ein beträchtlicher Theil ihrer Masse über der Drehungsaxe liegt, das Trommelfell dagegen als eine Belastung des untern Endes des Hammers, der Steigbügel als eine solche des unteren Endes des Ambosses angesehen werden kann, liegt der Schwerpunkt des schwingenden Systems wahrscheinlich der Drehungsaxe sehr nahe. Ich schliesse dies namentlich aus der relativ schlechten unmittelbaren Leitung des Schalls von den Kopfknochen an die Gehörknöchelchen. Denn die sogenannte Kopfknochenleitung geht wesentlich durch den knorpeligen Theil des Gehörganges. Wenn man mit der Hand oder einer das Ohr umgreifenden Kapsel einen Luftraum von dem Ohre abschliesst, hört man die eigene Stimme oder eine an die Zähne gesetzte Stimmgabel gut, so lange die Wurzel des Ohrknorpels nicht gedrückt wird; so wie letzteres geschieht, verschwindet der Ton bis auf einen verhältnissmässig kleinen Rest. Es geschieht offenbar die Leitung von den Kopfknochen an den Ohrknorpel und von diesem an die Luft des Gehörganges viel leichter, als von den Kopfknochen direct auf das Trommelfell.

8) Durch solche Versuche, bei denen ein mässig grosser Luftraum vor dem Ohre abgeschlossen wird, sei es durch eine aufgesetzte feste Kapsel, sei es durch die über das Ohr gelegte hohle Hand, kann man auch den Eigenton des schwingungsfähigen Apparates bestimmen, den das Trommelfell in seiner Verbindung mit

den Gehörknöchelchen, dem Labyrinthwasser und der Luft der Trommelhöhle bildet. Man erkennt leicht schon durch die Stimmresonanz, dass diese am stärksten ist an der Grenze der ungestrichenen und eingestrichenen Octave. Genauer gelang diese Bestimmung mit Hülfe einer schwach gespannten und deshalb schwach tönenden Darmsaite, die ich auf einem schmalen Brettchen befestigt hatte. Das Brett legte ich flach an die Ohrmuschel, während ich die Saite anschlug, und suchte die Stelle des Steges, wo der Ton am lautesten wurde. Es fand sich das h der ungestrichenen Octave von etwa 244 Schwingungen. Dieser Ton ist in ziemlich weiten Grenzen unabhängig von der vor dem Ohre abgeschlossenen Luftmasse. Nur wenn man diese sehr verkleinert, zum Beispiel den Tragus auf die Oeffnung des Gehörgangs andrückt, wird die Resonanz etwa um eine ganze Tonstufe höher. Auch die Percussion des Schädels oder des Zitzenfortsatzes giebt denselben Resonanzton. Nun ist der genannte Ton viel zu tief, als dass er den abgeschlossenen kleinen Luftmassen allein angehören könnte. Dass er kein Eigenton des Ohrknorpels sei, ergiebt sich aus dessen schlaffer Beschaffenheit, und daraus, dass man den grössten Theil desselben fest halten kann, ohne dass sich die Stärke der Resonanz ändert. Ich schliesse daraus, dass es ein Resonanzton des Trommelhöhlenapparates sein müsse.

Nachtrag zu dem Vortrage über **Mechanik der Gehörknöchelchen.**

Ausser dem in meiner ersten Notiz angezeigten Resonanztone h des bedeckten menschlichen Ohres habe ich seitdem noch einige andere gefunden; es bewog mich namentlich der Umstand zu fortgesetztem Suchen, dass ich keine Aenderung dieser Resonanz durch veränderte Spannung des Trommelfells mittels Lufteinblasens entdecken konnte. Nun fand ich zunächst, dass auch die Obertöne desselben h^1 und fis^1 verstärkte Resonanz geben; namentlich ist die des h^1 noch deutlicher als die des h.

Ausserdem aber habe ich gefunden, dass das C_{-1} der sechszehnfüssigen offenen Orgelpfeiffen ein Resonanzton des Ohres ist. Es ist dieser Ton derselbe, den Wollaston schon als Tonhöhe des Muskelgeräusches angegeben hat. Ich finde, dass derselbe Ton zum Vorschein kommt, wenn man den äusseren Gehörgang durch einen leisen Luftstrom anblässt. Ferner wird das Muskelgeräusch deutlich höher, um etwa einen ganzen Ton, wenn man das Trommelfell nach innen spannt durch Verringerung des Luftdrucks in der Trommelhöhle. Bei einer früheren Gelegenheit habe ich gezeigt, dass die Zitterungen der willkührlichen Muskeln, die das Muskelgeräusch bewirken nicht regelmässig, wie die eines musikalischen Tones erfolgen, und ausserdem nicht, wie Wollaston und Haughton aus der erwähnten Beobachtung geschlossen hatten, in der Anzahl von 33 bis 37 Schwingungen, sondern dass im

Mittel nur etwa 19 unregelmässige Zuckungen in der Secunde erfolgen. Da sich die Tonhöhe dieses Tones mit dem geänderten Zustande des Trommelfells ändert, so schliesse ich daraus, dass das Muskelgeräusch ein Resonanzton des Trommelfells ist, hervorgebracht durch unregelmässige Erschütterungen der Muskeln.

Durch Einblasen von Luft in die Trommelhöhle wird das Muskelgeräusch ein sehr viel schwächerer und tieferer Ton.

Die früher genannten höheren Resonanztöne h, h^1 und fis^1 sind wahrscheinlich Klirrtöne zwischen Hammer und Ambos. Dass dergleichen vorkommen können, zeigt sich schon, wenn man eine stark schwingende tiefe Stimmgabel nahe vor das Ohr bringt. Der tiefe Resonanzton C_{-1} giebt besonders starkes Klirren, was durch Spannung des Trommelfells nach innen merklich geschwächt wird, beim Einblasen von Luft aber, die die Sperrzähne des Hammers und Ambosses von einander abdrängt ganz aufhört.

Danach sind die früher gemachten Angaben über den Ton h zu verbessern.

16. Vorstellung zweier Operirten, die eine mit Plastik des Antlitzes, die andere mit Oberkieferresektion durch Hrn. Dr. Heine, am 9. Aug. 1867.

17. Vortrag des Herrn Dr. Heine: »Ueber eine Methode suprakondylärer Oberschenkelamputation«, am 9. August 1867.

18. Vortrag des Herrn Professor H. A. Pagenstecher: »Ueber einen überzähligen Backzahn bei Hylobates syndactylus«, am 25. October 1867.

(Das Manuscript wurde sofort eingereicht.)

Es sind durch Prof. Bischoff in seiner besonderen Abhandlung über die Schädel der menschähnlichen Affen und in den Münchener Sitzungsberichten 1867, I, einige Fälle von Vorkommen eines sechsten Backzahns bei diesen Thieren verzeichnet werden und zwar drei welche den Orang, zwei welche den Gorilla treffen und einer welcher den Chimpanse angeht. In der zoologischen Sammlung der Heidelberger Universität findet sich der Schädel eines Hylobates syndactylus von einem alten und grossen Männchen, welcher gleichfalls einen sechsten Backzahn führt und damit vom Vortragenden schon seit Jahren zur Demonstration einer Verbindung zwischen den Zahnzahlen der Affen der alten und der neuen Welt benutzt worden ist. Dieser Backzahn steht in der linken Unterkieferhälfte und hat die Gestalt eines kleinen Kornzahnes mit gerundeter Krone und vermuthlich einfacher Wurzel. Da die obern fünften Backzähne in dem vollständigen Gebisse die untern kaum überragen, so kann dieser sechste Zahn keine bedeutende Funktion gehabt haben.

Es erscheint von Wichtigkeit, dass eine solche Sechszahl der Backzähne, welche bekanntlich den echten Affen der neuen Welt normal zukommt, obwohl dieselbe bei diesen allerdings lieber als eine Vermehrung der kleinen Backzähne denn als ein Zuwachs am Ende der Reihe bezeichnet wird, abnormer Weise demnach bisher nur von den vier höchsten Gattungen der Affen der alten Welt bekannt wurde. Man darf diesem Umstande vielleicht eine grössere Wichtigkeit zuschreiben, wenn man eine Reihe anderer Aehnlichkeiten berücksichtigt, welche diese höchsten Gattungen ebenfalls mehr als die nachfolgenden der alten Welt den Affen der neuen Welt nähern. Ueber die Grösse des Gesichtswinkels der Affen der alten Welt, welche ihren Schädeln zum Theil ein menschähnliches Ansehn giebt wie es die Anthropomorphen kaum aufweisen, hat man sich öfter erstaunt. Diesen wie jenen fehlen die Backentaschen und die Gesässschwielen, welche erst gerade bei Hylobates schwach auftreten. Die Einfarbigkeit der einzelnen Haare des Pelzes, welche den Affen der neuen Welt zukommt, erlischt bei denen der alten Welt mit den Gattungen Semnopithecus und Colobus, welche auf Hylobates folgen und dabei ist Colobus die einzige Gattung, welche einen buschigen Schwanz hat, wie das den Aneturen der neuen Welt gewöhnlich ist. Der Schädel eines Hylobates gleicht durch die Breite und Kürze des Nasenbeines, die stark nach Aussen tretenden Jochbögen, die kleinen Schneidezähne, die geringe Entwicklung des Oberkiefers, die fast vertikale Stellung der Hinterhauptschuppe vielmehr dem eines Eriodes der neuen als dem eines Cynocephalus der alten Welt. Auch ähnelt die Form, wenn auch nicht die Grösse der äussern Oeffnung des knöchern Gehörganges mehr zu jenen. Wir sehen so, aufmerksam gemacht durch die abnorme Vermehrung der Zähne, welche die Entfernung beider Affengruppen von einander verringert, auch die übrigen Eigenschaften, wie es scheint sich am meisten nicht etwa an den niedersten Gruppen der alten Welt, sondern auf dem Punkte dieser Unterordnung sich begegnen, wo die Anthropomorphie anfängt. Man dürfte bekanntlich die amerikanischen Affen auch nach ihrer Lebensweise nicht als die am Tiefsten stehenden ansehn, man vermisst an ihnen ebenso sehr das den Raubthieren ähnelnde Wesen der Paviane als die intellektuelle Erhebung der Chimpansen und Orangs.

Die grosse Zahl der Arten und die Veränderlichkeit der Cerkopitheken, Makaken und Cynocephalen beweist ohnehin, dass wir in ihnen eine Entwicklung neuerer Epochen vor uns haben, über welche ganz grosse Territorialumänderungen noch nicht weggegangen sind. So haben diese Gruppen durch die Zahl der Arten sich eine Geltung arrogirt, welcher der innere Werth und die Bedeutsamkeit für die Entwickelungsgeschichte des Thierreichs nicht gleichsteht. Am meisten dürfte aus ihnen zu machen sein durch speziellere Beachtung der schwanzlosen Jnui und Vergleichung der kurz und langgeschwänzten Paviane. Ihre ganze Entwicklung dürfte ge-

schohn sein, nachdem die amerikanischen Affen sich von denen der alten Welt auf einer Linie geschieden hatten, deren Verlängerung am ersten zwischen Hylobates einerseits und Colobus und Semnopithecus andererseits gedacht werden darf. Das zerstückelte, vereinsamte Vorkommen dieser Gattungen und namentlich der höhern Anthropomorphen, die faunale Verbindung mit gewissen andern Faunalresten, namentlich Halbaffen und Edentaten, lässt die über den Cercopitheken stehenden Affen ohnehin älter erscheinen, als diese und die weiter folgenden der alten Welt. Betreffende Schädel wurden zum Vergleiche vorgezeigt.

19. Vortrag des Herrn Professor Erlenmeyer: »Ueber die Analogie der sauren schwefligsauren Salze mit den ameisensauren Salzen und über die Constitution des Taurins«, am 29. November 1867.

(Das Manuscript wurde am 5. Dezember eingereicht).

Mitscherlich hat zuerst im Jahre 1833 die Benzoësäure als Benzolkohlensäure mit der Benzolschwefelsäure verglichen, nachdem er gefunden hatte, dass einerseits durch Erhitzen von benzoësaurem Kalk mit Kalkhydrat, Benzol (C_6H_6) und kohlensaurer Kalk gebildet wird, dass andererseits Benzol mit wasserfreier Schwefelsäure zu Benzolschwefelsäure (Sulfobenzolsäure) verbunden werden kann.

Dann hat Regnault im Jahre 1838 auf die Analogie zwischen Chlorkohlensäure ($COCl_2$) und Chlorschwefelsäure (SO_2Cl_2) aufmerksam gemacht. Er zeigte, dass sich die beiden Verbindungen gegen Ammoniak parallel verhalten, indem beide ihre 2 Atome Chlor gegen $2NH_2$ austauschen und folgende Verbindungen liefern:

$$COCl_2 + (NH_3)_4 = CO(NH_2)_2 + (NH_4Cl)_2$$
$$SO_2Cl_2 + (NH_3)_4 = SO_2(NH_2)_2 + (NH_4Cl)_2.$$

Hierauf haben Gerhardt und Chancel (1852) bei Gelegenheit der Mittheilung ihrer Untersuchung über die Produkte der Einwirkung von wasserfreier Schwefelsäure auf kohlenstoffhaltige Verbindungen folgende Verbindungen miteinander verglichen:

CO Kohlenoxyd mit SO_2 Schwefligsäureanhydrid.
COO Kohlensäureanhydrid mit SO_2O Schwefelsäureanhydr d.
$COCl_2$ Chlorkohlenoxyd mit SO_2Cl_2 Chlorschwefelsäure.
COC_6H_5Cl Chlorbenzoyl mit $SO_2C_6H_5Cl$ Phenylschwefligchlorür.
$CO(C_6H_5)_2$ Benzophenon mit $SO_2(C_6H_5)_2$ Sulfobenzid.
$COC_6H_5NH_2$ Benzamid mit $SO_2C_6H_5NH_2$ Phenylschwefligamid.
COC_6H_5OH Benzoësäure mit $SO_2C_6H_5OH$ Sulfobenzolsäure.
$COOC_6H_5OH$ Salicylsäure mit $SO_2OC_6H_5OH$ Phenylschwefelsäure.
$COC_6H_5NH_2O$ Anthranilsäure mit $SO_2C_6H_5NH_2O$ Sulfanilsäure.
$CO.CO.OC_6H_5OH$ Phtalsäure mit $SO_2COOC_6H_5OH$ Benzoëschwefels.

Später, im Jahre 1859, hat Kolbe folgende Verbindungen mit einander in Parallele gestellt:

$CO\,O$ **Kohlensäure**	$SO_2\,O$ **Schwefelsäure**
$C_2H_5\,CO\,OH$ **Aethylkohlensäure** **(Propionsäure)**	$C_2H_5\,SO_2\,OH$ **Aethylschwefelsäure**
$\left(C_2 \left\{\begin{matrix}H_4\\Cl\end{matrix}\right.\right) CO\,OH$ **Chloräthylkohlensäure** **(Chlorpropionsäure)**	$\left(C_2 \left\{\begin{matrix}H_4\\Cl\end{matrix}\right.\right) SO_2\,OH$ **Chloräthylschwefelsäure**
$\left(C_2 \left\{\begin{matrix}H_4\\Cl\end{matrix}\right.\right) CO\,Cl$ **Chloräthylcarbonchlorid** **(Chlorpropioxylchlorid)**	$\left(C_2 \left\{\begin{matrix}H_4\\Cl\end{matrix}\right.\right) SO_2\,Cl$ **Chloräthylsulfonchlorid**
$\left(C_2 \left\{\begin{matrix}H_4\\NH_2\end{matrix}\right.\right) CO\,OH$ **Amidoäthylkohlensäure** **(Alanin)**	$\left(C_2 \left\{\begin{matrix}H_4\\NH_2\end{matrix}\right.\right) SO_2\,OH$ **Amidoäthylschwefelsäure** **(Taurin)**
$\left(C_2 \left\{\begin{matrix}H_4\\OH\end{matrix}\right.\right) CO\,OH$ **Oxyäthylkohlensäure** **(Milchsäure)**	$\left(C_2 \left\{\begin{matrix}H_4\\OH\end{matrix}\right.\right) SO_2\,OH$ **Oxyäthylschwefelsäure** **(Isäthionsäure)**

Kolbe denkt sich die $SO_2\,OH$ enthaltenden Säuren, die er später Sulfonsäure genannt hat, als Abkömmlinge der wasserfreien Schwefelsäure, wie er die $CO\,OH$ enthaltenden, welche er als Carbonsäuren bezeichnet hat, als Derivate der wasserfreien Kohlensäure betrachtet.

Da ich es für experimentgemässer erachte die Carbonsäuren von der Ameisensäure abzuleiten, so kann mir der Gedanke, ob es nicht möglich wäre, auch die Sulfonsäuren von einer der Ameisensäure analogen Verbindung abzuleiten.

Wenn man die Ameisensäure als eine Verbindung von der Formel

$$\begin{matrix}H\\CO\\OH\end{matrix} \quad \text{(als Wasserstoffcarbonsäure)}$$

anzusehen hat, so müsste die ihr correspondirende Sulfonsäure folgende Zusammensetzung haben:

$$\begin{matrix}H\\SO_2\\OH\end{matrix}$$

Eine solche Verbindung besitzen wir nun nicht. Wir wissen aber nach Berthelots Versuch, dass CO sich mit KOH zu ameisensaurem Kali verbindet. Wenn nun CO und SO_2 in vielen ihren Verbindungen soviel Aehnlichkeit zeigen, so dachte ich, muss auch die Verbindung, welche entsteht, wenn man SO_2 mit KOH ver-

einigt (das saure schwefligsaure Kali) eine dem ameisensauren Kali entsprechende Verbindung sein:

$$\begin{matrix} H & & H \\ CO & & SO_2 \\ OK & & OK. \end{matrix}$$

Gehen wir noch einen Schritt weiter und erinnern uns daran, dass aus ameisensaurem Salz oxalsaures gebildet wird, wenn wir aus 2 Mol. des ersteren die 2 Atome Wasserstoff hinwegnehmen:

$$\begin{matrix} H - CO\,OK \\ H - CO\,OK \end{matrix} - H_2 = \begin{matrix} CO\,OK \\ | \\ CO\,OK \end{matrix}$$

so werden wir zu der Vermuthung geführt, dass auch eine dem oxalsauren Kali entsprechende Verbindung

$$\begin{matrix} SO_2\,OK \\ | \\ SO_2\,OK \end{matrix}$$

existiren wird.

Wir haben in der That eine solche Verbindung in dem unterschwefelsauren (dithionsauren) Kali, das wir uns auf ganz ähnliche Weise aus saurem schwefligsauren Salz entstanden denken können, wie das oxalsaure Salz aus dem ameisensauren, das sich auch dem oxalsauren Salz ganz entsprechend beim Erwärmen zersetzt.

$$C_2\,O_4\,K_2 = CO + CO_3\,K_2$$
$$S_2\,O_6\,K_2 = SO_2 + SO_4\,K_2$$

Obgleich diese Analogie überraschend ist, so könnte man mir doch den Einwand machen, das ameisensaure Salz und das saure schwefligsaure Salz lassen sich nicht als analoge Verbindungen betrachten, weil sich das saure schwefligsaure Salz sehr wesentlich von dem ameisensauren dadurch unterscheidet, dass jenes an die Stelle seines Wasserstoffs 1 Atom Kalium aufzunehmen vermag, während das ameisensaure Salz dazu nicht im Stande ist. Wir haben aber ein ganz entsprechendes Verhalten bei Nitroform und Chloroform, die trotz dieses Unterschieds als analoge Verbindungen angenommen werden.

Wenn ferner die Analogie der wasserfreien Schwefelsäure die 1 Atom Schwefel und 3 Atome Sauerstoff enthält mit der wasserfreien Kohlensäure, die 1 Atom Kohlenstoff und 2 Atome Sauerstoff enthält, die also in ihrer Zusammensetzung sehr wesentlich von einander abweichen, die sich ausserdem noch sehr auffallend dadurch von einander unterscheiden, dass die letztere mit Wasser keine Verbindung eingeht, während sich die erstere ungemein leicht damit verbindet etc. etc., wenn diese Analogie trotzdem zugegeben wird, so muss man auch die Vergleichung von saurem schwefligsauren Kali mit ameisensaurem Kali trotz des oben angegebenen Unterschieds für zulässig halten.

Es lag nun sehr nahe, auch die Verbindungen, welche durch Vereinigung von anderen Substanzen mit Ameisensäure entstehen, zu vergleichen mit solchen, welche durch Vereinigung derselben Substanzen mit saurem schwefligsauren Kali gebildet werden.

Wir wissen nach den Experimenten von Wislicenus, dass sich Ameisensäure mit Aldehyd zu Gährungs- d. i. Aethylidenmilchsäure verbindet. Wir wissen ferner nach den Versuchen von Bertagnini, dass sich saure schwefligsaure Alkalien mit Aldehyd vereinigen zu sog. aldehydschwefligsauren Salzen. Diese letzteren Verbindungen hielt man bisher ebenso wie die Verbindungen von sauren schwefligsauren Alkalien mit andern Aldehyden und mit Ketonen entweder für molekulare Aneinanderlagerungen oder für Verbindungen, welche sich von dem sauren schwefligsauren Natron so ableiten, dass an die Stelle von 1 Atom Wasserstoff in demselben z. B. das Radical C_2H_3 aus dem Aethylaldehyd eingetreten sei.

Ich nehme an, dass das aldehydschwefligsaure Kali mit dem milchsauren Kali ebenso analog ist, wie sulfobenzolsaures Kali mit Benzoësaurem und sage, wenn die Bildung der Milchsäure nach folgender Gleichung von Statten geht:

$$\begin{array}{ccccc} \begin{array}{c} CH_3 \\ | \\ H-C=O \\ \\ \text{Aldehyd} \end{array} & \text{und} & \begin{array}{c} \\ \\ H-COOH \\ \\ \text{Ameisensäure} \end{array} & \text{giebt} & \begin{array}{c} CH_3 \\ | \\ H-C-OH \\ | \\ COOH \\ \text{Milchsäure} \end{array} \end{array}$$

so verläuft die Bildung von aldehydschwefligsaurem Kali ganz analog wie folgt:

$$\begin{array}{ccccc} \begin{array}{c} CH_3 \\ | \\ H-C=O \\ \\ \text{Aldehyd} \end{array} & \text{und} & \begin{array}{c} \\ \\ H-SO_2OK \\ \\ \text{saur. schwefligs. Kali} \end{array} & \text{giebt} & \begin{array}{c} C-OH \\ | \\ H-C-OH \\ | \\ SO_2OK. \\ \text{Aldehydschwefligs. Kali.} \end{array} \end{array}$$

Wir wissen nun aber, dass das aldehydschwefligsaure Kali beim Erwärmen mit Alkalien oder Wasser, beziehungsweise verdünnten Säuren wieder Aldehyd ausgiebt.

Ich halte die Zersetzung des aldehydschwefligsauren Kali's durch Kalihydrat für ganz analog mit der, welche Kekulé, Wurtz, Dusart in neuerer Zeit bei dem sulfobenzolsauren Kali beobachtet haben:

$$\begin{array}{c} C_6H_5 \\ | \\ SO_6OK \end{array} \text{ und } KOH \text{ giebt } \begin{array}{c} C_6H_5 \\ | \\ OH \end{array} + KSO_2OK.$$

$$
\begin{array}{c} CH_3 \\ | \\ H-C-OH \\ | \\ SO_2\,OK \end{array}
\text{ und } KOH \text{ giebt }
\begin{array}{c} CH_3 \\ | \\ H-C=OH \\ | \\ OK \end{array}
\text{ und } K-SO_2\,OK
$$

Wirkt Wasser (in Gegenwart von Säuren) ein, so treten nur die Bestandtheile von 1 Mol. Wasser mit dem aldehydschwefligsauren Kali in Reaction:

$$
\begin{array}{c} CH_3 \\ | \\ H-C-OH \\ | \\ SO_2\,OK \end{array}
\text{ und } HOH \text{ giebt }
\begin{array}{c} CH_3 \\ | \\ H-C-OH \\ | \\ OK \end{array}
\text{ und } H-SO_5\,OK.
$$

Die Verbindung

$$
\begin{array}{c} CH_3 \\ | \\ H-C-OH \\ | \\ OH \end{array}
$$

(Aethylidenglycol)

ist nicht existenzfähig, sie zersetzt sich sofort in

$$
\begin{array}{c} CH_3 \\ | \\ H-C=O \\ \text{Aethylidenoxyd} \end{array}
\quad \text{und} \quad
\begin{array}{c} HOH \\ \text{Wasser.} \end{array}
$$

Säuren zersetzen das saure schwefligsaure Kali weiter z. B. Chlorwasserstoff in:

$$SO_2,\ Cl\,K \text{ und } H\,OH.$$

Ich dachte nun, wenn Milchsäure eine der Aldehydschwefligsäure analoge Constitution hat, so wird sie sich auch gegen Wasser (bei Gegenwart von Säuren) der letzteren ähnlich verhalten, d. h. sich nach folgender Gleichung zersetzen:

$$
\begin{array}{c} CH_3 \\ | \\ H-C-OH \\ | \\ CO\,OH \\ \text{Milchsäure} \end{array}
\text{ und } H\,OH \text{ giebt }
\begin{array}{c} CH_3 \\ | \\ H-C\,OH \\ | \\ OH \\ \text{Aethylidenglycol} \end{array}
\text{ und }
\begin{array}{c} H-CO\,OH. \\ \text{Ameisensäure} \end{array}
$$

wobei natürlich der Aethylidenglycol wieder zerfällt in Aldehyd und Wasser.

(Schluss folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg.

(Schluss.)

Ich erhitzte daher Milchsäure mit verdünnter Schwefelsäure mehrere Stunden bei 130⁰ im zugeschmolzenen Rohr. Beim Oeffnen des Rohrs zeigte sich starker Aldehydgeruch (bei Anwendung von Säure, die aus gleichen Theilen Schwefelsäurehydrat und Wasser bestand war von gebildetem Kohlenoxyd Druck im Rohr). Beim schwachen Erwärmen des Röhreninhalts auf dem Wasserbad destillirte reichlich Aldehyd über. Der Rückstand im Destillationsgefäss wurde stark mit Wasser verdünnt und weiter auf freiem Feuer destillirt. Das saure Destillat wurde mit kohlensaurem Natron neutralisirt und abgedampft. Das erhaltene Salz war ameisensaures Natron.

Hieraus scheint mir hervorzugehen, dass sich die Milchsäure nach obiger Gleichung, also ganz analog dem aldehydschwefligsauren Kali, zersetzt hat. Die erstere bildet sich also in ganz analoger Weise wie das letztere und zersetzt sich auch in analoger Weise, aber der Bildungsprocess wie der Zersetzungsprocess vollzieht sich bei der ersteren schwieriger als bei dem letzteren.

Nach meiner Ansicht steht die Aldehydschwefligsäure zur Gährungsmilchsäure in derselben Beziehung, wie die Isäthionsäure zur Fleischmilchsäure oder, die Aldehydschwefligsäure zur Isäthionsäure in derselben Beziehung, wie die Gährungsmilchsäure zur Fleischsäure:

$$\begin{array}{cc} CH_3 & CH_3 \\ | & | \\ H-C\,OH & H-C\,OH \\ | & | \\ CO\,OH & SO_2\,OH \\ \text{Gährungsmilchsäure} & \text{Aldehydschwefligsäure.} \\ H_2\,C\,OH & H_2\,C\,OH \\ | & | \\ H_2\,C & H_2\,C \\ | & | \\ CO\,OH & SO_2\,OH \\ \text{Fleischmilchsäure} & \text{Isäthionsäure.} \end{array}$$

Kolbe nimmt die Isäthionsäure als die der Gährungsmilchsäure parallele Verbindung an, und in neuester Zeit thut diess auch

Kekulé, Nach den oben gegebenen Betrachtungen bin ich anderer Ansicht. Dass die Isäthionsäure von dem Aethylen abstammt, zeigt schon die Bildung derselben durch Oxydation von Aethylenoxysulfhydrat mit Salpetersäure, welche Carius beobachtet hat, und ihr Uebergang in Methionsäure.

Ich stimme daher auch nicht mit Kolbe in der Ansicht überein, dass das Taurin die dem Alanin entsprechende SO_2-verbindung ist, sondern ich bin der Meinung, dass das Taurin und die nach Gibbs daraus darstellbare Isäthionsäure ebenso wie die Fleischmilchsäure das Radical

$$\begin{array}{l} H_2C- \\ \;\;\;\;| \\ H_2C- \end{array}$$

enthalten.

Zum Schluss noch einige Bemerkungen über die nähere Constitution des Taurins. Bekanntlich hat Strecker im Jahr 1854 Taurin künstlich dargestellt durch Erhitzen von isäthionsaurem Ammoniak. Man hat danach angenommen, das Taurin sei das Amid der Isäthionsäure, trotzdem, dass das künstliche Taurin Strecker's ebensowenig wie das natürliche mit Kalilauge Ammoniak entwickelt. Kolbe hat dann im Jahre 1862 ebenfalls Taurin künstlich erzeugt, indem er Ammoniak auf chloräthylschwefligsaures Silber einwirken liess. Das auf diese Weise entstandene Product zeigte wie das Strecker'sche alle Eigenschaften des natürlichen Taurins.

Wenn man die Bildung des künstlichen Taurins nach der Methode von Strecker mit der gewöhnlichen Zersetzungsweise der Ammoniaksalze erklären will, dann muss man annehmen, dass sie in folgender Weise von Statten gegangen:

$$\begin{array}{l} C_2H_4OH \\ | \\ SO_2ONH_4 \end{array} - H_2O = \begin{array}{l} C_2H_4OH \\ | \\ SO_2NH_2 \end{array}$$

Dass also Isäthionsäureamid entstanden ist. Dieses müsste aber, wie auch Kolbe bemerkt mit Kalilauge Ammoniak entwickeln und es könnte ein solches Product nicht identisch sein mit dem von Kolbe dargestellten; denn dieses wäre von dem Strecker'schen eben so verschieden wie Glycocoll von Glycolamid.

Da nun nach den Angaben von Strecker und von Kolbe die resp. Abkömmlinge der Isäthionsäure beide mit dem natürlichen Taurin, also auch mit einander identisch sind, da ferner das Taurin weder die Eigenschaften einer Säure, noch die einer Basis zeigt, so halte ich es für gerechtfertigt, die Annahme zu machen, dass das Taurin weder ein Amid, noch eine Amidosäure ist, sondern ein Ammoniumsalz von folgender Constitution:

$$O\!\!<\!\begin{array}{l} H_3N - CH_2 \\ \;\;\;\;\;\;\;\;\;\;\;\;\;| \\ O_2S - CH_2 \end{array}$$

also die Säureseite mit der Amidseite verbunden ist. Macht man diese Annahme, dann lässt sich auch ein Mittel finden, zu erklären, wie es möglich ist, dass Strecker und Kolbe auf zwei ganz verschiedenen Wegen zu demselben indifferenten Körper gekommen sind. Man kann sich nämlich denken, dass sich der Process von Strecker so:

$$\begin{array}{ccc} \begin{array}{r} HO-CH_2 \\ | \\ H_4NOS-CH_2 \\ O_2 \end{array} & - H_2O^{*}) = & O<\begin{array}{l} H_3 \\ N-CH_2 \\ \quad\ | \\ S-CH_2 \\ O_2 \end{array} \\ \text{Isäthionsaures Ammoniak} & & \text{Taurin} \end{array}$$

der Process von Kolbe so:

$$\begin{array}{ccc} \begin{array}{r} ClCH_2 \\ | \\ HOS-CH_2 \\ O_2 \end{array} & + (NH_3)_2 = & O<\begin{array}{l} H_3 \\ N-CH_2 \\ \quad\ | \\ S-CH_2 \\ O_2 \end{array} + NH_4Cl \\ \text{Chloräthylschwefligsäure} & & \text{Taurin} \end{array}$$

vollzogen hat.

Wenn man annehmen wollte, das Taurin bestehe aus 2 Mol. Amidoäthylschwefligsäure, die sich gegenseitig sättigen:

$$\begin{array}{ccccccccc} & & O_2 & & & & H_3 & & \\ H_2C & - & S & - & O & - & N & - & CH_2 \\ | & & & & & & & & | \\ H_2C & - & N & - & O & - & S & - & CH_2 \\ & & H_3 & & & & O_2 & & \end{array}$$

so wäre damit zwar auch seine Indifferenz erklärt, nicht aber die Identität des nach dem Strecker'schen Verfahren dargestellten mit dem von Kolbe gewonnenen Product.

Ich bin damit beschäftigt, das künstliche Taurin nach beiden Verfahrungsweisen darzustellen, um weitere Aufschlüsse über seine nähere Constitution zu erhalten.

20. Vortrag des Herrn Dr. Erb: »Ueber die sogenannte wachsartige Degeneration der quergestreiften Muskelfasern«, am 29. November 1867.

(Das Manuskript wurde alsbald eingereicht.)

Die Ansichten der einzelnen Beobachter über die von Zenker als »wachsartige Degeneration« beschriebene Veränderung der Muskeln sind keineswegs übereinstimmend. Die Einen (Zenker,

*) Das Wasser würde in diesem Fall gebildet worden sein aus dem Hydroxyl, das mit CH_2 verbunden war und aus 1 Atom Wasserstoff des Ammoniums.

Waldeyer, O. Weber, C. E. Hofmann) halten dieselbe für eine während des Lebens schon entstehende mehr oder weniger schwere Veränderung der Muskelsubstanz, über deren näheres Zustandekommen allerdings die Ansichten wieder getheilt sind; die Andern dagegen (Klob, W. Krause) erklären die wachsartige Degeneration in vielen Fällen für eine Leichenerscheinung, deren Bedeutung für die Pathologie des Muskels vielfach überschätzt worden sei. Da die sog. »wachsartige Degeneration« eine wie es scheint, äusserst häufig vorkommende Erscheinung ist, und ihre richtige Würdigung für die Auffassung vieler krankhafter Vorgänge im Muskel von fundamentaler Bedeutung ist, so wäre eine Lösung der oben angedeuteten Widersprüche sehr erwünscht. Die im folgenden kurz mitzutheilenden Versuche und Beobachtungen liefern vielleicht einen kleinen Beitrag zu dieser Lösung. Diese Versuche wurden gelegentlich einer zu andern Zwecken unternommenen Experimentaluntersuchung angestellt, bei welcher nur in den Muskeln die wachsartige Degeneration unter so wechselnden Umständen zur Beobachtung kam, dass ich es für nothwendig hielt, ihr Vorkommen etwas näher zu prüfen.

Die Untersuchung erstreckte sich zunächst auf ganz normale Muskeln. Die Untersuchung sehr zahlreicher Präparate vom Frosch, Kaninchen, Hund und Menschen zeigte, dass wenn man ganz frische, noch lebende Muskelpräparate herausschneidet und rasch unter dem Microscop untersucht, sich an denselben keine Spur von der wachsartigen Degeneration findet; dass aber, wenn man diese Präparate in einer indifferenten Flüssigkeit (Blutserum, filtrirtes Hühnereiweiss, Jodserum, 1% Kochsalzlösung) conservirt, nach kurzer Zeit (½—1 Stunde) sich Veränderungen in den Muskelfasern einstellen, welche in ihrem Aussehen durchaus mit der wachsartigen Degeneration identisch sind. Dass wirklich diese Identität des Aussehens besteht, kann keinem Zweifel unterliegen; einmal passen die Beschreibungen und Abbildungen Zenker's und Waldeyer's genau auf die Veränderungen, welche sich an meinen Präparaten finden und dann habe ich auch durch directen Vergleich mit Typhusmuskeln, welche die Degeneration zeigten, diese Identität constatirt.

Als nächste Veranlassung zu dieser eigenthümlichen Veränderung bieten sich zunächst zwei Momente dar: die Veränderung der Muskelfasern und die Todtenstarre. Um ihre Wirkung etwas näher abzugrenzen, wurde zunächst geprüft, ob dieselbe Veränderung der verwundeten Fasern auch eintrete, wenn dieselben in dem lebenden Thierkörper bleiben. Eine Reihe von Versuchen an Fröschen, Kaninchen und Hunden ergab nun, dass dieselben Veränderungen auch an den Muskelfasern noch lebender Thiere sich einstellen, sobald diese Fasern verwundet werden. Wenn demnach allerdings die Verwundung der Fasern als das Hauptmoment für die Entstehung der wachsartigen Degeneration erscheinen könnte, so zeigt doch eine genauere Ueberlegung unter Berücksichtigung

der Aufeinanderfolge der Erscheinungen, dass unmöglich die Verwundung an und für sich die fragliche Muskelveränderung hervorrufen kann. Es scheint vielmehr, dass auch an den verwundeten Muskeln des noch lebenden Thiers erst das Auftreten eines der Todtenstarre ähnlichen, vielleicht mit ihr identischen Gerinnungsvorgangs erforderlich ist, um die Erscheinungen der »wachsartigen Degeneration« hervorzubringen. Die Verwundung muss dann als prädisponirendes Moment betrachtet werden, als das Moment, welches die »wachsartige Degeneration« unter dem Einflusse der Todtenstarre erst ermöglicht, während die Todtenstarre in der unverwundeten normalen Muskelfaser nicht im Stande ist, diese Veränderung hervorzubringen. Dass an lebenden Muskeln es nicht die active Contraction der Muskelfasern ist, welche das Entstehen der wachsartigen Degeneration bedingt, wurde durch Versuche an gelähmten Muskeln von Fröschen und Kaninchen erwiesen, an welchen sich nach der Verwundung die »Degeneration« mit derselben Schnelligkeit und Intensität entwickelte, wie an nicht gelähmten Muskeln.

In allen bisher besprochenen Versuchen konnte der Einfluss der Verwundung von dem der Todtenstarre nicht getrennt werden. Selbst in den am lebenden Thiere angestellten Versuchen konnte das Auftreten von Gerinnungsvorgängen nicht mit Sicherheit ausgeschlossen werden. Man musste desshalb nach Fällen suchen, in welchen mit Sicherheit bloss der Einfluss der Todtenstarre vorhanden ist. Es mussten unverletzte Muskeln vor und nach der Todtenstarre untersucht werden: mit andern Worten, es handelte sich darum, das postmortale Entstehen der wachsartigen Degeneration in unverletzten Muskelfasern zu constatiren.

Nur auf diesem Wege kann man zur Entscheidung der Frage gelangen, ob die sog. wachsartige Degeneration in einer Reihe von Fällen Leichenerscheinung ist oder nicht. Es muss entweder nachgewiesen werden, dass die Degeneration in dem noch lebenden und unversehrten Muskel existirt, oder es muss ihr postmortales Entstehen mit Sicherheit constatirt sein.

Für die letztere Beweisführung kann ich nun eine Reihe von Thatsachen beibringen. Ich fand bei Gelegenheit einer Untersuchung über peripherische Lähmungen, dass sich nach Nervenquetschung bei Kaninchen in den gelähmten Muskeln nach einiger Zeit die »wachsartige Degeneration« in grosser Ausdehnung finde. Bei solchen Thieren nun untersuchte ich die Muskeln noch während des Lebens und unmittelbar nach dem Tode, noch vor dem Eintritt der Todtenstarre; dann wieder später nach Ablauf der Todtenstarre. In den verschiedensten Stadien der Lähmung ergab sich nun constant in den ganz frischen Präparaten nie eine Spur von Degeneration; während sich bei der spätern Untersuchung in einigen Fällen in vielen Präparaten, bei einzelnen Fällen sogar in allen Präparaten mehr oder weniger zahlreiche degenerirte Fasern fan-

den. Da die Zahl der angefertigten Präparate gross genug ist, um die Wirkung des Zufalls auszuschliessen, scheint es mir durch diese Beobachtungen erwiesen, dass wenigstens bei diesen Lähmungen die wachsartige Degeneration während des Lebens nicht existirt, sondern erst postmortal unter dem Einfluss der Todtenstarre entsteht. Es wird dadurch allerdings die Annahme nothwendig, dass schon während des Lebens eine — nicht näher definirbare — Veränderung in den Muskelfasern entsteht, welche das Eintreten der Veränderung unter dem Einfluss der Todtenstarre auch ohne vorausgegangene Verletzung ermöglicht. Es dürfte wohl, wie mir durch eine neuere Beobachtung an einer Typhusleiche wahrscheinlich geworden ist, auch für den Typhus möglich sein, durch eine methodische Untersuchung den Beweis zu liefern, dass die fragliche Veränderung eine Leichenerscheinung ist.

Als Resultat vorstehender Beobachtungen glaube ich folgende Sätze aufstellen zu können:

1) Die sog. wachsartige Degeneration findet sich an allen gesunden Muskeln, sobald dieselben verletzt worden sind, mögen sie mit dem lebenden Körper in Verbindung bleiben oder nicht.

2) In manchen pathologisch veränderten Muskeln tritt dieselbe Veränderung nach dem Tode auch in unverletzten Fasern ein. Die »wachsartige Degeneration« ist in diesen Fällen Leichenerscheinung.

In diesen letzteren Fällen kann nun das Auftreten der wachsartigen Degeneration in den Muskeln keineswegs als der Ausdruck einer numerischen Atrophie des Muskels, als der Beweis für einen unrettbaren Zerfall der Fasern angesehen werden. Das Auftreten der Degeneration beweist uns nur, dass eine gewisse Veränderung der quergestreiften Substanz vorhanden sein muss. Es ist möglich, dass diese Veränderung eine tiefgreifende, auch im Leben schon zur endlichen Resorption der Faser führende ist; aber bewiesen ist das nicht. Das Auftreten der Veränderung in jeder normalen Faser, die eine Continuitätstrennung erlitten hat, scheint vielmehr dafür zu sprechen, dass es sich nicht um sehr tiefgreifende, nicht um irreparable Veränderungen handelt.

21. Vortrag des Herrn Professor H. Knapp: »Ueber plastische Bindehautoperationen bei Hornhaut- und Bindehautcancroiden«, am 13. Dezember 1867.

(Das Manuscript wurde sofort eingereicht.)

Die plastischen Operationen der Bindehaut, bisher zu wenig geübt, sind noch einer weiteren Ausbildung fähig. Besonders gute Dienste leisteten sie mir bei den nicht seltenen Geschwülsten, die ihren Ausgangspunkt in dem Limbus Conjunctivae nehmen und

wohl meistens in die Gruppe der Cancroide gehören. Ich operire dieselben in der Weise, dass ich ihren episkleralen Theil so umschneide dass ein Bindehautsaum von ungefähr 2 Mm. in ihrer Umgrenzung mit entfernt wird. Wie bei der Enukleation des Auges die Bindehaut um die Hornhaut mit der Scheere ringförmig eingeschnitten wird, so thue ich es hier um den Tumor herum. Dieser wird darauf mit einer breiten Hakenpincette an der Basis fest gehalten und mit dem Staarmesser in grossen glatten Zügen aus seiner Unterlage, Hornhaut und Sklera, herausgeschnitten, wobei ich von dieser Unterlage eine dünne Schicht mit fortnehme. Ist dieses geschehen, so bilde ich zwei seitliche Bindehautlappen, ziehe sie heran und vereinige sie mit zwei Nähten, wovon die peripherische immer den anliegenden conjunktivalen Wundrand mitfasst, damit nicht nur hier keine Lücke entsteht, sondern auch die vereinigten Lappen ausgebreitet und von der wunden Hornhaut abgezogen erhalten werden.

22. Vortrag des Herrn Professor H. Knapp: »Ueber Staphylomabtragung und Vereinigung der Wunde durch Bindehautnäthe«, am 13. Dezember 1867.

(Das Manuscript wurde am 19. Dezember 1867 eingereicht.)

Redner hörte in London, dass auf die Critchett'sche Staphylomamputation (mit nachfolgender Vereinigung der Wunde durch Nähte, welche durch die Sklera und den Ciliarkörper geführt werden) sympathische Entzündung des andern Auges gefolgt war. Er schlägt deshalb die Vereinigung durch Conjunktivalsuturen vor, und ein Fall, den er auf diese Weise operirte, lieferte eine ebenso vollkommene Vereinigung und rasche Heilung der Wunde, als es die Critchett'sche Operation thut, ohne die Gefahren dieser durch Ciliarkörperprozesse befürchten zu lassen.

23. Vortrag des Herrn Professor H. Knapp: »Ueber Pterygiumoperation durch doppelte Transplantation und plastische Deckung des Defectes«, am 13. Dezember 1867.

(Das Manuscript wurde sofort eingereicht.)

Redner fand, dass die Desmarres'sche Transplantation des Flügelfells einen unschönen Wulst im innern Augenwinkel setzte, in manchen Fällen auch nicht heilte und daher Recidive erzeugte. Er theilt deshalb das abgelöste Pterygium in der Mitte und verpflanzt die eine Hälfte in den oberen, die andere in den unteren Uebergangstheil, während er gleichzeitig die ganze wunde Skleralstelle plastisch deckt durch aufwärts und abwärts gebildete und herbeigezogene Bindehautlappen. Seit 7 Jahren operirt er

Pterygien in dieser Weise und findet die Ergebnisse des Verfahrens ganz befriedigend, namentlich besser als die der andern Verfahrensarten, welche er so ziemlich alle versucht hat.

24. Mittheilung des Herrn Professor H. Knapp: »Ueber Operation eines Symblepharon totale des unteren Lides«, am 13. Dezember 1868.

(Das Manuscript wurde am 19. Dezember eingereicht.)

Ein 8jähriger Knabe hatte eine Kalkverbrennung vor 4 Monaten erlitten und eine völlige Verwachsung des untern Lides mit der Sklera und dem unteren Hornhautabschnitt davongetragen. Vom Lidrand brückte sich ein 4 Mm. breiter, narbiger Bindehautstreifen gerade auf den Augapfel hinüber, an welchem eine weiche, kirchkorngrosse Excrescenz sass. Redner löste die Verwachsung bis zur Insertion des unteren geraden Augenmuskels, schnitt das unbrauchbare Narbengewebe fort, bildete zwei Lappen aus der oberen Bindehaut des Augapfels, nähte sie im unteren Uebergangstheil fest, indem er zugleich damit den schmalen Rest der narbigen Bindehaut des unteren Lides vereinigte und deckte so die blossliegende Sklera bis auf eine kleine, dreieckige Stelle unter der Hornhaut. Die Wunde heilte per primam und die Form und Bewegung des Auges und Lides wurden befriedigend wieder hergestellt. Wiewohl der untere Theil des Bindehautsacks verkümmert blieb, so war doch die Verwachsung von Lid und Bulbus geheilt, die Hornhaut frei und die Oeffnung und Schliessung der Lidspalte vollkommen.

25. Vortrag des Herrn Professor H. Knapp: »Ueber Sarkom und Gliosarkom des Auges«, am 3. Januar 1868.

(Das Manuscript wurde sofort eingereicht.)

Meine Klinik hat mir seit mehreren Jahren ein recht reiches Material an intraokularen Geschwülsten geliefert und ich habe nicht ermangelt, dasselbe klinisch und anatomisch so genau zu untersuchen als es meine Zeit und Fähigkeiten gestatteten.

Die Sarkome sind die häufigsten der intraokularen Geschwülste. Ich will mir erlauben Ihnen eine kurze Mittheilung über die anatomischen Eigenschaften, soweit ich sie bis jetzt an sechs dieser Geschwülste kennen lernte, zu machen.

Die zusammensetzende Elemente der Augensarkome in ihrem ausgebildeten Zustande sind: 1) Zellen. Diese sind entweder rund, oder spindelförmig mit den Uebergangsformen beider, oval und ästig. Sämmtliche Zellen besitzen Kerne und meist auch Kernkörperchen, welche beide in der Regel schon ohne Reagentien gross und scharf hervortretend sind. Die Hülle fehlt offen-

bar bei den jüngeren Zellen beider Arten, namentlich der runden, während sie in älteren als scharfe Contour hervortritt. Der Zelleninhalt, das Proto- oder Cytoplasma, ist bei den spindelförmigen meist reichlich, dagegen bei den kleineren runden Zellen immer ein dünner Mantel. Es ist seiner Natur nach amorph oder feinkörnig, niemals fand ich es längs oder quergestreift.

2) Eine Zwischensubstanz, in welcher die Zellen eingebettet liegen. Diese ist meistens amorph oder in erhärteten Präparaten feinkörnig, manchmal auch streifig, zwar nicht wie die lockigen Fibrillenbündel des Bindegewebes, sondern in breiteren, steifen, unregelmässig mit einander verflochtenen Bändern. Wenn auf irgend eine Art die zelligen Gebilde entfernt sind, so stellt der Zwischenzellstoff ein vielgestaltiges, unregelmässiges Maschenwerk (Reticulum) dar, und seine Menge wird auf diese Weise recht anschaulich. In manchen Formen ist die Zwischensubstanz sehr spärlich, besonders bei Spindelzellensarkomen, an andern so reichlich, dass dadurch Uebergangsformen zu den Fibromen gebildet werden.

3) Pigment kommt als autochtones in braunen und schwarzbraunen runden Körnchen und als hämorrhagisches in röthlichen und gelblichen Körnern vor. Ersteres ist das überwiegende und seine Erzeugung wird von Virchow der metabolischen Thätigkeit der Zellen zugeschrieben. Das braune Pigment haftet an den Zellen und zwar fast ausschliesslich am Protoplasma.

4) Gefässe sind in den Sarkomen immer vorhanden, aber in wechselnder Menge. Bei den Anfangsformen kann man sie noch als die erhaltenen Blutcanäle des Muttergewebes nachweisen, später verschwinden diese in der Masse der neugebildeten.

5) Fett ist das einzige Produkt regressiver Metamorphose, welches ich in den von mir untersuchten Fällen fand, doch kommen auch Kalkablagerungen darin vor. Die Verfettung ist sehr ausgedehnt und häufig bei den Sarkomen, die Verkalkung jedenfalls eingeschränkter als bei den Gliomen.

In Bezug auf den Sitz kommen die Sarkome in allen drei Bezirken der Gefässhaut des Auges primär vor, am seltensten in der Iris, am häufigsten in der Choroides.

Die Ausbreitung des Sarkoms geschieht zuerst immer in der Continuität des Muttergewebes. In der Aderhaut wächst es es nach allen Richtungen hin und bildet runde oder elliptische Knoten. Diese werden nicht selten von kleineren Nebenknoten umlagert. Im Ciliarkörper verbreitet sich die Neubildung der Art, dass zuerst das Stroma desselben ergriffen wird, dann schieben sich Gänge von Sarkomgewebe zwischen Sklera und Ciliarmuskel ein und von diesen und dem Stroma der Fortsätze kleinere zwischen die Bündel der glatten Muskelzellen. Diese werden damit immer mehr zusammengedrängt und verschwinden zuletzt ganz. Dann dringt die Fremdbildung in's Irisstroma ein, bildet daselbst kugelförmige Geschwülste, welche einzelne Abschnitte und die ganze Iris zerstören.

Die **Netzhaut** überlagert eine Zeit lang die Geschwulst, wird dann in ihrem ganzen Umfang abgehoben, doch so, dass sie die Geschwulst oder einen Theil derselben dauernd überzieht, während sie an den geschwulstfreien Stellen der Aderhaut durch serösen Erguss von dieser getrennt ist.

Der **Glaskörper** verschwindet durch Resorption. Die Linse wird nach vorn geschoben und erhält sich lange. Zuletzt gehen alle innern Theile in der Fremdbildung unter und die fibröse Augenkapsel ist von der Masse der Neubildung gleichmässig ausgefüllt. Aber lange vorher schon bemerkt man Sarkomknoten auf der **Aussenfläche der Sklera**. Diese sind mitunter ganz klein, stecknadelkopfgross, mitunter übertreffen sie das Volumen des Augapfels um ein vielfaches. Sie treten immer an solchen Punkten der Skleralaussenfläche auf, welche den Geschwülsten auf der Innenfläche entsprechen. Auf Durchschnitten sieht man beide Skleraloberflächen von Sarkommasse besetzt und den Skleralquerschnitt scheinbar frei von sarkomatöser Affektion. Die Vermittlung geschieht durch Zellenstränge des Fremdgebildes durch das Gewebe der Sklera. Anfangs sind dieselben mikroskopisch und bleiben auch so bis der perisklerale Knoten eine beträchtliche Grösse, oft den endoskleralen überwiegend, erreicht hat. Ist einmal der Bulbus mit der Masse der Fremdbildung ganz erfüllt, so bricht diese auch in grösseren Oeffnungen durch die Sklera.

Daneben findet man dann Sarkomknoten in der Orbita, welche aber auch noch als Nebengeschwülste der okularen zu betrachten sind, d. h. zwischen denen und der Augapfelgeschwulst unmittelbarer Zusammenhang durch Sarkomgewebsstränge besteht. Will man Zellenwanderung hier annehmen, so ist der Weg für dieselben in der Orbita allerdings leichter als durch die derbe Sklera.

Eigentliche Metastasen sind bei den Sarkomen gar nicht selten und die auf Leber, Gehirn und Lunge die gewöhnlichsten. Die Leute sterben an Erschöpfung bei Hydrops im Bauchfell und den untern Extremitäten, auch unter cerebralen Erscheinungen.

Bezüglich der **Arten** des Sarkoms habe ich bis jetzt drei derselben am Auge beobachtet:

1) **Spindelzellensarkom, melanotisch und ungefärbt.** Dieses und zwar die melanotische Abart ist die häufigere. In manchen findet man nur Spindelzellen von den ersten Grenzen der Geschwulst an. Auch die periokularen und metastatischen Sarkome haben dann gewöhnlich ganz genau denselben Bau.

2) **Rundzellensarkome**, wieder melanotisch und ungefärbt. Sie scheinen rascher zu wachsen, früher äussere und metastatische Geschwülste zu liefern.

Uebergänge zwischen beiden, sowie zwischen gefärbten und ungefärbten Formen sind durchaus häufig. Einzelne Partien der Geschwulst enthalten vorwiegend Spindel-, andere Rundzellen, ebenso

trifft man irgendwo eingebettet in weisse Rundzellensarkome einzelne Knoten von weissen oder melanotischen Spindelzellen an.

3) Gliosarkom. Davon beobachtete ich einen Fall, den ich als Combinationsgeschwulst auffasse. An der Sklera lag in der Hälfte ihrer Ausdehnung ein melanotisches Sarkom von grossen runden und zum Theil spindelförmigen Zellen; diese hatte neben dem Sehnerven die Sklera durchbrochen und aussen fortgewuchert. Der übrige Augapfelraum war aber eingenommen von unzweideutigem Gliomgewebe (Elemente wie die Retinakörner), in welchem auch die vom melanotischen Sarkom nicht befallene Choroides zusammengepresst und gefaltet eingebettet lag, genau so wie man dieses beim reinen, primären Gliom findet. Andere Theile im Bulbus waren nicht zu finden. Diese Gliommasse hatte die Sklera am Aequator durchbrochen und wucherte aussen üppig weiter. Ihre Elemente wurden indessen grösser je mehr man sich von der äquatorialen Durchbruchsstelle entfernte, erreichten den doppelten und dreifachen Durchmesser der Retinakörner und hatten um ihre grossen deutlichen Kerne breite Umhüllungen von amorphem Protoplasma, waren also in die runden Sarkomzellen übergegangen. Beide Abschnitte der Geschwulst hatten im Bulbus und zum Theil auch ausserhalb nicht nur ihren von einander verschiedenen und eigenthümlichen Charakter, sondern waren auch von verschiedenen Grundgeweben ausgegangen, wie ihr Sitz bekundete, nämlich das Sarkom von der Aderhaut, das Gliom von der Netzhaut.

Die Entwicklung des Augensarkoms beobachtete ich in beiden von Virchow aufgestellten Entwicklungsarten sarkomatöser Geschwülste:

1) Direkt aus dem Muttergewebe. Dieses war hier immer das Stroma der Aderhaut und zwar der Lage der grösseren Gefässe. Eine unmittelbare Vervielfältigung der vorhandenen Gewebszellen führte ohne Brücke vom gesunden Gewebe in den ähnlich aussehenden Tumor, nur mit dem Unterschiede, dass in letzterem bloss die spindelförmigen und runden Zellen mit Zwischensubstanz blieben, aber die Schichtung und Gefässvertheilung der Aderhaut vollständig unterging. Die grösseren Gefässe, sammt der Choriocapillaris und Epithelialis blieben noch eine Zeit lang als Decke der geschwulstbildenden Hyperplasie des Stromas der äusseren Schichte erhalten.

2) Durch vorherige Einlagerung von kleinen runden Zellen (Primordial-, Bildungs-, Granulationszellen) in's Grundgewebe, welche gleichfalls im Stroma der grösseren Gefässsicht auftraten und dann sehr bald zu runden oder spindelförmigen Zellen sich gestalteten.

In Bezug auf die Pigmentirung fand ich, dass jene ersten Entwicklungsformen von Anfang an melanotische Elemente erzeugen, die Formen aber, welche aus Bildungszellen hervorgehen, sind ursprünglich ungefärbt und nehmen erst später Farbstoff auf.

Geschäftliche Mittheilungen.

Als ordentliche Mitglieder wurden in den Verein aufgenommen die Herren Dr. F. Bergmann, Dr. N. J. C. Müller, Dr. Lüroth, Dr. Darmstädter, Dr. Paul du Bois Reymond Dr. Heinrich Weber und Dr. v. Planta-Reichenau.

Dagegen verlor der Verein an Mitgliedern durch Austritt den Herrn Weydung, durch Verzug die Herren Dr. Huber und Dr. Faber, endlich durch den Tod die Herren Amtsarzt Hergt in Neckargemünd und Professor Dr. Otto Weber.

Der letztere, ord. öffentl. Professor der Chirurgie und Direktor der chirurgischen Klinik an unserer Universität, erlag am 11. Juni 1867 nach ganz kurzer Erkrankung einer Diphtheritis. Seit kaum zwei Jahren Mitglied unserer Gesellschaft war er durch seine ausgebreiteten Kenntnisse, seinen unermüdlichen Forschungstrieb und die uneigennützigste Hingebung an die Wissenschaft wie an der ganzen Hochschule so auch in unserm Kreise eins der vorzüglichsten Lebenselemente geworden. Gerade einer seiner letzten Vorträge behandelte die Krankheit, in deren Untersuchung und Bekämpfung er sich selbst den Tod holte. Seine edlen Eigenschaften werden in unserm Gedächtnisse leben.

Durch die Wahl am 25. Oktober 1867 wurde der Vorstand für das nächste Verwaltungsjahr gebildet. Es wurden ernannt:

Herr Geheimrath Helmholtz zum ersten Vorsitzenden.
Herr Hofrath Kopp zum zweiten Vorsitzenden.
Herr Prof. H. A. Pagenstecher zum ersten Schriftführer.
Herr Dr. Fr. Eisenlohr zum zweiten Schriftführer.
Herr Professor Nuhn zum Rechner.

Man bittet wie bisher alle Zusendungen an den ersten Schriftführer zu richten und im Nachfolgenden die Empfangsbescheinigung für die zuletzt eingegangenen empfangen zu wollen.

Mehrfachen Anfragen gegenüber müssen wir mit Bedauern mittheilen, dass von den beiden ersten Bänden der Verhandlungen des Vereins nichts mehr vorräthig ist und auch der dritte nicht mehr ganz vollständig geliefert werden kann.

Verzeichniss

der vom 1. Juni bis 31. Dezember 1867 an den Verein eingegangenen Druckschriften.

Mittheilungen des naturw. Vereins für Steiermark. H. 4.
Berichte über die Verhandlungen der naturf. Gesellschaft zu Freiburg i. Br. IV. H. 1 u. 2.

Sitzungsberichte der k. k. Akademie der Wissenschaften zu Wien. Nr. 14—30.
Bulletin de l'académie Impér. des sciences de Pétersbourg. X, XI, XII 1—6.
Vierteljahrsschrift der naturf. Gesellschaft zu Zürich. IX—XI.
Sitzungsberichte der naturw. Gesellschaft Isis zu Dresden. 1867. Nr. 1—3.
Bulletin de la Société des naturalistes de Moscou. 1866. Nr. 3 u. 4. 1867. Nr. 1.
Giornale die scienze naturali ed economiche del consiglio di perfezianamento al Reale Istituto tecnico di Palermo. II. 1866. f. 2—4.
Recherches sur la fecondation et la germination du Preissia commutata par M. L. Lortet.
Recherches sur la vitesse du cours du sang par le même auteur, beide in 2 Exempl.
Observations météorologiques faites à Luxembourg par F. Reuter.
Société des sciences naturelles du Grand Duché de Luxembourg. IX. année 1866.
Joanne Z'ycki: Cholerae pathologia et therapia, Vilnae 1867.
Jahresber. des physik. Vereins zu Frankfurt a. M. für 1865—66.
Der Zoologische Garten. VIII. H. 1—12.
Annual report 1866 of the Surgeon General's office.
Von der Smithsonian society of Washington:
Annual report for 1865. List of works published.
Mackall: an essay on the life in nature 1855.
Mackall: extrait from an essay on physikal force. 1865.
Mackall: an essay on the law of muscular action. 1865.
Binney: land and freshwater shells. II et III. 1865.
Prime: Monograph of american corbiculidae. 1865.
Stimpson: Researches upon the hydrobiidae. 1865.
Annual report of the museum of comparative Zoolog at Harward college in Cambridge. 1866.
Von der Boston Society of natural history:
Memoirs, Volume I. parts 1 et 2.
Proceedings X. p. 289 till end. XI p. 1—96.
Condition and doings of the society. 1866.
Sitzungsberichte der Gesellschaft zur Beförderung der Naturwissenschaften zu Marburg. 1866.
Würzburger medizinische Zeitschrift. VII. H. 4. 1867.
Bulletin de la société d'histoire naturelle de Colmar 6 et 7 années 1865—1866.
Archivio per la Zoologia, l'anatomia e la fisiologia, Giov. Canestrini, Modena. III. 2. IV. 1. 1865—66.
Annuario della Societa dei naturalisti in Modena anno II, 1867.
Sitzungsberichte der k. Akademie der Wissenschaften zu München. 1867. I. H. 4. II. H. 1.

52ster Jahresbericht der naturf. Gesellschaft in Emden. 1866.
Rendi Conti del Reale Istituto Lombardo di scienze e lettere. Vol. II. fasc. 10. vol. III. fasc. 1—9.
Il secondo congresso sanitario ed il regno d'Italia. 1866.
44ster Jahresbericht der schlesischen Gesellschaft f. vaterländische Cultur. 1866.
Schriften der k. physikal. ökonom. Gesellschaft zu Königsberg. VI 2. VII 1 u. 2.
Annales de l'observatoire physique central de Russie 1863. 1 u. 2. 1864.
Compte rendu annuel (Supplément aux annales pour 1862).
Mémoires de la société des sciences physiques et naturelles de Bordeaux. Tome IV. Cahier 1. suite. Tome V. Cahier 1.
Académie Royale de Belgique: Annuaire 1867. XXXIII. Bulletins XXII, XXIII 1866 u. 1867.
Verhandlungen der physik. medizin. Societät zu Erlangen. 1865—1867. Heft I.
Fünfzehnter Bericht der Philomathie in Neisse 1865—67.
Giornale di scienze naturali ed economiche del istituto tecnico di Palermo.
Würzburger medizinische Zeitschrift VII. 5—6 Heft.
Lotos. XVI. Jahrgang.
Report on epidemic cholera from the surgeon generals office at Washington.
Jahresbericht 1864 über Verwaltung des Medicinalwesens in Frankfurt a. M.
Statistische Angaben über Kindersterblichkeit in Frankfurt a. M. 1851—1866.
Tageblatt des 41. Naturforscherversammlung zu Frankf. a. M. 1867.
Jenaische Zeitschrift für Medizin u. Naturwissenschaft. III. H. 4.
33ster Jahresbericht des Mannheimer Vereins für Naturkunde. 1867.
Notice sur Michel Faraday par M. le Prof. de la Rive. Genève 1867.
Abhandlungen der Senckenbergischen naturf. Gesellschaft. VI. 3 u. 4. Frankfurt 1867.
XV. Bericht des Vereins für Naturkunde zu Cassel. 1867.
Mittheilungen aus dem Osterlande von der naturf. Gesellschaft des Osterlandes zu Altenburg. XVIII. 1. u. 2. Heft. 1867.
Mitgliederverzeichniss derselben.
Bulletin de la Société des sciences médicales du Grand duché de Luxembourg. 1867.
Festschrift der naturf. Gesellschaft in Basel. 1867.
Verhandlungen der naturf. Gesellschaft in Basel. IV. Th. 4. Heft. 1867.
Ueber die physik. Arbeiten der Societas physica helvetica 1751—1787. Festrede von Dr. F. Burckhardt. 1867. Basel.

Bastian, Adolf, Dr., Reise durch Kambodja nach Cochinchina. Jena, 1868.

Unerwartet rasch ist dem dritten Bande der »Studien« über die Völker des östlichen Asien ein vierter gefolgt. Er schliesst die hinterindische Halbinsel ab, wird aber der letzte Band des ganzen Werkes, welches sein berühmter Verfasser herauszugeben beschäftigt ist, auch noch nicht sein. Jedoch bildet er ein Ganzes für sich, nur dass bereits im ersten Bande gewisse historische Ergebnisse der im vierten beschriebenen Reise durch Kambodja zum Voraus verwerthet sind. Obwohl die Würdigung der Reiseerfahrungen der Hauptzweck für uns hier ist, dürfen doch auch jene geschichtlichen Resultate sich einer Berücksichtigung erfreuen, wie man denn vielleicht so am richtigsten über Werk und Werkmeister urtheilen wird. Beides gehört sogar zu einander, und werde ich daher, indem ich zunächst dem Faden seiner Erzählung folge, später mich auf jene historischen Ergebnisse beziehen.

Am 30. November gedachten Jahres*) verliess unser Reisender die Hauptstadt Bangkok auf Booten, die zuerst durch die Canäle fuhren, welche die Vorstädte bewässern, und dann in den Canal einliefen, welcher den Menam mit dem Pachimfluss verbindet. Das Wasser dieses Canals zeigt allmählich erst eine Strömung, die stärker und stärker wurde, bis sie die Reisenden nach Kanap, der Einmündungsstelle in den Pachimfluss, brachte. Sie machten aber in Pak-Khlong Halt, wo sich die Polizeistation (Dan) befand. In den Fluss fuhren sie erst am nächsten Morgen ein. Den Arm, der nach Norden (nach Nakhon-najok) führt, liessen sie liegen, und fuhren auf dem Kabin-Arm weiter, um nach der Stadt Pachim zu kommen. Ueber die Entfernung getäuscht, waren sie genöthigt noch eine Nacht in einem Kloster zuzubringen. Da der alte Chao Myang (Gouverneur) in Pachim nach Bangkok abgereist, der neue nach Kambodja, und der Pralat (Vicegouverneur) gleichfalls sich abwesend fand, so begab er sich nach dem Hause des Jockabat (Beistandes). Dieser war ausgegangen. So war er auf den Phu Xuai (den Gehülfen des Jockabat) reducirt. Aber was ihn am Meisten interessirte, konnte er von einer Frau erfahren. Er fragte dieselbe nach den Xong der umliegenden Berge, da sie längere Zeit in der Nähe der Xong-Dörfer gelebt hatte, und fuhr dann weiter. Die Nacht blieben sie im Dorfe Kathum, dessen Häuser auf einer hohen Bank liegen. Obwohl sie schon mit Mondlicht aufbrachen, so kamen sie doch erst am Nachmittage in Paknam an: So schwierig war die Fahrt auf dem Flusse gewesen! Dort wurde bei dem Zusam-

*) Nämlich 1863. Laut Band III. S. 1 hatte er am 15. Nov. 1862 die birmanische Grenze passirt. Ein Jahr war über der Bereisung Siams verflossen. Vgl. unsere Anzeige des III. Bandes in diesen Jahrbb. Jahrg. 1867. Nr. 38 ff.

menfluss des Bankraphong und des Samokuai ein Markt auf geankerten Böten abgehalten*). Sie schickten zum Dorfbeamten (Amphö oder Kveng) um Karren für Kabin geliefert zu erhalten, da von dort die Landreise bis Kambodja beginnen sollte. Das setzte bis zur Erreichung des Wunsches umständliche Auftritte ab, unter denen die Ausbesserung der Räder nicht der heiterste war. Die Weiterfahrt ging über eine grüne mit bunten Blumen geschmückte Wiese. In Kabin liess unser Reisender sein Boot nach Bangkok zurückkehren. Karren zur Weiterreise bekam er nach einigen Tagen Wartens durch den Gouverneur (S. 19). Er fand in Kabin, wie in Bangkok, vier Tralakan (Richter) vor. Der eine war der Gouverneur, der, gleich dem Jommarat der Hauptstadt, Criminalfälle zu entscheiden hatte. Ein zweiter präsidirt dem Civilgericht. Vor den dritten kommen Sachen das Regierungseigenthum oder das des Königs betreffend, und dem vierten steht das Urtheil über Alles zu, was sich auf den Ackerbau bezieht. Als Karren, Büffel und Führer sich neben seinem Standquartier (cfr. S. 11) eingefunden hatten, wurden alle Vorbereitungen für den Aufbruch getroffen.

---

*) Wir müssen hier constatiren, dass die Karte für die indochinesischen Reiche nach dem Entwurfe Kiepert's vermöge der ausgezeichneten Umsicht dieses Chartographen, wovon seine Bemerkungen zur Karte zeugen (cfr. Band III. S. 538 ff.), recht genau das disponible Material verwerthet hat. Man nehme die Karte zur Hand, und lese im Zusammenhange des Berichts (Bd. IV, p. 7) folgenden geographischen Excurs: „Von den beiden Flüssen entspringt der Khuay Bankraphong oder der Menam-yai (der grosse Strom) in Kambodja, der Menam noi oder kleine Strom kommt von den Bergen Phaya Fai bei Korat herab. Beide Flüsse, besonders der letztere, der zum Aufstauen des Wassers mit Flechtenwerk durchzogen ist, sind sehr flach und fliessen in sandigen Betten, so dass sie nur in ganz kleinen Böten noch für ein paar Tage weiter aufwärts befahren werden können, um die an ihren Ufern liegenden Dörfer zu besuchen. Der Menam noi heisst auch der Kuay Hanuman (der Bach Hanuman's), und ein an ihm gelegenes Dorf führt den Namen Chantakham oder die Ansiedlung der Chandala, indem die ganze Gegend vom Dong Phram bei Pachim bis zu Kabin (der Affenstadt) und weiter .... mit brahmanischen Anspielungen auf das Ramayana gefüllt ist."

(Schluss folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Bastian: Reise nach Cochinchina.

(Schluss.)

Wir werden von jetzt ab unseren Reisenden, der bisher theils Canalwege und Fluss benutzt hatte, auf seiner Fahrt über Land begleiten. Es war noch dunkel Nacht, als die Morgenglocken der Klöster auf's Neue ihr Geläut begannen, und er rief die Leute wach, um die Karren mit den für sie bestimmten Gepäcken zu beladen. Einer der Mahathai genannten Beamten kam selbst, um die Arbeit zu überwachen. Als der erste Dämmerungsschein hervorbrach, wurde, am 10. Dezember, die Fahrt angetreten, die anfangs durch Wasserpfuhle, welche die Regenzeit zurückgelassen hatte, dann über Sandwege, endlich durch einen Wald führte. Erst folgten sie hier einer breiten Strasse, und brachen sich auf weichem, grünem Moosgrunde in den dichten Büschen eine Bahn. Mehrere tief eingeschnittene Bäche mussten mittelst Brücken passirt werden. Nach vielem Ungemach, wie es das Reisen in solcher Gegend mit sich bringt, machten sie am Packnam-Flusse Halt. Man war bei Prathong, doch weder im Bereich von Dörfern, noch menschlicher Ansiedlungen.*) Die Schlafhalle stand in einer Lichtung, von dichtem Jungle umgeben, an dessen Ende sich ein Götzentempel fand. Eine andere Reisegesellschaft, die auf Elephanten von Kambodja anlangte, quartierte sich in einem verfallenen Gebäude neben dem ihrigen ein. Noch vor der Dämmerung liess B. aufbrechen, und die Karren unter Fackelbeleuchtung über die lange Brücke hinüberziehen, welche über den Strom führte, der von dem nördlich gelegenen Chantabun kommt. Bald kam wieder eine Brücke, die aber eingefallen war, so dass die Gespanne eine weniger abschüssige Stelle des Ufers zum Durchfahren erst suchen mussten. In dem Walde, den man darauf zu passiren hatte, mehrten sich die Schwierigkeiten dermassen, dass es zuletzt der ganzen Entschiedenheit B.'s bedurfte, um vorwärts zu ziehen. Das Vertrauen trug den Sieg davon, und gerade als sich das Licht mit dem Schatten der Dämmerung zu mischen anfing, schimmerte es heller durch die Bäume des Waldes, und fuhren sie bald darauf in die ange-

*) Es war ein Wachtposten. Der Officier war herübergekommen, und orientirte sie. Er bemerkte auch, dass in den heissen Monaten, wenn alle Wasserpfützen am Wege ausgetrocknet seien, die Büffel nur bei Nacht reisen konnten. Dann sei die Sternebeobachtung wichtig. Die übrigen Gestirne verändern jede Nacht die Zeit ihres Niedergehens, aber Orion (Dao Thai) und Plejaden (Dao kai) bleiben sich immer gleich, so dass sie als Uhr benutzt werden können [wie in den Andes das Kreuz]. S. 24.

bauten Felder Bahn Sa-Keoh's hinab. Bahn-Sakeoh heisst s. v. a. Dorf des Juwelenteiches. Der Fluss Sa-Keoh fliesst in einiger Entfernung des Dorfes. Er entspringt auf den Bergen Chantabun's und verbindet sich etwas hinter Prathong mit den dort aus Korat herabfliessenden Gewässern, um vereinigt den Khuai jai des Kabinflusses zu bilden. Die in Bahn-Sakeoh angesiedelten Khamen (Kambodier) kommen meistens aus den Pa-Sisen, einer zum Theil zu Chantabun, zum Theil zu Battambong gehörigen Waldgegend. Er fand auch einige Siamesen (Thai) darunter; aber dieselben pflegen es nicht lange auszuhalten, sagt er, wogegen die Khamen, wie auch die Xong ihre Wahnsitze bewahrten. Das Dorf war, wie er von Einwohnern erfuhr, erst nach Anlage der Heerstrasse von Siam nach Kambodja entstanden. Sein Pochen auf seine Pässe aus Bangkok half ihm auch in Bahn-Sakeoh, und ging es mit dem Relais hier wieder gut. Erst nahm sie ein Wald auf, dann eine wellige Ebene, die mit Bäumen bedeckt und von Jungle eingefasst war. An einigen Baumzweigen sah er Strohbüschel befestigt, die durch Verdienstsucher dort angebunden waren, um den Reisenden anzudeuten, in welcher Richtung die Wege am besten im Stande seien. Bald darauf wurden die Häuser Vattana's durch das Gebüsch sichtbar und fuhren sie nach der Sala, um dort abzusteigen.

Vattana ist eine Colonie von Viengtchan. Zerstreut unter den Lao daselbst leben die Lao Suai. Einige stammen von Nongchang (8 Tage von Viengtchang entfernt).*) Hier sollte wieder Wechsel der Karren stattfinden. Deshalb schickte er, worauf der Pralat erschien, ein Schwiegersohn des Chao Myang in Kabin, der B. schon von ihm gesprochen hatte. Was er mit dem Pralat verhandelte, sagt er nicht. Am folgenden Tage wurde er von dem Phu Xuai besucht.

Der in Rede stehende Platz ist insofern von Wichtigkeit, als er nach der alten geographischen Eintheilung der erste Ort auf khamischem Boden war.**) Er liess sich von Goldgruben erzählen,

---

*) Der Verfasser greift mit seinen auf den grossen kambodischen Binnensee (Thalesab) u. s. w. bezüglichen Details hier S. 34 ff. bedeutend dem Zusammenhange des Reiseberichts vor; wie wir uns hier über die Verfrühung wundern müssen, verursacht uns eine spätere Seite (378) ähnliche Gefühle. Das hindert natürlich nicht, die Schätzbarkeit der Details anzuerkennen. Auch erkennen wir, dass die frühe Erwähnung und die spätere sich ergänzen. Aber es ist eine Schwierigkeit, sich zu orientiren, und vielleicht hätte sich das geographische Material als separates Kapitel sehr Viel besser da einschalten lassen, wo der Verfasser doch genöthigt ist vom See zu sprechen, z. B. S. 184.

Es würde wenig interessiren, ein Verzeichniss von Namen zu erschöpfen. Darum beschränke ich mich auf die Angabe, die er aufstellt (S. 36), dass der grosse Kambodische See in seinem Umkreis eilf Zuflüsse in sich aufnimmt. Es heisst (cfr. S. 378) Bienho (der grosse See) bei den Cochinchinesen, und Sri-Rama nach dem Sanskritischen bei den Siamesen. Das südliche Ende des See's bildet in der Zeit des niedrigen Wasserstandes einen See für sich, Tale-ma-Poke genannt.

**) „Die Grenze zwischen Siam und Kambodja war früher in Angsela, halbwegs zwischen Bahn Sakeoh und Wattana, wo noch im Dikicht des Wal-

die sich in der Nähe von Vattana, auf Tagereisen Entfernung, fänden, und Hunderte von Arbeitern beschäftigten. Ueber die Weiterbeförderung gab es noch einen Disput mit dem Pralat. Doch verstand dieser sich dazu, die volle Zahl der Fuhrleute zu geben. Gegen Ende der Nacht liess er bei Fackellicht aufbrechen. Der Weg ging durch eine Sandfläche. Zum Frühstück hielten sie am Nong Bua (Lotusteich) neben einem Bananengarten. Aus einem blätterreichen Walde traten sie dann in wohlgebaute Felder hinaus. Es war schon dunkel, als sie die Sala im Dorfe Myang Aran erreichten. Die Excursion, die er sich am anderen Tage gestattete, ist eine Excursion auch für seine Darstellung gewesen, von der er S. 45 zurückkehrt, um sich zum Aufbruch zu rüsten. Bevor wir daher Aran mit ihm verlassen, wollen wir noch die Mittheilung nachholen, dass die alte Stadt Aran (Aran Khao) fünfzehn Jahre vorher nach der gegenwärtigen Lokalität versetzt wurde, wo bis dahin ein Flecken, Sungkeb genannt, gelegen hatte. (S. 41).*) Gleich hinter Aran nahm sie ein dichter Wald auf, den bald ein Gehölz junger Bäume ablöste, in dem die Strasse mit Holzplanken eingefasst und an beiden Seiten über die nebenher laufenden Gräben erhoben war — Ueberbleibsel der grossen Heerstrasse, die der General Chaokhun Bodin während der Feldzüge gegen Kambodja hatte von Siam nach diesem Lande anlegen lassen! Dann kam eine Ebene, die bis zu dem Mahotflusse sich erstreckte, an dem Tüktelah liegt, und auf dessen anderer Seite sich Gebirge erheben. In diesem Orte angekommen, schickte er nach Sisuphon, um Boote zu requiriren. Tüktelah bedeutet reines Wasser. Er nennt jenen Fluss auch Sisuphon und Tasavai, und lässt sich auf eine hydrographische Beschreibung ein (S. 50) **) Er erhielt vom Pralat, der nach Einbruch der Nacht angekommen war, um sich nach einem Landgute zu begeben, am nächsten Morgen den Gebrauch seiner Boote, um damit nach Sisuphon zu fahren. Hier liess er sich den Rath geben bis Bahn Paniet weiter zu fahren, und erst von dort wieder Karren zu nehmen. Aber er fuhr noch bis Pangro, was allerdings seinen Grund hatte (S. 53). Hier wurde das Ge-

---

des ein beschriebener Steinpfeiler zu finden ist. Dort liegt die Wasserscheide, indem die Bäche bei Bahn-Sakeoh durch den Fluss Lam-Sathüng nach Siam abfliessen, die Wasser des Nong Bua ...... dagegen durch den Fluss Mahot nach Kambodja. Der Menam Lam Sathüng fliesst als der Fluss Pachim und dann als der Fluss Petriu, bei Bangplasoi in den See aus, der Menam Mahot mündet in den Thalesab.“ S. 38.

*) Die Khamen, die früher Aran Khao bewohnt hatten, bauten die Stadt Sisuphon wieder auf. Das heutige Aran ist mit Laos bevölkert.

**) Man hat Mühe, jene Beschreibung ganz zu verstehen. Von dem Oberschulzen (Kasung) in Pangro hört er, dass der Fluss Tasavai sich in der Nähe von Tüktelah aus zwei Armen bilde, der eine komme von den um Aran gelegenen Feldern, der andere von den Ebenen (Changhan) Sing u. s. w. S. 54. Vervollständigt wird diese Beschreibung durch folgende: Der Fluss von Tasavai oder Sisuphon kommt vom Khao Taphrum in den Khao Don-Rek und verbindet sich vor Tüktelah mit einem von den Ebenen Arans abfliessenden Bache. Er mündet in den Thalesab jenseits Dan-Sema.“ S. 55.

päck wieder auf Karren verladen, und auf einem schweren Lehmwege durch die Felder bis Panietpra die Reise fortgesetzt. Dieses Dorf steht unter Myang Tescho, der von Battambang (Phra Tabong) abhängt.

Die Uebersicht über den folgenden Abschnitt des Bandes, welcher uns mit dem oberen Kambodja und seinen Monumenten bekannt macht, wollen wir in drei bis vier Abtheilungen geben.

Die erste wird uns um den grossen kambodischen See (Thalesab) herum nach Siemrab bringen, der letzten grössten Stadt im Osten, die von Bangkok aus verwaltet wird S. 57 ff. Wir verlassen das obengenannte Dorf Panietpra, dessen Bewohner von Tabaksbau und Seidenzucht leben, und kommen einige Tagereisen weiter nach den gewöhnlichen Hindernissen nach Bahn Thiengkam, einem Dorfe, das neun Häuser zählte. Die Bewohner gehören als Bao (Diener) für die Frohndienste zu Panomsok. Der Verf. zeigt durch Beispiele den Reichthum der Kambodjer an Romangeschichten. Die nächste Stadt ist Panomsok oder Preeasok, die vor 30 Jahren, als die in Korat eingefallenen Laos durch die Siamesen vertrieben waren, auf der Stelle der früheren, die verwüstet worden, durch den Vater des gegenwärtigen Gouverneurs angelegt wurde. Die innere Stadt enthält fünfzig Häuser, die Aussenquartiere eine grössere Zahl. Nachdem er einer Einladung zum Gouverneur gefolgt und Mancherlei mit ihm gesprochen, lässt er sich einen Führer nach der Stelle des alten Palastes (Prasat-it) geben, besucht ferner noch ein Kloster, und bricht dann von dort auf. Ein Sandweg führte sie durch den Wald zu einer mit Bäumen besetzten Ebene und dann zu welligen Feldern, die aber noch theilweise überschwemmt waren und öftere Berathungen über die einzuschlagende Richtung nöthig machten. Beim Weiterfahren machten die überschwemmten Felder einer welligen Ebene Platz, in der Häuschen mit Bananengärten zerstreut standen, und dann schlugen sie ihr Nachtlager in einem Gehölz auf, nicht weit von der Stelle, wo der Lamsengfluss einen Felsendamm durchbricht, der die in Bogen zusammentretende Pfeiler einer hohen Steinbrücke trägt. Nach dem Passiren der letzteren fielen sie wieder in bahnlose Waldpfade.*) Später gelangten sie über eine buschige Wellenebene, beim Bahn Palieng wieder auf die alte Heerstrasse, der sie eine kurze Strecke zwischen Gebüsch folgten. Doch lenkten die Karrentreiber bald auf's Neue ab, um über Stock und Stein wegzurumpeln, ...**) Durch parkähnliche Anlagen gelangten sie nach Bahn Sakliet und dann nach Bahn Jung, welch' letzteres Dorf aber nicht an der vorgeschriebenen Route lag, so dass sie einen Theil

*) Die Brücke ruht auf dreissig Pfeilern, die in Paare zusammenstehen, und jeder derselben besteht aus 15 Quadern colossaler Steintafeln u. s. w. S. 72.

**) „Die mit der herausgenommenen Erde der seitlichen Graben aufgeworfene Heerstrasse (Sanong) kann von Phrabat (bei Nophuri) bis nach Siemrab verfolgt werden. ...., Sie ist jetzt meistens überwachsen." S. 72.

des Weges zurück mussten, um auf dem richtigen Stationsdorfe, das nur aus drei Häusern bestand, zu wechseln. Ein Weg zwischen wohlangebauten Feldern brachte sie nach Bahn Sanuel, das an einem Kreuzwege lag. Auf einem in nassen Niederungen durch Felder hingeschlängelten Wege kamen sie dann nach Bahn Jalien und sahen beim Fluss Paleng die Ueberreste einer gewölbten Steinbrücke. An Baumgruppen vorüber kamen sie nach dem Dorfe (Bahn) Jeng, dessen Fruchtgärten durch Palmen geschmückt waren. Den folgenden Tag ging es unter Bäumen über eine Wellenebene hin. Man passirte das Dorf Schalieng. Am Horizont hoben sich die Khao Don-Rek ab. Der Boden ist sehr fruchtbar. Man begegnete reisenden Mönchen und Regierungsboten mit Depeschen. Durch offenen Wald und grüne Wiesen gelangten sie neben einen Teich mit weissem Lotos zu einer Sala, wo Nachtrast gemacht wurde. Die Pfeiler der Halle waren mit allerhand Schriftzügen, meist mit den Namen von Durchreisenden und beigefügten Bemerkungen oder Scherzen bedeckt. Nach dem Aufbruch fuhren sie bei Mondschein durch den Wald, wechselten die Büffel, für die der Ersatz bei Bahn Kalai am Wege wartete, und gelangten, über einen sandigen Weg ansteigend, auf eine grüne Baumfläche, wo sich vor ihnen der Anblick auf die Stadtmauern Siemrab's aufthat, von hohen Palmblättern überragt.

Die Wälle, erzählt er, S. 77, sind mit grossen Quadern, zum Theil von Nakhon Tom entnommen, zwischen den Ziegelsteinen aufgebaut, und Thore mit Spitzdächern leiteten hinein. In einiger Entfernung blinkt das Wasser des Flusses zwischen sandigen Ufern. B. schätzt das Alter der Stadt auf dreissig Jahre. Sie ist neu angelegt, und besteht aus 200 Häusern. Er macht dem Kha Luang (den politischen Residenten des siamesischen Königs) seinen officiellen Besuch, und besieht dann die Klöster und Kapellen der Umgegend. Speciell nach Nakhon Vat brach er am 28. December auf. S. 80. Die nächsten Tage wurden mit einer genauen Besichtigung der dortigen Kunstbauten verbracht. An die Beschreibung reiht der Verfasser einige kurze Bemerkungen über die Palibücher. Dann kehrt er wieder zur Beschreibung zurück. Sculpturen an den Wänden, in den Corridoren, in den Gallerien der verschiedenen Stockwerke, die Hallen fesselten die Aufmerksamkeit des gelehrten Besuchers. Die Betrachtung über die Entstehung dieser Monumente verschiebt er auf den nächsten Band.*)

Das grosse Interesse dieser kambodischen Sculpturen liegt ihm darin, dass sie geschichtliche Daten geben. ..... Obwohl Illustratio-

*) Hier wird von Java gehandelt werden, an dessen Geschichte sie sich anknüpfen solle. Er bezeichnet Java als die Zufluchtsstätte einer brahmanisch-buddhistischen Cultur, die sich von dort wieder, als einem neuen Centralsitze, über die umliegenden Länder ausbreitete, und den heiligen Sprachen Siam's, Kambodja's und Japan's jene sanskritische Mischung gegeben hat, die durch das spätere Ueberwiegen der Pali-Literatur zwar verdeckt, aber nicht ganz erdrückt wurde." S. 102.

nen aus dem Ramayana und den Puranas auch in Kambodja nicht fehlen, so stehen doch daneben zwei deutlich historische Fakta, einmal die erste Einwanderung des Cultur-Volkes, und dann die Gründung der Hauptstadt, neben welcher der Tempel erbaut wurde. Die permanente Durchführung des Racencharakters in den verschiedenen Nationalitäten, die damals dem Scepter des kambodischen Kaisers gehorchten, schliesst an die ägyptischen und assyrischen Bildwerke in der Behandlungsart an, ohne in Vorder-Indien ein anderes Analogon zu finden. Was immer sich weiter auf die Mythologie unter den Sculpturen Nakhon Vat's bezieht, ist dem Brahmanismus entnommen. Einen der Tage seines Aufenthaltes in Nakhon Vat benutzte er zu einem Ausfluge nach Nakhon Tom, oder der grossen Stadt (Nagara). Der heilige Name ist Inthapathaburi. Es ging durch einen Wald dorthin.

Als die Tage des Aufenthalts in Nakhon Vat zu Ende gegangen waren, liess er Wagen und Zugthiere zur Weiterreise in Stand setzen. Man wollte noch die übrigen Ruinenstädte besuchen, von denen sich Reste nördlich vom See erhalten haben, und kam zuerst nach dem Dorfe Bahn Sasong. Die Beschreibung orientirt über den Gegenstand, führt dann durch einen Wald, soweit eine gebahnte Strasse war, bis zum Dorfe Pum-Stüng, in dessen Nähe ein Kleinodienpallast (Prasat-Keoh) zum Besuch anzog, dann von dort zur Hauptstadt Patentaphrom oder der Festung (Pantenta) Brahma's. Der innerste der weiten Ringe der Stadtmauer schloss den Palast ein, und hiess Kampeng Keoh oder die Juwelen-Mauer. Wegen der Details muss ich auf die Beschreibung des Verfassers verweisen (S. 118 ff.) Abends war B. Zeuge gemüthlicher Zusammenkünfte aus dem Dorfe bei seinem Lager, wo dann die beiden Edelleute auf den erhöhten Sitzen ihres Zeltes sassen; es wurde beim Feuer erzählt, recitirt.

Am nächsten Morgen liess er das Gepäck vorangehen und folgte, nachdem er mit dem Maler noch einen Besuch in Patentaphrom abgestattet hatte. Sie verloren den Weg und nahmen einen neuen Wagen im Dorfe Pnüll, wo der Kamnang erfrischenden Palmsaft für seine Ankunft kühl gesetzt hatte. Das Dorf besteht aus zehn Häusern, und übt Gerichtsbarkeit über die umliegenden Dörfer aus. Da der Wagen am Wege stecken blieb, ging er zu Fuss, voraus und erreichte die Gepäckkarren gerade bei der Ankunft in Lailan.

Am Nachmittag fuhren sie durch die buschige Ebene und dann über Felder nach Bangkong, einem künstlich in Terassen aufgebauten Hügel kegliger Gestalt. Nachdem er am anderen Morgen verschiedene Inschriften abgeschrieben und beim Verbrauch seines Papiers chinesisches vom Abte daselbst erhalten hatte, packten sie am Nachmittag die Karren und zogen auf sandigen Strassen durch die Ebene. An einem Teiche am Wege wurden die Büffel getränkt, und eine buschige Fläche brachte sie gegen Abend nach Siemrab zurück, wo der Kha Luang, in seinem Bananengarten sitzend, unsere Ankunft erwartete.

Hiermit ist die zweite Abtheilung unserer Uebersicht beendigt; wir beginnen die dritte, p. 125 u. ff. Die ersten Tage des neuen Jahres (1864) sind schon vergangen. Am 6. Januar besuchte er den Chao Myang, in dessen Empfangssaal eine servirte Tafel zur Bewirthung bereit stand. Die Darstellung verbreitet sich über Fabrikation, Leben u. s. w. in Siemrab. Nach einem Abriss der Geschichte von Vovong, die einer der Mönche des Klosters, den er in seiner Zelle traf, copirte (S. 128—136) und einer Parallele dazu (S. 136—142), sowie nach einigen Bemerkungen über die Verskunst bei den Khamen u. s. w. kommt die Stunde der Abreise von Siemrab. S. 145.

Gegen Mittag, am 7., kam der Führer, um anzuzeigen, dass das zur Weiterreise verlangte Boot unterhalb der Stadt fertig läge. Aber er musste es, weil es zu klein und schlecht war, nach der Stadt zurückschicken und auf ein anderes warten.

Während er in Wirklichkeit die Zwischenzeit zu einem Bade benutzte, wie er selbst erzählt, unterhält er uns durch eine Erinnerung an die vielen Reste der alten Ruinen, die in der Stadtmauer Siemrab's eingefügt sind, und durch vergleichende Bemerkungen, die er noch daran anknüpft*).

Auf S. 184 sind wir, nachdem das Boot bepackt ist, so weit, den Fluss hinabzutreiben. Aber der Wasserstand ist zu niedrig, und muss es daher grösstentheils über das sandige Bett fortgeschleppt werden.

In der Nähe eines Dorfes war der Fluss so von Sandbänken durchsetzt, dass er Hülfe nöthig hatte, und durch etwas energische Ansprache von dem anfangs zögernden Schulzen fünf Mann erhielt. Im nächsten Dorfe wurden sie durch Andere ersetzt, da die dort erwarteten Elephanten nicht zu haben waren. Noch ein drittes Dorf (Apailok) wurde erreicht, aber dann Halt gemacht. Am anderen Morgen (am 8. Januar) waren sie bei der Stelle, wo der Siemrab sich in zwei Arme theilt, und beeilten sich in die See auszulaufen (S. 185). Man lief durch einen schmalen Kanal, und wand sich durch einen buchigen Schilfwald hindurch. Dann wurde dem Boote das Steuer angehängt und das bisherige Stocken durch Rudern ersetzt. Es zeigte sich eine wogende Bewegung, und nicht daran Gewöhnte sollen leicht seekrank werden. Auch sah man weiter hinaus kleine Wellen kräuseln und brechen, wie überhaupt die Aussicht über die See unbeschränkt war, bis sich am Horizont das Wasser mit Luft mischte, und die in waldigen Spitzen ausgezackten Ufer verschwanden. Die nach Battambong bestimmten Boote hielten sich in West, die nach Udong bestimmten in Ost, da sie es nicht wagen, den See direkt nach Süden zu kreuzen. Als sich am Nachmittag etwas Wind erhob, legte der Schiffer das Boot unter einem dicken Baumstamme bei und befestigte es an

*) Ueberhaupt unterbricht eine Uebersicht über die buddhistische Lehre von den Meditations-Himmeln der Byamha oder Phrom (S. 147—184) den Faden der Reisedarstellung.

den aus dem Wasser hervorragenden Zweigen. An den äussersten Bäumen war die Tiefe 17 Fuss, nahm aber rasch weiter hinaus zu. Gegen Abend brachen sie wieder auf und kreuzten, nicht ohne Zagen ihrer kühnen Matrosen, an einer offenen Stelle von einer waldigen Spitze zur andern, d. h. zur Mündung des Battambongflusses über. Mit Einbruch der Nacht fuhren sie in das Dickicht hinein, um das Boot für die Nacht dort fest zu machen.

Am anderen Morgen brachen sie auf, und fuhren den Fluss hinauf bis zum Zollhause Dan Sema, wo von Osten der Lam-Seng in den Fluss fällt. Sie machten aber erst Rast nach dem Eintritte des Flusses von Konburi. Auf der Weiterfahrt änderte der Fluss seine Farbe. Bisher bräunlich-roth wurde er weisslichgrau. Man passirte die Mündung des Sthüng-Kamao, das Zollhaus Dan Chambong, wo die Steuern bezahlt werden*), einige Dörfer, zuletzt kam man an dem Landungsplatze von Battambong an.

Battambong streckt sich weit am Ufer hin, und steht mit den Pfahlbauten der äussersten Strassen im Wasser. Er schickte zum Gouverneur, und hörte, dass derselbe noch schliefe. Daher ging er einstweilen auf dem Markte und zwischen den Klöstern umher. In einem hörte er, Battambong sei erst vor 80 Jahren gebaut, als der Fluss seinen Lauf veränderte. An dem alten Strombette trifft man die mit Figuren und Inschriften bedeckten Steinruinen von Baset. Am Fluss aufwärts finden sich an einem Berge die Ruinen von Banan, einem Phra Prong ähnlich. Als er des Khao Myang ansichtig wurde, liess er ihm ein langes grosses Staatsboot, das im Flusse ankerte, an's Ufer legen, und durch Ketten-Gefangene zu einer Wohnung während des Aufenthaltes in Battambong zurichten.

Der Fluss kann etwa noch vier Tagereisen oberhalb der Stadt befahren werden. Seine Quelle liegt auf steilen Bergen, die mit den Chantabum-Gebirgen zusammenhängen, und von den Khamen Dong oder Khamen Nak Pri bewohnt sind, die das Kambodische mit besonderer Pronunciation sprechen. Sehr interessant ist, was B. über Steuern, und Frohnen berichtet, S. 191 u. ff.; er meint, durch die Annectirung der Provinzen Siemrab und Battambong habe sich Siam den besten Theil Kambodia's anzueignen gewusst, eben diejenigen, die durch ihre begünstigte Lage allein zur Entwicklung befähigt waren, und dieselbe, wie die Monumente zeigen, auch zu einer nicht unbedeutenden Vollendung gebracht haben. Er erwähnt auch der Gesetzbücher, der hinterindischen Völker, die, wie er angibt, sich in Birma sowohl wie in Siam und Kambodia an den Namen des vorderindischen Menu anknüpfen**).

Mit S. 222 beginnen wir am Faden des Verfassers die Reise

---

*) Bei dem früheren Wachtposten Dan Sema werden nur die Papiere inspicirt. S. 189.

**) Er widmet dem schon von Richardson behandelten Dammathat, das in zwölf Bücher abgetheilt ist, ein Dutzend und mehr Seiten, S. 196—221. Eigentlich ist es ein Nachtrag zum zweiten Bande. Denn es ist das birmanesische Dammathat. Vgl. uns. Anzeige des II. B. Heid. Jhrb. 1866. Nr. 33 f.

westlich vom kambodischen See. Er holt hier nach, dass in einem früheren Kriege der grösste Theil der Bewohner Battambongs nach Siam geschleppt und dort meistens ermordet wurde. Am zweiten Tage nach seiner Installirung (13. Januar) wurden nach Befehl des Chao Myang zwei Elephanten gebracht, auf denen er den Fluss kreuzte, und nach dem Verlassen der Vorstädte erst durch einen offenen, dann durch einen dichten Jungle ritt. Auf einem gelichteten Platze hatten zwei durch den Chao Myang vorausgeschickte Edelleute mit ihren Sclaven und den unter den Schulzen requirirten Bauern der nächsten Dörfer drei Häuschen für ihn, seine Dienerschaft und Begleitung aufgerichtet. Die beiden Beamten kamen mit hohen, goldberänderten Spitzhüten zu seiner Begrüssung herbei und überwachten die Abladung des Gepäckes. Die Ruinen der alten Stadt Baset lagen in der Nähe, und dem Besuche dieser galt diese Einrichtung (S. 227). Am Nachmittage kehrte B. nach Battambong zurück, und am nächsten Tage fuhr er zum Besuche der westlich gelegenen Monumente von Vat Eck einen engen Bach hinauf, bis zu einer Stelle, wo derselbe abgedeicht war, und begab sich dann durch Felder zu einem See mit einer Ruhehalle daneben, von wo eine Brücke über den schlammigen Boden zu dem in Terrassen aufsteigenden Tempel führte. Auch zu dem drei Tagereisen den Fluss hinauf gelegenen Bergschlosse Banon wurde ein Besuch auf Booten angetreten. Nur noch eine Tagereise oberhalb ist der Fluss Battambong schiffbar; dann wird er von Felsen unterbrochen. Er findet die um Battambong d. h. im Distrikt umherliegenden Monumente westlich vom See weit jüngeren Ursprungs, verglichen mit denen des oberen Kambodia's. An einigen Strukturen Basets soll noch im vorigen Jahrhundert weiter gebaut sein, und wurde, wie er sagt, diese Stadt überhaupt erst in neuerer Zeit von ihren Bewohnern verlassen. Indem ich die Details über Baset's und Banon's Ruinen (S. 236 u. ff.), sowie über die Technik der Pagodenarchitektur (S. 239), und Geschichtliches über Battambong (S. 241), endlich Details eines Vocabulariums der Dscham*) (S 243) für diesen Bericht übergehe, sei es mir erlaubt, den Verfasser auf seiner Weiterreise zu begleiten,

Am 20. Januar reiste man von Battambong ab, kreuzte den Fluss, und betrat nach dem Durchschreiten der Felder das Dickicht des Waldes. S. 247. In dem Dorfe Kampong Pra (s. v. a. Mönchshafen) hielt man, um zu frühstücken**). Quartier für die Nacht nahm man im Dorfe Lok.

Die eingehenden Mittheilungen über die Sprache der Khamen boran (der Alt-Kambodier), auf deren Boden wir uns jetzt befinden, und der Siamesen, wie er sie als Episode S. 248 u. ff. einschiebt, dienen hauptsächlich dem Beweise, dass die siamesische

---

*) Die eine der Vorstädte Battambong's, das Bahn (Dorf) Khek, bewohnen, vgl. S. 229.

**) In der Regenzeit überschwemmt der See die ganze Gegend mit Ausnahme des erhöhten Grundes, auf dem die Häuser stehen.

Cultur von der Kambodischen entlehnt ist, und diese weiterhin mit der javanischen zusammenhängt.

Auf der Strasse wurde des Weiteren Halt bei dem Dorfe Asaijeh gemacht, an einer Sala, die sich im Gehöfte eines Edelmannes fand, der die dortige Gegend als Beamter verwaltete. Der Fluss Asaijeh, an dem das Dorf liegt, und der kleine Teiche bildet, fällt in den Thalesab. Er variirt die Reiseerzählung durch Schilderung der Gefahr, wenn Elephanten in Aufregung gerathen. Man ritt bei Mondlicht dahin, und erreichte das Dorf Taneah, das aus zehn Häusern besteht und von Pursat abhängig ist. Man hielt sich nicht auf, und machte erst Rast in Pursat oder Photisat.

Diese Stadt, die früher bedeutend gewesen sein soll, zählt jetzt nur fünfzig Häuser, und die meisten Klöster stehen leer. Hier konnte er keine Elephanten zur Weiterreise bekommen, er musste sich mit Karren begnügen (S. 266). Mit drei Karren, einem Reitpferd für sich und acht Mann Begleitung passirte er den Fluss und zog durch morastige Felder und dann auf dem mit Gras bewachsenen Boden eines Waldes über Wellenerhebungen hin. Der Weg brachte sie nach Takro, einem Orte von 300 männlichen Einwohnern. Früher sei es ein Bahn und von Photisat abhängig gewesen, jetzt aber sei es ohne Chao Myang. Es liegt eine Tagereise von Thalesab entfernt, am Krong, der in denselben mündet*). Auch hier musste er sich auf Karren beschränkt sehen. In dem Flecken Krong, wo die Nacht zugebracht wurde, quartirte er sich in dem Hause des Chao Myang ein, da dieser nach Udong abgereist war, und erlangte vom Kramnang (Schulzen) die Requisiten an Karren und Führern, womit er seinen Weg nach Klong fortsetzte. Hier kam der Kamnang herbei, um ein Geschenk an Bananen zu bringen, und den Wechsel der Zugthiere zu besorgen.

Beim Weiterziehen im Walde trafen sie einen Bach so hoch angeschwollen, dass der kleinere Karren abgeladen werden musste, um hindurchgetragen zu werden. Ueber einer (sic) welligen Baumebene kamen sie nach einem Flecken, der zum Gebiet (Khet) der Stadt Boribun gehört. Die ermüdeten Büffel wurden hier durch frische im Hause des Schulzen ersetzt; im folgenden Dorfe (Sok), wo der Schulze die nöthigen Wagen zum Voraus besorgt hatte, blieben sie die Nacht. Beim Dorfe Kabalah standen die Karren fertig am Wege, aber ohne Büffel. Man musste Hand an solche Büffel legen, die sich auf der Weide oder in den Ställen fanden. Der Kamnang eines Nachbardorfes leistete dabei Hülfe. Sie hatten einen Fluss zu passiren und kamen in Myang Bobo oder Boribun an. Klöster und Tempel sind alten Ursprungs. In Abwesenheit des Gouverneurs, der zwei Tage vorher abgereist war, und der übrigen Beamten, die nach dem Landungsplatze am See sich

*) Der von den Einwohnern Takro's benutzte Landungs- und Einschiffungsplatz heist Kampong laveng, die Einwohner von Krong gehen nach Kampong Luang. S. 268.

begeben hatten, konnte nur der Abend ihn nöthigen zu bleiben. Aber schon bei Aufgang des Mondes fuhr man über die Ebene weiter, und langte um Sonnenaufgang bei dem Dorfe Pumroh an. Der Weg wand sich dann in eine waldige Schlucht, mit dem Berge Tlotkabek zur Rechten und dem Krang dei miah links. Aus einem offenen Walde traten sie in Felder und gelangten dann nach Leibiah, wo sie in dem leerstehenden Hause des*) Chao Myang abstiegen. Nur die Schreiber waren dort zurückgeblieben, und so musste nach dem Dorfe Tukuroh, auf der anderen Seite des Flusses, wegen der Ausfertigung der Papiere geschickt werden. Aufenthalt gab es nicht. Man setzte sich mit dem Monde in Bewegung und als es tagte, waren sie im Gebüsch. Der Boden war holprig, uneben, und die Fuhrleute stöhnten über ihre ermüdeten Thiere. Sie zogen in den Häusern Erkundigungen ein, an welcher Stelle die Strasse trocken sei, und erreichten gegen Sonnenaufgang das Dorf Seb im Gebiet Laweks. Auf eine Mittheilung aus dem Munde des jüngeren Bruders des Pralat, dass eine Colonie Dscham zwischen den Dörfern Pusik und Tukso angesiedelt sei, nahm er den Umweg über diese Ansiedelungen, und fuhr in die Lichtung ihrer Felder bei den Dörfern Pusik und Tuksoh (Tschukro) ein. Der besondere Ritus zog ihn dahin.

Am Nachmittag fuhren sie weiter und erreichten auf einem im Wald auf- und absteigenden Wege um Sonnenuntergang das Dorf Liek, ausserhalb welchem er unter einem Baume halten, und von dem Kamnang Führer nach dem Vat Tambongkeng fordern liess. Man traf auf den verfallenen Erdwall des alten Lawek, der ausser durch die Thore noch an manchen andereren Oeffnungen Einlass gestattete. Im Innern findet sich unter Bäumen ein Klumpen ärmlicher Hütten, die das jetzige Dorf Lawek bilden. Ich übergehe die Bemerkungen über die Ruinen des alten Lawek, über das ebengenannte Kloster, und lasse den Verfasser weiter reisen. Man kommt, nachdem man in Zwischenräumen zwei grössere Bäche passirt hat, zu der Holzpalisade, die die äusserste Stadtmauer Udongs bildet. Die Häuser waren halb in Büschen oder Gärten versteckt, und die Hauptstrasse, von wo man über die Teiche der Niederungen auf die umkränzenden Hügel und ihre Pagoden blickte, war von einem regen Marktverkehr belebt**). Er liess sich nach der Sala des Vat Salakhun fahren, da er an den Abt desselben einen Einführungsbrief aus Bangkok mitgenommen hatte***). Was er von den Sitten der Kambodier, Japanesen und Chinesen bei Krankheiten erzählt, kann ich selbst im Auszuge nicht mittheilen. Nur der Audienz, die er bei dem jungen Könige hatte, sei noch beson-

*) Gleichfalls, wie frühere, nach Udong zum Krönungsfeste gegangenen.

**) Der Name Udong stammt aus dem Pali. Das Volk erklärt diesen Namen aus Grossvater und Grossmutter, die dort das Feld bebaut haben. Aehnlich klügeln die Siamesen aus Ayuthia die Ur-Ahnen Ayu-Thaya heraus. S. 284.

***) Die Bibliothek des Klosters hat seinen Beifall. S. 310.

ders gedacht. Sie war am 30. Januar. Ein Vocabularium der Kha So, der Kha Tampuen, der Xong, der Lao Suay, der Karen, der Paloung unterbricht die Beschreibung (S. 293 u. ff.). Er kommt nachträglich auf die Geschichte Udong's zu reden (S. 307).

Da wir noch fünfzig Seiten lang über Udong uns durch B. unterhalten lassen müssen, ich sage müssen, nicht weil seine Mittheilungen uninteressant wären, sondern weil erst um so viel später die Reise nach dem unteren Mekhong fortgesetzt werden wird, so wollen auch wir uns nicht den Thatsachen entziehen, die gewisse Leser des Buches zu unserer Beschämung möchten wenigstens der vorübergehenden Erwähnung werth halten können. Wir lassen uns gerne über die Verfertigung der Seide aus Cocon's (S. 308), über die Gewinnung einer Wachsart aus dem Sullah-Baume (S. 309), über das Aussehen der Combodier (S. 309), über ihre heiligen (Pali) Bücher und ihre Schrift, sowie über das Vernacular mit seinen dialektischen Verschiedenheiten (S. 310) unterrichten. Auch lernen wir ausserdem gerne von Erklärungen zur birmanischen und siamesischen Grammatik (S. 316), von Fabeln, von Moralbüchern, Erzählungen, Epen, Volksschwänken, und was sonst alles B. noch an jene Mittheilungen über Udong angeknüpft hat, wie, um auch dieses Mal wie so oft, der Monotonie des Reiseberichts durch jene Einschiebungen abzuhelfen. Aber fast kommt es uns vor, als ob er der Langeweile des Wartens auf eine günstige Gelegenheit, um von Udong Abschied zu nehmen, einen Ausdruck habe in competenter Weise geben wollen.

Uebrigens können wir, bei der Ueberschrift angelangt, die von Siam nach Cochinchina lautet und uns einladet, uns aufs Neue der Führung des Reisenden anvertrauen, doch nicht umhin, unsere Zufriedenheit zu bezeugen, und jenen Labyrinth von Sprachnüancen, das selbst die Geduld eines Specialisten zu ermüden die Kraft hat, hinaus auf den Weg zu kommen, und sollte es einstweilen noch nicht weiter als nach dem Landungsplatze Kampong luang am See gehen.

Begleiten wir also B. zu dem Thore der Udong umziehenden Palissaden hinaus nach der Hafenstadt. Zwischen letzterer und Pinhalü, einer Stadt unterhalb, gibt es malayische Colonien. Längst des Flusses fand er die Häuser verschiedener Colonien Kriegsgefangener mit kambodischen Ansiedlungen gemischt. Die rebellischen Dscham, denen der König Sitze zwischen Udong und Panompeng angewiesen hatte, suchten nach ihrer früheren Heimath in Cochinchina zu entfliehen, kehrten aber meistens freiwillig zurück, da ihrer dort noch härtere Unterdrückung wartete. B. verweilte einige Zeit in dem Hause des Nai (Aufsehers) Dscham (S. 356). Was er sonst noch von denselben mittheilt, übergehe ich. Sehr lehrreich ist das, was er von der Nachahmung der demüthigen Anreden der Einheimischen durch Malayen und Chinesen sagt. Er sucht richtig den Grund für die sclavische Unterwürfigkeit der Tropenvölker gegen Mächtige in ihrem Religionssystem,

und zieht eine Parallele zwischen der aus Glaubenszwang verursachten Apathie des Buddhisten und der Fortbildung des Europäers, am Ergebnisse des Kampfes, den die Wissenschaft in ihrem Zwiespalt mit der Religion hier herbeiführte.

Zuvorkommend unterstützte ihn, um unter den eingeborenen Christen Ruderer und ein Boot für die Reise nach Saigon zu miethen, die französische Mission.

Er schiffte sich am 11. Februar ein, und legte in Pinhalu an, um bei den Familien der Schiffer Vorschuss zurückzulassen, und befand sich gegen Abend in Panompeng an dem breiten Zusammenflusse des Mekhong und des Kambodiaflusses, die dort eine Insel umschliessen. Ein Brand in seinem Boote, der ihn mit grossem Verluste bedrohte, aber bei Zeiten bewältigt wurde, war keine angenehme Unterbrechung (S. 371). Doch gingen die Reparaturen gut von Statten, und konnten sie nach einigen Tagen mit günstigem Strom sich abwärts treiben lassen, bis sie nach Mytho kamen. Die Ufer fand er flach, mit vielen Dörfern besetzt. In Mytho fand er ein französisches Kriegsschiff vor Anker, und eine Strasse am Ufer mit französischen Boutiquen besetzt, »so dass ich mich wieder im Bereich der Civilisation und ihrer Luxusgegenstände befand« (S. 377).

Mytho ist mit Saigon durch Canäle verbunden*), deren Benutzung von einer günstigen Ebbe abhängt. Bei dem französischen Fort Djam hielten sie Frühstück. Am 17. Februar wurden die Kanäle in der Vorstadt Saigon's erreicht und bald kam man nach Saigon selbst, in die Hauptstadt des französichen Territoriums**), während es früher zu Anam gehört hatte. Die französischen Kaufleute haben die volle Freiheit den grossen Fluss Kambodia's mit allen Nebenflüssen zu befahren. Ich muss darauf verzichten, über die Erwähnung hinaus von den Glaubensmeinungen der Cochinchinesen, ihren philosophischen Ansichten, von ihren früheren Zeitaltern, was Alles er wieder zwischen den Reisebericht eingeschoben hat, zu erzählen. Er beschreibt das Grabdenkmal eines Bischofs (S. 401), das Monument des Kaisers Tanong vor einer buddhistischen Pagode im Dorfe Fanyün, der zuerst den Ackerbau eingeführt hatte, und andere Denkmäler. Er referirt vieles auf die Geschichte Bezügliche aus dem Munde seines in chinesischer und tonquinesischer Literatur bewanderten Begleiters

*) Die aber durch die Räubereien der Wasserpiraten unsicher gemacht sind, wesshalb ihm der Vorschlag gemacht wurde, die französische Escorte zu erwarten, die einmal in der Woche Güter und Passagiere begleitet.

**) Seit dem im Januar 1862 abgeschlossenen Frieden, dessen dritter Artikel die Provinzen Bienhoa, Giadinh und Dinh Tuong (Mytho) nebst der Insel Pulo Condor für Frankreich verlangte. Eine anamitische Gesandtschaft war in Paris und Ende 1863 legte der französ. Marineofficier Aubaret am Hofe von Hué einen neuen Vertrag vor. Die drei Provinzen sollten dem K. Tü-düc zurückgegeben werden, Saigon, Thu-diau-mot und Mytho ausgenommen. Dagegen sollte Frankreich das Protektorat über die sechs Provinzen von Unter-Cochinchina erhalten. Cfr. S. 380.

(S. 405—412). Bei einem Besuche der einheimischen Stadt Saigon's wurden mehrere Pagoden wegen der Mannigfaltigkeit verschiedener Bilder, die sich darin befinden, besucht.

Das Postdampfschiff blieb ein Paar Tage über seine Zeit aus. So kam er zur Bekanntschaft von einigen Missionären, von denen mehrere längere Zeit unter den Bergstämmen des Inneren verweilt hatten. Die Vocabularien der Banar und der Sedan, S. 413 u. ff. zeigen, welche linguistische Erndte die Unterhaltung bei diesen Männern gehalten hatte.

Obwohl jetzt die Geschichte der Länderstrecken, die der Verfasser uns hat durchwandern lassen, uns beschäftigen müsste, so habe ich, verlässlich derselben, die im ersten Bande als besonderer Abschnitt behandelt ist (vgl. Band I, S.392 u. ff), doch nicht die Absicht, den Sagenkreis der Steinmonumente hier zu zergliedern. Ebensowenig denke ich über die Chroniken Inthapataburi's*) zu referiren. Auch die Zeugnisse der Nebenländer will ich bei Seite lassen. Es möge genügen, die Ueberschriften namhaft gemacht zu haben, nachdem wir die Erkenntniss gewonnen haben, dass die Kambodier ein weiteres Beispiel für die Thatsache sind, die in der Geschichte der Cultur sich an Medern, Griechen und Italienern gezeigt hat; ihre Eroberer (die Siamesen) wurden ihre gelehrigen Schüler, wie hier die Perser, die Römer, die Franken.

Mögen uns dafür die wenigen Seiten tiefer interessiren, welche von den Hauptstädten der Niederungen und der neueren Geschichte handeln. Vgl. Band I, S. 478 u. ff. Der Verfasser hat nach seinem eigenen Geständniss für die spätere Geschichte Kambodia's zwei Quellen vorgefunden, ein kurzes Königsverzeichniss aus den Archiven, das er im Schlosse Udong's verfertigte, und eine siamesische Uebersetzung der kambodischen Geschichte von dem am Hofe angestellten Dolmetscher, die er schon dort gelesen und excerpirt hatte.

Die in Udong durchgesehene Geschichte Kambodia's beginnt mit der Herrschaft Phra Borammaniphanbot's, der von 1264 bis 1272 (der Mahasakkharat) in Nakhon Vat regierte, nennt seinen Nachfolger Phra Sithaen, den nächsten Borommalompongraxea und erzählt dann in derselben Weise die Eroberung Ramathibodi's.

Bei dem Tode des Königs Basat (1277 M. S.) folgte sein jüngerer Bruder Khänsongrat (oder Baos nach der kambodischen Ausgabe) und dann (1279) sein Sohn Kadongbongphisi (Chao Kambongphisi) noch im zarten Kindesalter. Einen Monat später kehrte König Ramathibodi aus Siam zurück und trieb alle die Einwohner Kambodia's mit sich fort, 90,000 der Gefangenen in Ayuthia ansiedelnd.

Nachdem Ramathibodi das Land verlassen hatte, wurde Phra Sri Surijavongraxah, ein Kambodier von Abkunft, in Nakhon Tom oder Nakhon Luang auf den Thron gehoben, und ihm folgte (1288)

---

*) Nakhon Tom's (Siemrab's) vgl. Bd. IV, S. 236.

sein Neffe Phra Borommarama, der in Nakhon Vat regierte. Auf ihn folgte 1290 (nach dem Kambodischen) oder 1292 (nach dem Siamesischen) sein jüngerer Bruder Phra Thammasokkharat in Nakhon Tom, welche Stadt (1294) durch Phrachao Borommaraxa, den König von Siam, belagert und nach sieben Monaten (1295) erobert wurde. An der Stelle des gefallenen Thammasokkharat setzte der Sieger seinen Sohn Phaya Phrek unter dem Titel Phra Intharaxa ein. Er wurde durch ausgesandte Emisäre Phaya Jaht's ermordet, der sich dann des Thrones in der Residenzstadt Nakhon Tom bemächtigte. Nachdem er 12 (11) Jahre regiert hatte, liess er seine Krönung mit dem feierlichen Ceremoniel des alten Herkommens begehen. Fünf Jahre später verlegte er seine Residenz nach der Stadt Panomphen, die erneuert und verschönert wurde (1310—1311). Nachdem der König 45 Jahre hier regiert hatte, übergab er das Scepter seinem Sohne Phra Ongkan-Närai-Ramathibodi, der aber schon im nächsten Jahre starb (1356) und Phrachao Siraxa zum Nachfolger hatte. Dieser führte Kriege u. s. w.

Ich setzte die Darstellung des Verfassers nicht fort. Man sieht schon aus dem Bisherigen, dass Letzterer sich mit Erfolg hat angelegen sein lassen, einen lesbaren Zusammenhang zu erzielen.

Die kambodische Geschichte nimmt verschiedene Male Rücksicht auf Beziehung zu Farang*) genannten Ausländern, aber, wie er findet nur selten unter hinlänglich deutlichen Ausdrücken, um zu entscheiden, wann die Holländer oder wann die Portugiesen zu verstehen sind.

Ueber die neueste Geschichte Kambodia's habe, sagt er, der erste König Siam's (Mongkut) in Bangkok eine kleine Broschüre in englischer Sprache drucken lassen, um die Ansprüche seines Königshauses auf die Oberherrlichkeit Kambodia's zu begründen seit ihm die Uebergriffe der Franzosen von Saigon aus Besorgnisse zu erregen beginnen.

In diesem Pamphlete, so bezeichnet B. die Brochüre, beginnt ihr königlicher Verfasser die Darstellung der Verwicklungen mit dem J. 1100 (Ch. S. oder 1750 p. d.). Eine kurze Inhaltsangabe enthalten die Seiten 489—492 des ersten Bandes. Den Einfällen der Chochinchinesen wurde zuletzt durch das Anerbieten eines dreijährigen Tributs Seitens des Vicekönigs (Phra Harirak) vorgebeugt**), und 1851 liess Letzterer dem gegenwärtigen König von Siam huldigen. Als Phra Harirak starb (1860), brach zwischen seinen Söhnen ein Krieg aus, der mehrere Jahre gedauert hat. Bei seiner Durchreise in Kambodia (1864), war aber Friede, und der neue Vicekönig erwartete die siamesischen Bevollmächtigten, um sich krönen zu lassen.

Eine besondere Schwierigkeit bietet dem Verständnisse der Geschichte dieser Länder die Zeitrechnung. Bastian hat einen besonderen Abschnitt den Aerabestimmungen bei den Siamesen und

*) Franken.
**) Tribut wurde durch Kambodia bezahlt von 1116 bis 1432.

den Birmanen gewidmet. Die Schwierigkeit besteht darin, dass zwei Arten der Zeitrechnung neben einander in Gebrauch sind, eine heilige*) und eine profane**). Die erstere wird nach dem Todesjahre Buddha's, die zweite in der vulgären Aera gerechnet. Ausserdem soll es noch verschiedene andere Versuche birmanischer, siamesischer und kambodischer Könige, die Aera zu verändern geben, z. B. durch Vergrabung von Reliquien eine neue Periode festzustellen.

In den siamesischen Geschichtsbüchern hat B. meistens nach der profanen gerechnet gefunden, in denen Kambodia's aber, wo die profane erst mit Gründung Lawek's eingeführt sein soll, fand er häufig die grosse Zeitrechnung (Mahasakkharat, mit p. d. beginnend) fortgeführt. Diese letztere, in der auf den Steininschriften Sukothay's gebrauchten Weise, soll durch einen König Kambodia's eingeführt sein (540 p. d.) und wird zuweilen Phaya Krek zugeschrieben (547 p. d.).

Die Buddha-Sakkharat zählt die siamesische Aera von 543 a. d. (S. 515); die Daten werden nach ihrem Abstande von Buddha's Todesjahr fixirt, aber nur die Palitexte selbst können einigermassen zuverlässige Anhaltspunkte für Alles geben, was jenseits der Grenzen des Landes liegt. In dem Uebrigen findet sich das confuseste Zeug hingeworfen (S. 522).

Nach Berücksichtigung dieser dem ersten Bande und den geschichtlichen Ergebnissen des Verfassers zugehörigen Details kehre ich zum vierten Bande zurück.

Es findet sich hier S. 424 u. ff. eine Beilage vor, welche die Annalen Annam's betrifft, die ebenso schätzbar, wie schwierig ist***).

Der Schlussaufsatz (S. 429 u. ff. hat die Stadt Saigon), ihre Geschichte und ihren Handel zum Gegenstande.

Die Kritik muss auch diesem Bande ein, wenn auch noch nicht ganz übersichtlich geordnetes, doch tief verarbeitetes, reichhaltiges Material, wie es sich nur eine verhältnissmässig gründliche Kenntniss der Landessprachen hat dienstbar machen können, nachrühmen.

Die Ausstattung ist sich gleich geblieben, und wird man wünschen dürfen, dass es der Verlagshandlung vergönnt bleibt, durch Fortsetzung des Werkes den Verfasser, und die Wissenschaft zu unterstützen!

---

*) Die Phutthasakkharat bei den Siamesen.

**) Die Chunlosakkharat. Sakkharat ist diejenige Periode, in der ein Mächtiger oder Saka, gleich dem Könige der Saka, regiert.

***) Wir würden gern hiervon ausführliche Notiz genommen und den Zusatz: Annam Tonquin und Cochinchina (Band I. S. 493—511), sowie den Précis historique de la nation annamite (Band I. S. 554—557) herangezogen haben, wenn ein besonderer Reisebericht B.'s nach diesem Küstenlande vorläge. So viel aus der Vorrede zum IV. Bande erhellt, wird selbst der fünfte Band hierauf nicht führen.

Heidelberg, Ende December's. **H. Doergens.**

Nr. 60. HEIDELBERGER 1867.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana.

Diodori Bibliotheca Historica. Ex recensione et cum annotationibus Ludovici Dindorfii. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXVII. Vol. III. LXXXIV und 618 S. Vol. IV. XLVIII und 407 S. in 8.

Polybii Historia. Edidit Ludovicus Dindorfius. Lipsiae etc. Vol. III. 520 S. in 8.

Eusebii Caesariensis opera. Recognovit Guilielmus Dindorfius. Vol. III. Demonstrationis Evangelicae. Libri I—X. Lipsiae etc. XX und 700 S. in 8.

M. Tullii Ciceronis scripta quae manserunt omnia. Recognovit Reinholdus Klotz. Partis II. Vol. III. continens Orationes pro P. Sestio, in P. Vatinium, pro M. Caelio, De provinciis consularibus, pro L. Cornelio Balbo, in L. Calpurnium Pisonem, pro Cn. Plancio, pro C. Rabirio Postumo, pro T. Annio Milone, pro M. Marcello, pro Q. Ligario, pro Rege Deiotaro, in M. Antonium Philippicas XIV. Editio altera emendatior. Lipsiae etc. XLIX und 478 S. in 8.

Anicii Manlii Torquati Severini Boetii De institutione arithmetica libri duo, De institutione musica libri quinque. Accedit geometria quae fertur Boetii. E libris manuscriptis edidit Godofredus Friedlein. Lipsiae etc. VIII u. 492 S. in 8.

Die hier anzuzeigenden Fortsetzungen der Bibliotheca Teubneriana reihen sich an die zuletzt in diesen Blättern Nr. 40 (S. 625 ff.) besprochenen Bände an und können auf's Neue zeigen, mit welcher Thätigkeit das preisswürdige Unternehmen, wie es in dieser Weise keine Nation aufzuweisen hat, im Sinne des ehrwürdigen Gründers fortgesetzt wird. Denn es handelt sich hier nicht blos um einen Wiederabdruck von vorliegenden Texten, wie es bei ähnlichen Unternehmungen, wenn auch nicht so ausgedehnten, in andern Ländern, Frankreich, England, Italien, vorkommt, sondern um sorgfältig revidirte und gereinigte, auf die ursprüngliche Form möglichst zurückgeführte Texte, unter sorgfältiger Berücksichtigung der über die Texteskritik der betreffenden Schriftsteller geführten Untersuchungen und mit Benützung der anerkannt wichtigsten und auf die Gestaltung des Textes einflussreichsten Handschriften. Es ist darauf schon in den früheren Besprechungen hin-

gewiesen worden, und wird diess eben so von den hier anzuzeigenden Fortsetzungen, wie von der neu hinzugekommenen Ausgabe der Schriften des Boetius gelten. Was die äussere Ausstattung betrifft, so zeichnen auch diese Ausgaben sich durch deutlichen Druck und gutes Papier aus, und sind im Uebrigen gleichförmig den früheren gehalten. An erster Stelle erscheinen die beiden Bände der Fortsetzung des Diodorus Siculus; sie reichen im dritten Bande von Buch XIV bis XVIII inclus. im vierten folgt Buch XIX und XX, woran sich die Fragmente von Buch XXI bis XXX in vollständiger und wohlgeordneter Zusammenstellung anreihen. Die lateinischen Argumente der einzelnen Bücher und Capitel gehen in beiden Bänden dem griechischen Text voraus; die kürzeren griechischen Argumente oder Inhaltsverzeichnisse sind dem Texte selbst und zwar vor jedem einzelnen Buche vorangestellt. Die Praefatio des dritten Bandes setzt die Besprechung einzelner Stellen der in diesem Bande enthaltenen Bücher in ähnlicher Weise fort, wie diess bereits in der Praefatio des ersten Bandes geschehen und in dem Bericht darüber (s. oben S. 627) angegeben worden ist. Leider sind die Handschriften der letzten zehn Bücher dieses Autor's ungleich fehlerhafter, als die der vorausgehenden, und treten selbst nahmhafte Lücken und Gebrechen des Textes hervor, welche zu beseitigen die Aufgabe des Herausgebers um so mehr sein musste, als die Hoffnung, welche durch das Auffinden einer Handschrift aus dem Ende des zehnten oder Anfang des eilften Jahrhunderts zu Patmos, welche Buch XI—XVI enthält, erregt worden, sich doch später, nach genauer Einsicht der Handschrift, von welcher uns S. XIV ff. eine nähere Beschreibung mitgetheilt wird, als trügerisch erwies, da die Handschrift im Ganzen sich nicht besser, ja selbst im Einzelnen fehlerhafter gezeigt hat als die andern bis jetzt bekannten; auf diese Weise ist die Wiederherstellung des Textes nur wenig durch diese Handschrift gefördert worden; »praeter illos ex homoeoteleutis ortos errores, so schreibt der Herausgeber S. XVII, librarius indoctus quum alia intulit vitia tum vehementer corrupit nomina Graeca et Romana. Haud pauca ipse correxit, alia recentior manus, sive alius sive ejusdem Gregorii Chii, qui etiam brevia in margine apposuit summaria. Nova quae ceteris desint libris saepe lacunosis additamenta praeter versus illos initio memoratos [den Zusatz am Schluss des 57. Capitels Buch XII] nulla praebet, sed partim vitia quaedam tollit partim jam sublatorum correctiones confirmat, ut ne hujus quidem codicis ope multa nova inferentis vitia vel leviora corrigantur, nedum ut gravissima illa quae in ceteris sunt, emendentur.« Und schwerlich dürften überhaupt noch Handschriften des Diodorus, zumal bessere, aufzufinden sein, so dass die Verbesserung hauptsächlich auf der genauen Kenntniss der Sprache dieses Schriftstellers, und der von ihm angewendeten Formen und Wörter beruht: von diesem Standpunkt ist daher auch der Herausgeber bei seinen Verbesserungen ausgegangen: Manches

was im Text nicht sofort geändert worden, wird in der Vorrede berührt. Nicht besser steht es mit der handschriftlichen Grundlage in den nur fragmentarisch vorhandenen Büchern, vom ein und zwanzigsten an, da wir in diesen Excerpten nicht sowohl wortgetreue Auszüge aus dem Werke selbst finden, sondern Diodor's Darstellung oftmals interpolirt, zusammengezogen, mit eigenen Zusätzen erweitert und selbst entstellt ist, so dass es doppelt schwierig wird, zu ermitteln, was wirklich für Worte Diodor's anzusehen ist, und was dem Excerptor angehört, der mit grosser Freiheit, ja Willkührlichkeit in seinem Geschäft verfuhr. Der Herausgeber hat in dem Vorwort zu Band IV darüber sich des Näheren ausgelassen, und hier eine Anzahl von Berichtigungen, zunächst in einzelnen Worten und Formen, niedergelegt, auf welche hiermit verwiesen werden soll. Bei den mannichfachen Irrthümern, welche in Bezug auf Chronologie, in den vom eilften Buch an erzählten Gegenständen sich bei Diodor finden, erachtete es der Herausgeber für nöthig, im dritten Band auf die Vorrede noch eine Abhandlung De Chronologia Diodori (p. XIX—XXXVIII) folgen zu lassen, welche eine Zusammenstellung der betreffenden chronologischen Angaben Jahr für Jahr aus Clinton's Fasti enthält, begleitet mit einzelnen Zusätzen des Herausgebers und dem genauen Nachweis der bei Clinton vorkommenden Anführungen anderer griechischen Schriftsteller; diese Zusammenstellung reicht von 480 vor Chr. bis 319 vor Chr.

Der von demselben Gelehrten in ähnlicher Weise behandelte, dritte Band des Polybius enthält Alles, was vom zehnten bis dreissigsten Buch noch vorhanden ist, wobei wir nur bemerken, dass die Bruchstücke des siebenzehnten Buches hier zu dem achtzehnten geschlagen und mit diesem zu Einem Ganzen verbunden sind. Ueber das Einzelne der Kritik gibt weder eine Praefatio, noch eine Adnotatio Aufschluss; wir dürfen wohl hoffen, später dafür entschädigt zu werden.

Der dritte Band der Werke des Eusebius bringt, nachdem in den beiden ersten die Praeparatio Evangelica beendigt worden, nun die Demonstratio Evangelica in ihrer einen allein noch vorhandenen Hälfte, d. h. den zehn ersten Büchern, zu welchen in neuester Zeit noch ein von A. Mai hervorgezogenes Bruchstück des fünfzehnten Buches gekommen ist, das übrigens auch in diesem Bande einen erneuerten Abdruck erhalten hat. Die letzte Erwähnung des vollständigen Werkes findet sich in der Bibliothek des Photius Cod. 10; nach dieser Zeit muss wohl der Verlust der zweiten Hälfte erfolgt sein, und selbst für die erste Hälfte ist die handschriftliche Ueberlieferung schwach, da sie eigentlich nur auf einer Pergamenthandschrift des zwölften Jahrhunderts beruht, welche jetzt zu Paris (Nr. 469) sich befindet und als das Original der übrigen Papierhandschriften des fünfzehnten Jahrhunderts, welche sich zu Oxford und Paris befinden und nach jener offenbar copirt sind, gelten kann. Die Handschrift aber, aus welcher der in der

Pariser Handschrift fehlende Anfang ergänzt worden, ist mit dem Tode ihres Besitzers Mavrocordatos (1730), des Fürsten der Walachei, verschwunden und seitdem nicht wieder zum Vorschein gekommen. Für die Texteskritik waren die Schwierigkeiten minder erheblich als in der Praeparatio, die öfter gelesen und abgeschrieben ward, als dieses, zwar unmittelbar, nach der Absicht des Verf., daran sich schliessende Werk, welches in seiner Beweisführung für die Wahrheit der evangelischen Lehre hauptsächlich gegen die Juden sich richtet, und darum voll ist von Bibelstellen aus den Büchern des Alten wie des Neuen Testament's, insofern auch mehr Wichtigkeit für den gelehrten Theologen schon wegen der vielen, hier wörtlich angeführten Stellen des Neuen Testamentes als für den Alterthumsforscher besitzt. Der Herausgeber hielt sich nun vorzugsweise an jene Pariser Handschrift, als Hauptquelle des Textes und hat hiernach einen correcten und lesbaren Abdruck des Ganzen zu geben gesucht. Dem Texte vorangestellt ist das griechische Inhaltsverzeichniss der einzelnen Bücher und Capitel (*Κεφαλαίων καταγραφή*) und am Schluss des Ganzen ist ein Index Scriptorum (der angeführten Schriftsteller) und ein zweiter Index locorum S. Scripturae (der in dem Werke so zahlreich und stets wörtlich angeführten Bibelstellen Alten und Neuen Testaments) beigefügt.

Die Fortsetzung der neuen Ausgabe des Cicero befasst die auf dem Titel verzeichneten Reden, und schliesst damit die Reden überhaupt ab. Dasselbe Verfahren, das der Herausgeber auch bei den vorhergehenden Bänden der erneuerten Ausgabe eingeschlagen hatte, ist auch bei diesem Bande eingehalten worden: die vorsichtige Benützung dessen, was für die Texteskritik dieser Reden, sei es auf handschriftlichem Wege oder durch die Untersuchungen einzelner Gelehrten gewonnen war, hat mancher Stelle eine bessere Gestalt verliehen, und gibt dazu das Prooemium einen Beleg, in welchem der Herausgeber in ähnlicher Weise, wie es von ihm auch bei der ersten Auflage geschehen war, (deren Prooemium desshalb auch mit allem Recht hier wieder abgedruckt ist) sich über eine nahmhafte Zahl von Stellen der in diesem Band enthaltenen Reden verbreitet, mit einziger Ausnahme der Philippischen Reden, in welcher der Herausgeber zunächst zwar an Halm und die Vaticanische Handschrift sich anschloss, aber eine nähere Untersuchung an anderem Orte in Aussicht stellt, eben so wohl über eine Reihe von einzelnen Stellen, als insbesondere über die Frage nach dem Werth und der ausschliesslichen Bedeutung der Vaticanischen Handschrift, zumal von der richtigen Beantwortung dieser Frage auch die Bestimmung mancher jetzt aufgenommenen Lesart abhängig ist. Man wird um so mehr eine genaue Erörterung dieser Frage wünschen, als, wenigstens nach des Ref. Ermessen, die Vaticanische Handschrift bei manchen offenbaren Fehlern schwerlich eine so unbedingte Geltung wird ansprechen können und jedenfalls der Gegenstand wichtig genug ist, um eine solche Erörterung hervorzurufen.

Noch muss bemerkt werden, dass die Sorgfalt des Herausgebers auch die von Klein unlängst aus der Handschrift von Cus ans Tageslicht gezogenen Stücke zu den Reden pro Sestio und in Pisonem auf besondern Blättern beigefügt hat.

Die neue Ausgabe der mathematischen Schriften des Boethius, oder wie man wohl richtiger nach der Autorität der Handschriften zu schreiben hat, Boetius, ist mit einem in der That erheblichen handschriftlichen Apparat unternommen worden, welcher sich in den unter dem Text, zur grösseren Bequemlichkeit des Lesers, befindlichen Anmerkungen zusammengestellt findet. Für die beiden Bücher De arithmetica institutione, welchen Titel der Herausgeber jetzt dem Werke auf Grundlage einer Anführung des Boetius selbst (De institut. mus. p. 192) gegeben hat, wurden drei Bamberger Handschriften des zehnten Jahrhunderts (worunter eine von Gerbert an Otto III. geschickte, in ihrem Werth aber der andern nachstehende) benutzt und weiter noch eine Bamberger des eilften, eine Münchner (aus Tegernsee) des eilften und eine andere (aus St. Emmeran) des zwölften, eine des neunten bis zehnten, und eine vierte des eilften Jahrhunderts benutzt; im Ganzen weichen sie auch nicht sehr von einander ab, sie führen vielmehr auf einen gemeinsamen Ursprung zurück, und lassen nach unserer Ansicht auch kaum eine auf wesentliche Verschiedenheit begründete Scheidung in zwei Familien zu; jedenfalls war das Geschäft des Herausgebers, der einen urkundlichen und doch auch lesbaren Text zu geben bemüht war, erleichtert. Mit grosser Genauigkeit sind die Abweichungen dieser Handschriften unter dem Texte verzeichnet, welcher hiernach an nicht wenigen Stellen eine bessere Gestaltung erhalten, und dadurch lesbarer geworden ist, abgesehen von der Fehlerhaftigkeit der früheren Abdrücke, die der Herausgeber auch gar nicht weiter berücksichtigt hat, da ihm in den genannten Handschriften bessere Quellen wahrhaftig zu Gebot standen. Auch die an den Rand einiger Handschriften gezeichneten Figuren sind beigefügt.

Ein gleicher handschriftlicher Apparat stand dem Herausgeber für die fünf Bücher der Schrift De institutione musica, welcher Titel gleichfalls auf die eigenen Anführungen des Boetius sich stützt, zu Gebote. Ausser einer Bamberger Handschrift des neunten und zwei Pariser Handschriften des zehnten Jahrhunderts sind sechs Münchner Handschriften zu nennen, die eine aus Tegernsee aus dem eilften, eine aus Freisingen aus dem eilften, eine aus St. Emmeran aus dem zehnten, eine andere (aus Tegernsee) aus dem eilften, und zwei aus dem zwölften Jahrhundert. Auch diese Handschriften weichen im Ganzen nicht so sehr von einander ab, sie weisen vielmehr alle auf einen gemeinsamen Ursprung, wenn auch einzelne von ihnen vollständiger und fehlerfreier sind: in welcher Beziehung der Herausgeber, und wie uns dünkt, mit gutem Grund den drei Münchner (Nr. 18480. 14523 und 367) aus dem zwölften Jahrhundert den Vorzug gibt: will man Classen oder Familien

unterscheiden, so würden diese allerdings eine erste Classe bilden, die übrigen Handschriften, welche minder genau den Text wiedergeben, können dann als eine zweite Classe betrachtet werden. Dass aber der Herausgeber in der Gestaltung des Textes auf jene erste Classe besondere Rücksicht nahm, ist begreiflich, und wird sein Verfahren auch durch die unter den Text gebrachte Zusammenstellung der Abweichungen gerechtfertigt. In wie weit eine jetzt zu Rom befindliche ehedem Pfälzische Handschrift des zehnten Jahrhunderts, (Nr. 1342) und eine andere Vaticaner Nr. 5904, so wie eine Neapolitaner des dreizehnten Jahrhunderts eine Aenderung in diesem Verfahren verursachen kann, vermag Ref. nicht zu bemessen, da er diese Handschriften nur aus einer in dem Archiv des missions I. p. 642 gegebenen Notiz kennt. Schliesslich ist noch beigefügt die Schrift, die hier, nach den eigenen Anführungen des Verfassers der Schrift die Aufschrift Ars Geometrica erhalten hat. Wenn nemlich bisher Boetius als der Verfasser dieser Schrift galt, und dafür selbst das Zeugniss des Cassiodorus angeführt wird, der in derselben eine lateinische Bearbeitung des Euclides erkennt — Euclidem translatum in Romanam linguam idem vir magnificus Boetius dedit, schreibt er De artt. cap. 6. T. II. p. 589 — so glaubt doch der Herausgeber, dass die Schrift, so wie sie jetzt vorliegt, nicht für ein Werk des Boetius anzuerkennen sei, und hat bereits an einem andern Orte (in der Schrift: Gerbert, die Geometrie des Boetius u. s. w. Erlangen 1861, so wie in den Jahrbüchern der Philolog. Bd. LXXXVII p. 422 ff.) seine Ansicht näher zu begründen gesucht, im Gegensatz zu der von andern Gelehrten, namentlich von Cantor vertheidigten Aechtheit dieser Schrift. Es kann hier nicht der Ort sein, diese Frage näher zu erörtern, in jedem Fall aber war es zweckmässig, der Besprechung und Entscheidung dieser Frage eine sichere Grundlage zu geben durch einen möglichst verlässigen, auf die handschriftliche Ueberlieferung zurückgeführten Text: und diess ist dem Herausgeber möglich geworden durch die von ihm verglichenen Handschriften, unter welchen eine Erlanger des eilften Jahrhunderts und eine mit dieser meist übereinstimmende Münchner (23511) des zwölften Jahrhunderts nebst einer zweiten Münchner (560), ebenfalls des eilften oder zwölften Jahrhunderts insbesondere massgebend für die Gestaltung des Textes waren; auch die Figuren sind aus diesen und andern Handschriften aufgenommen, und so jedenfalls jetzt ein lesbarer Text gewonnen. Als eine recht verdienstliche Zugabe sind die beigefügten Indices von S. 329 an zu betrachten: an erster Stelle ein Index rerum et verborum, und wenn in demselben auch die ganz bekannten Wörter »quae ut notarentur singularis causa non exstitit«, ausgelassen sind, so ist doch in diesem Index fast der ganze Sprachschatz enthalten, wie ihn diese Schriften bieten, welche in Bezug auf Lexicographie noch so wenig benutzt und ausgebeutet sind; was nun durch diesen Index möglich ist, welcher, wie ein Blick in densel-

ben zeigen kann, sich keineswegs blos auf seltene und ungewöhnliche, fremdartige Ausdrücke beschränkt hat, da z. B. Wörter wie abducere, abesse, abhorrere, absolvere, accedere, accipere, accendere, accidere und andere der Art (um nur aus dem Anfang des Buchstabens A Einiges anzuführen), aufgenommen sind. Diesem schliesst sich noch ein Index Nominum, d. h. der vorkommenden Eigen- und Personennamen und ein Index Graecus an, welcher die in diesen Schriften vorkommenden griechischen Ausdrücke verzeichnet.

Wir reihen hier weiter noch an eine erneuerte Auflage aus dieser Bibliotheca Teubneriana:

Jurisprudentiae Anteiustinianae quae supersunt. In usum maxime academicum composuit, recensuit, adornavit Ph. Eduardus Huschke. Editio altera, aucta et multis locis emendata. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MDCCCLXVII. XVI und 770 S. in 8.

Von der ersten Auflage dieses Werkes, welches die sämmtlichen noch vorhandenen Quellen des vorjustinianischen Rechts in einer eben so wohl geordneten als kritisch gesichteten und mit den nöthigen Erläuterungen ausgestatteten Zusammenstellung bringt, ist ein eingehender Bericht, wie es der Umfang und die Bedeutung dieses Werkes erheischte, in diesen Jahrbüchern, bald nach dessen Erscheinen, Jahrg. 1862 S. 130 ff. erstattet, der Bestand der Sammlung im Einzelnen verzeichnet und auf den grossen Nutzen einer solchen Sammlung für den gelehrten Gebrauch wie für das Quellenstudium des römischen Rechtes hingewiesen, dabei aber auch des grossen Verdienstes gedacht worden, welches der Herausgeber sich erworben, indem er auf diese Weise die zum Theil nicht Jedermann so leicht zugänglichen Quellen Allen zugänglich gemacht und dadurch ein gründliches Studium des römischen Rechts nicht wenig gefördert hat. Man kann sich daher nur freuen, wenn ein solches Werk auch die wohlverdiente Aufnahme gefunden und dadurch nach verhältnissmässig kurzem Zeitraum eine neue Auflage nöthig geworden ist, die wir hier zur Kenntniss unserer Leser um so mehr zu bringen haben, als dieselbe keineswegs ein blosser Wiederabdruck der früheren Ausgabe zu nennen ist, sondern durch eine ins Einzelne gehende sorgfältige Revision, unter Benutzung Alles dessen, was inzwischen für diese Quellen und deren Text geschehen ist, mit Recht als eine vermehrte und verbesserte bezeichnet werden kann. Schon der äussere Umfang bei gleichem Druck und Lettern, wie denn die äussere Einrichtung und Ausstattung sich gleich geblieben, vielmehr in Papier und Lettern, in der Deutlichkeit und Klarheit des Druckes vorzugehen scheint, mag diess beweisen. Die erste Auflage hatte 748 Seiten, in der zweiten ist die Seitenzahl auf 770 gestiegen. Aber nicht blos in einzelnen Zusätzen und Erweiterungen, sondern auch in einzelnen Aenderungen

gibt sich diese Revision des Ganzen kund. So sind z. B. die Fragmente der Schrift über das jus pontificium, welche in der ersten Ausgabe dem Servius Fabius Pictor zugewiesen waren, jetzt dem Numerius Fabius Pictor, der als jüngerer Zeitgenosse des Cato bezeichnet wird, zugewiesen, dieser ist aber, so weit wir wissen, eigentlich nur aus einer Stelle des Cicero (De divinat. I, 21) als Verfasser von griechischen Annalen uns bekannt, während Servius Fabius Pictor, Prätor 608 a. c. bei Cicero Brut. 21 ausdrücklich als et juris et literarum et antiquitatis bene peritus bezeichnet wird, und in den übrigen Stellen (De legg. I, 2 De orat. 11, 12 vgl. De Divinat. I, 26), welche hier in Betracht kommen, es sich darum handelt, ob an diesen Servius Fabius Pictor oder an den ältern Q. Fabius Pictor, wie Manche, nach des Ref. Ansicht, nicht mit genügendem Grund annehmen, zu denken ist. Neu hinzugekommen ist C. Cornelius Balbus wegen der von Macrobius Sat. III, 6, 16 im achtzehnten Buch citirten Ἐξηγητικά, welche als Indigitamenta aufgefasst werden, was noch nicht so ausgemacht erscheinen mag. Dass Granius Flaccus, der Verfasser der Schriften De indigitamentis und de jure Papiriano, eine und dieselbe Person ist mit dem Ganius Licinianus (bei Macrob Sat. I, 16, 30), wird man dem Verf. gern zugeben, der dadurch die erst genannte Schrift mit einem weiteren Fragment zu vermehren im Stande war.

Ein nahmhafter Zusatz findet sich bei M. Valerius Probus, in so fern hier die inzwischen durch Mommsen erfolgte Ausgabe der notarum laterculi dazu eine nähere Veranlassung gab: ausser einzelnen Verbesserungen im Texte sind die aus der Einsiedler Handschrift des zehnten Jahrhunderts von Mommsen hervorgezogenen Notae, die in der ersten Ausgabe fehlen, jetzt hinzugefügt. Nach der Ansicht des Verfassers sind diese Notae aus den Büchern juris civilis genommen und darum hat derselbe ihnen jetzt die Aufschrift gegeben: »M. Valerii Probi de juris civilis notarum significatione commentarius«, statt der früheren: »de notis antiquis«.

Mit grosser Sorgfalt sind in der neuen Ausgabe die Reste des Gajus behandelt: in der dem Abdruck vorausgehenden Abhandlung über die Person und Schriften desselben ist zwar das Wesentliche geblieben, wie es in der Natur der Sache lag, aber es ist im Einzelnen mancher passende Zusatz, manche Berichtigung, wie auch selbst Rechtfertigung hinzugekommen, wie der aufmerksame Leser bald wahrnehmen wird. Zu einer erneuerten Durchsicht des Textes selbst war allerdings durch die neue inzwischen erschienene fünfte Ausgabe von Böcking mit dem getreuen Abdruck der Veroneser Handschrift eine Veranlassung gegeben, welche auch nicht ohne Erfolg geblieben, und zu einer nicht unbedeutenden Zahl von Aenderungen geführt hat, von welchen der Verf. selbst die erheblichsten in dem der Einleitung nun beigefügten Schlusswort S. 100 angegeben hat, wesshalb wir hier die Angabe derselben unterlassen

können. Ueber sein Verhältniss zu jener Ausgabe spricht er sich bei dieser Gelegenheit also aus: Caeterum neque haec fere neque permulta omnino fuere, quae a Boeckingio mutuari licuit. Plus monitori quam largitori debeo et (quod doleo) non raro sive impugnationibus eius sive noviter repertis palam obloquendum fuit. Et vereor ne in universum magis ingeniorum et in critica arte exercenda consilii et rationum diversitati tribuendum sit quod is de »libidine« mea, et mea tantum in supplendis reformandisve his commentariis queritur. Qua tamen in re tantum abest, ut mea tantum mihi placeant, ut et optem et fore sperem, ut Boeckingii editio cum omnino tum praesertim iis, quorum textus harum Institutionum historiam accurate nosse interest, in pretio et in usu sit«. So wird man, um ein Beispiel zu geben, der in die neue Ausgabe I, 2 aufgenommenen Lesart: »constat autem jus civile populi Romani ex legibus« etc. gewiss den Vorzug zu geben haben vor der früheren: »constant autem jura (propria) ex legibus etc., indem doch kaum über das Unrichtige des Plurals jura, wie über der Lesung des Wortes propria ein Zweifel sein kann, und andere Verbesserungsvorschläge sich von der handschriftlichen Lesart zu sehr entfernen, da propria aus der Abbreviatur PR entstanden sein mag. Wir wollen nicht weiter in die Besprechung einzelner Stellen eingehen, was unserer Aufgabe fern liegt, welche nur einen getreuen Bericht über die neue Auflage und ihr Verhältniss zur früheren abzustatten beabsichtigt: wir hätten dann auch so mancher einzelner Bemerkungen zu gedenken, welche in der neuen Auflage hinzugekommen sind und den grösseren Raum, den der Abdruck der Institutionen in der neuen Ausgabe einnimmt (S. 101 bis 324, in der älteren S. 91 bis 307), erklären. Auf Gajus folgt wie in der ersten Ausgabe L. Volusius Maecianus, dann das von Dositheus erhaltene Stück aus dem liber regularum des Cervidius Scävola, wie man gewöhnlich annimmt, und das eine Fragment des Aemilius Papinianus; dann Julius Paullus und Domitius Ulpianus, wie in der ersten Ausgabe, Herennius Modestinus, die Lex Dei s. Mosaicc. et Romm. legg. collatio; die Fragmenta juris Romani Vaticana und die Consultatio nebst den, den Schluss bildenden Griechisch-Lateinischen Resten des Cyrillus, Domninus u. s. w. reihen sich wie in der ersten Ausgabe daran an. Bei allen diesen Abschnitten haben wir im Einzelnen manche Nachbesserung, manchen Zusatz bemerkt, im Ganzen aber ist in der Anlage und Einrichtung Nichts verändert, auch kein nahmhaftes grösseres Stück hinzugekommen: wie es denn gewiss zweckmässig war, bei aller auf das Einzelne gerichteten Sorgfalt, doch in der Anlage des Ganzen keine Aenderung vorzunehmen. So ist allerdings eine editio aucta et multis locis emendata geliefert, die den Werth des Ganzen und seinen Nutzen wesentlich erhöht hat, damit aber der neuen Ausgabe eine noch grössere Verbreitung, wie wir sie im Interesse der Wissenschaft und eines gründlichen Quellenstudiums wünschen, sichern wird. Jedenfalls verdient sie eine solche Aufnahme.

Diesen neuen Erscheinungen der Bibliotheca Teubneriana lässt sich wohl anreihen eine ähnliche neue Ausgabe des Vitruvius, wenn sie auch im Aeussern, was Format und Druck betrifft, nicht ganz gleich gehalten ist, sondern durch ein grösseres Format, Lettern und Papier von denselben verschieden ist:

Vitruvii de Architectura libri decem. Ad antiquissimos codices nunc primum ediderunt Valentinus Rose et Herman Müller-Strübing. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXVII. XII und 319 S. in gr. 8.

Dass bei diesem für die Geschichte der alten Kunst und Anderes so wichtigen Schriftsteller eine neue Ausgabe, und zwar eine solche nöthig war, die einen auf die ältesten Quellen der Ueberlieferung zurückgeführten, also urkundlichtreuen und verlässigen Text, der als sichere Grundlage zu allen den umfassenden, an den Inhalt geknüpften Untersuchungen dienen kann, uns schafft, wird wohl keinem Zweifel unterworfen sein können. Eine solche war uns angekündigt von C. Lorenzen schon im Jahr 1857: es ist auch von dieser Ausgabe Voluminis I. Pars prior, worin die fünf ersten Bücher enthalten sind, d. h. der lateinische Text mit gegenüberstehender deutscher Uebersetzung (um dem Bedürfnisse der des lateinischen unkundigen Architekten und Künstler zu genügen) erschienen und seiner Zeit in diesen Blättern angezeigt worden (Jahrgg. 1857. S. 146 f.), allein jede weitere Fortsetzung blieb aus, eben so wie der versprochene kritische Nachweis u. dgl., so dass das Ganze unvollendet, wie es ist, für die Sicherheit des Textes gar keine Garantie bietet, sondern Alles unsicher lässt. Es war also gewiss an der Zeit, an eine neue kritische Ausgabe zu denken, die dem Bedürfniss eines gesicherten und urkundlichen Textes auch zu entsprechen vermag, wie er bisher nicht vorhanden war. Und diess ist der Zweck dieser Ausgabe, und darauf bezieht sich auch wohl das auf den Titel gesetzte nunc primum (ediderunt), in so fern in dieser Ausgabe allerdings erstmals ein solcher Text gegeben ist, der auf die älteste Quelle der handschriftlichen Ueberlieferung sich stützt. Bekanntlich fehlt es zwar nicht an Handschriften des Vitruvius: in Rom allein befinden sich nach Marini's Angabe an fünf und zwanzig, andere zu Paris und andern Orten. Wenn nun das Verhältniss dieser Handschriften zu einander bisher noch nicht näher untersucht und festgestellt war, um hiernach ihren Werth im Einzelnen und ihren Einfluss auf die Gestaltung des Textes zu bestimmen, so glaubt nun der eine der beiden Herausgeber, welchem der Hauptantheil an dieser neuen Ausgabe überhaupt zufällt (Rose), die ältesten Quellen der Ueberlieferung in zwei aus Einem Archetypus stammenden Handschriften gefunden zu haben, die als alleinige Richtschnur für die Gestaltung des Textes nun zu gelten

haben, da die übrigen noch vorhandenen, zumal die jüngeren Handschriften auf diese beiden nach seiner Ansicht mehr oder minder zurückzuführen sind, und in so fern, im Vergleich zu jenen beiden, keine weitere Berücksichtigung anzusprechen vermögen. Die eine derselben, und zwar die älteste von allen, ist ein jetzt zu London befindlicher Codex Harleianus des neunten Jahrhunderts, welcher, wie hier nachgewiesen wird, aus Deutschland und zwar aus der Karolingischen Zeit stammt, in welcher ein Exemplar des Vitruvius zu Fulda sich befand, wie denn auch Einhard, der die Bauten Carls des Grossen ausführte, ein Exemplar des Vitruvius vor sich gehabt hat. Aus ihm stammt die zweitälteste Handschrift zu Paris, der Cod. Pithoeanus des zehnten Jahrhunderts, jetzt Nr. 10277, daraus ein anderer Pariser (7227) des eilften oder zwölften Jahrhunderts, so wie auch der von Marini so hoch gestellte Vaticanus 1504 derselben Zeit, aus der Bibliothek der Königin Christine, ebenso die in dieselbe Zeit fallende Handschrift des Escurial, die durch Herrn Fedor Jagor für den Herausgeber verglichen ward, und andere, die einer weit spätern Zeit angehören. Die andere Handschrift, die eine gleiche Geltung für den Text ansprechen kann, ist nach dem Urtheil des Herausgebers eine Wolfenbüttler (Gudianus) des eilften Jahrhunderts Nr. 69, die selbst vor einer andern und älteren Wolfenbüttler Handschrift Nr. 132 aus dem zehnten Jahrhundert den Vorzug verdient und als die Quelle von zahlreich daraus genommenen Copien erscheint: beide Handschriften sind gleichfalls in Deutschland geschrieben und mögen so die Behauptung des Verfassers rechtfertigen, welcher Carl dem Grossen und Einhart die Erhaltung des Vitruvius überhaupt verdanken zu können glaubt. Während nun die Harlejanische Handschrift von dem Herausgeber nicht blos eingesehen, sondern von dem auf dem Titel genannten Mitherausgeber (Müller-Strübing) zu London auf's genaueste verglichen worden ist, sind die beiden Wolfenbüttler, so wie die Leidner Handschrift von dem Herausgeber selbst genau verglichen worden, so dass über die daraus ermittelten Lesarten kein Zweifel herrschen kann; und da die Harlejanische und die eine Wolfenbüttler als die allein für die Gestaltung des Textes zu beachtenden und massgebenden Quellen betrachtet werden, so werden auch ihre Lesarten in der unter dem Text zusammengestellten Varietas Lectionum vollständig mitgetheilt, von den übrigen Handschriften aber nur in den Fällen die Lesart bemerkt, wo der Wolfenbüttler und Harlejaner Codex von einander abweichen. Uebrigens ist diese ganze Zusammenstellung mit grosser Genauigkeit gemacht, und haben dabei die älteren wie selbst die neueren Ausgaben Berücksichtigung gefunden: über die Handschriften selbst wird in der Praefatio berichtet und dann ein sorgfältiges Verzeichniss der Handschriften gegeben, welchem ein Stamm vorangestellt ist, das uns die Ramification derselben, und damit ihr Verhältniss zu einander klar übersehen lässt. In der Aufschrift des Ganzen ist blos Vi-

truvii gesetzt, weil der Herausgeber diesen Namen für den einzigen handschriftlich beglaubigten ansieht, Polio aber, was beigefügt worden, auf keinem andern Grund beruhe, als auf der Autorität des gleich zu nennenden Excerpts, in dessen Aufang Vitruvius Polio genannt wird; die verschiedentlich gesetzten Vornamen (bald L = Lucius, bald M = Marcus) erscheinen zugesetzt von Italienischen Gelehrten des fünfzehnten Jahrhunderts. Beigefügt ist noch nach drei Handschriften des zehnten Jahrhunderts zu Paris, Wolfenbüttel und Valenciennes, ein aus Vitruvius noch in ziemlich alter Zeit gemachtes Excerpt, welches die Aufschrift führt: De diversis fabricis architectonicae. Ein Index, der die Eigennamen verzeichnet, welche in dem Werke des Vitruvius vorkommen, macht den Beschluss.

Geschichte der Schweizerischen Regeneration von 1830—1848. Nach den besten Quellen bearbeitet von P. Feddersen, Mitglied des grossen Raths von Baselstadt. Zürich, Verlagsmagazin 1867. XII und 654 S. gr. 8.

Mit Recht konnte der Verf. dieses Werkes bei seinem Unternehmen von dem Satz ausgehen, dass keine Periode der neueren Schweizergeschichte von so tiefem und mannichfaltigem Interesse sei, wie die Zeit von 1830 bis 1848. Innerhalb derselben ist, und zum grossen Theil doch auf friedlichem Wege, eine Umwälzung vor sich gegangen, welche dem politischen Charakter der Eidgenossenschaft eine andere Gestalt verliehen und für die Schweiz den Grund gelegt hat zu einer neuen Aera, in welcher die Verhältnisse der Schweiz nach Aussen besser geregelt erscheinen, im Innern der Wohlstand und die Wohlfahrt des Ganzen gefördert worden, dadurch aber es möglich geworden, durch alle Wirren und drohenden Gefahren sich bis jetzt glücklich durchzuschlagen. Wie diess gekommen, und wie der alte Bundesvertrag von 1815 nicht mehr sich halten konnte, ohne mit so manchen Errungenschaften der neueren Zeit sich in Widerspruch zu setzen, wie er daher durch Etwas Anderes und Besseres ersetzt werden musste, das Alles wird in ruhiger und besonnener Darstellung, die streng auf die Quellen sich stützt, uns hier vorgeführt. Vorausgeschickt ist eine geschichtliche Einleitung, welche in gedrängtem Umrisse den Zustand der Schweiz bis zum Untergang der alten Eidgenossenschaft, dann die Helvetik, die Mediation und die Restauration behandelt. Dann wendet sich der Verf. zum Gegenstand selbst und erzählt im ersten Abschnitt (die Regeneration) den Lauf der Ereignisse von den ersten Bewegungen nach der Junirevolution 1830 bis zur Auflösung des Sarnerbundes (S. 30—178); ein zweiter Abschnitt geht von da bis zur Züricher Septemberreaction, also bis 1839 (S. 179—305), ein dritter

dann weiter bis zur Berufung der Jesuiten in Luzern 1844 (S. 306—384) ein vierter, der von da bis zur Einführung des neuen Bundes 1848 (S. 385—599) reicht, bringt den Schluss. Als Anhang ist beigefügt ein Abdruck der Verfassung der helvetischen Republik vom 12. April 1798, der helvetischen Verfassung vom 20. Mai 1802, der Vermittlungsurkunde vom 19. Hornung 1803, des Bundesvertrags vom 7. August 1815 und der Bundesverfassung vom 12. Herbstmonat 1848.

Man wird die Eintheilung und Gliederung des Ganzen passend und durch sachliche Rücksichten geboten erachten; auch mit der Ausführung im Einzelnen sich befriedigt finden. Um an Einzelnes zu erinnern, führen wir nur aus dem zweiten Abschnitt die Darstellung des Louis Napoleon Handels, oder die Erzählung der Züricher Septemberreaction (S. 279 ff) an, wiewohl jeder der vier Abschnitte ähnliche, gelungene Parthien bietet. Mit der Klarheit der Darstellung verbindet sich eine wohlthuende Ruhe und ein Streben nach Unparteilichkeit, die Niemanden verletzt, und Anerkennung erheischt. So wird das Buch dem Schweizer wie dem Ausländer, der die Neugestaltung der Schweiz näher kennen lernen will, eine eben so belehrende als unterhaltende Lektüre gewähren.

Abriss der Quellenkunde der griechischen Geschichte bis auf Polybios von Arnold Schäfer. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner 1867. 108 S. in gr. 8.

Der Verf. hat diesen Abriss dazu bestimmt, »Vorlesungen über Quellenkunde der griechischen Geschichte zur Unterlage zu dienen, und den Zuhörern die wichtigsten Nachweisungen und Zeugnisse an die Hand zu geben«. Sie werden zu diesem Zweck nicht blos mit den Quellen selbst, und der darauf bezüglichen Literatur bekannt gemacht, sondern es wird auch in möglichster Kürze bei jedem Autor das, was über sein Leben und seine Schriften aus diesen selbst oder aus anderwärtigen Schriftstellern des Alterthums zu unserer Kunde gelangt ist, in dem Abdruck der betreffenden Stellen selbst zusammengestellt, und auf diese Weise ein Ueberblick erzielt, welcher in leichter und doch sicherer Weise den Leser oder Zuhörer mit dem Wesentlichsten bekannt macht, was über jeden einzelnen Autor ihm zu wissen nöthig ist. Und darin liegt der wesentliche Nutzen dieses Abrisses, der es dabei dem Lehrer möglich macht, über diesen wichtigen Punkt — die Quellen der geschichtlichen Kunde — sich kürzer in seinem Vortrag zu fassen. Allerdings war eine gewisse Beschränkung bei dem, was über jeden einzelnen Autor mitzutheilen, also hier aufzunehmen war, geboten: wir glauben nicht, dass der Verf. in seinen Mittheilungen das richtige Maass überschritten: denn wenn er über Autoren, wie

Herodotus und Thucydides, Etwas mehr gibt und sich etwas ausführlicher verbreitet, so lag dies schon in der Bedeutung und Wichtigkeit dieser Schriftsteller, mithin in der Natur der Sache selbst. Das Ganze ist in vier Abtheilungen geordnet; die erste, welcher die Anführung einiger Schriften über griechische Geschichtschreibung, Geographie, Topographie und Chronologie vorangeht, befasst die ältere Zeit bis auf Herodotus, beschränkt sich aber hier nicht auf die eigentlichen Geschichtschreiber, sondern gibt auch literarische Notizen und Nachweisungen über epische, lyrische und dramatische Poesie, wie es scheint aus dem Grunde, weil in dieser Poesie auch so Vieles für die Geschichte der griechischen Stämme Belangreiches vorkommt, dass auch sie zu den Quellen und deren Kunde gezählt werden kann: übrigens sind diese Notizen ganz kurz, Mancher würde sie vielleicht ganz weggelassen haben, zumal sie in dieser kurzen Fassung oder vielmehr Erwähnung nicht Allen genügen werden. Dann folgt die Angabe der ältesten Jahrbücher und Urkunden, welche die kalendarischen Aufzeichnungen, wie die Verzeichnisse der Priester und Priesterinnen, der Könige und höheren Beamten, so wie die ersten Aufzeichnungen geschichtlicher Art durch Priester, und die schriftliche Fassung der Gesetze befasst. Mit Pherekydes von Syros beginnt dann die eigentliche Geschichtschreibung: an ihn werden die übrigen, gewöhnlich mit dem Namen der Logographen (welche Bezeichnung wir hier nicht gebraucht finden) bezeichneten Schriftsteller angereiht, wie Hekatäos von Milet, Charon von Lampsakos u. A., zuletzt Hellanikos von Mytilene, dessen Geschlechterfolge und Königsreihe den über Person und Schriften mitgetheilten Stellen sich anschliesst; eine Notiz über die Inschriften und Münzen, da beides eine wesentliche Quelle der geschichtlichen Kunde von Hellas ausmacht, bildet den Schluss. Der zweite Abschnitt reicht dann von Herodotus bis zur Begründung der makedonischen Macht durch Philipp II. S. 18—46. Dass in diesem Abschnitt Thucydides und auch Xenophon ausführlicher gehalten sind, mag die Bedeutung dieser Schriftsteller wohl rechtfertigen: indessen sind darüber die übrigen, in diese Zeit fallenden, uns leider nur aus Bruchstücken bekannten Schriftsteller nicht verkürzt. Der übertriebenen Scepsis, wie sie sich in neuester Zeit bei mehreren dieser Schriftsteller, in Bezug auf ihre Person und ihre Schriften geltend zu machen gesucht hat, ist der umsichtige Verfasser nicht gefolgt, wie er z. B. auch die Herodoteischen Vorlesungen aufführt, und demnach wohl an deren Wirklichkeit nicht zweifelt, da sie durch bestimmte Zeugnisse beglaubigt sind. Auf der anderen Seite aber verschliesst er sich wirklichen Resultaten der neueren Forschung nicht: dies zeigt z. B. die Stellung, die er der unter Xenophon's Schriften befindlichen *Ἀθηναίων πολιτεία* gegeben hat, die §. 25 S. 44 von den ächten Schriften des Xenophon getrennt und besonders aufgeführt ist. Am Schlusse dieses Abschnittes wird noch kurz der Redner gedacht.

Der dritte Abschnitt befasst die Zeiten der macedonischen Herrschaft S. 46--92, und zwar zuerst die Geschichtschreiber, dann noch, was von Rednern, staatswissenschaftlichen Schriftstellern, insbesondere Peripatetikern u. dgl. in diesen Kreis gehört. Ephorus und Theopompus, welche diesen Abschnitt beginnen, sind ausführlicher behandelt, dann die Geschichtschreiber der Züge Alexander's und seiner Nachfolger u. s. w., zuletzt noch die Sicilischen Geschichtschreiber, insbesondere Timäus. Der vierte Abschnitt befasst die letzten Zeiten des griechischen Staatswesens und die Alexandrinische Gelehrsamkeit; er schliesst mit Polybius.

Man wird das Nützliche dieser Zusammenstellung, welche ein brauchbares Hülfsmittel bei dem Studium der griechischen Geschichte bietet, nicht verkennen und den Bemühungen des Verfassers, der ein gründliches, auf die Quellen gestütztes Studium der griechischen Geschichte damit zu fördern beabsichtigt, den besten Erfolg wünschen. Die äussere Ausstattung lässt nichts zu wünschen übrig.

Florians Fabeln mit geographischen, grammatischen, historischen und mythologischen Erörterungen, einer gedrängten Lehre über die Participes und über die Bildung der Zeiten, so wie mit einem etymologischen Wörterverzeichnisse versehen von Ernst Zipp, Grossh. Bad. Professor, Lehrer der franz. Sprache am Lyceum zu Freiburg i. Br. Zum Gebrauche für gelehrte Mittelschulen. Erstes Buch. Freiburg im Breisgau. Fr. Wagner'sche Buchhandlung 1867. VI und 106 S. in 8.

Diese Bearbeitung des ersten Buches der Fabeln von Florian empfiehlt sich für den Gebrauch unserer Mittelschulen, zunächst der Tertia und Quarta, durch besondere Eigenschaften, welche ihr, wie wir hoffen, nicht blos den Eingang in unsere gelehrten Anstalten, in welchen französischer Unterricht ertheilt wird, verschaffen werden, sondern auch ihre Verbreitung im Interesse dieses Unterrichts wünschenswerth machen. Da auf unseren Anstalten der Unterricht in der französischen Sprache neben dem Unterricht im Lateinischen und Deutschen ertheilt wird, so war der Verf., dem eine vieljährige Uebung und Erfahrung zur Seite steht, schon früher zu der gewiss richtigen Ansicht geführt worden, dass dieser Unterricht im Französischen in eine nähere Verbindung mit dem übrigen sprachlichen Unterricht zu bringen sei, namentlich mit dem Unterricht in der lateinischen Sprache, indem man dann im Stande sei grössere Vortheile zu gewinnen und ganz andere Resultate zu erzielen. In diesem Sinne hat er diese Bearbeitung der Fabeln Florians unternommen, welche, wie derselbe mit richtigem Takt erkannt hat, allerdings zu einer derartigen Lectüre beim Schul-

unterricht sich insbesondere eignen. Drs vorliegende erste Heft enthält das erste Buch dieser Fabeln und man kann nach der ganzen Art der Behandlung nur wünschen, dass auch die übrigen Bücher in gleicher Weise bearbeitet, bald nachfolgen möchten. Einige Regeln über das Participe Présent, das Participe Passé und über die Bildung der Zeiten sind vorausgeschickt; Alles ist klar und deutlich in der Kürze entwickelt, aber genügend für das Verständniss des Schülers, der überhaupt nicht mit Regeln und Vorschriften im Beginn des Unterrichts überhäuft werden soll. Dann folgt der Text der einzelnen Fabeln mit darunter gesetzten erklärenden Bemerkungen, meist sprachlicher Art und zugleich vielfach auf die hier hervortretenden Unterschiede des Deutschen vom Lateinischen hinweisend. Auf das alsdann folgende von S. 46 an bis zum Schluss reichende Wörterbuch möchten wir noch insbesondere aufmerksam machen. Hier ist nemlich besondere Rücksicht auf die Etymologie und zwar die Ableitung aus dem Lateinischen genommen; das betreffende lateinische Wort, dem das französische entstammt, ist in Klammern beigefügt und so stets auf die Verbindung beider Sprachen hingewiesen. Dass diess für den Schüler eine grosse Erleichterung ist, sein sprachliches Wissen in jeder Hinsicht fördert, ihn weiter führt, als alles mechanische Auswendiglernen, wird man sich nicht verhehlen können. Der Verfasser ist dabei mit aller Umsicht verfahren, da er nur da, wo die Ableitung sicher und unbezweifelt steht, die Hinweisung auf das Lateinische gegeben und in der Angabe verschiedener Bedeutungen desselben Wortes sich stets an die Grundbedeutung, aus welcher die weitere Bedeutung abzuleiten ist, gehalten hat. Ueberhaupt sieht man dem Ganzen wohl an, dass es das Werk einer vieljährigen und gereiften Erfahrung ist, welche den Schüler sicher und gründlich vorwärts zu bringen und in die Kenntniss der Sprache einzuführen sucht. Und daher kann man auch dem Büchlein baldige Fortsetzung und eine weitere Verbreitung im Interesse des Schulunterrichts wünschen.

Chronik der Universität Heidelberg für das Jahr 1867.

Am 22. November feierte die Universität in herkömmlicher Weise das Fest der Geburt des erlauchten Restaurator's der Universität, des höchstseligen Grossherzogs Karl Friedrich. Die von dem zeitigen Prorector der Universität, Professor Friedreich gehaltene seitdem im Druck erschienene Rede*) verbreitet sich »über die heutigen Standpunkte der Medizin« und giebt in gedrängten Zügen ein Bild von den Bestrebungen und Zielen der wissenschaftlichen Medizin, und von den Standpunkten, auf denen sich die Medizin unserer Tage befindet. Begreift man unter »Medizin« lediglich das Bestreben, die Krankheiten zu heilen, so verdient sie allerdings die Benennung einer altehrwürdigen; denn Versuche, die Krankheiten auf empirischem Wege zu heilen, wurden zu allen Zeiten gemacht und datiren zurück in die Tage des grauesten Alterthums. Versteht man aber unter »Medizin« das Bestreben, in das Wesen der Krankheiten vorzudringen und nach der strengen, induktiven Methode der Naturforschung das Gesetzmässige in der Krankheit zu erforschen, so ist sie wohl die jüngste der Wissenschaften, welche die Natur zum Objekte der Forschung besitzen. Redner zeigt nun unter Hervorhebung der Hauptperioden der Geschichte der Medizin, wie man zu allen Zeiten bestrebt war, durch Uebertragung philosophischer Systeme, theoretischer Dogmen und Hypothesen eine Einsicht in das Wesen der Krankheiten zu gewinnen, wie aber alle diese Bestrebungen nicht zum Ziele führen konnten, weil man dabei mehr oder weniger abwich von dem Boden der Erfahrung und der reinen, vorurtheilslosen Beobachtung. Nur einzelne hervorragende Geister waren es, welche im Verlaufe der Jahrhunderte inmitten der philosophischen und speculativ-aprioriscnen Richtungen das Banner der unbefangenen Naturbeobachtung, als des einzigen Mittels einer erfolgreichen Entwickelung der Heilkunde, erhoben, und die grossen Verdienste, welche sich in dieser Beziehung Hippokrates, Paracelsus, Sydenham, Boerhaave, Schönlein u. A. um die wirklichen Fortschritte und die

*) Rede zum Geburtsfeste des höchstseligen Grossherzogs Karl Friedrich von Baden und zur akademischen Preisvertheilung am 22. Nov. 1867, von Dr. N. Friedreich, o. ö. Professor der Medicin, dermaligem Prorector. Heidelberg 1867. Buchdruckerei von Georg Mohr. 47 S. 4.

Begründung einer richtigen Methode erwarben, werden in kurzen Zügen hervorgehoben. Redner schildert im Gange seiner Darstellung die vielfachen Schwierigkeiten und Hemmnisse, welche sich der wissenschaftlichen Medizin auf ihrem Wege zur richtigen Methode der Forschung entgegenstellten, und bezeichnet die durch Schönlein begründete naturhistorische Schule als die Uebergangsperiode aus der naturphilosophischen Medizin zur naturwissenschaftlichen Heilkunde unserer Tage. Das Verdienst, den Umschwung der naturhistorischen Medizin zur naturwissenschaftlichen Medizin vermittelt zu haben, wird Virchow zuerkannt.

Redner geht nach dieser geschichtlichen Einleitung zu einer Darstellung der Hülfsmittel, deren sich die wissenschaftliche Medizin in ihrem Streben, in die Natur der Krankheiten vorzudringen, bedient. Als solche werden bezeichnet die klinische Beobachtung, die pathologische Anatomie und das Experiment. Mittels dieser Hülfsmittel, welche in ihren Grundprinzipien geschildert werden, sucht die heutige Medizin die gesetzmässigen Vorgänge des kranken Lebens zu ergründen und jene Wissenschaft immer weiter zur Ausbildung zu bringen, welche man als pathologische Physiologie bezeichnet. Der letzte Abschnitt der Rede verbreitet sich über die Standpunkte, welche die Medizin in der Therapie festzuhalten berechtigt ist.

An der Universität selbst fanden im Laufe des Jahres die folgenden Veränderungen statt:

Durch den Tod verlor die Universität am 17. März den Geh. Rath und Professor Ludwig Häusser, am 11. Juni den Professor der Chirurgie und Director der chirurgischen Klinik Otto Weber; am 28. August den Nestor der Universität, Geh. Rath und Professor Karl Joseph Mittermaier, welcher am 8. Mai des Jahres 1859 sein fünfzigjähriges Jubiläum (s. diese Blätter Jhrgg. 1859 Nr. 30 p. 465 ff.) gefeiert hatte.*)

Aus dem Kreise der akademischen Lehrer schieden: der Geh. Kirchenrath und ordentl. Professor der Theologie Dr. Karl Ludwig Hundeshagen, welcher einem Ruf nach Bonn folgte; der ausserordentl. Prof. in der philosoph. Fakultät Dr. Karl Dietzel, welcher als ordentlicher Professor an die Universität Marburg berufen ward, und der Privatdocent Dr. Leonhard Rabus in derselben Fakultät, welcher als Professor der Philosophie an das Lyceum zu Speyer berufen wurde.

---

*) Ueber sein Leben und Wirken siehe die in dem Archiv für civilistische Praxis Band L enthaltene und auch besonders gedruckte Schrift: Zum Andenken an Carl Joseph Anton Mittermaier von Dr. Goldschmidt, Professor in Heidelberg. Heidelberg. Buchdruckerei von G. Mohr. 1867. 28 S. 8.

Inhalt

der

Heidelberger Jahrbücher der Literatur.

Sechzigster Jahrgang. 1867.

Aug.: Albert Goldmann aus Kirchheimbolanden; am 7. Aug.: Wilh. Frost aus Gublen in Preussen; am 15. Aug.: Julius Au aus Posen; am 17. Octob.: Hermann Mühlhäuser aus Speyer; am 18. Oct.: Adolph Lewin aus Pinne bei Posen; am 23. Oct.: Adolph von Jelowicki aus Volhynien (Russisch-Polen); am 8. Nov.: Adam Hoffmann aus Mannheim; am 14. Nov.: P. F. de Vianna Bandeira aus Bahia in Brasilien; am 26. Nov.: Hermann Gude aus Thorn in Preussen; am 4. Dez.: Adolph Buff aus Giessen; am 5. Dez.: Otto Bütschli aus Frankfurt a. M.

Unseren Anstalten und Sammlungen sind auch in diesem Jahre von Seiten vieler Gönner und Freunde namhafte Gaben zugegangen. Vor Allem ist die grossartige Schenkung des Geh. Rathes Mittermaier hervorzuheben, welcher seine so reichhaltige und für alle Zweige der Jurisprudenz so wichtige und werthvolle, in manchen Beziehungen selbst einzig dastehende Büchersammlung noch kurz vor seinem Hinscheiden der Universität überliess. Unsere Hochschule, in voller Anerkennung dieser uneigennützigen Gabe hat ihrem Danke einen schwachen Ausdruck verliehen durch die Ueberreichung einer Adresse, welche bei dem leider dazwischengetretenen Tode des edelmüthigen Gebers den Hinterbliebenen dargebracht wurde.*) Eine zweite werthvolle Bereicherung ward der Universi-

*) Dieselbe lautet: Ihrem hochverehrten Collegen Herrn Geheimerath Carl Joseph Anton Mittermaier, Doctor und ordentlichem Professor der Rechte, Grosskreuz des kaiserl. österreichischen Franz-Joseph-Ordens, Commandeur des Grossh. badischen Zähringer Löwen-Ordens, des Grossh. oldenburgischen Haus-Ordens, des kgl. würtembergischen Friedrich-Ordens, Ritter des königl. preussischen Ordens pour le mérite, des kaiserl. französischen Ordens der Ehrenlegion, des kaiserl. russischen St. Stanislaus-Ordens II. Cl. m St., des königl. italienischen Mauritius- und Lazarus-Ordens, des königl. belgischen Leopold-Ordens, des königl. portugiesischen Ordens vom heiligen Jakob, Mitglied vieler Academieen und gelehrten Gesellschaften; dem unermüdlichen Forscher, welcher bis auf den heutigen Tag mit ebensoviel Eifer als Erfolg daran gearbeitet hat, die Quellen seiner Wissenschaft zu sammeln und aufzuschliessen, ihr Lehrgebäude zu vervollkommnen, eine vergleichende Rechtswissenschaft zu begründen, das Strafrecht, das Strafverfahren mit dem Geist der Gerechtigkeit und der Humanität zu durchdringen; dem gefeierten Lehrer, dem väterlichen Führer und Freunde der academischen Jugend, welcher ihr seit mehr als einem halben Jahrhundert als hohes Vorbild wissenschaftlicher Arbeit und Pflichttreue voranleuchtet; dem würdigen Senior der Universität, deren Gedeihen er in sechsundvierzigjähriger aufopfernder Hingebung gefördert, unter deren Zierden er schon frühe geglänzt hat; dem rastlosen Kämpfer für Recht und Freiheit, für das Wohl des Vaterlandes und des Volkes, sprechen Prorector und Senat der Universität Heidelberg nach einmüthigem Beschlusse des grossen Senates für die von ihm am Tage seines vollendeten achtzigsten Lebensjahres, den 5. August 1867, vollzogene Stiftung seiner in ihrer Art einzigen Sammlung von deutschen und ausländischen Rechtsquellen und rechtswissenschaftlichen Schriften, in warmer Anerkennung der Gesinnung, welche den Stifter zu

tätsbibliothek dadurch zu Theil, dass die Bibliothek des Geh. Rathes Häusser, Dank der Thätigkeit einer grösseren Anzahl von Verehrern und Freunden des Verblichenen, dauernd für dieselbe erworben wurde. Beide Bibliotheken werden besonders aufgestellt werden und ein bleibendes Denkmal der Erinnerung bilden an zwei der ausgezeichnetsten Glieder unserer Universität. Ausserdem sind der Universitätsbibliothek namhafte Geschenke zugeflossen von den Akademieen der Wissenschaften zu Wien, Petersburg, München, Brüssel, der Royal Society in London, von der Harvard's University und Smithsonian Institution in Amerika und der Public Library zu Melbourne; andere Gaben erhielt sie von Seiten der Grossherzoglichen badischen Ministerien der auswärtigen Angelegenheiten, des Innern und des Handels, von dem Königlich sächsischen Ministerium des Innern, von dem handelsstatistischen Bureau zu Hamburg, wie dem statistischen Bureau zu Kassel, von der Kgl. Preussischen Regierung, wie von der Kgl. Italienischen und Kaiserl. Französischen Regierung. Von Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen ist die Bibliothek auch in diesem Jahre wieder mit werthvollen Gaben bedacht worden. Das evang. prot. theologische Seminar unserer Universität verdankt dem Herrn Stationsvorstand Adolf Storch in Oeynhausen eine Prachtbibel aus dem Nachlasse des Herrn Geh. Kirchenrathes Dr. Rothe. — Dem archäologischen Institut floss in diesem Jahre ein namhafter Geldbeitrag zu aus den Erträgen der von mehreren akademischen Lehrern auf dem hiesigen Museum im vergangenen Winter abgehaltenen öffentlichen Vorträge; ferner erhielt dasselbe zum Geschenke mehrere kleinere antike Gegenstände von hier studirenden Fremden aus Kreta und Siebenbürgen, sowie Gypsabgüsse einheimischer Funde von dem Mannheimer Alterthumsverein, endlich ein werthvolles Werk von dem verstorbenen Geh. Rath Professor Eduard Gerson in Berlin. — Das mineralogische Kabinet verdankt der Güte des Privatdocenten Dr. Reiss zwei Reliefkarten, darstellend die Kaimeni-Inseln vor und nach den vulkanischen Neubildungen in den Jahren 1866 und 1867, sowie eine Suite vulkanischer Gesteine der neueren und neuesten Ausbrüche. — Endlich sind dem zoologischen Institut die sämmtlichen, von dem Direktor desselben Prof. Alex. Pagenstecher auf seiner zweiten Reise nach Mallorka gesammelten Gegenstände zum Geschenke überwiesen worden, sowie dem Museum auch noch mehrfach kleinere Gaben von Fremden und Studirenden zugegangen sind.

---

seinen vielen Verdiensten um unsere Hochschule dieses werthvolle Geschenk hinzufügen hiess, den vollen Dank der Universität aus, und sie verbinden mit diesem Ausdrucke ihres Dankes den Wunsch, dass der Mann, welchen Alle verehren, seiner Familie, seinen Freunden, seinem Volke, seinen Schülern und seinen Collegen noch lange Jahre in rüstiger Kraft erhalten bleibe!

Heidelberg, den 10. August 1867.

In die theologische Fakultät wurde der Oberkirchenrath's-Assessor Dr. Adolph Hausrath als ausserordentlicher Professor berufen, in die medicinische Professor Dr. Gustav Simon aus Rostock als ordentlicher Professor und Director der chirurgischen Klinik; dem ausserordentlichen Professor derselben Fakultät Dr. Knapp wurde die Fachprofessur der Augenheilkunde übertragen.

Zu ausserordentlichen Professoren wurden ernannt, in der theologischen Fakultät der Privatdocent Licentiat Dr. Friedrich Nippold; in der philosophischen Fakultät die Privatdocenten Dr. Karl Lemcke und Dr. Mendelssohn-Bartholdy.

Zum Ordinarius des Spruchcollegiums wurde Geh. Hofrath Prof. Dr. Renaud ernannt; die Leitung des an die Stelle des bisherigen evangelisch-protestantischen Prediger-Seminar's getretenen »evangelisch-protestantischen, theologischen Seminar's«: dem frühern Director des Seminar's, Kirchenrath Dr. Schenkel als Ordinarius der praktischen Theologie übertragen.

Als Privatdocenten habitilirten sich in der juristischen Fakultät Dr. Edgar Löning, in der philosophischen Fakultät die Doctoren Jacob Lüroth, August Horsmann u. Herm. Dörgens.

Dem Prof. Kopp wurde der Charakter als Hofrath verliehen. Dem Geh. Rath Mittermaier wurde noch kurze Zeit vor seinem Tode das Grosskreuz des Ordens vom Zähringer Löwen, sowie das Grosskreuz des österreichischen Franz Josephs Ordens zu Theil; Geh. Rath Bluntschli erhielt das Commandeurkreuz 2. Classe vom Zähringer Löwenorden, Geh. Hofr. Renaud, die Professoren Zeller, Friedreich, v. Dusch, erhielten das Ritterkreuz 1. Klasse vom Zähringer Löwenorden. Dem Geh. Hofrath Dr. Renaud wurde das Ritterkreuz des österr. Franz Joseph Ordens, dem Geh. Rath Dr. Helmholtz der k. bayr. Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft, dem Prof. Dr. Mendelssohn-Bartholdy das Ritterkreuz des k. Griechischen Erlöserordens zu Theil. Prof. Hofmeister wurde zum Doktor der Medizin in Halle, sowie der ausserordentliche Prof. Stoy zum Ehrendoktor der Theologie in Giessen promovirt.

Im Laufe des Jahres fanden die folgenden Promotionen statt:

In der juristischen Fakultät erhielten die Doctorwürde: Am 31. Jan.: J. D. Mitropulos aus Griechenland; am 23. Jan.: Fridolin Harder aus Donaueschingen; am 5. Febr.: Anton Battaglini aus Lugano in der Schweiz; am 19. März: C. B. Buddecke aus Amerika; am 21. März: Joh. Weber aus Hamburg; am 23. März: P. von Benckendorf aus Reval; am 25. März: Anastasius Ladas aus Griechenland; am 25. April: C. N. Demetriades aus Griechenland; am 21. Mai: Berthold Geiger aus Frankfurt a. M.; am 25. Mai: Philipp Müller von Rorschach in der Schweiz; am

5. Juli: Ed. Hoffschläger aus Bremen; am 13. Juli: G. A. Wirk aus Braunschweig; am 18. Juli: Jacob Bachmann aus Stettfurt im Canton Thurgau; am 23. Juli: A. Fürst Trubetzkoi aus Moskau; am 27. Juli: Carl Lardy aus Neuchatel; am 30. Juli: M. K. Wallare aus Schottland; am 3. Aug.: Otto Pansa aus Leipzig; am 7. Aug.: Joh. Heinrich Eduard Mohr aus Hamburg; am 10. Aug.: Moriz Ritter aus Hamburg; am 13. Aug.: Ernst Müller aus Luxemburg; am 17. Aug.: Adolph Dochow aus Templin; am 22. Oct.: Graf Paul Schuwaloff a. Petersburg; am 6. Nov.: Joseph Kleczynski aus Polen; am 6. Nov.: Karl Schenkel aus Schaffhausen; am 19. Nov.: Theodor Heinrich Schrader aus Hamburg; am 3. Dez.: Carl Schulz aus Meiningen; am 12. Dez.: E. Philon aus Griechenland; am 17. Dez.: Ch. P. Taft aus Cincinnati in Amerika; am 24. Dez.: Daniel Isenhorst aus Hamburg.

In der medicinischen Facultät erhielten die Doctorwürde: Am 31. Jan.: Emil Ponfick aus Frankfurt; am 9. Febr.: Friedr. Pagenstecher aus Elberfeld; am 19. Jan.: Theodor Schauenburg aus Oldenburg; am 27. Mai: Joh. Woodacre Kirk aus Liverpool in England; am 2. Juli: Gustav Lebon aus Frankfurt; am 18. Juli: Julius Carl Wilhelm Heye aus London; am 12. Aug.: G. E. Yarrow aus London; am 28. Sept.: Chr. Jenkins aus England; am 21. Oct.: Francis Alfred Turton aus Demerara; am 23. Oct.: Gustav A. Abrath aus Huckingen; am 14. Dez.: Wladislaus de Belina Swiontkowski aus Warschau.

In der philosophischen Facultät: Am 9. Januar: Ludwig Darmstädter aus Mannheim; am 21. Jan.: Adolph Hess aus Hungen in Oberhessen; am 23. Jan.: Emil Bessels aus Heidelberg; am 30. Jan.: Philipp Fresenius aus Frankfurt; am 18. Febr.: Albert Günther aus Langensalza; am 20. Febr.: Eduard Wiechmann aus Bockenheim bei Frankfurt; am 22. Febr.: Wilh. Maler aus Karlsruhe; am 26. Febr.: Karl Haase aus Frankenthal; am 27. Febr.: Otto Bury aus Hanau; am 1. März: Adalbert Rost aus Erfurt; am 2. März: Marcus Warschawski aus Pultawa in Russland; am 8. März: Victor von Miller aus Wien; am 14. März: Eduard Just aus Marienberg in Sachsen; am 16. März: Heinrich Vincent aus Frankfurt a. M.; am 2. Mai: Edwin Kreis aus Zürich; am 7. Mai: Arnold Gädeke aus Königsberg; am 10. Mai: Isidor Waltz aus Kaiserslautern; am 13. Mai: Victor Mayer aus Berlin; am 3. Juni: August König aus Willstädt; am 4. Juni: Woldemar von Schneider aus Petersburg; am 14. Juni: Martin Goldschmidt aus Berlin; am 15. Juni: Anton Gütschow aus Petersburg; am 29. Juni: Gust. Engel aus Frankreich; am 13. Juli: Alfred Bamberg aus Rudolstadt; am 17. Juli: Eugen Köhler aus Augsburg; am 29. Juli: Caspar Caro aus Lodz in Preussisch-Polen; am 30. Juli: Vincent Stadtnicki aus Polen; am 1. Aug.: Otakar Cech aus Prag; am 3.

Die erste der vorliegenden Arbeiten trägt den Spruch:
»Wer alles auf's Spiel setzt, hat sicher zu viel gesetzt«.

Die zweite hat das Motto:
»Die Wissenschaft ist die beste Freundin der Praxis.«

Der Verfasser der ersten Schrift hat die Aufgabe richtig aufgefasst und zu ihrer Lösung den zweckmässigen Weg eingeschlagen. Der von ihm gewählte Bezirk, nämlich die Gemarkungen von Mannheim und sechs naheliegenden grossen Ortschaften, ist von ihm durch Augenschein und Erkundigungen an Ort und Stelle mit Sorgfalt und Einsicht erforscht worden, die vorkommenden Bodenarten sind nach Beschaffenheit und Umfang beschrieben und die davon herrührenden Verschiedenheiten der Fruchtfolge, der Bearbeitung und Düngung, der Ertragsverhältnisse, der Pachtzinse und Kaufpreise des Landes angegeben worden. Finden wir aber in der Verarbeitung der gesammelten Thatsachen überhaupt schon manche Mängel, so treten diese ganz besonders bei der, allerdings sehr schwierigen Ermittlung des rohen und reinen Ertrags hervor. Hier treffen wir theils manche Rechnungsfehler, theils nicht zu billigende Berechnungsarten, wesshalb die Zahlenergebnisse dieser Schätzung unzuverlässig geworden sind. Die Ursache hievon glauben wir in dem Umstande zu finden, dass diese Bewerbungsschrift schon im Frühling abgeliefert worden ist und dem Verfasser also muthmasslich die Zeit gefehlt hat, seinem Aufsatz diejenige Reife zu geben, welche derselbe bei längerer Bearbeitung hätte erhalten können. Wegen dieser Unvollkommenheit der Schrift vermögen wir zu unserm Bedauern nicht, dem Verfasser den Preis zu ertheilen.

Die zweite Abhandlung, überschrieben »die Wissenschaft ist die beste Freundin der Praxis«, hat in formeller Hinsicht Vorzüge vor der ersten, sie ist wohlgeordnet und gut geschrieben; auch hat der Verfasser Bücher, gedruckte Aufsätze und handschriftliche amtliche Angaben fleissig und zweckmässig benützt. Aber während er bei allgemeinen vorbereitenden Sätzen zu lange verweilt, gibt er im 4. Capitel keine ausführliche Beschreibung eines Bezirkes nach allen in der Aufgabe genannten Beziehungen, sondern Vergleichungen grösserer Abschnitte des badischen Landes, ohne in die örtlichen Verschiedenheiten des Bodens und des Ertrages näher einzugehen. Er versucht keine Reinertragsberechnungen, hält sich nur an die Pachtzinse der Domanialgrundstücke und erklärt nicht die grosse Ungleichheit in denselben von Ort zu Ort. Wie schätzbar auch die übersichtlich mitgetheilten statistischen Angaben über Pachtzins und Rohertrag von Hofgütern und einzelnen Pachtstücken in 7 Landestheilen sind, so fehlt es doch an der gehörigen Verarbeitung derselben und an der durchgeführten Darstellung des Einflusses, den die Bodenbeschaffenheit bei übrigens gleichen Verhältnissen ausübt, sowie an Ergebnissen eigener Anschauung, wie sie

in der ersten Abhandlung niedergelegt sind. Es kann daher auch dieser zweiten Schrift der Preis nicht zuerkannt werden.

Da jedoch beide Bewerber gute Kenntnisse und lobenswerthen Eifer bewiesen, auch nützliche Beiträge und Bemerkungen dargeboten haben, so hat die Fakultät ihnen beiden eine ehrende Erwähnung zuerkannt.

Als Verfasser der Arbeit mit dem Motto: »Wer Alles auf's Spiel setzt etc.« bekannte sich Stud. chem. Deurer in Mannheim.

Für das kommende Jahr sind folgende Preisaufgaben gestellt, bei deren Bearbeitung der Gebrauch der deutschen Sprache gestattet ist.

Von der theologischen Fakultät.

»Anni Hebraeorum sacri Jobel nuncupati, in mentem quae subeit atque originem nec non, ad quem usque terminum lege valuerit, diligentius inquiratur, virorumque doctorum de ea re sententiae examinentur.«

Von der juristischen Fakultät:

»Die Haftung des Staates aus den Handlungen seiner Beamten.«

Von der medizinischen Fakultät:

»Sind die von den Galvanotherapeuten als »katalytische« bezeichneten Wirkungen des elektrischen Stromes in der Therapie verwerthbar? Welches sind ihre physiologischen Grundlagen?

Von der philosophischen Fakultät:

Als erste Frage:

»Es werde an der Hand der Quellen untersucht, welche Theile der stoischen Lehre auf Zeno von Cittium zurückzuführen sind.«

Als zweite Frage:

»Es wird verlangt ein analytischer Beweis des Pascal'schen Satzes vom Hexagrammum mysticum und den bekannten Erweiterungen desselben nach folgender Vorschrift:

Wenn man mit $\triangle$ und (p,q) die Determinanten bezeichnet:

$$\triangle = \begin{pmatrix} A, B \\ B, C \end{pmatrix} \quad (p,q) = \begin{pmatrix} A & B & p \\ A & C & 1 \\ q & 1 & 0 \end{pmatrix}$$

so stellen die Gleichungen:

$$\triangle = o, \quad (p,q) = o$$

in der Voraussetzung, dass A B C lineare Ausdrücke der Coordinaten x, y und p, q Constanten bedeuten, irgend einen Kegelschnitt und irgend eine gerade Linie in der Ebene dar.

Bedeuten ferner a, b, c, d, e, f irgend welche 6 Constanten, so sind:

$(ab) = o$, $(bc) = o$, $(cd) = o$, $(de) = o$, $(ef) = o$, $(fa) = o$

die Gleichungen der auf einander folgenden Seiten eines dem Kegel-

Von den im vorigen Jahre gestellten Preisfragen hatte die theologische Fakultät die Aufgabe gestellt:

»Ex evangelio quod appellatur secundum Hebraeos quae supersunt diligenter congerantur atque inquiratur in praecipuas causas varietatis et inconstantiae, quae si modum rationemque narrandi spectamus, intercedit inter ipsum et Ebionaeorum evangelium.«

Es ist der theologischen Fakultät ein einziger Versuch zur Lösung der von ihr gestellten Preisfrage mit dem Motto: »Nec pigebit autem me sicubi haesito quaerere, nec pudebit, sicubi erro discere« überreicht worden. Der Verfasser hat sich der deutschen Sprache bedient, wogegen die Fakultät um so weniger etwas einzuwenden hat, als dadurch im vorliegenden Falle, was Eigenthümlichkeit der Darstellung und Frische des Ausdrucks anlangt, wirkliche Vortheile gewonnen wurden. Mit noch grösserer Befriedigung hat die Fakultät wahrgenommen, dass das zu Gebote stehende Material vollständig aufgefunden und die Prüfung der hierauf bezüglichen altkirchlichen Zeugnisse mit kritisch geschultem Blicke und nach correkter Methode vorgenommen wurde. Die neuern Behandlungen der Frage haben in richtig bemessener Auswahl Berücksichtigung gefunden. Nur Keims neuestes Werk ist noch nicht benützt worden. Von um so grösserem Werthe erscheinen die ungesuchten Berührungen mit demselben, die besonders in der Aufzeigung einer schichtenweisen Entstehung der Hebräer-Evangelien zu Tage treten. Dass diese Schriften keineswegs blos als tendenziöse Bearbeitungen der Synoptiker aufgefasst werden, sondern vielfach die conservativen Triebe und ursprünglichen Traditionen des jüdischen Christenthums erkennen lassen, während sie erst in ihren spätern Gestaltungen dem kanonischen Typus näher gerückt erscheinen, ist eine Aufstellung, die eingehendere Beachtung verdient. Jedenfalls hat der Verfasser mit besonnenem Urtheil das immerhin nur mässig zu nennende Gewicht erwogen, welches aus der literarhistorischen Kritik dieser trümmerhaften Reste für Entscheidung der Frage nach den Entstehungsverhältnissen der unversehrt erhaltenen Evangelien resultirt. Einzelne Ausstellungen, wozu der Verfasser Anlass geboten hat, beiseite lassend, freut sich die Fakultät, in der Lage zu sein, seine Arbeit als eine fleissige und gehaltvolle Leistung mit dem verdienten Preise zu krönen.

Nach Eröffnung des mit dem erwähnten Motto: Nec pigebit etc. bezeichneten Briefes befindet sich der Name: Albrecht Thoma, Stud. theol. von Dertingen.

Die Juristenfakultät hatte das Thema gegeben:

»Die gerichtliche Auflassung, ihre geschichtliche Entwickelung und heutige Bedeutung.«

Es sind zwei, in deutscher Sprache geschriebene Bearbeitungen desselben eingegangen, von denen die eine das Motto: »Vorwärts«

führt, die andere durch die Worte des Sachsenspiegels: »Ane des vogts ding mag nieman seyn eygen hin geben.«

Die erstgenannte Arbeit bietet zunächst in ihrer äusseren Erscheinung die Eigenthümlichkeit, dass sie ohne irgend eine äusserlich hervortretende Gliederung der Masse, ja sogar ohne Trennung des dogmatischen vom historischen Theile geschrieben ist. Auch hat der Verfasser nicht allein keinerlei selbstständiger Quellenstudien sich beflissen, sondern sogar die Literatur nur in sehr unvollständiger Weise benutzt. Selbst bei der Bearbeitung des an sich dürftigen Materiales, dessen sich der Verfasser bemächtigte, fehlt es nicht allein überall an strenger Sichtung der Masse und logischem Gedankengange, sondern an jedem Versuche, rechtshistorische oder dogmatische Streitfragen zu lösen. Wenn nun unter so bewandten Umständen die Juristenfakultät ausser Stande war, die unter dem Motto »Vorwärts« versehene Arbeit zu krönen, so glaubte Sie doch der Frische der Darstellung, sowie einer gewissen, allerdings noch sehr der Pflege bedürftigen Gabe für geschichtliche Entwickelungen, welche daselbst bekundet ist, ihre Anerkennung nicht versagen zu sollen.

Die Schrift mit dem aus dem Sachsenspiegel entnommenen Motto hat gegenüber der vorbenannten mehrfache Vorzüge, indem sie sich von dieser durch bessere Methode, vollständigere Benützung der Literatur, sowie durch eine quellenmässigere Behandlung des rechtshistorischen Materials auszeichnet. Auch steht die Arbeit abgesehen von den angedeuteten Beziehungen in so ferne über der Schrift mit dem Motto »Vorwärts«, als der Verfasser jener seine Aufgabe von einem höheren Standpunkte erfasst und den Zusammenhang der canonischen Investitur mit der germanischen Auffassung verfolgt hat. Dessenungeachtet erschienen die wenig eingehende, ja höchst dürftige Behandlung des heutigen Rechts, sowie die Art und Weise, wie der behandelte Stoff ohne alle Ausführung der Entwickelung in die Form eines Grundrisses untergebracht worden, als so erhebliche Mängel, dass die Fakultät auch dieser Arbeit, bei aller Anerkennung des Fleisses und Talentes des Autors, den Preis zu ertheilen nicht vermochte.

Die im verflossenen Jahre von der medicinischen Fakultät gegebene, sowie die erste, von der philosophischen Fakultät gestellte historische Aufgabe hat keine Bearbeiter gefunden. Dagegen sind zwei Beantwortungen des zweiten, von der philosophischen Fakultät gestellten landwirthschaftlichen Themas eingelaufen, welches in nachstehender Weise lautete:

»Es sollen die in einem kleineren oder grösseren Bezirk von Baden vorkommenden Bodenarten beschrieben und es soll nachgewiesen werden, welchen Einfluss ihre Beschaffenheit auf die landwirthschaftliche Benützungsart, auf den rohen und reinen Ertrag, auf Kaufpreis und Pachtzins ausübt.«

schnitt $\triangle = o$ einbeschriebenen Sechseckes und allgemein $(p,q) = o$ die Gleichung einer von den 15 geraden Linien, welche zwei Ecken des Pascal'schen Sechseckes verbinden, wenn man für p, q zwei verschiedene von den 6 Constanten setzt. Mit diesen analytischen Elementen soll der Pascal'sche Satz vom Hexagrammum mysticum und die Erweiterungen dieses Satzes durch Steiner, Kirkman, Cayley und Salmon bewiesen werden.«